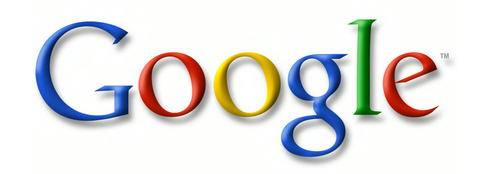
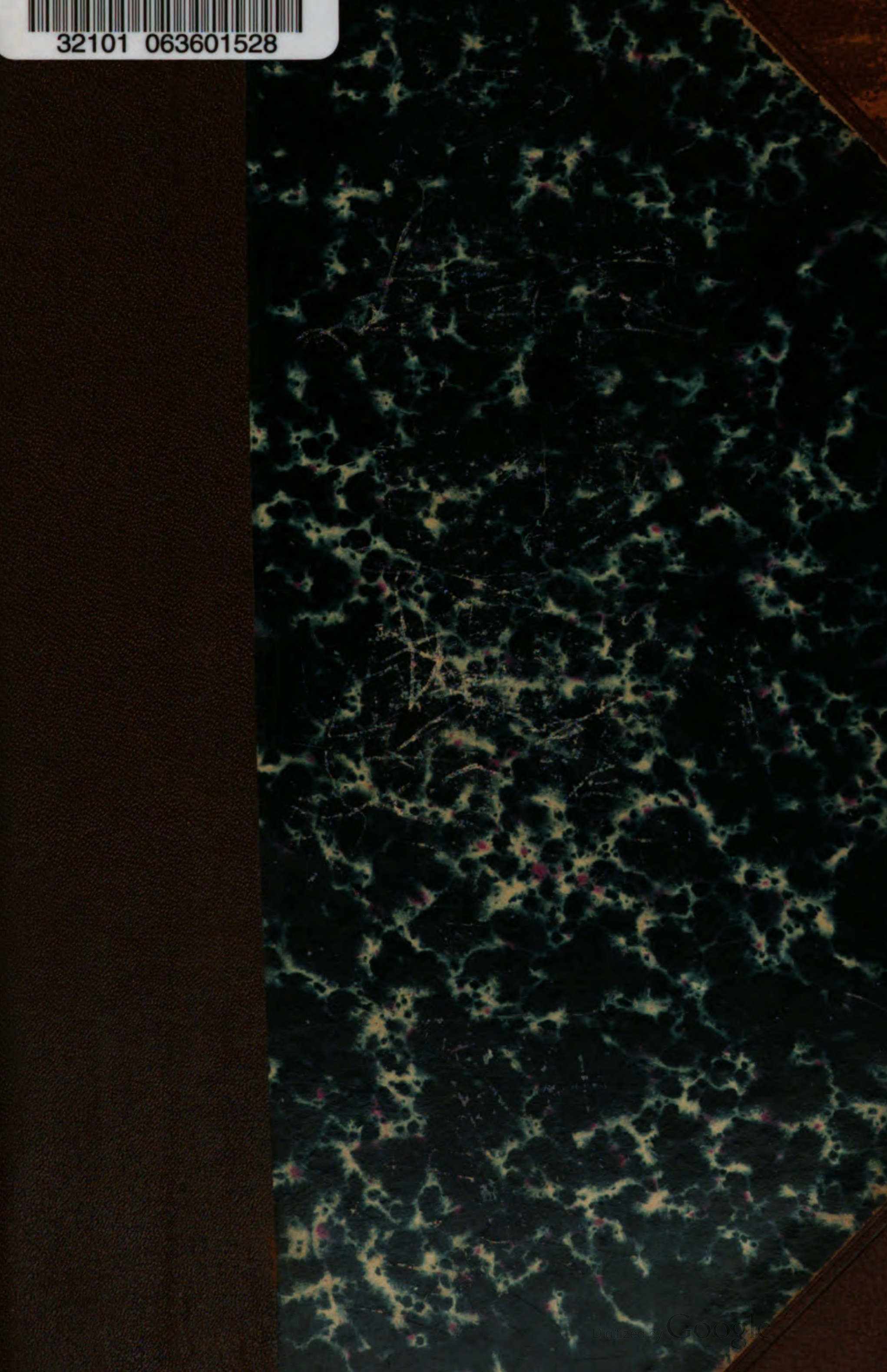
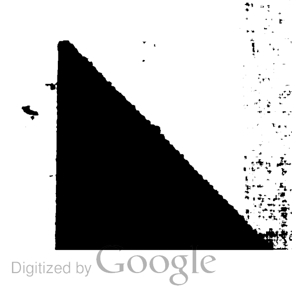









Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

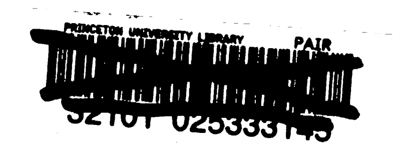
LUDWIG HERRIG.

XLI. JAHRGANG, 79. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1887.



Inhalts-Verzeichnis des LXXIX. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Über die
Technik von Hermann und Dorothea.

Von
Wilhelm Duschinsky.

I.

Das köstliche Juwel unserer epischen Dichtung ist eine Frucht liebevoller Vertiefung in die Luise Vossens. Neidlos in seiner Anerkennung und bemüht, fremden Anteil im Strome seiner Entwickelung umsichtig zu überschauen, hat Goethe mit rührender Einfachheit den Zoll der Dankbarkeit entrichtet und Voſs einen hohen Ruhmestitel gewahrt. So schreibt er den 28. Februar 1798 an Schiller: „Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewuſst, mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im Merkur sehen lieſs, wie oft ich ihn vorlas, so daſs ich einen groſsen Teil davon noch auswendig weiſs, und ich habe mich sehr gut dabei befunden, denn diese Freude ist am Ende doch produktiv bei mir geworden, sie hat mich in diese Gattung gelockt, den Hermann erzeugt und wer weiſs, was noch daraus werden kann."

Hermann sollte, wenn wir auf dies Geständnis hören, eine Art Stilleben in niederländischer Manier werden. Nachgeraten ist er freilich seinem Urbild nicht, aber niemand wird dies bedauern. Goethe war zu groſs für diese Kleinmalerei. Er griff entweder derb zu und durchbrach, wenn er in die Welt des Bedürfnisses hinabstieg, alle Schranken, wie im Götz und im Faust; ode re rtrachtete nach etwas Höherem, als die realistische Spiegelung des vergänglichen Einzelwesens ihm zu bieten vermochte. Gerade damals, als Hermann ihn beschäftigte, stand sein künstlerisches Streben nach einem weiten Ziel, nach einem Phantom;

er wollte das Leben meistern, indem er es versuchte, die Individuen zu ewigen Typen menschlicher Gattung umzuschmelzen. Der Meifselschlag des Künstlers war sonach zu kräftig für den weichen Stoff. Der Vorwurf mufste sich dehnen und unter der Arbeit entwickeln, sollte der Block nicht verhaut werden. Aus der Idylle, die geplant war, ist darum ein Neues, Unbekanntes hervorgewachsen, eine poetische Form, die man etwas voreilig „idyllisches Epos" nannte. In dieser Bezeichnung liegt aber, so scheint mir, ein Widersinn. Bedeutet Epos nicht Handlung, Bewegung; Idylle nicht Ruhe, Beschaulichkeit? Adler und Kröte sind hier, wie in der Fabel, zu einem seltsamen Paare zusammengekoppelt worden.

Vom alten Epos, das man schon in ein heroisches und romantisches zu sondern begann, unterschied sich Hermann deutlich; der Idylle näherte er sich, ohne in ihr Geleise einzutreten. Der neuen Erscheinung mufste man Meister werden, und da kein bequemerer Ausweg sich darbot, so hängte man ihr einen Zwitter von Namen an. Und dies alles geschah, weil man es nicht wagte, dem Gedichte Billigkeit zu erweisen und ihm ohne Einschränkung den Namen eines Epos zuzuerkennen, da doch alle unterscheidenden Merkmale nicht solche einer neuen Gattung waren, sondern vielmehr Auszeichnungen eines interessanten Individuums.

Was liegt an dem Namen, wird man mir einwenden? Wenig oder nichts; das Gedicht erobert darum nicht minder das Herz des Lesers; es spricht für sich und bedarf der Empfehlung nicht, die ein klingender Name gewährt. Konnte aber der Mangel an einem glänzenden Aushängschilde den Wert Hermanns nicht beeinträchtigen, so wird der Besitz desselben ihn nicht zu erhöhen im stande sein. Wozu dann alle Bemühung?

Und doch könnte eine blofse Namensbestimmung nicht ohne Bedeutung sein. Denn erweisen wir das Recht des Gedichtes auf den Namen eines Epos, so wären vielleicht auch die Grenzen des modernen Epos gefunden.

Ein doppelter Weg, diesen Anspruch darzuthun, steht uns offen. Wir können dem Hermann Goethes alte Epen von ausgesprochenem Charakter als Spiegel entgegenhalten, sein Wesen an fertigen Theorien prüfen, die von solch bewährten Mustern abgezogen worden sind, und seine Einreihung in die Gruppe des

Epos geschehen lassen, wenn in wesentlichen Dingen kein Unterschied von eben diesen Vorbildern wahrzunehmen ist. Andererseits reift allmählich eine vollkommenere Einsicht in den Bau des Epos heran, wenn man alle epische Dichtung in ihrem Auftreten und Werden zu überschauen trachtet. Eine genaue Topologie der erzählenden Kunst ließe die Bedingungen hervortreten, unter welchen sie sich entwickelte, und verstünde man's, den gemeinsamen Kern aus der mannigfachen Verschalung herauszulösen, so wäre auch der Typus des Epos gewonnen. Es fehlt denn auch nicht mehr an Vorarbeiten dieser Art.

Und doch will ich lieber das einfachere Verfahren einschlagen, obwohl ich mich über seinen wissenschaftlichen Wert nicht täusche, weil es praktisch ist und meinen Kräften eher angemessen scheint als die weit ausgreifende kritische Arbeit, welche die zweite Methode erforderte. Schillers und Goethes Betrachtungen über epische und dramatische Dichtung werden meinen Gedanken Stütze und Richtung leihen.

Den 19. April, da Goethe mitten in der Ausarbeitung Hermanns begriffen war, schreibt er an Schiller:

„Einen Gedanken über das epische Gedicht will ich doch gleich mitteilen. Da es in größter Ruhe angehört werden soll, so macht der Verstand vielleicht mehr als an alle anderen Dichtungsarten seine Forderungen, und mich wunderte bei Durchlesung der Odyssee, diese Verstandesforderungen befriedigt zu sehen."

Dieses Merkmal des Epos ist fein beobachtet, und die Begründung, welche Goethe zu Gebote stehen hat, um die bemerkte Thatsache als wahrscheinlich hinzustellen, in ihrer Einfachheit sehr treffend, sie besticht trotz der geringen Mittel, so daß man erstaunt ist, eine so volle Wahrheit zu hören, lange bevor noch die Wissenschaft den Entwickelungsgang des Epos beleuchtet hatte. Das Epos führt eine Handlung als geschehen vor. Der Sänger oder Rhapsode im Altertum, sein Zunftgenosse, der Fidler oder Trouvere im Mittelalter, vermitteln nicht erst die Kenntnis von einem unbekannten, erfundenen Stoffe, sondern sie wenden sich an eine wohlunterrichtete Versammlung, welche nichts Neues, sondern Altes, Bekanntes hören will. Die poetische Stimmung bringt der Zuhörer mit, die Rede des Erzählers fließt in aller Ruhe hin. Er präludiert durch ein paar Griffe auf der Harfe

oder Geige und begleitet musikalisch die bedeutsamen Worte. Was dem Werke an Spannung abging, mufste durch Deutlichkeit, Klarheit und Vollendung in jedem Augenblicke vergütet werden. Es wurde nicht auf ein bestimmtes Ziel hingearbeitet, sondern jeder Teil war sich Selbstzweck und forderte zum Verharren aus. Dem Gemüte wurde nicht die Freiheit geraubt, da kein drohendes Schicksal sich in erschütternden Ereignissen entlud, sondern alles Wissenswerte wird vorausgeschickt; wir werden, wie der alte Kunstausdruck lautet, in die Handlung mitten hineingeführt, und an den Mittelpunkt fügen sich in krystallinischem Aufbau erweiternde, erklärende Zusätze und Einzelheiten.

„Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes ist, dafs es vor- und zurückgeht, daher sind alle retardierenden Motive episch. Es dürfen aber keine eigentlichen Hindernisse sein, welche eigentlich in das Drama fallen. Sollte dieses Erfordernis des Retardierens, welches durch die beiden homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch im Plane des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, so würden alle Pläne, die geradehin nach dem Ende schreiten, völlig zu verwerfen oder als eine untergeordnete historische Gattung anzusehen sein.“ Diese zweite Forderung scheint mir nichts anderes als die äufsere Seite jenes Ruhebedürfnisses im Epos zu sein. Denn machen wir in der Tragödie den Weg vom Bergesgipfel in die Ebene, so dafs es eher Absturz ist als Lauf, und vermehrt jedes Hindernis die Wucht des Falles; so stehen wir im Epos auf einem Hügel, die weite Landschaft überschauend, und treten dann mit Ruhe und gleichbleibendem Genufs einen Spaziergang über Berg und Thal an, die offen vor unseren Blicken liegen.

Wie aber erzielt der Epiker dieses Ebenmafs der Stimmung unter seinen Hörern. Die grofse That, die Handlung im allgemeinen weckt Leben und Interesse; Ruhe aber vermittelt die Deutung alles Geschehenen. Die Motive sind nicht individuell-persönlich, sondern typisch gestaltet, die Empfindung lag nicht im Streit mit der Forderung der Vernunft, und die That war eins mit dem moralischen Anspruch. Man verstehe recht, der moralische Anspruch mufs nicht ein solcher sein, dafs er unseren

Begriffen von Moral genügt; war er dem Sittengesetz, auch nur dem Gewohnheitsrecht, das in den Zuhörern des Dichters lebte, angepaſst, so hatte er Kraft und Bedeutung. Und Homer, das Ideal eines Epikers, wie konnte er die moralische Weltordnung lebendiger zur Darstellung bringen, als indem er die Götter, welche sie schufen, selbst in die Handlung einflocht? Ein Rat der Götter bestimmt das zu Geschehende, und die einzelnen werden mit der Ausführung der Beschlüsse betraut. Zeus sendet seinen göttlichen Boten ins Lager der Griechen, erregt den neuerlichen Kampf mit den Trojanern und führt die Ereignisse einem gewollten Ziele zu. Wir werden eher von der Absicht des Gottes unterrichtet, als wir sie ausgeführt sehen, und mit Ruhe, wenn auch teilnehmend, verfolgen wir die sich entwickelnden Ereignisse. Solcherart ist der Hergang im zweiten Gesange der Ilias. Noch deutlicher spricht uns diese Kunstregel in der Einleitung desselben Gedichtes an. Der Zorn des Achilleus soll erzählt und begründet werden. Er gerät in heftigen Streit mit dem obersten Heerführer: und allsogleich regt der Dichter die Frage an, wer von den Himmlischen entfachte den Streit?

Bevor wir die Beweggründe des Männerkampfes durchblicken, wird erzählt, daſs Apollo, als Rächer seines Priesters, auf die Wahrung seiner göttlichen Ehre bedacht ist. Er schlägt darum das Lager der Griechen mit Pest und erweckt Zwietracht unter den Helden. Achill stürmt nur deshalb auf Agamemnon ein und höhnt ihn mit scharfen Worten, damit die Griechen ihren Frevel erkennen, büſsen und sühnen sollen. Was die Menschen thun, ist somit ein Widerspiel dessen, was Gott geschehen lassen wollte. Dem griechischen Zuhörer, welchem die Gottheit nicht zum Schemen, zum poetischen Kunstmittel herabgesunken war, blieb auf solche Weise kein Punkt dunkel. Alles war auf „vernünftige Weise" erklärt und zu lebendigem Bewuſstsein gebracht worden. Er hatte keinen Zweifel an der inneren Wahrheit der Beweggründe, da Religion und poetische Wirklichkeit einander stützten, und was an sein Inneres gerichtet war, aus dem Innern reichste Nahrung sog.

Dieses Vorteils, die moralische Weltordnung sichtbar darzustellen, muſs fortan jeder Dichter entbehren, da er den Schöpfer desselben nicht mehr als handelnde Person einführen kann. Mit

dem Glauben an die Götter hat ihre poetische Bedeutsamkeit aufgehört. Ließe heute ein Dichter sich verleiten, dieses Kunstmittel zu verwenden, so würde er frostige Verstandesgebilde geschaffen haben, die unserm Innern fremd bleiben müssen. An dieser Klippe scheiterte Voltaire mit seiner Henriade oder, um einen Geringeren zu nennen, Pyrker mit seiner Tunisias.

Die christlichen Epiker des Mittelalters hatten zweierlei Mittel zu Gebote stehen, um jene homerische Durchsichtigkeit der Handlung zu erzielen. Entweder wagten sie Gott selber in die Handlung einzuführen und seine Engel als Mittler zu verwenden, was Torquato Tasso noch in späteren Jahrhunderten wohl in Anlehnung an die klassische Tradition genutzt hat; oder Gott wählte einen Helfer, welcher dem Helden lehrend und schützend zur Seite war. So führt Virgil den kämpfenden Zweifler Dante durch die Hölle und das Fegefeuer, und erhebt Beatrice den geläuterten Geist in die Sphären des göttlichen Glanzes. Jener ist das Symbol des menschlichen Verstandes, diese der Gnade Gottes, es fängt die Herrschaft der Allegorie an, welche die Litteratur des ausgehenden Mittelalters ganz in ihren Bannkreis zwang. Immerhin sind die Figuren Dantes körperlich genug, um poetisch wirksam zu sein. Es gewinnt der Dichter auch hier noch den Vorteil, eine hohe Lehre mit gewaltiger Autorität vortragen zu lassen, ohne daſs Gott selbst, der schon für Dante mehr Begriff als Wesen war, bedeutend hervortreten müſste. Doch wo dies der Fall ist, borgt auch die Gottheit eine körperliche Hülle.

Eine andere Weise schlugen die ritterlichen Epiker an. Bei ihnen gewann der Aberglaube des Volkes, fast möchte man sagen der Urglaube, die Oberhand. In der Graalsage vereinigte sich christliche Tradition mit heidnischen Glaubensüberresten der Bretonen, und aus ihrem Zusammenfluſs entsprang eine seltsame Spielart der Legende. Ein Nachteil für den Dichter war dies keinesfalls. Immer wurzelten diese Vorstellungen in dem Gefühle des Zuhörers, und sein Glaube war die Kraft, welche solchen Dämmergestalten zum Leben verhalf. Sie waren für den Zuhörer wirklich und deshalb befähigt, das Schicksal der handelnden Personen in einer seinen Vernunftsforderungen angemessenen Weise zu gestalten.

Alle diese Vorteile sind dem Dichter eines aufgeklärten Zeitalters verschlossen. Das Drama mag noch hie und da von den Gestalten der Phantasie Nutzen ziehen, weil sie für Aug und Ohr, sei es nur für Augenblicke, lebendig werden, aber der Erzähler findet keinen Zugang mehr zum verschlossenen Palast des Zauberreiches. Auch die Anschauungen über die Weltordnung sind nicht mehr einheitlich und allen Zuhörern in bestimmten Symbolen zugänglich. Wenn der Dichter solche Gestalten zu beleben sucht, appelliert er nicht mehr an das innerste Gefühl des Hörers, sondern er kann höchstens unsere Vorstellungskraft zu einem verwegenen Fluge aufrufen, ohne unserer Vernunft zu genügen. So wird Wieland im romantischen Epos Oberon noch vielen Gewinn aus seinem Märchengeist zu erzielen wissen, aber wir lassen uns nur willig täuschen, weil der Dichter mit seinem Geiste spielt und die Täuschung um ihrer komischen Effekte willen gefällt. Nur der kindliche Sinn ist noch im stande, Märchen voll nachzuempfinden.

Der moderne Dichter wird eine von den vielen Weltanschauungen benutzen müssen und daher zu langen Verstandeserörterungen gezwungen sein, die der poetischen Sprache widerstreben, und das antike Epos wird vom modernen, philosophischen Roman abgelöst. In diesem Sinne schreibt Goethe einen Wilhelm Meister, Auerbach seine Bildungsromane: Auf der Höhe, Das Landhaus am Rhein, Neues Leben, Gutzkow Die Ritter vom Geiste etc. Doch da diese Auffassungen vom Leben keineswegs die Meinungen aller Zeitgenossen umfassen, so werden bloſs die Parteigenossen des Autors befriedigt werden, und dem ernsten Ringen nach Klärung des Blickes durch das wirre Leben wird kaum der Vorwurf der Tendenz, wenn anders dies ein Vorwurf ist, erspart werden können. Ein Spruch Goethes scheint mir das eben Ausgeführte in folgendem sagen zu wollen: „Der Roman ist eine subjektive Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das andere wird sich schon finden.“

Meistens verzichtet indes der Romanschriftsteller auf den breiten Hintergrund, und es entfernt sich der Roman noch mehr vom Epos, während sich die naturgemäſse Annäherung zum

Drama vollzieht. So sind Romane oft Dramenansätze, welche bloſs der Entwickelung bedürfen, um für die Bühne tauglich zu werden. Diese Romane haben mit dem Drama die Haupteigenschaft gemein, daſs sie die Handlung durch die Triebe der menschlichen Natur motivieren. Diese aber müssen um ihrer Undurchsichtigkeit willen Spannung erzeugen; denn die Wirkungen derselben werden erst allmählich von der Zeit enthüllt. Die Spannung aber ist dem Epos fremd und die Steigerung des Gefühls wird niemals aufgespart. Die Wirkungen dieser Romangattung und des alten Epos werden darum wesentlich verschieden sein. Dieses erzeugt Klärung der Ansichten, Ruhe des Gemütes, stilles Behagen; der Roman dagegen Aufregung, Anspannung und Lösung des Gefühls.

Wie, wenn aber ein Dichter nach Homer auf das gleiche Ziel lossteuern wollte? Der Roman als nicht reine poetische Gattung soll beiseite bleiben und die alte Technik des Epos ist unfruchtbar geworden. Wir haben erzählende Gedichte, aber kein Epos in dem Geiste Homers; denn alle hasten, wühlen, stürmen, beruhigen aber nicht. Von den neueren nenne ich Hamerling, dessen groſsartige Leistungen dieser Vorwurf von selbst treffen muſs.

Wie löste Goethe dies Problem, und was haben wir von ihm zu lernen, wenn wir den Pfad verfolgen, den er gegangen ist?

II.

Je weiter der Wirkungskreis der handelnden Personen gezogen ist, je verwickelter und verschlungener sich die Fäden zum groſsen Gewebe des modernen Lebens darbieten, desto zäher und widerstrebender wird die poetische Anschauung. Kein reiner Ton klingt aus dem Stimmgewirr hervor. Aber, wo wir dem gröſsten Teil nach heimisch sind und das Gemüt der verschiedenartigsten Geister in harmonischer Weise angeregt wird, das ist am Familienherd. Jede Erörterung über das Naheliegende meidet den Weg des bloſs Theoretischen, immer sehen wir, ob der Blick vor- oder rückwärts gewandt ist, eigenes Erlebnis oder noch zu Erhoffendes. Da, in solcher Enge bohrt der Dichter sich ein, legt das Fundament zu seinem Bau tief in den Grund

und gewinnt, indem er sich diese äufsere Beschränkung auferlegt, an Macht und Innigkeit.

Es treten in lebendiger Veranschaulichung nacheinander vor unser Auge die Familie, ihre Beziehungen zu Freunden und Bekannten. Das Gemeinwesen beschäftigt unsere Gedanken, die Ansprüche des Vaterlandes werden betont, und durch die vertriebene Gemeinde ist in einem grofsen Bilde veranschaulicht, wie der Staat sich aus dem Keime entwickelt. Es wird der ganze Kreis menschlicher Gefühle in engem Raume zusammengehalten, und das feste Band schafft die Familie, von welcher wir den Ausblick in das Weltgetriebe gewinnen, wie das Schicksal des Ganzen den Lebensgehalt der Familienmitglieder bestimmt. Diese Beziehung auf das Grofse zerstört den idyllischen Charakter, welchen man einigen intimen Scenen des Gedichtes zuerkennen mufs. Die Welt, welche Goethe darstellt, ist nicht kleiner als diejenige der Odyssee z. B., nur sehen wir sie nicht frei vor uns, sondern durch ein Guckloch: wir sehen sie mit den Augen der Familie.

Die einzelnen Vorgänge, welche das Gedicht aufbauen helfen, werden darum als Ausflüsse göttlicher Vorsehung betrachtet, was bei der Frommgläubigkeit einer deutschen Bürgerfamilie ebenso natürlich als vernunftgemäfs erscheint. Auch den Leser gewinnt diese Hinneigung zum „Vater im Himmel“ leicht, weil dieses Gefühl niemandem ganz fremd wird, und selbst wenn es geschwunden ist, eine rührende Sehnsucht weckt. Für die Familie ist diese eine Herzensstimmung in allem und jedem mafsgebend. Jede Handlung kann auf sie zurückgeführt, durch sie erklärt werden. Von vornherein wissen wir, dafs Menschen, welche so im Innern leben, nur das thun können, was sie für gut erkannt haben. Damit diese Erkenntnis eine ganze sei, mischt sich in die Betrachtung der thätige, strebende Mut des praktischen Mannes, die Verstandesklugheit des stilllebenden Pfahlbürgers, der liebende Blick der Mutter und die reife Menschlichkeit und Herzenskenntnis des Pfarrers. Wo solche Menschen zusammenwirken, kann es augenblickliche Beunruhigung, aber nicht ungelösten Kampf geben. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, dafs es dem wackeren Hermann gelingen wird, seine geliebte Dorothea heimzuführen; und wir bangen nicht für den Frieden zwischen einem Vater und einem Sohne, wo der erstere

einsichtig im Großen, nur schwach im Kleinen, der letztere von gediegenem Wollen und voll Nachsicht für die Schwäche des Vaters ist. Hätten sie aber nicht die Kraft, das Einverständnis aus sich heraus zu gewinnen, so steht zwischen beiden die treue Gattin, die liebevollste Mutter, welche ihren Gemahl würdigt und den Sohn zu schätzen weiſs. Sie ruht auch keinen Augenblick, bevor der Zwiespalt nicht beseitigt ist und Einigkeit, väterliche Milde, kindliche Ergebenheit ins Haus wieder eingezogen sind. Während die Mutter auf das Gemüt einwirkt, wirft der Pfarrer sein geistiges Gewicht in die Wagschale des Verstandes. Man beachte nur die Weisheit der Komposition, wie beide Kräfte zur rechten Zeit einsetzen, um die gedeihliche Lösung vorzubereiten und herbeizuführen. Während die Mutter dem Sohne in der inneren Befreiung beisteht, sitzen die drei, der Wirt zum goldenen Löwen, der Pfarrer und der Apotheker sprechend zusammen, und das Lebensziel tritt aus der Unterredung immer klarer vor unser Auge, als ob ein göttlicher Mund es durch sein Wort genau umschrieben hätte. Die Gottheit spricht auch vernehmlich; aus der Natur, aus dem Schicksal hallt ihre Stimme hervor:

> Neben diesen Gefühlen
> Gab die *Natur* uns auch die Lust, zu verharren im Alten,
> Und sich dessen zu freuen, was jeder lange gewohnt ist,
> *Aller Zustand ist gut,* der natürlich ist und vernünftig.

Solches spricht der Pfarrer aus, und die Mutter ergänzt ihn, wenn sie sagt:

> Nun ist er kommen der Tag, nun hat die Braut ihm der Himmel
> Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.

Was nach Spinoza den Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Testament ausmacht; die innere Offenbarung tritt an Stelle der äuſseren; Gott spricht nicht mehr von Angesicht zu Angesicht, sondern im Herzen kündigt sich sein Wille an; das scheidet auch das Homerische und das Goethesche Epos. Unser Gemüt ist der Schöpfer, unsere Vernunft das Richtscheit unseres Schicksals. Nur mit Hilfe des Gemüts können wir Hermann schätzen lernen, und keine andere Kraft darf bei Beurteilung dieses Gedichtes in Betracht kommen. Schon Schiller hat diesen Standpunkt eingenommen und in scharfen Worten ausgesprochen. Den 22. Dezbr. 1797 schrieb er an Goethe:

„Die Schlegelsche Recension Ihres Hermann kenne ich nicht und weiſs überhaupt nicht, von welchem Schlegel sie ist. Sie sei aber, von welchem sie wolle, so finde ich bei keinem die ganze Kompetenz dazu, denn es gehört vorzugsweise zur Würdigung dieses Gedichtes das, was man Gemüt heiſst, und dieses fehlt beiden, ob sie sich gleich der Terminologie desselben anmaſsen."

So verschieden die Wege Goethes und Homers waren, das Ziel war dasselbe: Befriedigung der Vernunft, Ruhe und Klarheit. Die Methode muſste eine andere werden — an Stelle der sinnlichen Einwirkung tritt Überredung und Überzeugung —, aber man steuert einem und demselben Lande zu, ob auch die Fahrzeuge andere geworden sind. An lebendigem Eindruck und Fülle der Aktion muſs Goethe weit hinter Homer zurückstehen, aber er interessiert dafür mehr unser Gefühl und unsere Vernunft, wenn auch unsere Sinne weniger angeregt werden. An anderer Stelle wollen wir des weiteren auf den eigentümlichen Ersatz, welchen die Gefühlsregungen uns für die sinnliche Anschauung bieten müssen, zurückkommen und uns jetzt der äuſseren Technik des Epos zuwenden.

III.

„Das Homerische Heldengedicht ist rein episch, der Rhapsode waltet immer vor, was sich ereignet, erzählt er; niemand darf den Mund aufthun, dem er nicht das Wort gegeben, dessen Rede und Antwort er nicht ankündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Dramas, sind nicht zulässig." (Sprüche in Prosa. Goethe.)

Daſs sich Goethe hierin streng an sein Vorbild gehalten, bedürfte eigentlich keines Nachweises, aber einige Redewendungen sollen als Beispiele angeführt werden:

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau.
Aber es lächelte darauf der treffliche Hauswirt und sagte.
Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr.
Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck.

Eine solche Nachahmung könnte man auch eine äuſserliche nennen, wenn sie nicht mit anderen Momenten in genauem Zusammenhang stände, welche für die epische Technik von wesent-

licherer Bedeutung sind. Vor allem hebe ich die hemmenden Motive hervor. Das Ruhebedürfnis des Zuhörers begünstigt dieselben, wie sie selbst Gemächlichkeit und stilles Behagen fordern. Ungeduldige Hast und Neugier vertragen sich schlecht mit der epischen Breite. Goethe mafs, wie bekannt ist, den retardierenden Motiven grofse Wichtigkeit bei und war gesonnen, ihnen in seinem Plane voll Rechnung zu tragen. Der Stoff des Hermann aber weist in seiner Einfachheit eher auf das Drama als das Epos hin, und Schiller meint, dafs das Gedicht eine gewisse Hinneigung zur Tragödie besitze. „Das Herz ist inniger und ernstlicher beschäftigt, es ist mehr pathologisches Interesse als poetische Gleichgültigkeit darin.“ Gleichwohl durfte Goethe sagen, dafs die retardierenden Motive in seinem Plane gelegen waren. Ein Vergleich mit dem Rohstoff, aus dem er seine Dichtung herausarbeitete, wird ihm dies bestätigen.

„In Altmühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnt, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Entschlufs fasset, wenn es angehen sollte, dieselbe zu heiraten; er erkundigt sich dahero bei den anderen Salzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um ihrer Religion willen geschieden und hatte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm solche der Vater zu nehmen erlauben will. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolle, würde er niemalen heiraten. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läfst auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeint, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, dafs es sowohl

dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzt weiter: Ob sie wohl seinem Vater dienen wolle? Sie sagt: Gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleifsig zu dienen, und erzählte hierauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und seinem Vater präsentieret. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexieren, und antwortet: Ei, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und auch der Sohn sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeuget, erklärt sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden und sie wollte ihn halten wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf ihr der Sohn ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch wohl einen Mahlschatz geben, womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Dukaten befinden."

Diese karge Erzählung ist bekanntermafsen Goethes Quelle für Hermann und Dorothea. Liegt etwa in diesem Stoffe eine ausgesprochene Fähigkeit für epische Behandlung? Eine ununterbrochene Reihe von Geschehnissen; eine Hauptlinie, die ihre Knotenpunkte hat, aber durchaus gerade verläuft; eine kurze Spanne Zeit ohne Rückblick in die Vergangenheit; ein Ereignis innerer, intimer Natur; ein so schwächlicher Thatendrang, dafs er von einem bedeutenden Worte aufgesaugt wird: sind das Kennzeichen eines Stoffes mit epischer Eignung? Um wie viele Momente mufste dieser Vorwurf bereichert werden, bis er sich Goethe als epischer Plan darbot! Und darum ist diese Skizze nur insofern der Beachtung wert, als sie behilflich ist, aufzudecken: welche Motive der Dichter als Erreger der Handlung gedacht, welche Personen er zu Trägern derselben gemacht, was

er erfunden und dem Stoffe einverleibt hat, und in welcher Weise es ihm gelungen ist, aus den einzelnen Momenten der Handlung eine logische Folge und doch die behagliche Serpentine des Epos zu gestalten. So wünschte ich dem Vorwurf Goethes zu entgehen, der sich gegen das Forschen nach den Quellen des Dichters in einem scharfen Epigramm aussprach. „Die Frage," sagt er, „Woher hat's der Dichter, geht nur aufs Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas."

Die Personen und Ortsverhältnisse erfuhren in der Form, wie Goethe im Innern den Stoff reifen liefs, nur geringe Wandlungen. Flüchtige Strahlen der Charakteristik hat er verstärkt und zu grofsen Lichtern gesammelt. Nur der Mutter wurde innerhalb der Familie eine neue Stellung zu teil. In der Vorlage ist ihr Anteil an der Handlung kaum angedeutet. „Sie geben dem Sohne ihre Einwilligung," heifst es dort lakonisch. Ist in diesem unbestimmten „sie" die Mutter, oder neben dem Vater der mitberatende Pfarrer einbegriffen? Wer weifs es? Gewifs aber ist, dafs die Mutter auf das Schicksal des Sohnes nicht mitbestimmend einwirkt. Goethe, der sich der Mutter erinnerte, wie sie zwischen Vater und Sohn beständig Vermittlerin war, hat kindliche Dankbarkeit bewiesen, indem er die Mutter zum Mittelpunkte der Familie machte. Die epische Technik hatte durch diese Schöpfung nur zu gewinnen. Die Frau, deren Heldentum zumeist im Dulden besteht, findet ihre Stärke in der Überredung und in den Argumenten des Gemütes. Wie anders mufste ohne die Mutter der Anprall der entgegengesetzten Willensrichtungen von Vater und Sohn sich gestalten! Wie viel unmittelbarer ist der Austrag des Widerstreites in der kurzen Relation, da der Sohn selbst seine Wünsche verficht! Aber der Vater kann bei einer solchen Lösung des Konflikts nur als Schwächling, Hermann dagegen nur als willenskräftiger, unbeugsamer Jüngling gedacht werden. Diese Charakterführung würde die Nachgiebigkeit des Vaters motivieren; dagegen würde jeder innere Zusammenhang zwischen der zagen Werbung Hermanns und seiner Unbeugsamkeit dem Vater gegenüber vermifst werden. Das Motiv der unausgesprochenen Liebe, das die Vorlage deutlich entwickelt, mufste Goethe aufserordentlich willkommen sein; es fördert das Zuständliche und erlaubt ein Zurückgreifen in die

Vergangenheit. Für die epische Darstellung war es geradezu ein Fund, der nicht geopfert werden durfte. Aufser diesen technischen Vorteilen, die wir eben geltend machten, hat Humboldt einen anderen mit poetischem Feingefühl wahrgenommen und geschildert. Hermann, welcher die Herzensklarheit Dorotheens nicht kennt, darf nur in halboffenen Worten von seiner Neigung sprechen und in verräterischen Anspielungen sein Geheimnis offenbaren, da eine gewisse naive Scham ihn vor dreister Bewerbung bewahrt. Der Schleier des Unausgesprochenen verhüllt die reifgewordene Liebe Hermanns und Dorotheens; ein reizender Widerspruch zwischen dem hellsehenden Leser und dem befangenen Helden wirkt stimmungsvoll. Welch kostbare Freiheit hat aufserdem der Dichter, die Liebenden über alles und jedes in der zu erwartenden Häuslichkeit unbefangen sprechen zu lassen! Im vollen Bewufstsein der erwiderten Liebe durften diese sich nur mit ihrer Liebe beschäftigen. Dadurch wäre die Stimmung noch mehr nach innen gedrängt, noch lyrischer geworden. Die Bedeutung des Motivs glaube ich nun ins rechte Licht gestellt zu haben.

Pafst aber dieses jugendlich verschämte, stille Wesen Hermanns zum Charakter eines Feuerkopfes, der seinem Vater starren Widerstand leistet? Viel eher vereinigt es sich mit dem bescheidenen Sohne, der aus dem Hause geht, um die kränkenden Worte des Vaters nicht mit anzuhören, und der Mutter es überläfst, zwischen ihm und dem Vater Frieden zu stiften. Einem solchen Charakter steht es auch an, ein im Grunde wenig bedeutendes Hindernis, wie es der Ring am Finger Dorotheens ist, ernst zu nehmen. Ein kühner Mann hätte sich sofort aus dem Munde Dorotheens, oder zum mindesten durch den Pfarrer, Sicherheit verschafft. Der stille Hermann aber weicht einer solchen Frage aus und schneidet dem Pfarrer das Wort ab, als er sie unaufgefordert lösen will, denn er fürchtet aus einem schönen Traume zu rauher Wirklichkeit geweckt zu werden. Verständig hat Goethe das Motiv des Brautringes benutzt, um Hermann zum Verschweigen seiner Gefühle zu verhalten; aber damit es nicht wie in der trockenen Darstellung der Vorlage äufserlich bleibe, mufste dem Vater die herbe, entschiedene Richtung des Charakters, dem Sohne aber die Weichheit als Anteil zufallen, und darum mufste zwischen beiden die Mutter stehen.

Andere Figuren, um welche der Personenkreis der Vorlage bereichert worden ist, haben wir wenige zu nennen: der Apotheker und Richter. In diesem wurde die vertriebene Gemeinde, in jenem die herbeigerufenen Freunde individualisiert. Die Rolle des Pfarrers war bereits im Rohstoff vorgezeichnet.

Die Örtlichkeit, wo die Handlung sich abspielt, ist in der Relation und Goethes Gedicht dieselbe. Die deutsche Kleinstadt ist hier und da die Bühne. Anders verhält es sich mit der Zeit, in welcher sich die Figuren bewegen. An die Stelle der religiösen Verfolgungen im Anfange des 18. Jahrhunderts hat Goethe die französische Revolution treten lassen. Es ist dies die folgenreichste Änderung, welche Goethe mit seiner Quelle vorgenommen hat. Nicht bloſs, weil Goethe an dieser gröſsten Bewegung der Neuzeit seinen Anteil zu erkennen gab und vielleicht das politische Denken anregte, sondern diese Epoche war wie keine zweite geeignet, Menschen mit weitem Blick hervorzubringen. Die reine Menschlichkeit des Richters ist aus ihr hervorgegangen. Die Zeit der religiösen Verfolgungen dagegen war für den Dichter unfruchtbar, weil sie beschränkt und einförmig in ihren Triebfedern war. Und nur durch die Erhöhung der Scene hat Goethe aus der Novelle in Versen ein Epos geschaffen, indem er sich die groſse Perspektive sicherte, die dem Epos notwendig ist. Indes auch an den Charakteren ging die Änderung der Zeitumstände nicht ohne Spuren vorüber. Hermann, der weiche Jüngling, wird durch zarte Regungen des Patriotismus geadelt. Auch Dorothea ist ein Kind der bewegten Zeit. Freilich muſste ihr Charakter bei der Umbildung um einen groſsen Zug ärmer werden. Sie ist nicht mehr die glaubensstarke Jungfrau, die Vater und Mutter, um ihrer Seele Heil zu retten, verläſst und in die Fremde zieht; sondern wir lernen eine heldenmütige Waise kennen und lieben, welche in ihrer Verlassenheit sich eine Familie schafft. Je einsamer sie dastand, desto leichter konnte sie Hermanns Gemahlin werden.

Dafür hat Goethe den Charakter Dorotheens gehoben, indem er ein Motiv, welches die Relation ihm an die Hand gab, fallen lieſs. Die flüchtige Salzburgerin ist nicht arm, sondern hält einen Mahlschatz für ihren Bräutigam bereit. Hätte der Chronist nur einigen poetischen Sinn gehabt, so muſste er fühlen, wie

sehr seine Heldin durch diesen Schatz verkleinert wurde. Nahm sie etwa, als sie das Vaterhaus verliefs, ihr Erbteil mit, um sich in der Fremde draufsen leichter verheiraten zu können? Ihr Glaubenseifer wäre dadurch völlig des Heroismus entkleidet worden. Goethe konnte mit diesem Motiv nichts anfangen. Ja, selbst seiner Waise wäre dieser Schatz nur eitle Last gewesen. Hermanns reines Gefühl wäre am Ende auf eine gar hausbackene Art belohnt worden. So läfst nur ein Scribe seine Helden ihr Glück machen.

Den ungestalten Stoff sahen wir sich klären, vertiefen und rein menschlichen Empfindungen anpassen. Wie er sich gliederte und zum Bau eines Epos fügte, werde ich aus dem Plane des vollendeten Gedichtes zu erklären trachten.

IV.

Die Familie, durch welche uns der Stoff von aufsen zugeführt wird, lernen wir samt den Verhältnissen, in die sie hineingestellt ist, zuerst kennen. Behaglichkeit und biedere Gesinnung, wie sie im kleinstädtischen Leben zu Hause sind, prägen sich vollwichtig im wackeren Paare aus, dem Wirt zum goldenen Löwen und seinem Weibe. Die Thätigen werden durch ein grofses Ereignis überrascht und zum Gedankenaustausch angeregt. Ein trauriger Zug Heimatloser, welche durch den Krieg aus Haus und Hof verdrängt worden sind, berührt die Bannmeile des Städtchens. Der Sohn wurde ausgeschickt, den Flüchtigen mit allerlei beizustehen, das Elternpaar aber wartet zu Hause Nachrichten über die Unglücklichen ab. Diese bringen der Pfarrer und der Apotheker, die beiden Freunde des Hauses. Sie erzählen und schildern, was sie erlebt haben, und jeder knüpft in seiner Weise Betrachtungen über Menschenart und Schicksal an.

Wir stehen inmitten der lebendigsten Gegenwart und der Dichter weifs uns doch in die Vergangenheit zu locken. Anstatt dafs die Ereignisse sich vor unseren Augen abspielten, werden sie erzählt und aus der Erinnerung wieder hergestellt. Das macht einen grofsen Unterschied aus. Während das gegenwärtige Bild des Elends uns in Mitleidenschaft gezogen und unseren Geist einseitig beschäftigt hätte, regt die Erzählung an, ohne die Gedanken zu begrenzen und zu hemmen. Freiheit der Bewegung aber ist ein Bedürfnis der epischen Technik. Darum mufs nach

Goethe „der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seine als vollkommen gegenwärtig behandeln“. Schiller glossiert diesen Satz so recht zur Nutzanwendung für den vorliegenden Fall. „Ich setze noch hinzu, es entsteht daraus ein reizender Widerstreit der Dichtung als Genus mit der Species derselben, der in der Natur wie in der Kunst sehr geistreich ist. Die Dichtung als solche macht alles sinnlich gegenwärtig, und so nötigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daſs der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden darf.“ Deshalb dürfen wir den Zug der Vertriebenen nicht mitansehen, aber durch die Schilderungen des Pfarrers, des Apothekers und des Sohnes wird er lebhaft vor unsere Phantasie gestellt. Durch diesen Kunstgriff wird auch die retrograde Bewegung des Epos gefördert. Denn zieht der Dichter schon aus den ersten Schilderungen des Pfarrers und des Apothekers vollen Nutzen: der Frieden der Familie wird kontrastiert mit der Bedrängnis der Heimatlosen; der Vater giebt, durch die Ereignisse angeregt, seinen geheimsten Herzenswunsch preis; so wird die baldige Rückkehr Hermanns noch einmal Gelegenheit geben, in die Vergangenheit zurückzublicken.

In der That kehren wir im zweiten Gesange von der Betrachtung zur Erzählung zurück. Der heimkehrende Sohn berichtet, wie er sich seines Auftrages entledigt hat. Er ist einer Wöchnerin begegnet, deren sich ein fremdes Mädchen angenommen hat. Der Hilflosen übergab er, was ihr nützen konnte, den Rest aber lieſs er dem Mädchen zur freien Verfügung. Rasch hat die Fremde sein Zutrauen, noch rascher seine Liebe gewonnen.

Das Motiv der rasch gefaſsten Zuneigung hat Goethe hier tiefer gelegt als in bloſses sinnliches Wohlgefallen. Hermann sieht die herrliche Erscheinung und sie entzückt ihn; aber er erkennt auch die Güte und Menschlichkeit, sowie den rasch ordnenden Verstand und die thätige Kraft der Jungfrau. Sie konnte ihm als Braut seines Herzens und nicht minder als echte Tochter seiner Mutter erscheinen. — Durch die Erzählung Hermanns werden wir zum Rückblick genötigt, aber sorglich vermeidet der Dichter jede Wiederholung, auf die allgemeine Übersicht folgt ein Einzelbild des traurigen Zuges.

Indes ist die Handlung um ein Bedeutendes gefördert worden, nur bleibt das wichtige Geschehnis — Hermanns Wahl —

vorderhand unausgesprochen. Neuerdings setzt sich die Erzählung in das erwägende Gespräch um. Der Apotheker preist das Los des im Unglück Alleinstehenden, Hermann aber tritt ihm im Vollgefühle des neuerworbenen innerlichen Besitzes entgegen und findet gerade in trauriger Lage den Anschlufs an ein gleichgesinntes Wesen wünschenswert. Freudig greift der Vater das Wort auf und gedenkt im Innern seines Lieblingswunsches, Hermann möge die Tochter des vermögenden Kaufmanns heimführen. Aber er äufsert sich nicht über das Zunächstliegende, sondern greift in seine Vergangenheit zurück und erzählt die Geschichte seiner Werbung. Dieser Rückblick ist in doppelter Beziehung interessant; er unterbricht den zu raschen Verlauf der Handlung und bereitet auf Kommendes vor. Dafs der Vater aus seinen Erfahrungen eine Lehre zieht, die sich daraus nicht ergiebt — er, der die Arme gewählt hat, wünscht sich eine reiche Schwiegertochter ins Haus — das giebt dem Sohne in unseren Augen das Recht zum Widerstande und erweckt die Hoffnung, dafs der Vater endlich nicht verwerfen kann, was sich in seinem Lebensgange als hohes Gut erprobt.

Sodann kehren wir auf einem Umwege zur Handlung zurück. Was der Vater im stillen schon erwogen hat, spricht er aus. Er fordert Hermann zur Wahl auf und hat bereits für ihn gewählt. Hermann soll Minchen, die Tochter des benachbarten Kaufmanns heimführen. Dieser lehnt bescheiden ab und erzählt, wie er sich vergeblich um das Herz des vom Vater bevorzugten Mädchens beworben hat.

Aus dem Gegensatz der Gesinnung und aus dem Bildungsunterschiede zwischen Hermann und der Kaufmannstochter erklären wir uns das Zögernde in seiner Werbung um sie und verstehen, warum er sich so schnell für Dorothea entschieden hat. In der Relation heifst es, der Vater habe ihn oft zum Heiraten vermahnt, ihn aber nicht dazu bewegen können; warum er dies nicht konnte, wird uns durch die Gegenüberstellung von Minchen und Dorothea klar.

Hermann verschliefst sich also dem Wunsche des Vaters, und dieser fährt darüber heftig auf. Er ergeht sich in scheltenden Worten über den ungeratenen Sohn, dieser aber, um dem Vater nicht entgegnen zu müssen, entfernt sich.

Der dritte Gesang ist ganz der rückschauenden Betrachtung gewidmet. Der Leser mufs über die Tragweite des Konfliktes, der sich leicht tragisch anlassen könnte, beruhigt werden. Darum wird die Handlungsweise der Personen, die wir kennen gelernt haben, aus dem Nahen und Fernen erklärt. Der Groll des Vaters löst sich auf in einen humoristischen Ausfall:

Sind doch ein wunderlich Volk, die Weiber sowie die Kinder!
Jedes lebt so recht nach seinem eignen Belieben
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln;

und der Leser darf getrost die Entwickelung und Schlichtung des Konflikts abwarten. Im vierten Gesange eilt die Mutter, den Sohn zu beschwichtigen und ihm das Herzensgeheimnis, welches sie mit weiblichem Scharfblick erkannt hat, abzunehmen. Wir durchschreiten mit ihr den geräumigen und wohlgepflegten Garten; folgen den sorgsamen Blicken der waltenden Hausfrau; hören auf die Geschichte des Hauses; kurz, die Ungeduld des Herzens mufs sich fassen, wir werden aus uns herausgeführt, ehe die Handlung ihren weiteren Verlauf nimmt. Endlich findet die Mutter den langgesuchten Sohn. Sie erkennt, was ihn bewegt, und drängt ihn, sich auszusprechen. Der Sohn findet den Mut, der Mutter sein Herz zu öffnen, und diese begünstigt, die Standhaftigkeit des Sohnes würdigend, seine Liebe zu dem fremden Mädchen. Sie bestimmt ihn aber auch, dem Vater ein freundliches Wort zu geben, und zweifelt nicht, dafs er ihm das Mädchen zur Frau geben werde. So gehen die beiden heim, die Entscheidung des Vaters zu hören.

Im fünften Gesange wird das Gespräch, welches die Männer beschäftigte, noch immer fortgesetzt, und nachdem es ins Allgemeine hinaus oft genug gewendet worden, schliefst es der Pfarrer mit den bedeutenden Worten ab:

Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet.

Der Wirt kann nicht so rasch erwidern, als er vor die Entscheidung gestellt wird. Die mit dem Sohne heimgekehrte Mutter spricht ohne Umschweife seine Gefühle und Absichten aus. Der Vater schweigt überrascht, der Pfarrer nimmt ihm das Wort aus dem Munde und unterstützt das billige Verlangen Hermanns. Auch diesem ist durch die Liebe die Zunge gelöst, und der

Vater giebt, in die Enge getrieben, nach. Der Apotheker hat schnell einen praktischen Vorschlag bereit, die Freunde sollen den Wert des Mädchens erproben.

Wie glücklich hat sich auch hierin Goethe von seiner Vorlage entfernt! Dort holt der Bürgerssohn selbst seine Auskünfte ein, und die Handlung kann, da der Vater sich in seinen Willen ergeben gefügt hat, keine weitere Verzögerung mehr erfahren. Aber durch die scheinbar bedeutungslose Änderung hat sich Goethe die gröfsten Vorteile gesichert. Jetzt erst gewinnen wir tieferen Einblick in die Lage der vertriebenen Gemeinde, was unmöglich geworden wäre, wenn Hermann selbst nach Dorotheens Verdienst hätte Umfrage halten sollen. Wie viel wertvoller ist für Dorotheens Charakterisierung das unbefangene Zeugnis der besonnenen Freunde, als das Hermanns, welches durch Liebe beeinflufst ist!

Die vertriebene Gemeinde tritt uns jetzt unmittelbar vor Augen. Das traurige Bild wird indes nicht mit stärkeren Pinselstrichen ausgeführt, sondern es zeigt sich bereits die ordnende Gewalt. Durch den Richter erfahren wir alles Wissenswerte über die vertriebene Gemeinde. Dem Leben des Einzelnen wird hier das Schicksal einer Gesamtheit gegenübergestellt. Wir vergessen den unmittelbaren Zweck, welcher den Pfarrer und Apotheker in das Lager der Heimatlosen geführt, und wenden uns anteilvoll dem gewaltigen Geschick zu, welches ganze Staaten beherrscht.

Diesem erhabenen Ausblick wird der nächste Gesang gewidmet. Der hausbackene Apotheker, welchem das Nächste das Wichtigste ist, entfernt sich, um Dorothea zu suchen; der Pfarrer und der Richter dürfen nun voll die Gröfse der Situation ausschöpfen. Die Bewohner eines kultivierten Landes werden durch den Krieg in den Zustand einer Nomadenhorde zurückversetzt. An die Stelle des überlieferten Rechts tritt die Selbstbestimmung und die Macht der stärkeren Individualität. Das Symbolische dieses Bildes herauszufinden, ist nicht dem Leser überlassen, der Pfarrer hebt es kräftig hervor, indem er spricht:

> Ja ihr erscheint mir heut als einer der ältesten Führer,
> Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet,
> Denk ich doch eben, ich rede mit Josua oder Moses.

Es ist, als ob wir bei diesem Gespräch zwischen Pfarrer und Richter in unermessene Fernen blickten. Nicht anders wer-

den wir bewegt, als wenn wir aus einer engen Thalmulde, in welcher sich ein lieblicher Bach schlängelt, in eine von mächtigen Bergen umschlossene, weite Ebene treten, an deren anderer Grenze sich das Meer dehnt. Aus der Familie finden wir uns plötzlich in das Lager der vertriebenen Gemeinde hineinversetzt; das Lager selbst ist die Wirkung in die Ferne, welche die französische Revolution ausübt. Alle menschlichen Bestrebungen können an den erschütternden Ereignissen gemessen und gerichtet werden. Was der Krieg Gutes und Schlechtes gebiert, sehen wir an unserem Auge lebhaft vorbeischweben, wir hören von Geschehenem, Erlebtem. Das Schicksal Dorotheens ist endlich der Kern, den wir aus der Erzählung des Richters herausschälen, und wieder sind wir vom allgemeinen Los der Menschen auf dasjenige des Einzelnen zurückgeführt worden.

Jetzt stellt sich auch schon der Apotheker ein, dessen Blick für das Besondere so trefflich geübt ist. Er hat Dorotheen gefunden, und ihr Äußeres hat sein Vertrauen erweckt. Der Pfarrer ist sofort für sie gewonnen, und im Verein mit dem Richter suchen die Freunde das Mädchen auf. Dorothea tritt ihnen bald entgegen; sie erkennen in ihr das heldenmütige Mädchen, dessen männergleiche Tapferkeit der Richter vor kurzem gerühmt hat. Mehr als befriedigt eilen nun die beiden, der Pfarrer und der Apotheker, dem harrenden Jüngling die glückliche Botschaft zu bringen. Er empfängt sie mit geteilter Freude, denn jetzt regen sich in ihm Zweifel, ob ihm das Mädchen auch beschieden sei.

Mit dem neuen Gesange beginnt eine neue Handlung. Die beiden Freunde haben sich entfernt, Hermann aber bleibt beim Brunnen. Dorothea kommt dahin, da die Quellen des Dorfes mutwillig getrübt worden sind. Hermann findet nicht den Mut, sich Dorotheen zu eröffnen, der Brautring am Finger erregt ernste Besorgnisse in ihm. Doch schlägt er ihr vor, als Magd ins Haus zu kommen, wohl in der Hoffnung, daſs die Zukunft seine Lage klären werde. Dorothea geht ohne weiteres auf den Vorschlag ein. Wir begleiten sodann das Paar auf seinem Abschiedsgange zur befreundeten Familie, deren Beschützerin Dorothea gewesen war.

Dieser Gesang soll uns vorzüglich in das Herz Dorotheens blicken lassen; darum hören wir sie so offen und breit ihre Ansichten aussprechen und sehen sie mit der Würde einer Heldin

handeln, im Augenblicke, da sie sich zur dienenden Magd erniedrigen will. Die Motive, welche hier verwendet werden, sind innerliche, sentimentale und passen eher in das Gebiet des Dramas als des Epos. Auch die Lage, in welcher sich die beiden Liebenden befinden, hat ihre tragische Spitze. Der Leser indes kennt die Bedeutung des Ringes und begleitet mit Rührung, aber ohne Furcht die Wanderung des Paares, dessen Zusammensein ohne diese Kenntnis für ihn peinlich wäre.

Die beiden folgenden Gesänge gleiten in das Gebiet der Lyrik hinüber. Nur durch die Wechselreden und das allmähliche Aufrollen der landschaftlichen Scenerie, sowie die gehaltene Leidenschaft, die sich verstandesmäſsigem Zwange fügt, werden wir an die epische Technik erinnert. Es geschieht in diesen Gesängen nichts oder fast nichts. Hermann fängt die strauchelnde Dorothea in seinen Armen auf, bemeistert sich aber und läſst seine Liebesglut nicht hervorschlagen. Das ist das Thatsächliche.

Im letzten Gesange sind wir wieder bei der Familie eingekehrt. Das langerwartete Paar tritt ein. Der Pfarrer wird von Hermann beiseite gezogen und mit der Lösung des Knotens betraut. Indes löst sich dieser von selbst. Hierin folgte Goethe bis ins einzelne seiner Vorlage. Die Hin- und Widerrede giebt dem Dichter wieder Gelegenheit, die Heldin zu heben und die Lösung zu verzögern, jedoch kann nicht geleugnet werden, daſs dieser Teil auch beim Leser lebhaftere Empfindungen, geradezu Spannung erzeugt, obwohl er über den Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Episch dagegen ist das Schluſswort, das uns wieder ins Allgemeine überleitet. Darf jedoch hier das epische Mäntelchen ernst genommen werden? Vielleicht nicht; aber schon Schiller findet in der Hinneigung des Gedichtes zur Tragödie keinen Fehler, wenigstens dem Effekte nach ganz und gar nicht.

V.

Und nun kehren wir zum Ausgangspunkte unserer Frage zurück. Ist Hermann ein Epos? Die homerische Form hat Goethe festgehalten, soweit ihm der Stoff die Möglichkeit bot, aus ihr Nutzen zu ziehen. Aber er hat sie nicht als etwas Starres nachgeahmt und einen fremden Inhalt in eine fremde Form gegossen. Ihm war sie ein Belebtes und Lebendiges, das mit dem Gehalte

in Einklang sein mufs. Die Form ist noch immer die altbewährte und scheint neu erfunden. Goethe hat also die Form nicht blofs nach Homer benutzt, sondern im homerischen Geist gebildet. Dadurch wird die Hinneigung zur Tragödie kein Fehler. Das alte Epos führt den Menschen aus sich heraus und seine Kraft äufsert sich im Waffengange; es hat seine tragischen Konflikte, aber diese werden durch das Eingreifen der Götter gelöst. Hermann führt uns ins Innere des Menschen, und die Konflikte können nur durch die verständige Erwägung und das unsichtbare aber fühlbare Walten der Gottheit im Herzen des Menschen beigelegt worden. Schiller meint, dafs es dem modernen Epiker nicht mehr gelingen werde, die vollkommene epische Ruhe zu bewahren, weil ihm das Organ des epischen Gesanges, der Rhapsode, fehle. Dieser Mangel wäre zu ersetzen, aber unersetzlich ist der Verlust des allen bekannten Stoffes, an welchem jeder einzelne mitdichtet, und unersetzlich der Verlust des teilnamsvollen, aber gefafsten Zuhörers. Der Rhapsode war ein Organ der Menge, und heute ist der Dichter eine selbständige Individualität, deren eigenartige Empfindungsweise dem Publikum eher fremd als vertraut ist. Darum ist es geradezu unmöglich, dafs ein moderner Dichter, der den kühlen Leser für sich gewinnen mufs, den Herzenskonflikten ausweichen könnte, darum ist die Hinneigung von Hermann zur Tragödie kein Fehler, wenigstens dem Effekte nach ganz und gar nicht. Wenn Schiller die epische Haltung Iphigeniens tadelnswert, die dramatische Bewegung Hermanns aber rühmlich findet, so kann der Grund nicht darin liegen, dafs „die Tragödie zu einem bestimmten, das epische Gedicht zu allgemeinem Gebrauche da ist", sondern die Technik des Dramas ist noch heute so wirksam, als sie bei den Athenern zu Zeiten des Sophokles war; die Technik des alten Epos aber ist abgelebt, und nur das Lebensvolle konnte gerettet werden. Der Geist der homerischen Form aber ist, das glaube ich bewiesen zu haben, gerettet worden. Ja, hätte der Dichter, wie etwa in der Achilleïs, von sich das Unmögliche verlangt, die ganze epische Weise in unsere Zeit zu verpflanzen, so liefsen wir diesen Versuch als geistreich gelten, aber unseren Bedürfnissen wäre er nicht gerecht geworden.

Beitrag zu einer textkritischen

Ausgabe des Roman du Mont-Saint-Michel

von Guillaume de Saint-Paier;

resp. Ergänzung der Hs. A (= Michelsche Ausgabe) durch ca. 330 Verse der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Mus.).

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit war im wesentlichen schon im Herbst des Jahres 1884 zum Druck fertig; mancherlei Umstände und Verhältnisse persönlicher Natur jedoch verhinderten ihre Veröffentlichung. Als ich mich endlich dem Studium wieder eifriger widmen konnte und auch schon eine ganz ausführliche Darstellung der Sprache des „Romans“ ausgearbeitet hatte, da erschien im vorigen Jahre die Arbeit von Huber: „Über die Sprache des Roman du Mont-Saint-Michel“ in Herrigs Archiv, Band 76, welche die meinige in Bezug auf die Lautlehre fast ganz überflüssig machte. Ich ging nun mit dem Gedanken um, den ganzen Text kritisch herauszugeben. Diesem Vorhaben stellten sich aber verschiedene Bedenken entgegen. Vor allem habe ich keine der beiden vorhandenen Handschriften je zu Gesicht bekommen; zur Verfügung standen mir nur das Varnhagensche Kollationsexemplar der Michelschen Ausgabe (= Hs. A) und die Varnhagensche Abschrift der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Museum). Wenn nun auch die letztere sehr gut genannt werden mufs, so giebt es doch einige zweifelhafte Stellen, die ein Einsehen der Hs. selbst erheischen, so namentlich die Stelle v. 2403—2463 (s. d. Text), die nach Varnhagens Urteil wegen des dünnen, durchsichtigen Pergamentes ganz besonders unleserlich ist und die gerade hier die meisten Ortsnamen aufweist. Ferner hätte ich auch zu einer ganz sicheren Arbeit der latei-

nischen Manuskripte bedurft, nach denen unser Dichter seinen Roman bearbeitet hat. Da mir also die notwendigsten Bedingungen zur genügenden Durchführung meines Planes nicht gegeben waren, so musste ich mich auf die vorstehende Arbeit beschränken, — und ich that dies um so lieber, als ja demnächst eine kritische Ausgabe unseres Romans von Herrn Prof. Dr. Stengel erscheinen soll. Ich veröffentliche hier nur — aufser der erforderlichen Einleitung — die ca. 330 Verse, welche die Hs. B mehr aufweist als die Hs. A, und zwar habe ich versucht, dieselben in der Sprache des Dichters wiederzugeben. Wenn es mir nicht überall gelungen ist, den ursprünglichen Text herzustellen, so lag es wohl zum Teil mit an dem oben berührten Mifsstande, dafs mir der Einblick in das notwendigste Material versagt war.

Es sei mir noch gestattet, gleich hier an dieser Stelle dem Herrn Prof. Dr. H. Varnhagen in Erlangen für die so überaus freundliche Überlassung seiner Abschrift der Hs. B, sowie seines mit einer (von ihm selbst gemachten) Kollation versehenen Exemplars der Michelschen Ausgabe meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Auch fühle ich mich verpflichtet, der Verwaltung der königl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München, sowie der Universitäts-Bibliotheken zu Strafsburg und Erlangen für die mir in zuvorkommendster Weise geliehenen Bücher und gröfseren Werke verbindlichst zu danken.

Noch eins habe ich zu bemerken. Da ursprünglich die Herausgabe des ganzen Textes beabsichtigt war, so beziehen sich die Ziffern auf die fortlaufende Verszahl des ganzen Textes und nicht auf diejenige der Hs. A oder B. Wo es unumgänglich nötig war, habe ich die Verszahl der Hs. A (= Michelsche Ausgabe) in Klammer beigefügt.

Einleitung.

I. Der Dichter und sein Werk.

1. Der Dichter.

In Bezug auf das Wenige, was über die Lebensumstände des Dichters bekannt ist, verweisen wir auf Beaurepaires Étude sur Guillaume de Saint-Pair in Michels Ausgabe p. VII ff. und

auf Huber, Die Sprache des Roman du Mont-Saint-Michel in Herrigs Archiv Bd. 76, S. 114 u. 115.* Fassen wir die wenigen Angaben hier noch einmal kurz zusammen. Danach stammte der Dichter aus der südlich von Granville an der Meeresküste gelegenen Abtei Saint-Paier (s. Hs. A v. 17 u. 2390—91 u. Hs. B v. 19 u. 2276—2277). Unter dem berühmten Robert de Torigny (Abt von 1154—1186) verfaſste er auf dem Mont-Saint-Michel seinen „Roman". Nach Beaurepaire wurde er in den ersten Jahren des 12. Jh., nach Huber erst um das Jahr 1130 geboren. Wenn nun der von Beaurepaire (nach Lobineau, Histoire de Bretagne tom. II, pag. 344) erwähnte Guillelmus de Sancto Paterno, welcher schon von 1143 an unter dem Abte Bernard eine gewisse Rolle spielte, identisch ist mit dem von Huber aufgeführten Wilhelmus, der (nach L. Delisle, Robert de Torigny Bd. II, p. 262, 271 u. 305) im Jahre 1155, 1164 u. 1172 als Zeuge unter den Mönchen des Klosters gefunden wird, und wenn ferner unter „jovencels", wie sich der Dichter (allerdings nur in Hs. A v. 15) nennt, ein jüngerer Mönch verstanden werden muſs, so dürfen wir das Geburtsjahr unseres Autors weder in den Anfang des 12. Jh., da er ja dann bei Abfassung seiner Reimchronik nicht mehr ein „jovencels" war, noch erst auf das Jahr 1130 verlegen, sondern gewiſs mit gröſserer Wahrscheinlichkeit auf das Jahr 1120 ungefähr.

2. *Abfassungszeit.*

Nach der eben gemachten Annahme dürfte er auch seinen Roman spätestens ums Jahr 1160 (wiewohl er allerdings um diese Zeit kaum noch als „jovencels" angesehen werden kann) und nicht erst im Jahre 1180, wie P. Paris, Hist. litt. t. XXIII, p. 385, meint, verfaſst haben. Mit diesem früheren Datum stimmt auch der Charakter der Sprache entschieden mehr überein als mit dem späteren. Da in dem Gedichte selbst das Datum nicht genau angegeben ist, es auch aus den berichteten Thatsachen, aus Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse oder aus irgendwelchen

* Diese Untersuchung ist auch im Jahre 1886 als Straſsburger Dissertation erschienen.

anderen Umständen nicht zu erschliefsen ist, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als die Sprache unseres Dichters mit derjenigen seiner Zeitgenossen zu vergleichen. Ich habe zur Vergleichung hauptsächlich den Roman de Rou von Wace ed. Andresen herbeigezogen und gefunden, dafs mit Ausnahme einiger lautlicher Unterschiede, die selbstverständlich zwischen dem südwestnormannischen Guillaume de Saint-Paier und dem nordwestnormannischen (?) Wace vorhanden, jedoch für unsere Untersuchung nicht mafsgebend sind, der übrige Lautbestand, der Versbau (Silbenzählung und Reim) und die Flexion mit der Sprache Waces in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen, ja noch strenger beobachtet werden. So kann z. B. das ę (= lat. at) der 3. Sing. Ind. Präs. noch hiatusbildend sein, wenn auch nur in drei (resp. vier) Fällen; andererseits wird der Hiatus von unserem Dichter viel ängstlicher vermieden als von Wace und von Marie de France (siehe über Hiatus). Die ältesten französischen (und provençalischen) Dichtungen meiden den weiblichen Reim, weil er ein schwieriger ist, daher nimmt auch die Zahl der weiblichen Reime in gepaart gereimten Gedichten nur mit der Zeit und langsam zu. So finden wir (s. Zs. f. rom. Phil. VIII, S. 156) bei Phil. de Thaun nur erst 20 weibliche unter 100 Reimpaaren, bei Wace 25 Proz., bei Benoit 31 Proz., bei Chrestien im Erec 36 Proz., bei Guillaume de Saint-Paier aber nur 20 Proz., nach meiner Zählung sogar nur 18 Proz. Danach würde also unser „Roman“ neben Waces älteste Dichtungen zu setzen sein. Ähnlich verhält es sich mit den reichen Reimen, deren Freymond (Zs. VI, 18 ff. u. 23) in Waces Rou 15 Proz., im Brut 16 Proz. und im Roman du Mont-Saint-Michel ebenfalls 16 Proz. zählt. In Bezug auf die Deklination stimmt unser Dichter gleichfalls mit Wace überein, nur bemerken wir auch hier wieder einige ältere Züge. So kennt Guillaume für die Feminina der 3. lat. Dekl. nur die ursprüngliche Form ohne s (wie die Reimpredigt ed. Suchier, p. XXXIV); Wace jedoch wendet auch diejenige mit s an (s. Zs. IV, 246, Andresen, Rou II, 558). Die Ableitung der Adverbien, wie die Bildung und Deklination der Adj. u. Part. präs. ist wie bei Wace, nur haben wir auch hier festzuhalten, dafs unser Roman die feminine Form mit e des Part. präs. auf ant, die bei Benoit schon ganz allgemein

ist (s. Settegast, S. 43), im Reime nie anwendet. Die Konjugation weist keine älteren Formen als die bei Wace auf. Da nun Waces Rou im Jahre 1160 begonnen wurde (s. Andresen, I. Teil, p. II) und unser Gedicht nicht nur dieselben, sondern vielfach sogar noch ältere Sprachformen kennt, so werden wir wohl nicht irre gehen, wenn wir die Abfassungszeit in die allererste Periode der Vorsteherschaft Rob. de Torignys, also ungefähr in die Jahre 1156 bis 1160, legen.

3. *Die Quellen.*

Die Quellenuntersuchung ist von Beaurepaire (a. a. O. pag. XXI—LVIII) ausführlich unternommen worden. Ich beschränke mich hier auf sein Résumé (p. XL): En résumé, lorsque Guillaume de Saint-Pair se mit à l'œuvre, il trouva devant lui la „révélation au Mont-Tombe du chanoine de Saint-Aubert", les titres du Cartulaire, les „Essais historiques" de Gathon et d'Osmond, la relation de l'archevêque Baudri, et les récits miraculeux de Frotmond et de Bernier, recueillis et probablement augmentés par le moine anonyme du XI[e] siècle, contemporain de l'abbé Radulphe. C'est la traduction, quelquefois servile, quelquefois paraphrasée de ces divers documents qui constitue le „Roman du Mont-Saint-Michel". In Bezug auf Baudry füge ich hinzu, daſs es nach Vapereau Dict. zwei französische Chronisten dieses Namens giebt. Hier kann jedoch nur Baudri de Bourgueil (Erzbischof von Dol, 1046—1130) gemeint sein (cf. auch Rev. de quest. hist. 1879. 1. Jan.).

4. *Inhalt.*

Der Inhalt des Romans ist von Beaurepaire (Étude p. XV ff.) angegeben. Der Roman zerfällt in drei Teile. Der erste Teil umfaſst das erste Buch v. 21—1382 (1378) und handelt von der Gründung des Klosters Mont-Saint-Michel durch den heiligen Aubert am 16. Oktober 709. Bis zum Ende des zweiten Buches (v. 2532 = A 2469) erstreckt sich alsdann der zweite Teil, der erzählt, wie die „chanoine" durch die „moine" im Jahre 966 von Richard I. ersetzt wurden. Im dritten Teile endlich (v. 2532 bis zu Ende) finden sich Legenden und Erzählungen von erstaun-

lichen Abenteuern und großartigen Wundern, die alle mit dem Mont Saint-Michel aufs innigste verknüpft sind. Einige von den acht erzählten wunderbaren Begebenheiten sind ausführlich auch zu lesen bei Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel, p. 130 ff. Die historischen Ereignisse, deren Erwähnung gethan wird, reichen bis zur Regierungszeit von Robert Courte-Heuse (Sohn Wilhelms des Eroberers). — Der kritische Text würde nach meiner Zählung 4111 Verse enthalten. Aus der Art und Weise des Schlusses geht jedoch hervor, daß der Roman nicht vollständig ist; ebenso geht dies hervor aus der Bemerkung des Dichters über Hildebert I. (Abt von 1010—1017) v. 3274—3279 (= A 3068—3073), wo er eine Biographie dieses Abtes ankündigt, „quant i sera et leu et tens“, aber nicht ausführt.

II. Die Handschriften.

Der Roman du Mont-Saint-Michel ist meines Wissens nur in zwei Handschriften enthalten.

1. Die Handschrift A

ist die Addit. Nr. 10289 des British Museum Fol. 1—64. Sie gehört nicht dem 14. Jh. an, wie E. de Beaurepaire (a. a. O. p. VI) meint, sondern ist nach H. Varnhagens Ausführungen in das Jahr 1280 zu setzen, wenigstens liegt es am nächsten, das am Schlusse der Hs. stehende Anno octog. auf die Herstellung der Hs. und nicht auf die Abfassungszeit zu beziehen (Zs. f. rom. Phil. I, 546). Eine Beschreibung der Hs. liefert Beaurepaire in seiner Étude, die zuerst erschien in den Mémoires de la Soc. des Antiqu. de Normandie, t. XIX, p. 227—253, und die später ganz umgearbeitet dem von Francisque Michel herausgegebenen Texte des Roman du Mont-Saint-Michel (Caen 1856) als Einleitung vorgedruckt wurde. Vollständiger beschrieben hat dieselbe Varnhagen Rom. Stud. IV, 479 Anmerk., wozu jetzt noch nachzutragen ist, daß das in dieser Hs. auch enthaltene Compendium amoris inzwischen von Reinsch, der dasselbe als Ineditum behandelt, in Herrigs Arch., sowie das Falbel Juglet nach den beiden Hss. von Montaiglou und Raynaud, Recueil IV, 112, ver-

öffentlicht ist. Weniger genau beschreibt die Hs. Ward, Catalogue of Romances I, 812; s. ferner Huber, Herrigs Arch. Bd. 76, S. 116. Die Hs. befand sich ursprünglich auf dem Mont-Saint-Michel oder wurde dort höchst wahrscheinlich angefertigt,* wenigstens glaubt dies Sir Fr. Madden und Beaurepaire (a. a. O. XLI). Nach De la Rues Meinung (Essais hist. sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands et anglonormands. Caen 1834, in-8°, t. II, p. 305) sowohl als auch nach derjenigen Maddens (s. Beaurepaire a. a. O. S. XLIII) ist die Hs. während der französischen Revolution nach England gekommen. Bei seinem dortigen Aufenthalte fand sie De la Rue im Brit. Mus. und veröffentlichte daraus in seinen Essais II, 301—305 einige Bruchstücke, d. i. v. 15—20, 49—61, 763—766, 769—773, 783 bis 786, 793—797. Hierauf wurde der ganze Text nach einer Kopie von Thomas Wright zuerst von Francisque Michel in den Mémoires de la Soc. des Ant. de Norm., t. XX, p. 510—553, herausgegeben, dem später ein Separatabdruck mit Michels eigener Kollation und einem Glossar, sowie nebst Beaurepaires Étude folgte. Es existiert auch noch auf der Nationalbibliothek zu Paris eine im 17. Jh. angefertigte Transskription des Romans, betitelt: „Extrait de l'histoire du Mont-Saint-Michel au temps de l'abbé Robert, au XIIe siècle" (s. Beaurepaire a. a. O. u. Hist. litt. XXIII a. a. O.). Eine andere, unter der Leitung Sir Fr. Maddens hergestellte Kopie befindet sich in Avranches (siehe Hist. litt. XIII, 386, u. Huber a. a. O.).

Die Handschrift A enthält 3779 Verse und nicht 3781, wie Michel, noch 3783, wie Varnhagen (Zs. I, 546) infolge falscher Numerierung zählt. Da der kritische Text 4111 Verse umfaſst, so fehlen also 332 Verse, und zwar die Verse 473 u. 474, 1335 u. 1336 (nach v. 1332 der Hs. A), 2635 (nach v. 2527 der Hs. A), 2403—2462 (60 Verse nach Fol. 40), 2583—2626 (44 Verse nach Fol. 42), 2859—2911 (53 Verse nach Fol. 46), 3032—3075 (44 Verse nach Fol. 48; eigentlich 46 Verse, da in Hs. B. zwei

* Diese Annahme schlieſst keineswegs die unter Nr. 12, ę + i : ǫ + i, gemachte aus, nach welcher der Schreiber aus einer nördlich an das Avranchin angrenzenden Landschaft war; für letzteres spricht auch seine Behandlung des Kons. C. (s. unter Nr. 20, Gutturale).

ausgefallen sind, s. Versbau), 3376—3423 (48 Verse nach Fol. 53), 3784—3819 (36 Verse nach Fol. 59), 3400—3441 (42 Verse nach Fol. 62). Es ist also den Angaben Varnhagens (Zs. I, 546) noch hinzuzufügen, dafs hinter Fol. 42 sich noch eine Lücke von 44 Versen befindet, und denjenigen Hubers (a. a. O. S. 119), dafs auch hinter v. 2399 (nach Fol. 40) eine Lücke, und zwar die gröfste, vorhanden ist. Es bleibt mir noch übrig, zu bemerken, dafs bei Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel (grofse Ausgabe) p. 495 die Verse 2627—2799 (= A 2520—2691) sich abgedruckt finden.

2. *Die Handschrift B*

befindet sich ebenfalls im Brit. Mus. Addit. No. 26876, 106 Blätter, sehr kleines Format. Fol. 1r—105r enthält unseren Roman. Sie stammt aus dem Jahre 1340, wie Varnhagen Zs. I, 546 nachweist, wo er auch eine ausführliche Beschreibung derselben giebt. Kurz beschrieben wird die Hs. auch noch von P. Paris, Hist. litt. XXIII. Die von dem Schreiber beliebte Orthographie rechtfertigt vollkommen das von Varnhagen angenommene Datum der Herstellung. Die Hs. B wurde höchst wahrscheinlich nicht auf dem Mont-Saint-Michel angefertigt,* wie Francis Palgrave glaubt (s. Beaurepaire, p. XLII), auch, wenn es doch der Fall gewesen sein sollte, kam sie nicht erst während der Revolution von dort weg nach England (s. Beaurepaire a. a. O., p. XLI und besonders das über eine III. Hs. unten Gesagte). Der erste französische Gelehrte, der sie in der Bibliothek Sir Francis Palgraves entdeckte, war Ch. Lenormand (s. P. Paris, Hist. litt. XXIII, 385; Desroches, Rapport sur les manuscrits d'Avranches, 1840). Am 1. August 1865 wurde sie von Palgrave dem Brit. Mus. zum Geschenk gemacht. Wenn nun Beaurepaire (Étude p. VI) und nach ihm auch Strauch (Lat. ŏ in der Norm. Mundart. Halle, Diss. 1881. S. 2) von dieser Kopie sagt: „Si elle est un peu plus ancienne, elle est en revanche beaucoup moins complète que celle du Musée“, so ist gerade das Gegenteil der Fall: elle est moins ancienne et plus complète que le ms. No. 10289.

---

* Vgl. das unter No. 12, ę̣ + i : ǫ + i, und unter No. 20, Gutturale, Gesagte.

Sie hat 3966 Verse und nicht, wie Huber a. a. O. S. 117 angiebt, 3965; es fehlen ihr demnach nur 145 Verse an unserer kritischen Ausgabe. Diese fehlenden Verse verteilen sich auf 74 Stellen; Lücken von einem und zwei Versen sind am häufigsten, es kommen jedoch auch solche vor von vier, sechs und einmal von zwölf Versen (v. 1361—1372), aber nie hinter einem Blatte.

Von der Hs. B sind bis jetzt nur Fragmente veröffentlicht worden. So hat P. Paris (Hist. litt. XXIII, 386 ff.) folgende Verse abdrucken lassen: v. 2—23, 49—56, 330—350, 451—474, 991—1000, 1091—1100, 3734—3741, 3271—3279, 3380—3395, 4101—4111. Es finden sich in diesen Bruchstücken viele orthographische Abweichungen und mehrere irrtümliche Lesungen, so z. B. v. 4: prime créue anstatt premierem[ent], v. 23: E puis des clers com il i furent, anstatt Des clers qui premiers furent, v. 56: ... ore i noent, anstatt or i noe, v. 336: Desormes, anstatt dormiers (in deniers zu bessern), 1095 (A 1093): En treille dient, anstatt En treible oient, v. 3736 = A 3484: reallement, anstatt veablement, 3389 (B): sor Retel, anstatt sorre cel. Es darf wohl deswegen nicht Retel gelesen werden, weil damit nur die Grafschaft Retel (in der Champagne zwischen Maas und Aisne gelegen) gemeint sein kann, über welche der Erzbischof von Doul schwerlich Hoheitsrechte besaſs. Es muſs also wohl sorre cel heiſsen; cel = Doul u. sorre = sor, cf. Burguy I, 288, II, 288. Die älteste Form für sor ist soure (in der Eulalia) vom lat. supra; später wird sore daraus, s. G. Paris, Romania X, p. 51. Die beiden rr sind also wohl als normannische Eigentümlichkeit oder besser als Schreibfehler des Kopisten von Hs. B anzusehen und somit in sore zu bessern.

Ferner hat Varnhagen (Zs. I, 546) die ersten 26 Verse unserer Hs., die nicht unwesentlich von der Hs. A abweichen, abgedruckt.

3. Eine III. Handschrift

weist Varnhagen, Rom. Stud. IV, 479, aus Montfaucon, Bibl. bibl. mss. nova II 1360, nach. Die dort unter No. 216 erwähnte Hs.: Histoire du Mont-S-Michel en vers, faite du temps de l'Abbé Robert de Torigny, in-8°, ist nach Varnhagens Dar-

legungen weder die Hs. A noch die Hs. B. Da diese letztere Hs. schon lange vor Montfaucon (1739) nach England gekommen ist, wie es die am Ende des Ms. stehenden und nach Varnhagen in das 15. Jh. zu setzenden Worte „lord oft l“ andeuten, so fällt auch hiermit die Ansicht von P. Paris, nach welcher er in der Hs. B. die qu. No. 216, „que nous avions jusqu'alors vainement cherché“, erkannt haben will (Hist. litt. XXIII, 386). Diese von Montfaucon verzeichnete Hs. ist also verloren gegangen oder identisch mit einer allerdings ebenfalls verschwundenen

4. *IV. Handschrift,*

die bei Laisné, Notice sur Guillaume de Saint-Paier, Avranches. Tostain 1851, erwähnt wird. Er sagt, dafs unter dem berühmten Abte Pierre-le-Roy eine neue Abschrift angefertigt wurde. Diese Kopie hält Beaurepaire (Étude XLI) für die Hs. A, was aber nicht möglich sein kann, da die Hs. A vom Jahre 1280 datiert, Pierre-le-Roy aber von 1386—1411 Abt war. Aus demselben Grunde kann die erwähnte Kopie auch nicht die Hs. B sein, da diese schon 1340 hergestellt wurde.

5. *Die Original-Handschrift*

befand sich nach Beaurepaire (Étude XLI) noch im 15. Jh. im Archiv des Klosters du Mont-Saint-Michel. Sollte sie sich auch noch dort befunden haben, als Montfaucon seinen Catalogue des Manuscrits du Mont-Saint-Michel abfafste? Dann wäre vielleicht die No. 216 seines Katalogs die Original-Hs. gewesen und letztere erst seit dem Jahre 1739 nicht mehr vorhanden. Diese Annahme scheint nicht unbegründet zu sein, da die Handschriftensammlung des Mont-Saint-Michel noch zur Zeit Montfaucons 237 Mss. enthielt. Nachdem die Mss. nach verschiedenen Schicksalen endlich auf die Stadtbibliothek von Avranches gebracht worden waren und man dort einen neuen Katalog aufstellte, fanden sich nur noch 200 Bände vor. Es ist also wohl möglich, dafs zu den verlorenen Hss. auch unsere Original-Hs. zählt (s. P. Paris, Hist. litt. t. XXIII, p. 385).

„Après la mort de Guillaume, son œuvre resta longtemps

dans l'oubli", sagt Beaurepaire. Das scheint mir jedoch sehr zu bezweifeln zu sein. Der Kultus des Erzengels Michael, der, in Phrygien entstanden, über Konstantinopel, den Monte Gargano und Rom im 8. Jh. nach Frankreich verpflanzt worden war, hatte sich während des Mittelalters hauptsächlich vom Mont-Saint-Michel aus über alle Länder des Occidents, namentlieh über Deutschland und England, verbreitet, und der Mont-Saint-Michel au Péril de la mer wurde und blieb das berühmteste Heiligtum des heil. Michael, das „rendez-vous" der katholischen Welt.* Die frommen Gläubigen eilten aus ganz Frankreich, aus ganz Europa herbei. Besonders von der Mitte des 13. Jh. an wurde der Zudrang ein ganz gewaltiger und allgemeiner. Im Jahre 1333 pilgerte eine unzählige Menge kleiner Kinder, die sich „pastoureaux" nannten, zum Mont-Saint-Michel (s. Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel, in 8°. Paris, Firmin-Didot. 2e éd. [kleine Ausgabe], p. 71 ff., 127 ff., 135 ff., 147 ff.). Es ist also gewifs kein zufälliges Zusammentreffen, dafs unsere beiden Hss. aus den Jahren 1280 und 1340 stammen. Guillaume hatte sein Werk für die Laien, für die Pilger geschrieben (s. Roman, v. 1—20), und es ist nur zu natürlich, dafs sein „Roman" viel begehrt und darum auch vervielfältigt und dafs das Kopieren der Original.-Hs. von den Mönchen als ein einträgliches Geschäft betrieben wurde.

6. *Die Schreiber.*

Eine auch nur oberflächliche Prüfung der Sprache beweist, dafs der Kopist von *Hs. A* ein Franco-Normanne war. Er ist sich dessen, was er abschreibt, vollständig bewufst, und im allgemeinen folgt er der Grammatik und der Orthographie seiner Zeit. Er stammte höchst wahrscheinlich aus dem Cotentin oder einer anderen nördlich vom Avranchin gelegenen Landschaft, da er gern ie für ę + I-Element schreibt (s. unten No. 12 u. 20). Der Schreiber von *Hs. B* war höchst wahrscheinlich ebenfalls ein Franco-Normanne. Seine Heimat dürfte vielleicht im Süden des Avranchin zu suchen sein (in der Bretagne?), da er e (selten

* Sehon in der Chanson de Roland ed. Th. Müller 1878[2], v. 1428 u. 2394, wird saint Michiel del Peril angerufen.

älteres ei) zur Bézeichnung von ę + I-Element gebraucht und es häufig für den Dativ as setzt (s. Görlich, Die nordwestl. Dial., Frz. Stud. V, Heft 3, S. 69; s. unten No. 12 u. No. 20). Er hat jedoch seine Vorlage ganz flüchtig und gedankenlos nachgemalt, daher denn auch die vielen Auslassungen, Umstellungen von Buchstaben und Wörtern, sinnlosen Wiederholungen und Verdrehungen von ganzen Versen. Ich will hier nur einiges erwähnen: li duc für il dut, v. 2054; doniers für doneriers, v. 2364; vermeille für merveille, 2962, 3561; te fera für defiera, 3124; Si que für Cil qui, 3172; que en mostier für que monter, 3252; narre leenz für naturelment, 3428, und ebenda molt für mont etc. etc. Einzelne Verse sind ganz verderbt, wie v. 2216 (= 2212 in A) Le conferm de son otrer. Umstellungen finden sich bei v. 443, 620, 1385, 1451, 1467, 1603, 3344, 3544 (s. das nähere unten bei: Verhältnis der Hss. zueinander). Bei nur oberflächlicher Betrachtung der Hs. B könnte man geneigt sein, zu glauben, daſs dieselbe von einem Anglo-Normannen herrühre. Denn wir treffen die von Suchier (Auban S. 19, Zs. I, 569, Rp. XVI), von Mall (Cp. 36), von Koschwitz (Karls Reise, S. 23 ff., und Ueberlieferung u. Spr., S. 19 ff.), von Lücking (Mundart., S. 91 u. 208) und von Rolfs (Roman. Forsch. I, 184) angegebenen agn. Charakteristika ziemlich häufig an, einige sogar auch in Hs. A (zu welchen deable, v. 182, und deablie, v. 1443, nach Suchier, Rp. XXVII, allerdings nicht zu zählen sind).* Wir finden also: e statt ié, o und eo (eu) statt oe und ue, oi statt ui (?), e statt ei, eir < er, ai < ei und e, die Präfixe an und en werden vertauscht, auch einigemal die Endungen abat und ebat. Andererseits aber fehlen die Hauptmerkmale der agn. Schreibweise: das f geht nicht aus dem Singular in den Plural über, s. v. 3422 (nur in B) jadis : antis (= antiquus); das protonische e verstummt nicht; vor allem ist der Laut ó (o') nie durch den Buchstaben u bezeichnet; ja oft hat B eine bessere franco-normannische Lesart als A, so z. B. für das schon erwähnte deable und deablie hat es dieable und diablie. Und weiter ist

* Eine Zusammenstellung aller anglo-normannischen Schreibarten mit der dazu gehörenden Litteratur findet sich bei P. Richter, Lai du Corn, No. XXIII der Ausg. u. Abhandl., S. 107.



zu beachten, daſs ein agn. Kopist des 14. Jh., der das berühmte „French after the scole of Stratford atte Bowe“ sprach, gewiſs die damaligen Verderbnisse au für a, ou für lat. ō und ŭ, w für v in seine Abschrift aufgenommen haben würde. (Üb. am < aum, an < aun vgl. Koschwitz, Üblf. u. Spr. 20; Ulbrich, Zs. II, 547; Uhlemann, Rom. Stud. IV, 559; Link, Amis-Sage 12.) Wir werden also die obigen Schreibungen nicht als Kennzeichen der agn. Mundart, sondern vielmehr als berechtigte orthographische Eigentümlichkeiten einer späteren Sprachstufe zu betrachten haben. Daſs sich übrigens Eigenheiten der agn. Mundart nach der Normandie leicht verpflanzten, kann bei dem lebhaften und regen Verkehr zwischen England und dem Mutterlande nicht Wunder nehmen.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daſs die graphischen Abweichungen der Hs. B von A sehr zahlreich sind, so daſs sich fast auf jeder Zeile Varianten finden, von denen aber verhältnismäſsig wenige den Reim und Sinn ändern. Die Hs. B schreibt vielfach œ für oi bei A, z. B. memœre, angœsse, e für ie (iglese), our für or (lour, jour), oum für om (noumer, soumier), on für un (sont, mont), iau(s) für el(s) (noviaument, biaus), s für z, y für i, ss für c, s für ch, g für j, g für gu, qu für ch, vielfach Wegfall des s im Wortkörper (etre, pretre), immer hors für fors, angre für angle, navire für navile, orfelins für orfenins etc.; dann begegnen wir den etymologisierenden Schreibungen temps, corps, sept, substance, paradis u. a. m.

7. *Verhältnis der Hss. zueinander.*

Es fragt sich nun, ob eine Hs. von der anderen, resp. ob die jüngere Hs. B von der älteren Hs. A abgeschrieben worden ist. Die hierauf zu erteilende verneinende Antwort will ich versuchen, folgendermaſsen zu begründen. Die durchgehends jüngeren Sprachformen bei B würden nichts beweisen, da wir uns wohl denken können, daſs der Schreiber seine Kopie, um leichter verstanden zu werden, der jüngeren Sprache seiner Zeit hat anpassen wollen. Auch würden die Verse 473—474, 1335 bis 1336 und 2635, welche die jüngere Hs. B — auſser den groſsen Lücken — mehr hat als die Hs. A, nichts beweisen, da

dieselben Interpolationen sein können. Wohl aber scheinen folgende Thatsachen meine Annahme zu sichern.

Die ersten 26 Verse der Hs. B sind wesentlich anders als die in der Hs. A. Diese verschiedene Redaktion wird gewiſs schon in der Vorlage des Kopisten von Hs. B gestanden haben, da er bei seiner Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit die genannten Verse nicht selbst gemacht haben kann. Es ist sogar möglich, wenn auch nicht, wie später gezeigt werden wird, wahrscheinlich, daſs diese 26 Verse vom Dichter selbst herrühren. Ich muſs hier verweisen auf die „Études de M. Léopold Delisle sur Robert de Torigni et Guillaume de Nangis“ (cf. G. Paris, Romania IX, p. 607). Nach denselben scheint es unzweifelhaft, daſs die damaligen Dichter zu ihren Dichtungen sehr oft Randbemerkungen und Hinzufügungen auf die Abschriften ihrer Manuskripte machten. Einige Kopisten nahmen dann diese Randbemerkungen mit in den ursprünglichen Text auf, andere lieſsen dieselben weg; daher zum groſsen Teil die verschiedenen Redaktionen. Wenn dies auch für unseren speciellen Fall gilt, so ergiebt sich daraus, daſs die betr. 26 Verse der Hs. B nicht von A abgeschrieben sein können oder umgekehrt, daſs mithin B eine andere Vorlage gehabt haben muſs als A.

Es fehlen in der Hs. B die Überschriften: Incipit Liber Secundus (nach v. 1382) und Explicit. ij.us liber: Incipit iijus (nach v. 2532 = A 2469). Ferner sind die Abschnitte viele Male anders; so ist ein Abschnitt gemacht in A bei v. 49, 245, 329, 405, 671, 1135, 1621, 1723 etc., wo B keinen hat; umgekehrt hat B einen solchen bei v. 389, 417, 747, 889, 1088, 1183 etc., wo A keinen hat, und so fort bis zu Ende, so daſs die Fälle der Nichtübereinstimmung in Bezug auf die Abschnitte weit zahlreicher sind als die in der Übereinstimmung.

Die Hs. B weicht durch sinnändernde Wörter und Ausdrücke, durch anders gestaltete und zum Teil sehr gekürzte Verse öfters von der durchgängig besseren Lesart der Hs. A dermaſsen ab, daſs dem Schreiber von B die Hs. A nicht als Vorlage gedient haben kann (s. die Beispiele unten S. 43 ff. bei der Besprechung der verschiedenen Lesarten).

Vor allem aber wird durch die gröſsere Anzahl Verse der Hs. B unsere Voraussetzung gestützt. Daſs dieselben keine

Interpolationen, sondern echt sind, geht zunächst aus der Sprache, dem Reim und Metrum, hervor, die an den betreffenden Stellen genau so wie in der ganzen Hs. B (und A) behandelt werden. Die Reime Rochele : pre 2415, conseit : avait 2866, le : garde 3806 erregen allerdings Bedenken; doch liegt in dem ersteren, da keine Verse ausgefallen sein können (s. S. 41 f.), sicherlich Verderbnis vor, was ja bei dem Schreiber von Hs. B nicht zu verwundern ist; der zweite ist in conseit : aveit (von aveier = adviare) zu bessern, und für den dritten Reim müssen wir eine Form le für das pron. fem. abs. anstatt der sonst gebräuchlichen lei annehmen.

Für die Echtheit der betr. Verse der Hs. B sprechen ferner die benutzten Quellen, die oben auf S. 29 näher bezeichnet sind. Allerdings habe ich unseren Text mit den betr. lateinischen Quellen nicht vergleichen können, und so mußte ich mich mit den folgenden, auf diesen fußenden und sich als Ersatz darbietenden Werken begnügen: Desroches, Histoire du Mont-Saint-Michel. Caen 1839. 2 Bde. Namentlich Bd. I, S. 128 ff. u. 161 ff. — Derselbe, Annales religieuses d'Avranches. I[e] partie, t. XIV, p. 395; II[e] et III[e] partie, t. XVII, p. 15 ff., der Mém. d. l. Soc. des Ant. de Norm. — Derselbe, Recherches historiques sur les paroisses de la baie du Mont-Saint-Michel, t. XIV, p. 37, in den Mém.; s. besonders die drei kleinen Karten von der alten Diöcese von Avranches (p. 88), die zur Feststellung unseres Textes höchst wichtig sind. — Endlich: Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel. — Die Vergleichung ergab, daß auch hier der Dichter seinen lateinischen Vorlagen genau folgt und dieselben getreu „par veirs romiens“, wie er v. 13 sagt, übersetzt.

So entnahm er die in den Versen 2403—2462 (welche die erste Lücke in der Hs. A ausfüllen) aufgeführten Örtlichkeiten den von ihm benutzten Mss. des Klosters, wie deutlich aus den eben citierten Werken von Desroches hervorgeht.

Die zweite Lücke nach Fol. 42 der Hs. A, die Verse 2583—2626, führen weiter die in A abgebrochene Erzählung von der Bestrafung des Kanonikus, der durchaus die Reliquien sehen will, die Saint Aubert vom Monte Gargano hatte kommen und in einem Reliquienkästchen verschließen lassen.

Die dritte Lücke, nach Fol. 46 in A, umfaßt die Verse

2859—2911 der textkritischen Ausgabe. Bei einem Brande des Mont-Saint-Michel waren die Reliquien gestohlen worden. Der Diebstahl wird entdeckt, v. 2858, und nun wird weiter erzählt, wie endlich nach vielem Beten und Fasten ein Fischer die Reliquien findet, und zwar in einer Felsenspalte, wie sie unter dem Jauchzen des Volkes in die Kirche zurückgebracht werden, wie von der Zeit an der Stein, unter welchem sie versteckt waren, hoch in Ehren gehalten wird.

Die vierte Lücke, nach Fol. 48 in A, v. 3032—3075, erzählt von einem reichen Burgunder, der zum Mont-Saint-Michel pilgert, sich zum Andenken einen kleinen Stein von dort mitnimmt und denselben als Reliquie der von ihm zur Ehre Gottes und des heil. Michael erbauten Kapelle vermacht. Hier schliefsen sich dann beide Hss. (A 2870) mit dem Verse an: Por reliques mise li a.

Die fünfte Lücke, nach Fol. 53, v. 3376—3423. Bei seinem Tode hatte der Burgunder die Kapelle der ganz besonderen Fürsorge seines Weibes und seiner drei Söhne anempfohlen. Sie wurde jedoch entweiht. Dafür wird die Frau von Saint Michel bestraft. Nach mehreren Jahren macht dieselbe eine Wallfahrt zum Michelsberge; der heil. Michael läfst sie jedoch die Stufen nicht eher hinaufsteigen, als bis sie gelobt, die Kapelle wieder herzustellen. V. 3376—3379 erzählt das Ende dieses Mirakels. Mit v. 3380 beginnt das Wunder von dem Schild und Schwerte, das der Dichter Baudri nacherzählt (vgl. dazu Beaurepaire, Étude XXXVI). Dieser fragt bei einem Besuche auf Mont-Saint-Michel nach der Herkunft der auf dem Altare befindlichen Waffen. Da er von einem zufällig des Weges daherkommenden Manne keine Auskunft erhalten kann, läfst er den gelehrten Prior kommen, um ihn auszuforschen. Dieser antwortet, dafs er dem Erzbischof alles erzählen will, was er davon weifs, was er hat erzählen hören, „quant je esteie enfes petiz“, wie die Hs. A, v. 3171, mit der Hs. B fortfährt.

Die sechste Lücke, nach Fol. 59, v. 3784—3819. Hier beendigt die Hs. B die von A, v. 3531, abgebrochene Beschreibung des Schildes und des Schwertes.

Die siebente Lücke, nach Fol. 62, v. 4000—4041. Die Hs. A lautet v. 3711 u. 3712: De cest miracle ci leirons —

Ne sai, se cil ert el mostier. Zwischen diesen beiden Versen ist kein Zusammenhang. B schliefst richtig an: „Et un autre reconteron“. Und nun erzählt der Dichter ein Wunder „que en livre ne puis trover“ (v. 4003), sondern das er durch mündliche Überlieferung vernommen hat. Nach einem alten Herkommen brannten immerwährend drei Kerzen auf dem Hochaltare, eine für jeden der drei Erzengel Gabriel, Raphael und Michael. Jetzt brennen nur noch zwei, und zwar vor den beiden ersteren. Es wird nun erzählt, wie Michael „l'enorement del tierz cierge“ verlor. Ein Kruzifix befand sich auf einem Altare der Klosterkirche, vor welchem kein Licht brannte. Eines Tages sah nun der Kirchendiener, wie in seiner Gegenwart die für Sanct Michael bestimmte Kerze immer wieder dem letzteren von unsichtbaren Händen weggenommen und vor das Kruzifix gestellt wurde. Vor Entsetzen läuft der Diener zum Prior und erzählt ihm das Wunder. Und nun fährt die Erzählung, übereinstimmend mit Hs. A, fort: Ne sai, se cil ert el mostier“.

Die Verse also, welche die Hs. B mehr hat, gehören unzweifelhaft zu dem ursprünglichen Texte; es fragt sich nur, ob dieselben nicht auch in Hs. A alle vorhanden waren und erst dann verloren gegangen sind, nachdem die Hs. B abgeschrieben worden war. Gegen diese Vermutung sprechen jedoch zwei Umstände. Nach Fol. 46 der Hs. A ist eine Lücke, auf welche sich höchst wahrscheinlich, wie Fr. Michel und auch Huber annimmt, der wieder ausradierte Vers: „cen ne sei je cum fut ostee“, bezieht. Die Vorlage des Kopisten der Hs. A war somit schon verstümmelt. Ferner müssen wir festhalten, dafs sich durchgängig auf jedem Blatte der Hs. A sechzig sorgfältig geschriebene Verse, und zwar stets dreifsig auf jeder Seite, befinden, so dafs durch den Verlust eines Blattes der Hs. A immer sechzig Verse oder doch — in Anbetracht der Flüchtigkeit des Kopisten von B — annähernd so viele in der Hs. B erhalten sein müssen. Dies ist aber nur bei der ersten Lücke nach Fol. 40 der Hs. A der Fall; die anderen fünf Lücken umfassen jede einige vierzig Verse, deren Inhalt ganz vollständig und nicht etwa versehrt ist, so dafs er durch einige vom Schreiber der Hs. B weggelassene Verse zu ergänzen wäre. Nur nach Fol. 59 ist eine Lücke, die durch blofs sechsunddreifsig Verse

der Hs. B ausgefüllt wird, wo jedoch als sicher anzunehmen ist, daſs innerhalb der Verse 3792—3795 einige ausgefallen sind. Es muſs demnach zur Erklärung der sieben Lücken in A (mit Ausnahme der ersten) eine Hs. x angenommen werden, die auf jeder Seite je 22—25 Verse zählte und die also schon mehrere (mindestens fünf) Blätter verloren hatte, ehe sie der Kopist der Hs. A benutzte. Die Hs. B kann demnach nicht von Hs. A abgeschrieben worden sein; ebensowenig hat auch Hs. x dem Abschreiber der Hs. B als Vorlage gedient, namentlich wegen der auf S. 38 angeführten Gründe nicht. Wir haben demnach die Hs. B von einer Hs. y abzuleiten.* x und y können aber ihrerseits recht gut vom Original kopiert worden sein.

Die soeben festgestellte Herleitung und Abstammung der Hss. läſst es immer noch zweifelhaft, welche von den beiden Hss. dem Originale *innerlich* am nächsten steht, welche von ihnen die ursprüngliche Sprache des Dichters am besten überliefert hat und deshalb für die Herstellung einer textkritischen Ausgabe als Grundlage dienen kann. Wenn wir beide Hss. auf diesen ihren inneren Wert prüfen, so werden wir zugeben müssen, daſs Hs. A die ursprünglichen Laute fast durchgängig reiner, die Flexion strenger, die Metrik unversehrter und vollständiger bewahrt hat; auch bietet die Syntax und der Wortschatz der Hs. A ältere Gesetze und Bildungen dar. Diese Behauptung möge eine eingehende Vergleichung der verschiedenen Lesarten bestätigen. Die auf jeder Seite zahlreich vorkommenden Verstöſse gegen die Flexion und den Versbau in Hs. B können natürlich hier nicht alle behandelt werden.

Was zunächst die ersten 26 Verse der Hs. B anbelangt, so habe ich oben S. 38 die Vermutung ausgesprochen, daſs dieselben ebenfalls, nach den dort angegebenen Gründen, vom Dichter herrühren könnten. Bei genauerer Prüfung jedoch müssen wir die Lesart der Hs. A als die bessere acceptieren, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens ist das enjambement in v. 10 und 11 der Hs. B: Entendre a cels qui en dement — Sont,.... sehr auffällig, da eine derartige Stelle in beiden Hss. nicht wieder begegnet. Die Form vreitement für vraiement v. 9

* Siehe auch unten No. 20, Gutturale.

und 21 wird vom Dichter sonst auch nirgends mehr gebraucht, wenigstens kommt sie in keiner der beiden Hss. sonst vor. Und endlich reimt v. 25 fez (obl. pl. von factum) mit fes (fascem), ein Reim also von Vok. + z : Vok. + s, den der Dichter sonst streng vermeidet.

Besseren Sinn oder ältere Sprachformen bieten die folgenden Lesarten* von A gegenüber denjenigen von B dar. V. 88 lies forveier statt forfere; 99 lies A icel ore st. D'icel jor; 103 molt longuement st. a icel jor; 194 iriement st. inelement; 312 apoié st. aporté, da schon v. 310 aporté gebraucht wird; 321 Ci ouvra st. Couvra; 326 la granz st. l'autre. Nach v. 395 ist in B ein Vers ausgelassen; um nun einen Reim herzustellen, werden die Verse folgendermaßen verändert: A grant planté ovreirs i ot : De tel grant fut que unques pot —, die natürlich keinen Sinn haben. 442 l. sordeient st. esteient; 444 autretantes st. autrement; 445 a feit tel guerre st. aveit...; 488 s'estent st. s'espent; 520 sunt recunte st. fut..., da es sich auf li miracle npl. bezieht; 530 la veie st. voient; 522 Et estre cen si unt un brief st. E entre ce si vit un brief; 636 tote l'estoire st. toste; 692 Quant tuit servum st. toz seron; 695 Si serom nos st. Si sere nous; 742 Cele igliese qui faite esteit st. Ce iglese qui fetes esteit. Ebenso lies 758 faite st. fetes; 787 esteit st. esteient; 802 message st. messagier; 871 lies plus st. dit; 872 que je ne di st. dit; 881 portendre et apresteir st. portendent a aprester; 903 s. unter Silbenzählung; 935 En-es-le-pas desqu'el vint la st. En inelei dis que vint la; 939 s'en sei de fi st. ce sen defi; 974 bien oleient st. bon senteient; 1010 Si reparole del pardon st. Si reparla de Deu pardon; 1016 Qui escoutout st. esconteient; 1048 apent st. apartient; 1095 chantent st. oient; 1269 Il meïsmes st. Li meïmes; 1274 li st. lor; 1325 Issi fut mis que en sum estout st. Eissi fut mis desus c'estout; 1425 et folée st. e afolée; 1430 tost st. tout; 1448 lies ce li preia st. il le preia; 1476 liest Varnhagen in Hs. B feste, wo A fiufé hat; B wird demnach fefié = fiefé zu lesen sein; 1522 lies mesmener für tresmuez. Die Verse 1548 und 1549 (= A 1544) lauten in B: Ovec sa

* Ich stelle im folgenden nur die Lesarten der beiden Hss. gegenüber und gebe nicht etwa den kritischen Text.

terre Richart son fils — Lor a livré, amés toz dis, gegen welche Sinn und Versmaſs und Reim sprechen, da, wie schon bemerkt, Vok. + z (fiz ist zu setzen) : Vok. + s nicht reimt. 1601 lies de l'une part st. de l'atre. In v. 1621 u. 1622 sind die zweiten Vershälften in B vertauscht worden. 1646 lies jouvres für jeunes; 1719 lies boviers (= Ochsenknechte) st. bourgeis (vgl. charnier = Pflugknecht, wie Tobler, Zs. X, S. 164, die Bedeutung zu v. 62 El., Lais der Marie de France éd. Warnke, angiebt); 1737 lies: qu'a dit tot vait en vent st. qu'a dit ert neent, wo neent offenbar aus der folgenden Zeile stammt; v. 1791 hat B die schlechte Lesart: Entretant au mont iouent (?); 1813 hat B Quanque li dus requis li a, läſst dann den v. 1814 aus, so daſs nun drei Verse miteinander reimen, was der Gepflogenheit unseres Dichters durchaus widerspricht; v. 1868 lies aünez statt amenez; 1877 Uns vel[s] st. Un suen; 1880 rovast st. loast; 1956 N'en n'eient-ils st. ne n'eit-il; 1952 as gardes st. esgarges; 1973 Quant Bernier ot (audit) l'escusement st. Quant ot oy s'escusement; 2003 ou que que seit st. ou que se (= ce) seit; ou ohne Accent, s. Anmerkungen; 2183 lies: qu'il vit que amendout st. qui vit qu'amender dot; 2216 hat B Le conferm de son otrer, wodurch der Reim rei : otrer entsteht, wenn letzteres nicht für otrei verlesen ist, was jedoch die Lesart von B auch nicht besser machen würde; 2250 lies: la puisse st. li puist; 2154 (A 2250) Li archevesques qui r'apent st. L'arcevesque qu'i apent; 2296 hat B die schlechtere Lesart: Que feit chartre a deu remaignant; 2366 u. 4102 (A 3770) greanté st. garanté; 2493 (A 2430) faite et acheveie st. feste e escrivee; 2509 (2446) melage st. trevage (= modernes truage, Zoll auf Waaren), doch s. Anmerk.; 2629 (2521) huem desolz ciel st. home soz ciel; 2817 (2709) fieltres st. futes. Die Verse 3002 u. 3003 (2840) sind in B so gefaſst: En l'abeie ne en mont — Nenil veir, sire, l'abbé respont. Hier entscheidet wohl das Metrum für A. 3016 (2855) lies: vivent st. i sont; 3124 (2918) defiera ist wohl besser als te fera; 3336 (3130) A besser, da B: Aveit si commencé a plorer; 3428 (3175) lies: Il est mont naturelement st. Il est molt narre leenz. Auch v. 3447 (3311) ist in A gramment dem grant gent des B der Vorzug zu geben, wenn auch letzteres sinngemäſs ist. 3512 (3259) lies: Li evesque[s] lor a predit st. L'evesque

lor a apres dit; 3616 (3362) lies: loiez st. oiez; 3712 (3460) poiant st. puissant; 3871 (3730) esmesri st. esmayé; 3935 (3647) U li caudeu st. O les mauves, s. Anmerk.; 3995 (3852) lies: Tresqu'a st. Desqu'a.

Der mangelhafte Reim spricht in den folgenden Versen gegen die Lesart von B. V. 121 lies eirre : proveire st. estres; v. 171 grief : chief st. grant : chief; 222 s'il ne l' faseit : encorreit st. s'il n'esteit feit; 299 qui onques seit : dreit st. que euls aient fait : dreit; 421 de hauteice : estreice st. de haut : estreit; 823 wo A letanie : la croce oïe, B hingegen la rote entre; 897 reimt A richtig: flambeiant : avant, B : au vent, also ein Reim an : en, den unser Dichter nie anwendet; 959 hat B prins (st. pris) : mis; 1317 lies: dit le servise : guise st. dite la messe, cf. servise : guise 1331, 1689; 1718 A aloent : remuoent, B dagegen aloient : reveient; 1725 lies dreit : voleit st. veir : vodreit; 1749 fut : crut st. desplout (s. Anmerk.); 2702 (2594) vit : il dit st. : soleit. Ebenso sind des nachlässigen Reimes wegen die Lesarten von B nicht zu acceptieren in den folgenden Versen: 2912 (A 2750) Oncore veil en cest romanz : Mostrer miracle beaus e granz, da granz obl. sing. sein soll.* Desgleichen hat B ungenauen Reim v. 2932 (2770): Ainces s'en veit a se evesque : Departiz sont touz dous du lieu. Und endlich haben wir hier noch anzuführen v. 3252 (3046), wo A que monter : aler, B hingegen que en mostier : aler.

Die Personen- und Ortsnamen kommen in Hs. A dem Original fast stets näher als in Hs. B. So schreibt A, v. 65: Estienvre, B Estienne; 452 Coisnon, B Coignon; A immer Autbert, B Aubert (nie mit t); A fast stets Monte-Gargagne, B Mont de Gargagne; A Damle-Deu, B immer Dame-Deu, u. s. w.

In Hs. B fehlen viele Verse, die durchaus notwendig zum Verständnis oder des Reimes wegen erforderlich sind, und zwar je ein Vers nach v. 100, 180, 205, 279, 394, 505, 1233, 1271, 1498 (A 1494), 1548, 1653, 1839, 1845, 1932, 2230, 2246, 2381, 2539 (2476), 2559 (2496), 2674 (2550), 3059, 3518 (3265), 3550 (3297), 3595 (3341), 3635 (3382), 3830 (3542); je zwei Verse nach v. 1616 (1612), 1710, 1746, 2030, 2731 (2623),

---

* Man könnte allerdings hier auch bessern: miracles, und alsdann granz als Opl. ansehen. Ich ziehe jedoch die Lesart von Hs. A vor.

2951 (2790), 3113 (2997); je vier Verse nach v. 1492 (1488), 2142 (2138); je sechs Verse nach v. 227, 1432 (1428) und zwölf Verse nach 1360 (1356).

Durch Abirren des Auges sind in B die folgenden Verse verderbt: v. 1021 lies escoltez st. enpensez; 1432 sens st. temps; 1864 celeement st. privement. Auf dieselbe Weise sind verloren gegangen die vier Verse 2471—74 (A 2408—11), die zwei Verse 3342—43 (3136 u. 37) u. 3963—64 (3676—77) und der Vers 3587 (3334).

Verse von zweifelhaftem Werte bietet die Hs. B ebenfalls, so v. 903: E par empres la croiz aloient, s. die Silbenzählung; v. 1451—54 (1447—) sind in zwei zusammengefafst: Les convenauz qu'a Rou feront : Dorre en avant e pez avront. Desgleichen finden wir in B die folgenden Verse verkürzt, denen ich jedoch die Lesart von Hs. A vorziehe, da deren breitere und umständlichere Fassung der Sprache unseres Romans angemessener ist. So hat Hs. B wiedergegeben: die Verse 1465—68 (1461—) durch: Que il prenge crestiente — Tant li a dit qu'a feit son gre; v. 1469—72 (1465—) durch: Uns quens de France le leva — Dore en avant Robert non a; v. 1571—76 (1567—) durch: A son fiz fut granz anemis — Le rey de France Loys; v. 1615 bis 1618 (1611) durch: En Danemarche ou i maint — De guerre a lui forment se plaint; 1641—45 (1637) durch: O son franc hom, li quens Richart — Proz e hardiz comme leubart, wo auch noch der Nom. li quens gegen Hs. B auftritt.

Gleich gute Lesarten (in A und B) scheinen die folgenden Zeilen und Stellen zu enthalten: v. 1257 hat A Crient, B Errent, welch letzteres jedoch wahrscheinlich auch crient gelesen werden könnte; v. 1260 (1256) liest B: Quer perdu ont lor bon seignor; v. 2043—44 (2039) liest B: Toute l'iglese e l'abeie : Lor a mis[es] en lor ballie; v. 3180—81 (2974) sind in B: Comme eul ert gaste[e] e ledee : Tres bien semblot chose gastee; v. 3257 (= A 3051) liest B: Tant a ci, Dex, lei destorbier. Das von Michel hinzugefügte t in lai[t] ist wegzulassen. Ci mufs jedoch bei diesem Ausrufe stehen, vgl. Tobler zu Warnkes Lais der Marie de France in Zs. X, 164 (s. auch Anmerk.).

Die Hs. B. weist auch einige Lesarten auf, die meiner Ansicht nach besser sind, als in Hs. A, so v. 63 lies mit

B: dous st. dunc; v. 79 hon (zu bessern huem) st. home; 83 quant qu'il st. quant; 138 l'en fiere st. le fiere; 163 l'enor st. le non; 282 au st. a li; 455 Les autres st. le autres; 476 mie (= mica) st. demie; 561 lies descenduz : venuz st. ohne z; 617 lies conduiz; 711 lies ne n'ai oï st. ne 'ne soï (wie schon Huber a. a. O.); 814 lies viengent; 819 a dreit st. a trait; 1102 sonee st. finee (d. i. nachdem die Stunde geschlagen hatte); 1303 lies arresteuz : descenduz; 1420 u. 1519 s. Anmerk. Besser scheinen auch zu sein die Verse 1752—54, welche lauten: N'orent por li point amende, Ainces l'ont Deu tot deguerpi; A merve[i]lles ce nest (= s'en est) marri; v. 1864 (1860) lies mit B: Qu'il le suient (zu bessern in seivent = sekvunt), s. Anmerk.; v. 1952 lies sereit st. fereit; 2029 esteit grant st. est grande; 2401 siehe Anmerk.; 2665 (2540) orer st. ovrer; 3229 (3023) Avoe st. Al ure, s. Anmerk.; 3477 (3224) Herbes et ce qu'aconseveit statt Herbes et cen que consueit (s. Anmerk.); v. 3724 (3472) hat B: Li escrit dient qu'il (= qu'el) ploveit. Dies ist vielleicht auch der Hs. A vorzuziehen, welche liest: Il [est] escrit que el ploveit.

Schliefslich mufs ich noch erwähnen, dafs Hs. B aufser den grofsen zusammenhängenden Stellen, welche die Lücken in A ausfüllen, auch noch anderswo einige Verse mehr zählt, als Hs. A Mit den von mir beigefügten Verbesserungen dürften dieselben wohl als echt anzuerkennen sein. So folgt nach v. 472:

473 Reies, tongars e[t] manqreaus;*

474 E[t] sorsmulez [et oder molt] grans (l. z) e[t] bieaus [l. beals);

nach v. 1334 (1332) füge ich das folgende Verspaar aus Hs. B in den kritischen Text:

1335 Tant que conseil bon et leal — lies: Tant que conseils buens et leials

1336 I o[u]t mostier parrochial — lies: Out li mostiers parrochials;

nach v. 2635 (2527) nehme ich noch diesen auf:

2636 Qui les moines lever feseit (l. faiseit),

wodurch alsdann, wenn nicht in B auch wieder ein Vers fehlt, allerdings ein dreifacher Reim entsteht.

* Im krit. T. mufs dieser Vers lauten: Raies, tons gras et maqu[e]reals. Der Schreiber hat in manqreaus sich offenbar verschrieben und nq oder uq für qu eingesetzt (s. Anmerk.).

Aus der soeben beendeten Untersuchung ergeben sich für die Textbearbeitung folgende Regeln und Grundsätze:

1) Die Hs. A bildet die Grundlage unseres Textes, die Hs. B tritt nur ergänzend ein.

Das Hauptkriterium bildet der Versbau, und zwar: a. die Silbenzählung; b. der Reim.

2) Wo die Hs. B die ältere, d. i. bessere Lesart bietet, ist diese in den Text aufzunehmen.

3) Wo weder Reim noch Silbenzahl Aufschlufs giebt, müssen diejenigen Formen beibehalten werden, die am öftesten in beiden Hss. vorkommen; in zweifelhaften Fällen mufs konjiziert werden.

Ich werde nun nacheinander den Versbau, die Laut- und Flexionslehre behandeln und mich dabei auf das Hauptsächlichste beschränken, da meine umfassende, schon vor zwei Jahren vollendete Untersuchung der Sprache unseres Denkmals durch die Arbeit Hubers fast ganz hinfällig geworden ist. Auf Grund der durch Metrum und Reim gesicherten Erscheinungen werde ich alsdann versuchen, die ca. 330 Verse, welche die Hs. B mehr hat, als Ergänzung zu der Michelschen Ausgabe — jedoch in der Sprache unseres Dichters, soweit ich dieselbe kritisch ermittelt habe — wiederzugeben.

Anmerkungen zum ganzen Roman und ein Namensverzeichnis sollen meine Abhandlung schliefsen.

(Fortsetzung folgt.)

Bamberg. A. Ullrich.

Über das H und die verwandten Laute.

Von

G. Michaelis.

I.

Zu den ſchwirigsten Aufgaben der Phyſiologie der Sprachlaute hat von jeher die Frage gehört, wie das *h* phyſiologiſch aufzufassen und in welcher Lautklasse dasſelbe unterzubringen ist.

Wärend es bei den Römern Jarhunderte hindurch ein Gegenſtand des Streites geweſen ist, ob das *h* überhaupt eine *litera,* ein Buchſtabe ſei, oder nicht, haben auch ſpäter die Kämpfe über die Natur des *h* niemals aufgehört; neu angefacht ſind dieſelben in Deutſchland beſonders durch Hofforys anregende „phonetiſche Streitfragen“ in Kuhns Zeitſchr. Bd. XXIII (1877) und neuerdings durch Emil Seelmanns umfassendes Werk: die Ausſprache des Latein, Heilbronn (1885).

Es ſei mir der Verſuch geſtattet, vor dem Leſer ein kleines Bild der darüber gefürten Kämpfe und der auf die Beantwortung diſer Frage gerichteten Beſtrebungen zu entrollen, an welchen ſich vile unſerer bedeutendsten neueren Phyſiologen und Phonetiker beteiligt haben. So weit es möglich ist, werde ich dieſelben ſelbst reden lassen. Ich bemerke von vorn herein, dass wo im folgenden von *h* die Rede ist, im allgemeinen nur das anlautende, einem Vokal vorangehende *h* gemeint ist.

Ich neme als Ausgangspunkt die Auslassungen von Seelmann. Diſer ſtellt S. 254 zwei grundverſchidene Gegenſätze der vokaliſchen Aſpiration auf. Es heißt daſelbst:

„Die graphiſche Verbindung *h* + *vocal* ist phyſiologiſch einer doppelten Auffassung fähig.

1. Nach deutscher Art verengt sich bei der Aussprache hierher gehöriger Worte die Stimmritze bis zu einem gewissen Grade, sodass der Luftstrom die Enge passiren kann one bereits die Stimmbänder in Schwingungen zu versetzen: es entsteht also ein einfaches (durch gewisse Bewegungen des Gaumensegels und anderer Mundorgane noch verstärktes) Reibegeräusch, das man als stimmlose Kelkopfspirans auffassen kann. Danach tritt erst der für das Tönen der Stimme und speziell für die Bildung des folgenden Vokals nötige Grad der Stimmritzenverengerung ein. Deutsches *h* ist also ein selbständiger Laut, ein reiner Geräuschlaut, der also physiologisch am besten durch *h* widergegeben wird. Deutsch *„habe"* ist demnach gleich *h* + *abe*.

Dem gegenüber ist die Aussprache eines unmittelbar anlautenden Vokals bemerkenswert. Die Stimmritze pflegt (außer im Fluss der Rede) hier für einen Moment sich ganz zu schließen: der Luftstrom explodirt mit einem speziell bei der Flüsterstimme wol vernembaren Knacken, der sog. Kelkopfexplosiva, und der resultirende Vokal erhält ein äußerst festes energisches Gepräge one jede Spur von Aspiration.

2. Eine gewisse Konstellation der Organe des Kelkopfs erlaubt andererseits ein *h* zu bilden, wärend dessen ganzer Dauer bereits der in der Schrift folgende Vokal tönt. Wir haben hier keinen selbständigen Hauchgeräuschlaut und folgenden reinen Vokal (*h* + *vocal*) vor uns, sondern nur ein Produkt aus beiden: es sind gehauchte Vokale $\left(\frac{h}{a}, \frac{h}{e} \text{ etc.}\right)$. Je nachdem der Vokal stark oder schwach gehaucht ist, sprechen wir ihm einen *spiritus asper* oder *lenis* zu. Die stark gehauchten Vokale bezeichnen wir nach griechischer Art durch übergesetztes ʿ, die schwach gehauchten durch ʾ. Die Vokale *ἁ, ἑ, ὁ* sind also von *ἀ, ἐ, ὀ* nicht wesentlich, sondern nur graduell verschiden. Sie stehen darin vollständig der deutschen Art mit irem Wesensunterschid fremdartig gegenüber."

Nr. 1. Der wesentliche Gegensatz.

Betrachten wir zunächst Seelmanns wesentlichen Gegensatz Nr. 1.

Die gewönliche Tradition, welche vom Altertume her im Zeit-

alter der Renaissance auf die neueren Forſcher übergegangen war, war die, dass das *h* einfach eine dem Vokal vorangehende Aſpiration ſei, die man nicht als vollen ſelbſtändigen Laut anſah. Vgl. unten Abſchn. III.

Petrus Ramus, Grammaticæ libri quatuor, Par. 1559 — Bas. 1569, p. 5, sagt: „*Ha* nota est aspirationis, quæ solis vocalibus præest."

Hier. Fabricius ab Aquapendente, de locutione et ejus instrumentis liber, a Joan. Ursino ed. Ven. 1601, p. 12: „*H* tanquam nihil significet, a literarum consortio rejecta est. etenim aspirationis nota, neque quicquam literæ habet, nisi figuram."

Wie diſe Aſpiration hörbar werde, danach fragte man meist nicht. Indes ſchon lange vor der Erfindung des Kelkopfſpiegels hatten einige Sprachforſcher und Phyſiologen erkannt, dass ſich beim *h* die Stimmbänder etwas einander nähern und eine gewisse Zeit in diſer Stellung bleiben, ſo dass ſie dem Luftſtrom im Kelkopf einen gewissen Widerſtand leisten, an welchem eine Reibung entſtehen muss.

Der Geistliche an der Paulskirche in London und Mitſtifter der Royal Society, William Holder, Elements of Speech (1668) ſprach ſchon eine ſolche Vermutung aus: „*H* is only a guttural aspiration i. e. a more forcible impulse of breath from the lungs, applied when we please, before or after other letters. And if we will ascribe any articulation by motion or figure to it, it is only a more sudden and forcible contraction of the lungs, and collecting the breath in the pipe of the *aspera arteria,* and possibly *somewhat straitening in the mouth of it, which is the larynx,* and all the formation of it ends there: and thus applied to a vowel, or to some of the consonants, it does indeed affect them with a different sound, and therefore deserves to be considered in this place, though not as a consonant, having no appulse; nor as a vowel, being never vocal, but affecting only the breath, and that by an addition only of force, but not by any figure in the mouth."

Schon beſtimmter erkannte der erste deutſche Taubſtummenlerer, der in Schaffhauſen geborene Conrad Amman, Dissertatio de loquela, Amsterd. (1700) p. 13, die Verengung der Stimmritze beim *h*: „*h* omnium *Consonatium* est simplicissima, non enim differt ab aëre, quem communiter per os apertum exspiramus, nisi quod in *Laryngis rima* paulo densius coarctetur, estque communis sequentium materia:

si enim *fauces* ope partis *Linguæ* posterioris, in *gibbum* elevatæ, ita arctantur, ut spiritus cum sibilo quodam vique erumpat, ex *h* fit *Belgarum* et *Germanorum ch,* idem cum *Græcorum χ* et *Hispanorum g* in voce *mugere.*"

Joh. Bödiker, Grundſätze der deutſchen Sprache, Berlin 1690, bemerkt: „Das *h* wird im Deutſchen für ein *Conſonans* gerechnet, hat aber doch die Natur eines halben *Vocalis.*" — L. Frisch in ſeiner Ausgabe von 1723 ſetzt dafür: „H ist im Teutſchen ein *Conſonant.*"

Gottſched, Deutſche Sprachkunst ([5] 1762) S. 33, ſagt: „*Ha,* ein deutlicher Hauch, wie das lat. *h,* doch weit gelinder als *ch,* welches vil rauher aus der Gurgel färt: *ziehen* nicht wie *ziechen.*"

A. v. Haller, Elementa physiologiæ, T. III (1761), S. 466, ſagt: „*H* sive aspiratio adeo simplex sonus est, ut vix possit pro consonanti haberi, neque a Gracis eam in classem admissa fuerit. Fit aere de laxa glottide leniter eliso (Holder), quasi anima nos callefacere vellemus, densare vocat Ammanus." Der Hinweis auf Holder und Amman lässt keinen Zweifel über das, was Haller unter der *laxa glottis* verſtanden hat.

Benj. Franklin, A Scheme for a new Alphabet and reformed Mode of Spelling (1768), nennt das *h* „a strong and more forcible aspiration" und ſtellt es unmittelbar hinter die Vokale. Über die Anordnung ſagt er: „It is endeavoured to give the Alphabet a more natural Order, beginning first with the simple sounds formed by the Breath, with none or very little help of the Tongue, Teeth and Lips, and produced chiefly in the Windpipe." Cf. Ellis, EEP. 1059.

J. Nast, Der teutſche Sprachforſcher, II (1778), gebraucht noch *guttural* in richtigem Sinne S. 60: „Der erste Mitlauter (bei der Kele angefangen) ist *h,* ein Hauch, *Spiritus,* Aſpiration, den die Kele erzeugt, wenn die ſtiller oder lauter tönende Luft von der Lunge hervorgeſtoßen, in der Kele ſich formirt und zum Munde herausſtrömt. *h* ist alſo der eigentliche ſog. Hauchbuchſtab. An ſich zwar ist kein Buchſtab one Hauch oder Aſpiration möglich. . . . Unter diſen aber ist das *h* derjenige Laut, der nichts als Hauch ist. Es ist der ware und einzige Gutturał- oder Kelbuchſtab der Teutſchen, im ſüdlichen Teutſchland ſtärker als im nördlichen."

Neue Anſichten tauchten von der hebräiſchen Grammatik aus auf, namentlich die, dass dem anlautenden Vokal ſtets ein konſonantiſches Element vorhergehe.

J. W. Meiner (Rektor in Langensalza), Philosophische Sprachlere (1781), teilte die Konsonanten (seine Hauptlaute) ein 1) in Pulmonal- oder Lungentöne. „Weil sich die Luft von der Lunge selber auf zweierlei Weise abdrücken lässt: a) durch einen mäßigen Stoß, b) durch die bloße sanfte Niderlassung der Lunge, so erzeugen sich von der Lunge auch nur zwei Töne: a) der, den die Hebräer mit zwei Figuren א und ע bezeichnet haben. ... Der Grieche bezeichnet disen Ton nur mit einer Figur, nämlich mit seinem *spiritus lenis,* den er allezeit zu dem Vokal setzet, wo diser die Silbe anzufangen scheinet. Die Abendländer aber haben disen Ton mit zu den Vokalen gezogen und ihn mit disen zugleich durch die Vokalfigur ausgedrücket, wodurch sie aber eine große Ungleichheit in die Aussprache irer Vokale eingefürt haben. b) Der, den die Hebräer gleichfalls auch, und auch aus gleichem Grunde, mit zwo Figuren, einer, die quiesciren kann ה, und einer andern die nicht quiesciren kann ח, ausgedrückt haben; der Grieche hat ihn mit seinem *spiritus asper,* und die Abendländer mit einem eigenen Buchstaben, wie die Hebräer, bezeichnet. — 2) Palatin- oder Gaumenbuchstaben. Dise werden ausgesprochen, wenn die Luft durch verengerten Gaumen hindurchgedrückt wird: *g, k, ch* u. s. w."

Aus den Lungen kommt indes der Luftstrom für jeden Sprachlaut, aber in den Lungen wird keiner speziell gebildet; bei allen stimmlosen Konsonanten findet eine ebenso starke Kontraktion der Ausatmungsmuskeln statt wie beim *h.* Meiners Ansichten erhielten indes dadurch eine Bedeutung, dass sich Adelung in merfacher Beziehung ihm anschloss.

Chr. Fr. Hellwag, Dissertatio de formatione loquelæ (1781), fand, dass unsere Sprache außer dem *h* noch einen im Kelkopf gebildeten, in unserer Sprache nicht besonders bezeichneten noch unbenannten Verschlusslaut (*nixus*) besitze.

§ 73. Consonans, quæ nomine quidem nec tamen veritate destituitur, est nixus ad laryngem sive guttur. .... Est litera gutturalis. § 74. Consonans *h* est susurrus ad laryngem, seu gutturalis. Differt ab ista litera innominata gutturali ut *f* a *b, sch* a *d, ch* a *g.*

Es waren dis vorläufige Andeutungen von unserm festen explosiven Vokaleinsatz, der sog. Kelkopfexplosiva (Glottisexplosiva) und deren Gegensatz zum frikativen *h.*

J. Chr. Adelung, Lergebäude der deutſchen Sprache Bd. I (1782), S. 128, unterſchid, an Meiner anknüpfend, nach den Sprachwerkzeugen 1) einen Lungenlaut (*pulmonalem*), der mit einem gelinden Stoße der Lunge hervorgebracht wird, das *h*; 2) drei Gurgellaute, *gutturales*, wenn bei dem Stoß zugleich die Gurgel verengt und der Stoß dadurch verſtärkt wird: *ch, g, k*; 3) einen Gaumenlaut, *palatinum*, wenn die Luft durch den verengten Gaumen gedrückt wird, das *j*, u. ſ. w. — Nach der Art des Lautes ſtellt er *h* und *ch* als ſtumme Hauchlaute auf. (Gurgel erklärt er in ſeinem Wörterbuch (1775) ſer ungenau: die Speiſeröre, der Schlund und die äußere Gegend vorn am Halſe unter dem Kinn).

Wolfgang v. Kempelen, der geniale Erfinder einer Sprechmaſchine, der Vorgängerin der Faberſchen, förderte in ſeinem Werke: Mechanismus der menſchlichen Sprache nebst der Beſchreibung ſeiner ſprechenden Maſchine. Mit 27 Kupfertafeln. Wien (1791), von welchem gleichzeitig in Wien eine franzöſiſche Ausgabe erſchin, die Unterſuchung der Sprachlaute weſentlich. Er beſchreibt das *h* in zwei Paragraphen.

§ 152. „H. Ein Mitlauter der zweiten Klasse, nemlich ein Windmitlauter. Er beſteht bloß aus einem ausgeſtoßenen Atem, oder ſtimmloſen ſtarken Hauch. Er kann zwar one Hülfe eines anderen Buchſtaben, aber nur ſer ſchwach und kaum auf einige Schritte gehört werden. Ich ſage vorſetzlich ein ſtarker Hauch, denn man kann auch hauchen one im geringsten gehört zu werden. Was ist nun aber ein Hauch? Ein Hauch entſteht dadurch, dass ſich die Stimmritze vil weiter öffnet als es zur Stimme nötig wäre, folglich der aus der Lunge kommenden Luft freien Durchzug geſtattet. Wird die Lunge nur ganz ſchwach zuſammengedrückt, ſo dass die aus derſelben getribene Luft mit der Öffnung der Stimmritze im Verhältnisse ſteht, d. i. nicht in ſo großer Menge herandringt, dass diſe Öffnung ſie nicht one Zwang durchlassen könnte, ſo ist es ein ſtiller unhörbarer Hauch. Wird die Lunge hingegen jähe und mit Gewalt zuſammengepresst, ſo dass die darin enthaltene Luft, die auf einmal weichen ſoll, nicht mer der Öffnung der Stimmritze angemessen ist, ſo ſtemmt ſich diſe Luft im Herausgehen, oder ſie wird vilmer von den zu engen Rändern zuſammengedrückt, wodurch ein hörbares Geräuſch entſteht, und diſes ist der ſtarke beim H vernemliche Hauch. (Villeicht trägt zu diſem Hauche

auch das Anſtoßen der Luft an den Gaumen und die übrigen Sprachwerkzeuge und die Richtung, die ſie dadurch bekommt, etwas bei.)“ ....

§ 153: „Diſer Buchſtab hat eine beſondere Eigenſchaft, die ihn von allen anderen unterſcheidet. Sie beſteht in dem dass er keine eigene Lage hat, ſondern immer desjenigen Selbstlauters ſeine annimmt, der ihm nachfolget. Wenn nämlich Gaumenſegel, Zunge und Lippen ſich in die Lage irgend eines Selbstlauters gerichtet haben, ſo lässt ſich die Stimme, die diſen Selbstlauter beleben ſoll, nicht ſogleich hören, ſondern die Lunge ſtoßt vorher in diſe Lage einen Hauch, dann verengert ſich erst die Stimmritze und fängt an zu tönen. Sagt man z. B. Himmel, ſo ligen, eh das H noch anfängt, ſchon Zunge und Lippen in der Lage des I, bei Huld in der Lage des U, bei Haus in der Lage des A u. ſ. f. Um hiervon wider einen Beweis zu haben, ſo richte man die Zunge und die Lippen zu einem A, dann halte man die flache Hand vor den Mund in der Entfernung etwa eines Zolles und ſpreche langſam Ha, ſo wird man, ſo lange das H dauert, ein Lüftchen auf der Hand verſpüren, ſobald aber der Selbstlauter a anfängt, ſo hört jenes auf.“

In diſen beiden Paragraphen v. Kempelens ligt gewissermaßen das Programm für fast alles, was ſeitdem über die Natur unſeres *h* verhandelt und gekämpft worden ist. Es handelt ſich dabei vornemlich um ſechs Kardinalpunkte:

1) konſonantiſche Natur des *h*,
2) Aufeinanderfolge von *h* und Vokal,
3) Stimmloſigkeit des *h*,
4) Reibung an den Stimmbändern,
5) akzessorische Reibung im Anſatzror,
6) vokaliſche Mundſtellung.

Alle diſe Punkte wurden nach einander Gegenſtand der Kontroverſe und in allen ſteht v. Kempelen noch heute leuchtend da.

1) Zuerst wurde die konſonantiſche Natur des *h* vom Standpunkte der alten römiſchen Grammatiker aus angegriffen und die Aſpiration neben den Vokalen und den Konſonanten als eine beſondere dritte Klasse der Sprachelemente betrachtet.

Die gewönliche Definition der alten römiſchen Grammatiker war, dass die Vokale für ſich, die Konſonanten nicht one Hilfe der Vokale ausgeſprochen werden können (vgl. unten Priscian),

wärend umgekert die Anſicht der Semiten war, dass ein Vokal nicht one Hilfe eines Konſonanten geſprochen werden könne.

Aus diſer falſchen Auffassung entſtanden ſchon bei den römiſchen Grammatikern allerlei Zweifel, ob man das *h* zu den Konſonanten zälen dürfe oder nicht, und diſe Zweifel haben ſich von da aus bis in unſere Zeit widerholt.

Konr. L. Schneider, Lat. Grammatik, Elementarlere I (1819), S. 179, ſagt: „Das *h* der Lateiner entſpricht dem griechiſchen *spiritus asper,* welcher in älteren Zeiten durch dieſelbe Figur H bezeichnet worden war, bis ſolche weiterhin geteilt und die linke Hälfte Ⱶ für den *spiritus asper,* die rechte ⱶ für den *lenis* gebraucht wurde, wärend man das ganze Zeichen H für den Vokal η beibehielt... Mithin ist das *h* weder ein Vokal noch ein Konſonant, ſondern das Zeichen der Aſpiration (Varro R. R. 3, 1, 6 *afflatus*), d. h. desſelben Hauches, welches unſer *h* bezeichnet. Auch rechneten es merere der alten Grammatiker nicht zu den eigentlichen Buchſtaben, namentlich Varro in der von Cornut. ap. Cassiod. p. 2286 angefürten Stelle (vergl. Prisc. p. 544) und Nigidius Figulus nach dem Zeugnisse des Mar. Victor p. 2456. Andere dagegen nannten es allerdings einen Buchſtaben und zälten es ſogar den ſtummen Konſonanten bei, one zu bedenken, dass es ſodann auch Poſition bewirken und den Hiatus aufheben würde." War das lat. h gleich dem deutſchen, ſo hob es eben den Hiatus auf.

Chladni, Über die Hervorbringung der menſchlichen Sprachlaute, in Gilberts Annalen der Phyſik und Chemie, Bd. 76 (1824), ſagt: „Die Konſonanten unterſcheiden ſich hauptſächlich dadurch von den Vokalen, dass bei inen in irgend einem Teile der Sprachwerkzeuge eine noch ſtärkere Verengung vor ſich geht, als bei einem Vokale ſtattfinden kann, wiewol mit Ausname des h. — Die 6. Abteilung der Konſonanten, wo die Hervorbringung bloß durch einen hörbaren Hauch geſchiht, enthält nur (wenn man nicht etwa das *Schwa* hierher rechnen will) den Hauchlaut *h*. Die Stelle der Hervorbringung ist noch weiter hinterwärts, als die wo das gutturale *ch* und das als Kellaut ausgeſprochene *r* hervorgebracht wird. Dem Gefüle nach halte ich dafür, dass die hintere Gaumenöffnung bei dem *h* noch mer ſich erweitert als bei dem *a*. Man kann alſo dem *h* eine ſolche Verwandtſchaft mit dem *a* zuſchreiben, wie das *w* mit dem *u*, das *j* mit dem *i* hat, nur mit dem Unterſchide, dass bei dem *h* etwas

mer Erweiterung oder bei dem *w* und *j* etwas mer Verengung ſtattfindet als bei den mit inen verwandten Vokalen. Das *h* macht alſo in Hinſicht auf merere Erweiterung eine Ausname von allen übrigen Konſonanten, indem bei allen andern die Verengung ſtärker ist als bei irgend einem Vokal. Man kann es alſo füglich mer für eine Aſpiration als für einen eigentlichen Konſonanten halten, wie es denn auch im Griechiſchen nur durch ein dem folgenden Vokal beigefügtes Aſpirationszeichen, den *spiritus asper,* ausgedrückt wird. Von den Neugriechen wird diſer ebenſo one eine (wenigstens für Andere) bemerkbare Aſpiration ausgeſprochen, wie der *spiritus lenis*."

Nach den Sprachwerkzeugen nennt Chladni das *h* mit Meiner und Adelung: Lungenlaut. (Vgl. Trautmann § 272.)

Carl Mayer (Prof. in Bonn), Über die menſchliche Stimme und Sprache, in Meckels Archiv für Anat. und Phyſiol. (1826), gab der *litera innominata* Hellwags den Namen Stoßlaut der Glottis. Er bemerkt S. 219: „Die Vokale ſind keine eigenen Laute, ſondern nur als Modifikationen des Tones, oder des Konſonanten anzuſehen. Wir ſprechen die Vokale gewönlich mit einem Stoßlaut aus, nämlich mit dem Stoßlaut der Glottis, für den wir auch eben deswegen keinen beſonderen Buchſtaben haben."

S. 220: „Die Organe, welche bei Hervorbringung der Konſonanten tätig ſind, ſind folgende: a) die Gießkannenknorpel und Stimmritzenbänder; b) die hintern Bogen des Gaumens mit dem Gaumenſegel; c) die Zunge und d) die Lippen.

I. Klasse: Blaſelaute. — Wird die Luft bloß durch die etwas verengerte Glottis getriben, ſo entſteht das *h*. — Werden die hintern Bogen des Gaumens mer zuſammengezogen und gehaucht, ſo entſteht das rauhe *h* oder das *ch* etc.

II. Klasse: Stoßlaute. — Die Stoßlaute haben eine doppelte Ausſprache, eine beim Öffnen und eine beim Schließen der Luftwege ... Der Stoßlaut der Glottis ist derjenige Laut, mit dem wir jeden Vokal ausſprechen. Er kann bei der In- und Exſpiration hervorgebracht werden."

Damit war der von Seelmann unter Nr. 1 als deutſcher aufgeſtellte weſentliche Gegenſatz zwiſchen dem Glottisreibelaut und der Glottisexploſiva, den ſchon Hellwag angedeutet hatte, beſtimmter hingeſtellt.

Grotefend, Art. H, Ersch und Gruber II, I (1827), ſchloss

ſich an Schneider an. Er ſagt: „Es fragt ſich, ob das *h* ein Selblaut oder Mitlaut ſei, oder villeicht keines von beiden, ſo dass die gewönliche Einteilung der Sprachlaute in Selb- und Mitlaute als unvollſtändig erſcheint. — Ein Selblaut kann das *h* nicht ſein, weil es für ſich nicht ausſprechbar ist, aber auch als Mitlaut kann es nicht gelten, weil es hinter einem Selblauter nicht vernommen wird .... Der Hauchlaut ist danach weder ein Selblaut noch Mitlaut, ſondern nur eine beſondere Modifikation des Sprachlautes ... Es bleibt mithin der Hauchlaut ein ganz eigentümlicher Sprachlaut unſeres Alphabetes.“

So war der ſchon vom Altertum her vorbereitete Grund zu einem Dreiklassenſystem gelegt, allerdings in beſchränkterem Sinne und auf etwas anderer Grundlage als das ſpäter von Brücke weiter ausgebildete.

K. F. Becker, Deutſche Sprachlere, Bd. I (1827), S. 35, ſagt: „Aus den Vokalen entwickeln ſich durch fortſchreitende Artikulation die Spiranten *h, s, j, w*. Der gelinde Hauch (*spir. lenis*) des Vokallautes zu einem ſcharfen (*spir. asper*) erhärtet, wird zum Spiranten *h*, der noch keinem der artikulirenden Organe auf eine entſchidene Weiſe angehört. In wiefern die Lautbildung überhaupt von der Kele ausgeht, ſteht er als werdender Konſonant zunächst unter der Einwirkung diſes Organs und geht daher leicht in die ſtarren Kellaute *g, k, ch* über.“ — Dagegen ist zu bemerken, dass *h* nidriger artikulirt ist als die Vokale, ſich alſo nicht durch fortſchreitende Artikulation aus diſen entwickeln kann.

Man ſiht, wie man hier noch, ſtatt einfach die Natur zu befragen, von vorgefassten Spekulationen ausging und danach die Erſcheinungen auszulegen ſuchte.

K. M. Rapp, Phyſiologie der Sprache, Bd. I (1836), kam ſchon etwas weiter, bewegte ſich aber ebenfalls noch zu ſer in ſolchen Spekulationen. Er ſagt S. 53: „Wenn wir vorhin den Urlaut als das Primitivste vom Sprachlaut erkannt haben und ihn nun für ein wirklich Einfaches halten, ſo täuſchen wir uns. Wenn ich ə ſage, ſo habe ich ſchon zwei Buchſtaben ausgeſprochen, d. h. neben dem Urvokal ist hier auch ſchon der Urkonſonant gegeben. Es ist ein Geſetz: Kein Vokallaut kann laut werden one einen Mitlaut, Mitlauter vorauszuſchicken, denn irgendwo muss die Stimme, die beim Kelkopf aus dem reinen Tongebiet in das Sprachgebiet hinüber-

tritt, anſetzen, um als Laut vorzubrechen, und diſer Anſatz, wenn er am einfachsten, unmerkbarsten geſchehen ſoll, produzirt ſich **unmittelbar über dem Kelkopf** in der Geſtalt desjenigen Konſonants, den unter allen von uns verglichenen Sprachen nur das feine Or der Griechen als einen wirklichen Laut gefasst und unter dem Namen des *spiritus lenis* fixirt hat. Um ſich von der wirklichen Existenz diſes Konſonanten zu überzeugen und ſich ſeine Individualität zur Anſchauung zu bringen, ſpreche man den Laut *a* doppelt, einmal one Anſatz, wo er bloß lang *a* wird, alſo *aa* = *ā* aus, dann aber jedes *a* mit friſchem Anſatz *a'a*, ſo hat man gleich den Unterſchid; noch deutlicher: zwei Vokale *ai* one Anſatz gibt einen Diphthong; *a-i* mit Anſatz gibt zwei Silben (wiewol man es auch zweiſilbig one *Spiritus* ausſprechen kann). Wenn man in deutſcher Sprache, z. B. auf die Etymologie des Wortes *erinnern* von *innern* aufmerkſam machen will, ſo ſetzt man vor *i* mit der Stimme friſch an und ſagt *er'innern;* dis ist nichts anders als der eingeſchobene Spiritus. Diſer Laut muss jedem Vokal, der die Rede anheben ſoll, noch vortreten und er produzirt ſich überall von ſelbst, wo nicht ein anderer Konſonant den Vokal einfürt; er tritt alſo vorm Vokal überall ein, ſobald derſelbe nicht an einen unmittelbar vorhergehenden Laut one Abſatz der Stimme ſich anſchließen kann."

Weil man ſich die Fabel eingebildet hatte, dass ein Konſonant nicht **im** Kelkopf gebildet werden könne, ſo wurde willkürlich behauptet, dass der *spir. lenis* unmittelbar **über** dem Kelkopf entſtehe.

2) Es folgte dann der Kampf um die Frage der Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge von *h* und dem Vokal.

Purkinje (Prof. der Phyſiologie in Breslau, nachher in Prag, geb. 1787, † 1869), Badania w przedmiocie fizyologii mowy ludzkiéj, Kraków 1836, unterſcheidet bereits die dem Vokale **vorhergehenden** Hauche als Stimmritzenlaute, *soni glottidis,* nach der Stärke. (Vgl. Brücke[2] 11, 157). Er ſiht *h* fälſchlich als tönend an.

Johannes Müller, Handbuch der Phyſiologie des Menſchen, Bd. II (1837), ſah das *h* noch als bloße **Aſpiration** an und erkannte, dass diſe **nicht gleichzeitig** mit dem Vokal ſein könne.

S. 282: „Zu den *continuæ orales* durch den ganz offenen Mundkanal gehört bloß die Aſpiration *h*. Es findet hier keinerlei Oppoſition der Mundteile gegen einander als Urſache des Geräuſches beim

Durchgehen der Luft ſtatt. Das Geräuſch der Aſpiration ist der einfachste Ausdruck der Reſonanz der Mundwände beim Ausatmen der Luft.“

S. 236: „Die einzige *continua,* welche ganz ſtumm und keines Mittönens oder Summens fähig ist, ist das *h,* die Aſpiration. Verſucht man das *h* laut auszuſprechen, ſo tönt das Summen der Stimme nicht gleichzeitig mit *h,* ſondern folgt ihm und die Aſpiration erliſcht auf der Stelle, ſobald die Luft an den Stimmbändern zum Ton anſpricht.“

Indes, wenn das *h* überhaupt ein Geräuſch ist, kann es nicht bloße Reſonanz ſein, es muss irgend wo eine geräuſcherzeugende Urſache, eine Reibung, vorhanden ſein, damit eine Reſonanz entſtehen kann.

Dass ein im Sprachkanal gebildetes Reibegeräuſch einem Vokale vorangehen kann, ist an ſich klar. Es trat nun aber die Frage auf, ob das *h* mit einem ihm zugehörigen Vokale gleichzeitig gebildet werden könne?

Rudolf von Raumer ſuchte die phyſiologiſche Unterſuchung der Laute für die Erklärung der allmählichen Veränderungen, welche in den Sprachen vor ſich gehen, namentlich der von Rask und Grimm entdeckten Geſetze der konſonantiſchen Lautverſchiebung methodiſch zu verwerten in ſeiner Erstlingsſchrift: Die Aſpiration und die Lautverſchiebung, 1837 (Geſ. ſprachwissenſchaftliche Werke S. 1—104). Diſe Schrift hat warhaft banbrechend gewirkt, wenn auch manches der Berichtigung bedurfte. Raumer trat gegen die Anſicht Kempelens und Joh. Müllers, dass *h* nicht gleichzeitig ſein könne mit den tönenden Vokalen, auf. Es heißt bei ihm § 24: „Noch müssen wir einen vilbeſtrittenen Punkt berüren: die Frage, ob *h* ein Buchſtabe ſei oder nicht. Wir gehen von der Geltung des Zeichens *h* in der nhd. Schrift aus. Die Sprache lässt ſich zerlegen in einzelne Laute, die in der Zeit aufeinander folgen. Einen ſolchen Laut nennen wir ſchriftlich verzeichnet einen Buchſtaben. Nie werden zwei Buchſtaben zugleich geſprochen. Immer folgt einer dem andern. Mithin ist unſer nhd. *h* kein Buchſtabe; denn es fällt mit dem ihm folgenden Vokal zeitlich zuſammen. Spricht man z. B. *pâr,* ſo wird erst *p* und unmittelbar darauf *â* hervorgebracht; ſagt man dagegen *hâr,* ſo tönt das *h* ſo lange als das *â*. *h* ist nichts als das Zeichen, dass der Kelkopf zu öffnen und eine ſtärkere

Masse Atem hervorzubringen ſei. Inſofern hat Quintilian I, 4, 9 gewiss Recht, wenn er diſem *h*, das die Stelle des griechiſchen *spir. asper* vertritt, den Rang eines Buchſtaben ſtreitig macht. Denn, ſagt er, wenn das *h* ein notwendiger Buchſtab ist, ſo ſollte man auch ſein Gegenteil (den *spir. lenis*) bezeichnen." — § 25: „Die beiden Spiritus zeigen nur das Quantum Atem an, das zu jedem Laute verbraucht wird."

Es ist ſchwer zu begreifen, wie Raumer es mit ſeiner Definition des *h* hat vereinbar finden können, dass mit demſelben gleichzeitig ein tönender Vokal gebildet werden könne. Gerade der Verſuch, die Vorgänge der Lautverſchiebung zu erklären, hätte eher zu der entgegengeſetzten Anſicht der Aufeinanderfolge füren ſollen. Raumers Behauptung fand auch bald entſchidenen Widerſpruch.

H. E. Bindſeil, Abhandlungen zur allgem. vergleichenden Sprachlere (1838) S. 274, ſagt darüber: „Diſes ſcheint mir eine Täuſchung zu ſein, denn ſpricht man *hâr, hêr* u. ſ. w. aus, ſo kann man gar wol bemerken, dass, ſobald man zur Ausſprache des Vokals übergegangen ist, der *h*-Laut ebenſo gut aufgehört hat, wie z. B. der des *f*, wenn man in *fâr* zu dem *â* in der Ausſprache übergegangen ist."

G. Valentin, Lerbuch der Phyſiologie des Menſchen, Bd. II (1844), S. 291, weist auf verengten Gaumen hin: „Das *h* bildet den einfachsten Sprachlaut, der ſer leicht den Anfangsvokal eines Wortes begleitet. Wärend die Öffnung des Mundes für ſeine Erzeugung notwendig ist, werden dabei weder die Lippen noch die Zäne, noch die Zunge in Anſpruch genommen. Der im ganzen wie es ſcheint verengte Gaumen zieht ſich etwas in die Höhe, die Zungenwurzel dagegen wird mäßig gewölbt." Dann wäre aber doch die Zunge nicht ganz untätig.

Segond, Mémoire sur la parole, Archives génér. de méd. 4ᵉ Série. Tome XIV (1847), p. 350, erkannte, dass bei der Hervorbringung des *h* die Stimmritze etwas mer verengt ist als bei der einfachen Exſpiration:

„*Consonnes soutenues.* Les consonnes dont nous allons parler peuvent être soutenues comme les voyelles; les mouvements du tuyau vocal qui servent à les former n'agissent pas en produisant une véritable articulation; l'air ou le son arrivent plus ou moins librement à l'extérieur, sans être brisés ou arrêtés. Le phénomène de ce genre le plus simple est l'*h*. Beaucoup de physiologistes, Müller

en particulier, pensent que l'*aspiration* est due à la résonnance des parois buccales; mais il n'en est rien. Le tuyau vocal ne peut donner à l'aspiration que la forme des voyelles *a, e, i, o, u* etc. L'espèce de sifflement qui caractérise l'*h,* dépend d'un état particulier des lèvres de la glotte; celles-ci, au lieu de s'écarter comme pour l'expiration ordinaire, se rapprochent de manière à ce que l'air puisse les traverser sans les mettre en vibration, mais en produisant un sifflement analogue à celui que nous observerons plus bas, dans la formation des consonnes *s, ch, f, th.* La preuve de ce que j'avance m'est précisément fournie par Müller. 'Si l'on tente, dit-il, de prononcer l'*h* à haute voix, l'éclat de la voix ne sort pas en même temps qu'elle, mais vient après, et l'aspiration s'éteint aussitôt que l'air produit un son en traversant les cordes vocales'. — Si pour produire l'aspiration on ne se sert que de la cavité buccale, le bruit qu'on obtient est extrèmement sourd, et demande une grande dépense d'air. La véritable aspiration peut être soutenue autant qu'une note de la voix chantée. Ce n'est qu'en dépensant totalement l'air par une expiration brusque, qu'on parvient à produire une espèce d'aspiration buccale."

A. F. Ribbeck, Über die Bildung der Sprachlaute (ſchriftlicher Nachlass 1848), ſtellte auf: I. Reſpirationslaute, Spiritus: 1) Spiritus der Lungen, *spiritus asper.* 2) Spiritus des Kelkopfs, *spiritus lenis* der Vokale. II. Mundlaute. A. Vokale. B. Konsonanten.

„Alle menſchlichen Sprachlaute ſind entweder Mundlaute oder bloße Reſpirationslaute, *spiritus.* Diſe lezteren entstehen rein durch Einwirkung der Reſpirationsorgane (Lunge und Luftröre) auf den Atem, ſo dass ſich der Mund völlig gleichgültig, nur durchlassend, one alle Tendenz zur Mitbeſtimmung des Lautes, dabei verhält. Betrachtet man daher nur die Organe des Mundes als die eigentlich geſtaltenden Sprachwerkzeuge, ſo kann man die Spiritus auch nur uneigentliche Sprachlaute nennen. Sie bilden den Übergang aus den mer animaliſchen Hörbarkeiten der Reſpiration (Atemausſtoß und Stimme) zu der geistigeren Function des Sprechens. Es iſt aber der Spiritus ein doppelter, entweder Lungenhauch, oder Luftrörenhauch. Jener, der *spir. asper,* das *h,* wird hervorgebracht durch das den Atem ausſtoßende Zusammendrücken der Lunge, wobei sich die Luftröre ebenso wie der Mund gleichgültig

als ein frei durchlassender Kanal verhält. Der andere aber, der *spir. lenis,* der fondernde Vokaldruck, der z. B. in dem Worte *unab-änderlich* dreimal gehört wird und one den es wie *u-na-bänderlich* klingen würde, entfteht durch einen den Lungendruck aufhebenden Druck der Luftrörenmündung, d. h. des Kelkopfs auf den Atem ... und fo ist er ein gemildertes Stönen, wie das *h* ein gemilderter Gänhauch, jener gleichfam der Konfonant, wie das h der Vokal der Refpiration."

Indes fobald der Hauch in den Dienst der Sprache tritt, fteht er doch in derfelben geistigen Function wie die übrigen Sprachlaute, und *h* in *har* ift ebenfo eigentliches Sprachelement wie *p* in *par.*

A. Schleicher, Zur vergleichenden Lautgefchichte (1848), S. 140, fprach fich änlich wie Bindfeil gegen Raumers Gleichzeitigkeit von *h* und Vokal aus. „Dis ist entfchiden nicht an dem; man fpreche nur das Wort *(har)* aus, so wird man finden, dass mit dem Eintritt des *h* das Saufen des *h* aufhört; v. Raumer hat hier falfch beobachtet; *a* in *hâr* ist gerade wie *a* in *pâr,* beide Worte unterfcheiden fich nur durch den dem *âr* vorhergehenden und für fich wol vernembaren Laut."

E. Brücke, Unterfuchungen über die Lautbildung (Sitzungsbericht der Wiener Akad., März 1849), fah noch mit feinem Lerer Joh. Müller *h* als den durch die weit geöffnete Stimmritze geräufchlos entftrömenden Luftftrom an und erklärte fich gegen Segond, der den Laut des *h* mit dem Flüstergeräufch verwechsele.

K. Heyfe, System der Sprachlaute in Höfers Zeitfchr. für die Wissenfch. der Sprache Bd. IV (1853), ftellte drei Lautklassen nach dem Grade der Artikulation auf. S. 7 heißt es: „Die aus der Zerlegung der Silben entfpringenden einfachsten Laute find fchon an fich artikulirt. Allerdings aber ist die Artikulation derfelben gradweife verfchiden. Am wenigsten artikulirt ist der reine Hauch, in höherem Grade fchon find es die Vokale, am vollkommensten die ftarren Konfonanten."

S. 19: „Dem Vokal geht der Hauch gleichfam wegbanend voran: in die Subftanz des Vokals felbst kann er nicht eindringen. Hauch und Stimme fchließen fich als völlig unvereinbar gegenfeitig aus und können nur nacheinander auftreten, nicht in einander verfchmolzen werden. Sobald die Stimme anfpricht, hört der Hauch auf, man fpreche z. B. *ha.* Raumer behauptet unbegreiflicher Weife das Gegenteil etc."

Später ſtellte **Raumer** ſelbst das *h* einfach mit den übrigen Spiranten zuſammen. (Vgl. Geſ. Schriften S. 389.)

Zum vollen Verſtändnis unſerer Hauchlaute ſcheint es mir zweckmäßig, auch die Kelkopflaute der Araber mit zur Vergleichung herbeizuziehen.

G. A. **Wallin**, über die Laute des Arabiſchen, Zeitſchr. der deutſch. morgenl. Geſellſch. Bd. IX (1855), Schluss Bd. XII (1858), ſagt S. 20: „Wie ich die **Spiration** als das urſprünglichere der beiden Elemente der Sprache (Stimme und Artikulation), als die erste unerlässliche Bedingung zum Hervorbringen aller Laute betrachten muss, ſo kann ich auch nicht umhin, die Buchſtaben, welche der reinste Ausdruck der Spiration ſind und mit dem geringsten Zuſatz von einem andern Elemente unmittelbar durch ſie artikulirt werden, für einfacher und urſprünglicher anzuſehen als diejenigen, welche nicht one laute Stimme ausgeſprochen werden können. Ich ziehe alſo vor, das orthoepiſche Alphabet mit den **ſpirirenden Kelbuchſtaben** zu eröffnen und an die Spitze diſer ſtelle ich das ɣ *h*, nicht allein weil es meiner Anſicht nach in dem am tiefsten ligenden Teile des Sprachorgans artikulirt wird, ſondern auch weil es unter allen Buchſtaben der natürlichen Aushauchung am nächsten ſteht und mit der geringsten Umwandlung unmittelbar aus ir in eine Artikulation umgebildet wird.“ — S. 33: „Wenn wir annemen können, dass die Aſpiration in den **Stimmbändern** ſelbst entſteht und hauptſächlich in inen **vernembar**, wenn auch nicht **laut**, gemacht wird, dass ſie überhaupt nichts andres als das Geräuſch des **ſtummen Vokals** in den nichttönenden Stimmbändern, mit einem Worte nichts als der **ſtumme Vokal** ſelbst ist, ſo ſehen wir, dass die Araber darin nur ſer folgerecht gehandelt, ire Aſpiration (= den ſtummen Vokal) nach den drei Modifikationen des lauten Vokals auszubilden.“

S. 62: „In den meisten Sprachen wurde diſes einfachste Geräuſch der Kele zum ſelbſtändigen Laut ausgebildet und mit einem eigenen Charakter bezeichnet; nur im Griechiſchen ist diſes nicht der Fall. Hier konnte diſe Aſpiration bloß im Anfange eines Wortes vor einem unmittelbar folgenden Vokale gehört werden, und mag überhaupt dem griechiſchen Ore ſo ſchwach und bedeutungslos erſchinen ſein, dass ir in der Reihe der übrigen Buchſtaben kein Platz und kein eigener Charakter gegeben wurde.

Über den arab. **exploſiven** Kelkopflaut (Hamzé) ſagt **Wallin**

S. 61: „In Folge der exploſiven Natur diſes Lautes muss der ihn artikulirende Luftſtrom zuerst irgendwo im Organe zurückgehalten werden, um durch das plötzliche Öffnen diſes Verſchlusses mit dem allen Exploſiven eigentümlichen Nachſchlage hervorzubrechen. Diſe Einſchließung der Luft geſchiht hier in der Kele allein; aber auf welche Art, ob villeicht durch eine Annäherung der Kelkopfränder gegeneinander, ob durch Herabſenkung der Epiglottis über den Kelkopf, oder ob durch freiwilliges Zurückhalten des Atems, das zu entſcheiden traue ich mir nicht zu." — S. 64: „Das *Hamzé* ist in der Tat nichts als ein augenblickliches Schließen und Wideröffnen des Sprachorgans ... Wie die Artikulation aller andern Exploſiven beſteht auch die des Hamzé aus zwei Momenten: der Einſchließung oder dem Zurückhalten der Luft und dem Hervorſtoßen derſelben mit einer Exploſion. Da diſe beiden Momente in der Kele allein one Beihülfe irgend eines andern Organs bewerkſtelligt werden, wird das Hamzé zu den Kelkopfbuchſtaben gerechnet und ſeine Artikulationsſtelle in dem Teile des Larynx angeſetzt, der den Lungen am nächsten ligt."

E. Brücke, Grundzüge der Phyſiologie und Systematik der Sprachlaute (1856) ſchloss ſich für *h* noch Joh. Müller an und ſtellte es mit den ſonstigen im Kelkopf gebildeten Geräuſchen als eine beſondere, von den übrigen Sprachlauten getrennte Klasse: Kelkopflaute (*gutturales veræ*) auf und behandelte diſe vor den Vokalen: I. Kelkopflaute, II. Vokale, III. Konſonanten.

Vom phyſiologiſchen Standpunkte aus ist es wol gerechtfertigt, die Kelkopfgeräuſche vor die Vokale zu ſtellen, bei denen die Stimmbänder zum Tönen erregt ſind und die Mundhöle eine beſtimmte Einſtellung erfordert. Unſer *h* ist offenbar nidriger artikulirt als die Vokale, überhaupt, wie Heyſe bemerkt, der nidrigst artikulirte Laut unſerer Sprache. Da indes die Kelkopfexploſiva ſchon eine höhere Artikulation der Stimmbänder zeigt und alle Kelkopfgeräuſche den Vokalen gegenüber konſonantiſch fungiren und als Geräuſchlaute mit den im Munde gebildeten Konſonanten ſprachlich den Vokalen untergeordnet werden, ſo werden ſie von den meisten Grammatikern lieber mit den übrigen Konſonanten erst nach den Vokalen behandelt. Ebenſo wenn man ſie als Vokaleinſätze oder als Gleitlaute betrachtet. Auch der Umſtand, dass die Kelkopflaute die Mundſtellung der Vokale antizipiren, müsste es als zweckmäßig er-

ſcheinen lassen, die Kelkopfgeräuſche erst nach den Vokalen zu behandeln.

Kräuter, Anz. f. d. A. III, 8, bemerkt: „Lautfolgen wie HA, HO, HU entſprechen vollſtändig ſolchen wie SA, SO, SU.“ In einer tabellariſchen Überſicht der konſonantiſchen Laute müssen auch die im Kelkopf gebildeten ire Stelle haben.

Für Kempelens „ſtimmlos“ hat Brücke weniger gut „tonlos“ eingefürt. Trautmann ist neuerdings wider zu „stimmlos“ reſp. „ſtimmhaft“ ſtatt „tönend“ übergegangen, und das hat vilen Beifall gefunden. Laute wie *f, s, sch* haben eine beſtimmte Tonhöhe, ſind aber doch ſtimmlos.

Über das *Hamzé* der Araber ſagt Brücke, 1. Aufl. S. 98: „Schon Purkinje gibt an, dass das *Hamze* als Exploſivlaut der Stimmritze gebildet werde, und in der Tat bedeutet das Zeichen *Hamzé* im Sinne der Phonetik: verſchlossene Stimmritze. Wird aus diſer Stellung ein Vokal angegeben, ſo kann demſelben kein Hauch oder *h* vorhergehen, denn dazu müsste die Stimmritze vorher hinreichend weit geöffnet ſein. Es muss ſogleich der Ton der Stimme erklingen und deshalb fällt das *Hamze* an dem Vokale, der ein Wort beginnt, mit dem *spir. lenis* zuſammen. Ebenſo erklärt ſich aus der Bedeutung „verſchlossene Stimmritze“ das plötzliche Abbrechen des Vokallautes, da wo *Hamze* eine Silbe endigt, und die darauf folgende Exploſion, die bei Widereröffnung der Stimmritze eintritt und dem Nachſchlage der Verſchlusslaute entſpricht. Diſer Nachſchlag ist vokaliſch, d. h. tönend, wenn die Stimmritze dabei nur ſer wenig und in Form einer ganz ſchmalen Spalte geöffnet wird, tonlos wenn die Stimmritze ſogleich weit geöffnet wird. Fängt die folgende Silbe mit einem tonloſen Konſonanten an, ſo muss begreiflicher Weiſe der Nachſchlag des *Hamze* ſeinen Ton verlieren, da er mit dem Beginne des Konſonanten zeitlich zuſammenfällt, tönend ist er dagegen, wenn der Anfangslaut der nächsten Silbe ein tönender ist, kann aber begreiflicher Weiſe von diſem nicht mer als ein beſonderes Moment unterſchiden werden. Hieraus ergibt ſich zugleich als Korollar, dass *Hamze*, wenn es zwischen zwei Vokallauten ſteht, das Zeichen des *Hiatus* ist, nur ſoll hier wärend der Pauſe die Stimmritze geſchlossen werden, was bei unſerem *Hiatus* nicht notwendig ist, da wir ihn auch durch eine bloße Diskontinuität in der tonerregenden Exſpirationsbewegung hervorbringen.“

3) Die schon von **Kempelen** festgestellte **Stimmlosigkeit** des *h* sollte auch iren Gegner finden.

J. **Kudelka**, Analyse der Laute der menschlichen Stimme, Linz (1856) — Über Herrn Dr. **Brückes** Lautsystem, Wiener Sitzungsber., math.-naturw. Kl., Bd. 38, Nr. 1 (1858), stellte die Behauptung auf, dass das *h* bald tönend, bald tonlos sei. Er ließ das *h* oder den *spir. asper* und den *spir. lenis* mit dem *ch* an derselben Stelle der Rachenhöle durch Verengung des Querschnitts entstehen; sie sollen sich bloß durch den Grad der **Härte** unterscheiden. — Über Brückes Lautsyst. S. 6 heißt es: „Das *h* ist weder tonlos noch tönend, sondern es kann bald das eine bald das andere sein, indem es ganz von unserm Willen abhängt, ob wir es mit dem Tone der Stimme verbinden oder nicht." — S. 49: „Der dem *ch* entsprechende **weiche** Laut muss ebenfalls ein Geräusch sein und man kann dafür, meiner Meinung nach, keinen andern Laut ansehen als das *h*."

Disen sich selbst widersprechenden Ansichten konnte wol niemand zustimmen; wäre das *h* der weiche Laut zu *ch*, so wäre es eben damit tönend (stimmhaft). Die Widerlegung musste natürlich auf dem Fuße folgen.

Brücke, Nachschrift zu Prof. **Kudelkas** Abhandlung etc. Sitzungsber. Bd. 38, erwiderte S. 82: „Dadurch dass der Verf. unter seiner 5. Artikulationsstelle auch das *h* einreiht, verstößt er gegen die Definition der Artikulationsstelle, die er im vorstehenden Auffatz selbst als richtig anerkannt hat, denn beim *h* findet sich keinerlei Enge im Mundkanal, er ist seiner ganzen Länge nach offen etc." — S. 87: „Würde ich, wie es **Kudelka** verlangt, das *h* als entsprechenden weichen Laut hingestellt haben, so hätte ich einen groben Feler begangen 1. weil *h* kein tönender Laut ist, sondern ein tonloser, und 2. weil beim *h* der Mundkanal vokalisch offen ist, beim *ch* aber ser stark verengt. **Kudelkas** Behauptung, man könne zum *h* die Stimme mittönen lassen, ist falsch, man kann ihm nur den Ton der Stimme **folgen**-lassen, denn sein eigentümliches Geräusch erlischt, sobald die Stimme zum Tönen verengt wird. Jeder Leser mag selbst urteilen, er versuche das *h* mit der Stimme zu verbinden, er wird nie beide gleichzeitig hören, sondern jederzeit nur eines von beiden."

Kudelka erhob gegen **Brücke** noch den Einwand, dass, wenn das *h* erst durch den Anfall des Luftstromes gegen die Wä

der Rachenhöle hörbar werde, es von ihm nicht als ein Kelkopflaut, ſondern als ein Rachenlaut hinzuſtellen geweſen wäre. Allein ein Anfall des Luftſtroms an die Rachenwände ist an ſich keine beſondere Artikulation, und immer wird der Luftſtrom beim *h* ſchon an den Stimmbändern einen gewissen Widerſtand finden.

L. Merkel, Anthropophonik (1857), erklärte noch: „Das *h* ist ſo recht eigentlich aller Mangel an Artikulation, bei dem es natürlich weder zu einem Vokal, noch zu einem Konſonanten kommen kann. Das ganze mobile Anſatzror ſteht dabei offen: Glottis, *isthmus oris,* Mundhöle, Mundöffnung, alle diſe Aperturen und Hölen ſind erweitert, um ſo vil Luft mit einemmale herauszulassen als möglich."

Allein ganz ſo unhaushälteriſch verfärt die Natur doch nicht mit unſerem Atem; die Stimmritze ist ſchon beim Ausatmen nicht ganz ſo weit geöffnet wie beim Einatmen, und die Widerlegung ſollte diſer falſchen Behauptung auf dem Fuße folgen.

4) Eine neue Ära für die Unterſuchung der im Kelkopf vor ſich gehenden Artikulationen begann mit der Erfindung des Kelkopfſpiegels durch Liston und durch Manuel Garcia, Geſanglerer in London (geb. in Madrid 1805). Garcia legte ſeine mit demſelben angeſtellten wertvollen phyſiologiſchen Beobachtungen der Royal Society im Mai 1855 vor. (Observations on human voice, Philosophical Magazine for 1855, Vol. X, p. 218.)

Das Hauptverdienst um die Verwertung des neuen Instrumentes für die Phyſiologie und die Heilkunde erwarb ſich der talentvolle Son eines Prager Arztes und Schüler Purkinjes, Johann Nepomuk Czermak (geb. zu Prag 1828, geſt. zu Leipzig 1873). Er fing im Winter 1857/58 in Wien an, ſich mit dem Kelkopfſpiegel zu beſchäftigen und bildete raſch und mit dem glänzendsten Erfolge die techniſche Methode der Beobachtung, namentlich die Anwendung der künstlichen Beleuchtung, aus und wurde ſo der Hauptbegründer der wissenſchaftlichen Laryngoſkopie, die auch von ihm iren Namen erhalten hat. Schon im April 1858 erſchinen Czermaks „Phyſiologiſche Unterſuchungen mit Garcias Kelkopfſpiegel." Wiener Sitzungsber., math.-naturw. Kl. Bd. 29, S. 557 ff. (Czermaks Geſammelte Schriften I, 471 ff.). Dann eine beſ. Schrift „Der Kelkopfſpiegel" 1859, 2. Aufl. 1863. Über den *Spir. asper* und *lenis,* Wiener Sitzungsberichte 52 (1866).

Czermak beſtätigte durch Beobachtungen mit Hilfe des Kelkopf-

ſpiegels, was Holder, Amman, Haller, Kempelen, Mayer, Segond bereits vorausgeſehen hatten, dass wärend unſeres *h* die Stimmritze etwas verengt ist, wodurch ein Reibegeräuſch an den Stimmbändern entſteht. Er ſagt (Geſ. Schriften I, 551): „Aus der bei ruhigem Atmen in irer ganzen Ausdenung weit geöffneten Glottis ſtrömt die Luft geräuſchlos hervor und bedingt erst durch iren Anfall gegen die Wände der Rachenhöle ein leiſes Geräuſch. Es verſteht ſich von ſelbst, dass die Kraft und Mächtigkeit des Luftſtroms, ſowie die Beſchaffenheit und ſpezielle Anordnung der betreffenden Teile der Kele unendliche qualitative und quantitative Verſchidenheiten und Nüancen von Reibungsgeräuſchen ſetzen können (vom ſanftesten *he, h* bis zum *Hha*). Wird die Glottis nämlich durch gegenſeitige Näherung der Arytänoidknorpel, deren Innenränder ſich einander innig berüren, oder doch bis auf einen gewissen ſchmalen Spalt nähern, verengt, wobeì die waren Stimmbänder durch die mit iren Spitzen nach vorn und innen konvergirenden *Processus vocales* einen mer oder weniger ſtark vorſpringenden Knick erhalten, ſo bewirkt die Luft, je nachdem ſie unter übrigens gleichen Umſtänden raſcher oder langſamer durch die gebildete Enge hindurchſtrömt, ein ſtärkeres oder leiſeres Reibegeräuſch. Ein ſolches ist es auch, durch welches wir beim Flüstern den Ton der Stimme erſetzen (Brücke).“

Czermak bemerkt ferner zu Brückes Auseinanderſetzung des *Hamzé*, dass beim möglichst vollkommen erzeugten *Hamzé* nicht bloß die Stimmritze durch die bis zur Berürung genäherten waren Stimmbänder geſchlossen, ſondern auch der Keldeckel mit ſeinem nach innen vorſpringenden Wulst zur Verſtärkung des Verſchlusses fest daraufgedrückt wird.

Brücke ſagt dazu, Beiträge zur Lautlere der arab. Sprache. Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl. Bd. 34 (1860) p. 329: „Unter den Teilen des Larynx, welche überhaupt geeignet ſind, Verſchluss zu bilden, ligen den Lungen am nächsten die waren Stimmbänder, und es ist auch kein Zweifel, dass diſe mit iren ſcharfen Rändern einander genähert, reſp. aneinander gelegt werden und dass dadurch die tönende Beſchaffenheit des *Hamze* bedingt wird, andererſeits hat ſich aber Czermak bei ſeinen Unterſuchungen mit dem Kelkopfſpiegel überzeugt, dass der Kelkopf auch nach oben zu verſchlossen wird. Dis geſchiht, indem ſich die Gießbeckenknorpel gegeneinander und etwas

nach vorn bewegen und der Keldeckel von vorn und oben nach hinten und unten gegen ſie angepresst wird.... Ich habe ſelbst bei gemeinſchaftlich mit Czermak angeſtellten Beobachtungen diſen Kelkopfverſchluss oft genug geſehen. Er ist dem Arabiſchen keineswegs eigentümlich, ſondern wird auch im Deutſchen vor dem anlautenden Vokal, wenn diſer nicht etwa durch den Ton der Stimme mit Vorhergehendem verbunden ist, regelmäßig gebildet.... Im Inlaut dient er zunächst dazu, zwei Vokale vollſtändig von einander zu trennen."

Grundzüge[2] 144 ſagt Brücke dann noch: „Das *Hamze*, der Stimmritzenverſchluss, tritt im Arabiſchen für das Or ſtärker zu Tage als dis in den meisten europäiſchen Sprachen der Fall ist. Die Araber verſetzen das *Hamze* in den tiefsten Teil des Kelkopfs, und in der Tat ſind es auch die waren Stimmbänder, welche zunächst, indem ſie aneinander gepresst werden, den Verſchluss machen. Außerdem beobachtete Czermak, dass ſich auch der Kelkopfausgang, die obere Kelkopföffnung ſchloss, indem ſich der Keldeckel gegen die falſchen Stimmbänder und die Gießbeckenknorpel herablegte. Ich habe dis auch zum öftern an ihm geſehen. Später habe ich mich indessen gleichfalls aus Kelkopfſpiegelbeobachtungen überzeugt, dass ſich das *Hamze* auch mit offenem Kelkopfausgange bilden lässt. Ich wurde darauf zuerst von Dr. Mandl aufmerkſam gemacht. Der Stimmritzenverſchluss ist alſo das weſentliche, der Verſchluss des Kelkopfausganges ist eine ſog. Mitbewegung, d. h. eine Bewegung, welche für den Zweck ſelbst nicht notwendig ist, aber bei der Intention für den zweckmäßigen Akt unwillkürlich eintritt."

Änlich wie ſchon Wilkins, Real Char. (1669) S. 376, Franklin und Segond habe ich in meinem Wörterbuche zur deutſchen Rechtſchreibung 1856 (vgl. Über die Anordnung des Alphabets, 1858) *h* vor die übrigen Konſonanten geſtellt. Dagegen verlangte R. Hoppe, Zeitſchr. für Sten. u. Orth. VI (1858) S. 50, das *h*, wie im Sanskrit, an den Schluss der Konſonanten zu ſtellen. In neuester Zeit ſcheint die erstere Anordnung ſchon mer Anklang zu finden.

R. Lepsius, Standard Alphabet[2] (1863) S. 67, ſagt: „We are accustomed to reckon *h* among the gutturals. It is easily observed, however, that we pronounce this sound behind the guttural point, immediately at the larynx. When pronounced so softly as to be vocalised, *i. e.* so as to imply a vowel sound produced in the

larynx (as with *z, v, d, ʒ*) the friction ceases to be audible, and only the vowel element is heard. This vocalised consonantal breathing, is, therefore, not peculiarly marked in any language. *h* belongs, therefore, to the *unvocalised strong fricatives.*"

Wenn ſich auch gegen diſe Motivirung manches einwenden lässt, ſo wird man doch dem Schlussurteile über das *h* zuſtimmen müssen.

Moriz Thauſing, Das natürliche Lautſystem (1863), trennte nach Brückes Vorgang die Kelkopflaute ſowol von den Vokalen wie von den Konſonanten, deren beiderſeitige Verſchidenheit nach ihm bloß auf einem Mehr oder Weniger der Tonſtärke, auf einem Weniger oder Mehr der Verdumpfung beruhen ſoll. Er ging aber inſofern noch weiter als Brücke und Ribbeck, als er diſe Laute für überhaupt gar nicht mer zum natürlichen Lautſystem gehörig erklärte. S. 7: „Was jenſeit des Gebietes der Mundhöle im Kelraum ſelbst nebst dem Stimmton erzeugt wird, rechnen wir nicht zu den reinen Lauten, ſondern bloß zu den willkürlichen Geräuſchen, und inſofern diſe zur Brechung des Stimmtons oder zur Sprache gebraucht werden, behalten wir für dieſelben die Bezeichnung: artikulirte Geräuſche im engeren Sinnne bei, ſcheiden ſie aber als ſolche vor der Einreihung in ein natürliches Lautſystem in vorhinein aus." Die Verhältnisse der Sprache werden uns aber doch immer wider dahin füren, das *h* mit ſeinen Verwandten als ein beſtimmtes, mit den übrigen Konſonanten gleichberechtigtes Glid im System anzuſetzen, und jeder Vorurteilsfreie wird darin erst recht einen natürlichen Laut erkennen.

Bei Max Müller, Vorleſungen über die Wissenſchaft der Sprache, überſ. von Böttger, II. Ser. (1866), p. 122, heißt es: „Der Unterſchid, welcher in Beziehung auf den ersten Hauch oder Spiritus gewönlich mit den Ausdrücken *asper* und *lenis* bezeichnet wird, ist derſelbe, welcher bei anderen Lauten unter dem Namen hart oder weich, ſtumm oder tönend, *tenuis* oder *media* bekannt ist."

Czermak, Schriften I, 762, bemerkt dagegen: „Der Unterſchid zwiſchen beiden hat keine Analogie mit dem Unterſchid, welcher zwiſchen *tenues* und *mediæ,* tonloſen und tönenden Verſchlusslauten existirt, am allerwenigsten ist der *spir. asper* mit den *tenues* zuſammenzuſtellen, wie Müller tut, da die Bildungsweiſe jenes mit der Bildungsweiſe diſer auch nicht in einer einzigen Beziehung etwas gemeinſames und übereinſtimmendes hat, wärend der *spir. lenis,* den

Müller mit den *mediæ* parallelisirt, gerade mit den *tenues* wenigstens in einer Hinsicht übereinstimmt."

Beide *spiritus* haben mit den *tenues* die Stimmlosigkeit gemeinsam, mit der stimmhaften *media* kann überhaupt kein Hauchlaut, weder der asper noch der lenis, verglichen werden; der Gegensatz ist vilmer dem von Schluss- und Reibelaut entsprechend.

5) L. Merkel Laletik (1866) S. 72, bekerte sich nun auch zu dem, was Czermak mit Hilfe des Kelkopfspiegels nachgewisen hatte, und bemerkte dazu, dass bei der Bildung des *h* außer dem im Kelkopf gebildeten Geräusch noch, wie schon Kempelen vermutet hatte, eine Verstärkung in der Schlundenge hinzutrete. „Bei dem gewönlichen lauten *h* werden die Stimmfortsätze und Stimmbänder, wärend sie sich behufs der Phonation gegeneinander bewegen, auf halbem Wege, etwa noch 1 bis 1½''' von einander abstehend, auf ein Moment arretirt, wärend dessen die exspirative Luft mit einer stoßweisen Beschleunigung durch die so verengte Glottis geblasen wird. Der Keldeckel ist zimlich hoch gehoben, der Kelraum zwischen Hinterwand des Schlundkopfs, Zungenrücken, Seitenwänden des Vorrachenraums (*Vestibulum pharyngis medium*) und Pfeilern des *Arcus pharyngo-palatinus* beträgt im Querschnitt etwa ¼ bis ⅓ Quadratzoll, etwas mer als beim *a*. Leztere Pfeiler ligen mit iren unteren Partien dem nach hinten konvexen Zungenrücken zimlich nahe und sind einander um einige Linien näher gerückt. Der Kelkopf nebst Zungenbein ist bei starker Unterkiefersenkung ein erhebliches Stück, etwa ⅓" unter Null, herabgezogen. Das ganze Ansatzror, vom Kelkopf ab bis zur Mundöffnung, öffnet oder verengt sich sofort so vil als der nachlautende Vokal erfordert. Die Zunge nimmt daher bei der *h*-Bildung noch nicht die Lage an, die sie für den betreffenden Vokal haben soll. So ligt sie, wenn *i* folgen soll, tiefer als disem Vokal zukommt. Das bei diser Organstellung infolge der Beschleunigung des exspirativen Luftstroms sich bildende Geräusch, das wir gewönlich durch Hauchen bezeichnen und in der Schrift durch das Zeichen des *h* oder des *spir. asper* abbilden, wird teils in der Glottis, teils in der vorhin beschribenen verengten Übergangsstelle des Kelraums in den Mundkanal gebildet. Es ist ein sogen. Reibegeräusch, erzeugt an den Reibobjekten: Stimmbandränder, Epiglottis, Uvula, Gaumenbogen etc."

Manche diser Angaben bedürfen wol noch weiterer Untersuchung. Verstärkt sich das Reibegeräusch im *isthmus faucium* durch weitere

Verengung desſelben und kommt das hier allein zur Geltung, ſo entſteht ſtatt des *h* das velare *ch*. Das germaniſche *h* war, wie die Germanisten allgemein annemen, urſprünglich velarer (ſogen. gutturaler) Spirant (= nhd. *ch*), und diſer hat ſich im Ahd. im Wortauslaut erhalten, z. B. *sah, zoh,* ſowie im Wortinlaut vor Konſonanten, z. B. *naht, wahsam*. (Vgl. Braune, ahd. Grammatik S. 163.) So nahe aber auch die vilfach hervortretende Verwandtſchaft zwiſchen *h* und *ch* ist, ſo müssen wir ſie doch phyſiologiſch auseinanderhalten.

In den populären Vorträgen über Stimme und Sprache (1869, Geſ. Schriften II, 90) ſagte Czermak weiter: „Das *h* ist keineswegs der bloße einfache Hauch, welchen der Exſpirationsluftſtrom durch den Anfall gegen die Wände des offenen Anſatzrors erzeugt. Um den einfachen Hauch in ein *h* zu verwandeln, ist eine beſondere Intention erforderlich, durch welche nicht nur der Exſpirationsdruck verſtärkt, der Mund weiter geöffnet, das Gaumenſegel etwas gehoben und durch Näherung ſeiner Bogen geſpannt wird, ſondern zugleich auch — und das ist, wie ich zuerst mit dem Kelkopfſpiegel zeigte, die Hauptſache — eine Verengerung der Stimmritze zuſtande kommt — genau in derſelben Weiſe, wie bei der Erzeugung der Flüsterſtimme, mit welcher ſomit der *h*-Laut, abgeſehen von den Veränderungen im Anſatzror, identiſch ist.

Als weitere Beſtätigung für diſe laryngoſkopiſche Tatſache füre ich an, dass ich einst einem Franzoſen, dem, wie fast allen ſeinen Landsleuten, das Ausſprechen unſeres *h* nicht gelingen wollte, den Rat gab, beim Ausſprechen eines mit *h* beginnenden deutſchen Wortes ſo anzufangen, wie wenn er es mit Flüsterſtimme ſprechen wollte, und dann erst den vollen Vokalton folgen zu lassen. Gleich beim ersten Verſuch diſen Rat befolgend gelang ihm nun zu ſeinem größten Erſtaunen das ſchwere Kunstſtück vollkommen, und in ſeiner freudigen Überraſchung brach er, wie Mr. Jourdain im *Bourgeois gentilhome,* in den Ausruf aus: Mais voilà quarante ans que je puis prononcer l'h, sans le savoir.“ (Cf. Act. II, Sc. IV.)

H. B. Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute (1869), ſah das *h* noch als einfache, erst in der Rachenhöle hörbar werdende Aſpiration an. S. 103: „Sind bei vollkommener Öffnung aller Mundorgane auch noch die Stimmbänder ſo weit von einander entfernt, dass ſich zwiſchen inen eine Öffnung befindet, aus der die Luft geräuſchlos hervorſtrömt, ſo bringt diſe leztere immer noch durch

iren Anprall an der Rachenhöle ein gewisses mer oder weniger deutliches Geräusch hervor, und dises wurde von den Griechen durch den *spir. asper* über dem folgenden Vokal, von den neueren durch einen besonderen Buchstaben, das h, bezeichnet." — In Bezug auf den Explosivlaut des Kelkopfs schloss er sich Czermak an und stellte ihn mit h unter die Kelkopflaute oder *laryngales*.

Auch Brücke in der zweiten Auflage der Grundzüge (1876, S. 9) trat Czermak im ganzen bei, unterschid aber weiter, über Czermak hinausgehend, die Stellung der Stimmbänder für das *h* noch von der der Flüsterstimme: „Wenn die Luft unter dem Ausatmungsdrucke zur weit offenen Stimmritze herausfließt, so gibt sie allerdings mit irem Anfall an die Wände der Rachen- und Mundhöle auch ein Geräusch, welches den Charakter des *h* an sich trägt, aber dises Geräusch ist bei einem Ausatmungsdrucke, wie er beim Sprechen gewönlich statt hat, außerordentlich schwach. Um den Hauch akustisch zu verstärken, wird die Stimmritze bis zu einem gewissen Grade verengt, damit sich die Luft an den Rändern der Stimmritze reibe und ein Geräusch gebe. Dis geschiht schon beim gewönlichen *h* der Deutschen. Aber dis Verengen darf nur bis zu einem gewissen Grade gehen; treibt man es weiter, so verliert das Geräusch den Charakter des *h* und wird demjenigen änlich, welches man hört, wenn man Wasser in einem nicht zu großen metallenen Gefäß allmählich bis zum Sieden erwärmt. Dis ist jezt die Flüsterstimme, die *vox clandestina.*"

Die Grade der Annäherung der Stimmbänder sind danach 1) Blasöffnung, 2) Hauchenge, 3) Flüsterenge, 4) Stimmenge, 5) voller Schluss der Stimmritze. Vergl. die Zeichnungen bei Techmer, Internat. Zeitschrift Bd. I, Tab. II, und Zur Veranschaulichung.

Techmer, Phonetik (1880) I, 20, bemerkt, dass Czermak widerholt Hauch und Flüstern verwechselt habe. Die Art des Flüsterns ist übrigens auch graduell verschiden, und man könnte immerhin wol noch in Zweifel darüber sein, ob der Unterschid zwischen der Hauchenge und der Flüsterenge wirklich so konstant ist, wie dis in neuster Zeit nach Brücke vilfach angenommen wird. Auch hier werden Übergänge vorkommen.

So heißt es bei Grützner, Physiologie der Stimme und Sprache (1879) S. 223: „Sind die Stimmbänder nicht vollständig geschlossen,

fondern entweicht die Luft mit erheblicher Schnelligkeit durch die mer oder weniger verengte Stimmritze, fo erklingt ein Geräufch, welches in unferer Sprache mit *h* bezeichnet wird, im Altgriechifchen durch den *spiritus asper* bezeichnet wurde."

Wir müssen aber doch die Brückefche Unterfcheidung zwifchen der Hauchenge und der Flüsterenge anerkennen und als einen Fortfchritt über Czermak hinaus anfehen.

Nach Brücke[2] 78 follen auch beim holländifchen *v* die Stimmbänder die Stellung der Hauchenge annemen. (Vergl. darüber meine Klänge der Konfonanten, 1879, S. 40—51).

Zu der Reibung an den Stimmbändern kommt aber auch fchon im Kelkopfausgange ein neues Hemmnis. (Vergl. oben S. 72.)

Brücke[2] 10 bemerkt darüber: „Die Qualität und Stärke des H-Lautes hängt bei einem und demfelben Ausatmungsdrucke noch von etwas anderem ab als der jeweiligen Weite der Stimmritze. Schon beim gewönlichen *h* der Deutfchen zeigt fich, wie die Kelkopffpiegelbeobachtung lert, je nach der Art, in welcher es hervorgebracht wird, mer oder weniger Neigung, den Kelkopfausgang zu verengen, indem der Keldeckel den Gießbeckenknorpeln angenähert wird. Ganz entfchiden und kräftig aber tritt dife Verengung des Kelkopfausganges ein bei dem fogen. ftarken *H* der Araber, dem ح, das in den Grammatiken gewönlich als *Hha* benannt wird. Schon Czermak, dem Prof. Hassan difes *Hha* eingeübt hatte, hat dis an fich felbst beobachtet."

Ähnlich bei dem arab. *Ain,* über welches ich auf Brücke[2] 14, 147 f. verweife. Vergl. Trautmanns oberes Kelgebiet.

A. J. Ellis, On Early English Pronunciation, Vol. IV (1874), S. 1129, nennt *glottids:* „the modes of beginning, ending and conjoining vowels, being principally due to the action of the glottis." They comprise many effects not yet classed, and others known indefinitely as 'breathings, spiritus asper et lenis, aspiration' etc.

1. *gradual glottid:* so that flatus gradually falling into whisper, then this into voice, which returns back to whisper and flatus. — *flatus glottid,* or the gradual glottid with greater prominence given to the flatus preceding or following the vowel.

2. *clear glottid:* the vocal chords are in the position for voice, which begins without any introductory flatus.

3. *check glottid:* there is an air-tight closure, which is forced

asunder, and there may easily arise a puff of flatus before the chords vibrate properly.

4. *wheezing glottid.* Here there is an escape of flatus, but it does not pass the open glottis, nor between the vocal chords, which are apparently tightly closed, but through the cartilaginous glottis beyond it, etc.

Fridrich Müller, Grundriss der Sprachwissenſch. I (1876), S. 143, nimmt eine Steigerung der Hauchlaute nach dem Grade der Verengung der Stimmritze an: „Bei weit geöffneter Stimmritze one Verſchluss und Enge entſtehen durch den Anprall des Luftſtroms gegen die Rachenhöle die Hauchlaute. Durch Verengerung der Stimmritze kann die Kraft des Luftſtroms geſteigert werden, wodurch die Hauchlaute der Semiten (*Hha* und *Ain*) entſtehen."

6) Es handelt ſich dann noch um den Einfluss, welchen die Mundhöle auf das *h* ausübt. Auch diſer ist ſer verſchiden beurteilt. An das, was Kempelen darüber aufgeſtellt hat, ſchloss ſich zunächst Wallin (ſihe oben S. 64).

R. Hoppe, Zeitſchr. f. Sten. u. Orth. (1858) S. 50 nennt das *h* den den Vokalen entgegengeſetztesten, des Vokals bedürftigsten Laut.

O. Wolf, Sprache und Or (1871) S. 41, ſagt: „Das von Czermak für das *h* angenommene ſelbſtändige Reibungsgeräuſch ist ſo ſchwach, dass es one direkte Auskultation des Kelkopfs nicht hörbar ist; allerdings kann es durch die Reſonanz der Mundhöle verſtärkt werden, dann tritt aber auch der Vokalton A bei der Flüsterſprache mit ein, welcher durch diſes begleitende Geräuſch und die etwas anders geformte Stimmritze einen andern Toncharakter bekommt, als wenn man den Vokal A rein und ſelbſtändig ertönen lässt. Diſe Veränderung des Toncharakters ist natürlich im Einzelnen nicht definirbar. Von den in der Muſik gebräuchlichen Benennungen möchte ſich wol am besten das *h* als leiſer Vorſchlag eines Vokaltons bezeichnen lassen, weil der Vokalton wegen des vorangehenden *h*-Lautes nicht kurz und präzis einſetzt, die Stimmbänder nicht zur rechten Zeit fest anſprechen, ſondern mer allmählich in ire für den Vokal geeigneten Schwingungen verſetzt werden. Dass dem *h* kein ſelbſtändig hörbarer Ton zukommt, geht ſchon daraus hervor, dass weder die Stimmritze, noch Gaumen, Zäne oder Lippen bei ſeiner Ausſprache eine ſolche Stellung haben, dass die durchgehende Luft ſie in regelrechte Schwingungen verſetzen oder

ſelbst in ſolche verſetzt werden könnte, es felt alſo dem ſo geſtalteten Sprachwerkzeuge an dem ersten Erfordernis zur Bildung eines deutlich vernembaren Tones, an dem eigentlich tongebenden oder tonerzeugenden Teile.“ Er fand *h* als den wenigst weit hörbaren Laut.

W. D. Whitney, Prof. des Sanskrit am Yale College, New Haven, ging in den Elements of English Pronunciation, Oriental and Linguistic Studies II (1875), S. 265 ausfürlicher auf diſe Frage ein.

„There remains, of our English sounds, that one which we write by the sign *h*. It never occurs in our utterance excepting before a vowel, or before one of the semivowels *w* and *y*, as in *whip* and *hue* (according to my pronunciation of them). It is a sound of very peculiar character, in that it is not, like all the other members of the alphabet, limited to a particular position of the mouth-organs, but it is an audible expulsion of unintonated breath, of *flatus*, through the same articulating position in which the following letter, whatever it be, is uttered. In pronouncing *ha*, for example, the mouth-organs are fixed to say *a*, and then a rush of air through them, before the *a* begins, is heard as the *h*. ... There is a difference between this audible rush of air and the mere passage of breath, which may be effected so gently as to produce nothing audible, in all the various articulating positions, fricative as well as vocalic. There is also a difference between it and a whispered vowel, in which a very distinctly characterized, though imperfectly intoned, vowel-sound is produced in the larynx itself, by an imperfect tension and vibration of the vocal cords: like the imperfectly resonant tone, yet of distinct pitch, which can be drawn from a pipe or flute by blowing rudely upon it. The audible quality of the *h* seems to be produced simply by forcing through a fuller and more rapid current of air than can pass unnoticed, one of which the general friction against the walls of the throat and mouth is sufficient to be perceptible to the ear: whence the *h* is, as every singer knows, more exhaustive of the breath than any other utterance. Even if, however, there be sometimes an accompanying and auxiliary narrowing of the passage from the throat in any part, made for the sake of plainer and easier audibleness, and varying with the different styles of utterace (as I do not think that there is), it is not of the nature of an articulation, but only of a modification of the material furnished to the articulating position....

There is a difference perfectly appreciable between the various

expulsions of breath which we group together under the sign *h*. Only pronounce them by themselves, and dwell upon and watch them, and their discordant character is clearly apparent. But the difference is of a subordinate value only, like that, for instance, between the *k* of *ki* and that of *ku;* it is so slight that the ear overlooks it, and apprehends them all as virtually one. The pecularity may be formulated somewhat thus: in the closer consonantal positions of the mouth-organs, an expulsion even of unintonated breath yields a sufficiently individualized and characterized sound to be apprehended as a distinct alphabetic element, and the letters consequently go in pairs, one surd and one sonant for each articulating position; but in the openest consonantal positions and the yet opener vowels, the unintonated expulsion is so imperfectly characterized that its differences are disregarded, and they all together add only one element to the system of sounds."

In änlicher Weiſe heißt es bei Whitney, Leben und Wachstum der Sprache, überſ. von A. Leskien, 1876, S. 67: „Endlich haben wir noch für das einigermaßen anomale *h* Platz und Erklärung zu ſuchen. Bei den Verſchluss- und Reibelauten ſahen wir, dass ſie bei gleicher Organſtellung parweiſe vorhanden ſind, tönend und ſtumm, je nachdem der heraufgetribene Luftſtrom tönt oder nicht, wärend bei den offneren Lautklassen keine ſolche Zweiheit vorkommt. Wir können diſen Unterſchid ganz allgemein ſo ausdrücken: wenn ein beſtimmter Grad des Verſchlusses erreicht ist, wird der durchgehende Luftſtrom, der Hauch, an jeder Artikulationsſtelle genügend modifizirt, um einen unterſchidenen, beſtimmt auffassbaren Laut hervorzubringen; kommt es nicht bis zu diſem Grade des Verſchlusses, ſo können zwar die Klanglaute (Vokale) deutlich hervorgebracht werden, aber nur diſe, der bloße klangloſe Hauch dagegen, wenn er ſich auch bei verſchidenen Organſtellungen etwas verändert, kann keine unterſchidenen Laute für jede diſer Stellungen hervorrufen; die Hauche zälen zuſammen nur als ein Laut, nämlich als *h*. Das *h*, der reine Hauchlaut, der bei uns nur vor Vokalen vorkommen kann, ist die Ausſtoßung des Hauches durch die Organſtellung des benachbarten Vokals; es bildet alſo gewissermaßen den entſprechenden Stimmlaut zu ſämtlichen Vokalen.

H. Sweet, Handbook of Phonetics (1877) ging in der Veranſchlagung des Einflusses der Mundſtellung auf das h ſchon etwas

weiter als Whitney. § 197 ſagt er über ſein im weſentlichen unſerm *h* entſprechendes (H): „Although (H) is essentialy a transition sound between breath and voice, it is not therefore necessarily a glide, and indeed it often happens that some definite narrowing of the glottis is held a moment before voice is formed. (H) is, however, liable to have its character modified by the configuration of the mouth, and the position for the vowel which follows the (H) being generally assumed, or at least prepared, while the (H) is being formed, the (H) naturally assumes the character of that vowel. It is in fact the voiceless (or whispered) glide-vowel corresponding to the vowel it precedes, and it is easy to tell by the sound of the (H) what vowel is to follow. (H) is therefore in the glottis a *consonant,* in the mouth a voiceless *glide-vowel.*"

Damit ist aber doch anerkannt, dass das *h* an ſeiner primitiven Bildungsſtätte und in erster Linie ein Konſonant ist; nach Bell a *throat consonant,* nach Sweet a *glottal consonant,* nach Evans besser *glottidal.*

Weiter als Whitney und Sweet ging J. Hoffory, Kuhns Zeitſchr. XXIII (1877). Er ſchloss, anknüpfend an Kempelens Beobachtung über die Mundſtellung des h in dessen § 153: „dass wir nicht von einem *h* ſprechen dürfen, ſondern wir müssen für jeden Vokal ein entſprechendes *h* aufſtellen, h^a, h^i, h^u, h^e, h^o u. ſ. w., und zweitens ist es klar, dass jeder diſer verſchidenen *h*-Laute ganz dieſelbe Mundſtellung einnimmt wie der korrespondirende Vokal, und dass er ſich von dem entſprechenden Vokal durch nichts als durch das Felen des Stimmtons unterſcheidet. Er verhält ſich mithin zum Vokal ganz wie ein tonloſer Konſonant oder Halbvokal zum tönenden, oder mit andern Worten: das *h* ist ein tonloſer Vokal, das h^a ein tonloſes *a,* das h^i ein tonloſes *i* u. ſ. w."

Man muss dem zuſtimmen bis zu den Worten hin: „durch Felen des Stimmtons", wofür doch wol genauer geſagt werden könnte: „durch ein Stimmbänderreibgeräuſch ſtatt des Stimmtons". Vgl. Lundell, Landsmålsalfabetet (1878) p. 81.

Es verbindet unſer *h* ein Stimmbändergeräuſch (und ſubſidiär ein Geräuſch im Anſatzror) mit der Mundſtellung eines Vokals. Das dem h^a, h^i, h^u gemeinſame ligt nicht in der vokaliſchen Stellung des Mundkanals, die eben eine verſchidene ist, ſondern im Kelkopf bei den Stimmbändern, deren Stellung hier eine eigentümliche ist, eine

andere als bei der lauten Stimme (*vox*) und bei der Flüsterstimme (*vox clandestina*).

Neben dem stimmhaften oder geflüsterten Vokal ist das *h* (und ebenso die Kelkopfexplosiva) ein Konsonant und fungirt als solcher.

Dabei zeigt sich nun Brückes Definition des Konsonanten als eines Geräusches, welches irgendwo im Ansatzror (der Rachen- oder Mundhöle) durch eine Enge oder einen Verschluss gebildet wird, als zu eng; man sah bald ein, dass dise Definition einer Erweiterung bedurfte.

Schon C. Mayer (sihe oben S. 57) hatte richtig die Gießkannenknorpel und die Stimmbänder mit zu den Konsonanten bildenden Organen gezält.

Al. Melville Bell, Visible Speech (1867) p. 12, sagte: „In forming consonants, the breath or voice is stopped or squeezed, with an effect of percussion, sibilation, buzzing or vibration, in some part of the guttural or oral passage.“ Er stellte danach *throat consonants* auf und bemerkt (Sounds and their Relations, p. 12): „Besides the consonants formed by the tongue and the lips, a few have their seat farther back in the throat. These are *'Aspirate'*, a simple and nearly silent aspiration = *h* etc.“

Sweet, § 99: „A consonant is the result of audible friction, squeezing or stopping of the breath in some part of the mouth (or occasionally of the throat).“

N. W. Kingsley, Mechanisme of Speech, New-York Medical Journal, July 1879, stellt unter throat: *breath* H, *vocal* Ah.

Grützner, a. a. O. 196, erweiterte die Brückesche Definition dahin, dass er sagt: „im Ansatzror vom Kelkopf einschließlich bis zu den Lippen.“

Trautmann, Sprachlaute § 180, sagt: „Die Konsonanten sind Luftgeräusche, welche im Giel gebildet werden,“ wobei der Giel bis zu den waren Stimmbändern hin gerechnet wird. v. Zahn nennt es die Mund-Rachenhöle.

Seelmann sagt S. 242: „Unter Konsonanten verstehen wir hier ausschließlich solche Sprachlaute, deren akustischer Charakter irgend ein spezifisch ausgeprägtes Geräusch als Grundzug enthält. Man kann dafür jedesmal Geräuschlaut sagen, und ir Gegensatz sind die Vokale als Klanglaute.“ (Cf. Trautmann § 86.)

W. Scherer, Zur Gesch. der d. Sprache[2] (1878) S. 116, tritt

Czermak bei und bemerkt: „Wenn Brücke S. 9 ([2] 11) dabei von einer Lautfärbung des *h* ſpricht, ſo kann er nur die gleichzeitige, den Vokalen entſprechende Geſtaltung des Mundkanals meinen, welche in der Tat eine ‘Lautfärbung’ der ausſtrömenden Luft bewirkt. Tonloſe Vokale nennt es Hoffory.“

Grützner a. a. O. S. 224 bemerkte gegen Hoffory: „Einmal wird nicht bloß das *h* durch benachbarte Vokale beeinflusst, ſowie es Kempelen von ihm beſchriben, ſondern fast alle Konſonanten werden je nach der Umgebung vokaliſch gefärbt. (Man ſpreche, um ſich hiervon zu überzeugen, *li, la, lu, ri, ra, ru* etc. und achte auf die Lippenſtellungen.) Wir bilden eben gleichzeitig den Vokal und den Konſonanten; das *l* vor dem *i* ist ein l^i, das vor dem *u* ein l^u u. ſ. f. Ferner ist das *h* nicht ganz gleich einem geflüsterten Vokal, ſondern ſtellt eben in Folge der verſchidenen Stellungen der Stimmbänder ein anderes Geräuſch dar, als das der Flüsterſtimme ist, und bedarf auch vil mer Luft als diſe. Schließlich kann man auch flüsternd *ha, hi, hu* ſprechen, was nach Hoffory nicht möglich wäre. Das *h* ist eben weiter nichts als der Reibungslaut des Kelkopfs, ſo gut wie das *f labiale* derjenige der Lippen ist.“

Jeder Laut muss natürlich durch irgend eine Stellung der vor ſeinem Bildungsorte ligenden Teile des Sprechorgans hindurchgehen, und diſe wird durch die Artikulation des nachfolgenden Lautes bereits beeinflusst.

Es ist aber doch dabei ins Auge zu fassen, dass bei den im Kelkopfe artikulirten Lauten die Antizipation der Mundſtellung des Vokals in vollſtändigerer ungehinderterer Weiſe geſchehen kann als bei den an irgend einer Stelle im Munde ſelbst artikulirten Konſonanten.

Wir werden hier unmittelbar an die Worte Wilhelm von Humboldts (Über die Verſchidenheit des menſchlichen Sprachbaus S. 69) erinnert: „Die Teilung der einfachen Silbe in einen Konſonanten und Vokal, inſofern man ſich beide als ſelbſtändig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur beſtimmen ſich Konſonant und Vokal dergeſtalt, dass ſie für das Or eine unzertrennliche Einheit ausmachen.“

Dis gilt offenbar für das *h* und die verwandten im Kelkopf gebildeten Geräuſchlaute in höherem Maße als für die übrigen Konſonanten:

Nemen wir mit Hoffory ſo vile *h* wie es Vokale gibt an, ſo werden wir auch ebenſovile Glottisexploſiven, reſp. ebenſovile *spiritus asperi* wie *lenes* anzunemen haben, da bei allen diſen, wir mögen ſie uns übrigens gebildet denken wie wir wollen, die Mundſtellung des Vokals ebenſoweit angenommen wird wie bei unſerm *h*.

Wenn nun aber auch die Mundſtellung des nachfolgenden Vokals bei irgend einem konſonantiſchen Element ſchon ſo weit als möglich antizipirt wird, ſo werden wir doch immer das dem *ha, hi, hu; la, li, lu* etc. gemeinſame als ein dem Vokal vorangehendes konſonantiſches Element für ſich ſelbſtändig zu betrachten haben, und es wird ſich dis auch noch von den geflüsterten Vokalen unterſcheiden.

G. H. v. Meyer, Unſere Sprachwerkzeuge (1880) S. 322, bemerkt: „Das *h*, ein durch die weit geöffnete Mundhöle austretender Luftſtrom mit geringem Reibegeräuſch an den Wänden derſelben verbindet ſich außerordentlich leicht mit einem Tone, aber ein tönender Luftſtrom, welcher durch die weit geöffnete Mundhöle ſtreicht, nimmt ſogleich den Vokalcharakter *a* an und neben dessen vollem Klange verſchwindet das ſchwache Geräuſch *h*. Soll diſes alſo gehört werden, ſo muss es tonlos geſprochen werden.“ Dass das *h* an ſich ſtimmlos ist, ligt aber ſchon von vorn herein in den Bedingungen ſeiner Entſtehung.

Hoffory ſelbst ſagt in der Schrift: Prof. Sievers und die Prinzipien der Sprachwissenſchaft (1884) S. 30: „Es ist anzuerkennen — was ich ſeiner Zeit überſehen habe —, dass bei der Ausſprache des *h* die Stimmritze etwas verengt ist, wodurch beim Ausatmen ein leichtes Geräuſch entſteht. Aber auch diſes Geräuſch ist ganz anderer Natur als diejenigen, die den Spiranten eigentümlich ſind, denn es entſteht nicht im Anſatzror, ſondern durch die Verengung der Stimmritze ſelbst, und kann änlich wie der Stimmton mit jedem in der Mundhöle entſtehenden Geräuſch verbunden werden. (Anm.: Da die Stimmbänder beim Ausſprechen der tonloſen Vokale einander etwas mer genähert ſind als bei den übrigen tonloſen Sprachelementen, ſollten ſie eigentlich mit diſen nicht one weiteres zuſammengeworfen werden. Da aber andererſeits die Annäherung nicht ſo groß ist, dass die Stimmbänder in tönende Schwingungen geraten oder auch nur ein Flüstergeräuſch erzeugt wird, ſo erſcheint es am natürlichsten, die verſchidenen *h*-Typen als eine Unterabteilung der

Normal-Tonloſen aufzufüren.) Selbstverſtändlich können diſe Stimmbändergeräuſche für die Systematiſirung der in Rede ſtehenden Sprachelemente nicht maßgebend ſein.“

In der Tat verbindet ſich bei unſerm *h* das Stimmbändergeräuſch mit einem akzessoriſchen Geräuſch im Anſatzrore. Darüber aber, ob das erstere für die Systematiſirung als maßgebend zu betrachten ſei oder nicht, gehen die Stimmen noch auseinander. Die einen halten das Stimmbändergeräuſch für den weſentlichen Faktor. So Czermak; Brücke; Kräuter, Anz. f. d. A. III, 8; Grützner; Trautmann, Sprachlaute § 162 bis 201. — Die andern halten dagegen das Stimmbändergeräuſch bei unſerm *h* für etwas mer nebenſächliches und die dabei angenommene vokaliſche Mundſtellung für die maßgebende Hauptſache. So F. Techmer, Phonetik I, 45, wo ſich weitere Angaben finden. Derſelbe bemerkt Intern. Zeitſchr. I (1884), S. 159 (beſ. Abdruck S. 95): „Die gehauchten Mundöffner *a̜, i̜, u̜* u. ſ. w. ſind bis auf die neuste Zeit ſelten gehörig analyſirt worden. Die Griechen bezeichneten diſe Klasse durch das Zeichen ʿ, die Römer durch den Buchſtaben *h*. Das mag für die gewönlichen praktiſchen Zwecke genügen, um ſo mer als die Art in jedem einzelnen Falle durch die benachbarten Buchſtaben angedeutet wird. Doch dürfte ſich für die wissenſchaftlichen Zwecke nicht bloß der reinen Phonetik, ſondern auch der Historik genauere Analyſe empfelen. Man unterſcheidet da doch x_a, x_i, x_u u. ſ. w., müsste alſo mindestens h_a, h_i, h_u u. ſ. w. auseinander halten. Nach meinem System ſcheint es mir folgerichtiger, *a̜, i̜, u̜* u. ſ. w. zu analyſiren.“

Bei Sievers[3] 101 heißt es: „Als ſtimmloſe Vokale kann man die ſchwachen Geräuſche bezeichnen, welche entſtehen, wenn man einen nichttönenden Exſpirationsſtrom durch die Stellungen beliebiger Vokale fürt.... Nach diſer Auffassung ſtellt z. B. *ha* die Lautfolge von ſtimmloſem *a* + ſtimmhaftem *a* dar. Andere aber fassen das konſonantiſch fungirende *h* ſelbſtändig und ſagen demgemäß konſequent, in *ha* habe das *a* die *a*-Stellung oder *a*-Reſonanz, in *he* die *e*-Reſonanz u. ſ. w.“

W. Vietor, Elemente der Phonetik (1885) § 27, ſagt: „Der Kelkopfreibelaut ſcheint im Deutſchen und Engliſchen, ſowie im Franzöſiſchen beim gewönlichen Sprechen nicht vorzukommen, jedenfalls nicht als Laut für ſich, ſondern nur als Begleiter der Mundhauchlaute oder ſtimmloſen Vokale, die man in Überein-

ſtimmung mit den gebräuchlichen Orthographien unter dem Zeichen *h* zuſammenfassen kann. ... Wenn man ſich bemüht, das *h* vokallos und kontinuirlich hervorzubringen, ſo wird allerdings die von Czermak und Brücke beobachtete dauernde Verengung der Stimmritze ſtattfinden.“ Er behandelt danach die *h*-Laute als ſtimmloſe Laute mit Mundöffnung nach den Vokalen als ſtimmhaften Lauten mit Mundöffnung. Vgl. dazu Western, Engl. Lautlere (1885) § 15.

Dass das *h*, als ſtimmloſer Vokal aufgefasst, dem ſtimmhaften Vokal vorangeht und nicht gleichzeitig mit ihm ſein kann, ist an ſich klar. Die Stimmbänder können nicht gleichzeitig tönen und nicht tönen. Es kommt bei unſerm *h*, wie bei allen phyſiologiſchen Prozessen und bei den darüber angeſtellten Experimenten darauf an, das weſentliche, bleibende, der Erſcheinung zugrunde ligende zu erkennen und zu unterſcheiden von dem zufälligen, durch äußere Urſachen bedingten. Betrachten wir nun Wortformen wie *halte, hielt; hebe, hob, hub*, ſo ist eben der Vokal das wechselnde, neben dem ein von dem Vokal unabhängiges Element das gemeinſame ist.

Das Experiment zeigt uns als diſes gemeinſame eine beſtimmte Einſtellung der Stimmbänder. Dass diſe bei dem Experimente mit dem *h* prägnanter und dauernder ſein wird als in der zuſammenhängenden flüchtigen Rede, ist natürlich; es zeigt uns ſo eben die unſerm *h* zugrunde ligende Artikulation um ſo deutlicher.

Wollten wir aber auch die Stimmbänderenge und die Mundſtellung als gleich weſentlich für unſer *h* anſehen, ſo würde doch auch hier wie im allgemeinen bei den an verſchidenen Stellen artikulirten Lauten, die hintere Artikulation als das *prius* für die Klassifikation das maßgebende ſein müssen, das wäre hier die ein Reibegeräuſch erzeugende Kelkopfartikulation.

Es wäre übrigens noch möglich, dass ſtatt unſeres *h* mit Reibung an den Stimmbändern hier und da ein durch Verengung des Pharynx zwiſchen der Zungenwurzel und der hinteren Rachenwand gebildeter Spirant vorkäme, doch klingt ein ſolcher unſerm *ch* näher ſtehender Spirant anders als unſer *h*.

So dürfte auch die Lautirmethode beim Leſeunterricht berechtigt ſein, unſer *h* ſelbſtändig one beſtimmten Vokal als Reibelaut im Kelkopf lautiren zu lassen.

(Schluss folgt.)

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 11. Januar 1887.

Herr Tanger spricht über Baumann, Londinismen, Slang und Cant etc. Der Haupttitel führt leicht irre, da nicht nur der Hauptstadt angehörige Eigentümlichkeiten, sondern vielfach Provinzialismen, Archaismen, ja sogar die Nursery Rhymes aufgeführt werden. Außerdem daß viel Unnützes aufgenommen ist, bleibt auch im einzelnen viel auszusetzen.

Herr Rœdiger spricht über Hildeburg und Ortrun, die Freundin der Kudrun und die Schwester ihres Entführers Hartmut. In Anlehnung an zwei Stellen des Biterolf und der Klage, auf welche schon Müllenhoff aufmerksam machte, versucht er nachzuweisen, daß der Ortrun ursprünglich Name und Handlungen der Hildeburg zugekommen seien und daß man erst später Hartmuts Schwester zur Freundin der Kudrun gemacht und dafür eine neue, aber thatenlose Schwester Ortrun erfunden habe. Es wird so die Dankbarkeit Kudruns gegen Hartmuts Schwester und die Rettung des Normannen durch Kudrun begreiflich, ebenso der auffällige Umstand, daß weder Herwig, Kudruns Gemahl, an Hartmut, noch Ortwin, Kudruns Bruder, an Ludewig, dem Mörder seines Vaters, Rache nimmt, denn Ortwin soll der Hildeburg-Ortrun vermählt werden, um ihr nach dem Verlust der Eltern, von denen sie sich um Kudruns willen losgesagt, wieder eine Stütze zu geben.

Herr Goldbeck giebt als Einleitung zu einem Bericht über die neueste portugiesische Litteratur eine Übersicht der dort herrschenden Bestrebungen, indem er insbesondere Coelho, Queiroz, Quental und Junqueiro ins Auge faßt.

Eine Antwort unseres Ehrenmitgliedes, des Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rats Herrn Dr. Wiese, auf die ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage dargebrachten Glückwünsche wird verlesen und herzlich

begrüfst. — Im Namen des Vereins beglückwünschte der Vorsitzende Herrn Professor Michaelis zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum. Die Versammlung erhob sich ihm zu Ehren von den Sitzen.

Sitzung vom 25. Januar 1887.

Herr Goldbeck spricht über zwei Werke des portugiesischen Dichters Guerra Junqueiro: a) A Morte de D. João, b) A Velhèce do Padre Eterno, die in Portugal gewaltiges Aufsehen erregt haben. Die aus fünfzig Gedichten bestehende Sammlung kämpft gegen den jüdisch-christlich-katholischen Gottesbegriff, will aber den Glauben an Christus bestehen lassen. Insbesondere wendet sich der mit grofser Darstellungskraft begabte Dichter gegen die satte Bourgeoisie mit ihrer äufseren Frömmigkeit und inneren Heuchelei. Der Einflufs des Französischen, speciell Victor Hugos, ist überall zu erkennen. Das Gedicht Valla Comun und sein „Postscriptum“ glaubt der Vortragende eine geniale Produktion nennen zu müssen. Herr Vatke macht darauf aufmerksam, dafs, nach den zahlreich mitgeteilten Proben zu urteilen, der Dichter rein destruktiv verfahre, ohne einen positiven Gedanken auszusprechen.

Herr Fœrster macht auf die Fastnachtsspiele von Edmund Dorer aufmerksam, die nach den Inhaltsangaben und den vorgelesenen Bruchstücken wohl geeignet erscheinen, in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken.

Herr Potel bespricht darauf Pierre Lotis Pêcheur d'Islande, indem er besonders die in Tonkin spielenden Scenen und die Liebe der Grofsmutter zu dem Helden der Erzählung ins Auge fafst.

Sitzung vom 8. Februar 1887.

Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen Herrn Professor Dr. Mahn, einem der Begründer der Gesellschaft, Worte der Anerkennung. Die anwesenden Mitglieder ehren das Andenken des Dahingeschiedenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Rossi berichtet über das am 29. November 1886 gefeierte fünfzigjährige Stiftungsfest der Società italiana di Berlino. Die Ziele dieser Vereinigung, die Anregungen Goethes in betreff Italiens und seiner Kunst fruchtbringend fortwirken zu lassen, sowie die Verdienste, die sich Italien und Deutschland umeinander erworben haben, wurden dabei von Herrn Weber auseinandergesetzt, während Herr Rossi den Archäologen Gerhard, eins der berühmtesten Mitglieder dieser Gesellschaft, seinem Leben und Wirken nach dargestellte.

Herr Bourgeois spricht über Gressets komisches Gedicht Vert-Vert. Nach einer kurzen Biographie des Dichters erörterte er

die äufseren Umstände, die das Gedicht eine günstige Aufnahme finden liefsen, und gab dann eine Analyse des Werkes mit Proben aus demselben.

Sitzung vom 22. Februar 1887.

Herr Wætzoldt spricht über einen neuen Versuch der Faust-Erklärung, den Louvier in seinem zweibändigen Werke „Sphinx locuta est" unternommen hat. Der Verfasser kehrt darin mit Beiseitesetzung der neueren philologisch-historischen Forschungsweise zu der früher beliebten philosophisch-ästhetischen Auslegungsart zurück. Die wenigstens ganz originelle Arbeit geht von der Lösung der Rätsel im zweiten Teile des Faust aus und findet, dafs die ganze Dichtung eine Allegorie ist, die Kants Kritik der reinen Vernunft darstellt. Der Vortragende, der diese Erklärungsweise an einzelnen Proben erläutert, verhält sich durchaus ablehnend gegen dieselbe, da sie bei Goethe eine Anschauungsweise voraussetze, zu der er am wenigsten neigte, die Abstraktion. Das zunächst Bestechende solcher Erklärungen, dafs nämlich die einmal gefundene Deutung eines Wortes an allen Stellen, wo es vorkommt, nun auch zu passen scheine, beruhe auf der Allgemeinheit und Vieldeutigkeit von Begriffen wie Vernunft, Verstand, das Unbewufste u. s. w.

Herr Risop giebt darauf eine Übersicht des ersten Teiles der nach ihrem Inhalte bisher nur ungenau mitgeteilten Florimontsage. Derselbe beschäftigt sich mit der Thronbesteigung und den Bedrängnissen Philipps II. von Macedonien, der hier als Grofsvater Alexanders gilt. Mit der Erzählung der Kindheit Florimonts, auf dessen Erscheinen der Schlufs des ersten Teiles der Erzählung hindeutet, beginnt der zweite Teil derselben.

Sitzung vom 8. März 1887.

Herr Goldbeck spricht über Lucrez in der neueren Litteratur, besonders im letzten Jahrhundert. Dem Dichter, dem man seit der Renaissance stets Aufmerksamkeit geschenkt habe, wende sich in hervorragender Weise die Neuzeit zu, der mit ihrer freien Naturbetrachtung eine Anschauungsweise, welche die persönliche Einwirkung eines übernatürlichen Wesens leugne, in hohem Mafse zusagen müsse. Besonders in Frankreich habe man sich des Dichters bemächtigt, wo man ihn auch, wenigstens im Auszuge, in den Schulen lese.

Herr Schleich hält einen Vortrag über das Verhältnis des me. Ywain and Gawain zum afr. chevalier au lyon und weist nach, dafs die Darstellung im englischen Gedichte nicht nur kürzer, sondern auch kunstloser ist als in dem französischen, und dafs Chrestiens

Charaktere gröfsere Leidenschaftlichkeit zeigen, als die des Engländers; eine zuverlässigere Beurteilung des Verhältnisses, in dem die beiden Dichtungen zueinander stehen, sei indessen erst nach dem Erscheinen des kritischen Textes möglich, den Herr Professor Fœrster herzustellen beabsichtigt; man müsse auch den Umstand nicht unberücksichtigt lassen, dafs wir von dem englischen Gedichte überhaupt nur eine einzige Handschrift besitzen und dafs dieselbe, trotzdem sie mit grofser Sorgfalt geschrieben ist, vielleicht doch einzelne Lücken aufzuweisen hat.

Herr Vatke erklärt Chaucer, Prolog 95, 96 dahin, dafs Malen und Schreiben eng zusammengehöre und eigentlich nur eine Leistung bezeichne. Herr Wætzold weist dagegen darauf hin, dafs der Schreiber und der Maler der Initialen oft verschiedene Personen waren.

Sitzung vom 29. März 1887.

Herr Zupitza sprach über „eine verschollene Handschrift“. Im Jahre 1659 hat W. Somner im Anhange zu seinem Dictionarium saxonico-latino-anglicum nach Ålfrics Grammatik auch lateinisch-altenglische Glossen mitgeteilt *ex exemplari iuniano.* Auch für die beiden späteren Abdrücke dieser Glossen bei Th. Wright, A Volume of Vocabularies 1857, und bei Wright-Wülker, Anglo-Saxon and Old English Vocabularies 1884, mufste die Abschrift des Fr. Junius die verschollene Handschrift ersetzen, welche diesem seiner Zeit durch die Freundlichkeit *docti illius generosique Rubenii Antwerpiani* zugänglich geworden war. Nun wurden aber 1884 vom British Museum dem Dr. Nolte 24 Pergamentblätter aus dem 11. Jahrhundert (Add. 32246) abgekauft, auf deren Rändern der gröfste Teil jener Glossen steht. E. M. Thompson in dem Journal of the British Archæological Association 1885 S. 144 ff. und Fr. Kluge in der Anglia 8, 448 ff. haben über das Verhältnis dieser Handschrift zu der Rubensschen gehandelt und sich, wenn auch für nahe Verwandtschaft, so doch, und zwar hauptsächlich wegen verschiedener Anordnung der Glossen, gegen die Identität derselben ausgesprochen. Aber von E. Sievers auf dessen Tatian VIII verwiesen (vgl. auch Haupts Zeitschrift 21, 2), hat Kluge später Englische Stud. 10, 180 mit Recht seine Ansicht geändert, da bei Junius' üblicher Art, Glossen abzuschreiben, sich alle Unterschiede zwischen seiner Kopie und den Londoner Fragmenten leicht erklären. Durch Herrn Dr. S. Löwenfeld ist nun der Vortragende auf eine Handschrift des Musée Plantin-Moretus in Antwerpen (= A) aufmerksam gemacht worden, die er, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Konservators Max Rooses in Antwerpen und der gütigen Vermittelung des hohen Kultusministeriums, jetzt hier in Berlin benutzen kann. Dieser Handschrift haben die Londoner Fragmente (= L)

ohne Zweifel ursprünglich angehört. Die Glossen, die Thompson (S. 146 'from *Plegus* to *Enervis'*) und Kluge (S. 449 'das ἀπ. λεγ. *blæge* gobio', 'die nomina avium') in L vermiſst haben, stehen in A (die freilich z. B. *Elegus* und *Eneruus* statt *Plegus* und *Enervis* bietet). Das Colloquium Älfrics hört in A gerade dort auf, wo es in L anfängt (Thompson S. 145). Endlich in dem Text der *Excerptiones de Prisciano,* der Hauptquelle für Älfrics Grammatik, werden mit einer einzigen Ausnahme sämtliche Lücken in A durch L ausgefüllt, was festzustellen dem Vortragenden die ihm liebenswürdigst gewährte Hilfe seines verehrten Freundes Thompson ermöglicht hat. Daſs aber A, abgesehen von der Vollständigkeit, mit der Rubensschen Handschrift identisch ist, wird dadurch bewiesen, daſs diese auf dem ersten Blatte die von Junius angeführten Verse enthält *Præsulis hic redolent Ælfrici lypsana summi* u. s. w. und am Schluſs den ebenfalls von Junius abgeschriebenen Brief *Facundissimo sacerdotum Ælfr.* u. s. w. Von Berichtigungen oder neuen Glossen hob der Vortragende, der später über die Handschrift ausführlich handeln wird, hervor 129, 39 (Wright-Wülker) *Canticum sam-swege sang* 130, 2 *laac-sang,* 6 *Dedicat,* 7 *Consecrat,* 15 *geld-lice ealhalgung,* 35 *ruwe; Conualeo ic dwyrpe, Palumbes cusceote, Hilum .i. medulla penne peoþa, Lolligo .i. piscis maritimi* (l. *maritimus?*), *uno anno piscis, alio auis, hoc est byrnete* (bisher unbelegt; vgl. *barneta* bei Gervasius von Tilbury: Murray s. v. *barnacle* 2), *Sutura seam, custure* (= nfrz. couture), *Siligo .i. genus frumenti, rige, Insolentiam forwenednessa, Passiuis* (l. *-uus?*) *widlese* (bisher unbelegt = *wîdlæse?* vgl. Gudrúnarkvida 2, 11 *á vídlæsar varga leifar,* wo die Handschrift *auiþ lesar* giebt, Bugge aber und nach ihm Grundtvig und Hildebrand in *á vid lesa* ändern), *goretende* (fehlt ebenfalls in den Wörterbüchern, vgl. aber Älfr. Hom. 1, 530 *goretende* und Haupts Zeitschrift 9, 405 b *passiuus oculorum obtutus goretunge*). Die Glossen, wie schon Junius gethan hat, Älfric zuzuschreiben, liegt kein genügender Grund vor. Der in der Antwerpener Handschrift erhaltene Teil des Colloquiums stimmt im ganzen genauer zu der Fassung in dem Cottonianus, als zu der in der Oxforder Handschrift, so daſs dem Vortragenden die Ansicht, die er in Haupts Zeitschrift 31, 43 auf Grund des Londoner Fragments ausgesprochen, jetzt unrichtig erscheint.

Herr Löschhorn bespricht H. Conrads Buch über George Eliot. Der Verfasser, der die von dem Gatten nach dem Tode der Schriftstellerin herausgegebenen Briefe derselben benutzen konnte, hat durch sein Werk alle früheren Biographien in den Schatten gestellt. In seiner Auffassungsweise schlieſst er sich an einen Aufsatz Scherers in der Deutschen Rundschau (Februar 1877) an, dem er in den am besten gelungenen Teilen nahe kommt. Nach der Besprechung der Anlage des ganzen Werkes teilt der Vortragende aus

demselben die allerdings oft einseitigen Auslassungen der Schriftstellerin über Deutschland mit.

Herr Vatke bespricht die jüngst ausgegebene erste Hälfte von Elzes Grundriſs der englischen Philologie. Das Hauptverdienst des Buches scheint ihm in der ungemeinen Reichhaltigkeit der Nachweisungen zu bestehen, neben welcher die Besprechung des jetzigen Standpunktes der Forschungen zu kurz kommt.

Die nächste Sitzung der Gesellschaft wird auf Antrag des Vorsitzenden auf den 26. April, den hundertjährigen Geburtstag Uhlands, anberaumt.

Sitzung vom 26. April 1887.

Die Sitzung, welche am hundertjährigen Geburtstage Ludwig Uhlands abgehalten wurde, war ganz dem Andenken dieses Dichters und Gelehrten gewidmet. In kurzen einleitenden Worten wies der Vorsitzende zunächst auf die Bedeutung des Tages hin und legte dar, daſs es der Gesellschaft nach den ihr eigenen Bestrebungen zukomme, diesen Mann, und zwar aus mehr als einem Grunde, ganz besonders in Ehren zu halten.

Herr Löchhorn entwarf darauf in kurzen Zügen ein Bild von Uhlands Leben und Dichten. Er schildert die Tübinger Verhältnisse, wie sie Varnhagen von Ense im Jahre 1808 kennen lernte. Hier bewegen sich Justinus Kerner und Ludwig Uhland. Die Persönlichkeit des letzteren zieht Varnhagen besonders an, er sendet eine eingehende Charakteristik des jungen Dichters in die Heimat. Es wird dann der poetischen Anfänge Uhlands gedacht, seines Aufenthalts in Paris, eingehender seines Anteils am württembergischen Verfassungskampfe 1815—1819. Dieses Jahr ist ein Abschluſs der überaus reichen Produktivität des Dichters; in den folgenden Jahrzehnten flieſst der Born seines poetischen Schaffens verhältnismäſsig sparsamer. Dagegen treten litterarhistorische Studien und die politische Wirksamkeit in den Vordergrund. Eine kurze akademische Thätigkeit muſs er der letzteren opfern, doch fehlt es besonders in den vierziger Jahren seinen wissenschaftlichen Leistungen nicht an Anerkennung. Der Vortrag wendet sich dann zu einer Charakteristik der Uhlandschen Dichtung, gedenkt zunächst der blassen, der Romantik angehörenden Gestalten seiner früheren Gedichte, deren Einfluſs auf gewisse Gemälde der Düsseldorfer Schule nicht zu verkennen ist; hervorgehoben wird die Wandlung, welche Uhlands Dichtung durch seine Bekanntschaft mit Goethe, dem Nibelungenliede und dem Wunderhorn erfuhr, und die reiche Anregung, die er zu Paris durch das Studium der altfranz. Epen und der Troubadourpoesie empfing, eine Anregung, die ihn mit Nachdruck auf deutsches und romanisches Mittelalter als auf eine ergiebige Quelle seiner Dichtungen hinwies und ihn auch aus den Überlieferungen seiner engeren

Heimat mit Vorliebe schöpfen liefs. Aber in allen Epochen seines Schaffens hat das Gemüt daran den vornehmsten Anteil. Sein Lied „umfafst alles Edle und Liebenswerte des Menschenlebens, was nur ersehnt, erstrebt, beweint, gehofft, geglaubt zu werden verdient". Besonders gern vertieft sich dies Gemüt in die Natur; selten, doch in wahrhaft frommen Liedern erhebt er Gott; selten feiert er die Liebe, öfter die Freundschaft, die auch im Herzog Ernst das Grundthema bildet. Auch seines Humors, einer beachtenswerten Seite seiner Gemütspoesie, wird gedacht. Der moderne Deutsche hat Uhland viel zu danken: die Schule knüpft mit Vorliebe an seine Dichtungen, der Student freut sich seiner Lieder, zahlreich sind die Kompositionen derselben, über die ganze Erde ist sein Name bekannt, sind seine Werke verbreitet. Auch wenn sich Uhland auf dem Gebiete gelehrter Forschung nicht an die Seite der Grimm, Schmeller und Diez stellte, würde die Gesellschaft verpflichtet sein, zum Dank für sein dichterisches Schaffen ihm heute einen vollen Kranz zu weihen.

Herr Tobler setzte darauf auseinander, was Uhland seinen romanistischen Studien verdankte und was die Romanistik ihm verdankt. Der Redende ging zunächst auf die Formen romanischer Poesie ein, die Uhland in seinen Gedichten verwendet hat. Mehr noch als hierin griff er bei der Wahl seiner Stoffe in die romanische Welt hinüber. In dieser Hinsicht war die Reise nach Paris für ihn epochemachend. Während er in früherer Zeit manches in eine nur halbreale Welt galanten Kavaliertums hinein erfunden hatte, lernte er dort durch eifriges Eindringen in das volkstümliche Epos der Franzosen das wahre Mittelalter kennen. Ja, in der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hat er das altfranzösische Epos geradezu entdeckt und kurz darauf denn auch dasselbe in seiner Eigentümlichkeit meisterhaft dargestellt. Wenn er sich gleich in späteren Jahren in seinen gelehrten Arbeiten weniger mehr mit altfranzösischer Litteratur beschäftigt hat, so ist er doch sichtlich den Veröffentlichungen darüber mit reger Teilnahme gefolgt. — Diesen Studien verdanken wir eine Reihe der schönsten Perlen seiner Dichtung. Gab er mehrfach treue Übersetzungen altfranzösischer Gedichte, so befähigte ihn seine innige Vertrautheit mit mittelalterlicher Empfindungs- und Ausdrucksweise, freier zu Werke zu gehen, ohne dabei die innere Wahrheit zu verletzen. Fehlt dem Cyklus der Sängerliebe, der augenscheinlich nur durch späte und teilweise unglaubwürdige Berichte veranlafst ist, die Lebenswahrheit anderer Uhlandscher Dichtungen, so ist Bertran de Born so von ihr durchdrungen, wie es nur bei unmittelbarer Vertrautheit mit der dargestellten Zeit möglich war. Auch dem Sagenkreis Karls des Grofsen hat Uhland mehrfach Stoffe entnommen oder auch neue Glieder zugefügt, wie denn z. B. Roland der Schildträger und Karls Meerfahrt ganz, und zwar in glücklichster

Weise von ihm erfunden sind, während in anderen Fällen Stoffe zwar vorhanden waren, aber unter seiner Hand merklich gewonnen haben. — So verdanken die Romanen dem Dichter und dem Forscher kaum weniger als er ihnen.

Herr Rœdiger sprach über Uhland als Germanisten. Er hob hervor, daſs Uhland, wie die Brüder Grimm, vom juristischen Studium ausgegangen sei und gleich jenen durch die Schätze der Pariser Bibliotheken wesentliche Förderung erfahren habe. Er hatte sich frühzeitig, gleichwie die Grimms, von der älteren deutschen Litteratur angezogen gefühlt und erwartete auch für sein Dichten dadurch Vorteil. Sehr wesentlich war für ihn die Bekanntschaft mit Joseph Freiherrn von Laſsberg, welcher ihm seine Handschriften und Bücher sowie die Ergebnisse seiner Studien mit gröſster Uneigennützigkeit zur Verfügung stellte. Während Uhland immer noch als Jurist thätig war, erschien 1822 sein Walther von der Vogelweide, wofür Lachmann zum Dank ihm die zweite Auflage seiner Waltherausgabe widmete. Uhland arbeitete danach an einer Darstellung der deutschen Poesie und Heldensage im Zeitalter der Hohenstaufen und verwertete diese Forschungen nach seiner Ernennung zum auſserordentlichen Professor für deutsche Litteratur zu Tübingen in seinen Vorlesungen. Als Grundlage für die Heldensage sollten mythologische Untersuchungen dienen, aus welchen „Der Mythus von Thôr“ 1836 hervorging. Inzwischen aber hatte er schon seit längerer Zeit deutsche Volkslieder gesammelt, ein Unternehmen, welches ihn bis zu seinem Tode fesselte. Es war überhaupt sein Augenmerk auf alle Äuſserungen der Volkspoesie gerichtet, zu denen er mit Recht auch Mythen und Sagen rechnete. Das Wesen des Mythus ist von ihm zuerst klar bestimmt und der richtige Weg der Deutung von ihm zuerst beschritten worden. Er hat auch zuerst die Eigenart eines mittelalterlichen Dichters zu erfassen und darzustellen verstanden und in seinen Volksliedern ein Muster von Textrecension und Erklärung, namentlich auch durch Heranziehung vergleichbarer Erzeugnisse fremder Völker geliefert. Der Umstand, daſs er aus übergroſser Gewissenhaftigkeit ungern an den Abschluſs seiner Arbeiten ging, und die kurze Dauer seiner Lehrthätigkeit haben ihn bei seinen Lebzeiten nicht das gebührende Maſs von Einfluſs und Anerkennung finden lassen, und als nach seinem Tode die hinterlassenen Schriften erschienen, waren sie zum Teil überholt, mehr freilich durch die Menge des inzwischen bekannt gewordenen Materials als durch neue Gesichtspunkte der Forschung, und daher bilden sie trotzdem eine Fundgrube der feinsten, förderlichsten Gedanken in schöner und treffender Darstellung, und werden auch heute noch mit Nutzen und Genuſs gelesen werden.

Herr Zupitza verschob der vorgerückten Zeit wegen seinen angekündigten Vortrag.

Sitzung vom 17. Mai 1887.

Herr Zupitza sprach über Uhland in seiner Stellung als Universitätsprofessor in Tübingen. Der Vortragende, der sich besonders auf „Holland, Zu L. Uhlands Gedächtnis, Mitteilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit“ und in Ergänzung dieses Buches auf die von Uhlands Witwe herausgegebene Lebensbeschreibung stützte, erörterte zunächst die auf die Berufung bezüglichen Umstände und gab dann eine Übersicht der von Uhland in den wenigen Tübinger Jahren gehaltenen Vorlesungen. Genauer wurde das am 6. Mai 1830 eröffnete Stilisticum besprochen. Uhland liefs dabei den Studenten in der Art des Vortrages, in der Wahl des Gegenstandes und in der Form der Darstellung die gröfste Freiheit. Er selbst wollte besonders die technische Behandlung, die Form, den Stil beurteilen. Oft aber schwellen seine Bemerkungen zu förmlichen Aufsätzen an, besonders wo es sich um die Gattungen der Poesie handelt. Die Mitteilungen Hollands, aus denen der Vortragende Proben gab, verdienen daher Beachtung.

Herr Schulze sprach über altfranz. Wiederholungsfragen, d. h. Fragen, durch die der Redende eine vorangehende, ihn überraschende Äufserung wiederholt, sei es, um sich zu überzeugen, dafs ihn seine Sinne nicht getäuscht, sei es, um den sich mit ihm Unterredenden zu nochmaliger Prüfung dessen, was er gesagt, aufzufordern. Ist (a) die vorangehende Äufserung eine Mitteilung, so wird dieselbe vom Fragenden entweder in Aussageform, aber mit dem Tone einer Frage wiederholt (vgl. Herrigs Archiv 71, 349 ff.) oder seltener auch mit der Wortstellung der Frage (Jonckbloet, Roman van Lancelot II, p. CIII: Ge sui sil que vos querez. — Qu'est ce? Es tu donc cil?). Statt der Wiederholung des ganzen Satzes reicht, wo das Prädikat desselben ein Hilfsverb aufweist, die Wiederholung dieses, wo nicht, die Wiederaufnahme des Verbs durch das verbum vicarium *faire* aus. (Thfr. 113. Tout maintenant i est volés. — Est, par amours? Meraugis 24. ... je l'i metrai. — Ferez, biaus sire?) Kommt es dem Fragenden nur darauf an, eine nochmalige Bekräftigung des Gehörten zu erhalten, so genügt ein dem nfz. vraiment? paralleles afz. voire? (Fabl. III, 180 juré liai, Jamais d'oe ne mengerai. — Voire?) oder, falls die vorangehende Äufserung negativ ist, ein einfaches non? (Chlyon 1979 ... riens ne m'en porroit despleire. — Non, sire? et se je vos oci?) Wo nur ein bestimmtes Glied der Äufserung das Befremden des Hörers erregt, da wird afz. wie nfz. dies allein in Frage gestellt. Doch begegnet man oft afz. Beispielen, bei denen als Grund für die Wiederholung eines einzelnen Gliedes der Mitteilung die Verlegenheit des Angeredeten hinsichtlich des zu Erwidernden angenommen werden mufs, so besonders auch, wenn die der Frage vorangehende Äufserung selbst eine Frage ist. Ist (b) die

zur Frage reizende Äufserung eine Aufforderung, so kann sich das Altfz. zu deren Wiederholung entweder des (imperativischen) Futurums oder des Konjunktivs bedienen. (Cliges 6598 Di le moi tost... Jel vos dirai? oder BChr. 370, 36. rent la chartre... Je la vous rande?) Aber auch das nfz. durch moi, que je la vous rende! veranschaulichte Verfahren kennt die alte Sprache schon. Vorbild dieser letzteren Konstruktion sind die lateinischen, eine Zumutung unwillig abwehrenden Fragen mit ut (tibi ego ut credam?). Ebenso haben die afz. Fragen mit dem blofsen Konjunktiv im Lateinischen ihr Muster (ausculta, quæso. — Ego auscultem tibi?) Der Fall, wo (c) die der Wiederholungsfrage vorangehende Äufserung selbst eine Frage ist, weist afz. und nfz. das nämliche Verfahren auf: es wird die direkte Frage in indirekter Form, von einem unausgesprochen bleibenden vous demandez...? abhängig zu denken, wiederholt.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge von Dr. Gregor Krek. Zweite völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky, 1887.

Genau vor zwölf Jahren veröffentlichte der Grazer Universitäts-Professor Dr. Gr. Krek ein „Büchlein“, das er als eine Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte bezeichnete und einem „gröſseren“ Leserkreise zur Beachtung empfahl. Damals stellte Dr. Krek zugleich auch eine Fortsetzung, d. h. die Bearbeitung der slavischen Litteraturgeschichte selbst in nahe Aussicht. Allein die wissenschaftliche Welt machte mit Dr. Krek die nämliche Erfahrung wie mit ten Brink — das Versprechen blieb unerfüllt. Dafür überraschte uns der gelehrte Grazer Slavist, nachdem wir uns schon mit dem Danteschen Motto „lasciate ogni speranza“ abgefunden hatten, zu den diesjährigen Ostern mit der zweiten Auflage seiner Schrift, und die Überraschung war um so gröſser, als diese Neubearbeitung aus dem Büchlein einen recht stattlichen Band von fast 900 Seiten gestaltete, so daſs sich der Umfang fast um das dreifache vergröſserte. Schon vor zwölf Jahren hatte Kreks „Einleitung“ nicht nur in slavischen Ländern, sondern nicht minder auch in Deutschland, Frankreich und England eine rasche Verbreitung und sympathische Anerkennung gefunden nnd binnen wenigen Jahren schon war die erste Auflage vergriffen. Schon zu Beginn dieses Jahrzehnts ging Dr. Krek energisch an die Umarbeitung seines Werkes, und zwar in der Weise, daſs er Abschnitt für Abschnitt vornahm und druckfertig herstellte. Dadurch trat freilich der etwas miſsliche Umstand ein, daſs die letzten Abschnitte die neueste Litteratur berücksichtigen konnten, während dies für die früheren, die bereits zu Pfingsten 1884 abgeschlossen vorlagen, unmöglich wurde. Diese ältere Partie wird von dem ersten Buche gebildet, welches drei Abschnitte umfaſst und zwar: 1) Die Slaven, ein Glied der Arier; 2) Die Slaven nach der Abtrennung vom arischen Grundstamme; 3) Die Slaven unmittelbar nach der Lösung des Gesamtverbandes. Der II. Abschnitt zerfällt wieder in zwei Partien, von denen 1) die Loslösung der Slaven vom arischen Urvolke in Beziehung auf andere Glieder desselben Stammes, während 2) Die Slaven als Einzelvolk behandelt. Der III. Abschnitt teilt sich in drei Partien: A. Die Spaltung der slavischen Grundsprache, B. Gedrängte historische Skizzen, C. Kultur- und Sittengeschichtliches.

Das zweite Buch erscheint in zwei Abteilungen gesondert. Die erste Abteilung handelt von der „formalen Seite der traditionellen Litteratur“ (I. Abschnitt: Die Sprache; II. Die Sitte), während die zweite Abteilung sich über die „reale Seite der traditionellen Litteratur“ verbreitet (Abschnitt I. Märchen und Sagen; II. Sprichwörter, Aberglaube, Zaubersprüche und Rätsel; III. Lieder). Daran schliefst sich dann ein 20 Seiten umfassendes Register. Unter einem mag auch hier die Bemerkung angebracht werden, dafs die Ausstattung des Buches seitens der Buchhandlung eine recht gute und sorgfältige zu nennen ist.

Zunächst behandelt Krek die „arische Hypothese“ und bekennt sich selbst als Anhänger jener Meinung, welche die Wiege der Arier nach Centralasien verlegt; die kaukasische oder europäische „Urheimat“ sei nur auf Grund eines Beweises a silentio aufgestellt worden, in Hinblick nämlich auf den Umstand, dafs die westarischen Sprachen in der Bezeichnung der asiatischen Raubtiere mit den ostarischen nicht harmonieren. Mit Recht bemerkt Dr. Krek dazu: Da sich auf die neuen Wohnsitze der Verbreitungsdistrikt dieser Tiere nicht erstreckte, entschwanden sie allmählich dem Gedächtnisse des Volkes und ging mit dem Begriffe auch der sprachliche Terminus verloren. Mit ziemlicher Ausführlichkeit wird dann speciell die Hypothese, dafs Europa die Urheimat der Arier sei, behandelt, und wiewohl Krek bereitwillig anerkennt, dafs es immerhin hervorragende Männer sind, die diese Hypothese verfechten, wie R. G. Latham, Th. Benfey, L. Geiger, Fr. Spiegel, J. G. Cuno, Fr. Müller, Th. Poesche, L. Lindenschmitt und K. Penka, so tritt er derselben doch entschieden skeptisch gegenüber, wenn er auch die burschikose Art vermeidet, mit welcher z. B. Victor Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere VIII u. IX) die doch wissenschaftlich begründete Hypothese abfertigt. Victor Hehn weifs schliefslich doch auch nichts Besseres für die centralasiatische Urheimat anzuführen, als dafs es uns Europäer nach Asien zieht mit derselben mächtigen Empfindung, mit der man sich den Erinnerungen der Jugend überläfst. Auf den Umstand, dafs sich zwischen der urarischen und ursemitischen Sprache ein deutlich erkennbares Kulturband schlingt, wurde auch schon vor Hehn verwiesen, und neuerlich hat dies Fr. Hommel (im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1879) eingehend begründet. Die Achillesferse dieser Hypothese ist die Thatsache, dafs die einen die Heimat der Arier am Taunus, die anderen in den Kjölen, wieder andere am Nordrande der Karpathen oder in den Landschaften südlich vom Ural suchen; die hitzigsten Verfechter derselben stimmen aber für Deutschland. Ein Hauptmotiv contra ist das von A. Höfer in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung (XX, 379—384) beigebrachte, dafs nämlich erstens das Altindische und Altbaktrische unter allen Schwestern der Mutter am nächsten stehe, und zweitens die gröfste Reinheit einer Zweigsprache in unmittelbarer Nähe der Grundsprache zu finden sei.

Nicht minder skeptisch oder eigentlich viel skeptischer verhält sich der Verfasser der arisch-semitischen Ursprache gegenüber, sowie durchaus ablehnend gegen die Annahme einer näheren Verwandtschaft zwischen der arischen und finnisch-ugrischen Sprachgruppe; doch hält er die Ansicht, es habe eine Zeit gegeben, in der auch die arische Sprache „auf der isolierenden Stufe gestanden“, und eine andere, wo sie sich zur zusammenfügenden Sprachform entwickelt habe, um von da zur flexivischen Form fortzuschreiten, für eine ansprechende.

Dieser Meinung steht bekanntlich diametral die geniale Hypothese A. H. Sayces gegenüber, der das sentenceword für die Urform ansieht, eine Hypothese, die an dem ihm geistesverwandten deutschen Gelehrten A. Fick einen begeisterten Anwalt fand.

Dr. Krek behandelt sodann in ausführlicher Weise das Lautsystem

und den Flexionsvorrat der arischen Ursprache, wobei er der vorhandenen linguistischen Litteratur in umfassender Art gerecht wird. Der Verfasser verweist weiter, wie unbestimmt uns noch die urarische Syntax und das urarische Accentgesetz entgegentritt, und würdigt auch hier die vorhandene Litteratur in ruhig verständiger Weise dahin, daſs erst ein schwacher Anfang auf diesen beiden Gebieten zu verzeichnen ist. Und in der That ist das von Schleicher rekonstruierte urarische Lesestück mehr interessant als wissenschaftlich entsprechend begründet.

Des Verfassers Ansicht über dies Verhältnis der modernen Linguistik zur Erforschung der arischen Lautgesetze, die er p. 44 ausspricht, wird man leicht unterschreiben können, sie lautet: „Man wolle es nicht als Schmälerung der vielen erworbenen Verdienste ansehen, wenn wir es aussprechen, daſs durch die mitunter glänzenden Ausführungen die trüben arischen Grundformen an Durchsichtigkeit kaum etwas gewonnen haben, ja daſs sie vielmehr noch trüber geworden sind. Man kann den Vorzügen der modernen Methode viel Beifall zollen und sich andererseits doch dem Gedanken nicht verschlieſsen, daſs trotz Physiologie und Psychologie die Auslegungen nur zu sehr und nur zu oft den Stempel des Gekünstelten an der Stirne tragen. Die Beachtung der Betonungsverhältnisse und die Heranziehung der Analogie hat in der That überraschende Resultate zu Tage gefördert, allein im Eifer, alle und jede Ausnahme zu beseitigen, mutet man dem Naturmenschen schon syllogistische Gedankenkombinationen zu, an die im Ernste gar nicht zu denken ist.“

Von dem urarischen Sprachgesetz geht der Verfasser dann über auf den Wortschatz, als Erkenntnisquelle für den Kulturgrad des arischen Volkes, und plädiert für eine vollgewichtige Anerkennung des Sprachlichen gegenüber dem Historischen. Und mit gutem Grund macht er die Wahrnehmung (p. 59): Die Kluft zwischen der Prähistorie und der Sprachwissenschaft kann breiter kaum gedacht werden als in den Ansichten hinsichtlich des Steinzeitalters in Beziehung zu den sprachlichen Bezeichnungen für Steingeräte.

Im übrigen halte ich dafür, daſs der ganze erste Abschnitt, der 66 Seiten umfaſst, füglich hätte fortbleiben können, da Dr. Krek sich ohnedies nur auf Referate beschränkt und diese selbst, zwar im allgemeinen gut zusammengestellt, wohl eine beiläufige, aber kaum eine zu höheren wissenschaftlichen Zwecken dienliche Orientierung gewährt. Wer sich über den ganzen Komplex der „arischen“ Fragen unterrichten will, dürfte schwerlich seine Zuflucht zu einem Buche nehmen, das sich als Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte vorstellt. Im übrigen läſst sich auch nicht verkennen, daſs Krek die „materielle“ Archäologie gegenüber der sprachlichen allzu sehr vernachlässigt und daſs er in den gewöhnlichen Fehler der Linguisten verfällt, nämlich auf sprachlicher Basis, und diese ist oft eine sehr fragwürdige und bestrittene, allzu sehr zu generalisieren. Es wird doch immer wieder vergessen, daſs es falsch ist, anzunehmen, jedes Volk habe die vier groſsen Civilisationsstufen durchmessen (da es heute noch progressive und nicht progressive Rassen und Völker giebt) und das Steinzeitalter sei ein einheitlicher Zeitraum.

Die Meinung unserer Linguisten, Anthropologen und Ethnologen über die „Urnacht“ des Menschengeschlechtes geht in solchem Grade auseinander, daſs es wenig zweckdienlich erscheint, in einem Buche, wie es das des Dr. Krek ist, die Unsumme der bezüglichen Hypothesen aufmarschieren zu lassen, um sie dann mit einer gewissen Voreingenommenheit zu gruppieren, denn die wissenschaftliche Erfahrung, die diese Hypothesen vollständig zu beherrschen vermöchte, besitzt Herr Dr. Krek trotz seiner weitreichenden linguistischen Studien nicht in umfassender Weise, wie dies seine mehr nach der linguistischen Seite gehenden Litteraturangaben beweisen. Und so interessant dieses Kapitel ist und so geschickt es en

miniature ausgearbeitet erscheint, so halte ich doch dafür, daſs es für die „gröſseren" Kreise zu wissenschaftlich und für die wissenschaftlichen — zu populär ist.

Der zweite Abschnitt bringt eine neue, fast unübersehbare Hypothesenreihe über die Spaltung der „Ursprache" und das Auftreten und die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Grundsprachen. Diese Hypothesen reichen zum Teil auf mindestens 70 Jahre zurück und haben vielen Schweiſs konsumiert. Zu einer Klärung sind wir nicht vorgeschritten, und es ist charakteristisch genug, daſs ein Linguist selbst es ist, der die Ohnmacht der Sprachwissenschaft eingesteht, dieses Rätsel zu lösen und die Ethnologie und Geographie zu Hilfe ruft (vgl. H. v. d. Pfordten, Ausl. 1883, p. 41 ff.). Im übrigen wäre es wünschenswert, wenn Krek bei einer Neubearbeitung die zu diesem Punkte vorhandenen Hypothesen chronologisch anordnen würde; der Abschnitt würde dann freilich gröſser, aber das Bild von der diesbezüglichen Forschung würde viel deutlicher hervortreten, und bei energischer Beschneidung des ersten Abschnittes würde auch der nötige Raum leicht zu gewinnen sein. Und für ein Werk, das sich ja doch als Geschichte giebt, wäre dieser Vorgang viel natürlicher, und es würden auch störende Wiederholungen dadurch vermieden.

Auf kaum vier Blättern ist die Rede von der Stellung des Slavischen innerhalb der „nordeuropäischen Grundsprache". Freilich sind auch die Schriften, die sich mit der Untersuchung derselben befassen, viel spärlicher vertreten als jene über die arische Sprache. Mit Ausnahme der beiden preisgekrönten Schriften A. Leskiens (Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, Leipzig 1876) und R. Hassenkamps (Über den Zusammenhang des lettoslavischen und germanischen Sprachstamms, Leipzig 1876) ist nur Sporadisches und wenig Bedeutendes erhalten.

Von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft war nämlich die Preisfrage gestellt worden: „Eine eingehende Erforschung des besonderen Verhältnisses, in welchem innerhalb der indogermanischen Gemeinschaft die Sprachen der litauisch-slavischen Gruppe zu den germanischen stehen."

Das Resultat, zu dem Leskien gelangte, war insofern negativ, als er in seiner Monographie feststellte: „eine eigentümliche Entwickelung der Deklination als Gemeingut des Slavisch-Litauischen und Germanischen läſst sich auſser in einem längst bekannten Punkte, der Wandlung des bh von Kasusendungen zu m, nicht mit Sicherheit nachweisen, und von dieser Seite hat sich mir nichts, was für eine besonders nahe Beziehung des Slavisch-Litauischen zum Germanischen spräche, ergeben." (Vgl. H. Zimmer in der Recension, Jagić, Archiv II, 338 ff.)

Während uns aber bei Leskien Schritt für Schritt der selbständige, tüchtige Forscher entgegentritt, ist Hassenkamp im wesentlichen Kompilator von zweifelhaftem Geschick; für eine originelle Behandlung dieser viel ventilierten Frage fehlen ihm die nötigen sprachlichen Kenntnisse. In beiden Schriften ist auf die reiche Litteratur, die zu der nordeuropäischen Grundsprache und zum ganzen, vielverzweigten Komplex der arischen Fragen vorliegt, eingehend verwiesen, so daſs die neuerliche Kompilation des Dr. Krek im ersten und zweiten Abschnitt seines Werkes auch von diesem Gesichtspunkte aus überflüssig erscheint.

Die näheren Ausführungen zur nordeuropäischen Grundsprache sind auch hier wieder recht interessant. Was den gemeinsamen Wortschatz der daraus verzweigten Sprachen anlangt, so hat, wie Dr. Krek mit Recht p. 89, Anm. 4 rühmt, auch O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch, die engste Zusammengehörigkeit der nordeuropäischen Sprachen nachgewiesen. An diese Erwägungen schlieſst dann der Verfasser die Erörterung über das Slavolitauische mit umfassender Benutzung der einschlägigen Litteratur. „Die durchgreifende Verwandtschaft des Litauischen und Slavischen läſst

auf ein langes Zusammenleben dieser beiden Sprachen schliefsen, auf ein entschieden längeres, als beispielsweise jenes es war, das in der slavodeutschen Gruppe repräsentiert ist. Es steht als Seitenstück dieser Gruppe in der in Rede stehenden Hinsicht das Ostarische (Indoiranische) gegenüber, das auch aus dem gleichen Grunde eine relativ lange Zeit in Anspruch nahm, bevor es sich in das Indische und Iranische spaltete."

Damit ist er zur slavischen Grundsprache vorgeschritten, von der alle gegenwärtigen und einige bereits ausgestorbene slavische Sprachen sich abzweigten. Die slavische Grundsprache ist bislang nicht hergestellt und es wird bei deren Fixierung nicht ohne harte Kämpfe abgehen, da die dafür in Rechnung kommenden linguistischen Principien voneinander bekanntlich sehr weit abweichen.

Nicht ganz unparteiisch behandelt der Verfasser die Skythenfrage, zu der ja auch schon eine fast unübersehbare Litteratur vorhanden ist. Wir finden es begreiflich, dafs Krek, der bei diesem Kapitel manchmal recht spitze Bemerkungen macht, aus nationalen Motiven sich für die Annahme begeistert, dafs die Skythen und natürlich die königliche Horde inbegriffen — nicht nur die ackerbautreibenden und unterthänigen — Slaven gewesen sind; allein H. Vámbéry, der bekannte Magyarologe, dürfte doch wohl im Recht sein, wenn er behauptet, dafs die Frage nach der Nationalität der Skythen noch lange zu den ethnologischen Rätseln zählen wird, und man wird sich zur Zeit wohl mit einem schönen Worte Meister Miklosichs begnügen müssen: „Wenn ich auch weit entfernt bin von der Meinung, das Rätsel gelöst zu haben, so hege ich doch die Hoffnung, die Arbeit werde einiges dazu beitragen, dafs ein anderer dem Geheimnis näher tritt; diese Hoffnung ist ja doch die einzige Befriedigung, die dergleichen Arbeiten gewähren können." Solche Fragen bedürfen, um gelöst zu werden, der Zeit; das Genie des Forschers allein, und wäre es auch Müllenhoff oder Safařík, wird ihrer nicht Herr.

Unzulänglich ist, was Krek über die prähistorische Zeit und die Tripartition derselben vorbringt, sehr reichhaltig dagegen sind seine Bemerkungen, die den Betrieb der Viehzucht und des Ackerbaues seitens der Slaven im Hinblick auf die Grundsprache zu deuten und nach seinem Umfange zu bestimmen suchen. Ebenso weise dieselbe darauf hin, dafs die Obstkultur bereits in jener entlegenen Zeit in Übung stand. „Nicht mit Unrecht wird angenommen, das sonst im Germanischen nicht nachweisbare got. intrisgan, intrusgjan, ἐγκεντρίζειν, einpfropfen, sei dem Slavischen entnommen und gehöre zu Wörtern wie asl. trěsnati, trěstiti percutere, so dafs als Bedeutung von trusgjan ‚spalten' und mit der Präposition in ‚einschalten, in einen Spalt senken' sich ergäbe."

Interessant ist der Hinweis, dafs in der Trias eminent europäischer Bäume, als welche die historische Phytogeographie die Eiche, Buche und Birke kennzeichnet, dem heutigen Bulgarischen allein unter allen slavischen Sprachen und Dialekten ein eigener Name für Birke mangelt — freilich ist die Birke in Bulgarien auch nirgends anzutreffen (vgl. J. A. Voráček in Jelineks Slovanský sborník III, 257). Die Römer entlehnten ihre Bezeichnung für Birke bekanntlich dem Keltischen. Der germanisch-slavische Name hängt mit der weifsen Rinde dieses Baumes zusammen. Anbei möchte ich auf den tirolischen Dialektausdruck „birchaug" verweisen, für ein Auge mit weifslicher Pupille; nach dem Volksglauben sehen birchaugen auch im Dunkeln (Schöpf, Tirol. Idiot. p. 41; vgl. auch Schmeller, „birgaug").

Die Ausführungen des Dr. Krek über die Ausdrücke für Ackergeräte, für Gegenstände in Haus und Hof, sowie des Kriegshandwerks sind meist recht anmutend, wenn auch nicht immer etymologisch unbestritten. Die gereizte Bemerkung in der Anmerkung 3 zu p. 149: „Bei Entlehnungen hält man sich auch so gut wie ausschliefslich an den Grundsatz,

dafs der entlehnende Teil die Slaven müssen gewesen sein," erhält einen drastischen Kommentar in dem „Beweis" des Verfassers, dafs das Wort strêla, Pfeil, slavischen Ursprungs sei. „Noch bleibe nicht unbemerkt, dafs noch jetzt serb. strijela und nslov. strêla auch den Blitzstrahl, also gewissermafsen den Himmelspfeil bezeichnen." Wo liegt da die Beweiskraft?

Wenn man die slavischen Bemühungen, namentlich der Czechen und Slovenen, alles, aber auch gar alles mittels des Slavischen und aus demselben zu erklären, vergleicht, möchte man wohl den Stofsseufzer des Verfassers als völlig überflüssig hinzustellen versucht sein. Aber wo die Slavomanie anfängt, hört die Wissenschaft überhaupt auf. Die berühmten Koryphäen der slavischen Philologie sind denn auch daran unbeteiligt und billigen die Albernheiten der slavischen Chauvinisten keineswegs; auch Dr. Krek ist fast durchaus mafsvoll bei Erörterung solcher Fragen und in seinen Ansprüchen; nur das „Gemeinslavische" scheint er sehr weit ausdehnen zu wollen und verfällt dabei wohl in den alten leidigen Irrtum der Linguisten, der durch die materielle Archäologie ein wichtiges Korrektiv empfangen mufs; denn seine Darstellung über den Kulturgrad des slavischen Gesamtvolkes ist so optimistisch gefärbt, dafs man den interessanten Abschnitt leichter liest, als an die Ausführungen desselben glaubt; auch der Kommentar, den der Verfasser zu Nestors und Cosmas' Chronik giebt, befriedigt wenig.

Den dritten Abschnitt beginnt Dr. Krek mit folgender Idylle, an der wohl der Linguist, kaum aber der Historiker sich ergötzen wird: „Innerhalb des eben besprochenen Zeitraums entwickelten sich die Slaven, dem Glücke stiller Häuslichkeit huldigend und von Natur aus kriegerischen Raubzügen abgeneigt, zu einer Nation, die in intellektueller und moralischer Beziehung nicht unwürdig den übrigen Sprossen des arischen Stammes an die Seite gestellt werden kann. Wohl ein Jahrhundert dauerte diese engere Verbindung, in welcher Zeit alle jene sprachlichen Eigenheiten sich festsetzten, die das slavische Gesamtvolk in zwei scharf abgegrenzte Gruppen schieden, aus denen sich im Verlaufe der Zeiten die Sprachen formten, die teils heute als slavische Einzelsprachen existieren, teils in historischen Epochen, dem Kampfe ums Dasein nicht gewachsen, abstarben."

Der Verfasser bespricht sodann die Teilung der slavischen Sprache in eine nord-ost-südliche und eine westliche Gruppe, die sich auf lautliche und etymologische Erscheinungen stützt, die in dem slavischen Stammlande selbst erfolgte und nach A. A. Kunik geraume Zeit vor Christi Geburt; das Westslavische teilte sich dann wieder in eine nordöstliche und eine südwestliche Gruppe, von denen die erstere sich in Polnisch und Polabisch, die letztere in Czechisch und Sorbisch sonderte.

Die nord-ost-südliche Abteilung dagegen spaltete sich in einen nordöstlichen und südlichen Zweig. Der letztere trat wieder als grofsslovenischer (Slovenen und Bulgaren) und grofsserbischer (Serben, Kroaten) Ast auseinander.

Der Tripartition der slavischen Grundsprache, wie sie durch den russischen Gelehrten Vostokov vor fast 70 Jahren aufgestellt wurde, der dem Russischen eine Mittelstufe zwischen den beiden grofsen, von J. Dobrovský aufgestellten Zweigen anweist, tritt Dr. Krek abweisend gegenüber und vindiziert auch ihrer Neubelebung durch L. Geitler und Johannes Schmidt zwar eine überraschende Akribie, aber keine sachliche Berechtigung. Im Gegenteil erklärt er den russischen „Volllaut", an den die Theorie anknüpfte, „für ein Charakteristikon, das die Spaltung der nord-ost-südlichen Sprachgruppe in eine nordöstliche (russische) und in eine südliche (sloveno-serbo-kroatische) Abteilung zu rechtfertigen geeignet ist."

In überaus ausführlicher, ja exakter Weise wird dann die Wellen- oder Übergangstheorie und die Gliederung der slavischen Sprachen nach derselben erörtert. Der Verfasser äufsert zum Schlusse dieser Erörterungen: „Wir halten nach wie vor an dem Satze fest: Kein Ineinanderfliefsen von Sprachen und Mundarten, vielmehr Absonderung zu bald mehr bald weniger scharf ausgeprägten Individualitäten.“

Als die ältesten historischen Namen der Slaven erscheinen die Serben (Plinius, Ptolemaios) und Veneter (Plinius, Tacitus, Ptolemaios), allein bezüglich beider wird mit bedeutsamen Gründen (Zeufs, Diefenbach, Cuno etc.) die slavische Herkunft geleugnet. Was die Veneter anlangt, so erklärte der hervorragendste Slavist, V. Jagić, Arch. IV, 75 ff.: Prof. Perwolf bringt die Behauptung vor, die bei den Germanen und auch Finnen begegnende Benennung der Slaven mit dem Ausdrucke „Wenden“ sei von diesen selbst, d. h. von den Slaven ausgegangen. Diese Behauptung, allerdings nicht jetzt erst vorgebracht, verdient gewifs beachtet zu werden. Schade nur, dafs Prof. Perwolf damit einige Thesen in Zusammenhang bringt, welche nicht den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben. Dazu gehört z. B. der nach Hilferding aufgestellte Satz, die Veneti am Adriatischen Meere seien ebenfalls Slaven gewesen. Prof. Perwolf übersieht den Unterschied zwischen der Form Veneti und Vindi oder Antæ; offenbar gebührt den Slaven nur die letztere; wo aber auch die erstere auf die Slaven bezogen wird, dort hat eben eine Übertragung stattgefunden, die nichts anderes beweist, als dafs den griechischen und römischen Schriftstellern der erstere Name bekannter war als der letztere, welchen sie wohl unzweifelhaft durch die Germanen bekamen.“

Ebenso spricht sich Jagić an der angezogenen Stelle ganz entschieden gegen Hilferdings Versuch, die Veneti für die Slaven zu reklamieren, aus und wirft ihm Kritiklosigkeit vor.

Krek spricht sich gegen Jagić aus, erklärt Venedi für die älteste, Veneti für eine jüngere und Venti oder Vindi für die jüngste Form des Wortes — Antæ stehe aber in gar keinem Zusammenhang damit; das erstere Wort sei nicht slavischen Ursprungs, sondern durch germanische Vermittelung auf alle Slaven oder Slavinen übertragen worden.

Gegen die phantasiereichen Ausführungen Perwolfs in Jagić, Archiv IV u. VII, spricht sich übrigens auch Krek zum Teil aus. Perwolf erklärt nämlich den Namen Veneti, Venti, Vindi, Antes als Hünen, Riesen, und bemerkt, dafs tapfere Völker sich gern diesen Namen selbst beilegen (Arch. VII, 606).

Mit Recht bemerkt Krek, dem natürlich diese ausschweifende Kriegstüchtigkeit zu seiner früher vorgeführten Idylle schlecht pafst, dafs die Völker in ihrem Jugendalter gerade fremden, tapferen und gefürchteten Völkern diesen Namen beilegen.

Man mufs sich da wohl auch an Grimm, Myth. p. 436 (494) erinnern: „... so hängen riesenbenennungen zusammen mit alten volksnamen: feindliche, kriegerische nachbarn vergröfserte der volksglaube zu unmenschlichen riesen, wie er schwächere, unterdrückte in zwerge verkleinerte.“

Ferneres bemerkt Grimm a. a. O., Nachträge p. 152 zu p. 436: „den Griechen hausten die giganten in Thrakien. Pausan. 1, 25. Vgl. die Arimaspen und Kyklopen und die indischen Râkschasas. Den Hebräern galten als Riesenvölker die Refaiten, Enakiten, Nefilim. Bertheau, Gesch. d. Israel. S. 142, 143, 144.“ (Vgl. auch B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen. Leipzig 1871, I, 203.)

Was übrigens den Prof. Perwolf betrifft, so geht er in seiner „geistvollen“ Kritik so weit, Germania lediglich als geographischen Begriff, der etwa dem heutigen Mitteleuropa entspricht, anzusehen, und wenn der

Herr Professor noch um einige Jahre älter wird, wird er auch den Beweis fix und fertig haben, daſs dieses Germania ausschlieſslich von Slaven besiedelt war (freilich ist er hierin zum Teil nur der Nachbeter anderer).

Auf mehr als hundert Seiten (p. 246—253) giebt Dr. Krek „gedrängte historische Notizen" über die Sitze und die Kämpfe der Slaven. Es ist darin eine überreiche Litteratur mit ausnehmendem Fleiſse und nicht zu leugnendem Geschick verwertet, wenn auch viele Konklusionen von mehr als prekärem Werte sind. Julius Capitolinus berichtet in der Lebensbeschreibung des Marcus Aurelius: „Profecti tamen sunt paludati ambo imperatores et Victualis et Marcomannis cuncta turbantibus; aliis etiam gentibus, quæ pulsæ *a superioribus barbaris* fugerant, nisi reciperentur bellum inferentibus." Diese Barbaren nördlicher Striche sollen nun nach der Meinung Safaršíks und Pallmanns (Gesch. d. Völkerw. II, 77 f.) die Slaven gewesen sein, und sie hätten somit die gewaltige Völkerwanderung veranlaſst. Der Meinung pflichtet auch Krek bei.

Bei ruhiger Überlegung wird man sich aber gestehen müssen, daſs diese sehr vage Notiz wahrscheinlich nur ein Erklärungsversuch ist, den der Historiker selbst machte, ohne daſs er dafür irgend einen Anhalt besaſs.

Wer sich für derartige kühne Schlüsse begeistert, wird in dem oben bezeichneten Kapitel viel Unterhaltendes finden.

Der trako-slavischen Hypothese tritt auch Krek p. 274 nicht nur skeptisch, sondern völlig ablehnend gegenüber; ebenso findet er, daſs die bei Ptolemaios vorliegende Nomenklatur von Pannonien und Dakien dem slavischen Schlüssel widerstrebt, womit die bekannte, an die Namen Tsierna und Pelso geknüpfte Theorie von der slavischen Besiedelung dieser Länder in der Römerzeit in sich selbst zusammenfalle.

Wie es mit derlei Hypothesen bestellt ist, zeigt z. B. die dako-rumänische, zu der bekanntlich zwei Theorien, die Rückwanderungs- (Sulzer-Rösler) und die Kontinuitätstheorie (Jung-Píč-Kiepert) vorhanden sind. Kiepert verwies nun bei Begründung seiner Hypothese auf das magyarische Wort deák, das „lateinisch" bedeute und für die Fortdauer des dakischen Namens unter den romanischen Bewohnern zur Zeit der magyarischen Eroberung spreche.

Nun ist dies aber thatsächlich ganz anders, wie Jagić, Arch. II, 460, darthut: „Dijak, magyar. deák, stammt von dem lateinisch-griechischen diaconus her und bezeichnet einen Diener des Priesters, dann den Träger des bekannten, mit Tonsur versehenen niederen Ordens und folglich den Kandidaten des geistlichen Standes." Nach einer Reihe litterarischer Nachweise fährt Jagić fort: „Bekanntlich ist daraus die Benennung der lateinischen Sprache als der Sprache der Kirchendiener oder der Geistlichen *κατ' ἐξοχὴν* mit dem Ausdrucke dijački jezik entstanden."

Auch Mikalja (Wörterb.) erklärt diak als clericus oder als scholaris und diački mit latine.

Man sieht, welche Bewandtnis es mit so kühn aufgebauten Hypothesen hat, und daſs es im allgemeinen rationeller erscheint, sich einem „forcierten Skepticismus" hinzugeben, als zu der schwindelnden Höhe dieser architektonisch recht interessanten Hypothesen emporzuklimmen. Die Bergfexerei ist eben nicht jedermanns Sache, es muſs auch Thalfexe geben.

Was die Deutung des Namens Slovene, Slave anlangt, so ist es wohl zweifellos, daſs die von K. Penka nach illustren Mustern versuchte völlig abzuweisen ist. Daſs sich ein Volk selbst einen demütigenden Namen beigelegt hätte, ist eine zu alberne Behauptung. Krek faſst den Namen auf als *ὁμολογοῦντες*, d. i. die dieselbe Sprache Redenden; erst in der Folge entwickelte sich die Bedeutung Sklave, wie die neuere attische Komödie *Γέτης* oder die Angelsachsen vealh (Kelte) in der Bedeutung „Sklave" gebrauchten.

In ausführlicher Weise wird dann die Slavisierung der Balkanhalbinsel behandelt.

Der zeitgenössische syrische Chronist Joannes von Ephesos läfst sich über die erste Invasion vom Jahre 581 in folgender Weise aus: „Im dritten Jahre nach dem Tode des Kaisers Justinus und der Herrschaft des siegreichen Tiberius zog das verfluchte Volk der Slaven aus, durchstreifte ganz Hellas, Thessalien und Thrazien, nahm zahlreiche Städte und Kastelle ein, verheerte und versengte, plünderte und raubte und beherrschte dann das Land und wohnte darin ganz frei und ohne Furcht, wie in der Heimat."

Interessant und verständig sind die Ausführungen des Verfassers über die Wanderungen der Slaven bis zum Ausgang des siebenten Jahrhunderts nach Westen und Süden; umfassend wird die normannisch-russische Frage erörtert, und nachdem der Verfasser einen Überblick über die diesfallsige Litteratur geboten hat, bemerkt er: „Alle Gründe für und wider abgewogen kann man nicht umhin, der Normannentheorie sich anzuschliefsen. Gewifs auch sie führt noch immer einen, wenn auch verhältnismäfsig geringen Ballast verfehlter Ausführungen und selbst Übertreibungen mit sich, und sind es zumal diese, die zu erneuten, mitunter sehr vehementen Angriffen auf ihre Positionen anfeuern, allein im ganzen stehen ihre Verfechter doch auf einem unvergleichlich wissenschaftlich (sic!) gesicherterem Boden als deren Widersacher." Und in der That verhält es sich so.

Die Annales Bertiniani sagen, gestützt auf einen Bericht des Prudentius von Troyes, zum Jahre 839: comperit eos (sc. Rhos) gentis esse *Sueorum*, wodurch das schwedische Volkstum der Russen aufser Zweifel gesetzt wird.

Liudprand (seit 963 Bischof von Cremona) sagt: Rusios, quos alio nos nomine Nordmannos appellamus. Und die zweite Stelle lautet: Gens quædam, quam a qualitate corporis Greci vocant Rusios, nos vero a positione loci nominamus Nordmannos.

Das ist doch für jeden deutlich, der nicht in solcher Weise verbrannt ist, dafs er Mekka und Medina und Adam und Eva ebenfalls mit dem slavischen Schlüssel überwältigen will.

Auch scheiterten alle im Schweifse des Angesichts angestellten Versuche, die „russischen" Sprachproben (ῥωσιστί) in der Schrift des Konstantin. Porphyr. „de administrando imperio" mit dem obbezeichneten Schlüssel zu eröffnen, aufs allerkläglichste.

Auf S. 347—353 bietet Dr. Krek sehr wertvolle Litteraturangaben zu den vorausgegangenen historischen und zum Teil auch zu den nachfolgenden kultur- und sittengeschichtlichen Erörterungen, die den dritten und letzten Teil von Abschnitt III bilden und die aus Schriftstellern, die über die Slaven schrieben, genommen sind und dort anschliefsen, wo die linguistische Paläontologie naturgemäfs aufhört.

In besonderer Weise und übereinstimmend wird die Gastfreundschaft der Slaven gerühmt. Aufser einer berühmten Stelle in Ebonis Vita Ottonis episc. Bab. III, 7 wäre wohl zunächst an ein Dictum Adams von Bremen, Gest. Hamab. eccl. II, 19 zu erinnern: Moribus et hospitalitate nulla gens honestior aut benignior poterit inveniri.

Geradezu drastisch aber ist, was wir diesbezüglich in Helmoldi Chron. Sclavorum I, 82 finden: Quicquid in agricultura, piscationibus seu venatione conquirunt, totum in largitatis opus conferunt, eo fortiorem quemquam quo profusiorem jactantes. cujus ostentationis affectatio multos eorum ad furta vel latrocinia propellit. que utique vitiorum genera apud eos quidem venialia sunt, excusantur enim hospitalitatis palliatione. Sclavorum enim legibus accedens, quod nocte furatus fueris, crastina hospitibus disperties.



Mit dieser letzteren Ausführung steht freilich in einigem Widerspruch, was Herb. Vita Ottonis ep. Bab. II, 41 meldet: Tanta vero est fides et societas inter eos, ut furtorum et fraudium penitus inexperti, cistas aut scrinia serata non habeant.

Was Krek zur Beschönigung des Diebstahls aus dem slavischen Recht beibringt, befriedigt nicht, weil sich daraus der nächtliche Diebstahl nicht erklären läfst.

Verhältnismäfsig spärlich und nur allgemein gehalten ist, was Krek in Bezug auf das Familienleben und die Verfassung bei den Slaven mitzuteilen in der Lage ist — die slavische Mythologie, zu der er dann übergeht, liegt bekanntlich sehr im argen. Um so verdienstlicher erscheint seine Leistung, dieses weitschichtige und durch zahllose Hypothesen und Kontroversen möglichst verwirrte Material in solcher Weise gesichtet zu haben, dafs man die leitenden Gesichtspunkte nie aus den Augen verliert. Der Forschung bleibt da freilich noch sehr viel aufzuklären übrig.

Marburg a. d. Drau. Prof. Anton Nagele.

H. Baumann, Londinismen, Slang und Cant. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke. Mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. — Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg., 1887. CVI u. 239 S. 8.

Das Buch nennt sich auf dem Deckel: „Londinismen, Slang und Cant“; auf dem ersten, allgemeinen Titelblatt noch kürzer „Londinismen“, so dafs man nicht recht weifs, was man eigentlich erwarten soll. Jedenfalls dürfen wir aus diesen Schwankungen in den Titeln von vornherein folgern, dafs keiner derselben ganz zutrifft.

Es ist allerdings nur billig, dafs wir uns bei der Beurteilung eines derartigen Werkes die grofsen Schwierigkeiten vergegenwärtigen, die mit seiner Abfassung notwendig verbunden sind. Was besonders das Slang betrifft, so sind seine Grenzen äufserst unbestimmt: allerhand Provinzialismen, Archaismen und kühnere bildliche Ausdrücke sind in steter Gefahr, einfach unter das Slang gerechnet zu werden, und selbst in Hottens sonst so vortrefflichem Slang Dictionary finden sich nicht wenige Belege für diese Behauptung. Noch schwieriger erscheint die Aufgabe, ein Buch über Londinismen zu schreiben, und gerade dieser Aufgabe hat sich Baumann — so sollte man nach dem Haupttitel glauben — in dem vorliegenden Werke unterzogen. Man kann selbstverständlich nicht alles, was in London von den unteren und untersten Volksklassen gesprochen wird, für Londinismen erklären, sondern mufs die einzelnen Ausdrücke zunächst darauf prüfen, ob sie nicht auch aufserhalb Londons in allgemeinem Gebrauch sind, und begegnet man ihnen auch in der Provinz, so wird es für jeden sorgfältigen Forscher zur unabweislichen Pflicht, sich auch dem mühsamsten Teile seiner Aufgabe nicht zu entziehen, nämlich festzustellen, woher der Ausdruck stammt, — ob er aus London nach der Provinz oder aus der Provinz nach London verpflanzt worden ist. Solche Aufgaben aber gehören vielleicht zu den schwierigsten, die dem Sprachforscher überhaupt vorkommen können, und ihre Lösung dürfte sich nicht selten als ganz unmöglich herausstellen. Herrn Baumann trifft nun freilich der schwere Vorwurf, nicht einmal einen Versuch zu ihrer Lösung gemacht zu haben. Lassen sich nun gewisse Ausdrücke nicht mehr genau

rekognoszieren, so darf man sie auch meines Erachtens nicht ohne weiteres den Londinismen zuzählen. Bedenkt man aber, dafs, wie Herr Baumann sich ausdrückt, „der Pulsschlag der britischen Hauptstadt ein gar gewaltiger ist", so werden wir ihm gerne glauben, wenn er sagt, dafs sich die meisten der gebräuchlichsten Londinismen sogar im ganzen Südosten Englands antreffen lassen; ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, dafs die meisten dieser sogenannten oder vermeintlichen Londinismen nicht blofs im Südosten, sondern im ganzen Süden und vermutlich auch in dem gröfseren Teile der Midland Counties gebräuchlich sind, wogegen sich die nördlichen Gegenden Englands, welche mehr dem schottischen Einflufs ausgesetzt sind, davon verhältnismäfsig freigehalten haben mögen.

Vielleicht haben ähnliche Bedenken Herrn Baumann veranlafst, den Haupttitel Londinismen zunächst durch den Zusatz Slang und Cant und auf dem speciellen Titelblatt durch die verschiedenen anderen Zusätze zu mildern. Ich glaube, er hätte seinem Buche eine freundlichere Aufnahme gesichert, wenn er das irreführende Aushängeschild „Londinismen" ganz fortgelassen, seinem Buche überhaupt einen weniger prätentiösen Titel gegeben hätte. Allerdings hätte es dann nicht so gut als Pendant zu den Villatteschen „Parisismen" auftreten können.

Um nun auf einige Einzelheiten überzugehen, so braucht, nachdem oben die Verlagshandlung genannt ist, wohl kaum hinzugefügt zu werden, dafs die Aussprachebezeichnung die der Toussaint-Langenscheidtschen Methode ist. Bemerken will ich nur, dafs Baumann einige kleinere Änderungen für nötig gehalten hat, um die vulgäre Aussprache noch deutlicher graphisch zur Anschauung zu bringen. Diese wenigen Änderungen sind verfehlt. Die Low-Slang-Aussprache von lace ist viel eher mit laiß als mit lēəss zu bezeichnen, und da r in far, care, born, bird, answer etc. auch in der Umgangssprache der Gebildetsten schon ganz zu einem trüben Vokallaut aufgelöst ist, so war in dieser Beziehung die Abweichung von der sonst beliebten Bezeichnung mit hochgerücktem, ganz kleinem ʳ nicht glücklich; viel eher wäre ein neues Zeichen für die widerwärtige vulgäre Ausartung des r-Vokals angebracht gewesen. — Auch in den Accentangaben bei zusammengesetzten Wörtern wäre gröfsere Genauigkeit zu wünschen.

Was die über 100 Seiten lange Einleitung betrifft, so hätte dieselbe mit Vorteil für das Buch bedeutend beschränkt werden können, um so mehr, als das Beste und Wichtigste darin zum grofsen Teile schon gedruckt vorliegt, besonders in dem vielverbreiteten und im ganzen sehr tüchtigen Slang Dict. von Hotten, welches auch von Herrn Baumann so stark benutzt worden ist, dafs sich seine Einleitung trotz verschiedener Anordnung neben der vortrefflichen Hottenschen etwas unselbständig ausnimmt. Wenn es trotzdem auf p. XXI heifst: „Für die deutschen Leser ist das (Hottens) Buch weniger wertvoll," so wirkt das recht befremdend; auch dürfte Baumann unter denen, die Hottens Slang Dict. überhaupt kennen, wenige Gläubige für diese seltsame Behauptung finden.

Die selbständigeren Partien der Einleitung sind vorwiegend dekorativen Charakters und mit dem Raume ist da nicht gegeizt worden, — schade nur, dafs so vieles, was an sich ja recht interessant ist, hier ganz und gar nicht am Platze ist. Was thut z. B. derjenige, welcher über Londinismen, meinetwegen auch über Slang und Cant Belehrung sucht, mit Kinderreimen? Herr Baumann hat sich (man vergleiche nur auf p. X den Abschnitt über Nursery Rhymes) offenbar über die allerliebsten englischen Kinderreime herzlich gefreut — wer hätte das nicht? — und hat der Versuchung nicht widerstehen können, dieser Freude durch Aufnahme einer Anzahl solcher Reime ins Wörterbuch Ausdruck zu verleihen. Die Reimchen über Little Bo-peep, Little Jack Horner, Mary,

Matthew, mulberry-bush, Old Mother Hubbard etc. etc. gelten gewifs auch in Herrn Baumanns Augen nicht als Londinismen, noch weniger als Slang und Cant, aber sie sind amüsant und deshalb mufs auch unter den Londinismen für sie Platz geschafft werden. Die drollige Historie von den „ten little nigger-boys" (s. v. ten), wird nicht nur in extenso gegeben, sondern sogar mit vollständiger metrischer Übersetzung nebst Anleitung zur Herstellung des Rundgesanges! Die Namen und Beschreibungen von allerhand Spielen und Scherzen für kleine und grofse Kinder (die natürlich keineswegs auf London beschränkt sind) nebst dem dazu gehörigen Singsang, haben freundlichste Aufnahme in Einleitung und Wörterbuch gefunden (vgl. die Artikel pig, ride, Robin, rook, sing-a-song, Simple-Simon, snore, soldier, Taffy; ja sogar *this* mufs herhalten zu this is the house that Jack built!). Wir werden gewifs den Wert der Mitteilung solcher hübschen Dinge nicht unterschätzen und würden uns freuen, wenn Herr Baumann uns in einem besonderen Buche alles, was er nur irgend darüber zusammentreiben kann, zugänglich machen wollte; aber in ein Buch über Londinismen, Slang und Cant gehört das sicherlich nicht hin.

Dafs in der bunten Mannigfaltigkeit des Gebotenen auch manches rückhaltloses Lob verdient, soll nicht verschwiegen werden; das gilt besonders von den Proben, die er von älteren und neueren Produktionen in Slang und Cant giebt. — Auf den recht dürftigen grammatischen Abschnitt wollen wir gar nicht eingehen, sondern nur als Kuriosum anführen, dafs die vulgäre Londoner Aussprache von ō fast wie ōū, von ā fast wie ī, die jedem Ankömmling in London mehr und früher ins Ohr fällt als alles andere, im ganzen Buche nicht berührt ist!

Den Hauptvorwurf gegen das eigentliche Wörterbuch, dafs alles mögliche und unmögliche mit aufgenommen ist, haben wir bereits vorweggenommen. Eine nähere Prüfung der Artikel unter A allein beweist das zur Genüge.

a vor Participien der Gegenwart (a-going) ist kein Londinismus, kein Slang, kein Cant, sondern ein bei allen ungebildeten Engländern häufiger Archaismus; a' statt have, he, of, ist eine nicht einmal auf Ungebildete beschränkte Nachlässigkeit, wie es deren so viele in der Umgangssprache giebt. About in I should be about murdered soll nach Baumann „beinahe, vermutlich" heifsen. Das scheint nicht richtig; es dürfte vielmehr bedeuten: „sicherlich"; in anderen Fällen: „gehörig, tüchtig, gründlich". Hotten giebt die Beispiele: „to do the thing about right, = to do it properly, soundly, correctly; he guv' it 'im about right = he beat him severely. Jedenfalls durfte diese wichtige Slangbedeutung nicht fehlen. Accident-maker, ein Journalist, der Unglücksfälle für Zeitungen erdichtet, ist einfach die richtige Bezeichnung für solche Persönlichkeit und konnte deshalb fortbleiben. Es soll familiär sein zu sagen: „he is quite an acquisition," was noch dazu ganz einseitig übersetzt wird mit: „er ist ein recht munterer Gesellschafter". Wer wird Herrn Baumann das glauben? Active, belebt, als Börsenausdruck hätte auch fortbleiben können, da active hier ja gar keine nennenswerte Änderung seiner eigentlichen Bedeutung erfahren hat. „Adam and Eve" gehört keineswegs der Kindersprache an. Was soll die Phrase: „to make an adonis of oneself" in diesem Buche? Was hat adrift in den herangezogenen Verbindungen hier zu thun? Dafs to advantage kein Neogolismus ist, beweisen die Citate in dem betr. Artikel in Murray's Dictionary. Soll afeard statt afraid Londinismus, Slang oder Cant sein? Aber es wäre unerquicklich, noch weiter zu verfolgen, wie leicht sich Herr Baumann seine Arbeit gemacht und wie wenig er es verstanden hat, in seinen Stoffsammlungen die Spreu vom Weizen zu sondern. Über Londinismen also handelt sein Buch wirklich am wenigsten; aber auch der Zusatz „Slang und Cant" ist

nicht zu streng zu nehmen, denn eine Vergleichung mit Hottens Slang Dict. ergiebt auf den ersten Blick, dafs viele der wichtigsten Ausdrücke dieser Art bei Baumann ganz fehlen und andere offenbar weniger richtig als dort erklärt werden. Wir glauben also mit Recht behaupten zu können, dafs Baumanns Buch alles eher ist als das, was es zu sein vorgiebt. Für Dilettanten freilich wird es trotz aller oben gemachten Ausstellungen ein ganz unterhaltendes Buch bleiben.

Berlin. G. Tanger.

---

1. Felix Franke, Phrases de tous les jours. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1886. IV u. 60 S.
2. Derselbe, Ergänzungsheft zu Phrases de tous les jours. Ebendaselbst, 1886. IV u. 56 S.
3. Paul Passy, Le français parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée. Ebendaselbst, 1886. XI u. 115 S.

1. Felix Franke, der treffliche, leider allzu früh dahingegangene Phonetiker, ist nicht aus dieser Welt geschieden, ohne uns noch ein zwar wenig umfangreiches, aber wertvolles Vermächtnis zu hinterlassen in seinen „Phrases de tous les jours“ nebst „Supplement“. Der Verf. hat das Verdienst, uns hier zum erstenmal ausgiebigere phonetische Texte des gesprochenen Französisch darzubieten, und eines Französisch, das vollkommen natürlich dahinfliefst, das völlig kurrente Münze, also Wertmaterial ist, welches den internationalen Wechselverkehr wesentlich fördern mufs. Um seinem Sprechmaterial das Gepräge der Echtheit, das sogen. „cachet“ zu verleihen, hat Franke zu zwei Mitteln gegriffen: er hat seinem Französisch den idiomatischen Charakter gewahrt nicht allein in phraseologischer, sondern ganz vorzugsweise auch in lautlicher Hinsicht; er hat also die Sache gleich beim richtigen Ende angefafst und so ein recht brauchbares, weil durchweg zuverlässiges Büchlein geschaffen für alle diejenigen, denen es an der Kenntnis der wirklich französischen Sprach- und Sprechweise unserer Tage noch fehlt. Für solche vorzugsweise hat der Verf. sein Werkchen bestimmt. Er spricht sich darüber im Vorwort folgendermafsen aus: „Il arrive assez souvent que des personnes possédant une connaissance même étendue de la langue française littéraire, sont absolument interdites, quand un Français veut leur parler sa langue. La plus simple question les embarasse; elles ne comprennent pas et encore moins leur est-il possible de se faire comprendre. Le fait s'explique pourtant facilement: d'un côté elles sont accoutumées à une prononciation qui ressemble assez peu à celle des nationaux; de l'autre ce sont justement les expressions les plus usitées qui leur font défaut. Rémédier un peu à ces inconvénients et contribuer en quelque part à faciliter l'étude du français parlé, voilà le but que je me suis proposé dans ce travail: à d'autres de juger si j'ai réussi.“ Dafs er trefflich reüssiert hat, dies auszusprechen ist Pflicht pietätvoller Kritik.

Die in dem Büchlein befolgte Methode und die Principien, nach denen dasselbe gearbeitet ist, finden sich ausführlich dargelegt in Frankes früher erschienener Schrift: „Die praktische Spracherlernung etc.“ (Heilbronn, Henninger), womit auch zu vergleichen ist Sweets „The Practical Study of Language“ (Trans. Philol. Soc. London, 1882—84, p. 577 ff.), Arbeiten, auf die wir hier verweisen müssen. Jedenfalls fufsen die „Phrases de tous les jours“ auf dem Boden gesunder Reform — und das sagt alles.

Dafs die „Phrases“ auch für Schulen mit vielem Nutzen zu verwerten sind, möchte ich hier besonders betonen. Natürlich müssen sie sich in der Hand eines Lehrers befinden, der sie in rechter Weise zu handhaben versteht. Die Einrichtung des Büchleins ist diese, dafs unter fortlaufenden Nummern gewisse Begriffstypen in verschiedenen phraseologischen Beispielen vorgeführt werden. Einen gröfseren Zusammenhang, wie etwa in einer fortlaufenden Konversation, bilden die Sätze nicht. Linksseitig befindet sich der Text in traditioneller Orthographie, rechts die phonetische Transskription, die sehr einfach und verständlich ist. Das Studium dieser Lautschrift sei dringend allen denen empfohlen, welche vom Französischen als Lautsprache nur erst einen mangelhaften Begriff haben.

Bezüglich der phonetischen Texte hätte ich wohl manche Wünsche und Einwendungen auf dem Herzen; aber mit einem Verf., der nicht mehr unter den Lebenden weilt, rechtet man nicht. Erlebt die Schrift weitere Auflagen, woran wohl nicht zu zweifeln ist, so dürfte es immer noch Zeit sein, sich mit dem zukünftigen Herausgeber zu verständigen. Franke ist sehr vorsichtig gewesen und hat der aus Gründen phonetischer Konsequenz allein richtigen Teilung in Sprechtakte vorgezogen, dem Satz die herkömmliche Worttrennung zu bewahren und diese isolierten Worte einfach zu transskribieren. Vielleicht hat er als Ausländer wohl daran gethan; denn die schwierige Theorie der französischen Taktteilung ist noch weit entfernt, gründlich erforscht zu sein, und der Verf. hat sich offenbar nur an gesicherte Thatsachen gehalten. Sehr zu loben ist die durchgehende Berücksichtigung besonders hervortretender Sandhifälle; weniger hervortretende sind unberücksichtigt geblieben. Die Zeichen der jeweilig im Sandhi befindlichen Laute sind kursiv gedruckt. Nur mit Mühe widerstehe ich hier der Versuchung, näher auf diese interessanten Erscheinungen einzugehen; es ist jedoch um so instruktiver, je mehr der Lernende sich bemüht, selbst zu finden. — Vokallänge wird bezeichnet durch einen rechts unten am Lautzeichen gesetzten Punkt; also sü.r = sûr. Mittellänge und Kürze bleiben, der schwankenden französischen Quantität entsprechend, unbezeichnet. Auch Tonhöhebezeichnung ist unterblieben. Dafür hat, wie wir gleich sehen werden, die Analyse der Qualität der französischen Laute sorgfältige Beachtung erfahren.

2. Das richtige Verständnis des vorstehend besprochenen Büchleins wird wesentlich gefördert durch das „Ergänzungsheft zu Phrases de tous les jours“. In demselben giebt Franke zunächst eine wohlgelungene Übersetzung der „Phrases“, wohlgelungen, weil sie recht natürlich und idiomatisch gehalten ist. Da spürt man nichts von jenen geschniegelten und gebügelten „Phrasen“, die wie steife Salondämchen einherschweben; das ist hübsche, gangbare, solide Ware, mit der sich was anfangen läfst. Sie seien Franzosen empfohlen, die einmal ehrlich wissen wollen, wie uns der — Mund gewachsen ist. Aufserdem dürften sie geeignet sein zum gelegentlichen Retrovertieren, nachdem die Originalsätze gründlich durchgenommen und dem Gedächtnis möglichst treu eingeprägt worden sind. Leider hat der Verf. nicht auch das Deutsche in phonetischer Umschrift wiedergegeben, wodurch er ein zuverlässiges Lernmittel „à l’usage des deux nations“ geschaffen hätte. Freilich bedauert Franke selbst, „dafs es unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch unthunlich war, das gesprochene Deutsch auch in der einzig angemessenen Form, rein phonetisch, darzustellen“. Leider unthunlich! Denn wie die Dinge vorerst noch liegen — welches gesprochene Deutsch sollen wir denn als Muster phonetisch transskribieren? Welches als „reinen Typus“ dem Fremden auftischen? Etwa das von Berlin, Hannover, Dresden, München, Stuttgart, Karlsruhe? Sie alle sind ja mehr oder weniger durchsetzt mit provinziellen Elementen! Um zu einem Standard zu gelangen, müfsten wir

eine künstliche, ideale Auslese konstruieren, etwa wie das Bühnendeutsch, und dies hätte für praktische Zwecke keinen Sinn und keinen Wert. Wer von uns will denn mit seiner Sprache im tragischen Kothurn einherschreiten, wenn er sich ein paar Handschuhe kauft oder sich um die nächste Ecke fragen will?

Die Übersetzungen sind begleitet von zahlreichen, teilweise dem Villatteschen Notwörterbuch entlehnten Fuſsbemerkungen, die an Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Den weitaus wichtigsten, obwohl wenig umfänglichen Teil des Supplementheftes bildet die Darstellung der französischen Laute. Ich wüſste nicht, daſs — vielleicht Sweets „Handbook" abgerechnet — jemals in irgend einer Sprache eine so knappe und dabei so zuverlässige Analyse des französischen Lautsystems geschrieben worden wäre. Es ist eine hübsche französische Phonetik „au petit pied", die der Anfänger mit Fleiſs konsultieren mag, um die phonetischen Texte der „Phrases" mit Nutzen zu lesen und sich das Verständnis für umfangreichere phonetische Arbeiten auf dem Gebiete des Französischen zu erleichtern.

Auch hier bin ich stark versucht, mich über dieses phonetische Kapitelchen teils ausführlich berichtend, teils kritisch zu verbreiten; doch nötigen Raumrücksichten zur Beschränkung. Nur einige wenige Notizen seien mir gestattet. Unsilbige i̯, ü̯, u̯ sieht Franke mit Sweet („Sound Notat.") u. a. als Gleitvokale an, während Louis Havet sie als Konsonanten betrachtet. Infolge sorgfältiger Beobachtungen habe ich mich in meinem „Lautsystem des Neufranzösischen" Havet anschlieſsen zu müssen geglaubt, jedoch unter der Modifikation, daſs es zwar Spiranten sind, aber mit g e m i n d e r t e m R e i b g e r ä u s c h. Als Konsonanten werden sie auch angesehen von dem französischen Phonetiker Passy. Das eine ist jedenfalls gewiſs, daſs sie, wenn nicht a u f, so doch ganz hart a n der Grenze konsonantischer Reibungsenge liegen.

In seiner Konsonantentabelle führt Franke eine *l*- und eine *r*-Varietät als stimmlos auf; nun erscheinen nicht allein diese, sondern auch b, d, g, v, z, ż sekundär stimmlos. Die Stimmbänderspirans wird vom Verf. noch als bestehend anerkannt, obwohl sie von den meisten Franzosen hartnäckig geleugnet wird. Zur Bemerkung „Bei ś, ż findet sich im Französischen keine Lippenvorstülpung" (Supplem. p. 49) vergl. mein „Lautsystem" p. 104. Die französischen stimmhaften b, d, g werden nicht allein von Süddeutschen (Supplem. p. 51), sondern ganz gewöhnlich auch von M i t t e l deutschen als mb, nd, ng aufgefaſst. Daſs im Deutschen p, t, k mit Hauch gesprochen werden (p. 51), ist insofern nicht genau, als es „N o r d deutschen" heiſsen muſs. Die rückschreitende Stimmtonangleichung bei tasse de café = taz dǫ ... beruht wohl auf Irrtum. Der Franzose sagt in rascher Rede nicht minder tas*d*kafe, mit stimmlosem (oder geflüstertem) d = t, wie er śmĕtfä.r sagt: der ǫ-Vokal von de wird bis zur Schwundstufe reduziert und *d* durch akustische Assimilation mit *k* stimmlos, wodurch auch *s* in ta*ss*e = s bleibt, nicht zu z wird. ... d(e) café ist zunächst eine begriffliche Agglutination, die aber auch phonetisch geworden ist.

Das Urteil über Nr. 1 und 2 kurz zusammengefaſst, kann nur lauten: Die Büchlein sind vortrefflich, und vermöge ihrer Vortrefflichkeit werden sie sich schon selbst ihren Kreis von Lesern und Lernern suchen. Dem toten Verf., den ich persönlich leider nie gekannt, weiſs ich einen besseren Nachruf nicht zu widmen.

3. Frankes Veranlassung ist es auch zu verdanken, daſs sich endlich ein französischer Phonetiker gefunden hat, der zum erstenmal den zahllosen Studierenden der französischen Sprache eine ansehnliche Sammlung phonetisch transskribierter Texte darbietet. Thatsächlich ist daher das Buch noch einzig in seiner Art; aber es ist zu hoffen, daſs sich bald noch

andere französische Phonetiker finden werden, welche uns ähnliche Texte bringen, deren wir noch lange nicht genug haben; denn offenbar mufs die Sache von den verschiedensten Standpunkten aus behandelt werden, um durch die Reibung gegensätzlicher Ansichten schliefslich zu völlig gesicherten Resultaten der Lautanalyse zu gelangen. Vorerst aber wollen wir uns mit dem vorliegenden Specimen begnügen, um so lieber, als Passy seine Aufgabe ganz richtig erkannt und uns ein sehr empfehlenswertes Werkchen gebracht hat. Er geht von dem aus, was man früher die „Aussprache" genannt hat, d. h. von der eigentlichen Sprache selbst, von der lebenden, gesprochenen Rede, wie Sweet, Storm, Sievers, Schröer, Jespersen, Franke und die ganze neuere Schule der Phonetiker und Reformer. Die konventionelle Schreibung ist ihm ein Accessorium, das erst in zweiter Linie kommt.

„Le français parlé" ist dazu bestimmt, neben den Phrases (oben ad 1) gebraucht zu werden. „A côté de ce recueil (nämlich der „Phrases"), M. Franke a pensé avec moi qu'il serait bon d'avoir un volume de textes pouvant intéresser les élèves et développer en eux le goût de la langue et de la littérature qu'ils étudient ... J'ai recueilli un certain nombre de morceaux intéressants, tirés presque exclusivement de nos auteurs contemporains." Es sind kleine, zumeist in sich abgerundete Stücke, die dem Lernenden durch das Interesse, das sie gewähren, Freude machen werden. Unter den Autoren erscheint auch Paul Passy mit einem Specimen aus seiner Schrift „L'Instruction primaire aux États-Unis" (Paris, Delagrave).

Die phonetische Transskription bildet insofern einen Fortschritt gegen Franke, als Passy den — in seiner Eigenschaft als phonetisch gebildeter Franzose nicht allzu gewagten — Versuch gemacht hat, dieselbe in Lautgruppen, welche vom Accent zusammengehalten werden und innerhalb deren keinerlei Schallpause stattfindet, also in Sprechtakten zu geben. Freilich liefse sich, von unserem Standpunkte aus, gegen des Verfassers Taktteilung manche Einwendung machen; allein man müfste da tief in die Diskussion rein technischer Fragen eingehen, und dies gehört meines Erachtens besser in eine phonetische Fachschrift. Jedenfalls ist sehr interessant zu beobachten, welche Lautgruppen von einem französischen Phonetiker, also von einem hier in erster Linie zuständigen Fachmanne, als zusammengehörig notiert werden. Nur einige kritische Bemerkungen seien mir gestattet. Passys Lautschrift weicht nicht wesentlich von der Frankes ab; immerhin wäre völlige Übereinstimmung erwünscht gewesen, um so mehr, als die Werkchen darauf berechnet sind, mit- und nebeneinander gebraucht zu werden. So kann ich z. B. nicht loben, dafs für den š-Laut (ca*ch*er) das, für unsere Anschauungen wenigstens, etwas störende Zeichen c (also cacher = kac*e*) gewählt worden ist; ebenso hätte für den entsprechenden stimmhaften Laut ż bleiben können, anstatt dafs ʒ gesetzt wurde. Bedauern mufs ich auch, dafs Verf. die gerade im Französischen so interessanten Erscheinungen der Einwirkung der Artikulationen aufeinander ganz mit Stillschweigen übergangen hat, während sie bei Franke in besonders konstanten Fällen wenigstens typographisch angedeutet sind. Von Passys Notationen mufs ich eine als irrig beanstanden, nämlich *gn* in ignorance = Nj. Wenn der Verf. seine eigene Aussprache einmal aufmerksam analysieren will, wird er finden, dafs der Laut nicht n (dentales oder palatales) + i, i̯ oder j, dafs er also nicht eine Lautfolge, sondern ein wesentlich einheitlicher Laut, dafs er wesentlich palatales n (ń oder ñ) ist. Das scheinbare i(j)-Anhängsel ist kein selbständiger Laut, sondern der notwendige Gleitlaut von der hohen i-Position zum folgenden Vokal. Ist dieser ein a, so tritt der glide natürlich am deutlichsten in die sinnliche Wahrnehmung und erscheint dann allerdings fast wie ein selbständiger Laut. Franke ist da

phonetisch korrekter, konsequenter: er notiert allein richtig N (= ń oder ñ), also ignorance nicht = iNjɔrãs, sondern iNɔrãs. (Vergl. dazu auch mein Lautsystem, p. 67 u. 68.) Dies alles sind jedoch kleine Ausstellungen. Vor allem aber vermisse ich in dem Werkchen — und ich meinesteils vermisse dies sehr ungern — eine eingehende Beschreibung der französischen Laute. „Pour une explication détaillée des sons, voyez le supplément aux ‚Phrases' de M. Franke.“ Bewahre! Gerade einen Franzosen wie Paul Passy, einen Phonetiker, wollen wir nun einmal über die Laute seiner Muttersprache hören, nachdem phonetisch gebildete Deutsche, Engländer, Holländer, Norweger, Dänen, Schweden sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick am französischen Lautsystem versucht und eine ganze Armee orthoëpischer Dilettanten französischer Nationalität an demselben herumlaboriert haben; denn die französischen Phonetiker haben uns bisher mit Lautsystematiken ihrer Muttersprache nicht verwöhnt. Daher sollen nun endlich auch sachkundige Franzosen zum Worte kommen und einmal ordentlich! Dafs der wissenschaftlich so erfahrene und thätige Havet neben seinen Specialuntersuchungen uns nicht schon längst mit einer ausführlichen französischen Phonetik beglückt hat, ist zu bedauern.

Ich will das Fehlen der Lautanalyse dem Passyschen Werkchen nicht zum Nachteil anrechnen, da der Verf. das Unterlassene reichlich nachholen zu wollen scheint, so dafs „Le français parlé“ gleichsam als erster Teil zu einem noch folgenden Supplementheft (just wie oben bei Franke) anzusehen wäre. Wie mir Prof. Passy freundlichst mitteilt, hat er für Vietors Zeitschrift bereits einen Artikel über das französische Lautsystem vollendet und verspricht aufserdem die Veröffentlichung einer „Les sons du français“ betitelten Broschüre. Mit Freuden wird man dem Erscheinen dieser Neuigkeiten entgegensehen.*

Nun, auch in der jetzigen Gestalt ist des Verfassers Buch, namentlich in Verbindung mit Frankes obenerwähnten Schriften, bereits ein treffliches Hilfsmittel zum Studium des gesprochenen Französisch und verdient mit Fug und Recht, aufs wärmste empfohlen zu werden.

Die Ausstattung der drei Schriften ist seitens der vorteilhaft bekannten Verlagshandlung mit der ihr eigenen Sorgfalt geschehen.

Kahla i. Thür. Franz Beyer.

Thiers, Napoléon à Sainte-Hélène. Auszug aus Histoire du Consulat et de l'Empire. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Georg Stern, Oberl. am Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

In der Reihe von Kommentierungen französischer Schriftsteller, welche Velhagen & Klasing erscheinen lassen, ist die genannte Sternsche eine der tüchtigsten. Sie bietet einen interessanten Lektürstoff, der manchem Lehrer (namentlich der Sekunden) als Abwechselung mit dem stehenden „Bonaparte en Égypte“ willkommen sein wird. Die Anmerkungen sind mit Sorgfalt zusammengestellt; die sachlichen machen sich nicht aufdringlich breit, sind jedoch für das Verständnis des Schriftstellers völlig ausreichend; an grammatischen Notizen finden sich nur wirklich unentbehrliche, die bündig und klar vorgetragen sind. Dazu kommt noch eine Anzahl zu gewählter und doch sinngetreuer Übersetzung anleitender Winke. Zu S. 21: avec une patience *toute* paternelle hätte vielleicht noch angemerkt sein können: toute hier = wahrhaft. Ferner S. 55: une preuve

---

* Beides inzwischen erschienen.



matérielle = ein faſsbarer Beweis; S. 94: certains détails *matériels* = gewisse sachliche Einzelheiten. S. 87: je me serais *trouvé* entier au printemps; trouver ist hier wie sonst häufig = „sehen". Einige Zeilen weiter entspricht *rencontrer* unserem „erleben".

Aufgefallen ist dem Ref. nur weniges. Nicht verständlich erscheint die Erklärung der Stelle S. 27: en se livrant aux passions de l'émigration, ils (les Bourbons) éloigneront deux la France tous les jours davantage. Mit der in der Anmerkung wörtlichen Übersetzung: „wenn sie sich den Leidenschaften der Emigration hingeben" ist dem Verständnis nicht sonderlich gedient, und der Zusatz: „d. h. wenn sie ihren Haſs und ihre Rache diejenigen, welche sie zum Verlassen Frankreichs gezwungen haben, fühlen lassen" giebt noch nicht den Schlüssel zur Stelle. Es kam vor allem darauf an, das Wort émigration richtig zu deuten und dem Schüler zu sagen, daſs es hier kollektiv zu fassen sei. Littré s. v. émigration sagt: „Émigration, absolument. L'ensemble des personnes qui quittèrent la France pendant la Révolution française." Sinn also: wenn sie sich in den Dienst der Leidenschaften der Emigranten dadurch stellen, daſs sie deren (allerdings rachsüchtigen) Einflüsterungen Gehör schenken. — S. 16: si ... de nobles victimes ... ont manqué de l'attitude impassible qu'on désirerait leur imposer. Warum soll hier imposer in der veralteten Bedeutung „beschuldigen" (= imputer) zu nehmen sein? Genügt nicht die Übersetzung: „... die man ihnen aufnötigen möchte," „die man gern an ihnen sähe"? — S. 61 konnte bei den Worten: ah! que ne sommes-nous libres aux bords de l'Ohio ou du Mississippi etc. in der Anmerkung statt „Ausruf" besser gesagt sein: „unerfüllbarer Wunschsatz" (= utinam mit Konj. Imperf.); zu übersetzen: „o wären wir doch etc."

Zittau. R. Scherffig.

Robert Springer, Essays zur Kritik und Philosophie und zur Goethe-Litteratur. Minden i. W., 1885. XIV u. 404 S.

In klarer, anziehender und geistvoller Weise werden einzelne Fragen, welche das litterarische oder das sociale Leben besonders bewegen, von dem Verf. in 22 Abhandlungen besprochen. Die erste Abteilung: „Zur Kritik und Philosophie", beginnt mit *Aufklärungen über Lord Byron.* Des Dichters Verhältnis zu seiner Frau und zur englischen Kirche wird im Anschluſs an die Memoiren des englischen Geistlichen Francis Hodgson eingehend erörtert und die phantastischen, unsinnigen Erzählungen, welche Byrons Andenken verunglimpfen sollten, werden hierdurch am besten widerlegt. — 2. Mit Hinweis auf *George Barnett Smith: The life of William Ewart Gladstone,* entwirft der Verf. ein anschauliches Bild dieses Mannes, der zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen die Religion mit der Politik auf das innigste verknüpft und „wie die Orthodoxen jeder Konfession sich auch zuweilen zu ungerechten Urteilen und zu einseitigen Auffassungen hat verleiten lassen". Der berühmte Staatsmann tritt uns in dieser Darstellung mit seiner ganzen politischen Bedeutung, wie auch in seiner hervorragenden Thätigkeit als Schriftsteller entgegen. — In *Englands neueste Staatsökonomie und Sociologie* und in *Herbert Spencer* werden die Grundsätze der systematischen politischen Ökonomie in ihrem Verhältnis zu ähnlichen Bestrebungen und die Irrtümer der Spencerschen Theorie dargelegt. — Hieran reihen sich zwei Abhandlungen über das *Wesen des französischen Positivismus,* die Wirksamkeit des groſsen Denkers *Auguste Comte* und die Fortentwickelung seines Systems durch seine Schüler, insbesondere durch *Emil Littré.* — *Taine, Les philosophes français du XIXe siècle* und *Hegel et Schopenhauer, Études sur la philosophie allemande moderne depuis Kant jusqu'à nos jours, par A. Foucher de Careil*

veranlassen den Verf., das Verhältnis der französischen Kritiker zur deutschen Philosophie zu besprechen. — Die Schrift: *Lessing et le goût français en Allemagne par L. Crouslé* liegt der Abhandlung *Lessings Kritik der französischen Tragödie, in Frankreich erörtert*, zu Grunde. Crouslé ist voll Verehrung für Lessing, auf den sein Vaterland mit vollem Recht stolz sein darf, da keiner mehr, wie jener, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Fortschritt eingetreten sei, hält es aber für Pflicht, die Vorwürfe, welche der schöpferische Kritiker den klassischen Dramatikern Frankreichs gemacht habe, zu widerlegen. Herr Springer bespricht diese Auseinandersetzung mit unparteiischer Objektivität; Lessing habe allerdings „nicht aus beschränktem Nationalgefühl, sondern aus Notwehr, aus Zorn über die Versunkenheit und Götzendienerei der deutschen Litteratur, die vor dem französischen Hochmut im Staube kroch", die Vorzüge des französischen Theaters nicht überall erkannt. „Für uns hatten Lessings Streiche gegen die französische Tragödie nur eine temporäre Geltung zum Behuf unserer nationalen Litteraturentwickelung; für die Franzosen keine andere, als die einer tödlichen Beleidigung." Crouslés Werk ist zugleich ein erfreulicher Beweis dafür, dafs die Unkenntnis mit der deutschen Litteratur in Frankreich aufgehört hat. „Die darin enthaltene Refutation gründet sich auf die nationalen Unterschiede, die immer bestehen werden und welche die Franzosen ebensowohl für ihr Theater geltend machen können, wie Lessing sie gegen dasselbe brauchte. ... Es ist eine auf logische Kritik basierte Abwehr gegen die tendenziösen Angriffe, welche Lessing gegen die glänzendste Seite der französischen Nationallitteratur geführt hat." In „*Sturm und Drang*" weist der Verf. unter Hinblick auf *Oskar Erdmann, Über F. M. Klingers dramatische Dichtungen*, die Bedeutsamkeit jener Litteraturperiode in diesem ihrem Hauptvertreter nach. — Das von Hettner herausgegebene Werk „*Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmering*" liegt einer ebenso gerechten wie anziehenden Würdigung Forsters zu Grunde.

Die zweite Abteilung enthält zur Goethe-Litteratur 11 Abhandlungen, die sich auf die letzte Periode von Goethes Wirken beziehen. 1. *Goethes letzter Sekretär*. Der treffliche Direktor der Zeichenschule zu Weimar, *Joh. Chr. Schuchardt* (geb. 1799, † 1870), hat dem Verf. über seine Erfahrungen aus den letzten acht Lebensjahren des Dichters, während welcher er dessen Sekretär war, wertvolle Mitteilungen gemacht, die altes bestätigen und manches neue bieten. — 2. *Goethe und Spinoza* legt in gedrängter Kürze die Übereinstimmung oder Verwandtschaft des Dichters mit dem Philosophen dar. — 3. *Goethes Verdienste um die Naturwissenschaften* werden im einzelnen nachgewiesen; ihm gebührt, wie Helmholtz es ausgesprochen hat, „der grofse Ruhm, die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwickelungsgang der Naturwissenschaften hindrängt und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird." — 4. *Die naturwissenschaftlichen Anschauungen in Goethes poetischen Werken* bringen die tiefe Durchdringung von Dichtung und Naturwissenschaft bei Goethe zur Anschauung. — 5. *Goethe und Graf von Sternberg*. Hier zeigt uns der Verf. die innige Verbindung der beiden Männer und deren gegenseitige Förderung in ihren naturwissenschaftlichen Studien, wie diese insbesondere aus dem von *Bratonek* herausgegebenen „Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg" uns entgegentritt. — 6. *Sulpiz Boisserée, Goethe und der Kölner Dombau*. Der Verf. erörtert eingehend das Verdienst dieses „ersten Protektors des Doms" und inwieweit er in seinen rühmlichen Bestrebungen nachhaltig unterstützt worden ist. — Das Verhältnis von *Goethe und Byron* und die Frage über die Ähnlichkeit von Faust und Manfred bespricht die 7. Abhandlung. Dem so früh dahingeschiedenen Freunde hat Goethe im zweiten Teile des Faust ein Denkmal gesetzt. „Das gottgeweihte Kind

Euphorion soll durch Gestalt und frühen Tod an Byron erinnern. Daran schliefst sich unmittelbar der Gesang des Chors, welcher offenbar als ein Trauergesang für Byron gelten mufs." — 8. *Ist Goethe ein Plagiarius Lorenz Sternes?* Alfred Hédouin hat in einem Anhange zu seiner französischen Bearbeitung der Sterneschen Biographie nachgewiesen, dafs Goethe wörtlich aus Lorenz Sternes The Koron vier Seiten entlehnt habe. Nach einer kurzen Auseinandersetzung über die Grenze zwischen Plagium und erlaubter Verwertung fremder Gedanken stellt der Verf., was Hédouin nur vermutet hatte, als gewifs hin, dafs nämlich die ersten Herausgeber aus Unkenntnis der Quelle jene unter Goethes „Reflexionen und Maximen" angeführten Sätze unserem Dichter als Eigentum zugeschrieben haben: diese sind auch nie von Goethe veröffentlicht worden, sondern finden sich zuerst im neunten Bande der nachgelassenen Werke. — 9. Was für *die Kritik der Goetheschen Texte* bereits geschehen ist, wird mit Hervorhebung von *Michael Bernays „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes"* anerkannt und den Deutschen ans Herz gelegt, dafs sie für die Reinheit dieses kostbaren Erbguts sorgen mögen. — 10. *Goethes Einflufs auf die Tonkunst. Adolphe Jullien* hat zuerst in seiner Schrift *Goethe et la Musique* die Wirkungen und Anregungen ins Auge gefafst, welche des Dichters Dramen und Romanwerke auf die mit- und nachlebenden Tonsetzer ausgeübt haben. Der Verf. weist Goethes Einflufs auf die Musik in einem weiteren und allgemeineren Sinne nach und legt in eingehender Besprechung dar, wie Goethe „die Tonkünstler verschiedener Nationen und Zeiten zu Werken begeistert hat, welche mehr oder minder grofsartig oder gelungen erscheinen, je nachdem die Komponisten sich mehr oder weniger einer Ebenbürtigkeit mit seinem Genius annäherten". — 11. Die Schlufsabhandlung *Goethe-Bildnisse* bringt für diesen Zweig der Goethe-Litteratur manches Neue, das neben dem umfangreichen Werke von *Hermann Rollett* über diesen Gegenstand seinen Wert behält.

Vorstehende kurze Inhaltsangabe möge genügen, um die Leser auf die trefflichen Abhandlungen aufmerksam zu machen, welche durch ihre Reichhaltigkeit und Gediegenheit fesseln und zur Lösung einzelner Fragen des socialen oder des litterarischen Lebens einen wesentlich fördernden Beitrag liefern.

Schiller als Historiker und Philosoph. Von Friedrich Ueberweg. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, 1884. XLVII und 270 S.

Wir danken zuvörderst dem Herrn Herausgeber dafür, dafs er die vortreffliche biographische Charakteristik *Ueberwegs,* welche nach dessen Tode (9. Juni 1871) *F. A. Lange* in dem Jahrgang 1872 der *Altpreufsischen Monatsschrift* veröffentlicht, durch Wiederabdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Der Freund zeichnet uns bei aller Wärme unparteiisch und objektiv den leider zu früh Verstorbenen, der auf einem sorgenvollen und ungewöhnlich mühsamen Pfad ein schönes Ziel erreicht und nach einem lange Zeit verkannten Streben die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat.

Die vorliegende Abhandlung ist in ihrer ursprünglichen Form eine Bearbeitung der im Jahre 1859 von der Wiener Akademie gestellten Preisaufgabe *„Schillers Verhältnis zur Wissenschaft"*. Dafs damals Tomaschek den Preis erhielt, hat Ueberweg rückhaltlos als gerecht anerkannt. Gleichwohl behält diese Arbeit, deren Veröffentlichung Ueberweg übrigens beabsichtigt haben mufs, wie dies vielfache Veränderungen aus späterer Zeit beweisen, auch neben allen anderen wichtigen Beiträgen auf diesem Gebiet ihre selbständige Bedeutung.

„Schillers Geschichtsphilosophie, Schillers Moral und Ästhetik ist durch seine Gemütsrichtung ebensowohl wie durch seine theoretischen Studien bedingt. Um Schillers Philosophie auf dem Grunde der Entwickelungsgeschichte seines Geistes und Gemütes zu verstehen, müssen wir bis auf die früheste Jugendbildung zurückgehen.“ Deshalb hat Ueberweg Schillers Jugendbildung ganz besonders eingehend und mit seinem bekannten historisch-kritischen Scharfsinn behandelt. Schillers Verhältnis zu Kant, namentlich zur Kritik der Urteilskraft, seine Stellung innerhalb der deutschen Geschichtschreibung und Ästhetik wird klar und erschöpfend dargelegt. Wir stimmen dem Herrn Herausgeber vollkommen bei, wenn derselbe hervorhebt, daſs Ueberweg mit feinstem Verständnis für die Individualität Schillers alle diejenigen Elemente kritisch gesondert hat, welche in ihrer Zusammenwirkung und Verschmelzung den poetisch-philosophischen Idealismus bewirken. Wir verzichten auf eine weitere Inhaltsangabe und empfehlen das ausgezeichnete Werk sorgfältigem Studium. Ueberweg schlieſst seine Schrift mit allgemeinen Betrachtungen über die innige Wechselbeziehung zwischen Schillers Dichtung und Wissenschaft. „Auf die wissenschaftliche Forschung konnte die Poesie nur insofern einen wohlthätigen Einfluſs üben, als sie die lebendigere Auffassung ermöglichte, und Schiller war besonnen genug, ihr über diese Grenze hinaus eine Einmischung nicht einräumen zu wollen; daſs aber dieselbe nicht ganz selten dennoch eintrat und ihn zu freien Konstruktionen verleitete in Fällen, wo nur eine streng methodische Forschung zum Ziele führen konnte, ist nicht zu verkennen. Gröſseren Einfluſs verstattete Schiller seiner dichterischen Gestaltungskraft auf die Darstellung in seinen historischen und philosophischen Schriften.... Der Einfluſs der wissenschaftlichen Studien Schillers auf seine Poesie ist am offenbarsten bei der sogenannten Ideendichtung, in welche er den Gewinn seines philosophischen Denkens unmittelbar hineingearbeitet hat, und bei den Dramen, sofern diese auf Geschichtsstudien beruhen; aber die gesamte Dichtung Schillers ruht mindestens unmittelbar auf der Form des geistigen Lebens, zu der er unter dem Einfluſs seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit gelangt ist. ... Schiller hat in seiner Dichtung die geistigen Lebenselemente der Neuzeit auszuprägen vermocht, und darum beherrscht er auch heute noch wie kein anderer das Gemüt unserer Nation. Gern werden ihm von dem tief ergriffenen Leser, den er unwiderstehlich in das Reich der Ideen erhebt, manche Fehler verziehen, die das Auge des Kunstrichters beleidigen; man bemerkt sie kaum; man fühlt sich hier gleichsam in der geistigen Heimat und das Herz ist nur dem Genusse dieses Heimatsgefühles und dem freudigen Danke geöffnet. Diesen modernen Geistesgehalt, woran sich in unserem Volke die liebevolle Verehrung des Schillerschen Genius knüpft, konnte Schiller für seine Dichtung nur mittels des Durchganges durch die Wissenschaft, und zwar durch die moderne Wissenschaft, gewinnen.... Dem wesentlichen Gehalt seines ursprünglichen Freiheitsideals bleibt Schiller unwandelbar treu; ausnahmslos gilt von seinen Dichtungen das Goethesche Wort, *die Idee der Freiheit* gehe durch alle seine Werke hindurch.“ J. Arnheim.

Wilhelm Bode, Die Kenningar in der angelsächsischen Dichtung. Mit Ausblicken auf andere Litteraturen. 100 S. Darmstadt und Leipzig, Zernin, 1886.

Es war ein dankenswertes Unternehmen, die in der angelsächsischen Poesie besonders zahlreich auftretenden umschreibenden Wendungen, wie „Ringspender, Reichswart, Goldgeber“ u. dgl. statt „König“; „des Hauptes Sonne“ statt „Auge“ u. s. w. zusammenzutragen und übersichtlich ge-

8*

ordnet mitzuteilen. Der Verf. hat für 54 Begriffe gegen 900 schildernde Umschreibungen oder Kenningar (Plur. vom an. Kenning) aufgefunden und dieselben in den von ihm geprüften Denkmälern (23 639 Langzeilen) etwa 2500 mal nachgewiesen. Die zu Grunde liegenden 54 Begriffe sind in sieben Gruppen (Mensch und menschliches Leben — Gesellschaft — Kriegswesen — Seewesen — Tierreich — Sichtbare Welt — Welt des Glaubens) eingeordnet, wodurch das Aufsuchen der für den einzelnen Begriff geltenden Kenningar wesentlich erleichtert wird. Mitunter wird unter den „eigentlichen Begriffen" der eine oder andere mit aufgeführt, der besser als Kenning gelten könnte; so *wôdbora* für Sänger; *gûdbord* für Schild; *hereweorc* und *herezîđ* für Kampf; *flotweg* für Meer u. a. Für einzelne Begriffe, namentlich für Mensch, sterben, König, Kampf, Meer, Schiff, Erde, Sonne, Teufel und besonders für Gott sind lange Reihen von umschreibenden Ausdrücken vorhanden, die von der Sorgfalt zeugen, mit welcher der Verf. seine Aufgabe behandelt hat. Die „zur Vergleichung" beigebrachten altsächsischen und altnordischen Bezeichnungen passen in den Rahmen der Abhandlung und sind erwünschte Beigaben, während die aus dem Griechischen, Lateinischen, Neuhochdeutschen, Französischen und Neuenglischen herbeigezogenen ohne Schaden für das Werk hätten wegbleiben können. Was der Verf. über den Einfluſs sagt, den das Bedürfnis der Dichter nach stabreimtragenden Wörtern auf die Bildung und häufige Verwendung der Kenningar geübt hat, ist ebenso zu billigen wie die vorsichtige Art, in der er sich über etwaige Versuche, den Verfasser oder das Alter einer Dichtung auf Grund der in ihr vorhandenen Kenningar bestimmen zu wollen, ausspricht.

Fritz Bischoff.

Programmenschau.

Über den Gebrauch des Genitivs im Nibelungenliede. Von Ignaz Branhofer. Programm des Gymnasiums zu Weifskirchen. 34 S. gr. 8.

Die Abhandlung ist ein sehr fleifsiger Beitrag zur Geschichte der Syntax. Der Verf. fafst den Genitiv als Kasus der Zusammengehörigkeit. Aus seiner reichen Beispielsammlung erhellt, dafs der Genitiv während der Herrschaft der mhd. Sprache im Gebrauche viel häufiger als jetzt war. Er stellt von allen Fällen des Genitivs, die im Nibelungenliede vorkommen, nur diejenigen auf, welche von dem heutigen Sprachgebrauche irgendwie abweichen, und betrachtet zuerst den Genitiv beim Verbum und zwar a) bei intransitiven Verben, z. B. beginnen, engelten (Strafe wofür leiden), enphinden (wahrnehmen durch das Gefühl), volgen (des râtes will ich volgen), hüeten (auf etwas achthaben, auch noch bei Luther), wünfchen. b) Bei reflexiven Verben, z. B. sich bewegen (sich entschlagen: sie heten sich der ruowe mit arbeit bewegen = sich begeben), sich verwaenen (des ich mich verwæne = vermuten), sich flîzen (= sich befleifsigen), sich gelouben (= abstehen von), sich wern (= sich erwehren). c) Bei transitiven Verben mit Acc. der Person und Gen. der Sache, z. B. behern (= berauben), biten (des wil ich dich biten), ergetzen (= vergessen machen), vrâgen (dô vrâgte man der mære die unkunden man), füllen, heilen, twingen. d) Bei Verben mit Gen. der Sache und Dat. der Person, z. B. antwurten, danken, gebresten (= ermangeln), helfen (helfet mir der reise), sichern (= zusichern). e) Bei verbalen Redensarten mit Genitivobjekt, teils mit Substansiven, z. B. bürge (des wil ich haben bürgen), danc hân, danc sagen, gewalt hân (= die Macht dazu), hæle hân (= verheimlichen), muot hân (= erstreben), rât hân (= verzichten), war nehmen, wân haben (= erwarten), willen hân (= beabsichtigen), âne zwîvel sîn; teils mit Adjektiven, z. B. bereit sîn, vrô sîn, vroelich sîn, gereht sîn (= geschickt zu etwas); teils mit Partikeln, z. B. abe gân (= unterlassen), ûf haben (einhalten mit). 2) Genitiv beim Nomen: a) beim Substantiv: jâmers nôt, âne sorge mînes lîbes, drîer hande kleider, sîner jâre ein kint. b) Beim Adjektiv, z. B. diu gotes arme, eine (einsam, ohne), gewaltic (zwelf rîcher krône sult ir gewaltic sîn), lanc (drîer tage lanc). c) Beim Numerale, z. B. al (allez daz der gabe), dehein (daz ich ir deheinen mêre habe gesehen), iht und niht (habt ir iht guotes friunde), ein (Sîfrit der fuorte ir einen), zwelf küener man u. s. w. d) Beim Pronomen waz und swaz. 3) Genitiv bei Partikeln: beim Adverb, wie âne (des küniges kom er âne [ohne]), ie mê (er kunde niht gesagen, daz man sô rîcher

kleider gesæhe ie mê getragen), alle Adverbien haben im Nhd. ihre Rektionskraft verloren; ferner bei Präpositionen, eigentlich substantivischen Wendungen, wie allenthalben, andarthals, durch liebe; bei Interjektionen, wol mit Acc. der Sache und Gen. der Sache, wê mit Dat. (oder Acc.) der Person und Gen. der Sache (owê mir dirre schande). 4) Absoluter Genitiv, besonders des in mannigfachen Bedeutungen (= deshalb, davon, dafür, darauf u. s. w.), so auch des morgens (auffallenderweise nennt der Verf. hier nur die Form morgens, nicht des Morgens im Nhd. als Adverb üblich). 5) Schliefslich: besondere Fälle des Genitiv, wie die weit freiere Wortstellung, der artikellose Genitiv bei einem Substantiv (wofür nhd. Komposita), die flektierte Form des Infinitiv u. a.

Über die Stellung des Gutenburgers in der Geschichte der deutschen Lyrik. Von Feodor Hoppe. Programm des Gymnasiums zu Nikolsburg. 1886. 34 S. gr. 8.

Sehr fleifsige Arbeit. Ulrich von Gutenburg, ein Nachahmer Friedrichs von Hausen, stammend aus der Nähe von Bergzabern, war von den Zeitgenossen hochgeschätzt, besonders als Leichdichter; es ist wahrscheinlich, dafs er die Leichform in die Minnepoesie einführte. 1220 war er schon tot; er trat ungefähr 1180 auf; der erhaltene Leich ist wohl 1190, dem Todesjahre Hausens, gedichtet. Er umfafst 343 Verse; die metrischen Eigentümlichkeiten erläutert der Verf. Dem Beispiele Hausens, der zuerst Hebung und Senkung abwechseln liefs, folgte Gutenburg. Der Verf. betrachtet dann Gutenburgs Poesie dem Inhalte nach. Hier sei einzelnes hervorgehoben: Des Dichters Naturgefühl zeigt sich in den der Natur entlehnten Bildern; darin unterscheidet er sich von seinem Vorbilde Hausen. Er hebt hervor die sittigende Macht der Minne, die Minne erfreut nach ihm und verleiht hohen Mut. Der Dichter huldigt immer nur einer Frau, nicht dem ganzen Geschlechte. Er preist die Tugenden der Frau, ihre Schönheit und Güte; gerade wegen ihrer Schönheit und Tugend soll die Geliebte Erhörung schenken, der Dichter dient, die Frau soll Gnade bieten. Er ist unerschöpflich in Versicherungen seiner Liebe; selbst nicht die Härte der Geliebten, der Einflufs anderer auf sie kann ihn wankend machen; sie ist ihm das Teuerste. Auch hier ist der Vergleich der Minne mit einem Kampfe häufig. Freude und Trost sind der Ausdruck freudiger Stimmung, der Kummer (kumber, von Hausen eingeführt) der der schmerzlichen; der Kummer ist eine Bürde, das Herz ist wund. Liebe und Leid gehören zusammen, selbst das Leid wird zur Lust. Öfters wird der Gedanke wiederholt, dafs der lange Dienst Berücksichtigung verdiene; der Liebende wiegt sich in tröstlichen Hoffnungen, er hebt seine Treue hervor. Charakteristisch ist es für Gutenburg, seine litterarische Bildung zu zeigen, er tröstet sich mit dem Schicksal von Flora und Blanscheflau. Was des Dichters poetische Technik betrifft, so ist er in den Antithesen Hausen und Reinmar ähnlich; durch Ausrufe, rhetorische Fragen giebt er seiner Sprache eine lebhaftere Färbung.

Zur Geschichte des Dramas im 16. und 17. Jahrhundert. Von Franz Spengler. Programm des Gymnasiums zu Iglau. 1886. 10 S. gr. 8.

Der Verf., Schüler W. Scherers, von demselben mit reichem Material unterstützt, beabsichtigte, die Dramen, denen die Parabel vom verlorenen Sohn zu Grunde liegt, in ausführlicherer Weise als Holstein zusammenzustellen; durch Umstände bisher davon abgehalten hat er zunächst eine

Reihe von Dramen, die in entfernterer Beziehung zur Hauptmasse der Prodigusstücke stehen, aufgeführt und eingehend besprochen. Goedekes Angaben finden eine willkommene Ergänzung. Wir sehen, wie viel des Stoffes noch unbenutzt liegt, und wünschen, daſs der Verf. Muſse finden möge, seine Sammlungen zu sichten.

Schillersche und Goethesche Gedichte in lateinischer Übersetzung. Von Hermann Corvinus. Programm des Gymnasiums zu Braunschweig. 1886. 14 S. 4.

In guter lateinischer Übersetzung: der Taucher von Schiller, in Hexametern, beginnend:

> Faucibus his quis eques mergetur vel puer audax?
> Pocula subiectos in hiatus aurea mittam,

schlieſsend:

> Undæ summa petunt, undæ volvuntur ad ima,
> At puerum terris undarum nulla redonat.

Daran schlieſsen sich in gereimten Strophen, meist im Versmaſs des Originals: Hektors Abschied (lateinisch auch im Altenburger Schulprogramm 1863, von Lorentz), des Mädchens Klage (eine schöne griechische Übersetzung von J. Richter. Berlin, 1870); endlich Wanderers Nachtlied, Trost in Thränen, Willkommen und Abschied, und: Neue Liebe, neues Leben (novi amores, nova studia).

Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. A. Konsonantismus. Von F. M. Follmann. Programm der Realschule zu Metz. 1886. 24 S. 4.

Die Bevölkerung Deutsch-Lothringens und Luxemburgs gehört zum mittel- und südfränkischen Sprachstamm. Der gröſste Teil Deutsch-Lothringens gehört zu diesem Südfränkischen, welches im Osten bis zum Spessart und Vogelsberge reicht und hier an das Ostfränkische stöſst, im Norden auf dem linken Rheinufer bis zur Mosel, auf dem rechten über die Lahn hinaus reicht; im Westen wird die Grenze von der Saar bis Saarlouis, im Südosten vom alamannischen, im Südwesten vom französischen Sprachgebiet gebildet; im Norden stöſst es an das Mittelfränkische, wozu der Nordwesten von Deutsch-Lothringen und ganz Luxemburg gehört. Den gröſsten Teil dieses Gebietes haben chattische Franken inne, im Norden auf dem linken Rheinufer mit ripuarischen Franken, im Südosten mit Alemannen gemischt. Als deutsch-lothringisch-luxemburgische Mundart ist die Sprache zu bezeichnen, welche in dem deutsch redenden Teile des ehemaligen Herzogtums Luxemburg und in der nördlichen Hälfte des ehemaligen Herzogtums Lothringen, in welchem Amtsbezirke noch bis 1748 die deutsche Sprache Amtssprache war, gesprochen wird. Treten nun auf diesem umfangreichen Gebiete auch mancherlei mundartliche Verschiedenheiten besonders im Vokalismus hervor, so fallen doch im Konsonantismus die Mundarten der einzelnen Bezirke ziemlich eng zusammen. Diese Mundart nun untersucht vorliegende Abhandlung, und zwar ihren Konsonantismus auf das gründlichste nach streng physiologischen Gesetzen, und ist als ein sehr wertvoller Beitrag zur deutschen Dialektforschung zu rühmen. Leider giebt es keine Denkmäler der früheren lothringisch-luxemburgischen Sprache, um die Entwickelung geschichtlich verfolgen zu können; es sind nur Reste älterer Wortformen in Urkunden vorhanden, besonders Personen- und Ortsnamen, die Urkunden

selbst sind in der offiziellen rheinfränkischen Sprache geschrieben, wie sie in den benachbarten kurfürstlichen Kanzleien im amtlichen Verkehr gebraucht wurde; was sich daraus gewinnen liefs, ist mit gröfster Gewissenhaftigkeit benutzt.

Herford. Hölscher.

Prof. Dr. Schmid: Anmerkungen zu Corneilles Cinna. Programm der Fürsten- und Landesschule zu Grimma. 1885.

In einer Zeit, welche die Lektüre in den Vordergrund des sprachlichen Unterrichts stellt, ist es begreiflich, dafs die Herausgabe von Schriftwerken mit sprachlichen Anmerkungen den Gegenstand eifriger Thätigkeit bildet. Unter diesen Bearbeitungen nimmt die vorliegende Programmabhandlung eine eigentümliche Stellung ein, erstens infolge des ungewöhnlichen Platzes, an dem sie sich findet, und ferner wegen der Art der Anmerkungen. Der Verf. bietet uns hier die Früchte eingehendster Beschäftigung mit Corneilles Drama Cinna in Gestalt von Bemerkungen, die zum gröfsten Teile den Zweck haben, schwierige Stellen zu beleuchten und aus dem gesamten Gedankengang heraus das Einzelne zu erklären. Sie enthalten eine Fülle trefflichen Materials und schätzbare Beiträge zum Verständnis der Dichtung, die neben den anderen Kommentaren mit Nutzen zu verwenden sind. Jedenfalls dürfte es schwer sein, dem Verf. den Vorwurf einer Unterlassungssünde zu machen; eher möchte man manche Bemerkung missen. Mit peinlichster Sorgfalt bemüht er sich, alle Schwierigkeiten zu heben, den Beziehungen der Gedanken nachzugehen und das Einzelne in das rechte Licht zu stellen. Nicht selten tritt er hierbei in Gegensatz zu anderen Erklärern, wie Strehlke, Wätzold und Brunnemann, und wir können in den meisten Fällen nicht umhin, seinen Ausführungen beizustimmen; es genüge hier, auf die Erklärungen zu v. 133, 708, 1115, 1190, 1238, 1387, 1677 aufmerksam zu machen, in welchen der Verfasser durch Eingehen auf Gedankengang und Heranziehen früherer Stellen das Richtige trifft, ohne den Worten des Textes Gewalt anzuthun. In längeren Ausführungen wird am Ende einzelner Akte und wichtiger Scenen auf die Bedeutung des Vorangegangenen für den Gang der Handlung und auf wichtige Charakterzüge der handelnden Personen aufmerksam gemacht, so besonders Akt II, Sc. 1, III, 4, IV, 4, 5 u. 6.

Minder glücklich ist der Verfasser in den grammatikalischen Bemerkungen gewesen, denen er mit Recht nur geringen Raum gestattet. So wäre bei v. 1008 statt einer blofsen Übersetzung eine Erklärung der Konstruktion des präpositionellen Infinitivs mit à nach être am Platze gewesen; in v. 1012 wird der Infinitiv de te remettre absolut genannt, der es ebensowenig ist als in v. 1159 d'y penser; eine ungenügende Erklärung finden wir für v. 1216, wo zu der Stelle: à vos bontés se laisseront toucher aufser der Übersetzung nur hinzugefügt wird: „die Präposition à in Verbindung mit laisser und einem hiervon abhängigen Infinitiv öfters in diesem Sinne,“ während doch dem Verf. bekannt sein mufs, dafs, analog der Konstruktion von faire mit transitivem Infinitiv, das Objekt der Verben laisser, entendre, voir häufig in den Dativ tritt, wenn ein transitiver Infinitiv von ihnen abhängt. — Zahlreicher sind die Noten lexikalischer Natur, von denen ein nicht unbedeutender Teil wohl hätte fortbleiben können; mit Recht macht der Verf. aufmerksam auf die Bedeutung von courage = Herz (v. 77), jaloux = bedacht auf (409), effet = Verwirklichung (912), effort = Wirkung (1091), ne-jamais = nicht mehr 1220), ressentiment = souvenir reconnaissant (1651). Da aber doch wohl angenommen werden mufs, dafs diese Bemerkungen nicht für Schüler ge-

schrieben sind, sondern eher den Zweck verfolgen, jüngeren Lehrern als Hilfsmittel und den Studierenden bei der Privatlektüre als Wegweiser zu dienen, so scheint es überflüssig auch solche Übersetzungen zu geben, wie wir sie finden zu v. 66 la plus considéré „du geniefsest bei ihm das höchste Ansehn“, v. 459 enfin „kurz“, v. 839 lâches conseils „heuchlerischer Rat“, ferner zu v. 1475, 1558 und andere. Auch geht der Verf. in dem Streben nach Vollständigkeit öfters zu weit und erklärt vieles, was klar ist und von einem aufmerksamen Leser nicht mifsverstanden werden kann, wie in v. 421, 454, 483, 584 u. s. w. Diese Ausstellungen sollen das Verdienstliche der Arbeit nicht schmälern, deren Wert in der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit besteht, mit welcher alle schwierigen Ausdrücke und dunklen Wendungen oder Gedankenbeziehungen geprüft werden. Im Hinblick auf die zur Zeit so massenhaft betriebene Herausgabe von Schriftstellern mit Anmerkungen von sehr verschiedenem Werte mufs die gründliche Art, mit der der Verf. zu Werke geht, einen um so erfreulicheren Eindruck machen. Es wäre innig zu wünschen, dafs die produktivsten Herausgeber sich die Mufse nähmen, das vorliegende Programm einer Durchsicht zu unterwerfen, und daraus Nutzen zögen für ihre ferneren Arbeiten. Op.

Miscellen.

Erklärung zweier Stellen in Goethes „Egmont".

1) 4. Aufzug, 2. Scene (der Kulenburgische Palast) sagt Gomez: Gewifs, wer Zeuge seiner (Albas) Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundenen gleichsam durchschmiegte, die strengste Manneszucht hielt und einen Zug, den man so gefährlich achtete, leicht und ohne Anstofs zu leiten wufste! — Dafs die Worte „Königlichen und Ketzer" als Apposition auf „die Franzosen" zu beziehen sind und dafs jene die königlichen Truppen unter Marschall Tavannes, diese die hugenottischen unter Admiral Coligny und dem Prinzen von Condé bezeichnen, unterliegt keinem Zweifel. Als Alba Anfang Juni 1567 von Alessandria aus seinen berühmten Zug über den Mont Cenis durch Savoyen, Burgund und Lothringen ausführte, geriet Frankreich in nicht geringe Aufregung. Die Regierung (Karl IX. oder vielmehr seine Mutter Katharina von Medici) schickte Truppen an die Grenze, ebenso die Hugenotten, um den Zug Albas zu bewachen. Besonders die letzteren beobachteten nicht nur den Zug Albas, sondern auch die Haltung der eigenen Regierung mit Mifstrauen; denn trotzdem vor kurzem erst der Friede von Amboise zwischen der die Katholiken begünstigenden Regierung und ihnen abgeschlossen worden war, fürchteten sie doch, die Truppen der Regierung, zu denen eben noch 6000 Schweizer aus den katholischen Urkantonen geworben worden waren, seien weniger zur Bewachung der Grenzen bestimmt als vielmehr, vielleicht gar in Verbindung mit Alba, mit dem Katharina im Anfang des Jahres 1565 eine Zusammenkunft in Bayonne gehabt hatte, zur Ausführung eines gegen sie geplanten Gewaltstreiches. — Wer sind nun aber „die Schweizer und Verbundnen"? Dafs jene die schweizerischen Eidgenossen, besonders die Reformierten derselben, wie die Berner, Waadtländer u. a., sind, liegt auf der Hand. Keinesfalls sind es die oben erwähnten, von der französischen Regierung geworbenen und mit den übrigen Truppen zur Bewachung der Grenzen verwendeten 6000 Schweizer. Und die „Verbundnen"? Düntzer erklärt (Goethes Egmont, 3. Auflage, S. 97, Anm.): Unter den von Gomez genannten *Verbundenen* sind Admiral Coligny und Prinz Condé gemeint. Schaefer in seiner Schulausgabe des „Egmont" (Stuttgart, Cotta) erklärt S. 107: *Königlichen und Ketzer* — Marschall Tavannes mit königlichen Truppen, Coligny mit den Protestanten, beide („die Verbundenen") den Zug Albas bewachend. Beide Erklärungen sind nach meiner Ansicht falsch, da nach beiden das Wort

Verbundnen“ eben erst Genannte noch einmal bezeichnen würde. Schon las Fehlen des bestimmten Artikels vor dem Worte zwingt uns, das Wort n engerer Beziehung zu den vorhergehenden Worten „die Schweizer“ zu enken, in den „Verbundnen“ Verbündete der Schweizer anzunehmen. Und *diese „Verbundnen“ der Schweizer sind die Genfer*. Die Stadt Genf atte endlich im Jahre 1536 im Bunde mit Frankreich und Bern nach ast dreifsigjährigem Kampfe gegen ihren eigenen Bischof und den Herzog on Savoyen-Piemont die Freiheit und Unabhängigkeit sich erkämpft, nd die Reformation konnte nun ungehindert in der Stadt und den von erselben abhängigen Landgemeinden durchgeführt werden. Die Berner atten gehofft, jetzt in sämtliche bisherigen Rechte des Bischofs und des lerzogs einzutreten und die Stadt in eine gewisse Abhängigkeit von sich n bringen. Genf behauptete jedoch auch Bern gegenüber seine Selbständigkeit, trat als Freistaat zu der schweizerischen Eidgenossenschaft ur in das Verhältnis einer Bundesgenossenschaft. Auch der Herzog manuel Philibert, der berühmte Feldherr Karls V. und Philipps II., ufste sich in den Verlust der schönen Gebiete am Genfersee fügen und n Jahre 1564 im Frieden zu Lausanne die Mitte des Genfersees als renze zwischen Savoyen und Genf-Schweiz anerkennen. Aber insgeheim nterhielt er doch noch Beziehungen zu einzelnen Adeligen und zu unufriedenen Elementen in der Schweiz, an der Hoffnung festhaltend, jene ebiete wieder zu gewinnen. Kein Wunder, dafs die reformierten Genfer nd die Reformierten der Schweizer, besonders die Berner, auf ihrer Hut aren, als drei Jahre später Alba mit seinem Heere hart an der genferchweizerischen Grenze vorbeizog und der Herzog Emanuel Philibert, ich als Hort des Katholicismus von ihnen beargwohnt, aus Gefälligkeit egen den spanischen König ihm das Geleite gab.

2) In derselben Scene sagt Alba auf die Nachricht hin, dafs Oranien icht komme: Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verhiebt er, sich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn iesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein! — Ver ist nun dieser „Kluge“, der dieses Mal wider Vermuten klug genug ar, nicht klug zu sein? Alba oder Oranien? Düntzer (a. a. O. S. 100) ezieht die Worte auf den Sprechenden, auf Alba, und fafst sie im Sinne ner unmutigen Selbstverhöhnung: In dem Augenblick, wo alles zur usführung bereit ist, soll Alba erfahren, dafs Oranien ihm doch zu klug ewesen und seine Erwartung geschickt getäuscht hat, *worüber er seinen nmut in einer Verhöhnung seiner eigenen für untrüglich gehaltenen Klugeit ausspricht*. Diese Erklärung hat in der That auf den ersten Blick was Bestechendes. Aber wie sind dann die Worte „wider Vermuten“ u erklären? Fehlten diese, so stünde jener Erklärung nichts im Wege. ber gerade diese zwei Worte hindern uns, den Satz auf den Sprechenden u beziehen und so im Sinne einer unmutigen Selbstverhöhnung aufzuassen. Schaefer (a. a. O. S. 107) scheint mir das Richtige getroffen zu aben, indem er unter dem „Klugen“, der dieses Mal wider Vermuten lug genug war, nicht klug zu sein, Oranien versteht! Oranien ist dieses al klug genug, sich der Schlinge Albas zu entziehen, scheint aber doch gleich eine Unklugheit zu begehen, indem er es wagt, sich offen zu idersetzen und *nicht* zu kommen. Diese Erklärung entspricht nach einer Ansicht ganz dem Wortlaut der Stelle, der Situation und dem harakter Albas und Oraniens. Seit der Ankunft Albas ist schon einige eit vergangen. Der kluge, schlaue Oranien hat bis jetzt verschoben, ch zu erklären, wie er sich zu dem neuen Statthalter zu stellen gedenke. Jetzt aber wirft er die Maske ab: er wagt es, nicht zu kommen. In Alba, der an blindes Gehorchen gewöhnt ist, kann nur staunen über e Kühnheit, der Einladung, die er als Vertreter des Königs hat ergehen ssen, nicht Folge zu leisten. Aber alsbald weicht dieses Staunen schaden-

frohem Hohne auf die viel gerühmte Klugheit Oraniens. Während er vermutet hat, dafs der „Kluge“ seiner Ladung folgen werde, wenn auch nur, um nicht den Vorwurf der Widersetzlichkeit sich zuzuziehen, ist der „Kluge“ dieses Mal wider Vermuten insofern klug genug, indem er seine Absicht erriet und durch sein Ausbleiben sich für jetzt der Gefangennahme entzog, handelt aber in seiner vermutlichen Klugheit doch nicht klug, indem er durch seine Weigerung, zu kommen, sich offenen Ungehorsams und ausgesprochener Widersetzlichkeit schuldig macht, was Alba seiner Klugheit nicht zugetraut hätte. Während Oranien, der kluge, vorsichtige, alles berechnende Staatsmann, gewifs bis jetzt alles vermieden hat, was der Regierung auch nur irgend ein Recht geben könnte, gegen ihn einzuschreiten, hat er sich jetzt durch die Weigerung auf einmal als Rebellen erklärt, was schon Egmont in der Unterredung mit Oranien als unausbleibliche Folge der Weigerung befürchtet hat. Also war der kluge Oranien dieses Mal, meint Alba, klug und auch wieder nicht klug, jenes, indem er sich den Schlingen Albas für jetzt zwar entzog, dieses, indem er jetzt durch seinen Ungehorsam sich zum Rebellen erklärte und so seine Feinde, die ihm bis jetzt weniger als dem unvorsichtigen Egmont anhaben konnten, in ein gewisses Recht gegen ihn setzte. So mag Alba sich anfangs wohl ärgern, dafs gerade der „Gefährlichste“ ihm entgangen ist. Aber die Schadenfreude über die Unklugheit Oraniens, den er immer noch erreichen und dann als offenen Rebellen behandeln zu können hoffen mufs, drängt den Ärger und Unmut bald zurück. Glaube ich auch mit dieser Erklärung den Sinn der Stelle getroffen zu haben, so ist doch nicht zu leugnen, dafs das Wortspiel etwas gesucht erscheint. Aber Goethe schrieb so, und wir sind nicht zur Änderung einer Stelle berechtigt, solange uns nicht triftige Gründe dazu zwingen. In den „Akademischen Blättern“ von Sievers Bd. I, S. 723 wurde folgende Änderung vorgeschlagen: „So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug auch klug zu sein,“ und so erklärt: klug genug, um Albas Zorne zu trotzen und seine Einladung nicht anzunehmen, klug genug, um nicht aus thörichter Rücksichtnahme sich selbst dem Feinde auszuliefern, klug genug, nicht blofs dafür gelten zu wollen, sondern es auch wirklich zu sein. Aber abgesehen von der Willkür dieser Veränderung, ist gar nicht zu begreifen, warum die diesmalige kluge Handlungsweise Oraniens für Alba so überraschend und unvermutet sein soll, da er Oranien bis jetzt doch nur als einen klugen und vorsichtigen Mann kennt und deswegen nicht erwarten konnte, dafs derselbe jetzt auf einmal unklug handeln werde.

Rastatt. L. Zürn.

In den Miscellen des LXXVII. Bandes dieser Zeitschrift, 3/4. Heft, weist Herr J. Zupitza in Berlin auf einen bisher nicht beachteten interessanten Gebrauch des sogenannten Konditionals in der heutigen englischen Sprache hin. Es sei mir gestattet, den von Herrn Zupitza angeführten Beispielen für den „vermutenden“ Konditional noch einige in Sweets Elementarbuch des gesprochenen Englisch befindliche anzureihen.

They (men) *would* soon *learn* how to cut and scrape with a sharp piece of flint, and make holes with a sharp tooth or pointed stone (werden bald gelernt haben; S. 69). — A branch torn off a tree *would* soon *be used* to kill rats and snakes and other small animals with, and to hit one another on the head with when they fought (wird gebraucht worden sein; S. 71). — When people had once found out how to make mats of plaited straw or anything of that kind, they *would* soon *begin* to weave cloth, for cloth is nothing but a kind of matting made with threads, and it is easy enough to twist wool or hair into thread (werden begonnen haben; S. 79). —

Sleeves *would* soon *be made* by sewing the cloth together under the arms (werden gemacht worden sein; S. 81).

Diese Beispiele zeigen gleich den meisten der von Zupitza mitgeteilten die Eigentümlichkeit, dafs zum Ausdruck der Vermutung gewöhnlich der erste Konditional gebraucht wird. Alle haben die Zeitbestimmung soon (cf. Zupitza 12: Starting from these humble sources, the news ... would *ere long* penetrate into the most remote quarters).

Bei dieser Gelegenheit möchte ich der treffenden Beurteilung des Sweetschen Elementarbuches durch Fr. Beyer in Kahla, die sich in derselben Nummer dieser Zeitschrift findet, noch einige Notizen — teils Ergänzungen, teils Berichtigungen — hinzufügen. Zuvor sei hier noch im Anschlufs an das Obige bemerkt, dafs Sweets Büchlein überhaupt reich ist an interessanten (zumeist der Umgangssprache angehörigen) Ausdrucksweisen. Cf. S. 69: *these kind* of tools; S. 97: he is never *home* before half past six; S. 108: the other *one;* S. 117: the next *one;* S. 116: why don't you put your boots on? *I am going to* (ebenso kurz darauf: *we are sure to* [sc. meet some one we know]; vergl. Schmitz[5] 202); S. 117: I thought you knew wh*o* I meant etc.

In dem Kapitel von der Abstufung (S. 21 ff.) fehlen die Formen mas (z. B. 38 [8]) und məs (ebenso unter den Defektiven S. 35); mə (73 [23]) für mei (fehlt ebenfalls S. 35); də (53 [15]) für dət; ə (besonders in Verbindung mit Präpositionen: widə 38 [8], inə 57 [39], onə 70 [10]; doch auch sonst: sijə 67 [7], noue 70 [11]) für həər (əər, ər). Besonders interessant in Bezug auf die Abstufung ist fɔə. Für diese (z. B. 40 [1] zu findende) Form kommen noch vor: for (z. B. 33 [3]), fər (z. B. 51 [1]), fə (z. B. 35 [5]), fr (z. B. 76 [23]).

Zu den von der gewöhnlichen Aussprache abweichenden Sweetschen Notationen wären noch zu rechnen: grædʒueli (z. B. 4 [19]), imijdʒətli (62 [20]), individʒuəl (76 [2]), wednzdi (39 [6]), plætid (19 [2]), rum (59 [7]), gædəd (62 [18]), oltəd (26 [3]), folt (62 [11]). Letztere beiden wären den Fällen des abweichenden å-Lautes, deren Beyer S. 432 gedenkt, beizuzählen. Die in Bezug auf ihre Aussprache streitigen Wörter been und either notiert Sweet bijn und aidə (63 [27]). Bemerkenswert sind noch: kamftəbl (22 [10] = comfortable, præps (25 [3]) = perhaps, difiklt (29 [8]) = difficult, solitri (78 [7]) = solitary, aagjement (79 [6]) = argument, maalbrə (79 [17]) = Marlborough, dʒamt (79 [21]) = jumped (doch 75 [13]: dʒampt).

An Druckfehlern sind mir nur folgende wenige aufgefallen: S. 9, Z. 13 v. u.: verengt, dass — S. 10, Z. 12 v. u.: starkbetonten — S. 12, Z. 6 v. u.: zieht — S. 16, Z. 3 v. o.: kætʃ — S. 18, Z. 14 v. o.: g, d, b ebenfalls — S. 23, Z. 4 v. u.: ; 2) — S. 32, Z. 1 v. o.: 3. pers. sg. präs., die im conj. — S. 32, Z. 5 v. u.: präteritalendung — S. 36, Z. 13 v. o.: (wər) — S. 56, Z. 4 v. o.: kommen'. — In den äufserst sorgfältig gedruckten Texten habe ich nur bemerkt: Nr. 53 [18]: ɔn·kijp (statt ən) — Nr. 59 [7]: selſ (statt self) — Nr. 78 [3]: ſə (statt fə) — S. 131, Z. 14 v. u.: too, just (statt to just). Nr. 39 [5] mufs es wohl heifsen: half past (statt h.-p.). — Im Glossar sind zu vermissen: kəloukwiəl, ouverdan, greivi (16 [3]); bei tʃaaf die Bedeutung „Kleinigkeit" (73 [17]). — Differenzen im Wortlaut des Doppeltextes finden sich $79\,{}^{9}/_{10}$ und $79\,{}^{19}/_{23}$.

Im übrigen mache ich die Worte, mit denen Beyer seine Recension schliefst, voll und ganz zu den meinigen.

Nachträglich sei noch auf eine vom bisher Üblichen abweichende Sweetsche Lautbezeichnung hingewiesen: Sweet kennt kein „ȯ" (nach Walker; nach Sweet mid-back) vor r; alle Wörter, in denen o bisher mit ȯ bezeichnet wurde (so namentlich port und seine Zusammensetzungen, doch auch story, pour etc.) bezeichnet Sweet mit „ɔ". Wird das r als eigene Silbe gesprochen, wie das Schmitz (Grammatik S. 9) auch verlangt (port = pó-urt), so erscheint der betreffende englische Laut fast noch besser

wiedergegeben als bei Sweet. Der durch das folgende r bedingte Nachschlag bewirkt hier dieselbe Täuschung des Ohres wie bei a, das ja auch viele in diesem Falle wie äh sprechen (care = kähr, Sweet keə, Schmitz ká-ur); allerdings verliert dann o die Hinneigung zu u wie a die zu i, beide werden vielmehr zuletzt low. — Dies zugleich an die Adresse des (unschwer zu erratenden) anonymen Briefstellers, der übrigens, wie er sieht, mit seinen in keiner Weise erbetenen Ratschlägen etwas zu spät kam, da das Manuskript der obigen Zeilen lange vor Eintreffen seiner fürsorglichen Zuschrift abgegangen war.

Zittau. R. Scherffig.

Doppelte Negation.

Das neueste Beispiel der kürzlich namentlich in den Jahrbüchern für Philologie viel besprochenen Negation infolge von Flüchtigkeit findet sich bei M. Brosch: Oliver Cromwell (1886) S. 177: „und ebensowenig war in Adelskreisen kein greifbares Interesse vorhanden" (statt „ein").

Hölscher.

Neufranzösisches Seminar am Königl. Polytechnikum Dresden.

Innerhalb der grofsen Ferien und zwar zunächst *im ganzen Monat September d. J.* gedenkt der Unterzeichnete im neufranzösischen Seminar, im Anschlufs an neuere französische Lustspiele, praktische Übungen, mündlich und schriftlich, abzuhalten.

Sollten Studierende der neueren Sprachen, welche in der gedachten Zeit in Dresden weilen, wünschen, an diesen Übungen teilzunehmen, so werden dieselben eingeladen, sich zu einer Besprechung über Zeit, Ausdehnung der Übungen und damit zusammenhängende Fragen

Mittwoch den 31. August d. J., Vormittag 11 Uhr, Hörsaal 57

einfinden zu wollen.

Dresden, den 18. Mai 1887.

Dr. Wilhelm Scheffler,
a. o. Professor der franz. Sprache u. Litteratur
am Königlichen Polytechnikum.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Bierbaum, Die analytisch-direkte Methode des neusprachlichen Unterrichts. (Kassel, Kay.) 3 Mk.

F. Hefty, Der Unterricht in den modernen Sprachen. (Prefsburg, Heckenast Nachf.) 60 Pf.

A. Schröer, Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnisse zur praktischen Spracherlernung. (Leipzig, Weigel.)

O. Jäger, Der französische Anfangsunterricht im Gymnasium. (Progr. d. Gymn. in Büdingen.)

H. W. Glabbach, Die Lautphysiologie im französischen Unterrichte. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.

H. Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. (Stuttgart, Cotta.) 10 Mk.

C. Andreae, Aus den Schulen zu Paris. Ein pädagogischer Reisebericht. (Langensalza, Beyer.) 50 Pf.

Grammatik.

W. Münch, Die Pflege der deutschen Aussprache und der Deklamation in den höheren Schulen. (Progr. d. Realgymn. in Barmen.)

F. Beyer, Das Lautsystem des Neufranzösischen. Mit einem Kapitel über Aussprachereform und Bemerkungen für die Unterrichtspraxis. (Köthen, Schulze.) 2 Mk.

C. Mosen, Das französische Verbum in der Schule auf Grund der Ergebnisse der historischen Grammatik. (Wien, Lechner.)

Lexikographie.

Grimms Wörterbuch. VIII. Band. 3. Lfrg. Bearbeitet von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

Litteratur.

J. Bechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. 1. Lfrg. (Frauenfeld, Huber.) 1 Mk. 60 Pf.

S. Gelbhaus, Über Stoffe altdeutscher Poesie. (Berlin, Stuhr.) 3 Mk.

G. S. J. Gietmann, Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen. (Freiburg, Herder.) 8 Mk.

E. Belling, Die Metrik Lessings. (Berlin, Hettler.) 4 Mk.

V. Hehn, Gedanken über Goethe. (Berlin, Borntraeger.) 7 Mk.

Goethes und Carlyles Briefwechsel. (Berlin, Herz.) 6 Mk.

Carl Litzmann, Emanuel Geibel. (Berlin, Besser.) 4 Mk.
L. Uhland, Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten, von G. Hassenstein. (Leipzig, Reißner.) 3 Mk.
E. Faguet, Études littéraires sur le XIXe siècle. (Paris, Lecène et Oudin.) 3 Mk. 50 Pf.
E. Lefranc, Études sur le théâtre contemporain. (Paris, Dupret.) 3 fr. 50 c.
J. Stiernet, La littérature française au XVIIe siècle. (Bruxelles, A. Vandenbroek.) 7 Mk. 50 Pf.
P. Lange, Ronsards Franciade und ihr Verhältnis zu Virgils Äneide. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Paris, La poésie du moyen âge, leçons et lectures. II éd. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
O. Kühne, Über den Sprachgebrauch Racines in seinen dramatischen Dichtungen. (Leipzig, Dissertation.)
K. Bleibtreu, Geschichte der englischen Litteratur in der Renaissance und Klassicität. (Leipzig, Friedrich.) 6 Mk.
J. Kerr, Carlyle as seen in his works. (London, Allen & Co.) 5 sh.
Fr. Röver, Lord Byrons Gedanken über Alex. Popes Dichtung. (Erlangen, Dissert.) 1 Mk.
F. von Breidenbach, Geschichte der italienischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. (Berlin, Siegismund.)

Hilfsbücher.

M. Eifert, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik. (Stuttgart, Krabbe.) 1 Mk.
Chr. Rauch, Répétitions de grammaire française. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk. 40 Pf.
Sammlung Molièrescher Lustspiele. Für Mädchenschulen mit Erklärungen herausgeg. von W. Knörich. I. L'avare. (Leipzig, Leiner.) 1 Mk.
J. B. V. Jehant, Französische Lese- und Vortragsstücke in Prosa und in Versen, stufenweise geordnet. (München, Lindauer.) 1 Mk. 50 Pf.
Macaulay, Warren Hastings, erklärt von R. Thum. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Geist, Lehrbuch der italienischen Sprache. (Zürich, Orell Füßli & Co.) 4 Mk. 50 Pf.
Italienische Sprüche, gesammelt und übersetzt von A. R. Chwatal. (Magdeburg, Faber.) 1 Mk.
Anhang hierzu: Über die Aussprache des Italienischen, von Chwatal. (Magdeburg, Faber.) 50 Pf.
G. C. Kordgien, Spanische Grammatik. (Hamburg, Boysen.) 5 Mk.
Spanische Bibliothek mit deutschen Anmerkungen für Anfänger. 6 Bändchen. (München, Lindauer.) 1 Mk.

Die Courtoisie

in ihrer kulturhistorischen Entwickelung.

Von

Th. Vatke.

---

1) Wortsinn und Ursprung der Courtoisie. Das bei Hofe gehegte und gepflegte Verhalten; besonders auch die Sprache (das Ceremoniell).

2) Dieses höfische Wesen konnte in weitere Kreise dringen, da der zuschauende Zutritt zu Hofe, z. B. während der Tafel, *von den Galerien der Säle in den Burgen und Schlössern* aus leicht gestattet war.

Chaucer tadelt es, daſs oder wenn der Reiche diesen Zutritt zu seinen Gastmählern verweigerte. Wir haben genaue Schilderungen z. B. *wie* Kaiser Karl V. gegessen hat. Auch unter freiem Himmel wurde viel gespeist. Ferner denken wir an die vielen öffentlichen Feste der Höfe: der Ritterschlag (Siegfrieds z. B. im *Nibelungenlied)*. Das höfische Wesen wird dann durch die zahlreichen Hofdamen und *Pagen*[1] erlernt.

3) Die Courtoisie enthält naturgemäſs auch eine kirchlich-religiöse Färbung. (Der Ritter verteidigt die Kirche Christi.)

Auch orientalische Einflüsse durch Berührung mit den Saracenen (cf. Floripas) haben mitgewirkt, speciell die Sitte des *Kredenzens.*

Das ganze Institut des Ritterwesens hatte ursprünglich den Zweck, die christliche Kirche zu verteidigen. Und wie nach christlicher Doktrin die aus dem zumal paulinisch-augustinischen Bewuſstsein der Sünde stammende Demut die Grundlage der

---

[1] Cf. Court News (Staple *of News) Ben Jonson.*



Frömmigkeit ist, so ist diese Tugend auch ein Hauptpfeiler ritterlich-romantischer Weltanschauung und in dem Begriffe der *Courtoisie* mitenthalten. In des Pfaffen Lamprecht *Alexandersage* (12. Jahrhundert) will der Held, nachdem er Indien und die Welt erobert, auch das Paradies „mit Gierigkeit“ erstreiten: aber er mufs umkehren an den Pforten desselben, weil ihm die Demut fehlt. So finden wir denn, wo das Lob des „Höflichen“ erteilt ist, gewöhnlich den erläuternden Zusatz von der Dienstfertigkeit und Demut der gerühmten Person. In seinem unvergleichlichen Prolog zu den *Canterbury-Tales* (um 1380) sagt daher Chaucer von dem Junker, Vers 99: curteis he was, lowly and servisable — höflich war er, niederträchtig (im alten guten Sinne) und dienstfertig. (Chaucer spricht auch von the curteis lord Jesus.) Ebenso von dem Mädchen, Vers 1477: curteis she was, discrete and debonaire — höflich war sie, klug und wohlwollend. Und im Altfranzösischen heifst es:

> Cortoise et sage et simple sens orgueil,
> Gente de cors et de clere façon.

In dem altfranzösischen allegorischen Roman von der Rose, der im 14. und 15. Jahrhundert eine so grofse Rolle in der europäischen Litteratur spielte, der von Chaucer übersetzt ward und dem ein Petrarka nur antike Dichtungen an die Seite zu stellen wagte, tritt auch die *Courtoisie* als allegorische Figur auf; sie heifst (V, 784): *Cortoise* la vaillant et la debonaire. Spenser, der in *England* am Schlusse des 16. Jahrhunderts anachronistischer Weise die Ritterpoesie noch einmal zu Ehren bringen wollte, widmete den ganzen sechsten (Schlufs-)Gesang seiner *Fairy-Queen* der *Courtoisie:*

> Dem Hofe nach nennt man die Höflichkeit . . .,
> Die allen guten Sitten Grund gegeben
> Und art'ger Unterhaltung Wurzel ist.

Bezugreich sagt Chaucer: „The swerd that men yeven first to a knight signifieth that he shal defend holy Chirche“ (de septem peccatis mortalibus). Wie übrigens ein Ritter, „der für Christum ficht“, für seinen Glauben disputiert, erzählt Joinville im Leben des *Saint-Louis* (sæc. 13): Ein Ritter fragt einen Juden: „Glaubst du, dafs die Jungfrau Maria eine Jungfrau und die Mutter Gottes war?“ Der Jude antwortet: „Nein!“ Flugs

schlägt als Antwort der Ritter den Juden mit seiner Krücke zu Boden. König Ludwig zieht hieraus die Nutzanwendung, daſs kein anderer als ein guter Theolog sich mit Juden in theologische Erörterungen einlassen dürfe. Im übrigen billigt er das Verfahren des Ritters vollkommen, wenn er ferner sagt, daſs ein Laie, der die christliche Religion schmähen höre, das Schwert, als die richtigste Verteidigungswaffe bei einem derartigen Streite, ergreifen und es dem Verruchten bis ans Heft in den Leib stoſsen solle.

Die *Courtoisie* wird dann nach ihrer ganzen Tragweite — besonders in der strengen Aufrechthaltung des Unterschieds der Stände, der Lehre vom Gehorsam — von der *Kirche sanktioniert* und von der *Schule gelehrt.* Der Unterschied der Stände aber zeigt sich:

a) in der Kleidung,

b) in der Nahrung,

c) auch in der Wohnung (der Turm, tour, am Wohnhause ist droit seigneurial, appanage de la noblesse).

In Deutschland heiſst die Courtoisie die *hüpscheit* (= hövischheit): hierzu gehört bei Frauen z. B. die medizinische Kräuterkunde.

Die Schulbildung zur Courtoisie nun umfaſst das bekannte Trivium, ist trivial (Lesen, Schreiben, *Musik,* speciell das Saitenspiel, vgl. den Apollo Raphaels mit der Geige).

Äuſserlich lehrt die Courtoisie auch das Verhalten vor den Vornehmeren, die Verbeugung z. B., cf. to drop a *courtesy* (Verbeugung), bei der das Knie gebeugt wird. Die unteren Stände (le tiers état) liegen bis 1789 à genoux.

Lehrbücher der *Courtoisie* verfassen im 15. sæc. in Italien der Freund Raphaels, Graf Castiglione, den *„Cortigiano"*, in England Caxton: *„Book of Courtesie"*.

Mit dem Ende des 15. sæc. scheint die *Erziehung*[1] zur *Courtoisie* aufzuhören; dieselbe wird durch die klassische (antike) Bildung der Renaissance mehr und mehr in den Hintergrund verschoben; die *virtus* tritt wieder mehr hervor, und im 17. und 18. Jahrhundert ist die *Tugend* das Ziel der Menschheit. Die aristokratische Erziehung Lockes zum *gentleman* ist indessen

[1] Vgl. unseren Aufsatz über *Alt-englische Erziehung* im vorigen Bande von Herrigs *Archiv.*

noch eine Abart der alten, auf den Hof gerichteten Vorbildung, vgl. Rousseaus Spott darüber: Der Mensch zum Menschen erzogen, Rückkehr zur Natur: der Hof besteht für sich; *Höflichkeit,* Courtoisie sind allgemeine Begriffe geworden, in denen der historische Kern nicht mehr geschmeckt wird.

Zu betrachten ist nun:

I. Die höfische Sprache.

a) Im Leben vermeidet dieselbe z. B., der kirchlichen Vorschrift entsprechend, das Schwören; b) im schriftlichen Ausdruck kultiviert sie den Kurialstil, die feine höfische Rede; das *Kuriale* nach Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien, setzt in dem Cento Novelle Antiche noch vor dem Jahre 1300 den höfischen Kurialstil (im Gegensatz zu der volkstümlichen Rede- und Ausdrucksweise) fest; c) in der Poesie pflegt sie wesentlich die *Lyrik,* während das Drama *volkstümlich-biblisch* wird und bis zum 16. Jahrhundert bleibt.

II. Das höfische Wesen.

Das Vaterland der Courtoisie ist, wie das Wort es besagt, Frankreich:[1]

En cel pays tant demora
Qu'l sot tyois, tant s'en ala
Ou roiaume de *France* droit,
Que ont adont Gaule nommoit,

---

[1] Littré: *Courtois.* Rem. Marguerite Buffet et Bonhours déclarent *vieilli* ce mot ainsi que *courtoisie;* et de Caillières dit: „*Courtois* n'est plus guère dans le commerce de gens du monde; *civil* a pris sa place, de même que *civilité* a remplacé *courtoisie.*“ (Nur noch im *style soutenu* gebräuchlich.) — *Courtoisie.* Hist. XIIe s. Puis lui a dit deuz moz par courtesie, Ronc. p. 58. Dame, valor, *biauté et courtoisie* [il y] A tant en vous qu'on n'i fait qu'amender, Couci, XXI. — *Cour,* 1o Domaine rural: sens primitif, tombé en désuétude, et qui ne se trouve qu'en composition et écrit, *court* dans des noms de lieux en *Normandie,* en *Picardie,* en *Lorraine: Harcourt, Brucourt etc.* ‖ Se dit, en Normandie, du terrain et des plantations dépendant immédiatement du bâtiment de la ferme (cf. *Hopyard,* im Englischen *Vineyard).* ‖ 3o Le palais du prince: ainsi dit parce que les rois de la première et de la deuxième race et les seigneurs demeuraient habituellement dans des domaines ruraux nommés *court.* ‖ Avoir bouche à cour, avoir droit de manger à *quelqu'une des tables entretenues par le prince.*

Pour aprendre sens et honnour
Et ce qu'il afiert à valour,
Fu lonc tans en celui pays;
Car en anciens escris
Trueve on que tousjours
A esté France la flours et la purté
D'armes, d'onnour, de gentillece,
De *courtoisie* et de largece;
Ce est la touche et l'exemplaire
De ce c'on doit laissier et faire.
Cleomadès 237 (bei Alw. Schultz I, 121).

Im 17. Jahrhundert noch:

In France! that garden of humanity,
The very seed-plot of all *courtesies*...
Ben Jonson, *The Magnetic Lady* III, 4.

Frankreich aber wird bereits im 13. Jahrhundert z. B. von Wolfram von Eschenbach als das Mutterland der *Kleider-Moden* [1] betrachtet.

Die Nonne Chaucers spricht französisch; das Französisch von Paris freilich war ihr unbekannt. Die *englische Bürgersfrau des 14. Jahrhunderts* aber fand es sehr schön (full well), „Madame" genannt zu werden. (Cf. Chaucer.)

[1] Wolfram von Eschenbach, *Parzival und Titurel*, übersetzt von K. Simrock, 1849, Bd. II, S. 375 (XV, Feirefiſs):

Heil der nahenden Stunde!
Willkommen sei die süße Kunde,
Die von der Jungfrau wird vernommen!
Denn eine Jungfrau sah man kommen
In teuren Kleidern, wohl geschnitten,
Kostbar nach Franzosensitten;
Ein reicher Samt ihr Oberkleid,
Schwärzer noch als ein Geneit.
Manch Turteltäubchen schien da hold,
Gewoben aus Arabiens Gold,
Das Wappenbild des Grales.
Sie ward desselben Males
Viel bestaunt von allen Leuten.
Nun laſst sie erst zur Stelle reiten —
Die *Kopfzier* trug sie *hoch und blank;* (cf. die Burgund. Tracht)
Mit manchem dichten Überhang
War ihr Angesicht bedeckt
Und vor jedem Blick versteckt.

Und im 15. Jahrhundert klagt ein italienischer Gelehrter Jovianus Pont. *de principe:* „Utinam autem non eo impudentiæ ventum esset, ut inter mercatorem et patricium nullum sit in vestitu ceteroque ornatu discrimen. Quodque tolerari vix potest, nullum *fere vestimenti genus probatur, quod e Gallis non fuerit adductum.*" — Ebenso richtete sich im *Venedig* des 16. Jahrhunderts die Kleidermode nach *Paris*. Davon spricht Ch. Yriarte, *La vie d'un Patricien de Venise au Seizième Siècle.*

Frankreich und speciell *Paris* ist ferner schon in Dantes Tagen das Muster und die Schule der *Miniatur-Maler,* die als sog. *Brief- und Initialen-Illuminateure* eine so grofse Rolle spielten. Dante, *Purgatorio, Canto* XI, v. 79—82:

> O, dissi lui, non sé tu Oderisi,
> L'onor d'Agubbio e l'onor di quell'aste
> Ch'alluminare è chimata in Parisi?

Karl Woltmann, Geschichte der Malerei I, 345, der unsere Stelle aus Dante anführt, sagt: „Das *französische Volk* betrat wie in der Architektur so auch in der *Malerei zuerst neue Bahnen.* Gegen Ende des 13. Jahrhunderts entwickelte sich in Frankreich eine eigentümliche Richtung in der *Handschriften-Malerei,* und zwar, wie es scheint, zunächst vorzugsweise in *Paris,* dem Centrum gelehrter Studien, dem Sitze der Universität und eines blühenden Gewerbebetriebes.... König Ludwig IX. (1226 bis 1270), der eine grofse Bibliothek gründete und die Bücher für dieselbe vorzugsweise neu abschreiben liefs, gab den Ton an. *Schreibkunst* wie *Miniaturmalerei* waren jetzt überwiegend in bürgerliche Hände übergegangen, es bildete sich eine feste Handwerkstradition.... In *Paris* nennt die Steuerrolle von *1292* dreizehn steuerpflichtige *Enlumineurs.*"

Frankreich wird schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters als Haupt-Kulturträgerin angesehen. Der Hof der *Merowinger* besafs bereits im 7. Jahrhundert ein streng ausgebildetes *Ceremoniell,* welches von antik römischen und byzantinischen Anschauungen gezehrt und sich genährt zu haben scheint. So kennt der Hof der Merowinger bereits das Amt des *Mapparius,* des Hofoffizianten, der dem König das Handtuch nach dem Händewaschen bei Tafel zu reichen hatte. Die römischen Kaiser hatten ja mit dem zunehmenden Cäsaren-Wahnsinn eine zunehmende Steifheit und Wucht der Etikette eingeführt. Zuerst Diocletian im 3. Jahrhundert hatte die *Salutatio* des Kaisers in die *Adoratio* verwandelt.[1]

Wie der Gegensatz *höfischer* und *volkstümlicher Dichtung* unsere wie die romanischen Litteraturen von früher Zeit an — etwa vom 12. Jahrhundert her — durchzieht, so stehen auch das

[1] Sehr spät aber, erst eigentlich durch Ludwig XIV., wurde die Bezeichnung „Majestät" für den König erforderlich. Heinrich VIII., Elisa-

Höfische und das *Nicht-Höfische* — schroff genug geschieden — in Sprache und Ausdruck des Lebens, in Anschauung und Auffassung von Gott und Welt einander gegenüber. Und die vermittelnde *Kirche* als solche, welche, ihrer Lehre nach, die Gleichheit der Menschen, die Bruderliebe, verkünden sollte, stellt sich der Thatsache nach *stets* auf seiten der Bevorzugten, sie ist hierin vorwiegend die Schleppenträgerin der Macht gewesen.

Gehen wir nunmehr des näheren ein auf den *Begriff der Courtoisie: Umfang* und *Inhalt* desselben. Gegensatz ist das *„dörperliche Wesen"*, die *vilanie.* Das Höfische geht dann in den allgemeineren Begriff des *Feinen, Gebildeten,* des Gütigen über. Aller Ausübung zu Grunde aber liegt das *Maſshalten,* la mesure. Schon im 10. Jahrhundert, im *„Leben der Kaiserin Adelheid"*, wird *„die Maſse"*[1] die „Mutter aller Tugenden" genannt. Dieses Einhalten des „Maſses" ist von der Courtoisie unzertrennlich und erstreckt sich auch auf das äussere, den Anzug.

So rühmt Chaucer von seiner *Virginia,* daſs sie in Kleidung und Benehmen *Maſs* gehalten: „With mesure eke of bering and array."

Den Gegensatz hierzu, das „nicht Maſs halten", bezeichnete der Franzose mit *oultrageux,* engl. *outrageous.* Christine de Pisan z. B. im 15. Jahrhundert empfiehlt ihrem fürstlichen

beth und die Könige Shakespeares noch begnügten sich mit der Bezeichnung *„Hoheit"*.

[1] K. Schmidt, *Geschichte der Pädagogik* I, 287: „Die Grundlage aller *höfischen* Sitte ist echte, wahre Weiblichkeit, Gottesfurcht, Tugend, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, oder die *„Maſse"*.... Die edle Frau muſs zur Schönheit „gute Gedanken, *schöne Rede* und ein keusches Gemüt haben." — Ib. I, 289: Gottfried von Straſsburg hat im *Tristan* ein Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Irland von seiner Wunde heilt, zum Dank dafür ihre Tochter, die blonde *Isold,* in *höfischem Wissen,* in höfischen Künsten und Sitten unterwies und wie seine schöne Schülerin mit Eifer „beides, Bücher und *Saitenspiel"*, lernt. Sie singt, sie spielt, sie liest, sie schreibt. Sie versteht ihre *Dubliner* Sprache fein und daneben *Französisch* und *Latein,* kann die *welsche** *Fiedel* spielen, mit Händen weiſs wie *Hermelin,* Leier und Harfe zu vielgestaltigen Tönen rühren und dazu Melodien aller Art singen. Auch besitzt und übt sie die Gabe, Briefe und Lieder zu dichten, und weiſs Sagen und Märchen zu erzählen.

* Cf. Rote.

Sohne in Bezug auf die Kleidung des Volkes das menu peuple: Item, ordonne que ilz ne portent habiz oultrageux ne autres que leur appartiennent (nach der strengen, die Stände scheidenden Kleiderordnung nämlich). Und Chaucer tadelt „the outrageous array of women".

Als Kern der *Courtoisie* aber, wie aller Veredelung des Menschen, tritt naturgemäfs die *„Zucht"* hervor. Im *Nibelungenlied* bedeutet geradezu „zühtelîchen" „höfisch" (Bartsch N. L.). Die *Courtoisie* ist die *„Zucht"*: Nachdem König Gunther, auf jener unheilvollen Jagd im Odenwald, an der Quelle getrunken, kniet der edle Siegfried — der ganz als ein „höfischer" Ritter des 13. Jahrh. geschildert wird — vor dem Könige nieder, um sich selbst am Trunke zu erlaben: „dô entgalt er sîner zühte".[1] Und in ähnlichem Sinne — wenn auch in erweitertem — sagt Walther von der Vogelweide: „tiuschen *zuht* gât vor in allem!"

Die *Courtoisie* tritt weiter in die *Erscheinungen des Lebens*, zumal des geselligen Lebens, waltend und gestaltend, triebkräftig ein. Das Verhalten beim Essen und bei Tische z. B. wird von der *Courtoisie* mit grofser Wichtigkeit und Genauigkeit vorgezeichnet. In Wolfram von Eschenbachs *Parzival und Titurel,* übersetzt von K. Simrock, lesen wir Bd. II, S. 374:

Als die Zeit des Mahls gekommen,
Ward an der Tafel Platz genommen.
Truchsefs, Kämmerer und Schenken
Hatten manches zu bedenken,
Dafs man's mit Zucht zur Stelle trug.
Wohl gab man jeglichem genug.
Die Frauen ehrt' es, die man da
An des Freundes Seite sah;[2]
Für manche hatt auch kühne That
Vollbracht verliebten Herzens Rat.
Feirefifs und Parzival
Musterten mit süfser Qual
Bald eine, bald die andre Frau.
Auf Acker oder Wiesenau
Sah man noch zu keiner Stunde
So lichte Haut bei röt'rem Munde,
Als an dieser Tafel Ringe:
Da war der Heide guter Dinge.

Der Junker mufs es verstehen, nach allen Regeln der Kunst bei Tafel den Braten vorzuschneiden. Chaucer, *C. Tales* v. 99:

[1] Vgl. *Zuchtmeister* = Hofmeister, A. Schultz I, 126.
[2] Über diese bunte Reihe bei Tisch cf. K. Bartsch, Aufsätze S. 233.

Curteis he was, lowly and servisable,
And *carved* before his father at the table.

Und vom Ritter selbst heißt es:

he loved Chevalrie,
Trouthe and honoŭr, fredom and *curtesie.*

Nach Caxtons *Book of Courtesie* soll die Courtoisie durch den Erzengel Gabriel in die Welt gekommen sein, als er die Jungfrau Maria *grüßte* — selbstredend nach allen Regeln der Courtoisie.

Von dem *Frere,* a wantown and a merye, sagt Chaucer im Prologue, v. 250:

Curteys he was, and lowely of servyse,

und v. 264:

Somwhat he *lispede,* for his wantownesse,
To make his Englisch swete upon his tunge;
And in his *harpyng,* what that he hadde sunge, . . .

Auf diese Worte spielt Ben Jonson, *The New Inn* I, 1 an, wo Lovel rühmt, daß der *Page* in vornehmen Familien lerne to speak His *language purer,* und ferner the arts Grave Nestor and the wise Ulysses practised, *To make their English sweet upon their tongue As reverend Chaucer says.* — Wir haben *Kulturbilder,* S. 177, aus Beaumont and Fletcher, *The Elder Brother* II, 2 angeführt:

Cowsy. It will do well, love those that love good fashions,
Good cloaths and rich; the invite men to admire 'em,
That *speak the lisp of court,* oh 'tis great learning!
To ride well, dance well, sing well,[1] or whistle *courtly* . . .

Ferner: This gallant . . . He can *carve and lisp'* (Loves *Lab. Lost* V, 2).

Die Courtoisie aber ist lehrbar, ist gewissermaßen der Inhalt des ganzen Schulunterrichts. Vom Knaben Wigamur z. B. heißt es:

Er lernt' in seiner Kindheit
Tugend und Gefügigkeit,
Singen und *Saitenspiel,*
Und auch andre *Hübschheit* viel:
Schirmen[2] und Springen,
Laufen und Ringen,
Bis er kam zu seinen Tagen,
Daß er sollt' haben getragen
Schwert und Mannes Wehre.

---

[1] Genau an die alte höfische Bildung anschließend.

[2] Cf. Alwin Schultz I, 128.

Wir nennen ferner *Tristan* nach der Schrift: *Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Kulturgeschichte*, von J. v. Mörner (Leipzig 1886), S. 69: *Tristan und Isolde.* „... Schon die Erziehung Tristans, die uns ausführlich geschildert wird, besteht nicht mehr allein in ritterlichen Übungen. Es wird ausdrücklich erzählt, dafs er einen Hofmeister erhalten habe, und dieser Erzieher wird mit einer Teilnahme besprochen, welche wohl zu der Vermutung Anlafs geben könnte, Gottfried sei selbst einmal Erzieher eines vornehmen Knaben gewesen.

— Und blieb da bei dem Kinde
Sein Meister nur, der seiner pflag,
Von dem ich Euch wohl sagen mag,
Fürwahr, als uns die Mähre spricht,
Dafs ein so höfischer Knappe nicht,
Und von so edler Herzensart,
In keinen Landen erfunden ward.
Seiner Tugenden war eine grofse Zahl,
So dafs er dem wohl zu statten kam,
Der auch von seinem Lehrer nahm
Gar manche und schöne Tugend an.

Ein glänzenderes Zeugnis für einen Prinzen-Erzieher wird man in einem mittelalterlichen Heldengedichte kaum suchen wollen. — Mit diesem trefflichen Hofmeister geht Tristan, nachdem er sein siebentes Jahr zurückgelegt hat, auf Reisen, hauptsächlich um fremde Sprachen zu lernen; aufserdem aber mufs er sich mit Büchern befassen:

... Vor allem der Bücher Wissenschaft,
Die sollte er treiben mit aller Kraft
Vor jeder andern Lehre.

Ebenso wird er früh in mehreren Arten von Saitenspiel unterrichtet. Sobald es seine Kräfte gestatten, erlernt er freilich auch:

Mit dem Schilde und dem Speer
Fest und behende reiten,
Das Rofs zu beiden Seiten
Geschickt mit Sporen rühren
Turnieren und leisieren,
Mit Schenkeln sambelieren
Nach Ritterbrauch im Ritterspiel,
Wohl schirmen, wacker ringen,
Wohl laufen, tüchtig springen,
Dazu auch schiefsen den Speereschaft.

Neben diesen kriegerischen Übungen wird hier noch der friedlichen Kunst des Jagens gedacht, welche in keinem älteren Heldengedichte als Gegenstand des Unterrichts bezeichnet wird.

Von frühester Zeit her aber findet die Courtoisie die Wurzeln ihres Daseins in der Pflege der Sprache und der Dichtung. Wilhelm Scherer, *Geschichte der deutschen Litteratur*, S. 145, berichtet über Heinrich von Veldeke: „Er selbst hielt sich, wie wir voraussetzen dürfen, mindestens zu Pfingsten *1184* in *Mainz* auf. Damals schlug *Friedrich der Rotbart* seine Söhne *Heinrich* und *Friedrich* zu Rittern, und ein Fest wurde gefeiert, in welchem deutsche Kaiserherrlichkeit vor ganz Europa glänzte. An 70 000 Ritter waren im Rheingau zusammengeströmt; eine improvisierte Stadt von Zelten und hölzernen Häusern nahm sie auf; drei Tage lang war ein jeder des Kaisers Gast; ... Lateinische, deutsche und französische Dichter, ebenso wie die Geschichtschreiber der Zeit sind des Ruhmes jener Tage voll. — Die Dichtung selbst mufste aus dem festlich gehobenen Verkehre deutscher und französischer Ritter Vorteil ziehen. *Der thätige Anteil an der poetischen Produktion war in der aristokratischen Gesellschaft Deutschlands kaum zwanzig Jahre alt:* der ganze Reiz des Werdenden mufste noch auf ihr ruhen, und der Schmuck der Poesie kann einem so grofsen Feste nicht gefehlt haben."

Die weibliche Bildung aber, nach mittelalterlicher Auffassung, tritt uns deutlich entgegen in ihrer Bezugnahme auf die Kenntnis der Natur: Alwin Schultz I, 43, Anm. 5, vgl. Rôsendorn 15:

Ouch het diu *junk vrouw'* ekorn
Einen wîzen rôsen dorn.
Der was breit unde dik,
Daz er vür der sunnen blik
Zwelf rittern hete schaten geben.
Er was um und umbe eben
In einen *reif* gebogen,
Joch hoeher dann ein man gezogen.
Unter dem selben dorne was
Edel krût und schoenez gras,
Daz diu junk vrouwe
Durch schoene ôngel schouwe
Wunneklich gepflanzet het.
Durch ir *hüpscheit* si daz tet,
Swaz si guoter *kriuter erkante,*
Dar ûz si wazzer brante,
Und ûz den rôsen, als man sagt.

Dieselbe Beschäftigung der Frauen wird noch für *Shakespeares England* vielfach belegt. Vgl. Thornbury, *Shakespeares*

England II, 396: „Queen Elizabeth (cf. Nash' Quaternion, p. 157) was at once a spinster, a pastry cook, *a stillroom*[1] woman, and a housewife.“ Und ebendaselbst II, 277: „The housewife was the great ally of *the doctor* in the old times: in her *still room* the lady with the ruff and fardingale was ever busy with cooling waters, surfeit waters, and cordial waters; or in preparing conserves of roses, spirits of herbs, and juleps for calentures and fevers.“

Die älteste *Erziehung* ist, wie oben gesagt, bis ins 14. und 15. Jahrhundert hinein die *höfische,* die Erziehung zur *Courtoisie.* So heifst es in einer Ballade (bei Furnivall, *Education in Early England,* p. 5):

> The child was taught great nurterye;
> a Master had him under his care,
> and taught him *curtesie.*

Und weiter:

> It was the worthy Lord of laeren,
> he was a lord of hie degree;
> he had noe more children but one sonne,
> he sett him to schoole to learne *curtesie.*
> (Lord of Learne, Bp. Percys Folio-Ms. vol. I, p. 182, ed. 1867.)

Eine wesentliche Seite der höfischen Erziehung enthält — bereits im 13. Jahrhundert — die Anweisung, die König Aylmar seinem Hauswart Athelbrus in Bezug auf die Erziehung[2] des jungen Horn (King Horn) giebt:

---

[1] Was das Wort *still room* betrifft, so fragt sich, was „still“ hier bedeutet. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, dafs die Frauen im älteren England, wie wir soeben sahen, mit Herstellen von Medikamenten (und Konfekten) sich abgaben — destilling them —, so dürfte jenes „*still*“ (der Destillirkolben) auf diese Thätigkeit sich beziehen. Aus der Beschäftigung der Frauen mit der Herstellung von Medikamenten erklärt sich auch die häufig erwähnte Anlegung von *Apotheken* seitens der Fürstinnen. So wurde die Schlofs- oder Hof-Apotheke in Berlin (Coelln a. d. Spree) im Jahre 1598 von der Kurfürstin *Katharina,* Gemahlin des Kurfürsten *Joachim Friedrich,* errichtet.

[2] Die Erziehung der Kinder, Beaufsichtigung und *Unterricht* derselben besorgt der *Steward,* der Haus und Hof verwaltet. Und so war auch in unserem Vaterlande das Unterrichten der Kinder in vornehmen Häusern dem *Haushofmeister* übertragen. Dies geht auch aus Grimms Worten (im W. b.) hervor: *Hofmeister* 4) aufseher und bewahrer des gesindes und

Stiwarde, tak na here
Mi fundlyng for to lere
Of thine mestere,
Of wude and of riuere;
And tech him to harpe
Mith his nayles scharpe;
Biuore me to kerue,
And of the cupe serue.
Thu tech him of alle the liste
That thu eure of wiste;
[And] his feiren thou wise (mates thou teach)
Into othere seruise.
Horn thu underuonge,
And tech him of *harpe and songe.*

(King Horn, E. E. T. Society 1866, ed. Lumby, p. 7.)

Hauswart[1] nun höre,
Meinen Liebling lehre
Nach deiner Meisterschaft
In Fischer- und in Weidmannskraft;
Und lehre ihm die *Harfen*[2]
Mit seinen Nägeln scharfen,
Mir vorzuschneiden baſs
Und darzureichen das Glas;
Und lehr' ihn was du je gewuſst,
Wozu dir immer Lust.
Und die Gefährten weise an
In allem was nützen kann;
In Harfen und im Singen
Mag dir's mit Horn gelingen.[3]

---

der kinder des hauses: wer gewalt ubet im gericht, der ist eben als ein hofemeister, der eine jungfraw schendet, die er bewaren sol. Sir. 20, 4; *dann auch erzieher der kinder.*

[1] Im Nibelungenlied (1962 Bartsch) heiſst der Hofmeister „der des kindes (Ortlieb) pflac" der *magezoge.*

[2] Von dem *Frere* „a wanton and a merye" sagt Chaucer, Prologue, v. 236: „Wel couthe he *synge* and *pleyen on a rote*", cf. Morris, ib. „*Rote,* a harp. Rocquefort supposes it to be a fiddle with three strings." (Wie der Apollo Raphaels auf dem Olymp.)

[3] Vgl. Alwin Schultz, *Das höfische Leben* I, 121: „Diese höfische Bildung beruhte zunächst auf einem anständigen Benehmen, dann auf der Kenntnis der gewöhnlichen Spiele, der *Musik* und der Sprachen." Alexanderlied 207:

Sin meister, den er dar nah gwan,
Der lartin wol musicam
Unde lartin die *seiten* zihen,
Daz alle fone dar inne gihen,
*Rotten** unde der *liren* clanc
Unde von ime selbe heben den sanc.

* Cf. Chaucer.

Lesen, Schreiben und *Musik (Saitenspiel)*[1] bilden den Inhalt des *Triviums* wie denjenigen der höfischen *Erziehung*. *Ordaricus Vitalis* 1. III, c. VII: (Osbernus rector ecclesiæ Uticensis [Ouche]) juvenes valde coërcebat eosque *bene legere* et *psallere* atque *scribere* verbis et verberibus cogebat. Ipse propriis manibus scriptoria pueris et indoctis parabat, *tabulasque cera illitas*[2] praeparabat operisque modum singulis constitutum ab eis quotidie exigebat. (Schultz I, 124.)

Die Sitten des Hofes aber — die höfischen Sitten — sind vorbildlich für die höheren Gesellschaftsklassen überhaupt:

„Great men in *court*, by their example, make or marre all other mens manners. And in meaner matter, if three or four great ones in *Courte*, will nedes outrage in apparell, in huge hoses, in monstrous hattes ... let the Prince make Laws.“ (Roger Ascham, *Scholemaster*, ed. Arber, p. 68, A.D. 1563—1568.)

Dafs der Fürst die Sitten bei Hofe schafft und umschafft, spricht Shakespeares *King Henry V.* (V, 2) unverhohlen aus. K. Henry: O kate! nice customs curtesy to great kings. Dear kate, you and I cannot be confined within the weak list of a country's fashion: we are the makers of manners, kate; and the liberty that follows our places stops the mouths of all find-faults, as I will do yours, for upholding the nice fashion of your

---

[1] Die Vorliebe für *Saitenspiel*, besonders für die *Harfe*, bei welcher echt mittelalterlich auf König David Bezug genommen wird, wird häufig ausgesprochen z. B. von Guillaume de Machau (XIV[e] Siècle):

> Je puis trop bien ma dame comparer
> a *la harpe* et son gent cors parer
> de .XXV. cordes que la harpe ha,
> dont roys David par maintes fois harpa,
> et vraiement qui aimme de la harpe
> le tresdous son et sagement en harpe
> et le grant bien des cordes en harpent
> trop miex le pris que d'or fin un arpent.
> et pour itant weil aprendre a harper
> et ma dame en chantant loer, car per
> de grant douceur en ce monde n'a point:
> pour ce li puis comparer bien a point
> si que un dous lay que j'ay fait harperay
> com cils qui ja d'amours n'eschaperay
> qu'amés ou mors ne soie sans deport.

[2] Wie im Altertum.

country [France] in denying me a kiss therefore, patiently, and yielding [kissing her].

Der Hof aber ist auch im 17. Jahrhundert für jeden anständigen Menschen noch zugänglich wie seit Jahrhunderten. Gute Kleidung verschafft Zutritt zu demselben: „an he had good clothes, I'd carry him *to court* with me.“ (Ben Jonson, Ev. man out of his humour II, 2.)

Und in der ältesten Schilderung einer Zeitungs-Redaktion in England wird der „Hof“ als einer der vier Hauptpunkte, von denen der Reporter seine Neuigkeiten zu beziehen hat, hervorgehoben. In Ben Jonsons *Staple of News*[1] III, 1 nämlich (in der *Office of the Staple)* fragt Lickfinger: „What *court news* is there? any proclamations Or edicts to come forth?“ — Vorher aber hatte Cymbal, der Master of the Office, der Redacteur, erläutert (I, 2): the four emissaries, Whereof my cousin Fitton here's for *Court,* Ambler for Paul's,[2] and Buz for the *Exchange,* Picklock for *Westminster.*

Wie King Henry bei Shakespeare den Landesherrn als denjenigen bezeichnet, nach dessen Sitten (manners) alle anderen sich zu richten haben, so wird von Ben Jonson in seinem langausgesponnenen Drama *„Cynthias Revels“*, die „Lustbarkeiten der Cynthia“, die Königin als die oberste Schiedsrichterin über die verwerflichen, lächerlichen Sitten der Höflinge angerufen. Der Hof ist verderbt, die Königin allein ist — eine Göttin. Crites, d. i. der Richter Ben Jonson, appelliert an die erhabene Majestät der Königin Elizabeth: „While the intention of the play is obvious, — an appeal from the bad taste in fashion to the royal arbitress of taste on the one hand and the judgment of an unprejudiced audience of the other... (Ward, *English Dram. Lit.,* London 1875, I, 560).

So wird der Hof gleichsam als Herd ausstrahlender Bildung gefeiert bei Shakespeare:

[1] *Staple of News* ist vom Jahre 1625 und enthält vielfache Anspielungen auf *Tilly* und andere Helden des 30jährigen Krieges; hier findet der unheilvolle Krieg gleichsam ein Echo auf der Bühne des Londoner Theaters.

[2] Das Mittelschiff der Pauls-Kirche (middle-aisle) war von Plakaten, Angebot und Nachfrage des eleganteren Londoner Arbeitsmarktes, bedeckt (cf. B. J. Ev. man out of h. h. III, 1).

Glendower. I can speak English, lord, as well as you,
For I was train'd up in the *English court;*
Where, being but young, I *framed* to the *harp*
Many an English ditty, lovely well,
And gave *the tongue a helpful ornament.*[1]
(I. *King Henry IV.*, A. III, 1.)

Ebenso heifst es vom Junker schon bei Chaucer, *Prologue* 91:

Syngynge he was, or floytynge, al the day;
— — — — — — — — —
He *cowde songes make* and wel endite,
Juste and eek daunce, and wel purtreye and write.

Ebenso geht Chaucer *auf den Hof als den Ursitz der feineren Lebensart zurück:*

Ther was also a Nonne, a *Prioresse,*
That of hire smylyng was ful symple and coy;
Hire gretteste ooth ne was but by seynt Loy;
And sche was cleped madame Eglentyne.
Ful wel sche sang the servise divyne,
Entuned in hir nose ful semely;
And Frensch sche spak ful faire and fetysly,
After the scole of Stratford atte Bowe,
For Frensch of Parys was to hire unknowe.
At mete wel i-taught was sche withalle;
Sche leet no morsel from hire lippes falle,
Ne wette hire fyngres in hire sauce deepe.
Wel cowde sche carie a morsel, and wel keepe,
That no drope ne fille uppon hire breste.
In *curteisie* was set ful moche hire leste.
Hire *overlippe*[2] *wypede sche so clene,*
That in hire cuppe was no ferthing sene

[1] Bezieht sich wohl auf die gezierte Rede des courtierz (cf. Vatke, *Kulturbilder aus Alt-England, Der citozen,* Berlin 1887).

[2] Alwin Schultz I, 337: „Dann soll sie [die Hausfrau*] ihrem Tischgenossen, der mit ihr aus *einer Schüssel* ifst, vorschneiden und vorlegen. Aber auch sie ermahnt der Dichter, in die Brühen (broez) die Finger nicht ‚jusqu'as jointes' zu tauchen, die Lippen nicht mit Suppe, Wasser, fettem Fleisch unsauber zu machen, nicht zu viel auf einmal in den Mund zu stecken. Sie soll die Bissen fein mit den Fingerspitzen fassen und sich nicht betropfen, beim Trinken nicht begiefsen, nicht mit vollem Munde trinken. Vor dem Trinken gebührt es sich, dafs sie sich den Mund wischt, wenigstens die *Oberlippe,* denn sonst kommen Fettperlen in den Wein. Und dann soll sie langsam trinken, nicht auf einen Zug einen Becher hinunterstürzen."

* *Roman de la Rose* 14325: Pflicht der Hausfrau: Devant les autres doit taillier. *Chastiement des Dames* (Méon, *Fabl.* II, 200) 515:

Toutes les foiz que vous bevez
Votre bouche bien essuiez
Que li vins encressiez ne soit
Qu'il desplet moult à cui le boit.

Of greece, whan sche dronken hadde hire draughte.
Ful semely after hire mete sche raughte,
And sikerly sche was of gret disport,
And ful plesaunt, and amyable of port,
And peynede hire to *countrefete cheere*
Of court, and ben *estatlich*[1] of manere,
And to ben holden digne of reverence.
But for to speken of hire conscience,
Sche was so charitable and so pitous,
Sche wolde weepe if that sche sawe a mous
Caugt in a trappe, if it were deed or bledde.

I, 127. *At mete.* These simple conditions of good breeding are to be found in most of the mediæval tracts on *Curtesy* and *Nurture,* written for the purpose of teaching manners at table. See *The Babees Book,* E. Eng. Text Society.

I, 132. leste = liste, pleasure, delight.

I, 134. *ferthing* signifies litterally a fourth part, and hence a small portion.

Embrewe not youre vesselle ne youre napery
Over mesure and maner, but saue them clene:
Ensoyle not youre cuppe, but kepe hit clenely,
Lete no fatte *ferthyng of youre lippe be sen;*
For that is foule; wotte you what I mene?
Or than ye drincke, for youre owne honesté,
Your lippis wepe [wipe], and klenly loke they be.
Blowe not in youre drincke ne in your potage,
Ne farsith not youre disshe to full of brede,
Ne bere not youre knyf towarde your viaage,
For there-in is parell and mekell drede.
Clawe not youre face ne touche not youre hede.
Wyth youre bare hande, sittyng at the table,
For in norture that is reprouable.
(Caxtons *Book of Curtesye*, p. 20.)

I, 139. *peynede hire,* took pains, endeavoured.

I, 139. 140. *to countrefete cheere Of court,* to imitate courtly behaviour.

Die Nonne also kennt den Hof ohne Zweifel aus häufiger Anschauung und sucht die Sitten desselben, „die stattlichen Manieren", nachzuahmen — wie die citizens und city madams in Shakespeares und Massingers *London.*

Man betrachte *ältere Vorschriften der Courtoisie,* zum Beispiel: Alain Chartier, *Le Breviaire des Nobles* (XV[e] Siècle). *Le Curial.* „La court, affin que tu l'entendes, est ungcouvent de gens qui soubz faintise du bien commun sont assemblez pour

[1] Cf. Ben Jonson.

eulx interrompre; car il n'y a gueres de gens qui ne vendent, achaptent ou eschangent aucunes foiz leurs rentes ou leurs propres vestemens; car entre nous de la court nous sommes marchans affectez qui achaptons les autres gens et autresfoiz pour leur argent nous leur vendons nostre humanité precieuse."

Der junge *Alexis* lernt (cf. Schultz I, 125, *Alexanderlied* 245, Alexis [XIV. Sæc., Str. 7]): En lois et en decrez s'entendoit fermement.

Ferner: Robert de Blois, *Chastiement des Dames* (XIII[e] siècle) giebt verschiedene Vorschriften über das Verhalten der Dame, z. B. im Kloster:

> bien siet bels estres au mostier,
> *cortoisement* agenoillier
> et par beles devocions
> faire de cuer ses oroisons.

Es schickt sich nicht, anderen Leuten in die Fenster zu sehen oder vor ihren Häusern stehen zu bleiben:

> Toutes les fois que vos passés
> davant autrui maison, gardés
> que ja por regarder leans
> ne vos arestés; n'est pas sens
> ne *cortoise* de baer (gaffen)
> en autrui maison ne muser.

Für das *17. Jahrhundert in England* führen wir an:

In Ben Jonsons Drama *The New Inn* I, 1 unterhält sich Lovel, a complete Gentleman, a soldier and a scholar, mit der Wirtin, deren Sohn er als *Pagen* anzunehmen wünscht. Aber die *Hostess* erwidert:

> I know no mischief yet the child hath done,
> To deserve such a destiny.
> *Lov.* Why? . . . *Host.* Trust me, I had rather
> Take a fair halter, wash my hands, and hang him
> Myself, make a clean riddance of him, than —
> *Lov.* What?
> *Host.* Than damn him to that desperate course of life.
> *Lov.* Call you that desperate, which by a line
> Of institution, from our ancestors,
> Hath been derived down to us, and received
> In a succession, for the noblest way
> Of breeding up our youth, in letters, arms,
> Fair mein, discourses, civil exercise,
> And all the blazon of a gentleman?
> Where can he learn to vault, to ride, to fence,
> To move his body gracefuller, *to speak*
> His *language purer*, or to tune his mind,
> Or manners, more to the harmony of nature,
> Than in these nurseries of nobility?

Host. Ay, that was when the nursery's self was noble,
And only virtue made it, not the market,
That titles were not vented at the drum,[1]
Or common out-cry; *goodness* gave the greatness,
And greatness worship: *every house became*
An academy of honour, and those parts —
We see departed, in the practice now
Quite from the institution.
Lov. Why do you say so,
Or think so enviously? do they not still
Learn there the Centaur's skill, the art of Thrace,
To ride? or Pollux' mystery, to fence?
The Pyrrhic gestures, both to dance and spring
In armour, to be active for the wars?
To study figures, numbers, and proportions,
May yield them great in counsels, and the arts
Grave Nestor and the wise Ulysses practised,
To make their English sweet upon their tongue,
As reverend Chaucer says?
Host. Sir, you mistake;
To play sir Pandarus, my copy hath it,
And carry messages to madam Cressid,
Instead of backing the brave steed, o'mornings.
To mount the chambermaid; and for a leap.
Of the vaulting-horse, to ply the vaulting house.
For exercise of arms, a bale of dice
Or two or three packs of cards to shew the cheat,
And nimbleness of hand; mistake a cloak
From my lord's back; and pawn it; ease his pockets
Of a superfluous watch, a geld a jewel.

---

[1] Ben Jonson mag hier an die von ihm so gehaſsten Shopkeepers gedacht haben, welche bei 300 pounds Einnahme zu Rittern gemacht werden konnten.

Zusatz.

Karl Bartsch, *Ges. Vorträge und Aufsätze* (Freiburg i. B. 1883) handelt 226 ff. über die *Courtoisie* („Die Formen des geselligen Lebens im Mittelalter"): „Die Romanen bildeten von *cort*, Hof, das ursprünglich allerdings einen niederen Sinn hat, nämlich „Viehhof" bedeutet, das Wort *cortezia, courtoisie*, was also das Benehmen bei Hofe, dann allgemein Anstand, Höflichkeit bezeichnete... Was man unter diesem Begriff verstand, sagt uns u. A. ein provençalischer Dichter des 12. Jahrhunderts, Garin der Braune, indem er sich folgendermaſsen ausdrückt: ‚Die Höflichkeit (cortezia) besteht, wenn ihr es wissen wollt, darin, daſs man durch Rede und Thun sich beliebt zu machen

und zu hüten weiſs, anderen Ärgernis zu geben. Höflich ist, wer zu thun weiſs, was anderen gefällt. Höflichkeit zeigt sich in der Kleidung und im guten Empfange, sie zeigt sich in der Liebe und in der Unterhaltung.' (Vgl. K. Bartsch' Aufsatz über Garin den Braunen in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur 3, 399—409, die betreffende Stelle S. 407.) Tiefer faſst, wenn auch die Praxis in Deutschland und Frankreich gleich sein mochte, ein deutscher Dichter, Italiener von Geburt, der schon erwähnte Thomasin, das Wesen der Höflichkeit, wenn er sagt, daſs höflich nur der edle sei, und, um letzteren Begriff zu erklären, hinzufügt, daſs niemand in der Welt edel heiſsen solle, als wer recht thue; daher ihm auch mit Fug die *Höflichkeit und Tugend* gleichbedeutend sind, indem erstere nur als ein Ausfluſs der letzteren gelten kann. (*Wälscher Gast* [ed. Rückert] 2891 ich hân ouch ie und ie geseit, die tugende sint hüfscheit; vgl. 3917—26.)"

K. Bartsch fährt S. 229 fort:

„Die Haltung von Händen und Füſsen hatte ebenfalls ihre bestimmten Regeln. *Die Hände durfte man nicht in der Luft herumfahren lassen,*[1] sondern muſste sie am Körper halten; zumal beim Sprechen sollte man sie nicht gegen den Mund desjenigen schwingen, mit dem man sprach; auch durfte man sie nicht auf das Haupt oder die Achsel eines anderen, der vornehmer war, legen. Männer und Frauen hielten beim Stehen die Hände übereinander in der Gegend der Taille, wie uns viele Bilder in Handschriften zeigen (vgl. K. Weinhold, S. 109). Beim Gehen muſste eine höfische Frau den Daumen der linken Hand in die Spange oder das Schnürlein, das den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, schlagen, mit zwei Fingern der rechten Hand den Mantel etwas emporziehen und ihn geschlossen ein wenig unter der Brust halten (Weinhold, ib.)."

[1] Vgl. *Hamlet und die Schauspieler:* Hamlet verlangt, daſs der Schauspieler in seinen Bewegungen die modesty of nature beobachte: diese aber ist auf die „Maſse", das Maſshalten, den formalen Regulator der Courtoisie, zurückzuführen. (V.)

Briefe von Ch. F. Weiſse an K. W. Ramler.

Im Auszuge mitgeteilt

von

Karl Schüddekopf.

(Fortsetzung.)

30. Leipzig, 21. VII. 68. . . . Alle Ihre Verbeſserungen und Aenderungen *[im Krispus]* sind eingerückt und beybehalten, und ich sehe mit Stolz auf die mir geschenkten Federn herab. Nur ein paar kleine Bedenklichkeiten habe ich auf beyliegenden Zeddel aufgesetzt,[1] die ich aber auch noch Ihrem Urtheile unterwerfe. . . .

Nun danke ich Ihnen auch von ganzen Herzen für die schönen Verbeſserungen meiner kleinen Lieder.[2] . . . Ich habe unserm Leſsing das erste Mandel überschickt, aber noch keine Antwort darauf. Wie ich höre stöſst sich die Ausgabe seines Journals noch an eine Zueignungsschrift, die Klopstock seinem Trauerspiele Herrmannsschlacht vorsetzen will. Wenn seine Barden darinnen so unverständlich als seine Geister im Meſsias singen, wovon ich einige Proben gelesen, so werden sie gewiſs von wenigsten unter uns verstanden, und noch weniger gesungen werden. Sechs Bogen von den neuen 5. Gesängen des Meſsias[3] habe ich auch bereits abgedrucket gelesen: aber man mag von meinem Geschmack sagen was man will, ich gestehe, daſs die Mühe sie zu verstehen, mir alles Vergnügen, das ich mir davon versprach, geraubt hat, und nimmermehr kann ich mir vorstellen,

[1] Vgl. die Beilage I.

[2] Vgl. den 29. Brief.

[3] Der Messias. Dritter Band. [Gesang 11 bis 15.] Halle 1769.

dafs er jemals ein Homer für die Deutschen seyn wird. H. Lefsing hat mir von seinen theatralischen Werken, die er unter der Hand [hat], selbst einige Nachricht gegeben: von seiner Matrone von Ephesus hat er mir schon vor etlichen Jahren den Plan gezeiget: bey ihm, wenn ich mich noch recht erinnere, lebt der Mann der Matrone wieder auf:[1] ich wünsche ihm die Mufse lange, die er jezt hat: bey der Hamburgischen Truppe aber wird sein Aufenthalt nicht lange seyn; denn sie hat weder Glück noch Stern. Noch ist der Anfang zum Abdruck des 3ten Theils meines Beitrags zum Theater[2] nicht gemacht: ich habe immer noch ein kleines Nachspiel hinzufügen wollen, um diesen Band den vorhergehenden an Stärke gleich zumachen. ... Ehester Tage schicke ich Ihnen den 2ten Theil der komischen Opern: mit Unwillen sehe ich darauf, und nimmermehr hätte ich diese Pofsen drucken lafsen, wenn sie nicht unter meinem Nahmen von allen Herumstreichern gespielet würden, und so gar in Wien gedruckt wären. Ich rede hier hauptsächlich von den beyden Teufeln;[3] die ersten machet die schöne Musik von Hillern angenehm, und alle zusammen bringen unserm Koch mehr ein, als die ganze Dramatische Dichtkunst. Lassen Sie liebster Freund, die Zwietracht immer an die Angel der Höllenpforten hingebannt liegen:[4] ich wette drauf, kein Mensch wird einen befsern Ort für sie ausfinden. Ihre Tadler verdienen Verachtung, und von diesen gelobet zu werden, ist beynahe für das wahre Verdienst verdächtig. Des alten Joh. Jakobs[5] Sprünge belustigen mich mehr als dafs ich mich drüber ärgern sollte: nein diese Freude soll er nicht haben. Wie leicht wäre mir es, mich über seine dramatischen Ungeheuer in der Bibl. recht satt zu lachen! aber auch das wird nicht geschehen; alles was einer Rache ähnlich sieht, ist mir zu klein. Es laufen noch hier 3. solche poli-

---

[1] Vgl. Minor S. 87 ff. E. Schmidt, Lessing, II, 82.

[2] Die 2. Auflage, Leipzig 1768, enthält den Krispus, die Befreyung von Theben, den Mifstrauischen gegen sich selbst und, als Zugabe, Grofsmuth für Grofsmuth, ein Lustspiel in einem Aufzuge.

[3] „Der Teufel ist los“ und „Der lustige Schuster“ bilden den 2. Band der Komischen Opern, Leipzig 1768.

[4] Vgl. den 26. Brief.

[5] Bodmers.

tische Dramata dieses Verf. in Handschrift nebst einer Vorrede wider mich herum, die H. Prof. Sulzer an Gellius, einen Verleger aufzusuchen, geschickt hat: aber es will sich kein einziger dazu beqvemen. Ich habe sie mehr als einmal in Händen gehabt, und wäre ich boshaft genug, so hätte ich ihm einen lustigen Streich spielen können.[1] Inzwischen haben Sie Recht; es ist eine Schande, wie man itzt mit manchem Schriftsteller umgeht, die [!] für das Vergnügen des Publici, ihre Erhohlungsstunden aufopfern: die Kritiken sind nicht mehr Kritiken, sondern Schmähschriften: entweder ein abgeschmacktes partheyisches Lob, oder ein tummer Tadel. Ich habe nun 5. Bände Comödien und Tragödien zusammen geschrieben, und das weifs Gott, dafs ich auch nicht über ein einziges Stück eine gesunde Kritik, die mir zu einiger Verbefserung hätte Anlafs geben können, in allen Journalen und Zeitungsblättern gefunden habe. Was ist selbst Lefsings Kritik üder den Richard? nichts anders, als ein Tadel, dafs es nicht Shakespears Richard ist. O mein Rammler macht es ganz anders mit mir: sein Lob und sein Tadel, beydes ist Balsam: sein Tadel? — nein er tadelt nicht, er befsert und seine Verbefserungen machen für mich ein Ehrenkleid aus, wenn andere sich aus abgeschnittenen Ehren anderer, ein Ehrenwams zu bereiten suchen. Es sey darum, vielleicht kömmt einmal ein stärkerer, der es ihnen abreifst und sie dafür züchtiget!

Wir sollen ehestens Gleimen, der nach Lauchstädt geht, mit seinem Jacobitchen hier sehen, und unfehlbar kömmt auch sein Klözchen mit! Könnte ich den Tag das freye Feld gewinnen, so thäte ichs: denn unter uns gesagt, fürchte ich diese Truppe mit allen ihren Schmeicheleyen mehr, als offenbare Feinde: wenn sie nur Lobsprüche in meiner Bibliothek erschleichen wollen, die sollen sie mit vollen Händen haben: aber wenn sie mich wider meine Freunde aufwiegeln wollen, so kommen sie zu kurz. Zu einem neuen Briefwecksel bin ich vor kurzen durch Wielanden aufgefodert worden: ich bewundere den Mann, ohne dafs ich ihn lieben kann: er hat mir ein Gedicht *Musarion* oder die Philosophie der Grazien zugeschickt, damit ich ihm einen Verleger schafte: diefs ist auch geschehen, und es wird ehester Tage

---

[1] Vgl. die Parallelstellen bei Minor S. 272 ff.

abgedruckt seyn.[1] Schon ist auch wieder ein sehr langes heroisch komisches Gedichte Idris in fünf Gesänge[n] von ihm unterwegens, und ich wäre gern dem Auftrage der wizige Unterhändler davon zu seyn, entgangen, wenn ich es mit guter Art hätte thun können. ...

[1] Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1768.

Beilage I.

[Weisse:] S. 17. Z. 4. scheinen mir folgende 4:

Doch da du wider ihn nicht gern dir rathen laſsen,
Mir selbst nicht folgen willst

bis halb mit Befehl dich zwingt etc. theils ein wenig zu platt, theils selbst, zumal in der Deklamation,[1] undeutlich: ich habe sie so geändert:

Doch solltest du mein Flehn dich nicht erweichen laſsen,
Gilt fremder Rath dir mehr, als meine Thränen? Wohl!
So weiſs ich, wer dieſs Herz bezwingen kann und soll.[2]
Die Kayserinn — —

Krispus.

Du wagsts[3] — —

Helena.

Ja, zu ihr[4] will ich gehen,
Dir, wider den Laktanz und dich selbst beyzustehen.[5]

Krispus.[6]

Du übereilest dich, Prinzessin, bleibe hier![7]

S. 46. Z. 2 & 3: durch heiſse Liebe laſs
Mich ihn vergütigen: dieſs lezte Wort scheint mir für vergüten ganz unbekannt:[8] wie wäre es so?

[Ramler:] [1] Ich glaubte eben, durch die Deklamation könnte man meiner Leseart Deutlichkeit geben. Ich setze auf die Wörter nicht gern, nicht folgen, einen scharfen Accent.

[2] Kann und soll möchte wohl Helena nicht gesagt haben, und auch nicht dieſs Herz bezwingen; denn dieses schmeckt nach etwas Eyfersucht auf die Fausta; und die hat sie doch nicht?

[3] 4 Consonanten gsts.

[4] [*über:* zu ihr] –⏑ Scansion. ⏑– Declamation.

[5] (sie will abgehen) [*Zusatz*].

[6] Prinzessinn! (dieſs ist der Titel) Helena! (dieſs ist der Ausdruck der Zärtlichkeit) ich bitte dich, bleib hier! muſs sehr geschwind deklamirt werden. Dieſs habe ich dabey gedacht.

[7] bleibe hier, anstatt bleib hier, weil es ein unnützes e hat, scheint mir zu wenig eilfertig zu seyn.

[8] Sie haben Recht. Dieſs Wort hat das Sylbenmaſs ausgeheckt.

durch heiſse Liebe laſs
Mich ihn versöhnen, dir vergüten meinen Haſs.[1]

Ebendas. 3. Zeile von unten. Würde ich für geschmähter Vater lieber beschimpfter setzen. Weil das erste nur Beleidigungen in Worten mir zu bedeuten scheint.[2]

S. 48. Z. 1 u. 2:

Zu Hülfe! rettet mich! — — will niemand Hülfe bringen? — —
Ich hör', er kömmt zurück![3] — — er kömmt, mich umzubringen!

Die Worte will niemand Hülfe bringen scheint mir nicht der Ausruf der Angst zu seyn und der Reim herbeygeführt zu haben: das viersylbigte Wort umzubringen würde ich auch lieber mit einem kürzern wegen der Heftigkeit ausdrücken:

Zu Hülfe! rettet mich! entreiſst mich seinen Armen! — —
Ich hör: er kömmt: er will mich tödten! Ach! Erbarmen! — —[4]

S. 52. Z. 7 & 8:

Du kamst, er hörte dich, und floh, (zu meinem Glück!)
Aus Furcht hier überrascht zu werden, schnell zurück —

Das zurück scheint ebenfalls der Reim herbeygeführt zu haben.

Ich schrie nach Hülf': umsonst! — — Du kamst; er hörte dich:
seyn, verlieſs er mich.
Aus Furcht hier überrascht zu werden, floh er mich.[5]

S. 55. Z. 5. Wäre der Vers

Mir durch den Haſs und durch die Liebe schrecklich seyn

nicht so besser? Mir erst durch Haſs, und nun durch Liebe schrecklich seyn.[6]

---

[1] [*Ramler setzt:* — „ihn vergüten diesen Haſs“ *und schreibt:*] Lesen Sie diese Verse nun im Zusammenhange, so werden sie desto besser klingen, weil Fausta in der dritten Person von sich redet. [In der 2. Aufl. des dritten „Beytrags zum deutschen Theater“, Leipzig 1768, S. 50, Z. 10 lautet der letzte Vers: Mich Dich versöhnen, Dir vergüten diesen Haſs.]

[2] Recht so! — Ich habe es dieſsmal als ein Lyrikus verwechselt. [1768 nach Weiſse.]

[3] Dieſs Wort zurück scheint mir unentbehrlich, die Wiederholung des kömmt scheint mir der Heftigkeit gemäſs zu seyn.

[4] Die Angst wird wieder hergestellt, wenn wir auf das letzte Hülfe den allerhöchsten Accent setzen, und eben diesen Accent auch auf um setzen. — Wegen des Worts Armen, die mehr von der Umarmung als von dem tödten zu verstehen sind, und wegen des leicht zu errathenden Reimes Erbarmung bin ich noch immer für den obigen Vers.

[5] Das und miſs ich ungern; verlieſs er mich ist zu schwach; floh er, wäre genug; floh er mich giebt einen andern Sinn. Wir wollen einmal meine Wörter verwerfen und sehen, ob etwas wegzulassen wäre: Zu meinem Glück kamst du, er hörte dich, und floh schnell zurück, aus Furcht hier überrascht zu werden. Da nichts überflüssig ist, so kann der Deklamator durch eine hurtige und laute Aussprache das schnell zurück gut machen.

[6] Ja dieſs ist besser, weil es deutlicher ist. Ich hätte das: Meine Pein gern verändert, es wollte mir aber nicht gelingen. Vielleicht könnten wir besser setzen:

denn stets meine Qual und Pein
O Fausta muſst du stets mein Unglück, meine Pein
In deinem in deiner
Erst durch den Haſs und nun durch deine Liebe seyn.

S. 70. Z. 9:

Genug! — — ich hoff', er hat sich noch nicht wegbegeben

scheint mir etwas schleppend:

Ich hoff', er ist noch hier, und wacht [voll Furcht / zagt] für Krispus Leben,
Ich such ihn.[1]

Der ellyptische Vers *pag.* 99

Ein unverdienter Tod etc.

den Sie durch: Schuldloser Tod ist ihr etc. wiedergeben, könnte wegen der Härte, die unsere Acteurs selten zu lindern wissen, vielleicht auch so geändert werden

Ein schimpflich Leben ist ihr nicht des Todes werth,
{Den ich durch nichts verdient [verbrach] / Der ohne Schuld mich trifft} [der] und dich, nicht mich entehrt.[2]

104. *lin.* 4: Laktanz.
Prinz ist dir Gift — — —

Krispus.
So ists — ein Heilungstrank zum Leben:
Die Fausta hat ihn mir mit eigner Hand gegeben.[3]

---

[1] Weil der Fausta Vers hieſs: dem Krispus ganz ergeben, so deucht mir Licins Antwort: und wacht für Krispus Leben unnöthig. Mein Wort: Genug! — — sollte anzeigen, daſs er ihr in die Rede falle, weil er schon alles verstehe. Ich hoff' er hat sich noch nicht wegbegeben, sollte anzeigen, daſs er nicht eigentlich auf dem Schlosse der Fausta logirt. Auch ist es für die historische (oder, wie soll ich sie nennen?) für die geschäftige, gewöhnlichste Art zu reden gut, wenn man nicht zu gedrängt spricht. Überdem muſs Licin, als ein Geschäfftiger Agent hier sehr geschwind sprechen.

[2] Weil dieſs mir noch zu schwer zu verstehen scheint, so riethe ich das schuldloser etc. in:

Tod ohne Schuld ist ihr mehr als ein Leben werth,
Das mich, und sie zugleich, bis in die Gruft entehrt.

zu verwandeln. Oder ist dieſs besser?

Ein unverdienter Tod {ist ihr und mir mehr werth, / ist mehr, weit mehr ihr wert,}
Als solch ein Leben, das sie selbst und mich entehrt.

Mich deucht, ja.

[3] Ich kann Ihre schöne Sokratische Stelle: ich bin genesen! nicht missen. Lassen Sie uns also lieber so lesen:

Prinz ist dir Gift — — —

Krispus.
Es ist ein Heilungstrank gewesen,
Geliebter Freund, nicht Gift; [denn ich bin ganz genesen. / ich werde bald genesen.] [*gestrichen.*]
und bald werd' ich genesen.

31. L. 13. VIII. 68. Bald könnte ich fürchten, mein unvergleichlicher Freund, daſs Sie mich im Verdacht einer kleinen undankbaren Empfindlichkeit haben könnten, da Sie bey Ihren Erinnerungen so viel Entschuldigungen hinzufügen, als ob Ihre so wohlthätigen Arzneyen noch einer Süſsigkeit bedürften! O denken Sie dieſs ja nicht von mir! ... Auf beyliegenden Zeddel[1] habe ich die noch streitigen Stellen noch einmal angegriffen: und nun erwarte ich Ihre nächste Entscheidung, bey der es unwiederruflich bleiben soll.

Mein Besuch von Lauchstädt ist den 9ten dieses hier gewesen: aber länger nicht als einen einzigen Tag. Ich besuchte H. G. u. J. des Morgens auf $^1/_2$. Stunde, und bat mir die Ehre ihrer Gegenwart des Abends aus: dieſs geschah auch, und da ich sie also kaum 3. Stunden, alles in allem, und noch dazu nicht einen Augenblick alleine gesprochen, so ist Ihrer, (wie ich Ihnen aufs heiligste versichern kann,) nicht mit einem Worte gedacht worden. Man machte mir und meiner Frau Complimente, und groſse Freundschaftsversicherungen, die ich mit Complimenten erwiederte. Daſs der erstere in Berlin solle gewesen seyn, glaube ich nicht: denn er sagte, daſs er in 3. Jahren nunmehr nicht da gewesen sey, aber nach seiner gebrauchten Badecur auf etliche Wochen Geschäfte halber dahin abgehen müſste:[2] seiner Berliner Freunde und Feinde hat er auch nicht mit einem Worte gedacht, sondern nur seinen groſsen König bewundert, und seinen kleinen Greſset gelobt und uns Gedichte von ihm gelesen,[3] die würklich hübsch waren. So sind wir auseinander geschieden, ich zufrieden, daſs der Aufenthalt nicht länger war, weil wir uns vielleicht nicht, als so gute Freunde getrennet hätten, wenn er hallweg tückisch gegen meinen Rammler gewesen wäre. Er zieht nun den Prof. J. mit sich nach H.[alberstadt]:[4] aber ich wollte viel drauf wetten, daſs die nächsten Briefe, die sie gemeinschaftlich herausgeben werden, nicht die Hälfte von der Süſsigkeit haben werden, als die ersten. Kaum kann ich erwarten, was

---

[1] Vgl. die Beilage II.

[2] Gleim in Berlin (seit seiner Entzweiung mit Ramler) im Januar 1765 und Sommer 1769.

[3] Œuvres de M. Gresset. Nouvelle édition. Londres 1765. II. 8°.

[4] Vgl. Martin, QF. II, 7.

Klotz zu den Leſsingischen Briefen in der Hamburger Zeitung sagen wird? aber, ich denke, hier werden die Saiten schon gelinder klingen, als gegen dem Anticriticus, oder den elenden Wichmann oder Wilke, mit denen man freylich leicht fertig werden kann; Meinen neuen [1] Band comischer Opern habe ich so wohl als das neue Stück der Bibl. durch Buchhändler Gelegenheit an Sie abgehen laſsen. Vergeſsen Sie bey den erstern ja nicht die Umstände, die mich zum Drucke genöthigt: wenn Sie sie auf dem Theater sähen, so würden Sie vielleicht lachen, da Sie bey der Lectüre den Kopf schütteln werden: indeſsen haben diese Werkchen unsern Koch zehnmal mehr Geld eingebracht, als alle nur existirende deutsche Trauer- und Lustspiele, und ihn bey ihrer ersten Erscheinung fast allein vom Untergange gerettet. Wieland hat mir ein groſses heroisch-comisches Gedichte im Geschmacke des Ariost von 5. Gesängen geschickt: es ist viel Schönes drinnen; eine wilde Imagination, und drollige Einfälle: aber ich weiſs nicht, warum ich mich mit diesem Manne nicht gern in Brief[wech]sel eingelassen habe: erst ein Heiliger und dann ein ausgelaſsener Epikuräer! Dieſs ist kein Mann nach meinem Herzen. Der Brief, den er mir geschrieben, worinnen er mich zur Freundschaft auffodert, ist original. ...

[1] Den zweiten.

Beilage II.

S. 17. Z. 4. Ich würde mit Freuden Ihre Lesart annehmen und fühle daſs Sie mehr Gründe auf der Ihrigen, als ich bey der Meinigen habe, wenn ich nur nicht noch bey den folgenden Versen anstieſs

Wohl! so bemüh ich mich
Um einer andern Rath, die etc.

1) Klingt es mir etwas fremd und gezwungen: ich bemühe mich um Rath, denn wäre nicht ein Vers auszufüllen, so würden wir sagen: so such ich bey einer andern Rath. 2) scheint mir noch fremder und beynahe widersprechend: ich bemühe mich um einer andern Rath, die dich zwingt: denn der Zwang hebt den Rath auf. Ich habe noch eine Änderung versuchet: ich weiſs nicht — — Sie sollen es entscheiden.

Doch solltest du mein Flehn dich nicht erweichen laſsen:
Gilt bey dem Krispus nichts, nicht Thränen, Güte, Rath,
dazu in Händen hat.
So weiſs ich wer Gewalt dich hier zu halten hat,

Krispus.

Mich hält auch nicht Gewalt — —

Helena.

Darauf sey es gewaget
wohl
Laß sehn, ob Fausta mir den Beystand itzt versaget.
Laktanz und Du — —

Krispus.

Bleib hier: aus Liebe für mein Wohl
Für deines räth Laktanz mir, daß ich fliehen soll.

Sie sagen, Sie wünschten, daß Fausta nicht so flehentlich und mit Thränen bitten möchte, allein sie thut es einmal im Vorhergehenden; und saget sogar

Da dein fühlloses Herz nicht meine Thränen rühren.

Wenn Sie aber dem ungeachtet, bey Ihrer Lesart bleiben! gut, so nehme ich sie auch an: denn ich bin so ungewiß, daß es mir unmöglich zu wählen ist. — Eben fällt mir ein, wie ich Ihre Lesart beybehalten kann?

Doch da du wider ihn nicht gern dir rathen lassen,
Mir selbst nicht folgen willst: wohlan! so such ich Rath
Bey einer, die Gewalt dich hier zu halten hat,
Wenn Güte nichts vermag: zur Fausta will ich flehen u. s. w.

Mir dünket, daß Flehen für Gehen noch besser ist, weil es fremd ist, zu sagen: ich will zu ihm gehen mir beyzustehn, da und ihn bitten ausgelaßen ist. Nun bestimmen Sie, welche unter den vorherhenden die beste ist.[1]

S. 48. Z. 1. 2. Sie haben Recht das Armen und Erbarmen klingt wie ein Reim aus einem Bußliede: aber (sehen Sie, wie hartnäckig ich bin!) das will niemand Hülfe bringen? kann ich immer noch nicht überwinden: ist es der *rime riche,* der mein Ohr beleidiget, oder die Frage hinter dem Ausrufe, oder das Ungewöhnliche, da man im gemeinen Leben sagen würde: Kömmt mir niemand zu Hülfe? Wie gefällt Ihnen folgende Aenderung:

hilft niemand?[2] — —
ist niemand da? — —
Zu Hülfe! rettet mich! zu Hülfe! — — ach! ich höre,
Er kömmt zurück! er kömmt! der Räuber meiner Ehre;
Er will mich tödten! *fort*[2]
ach!

S. 52. Z. 7. 8. Stimme ich Ihnen völlig bey: das von: Er kam zu weit abgerißne, schnell zurück, verführte mich: nur wenn es der Akteur nicht bemerkt, kann es überflüßig scheinen.[3]

---

[1] In der 2. Auflage des dritten „Beytrags zum deutschen Theater" (Leipzig 1768) S. 18, Z. 9 ff. lautet die Stelle:

Doch da Du wider ihn nicht gern Dir rathen lassen,
Mir selbst nicht folgen willst: wohlan, so such ich Rath
Bey der die mehr Gewalt, als Deine Freundinn hat,
Als Deine Helena: — zur Fausta will ich flehen,
Mir wider den Laktanz und Dich selbst beyzustehen.

Krispus.

Du übereilest Dich: aus Eyfer für mein Wohl
Räth mir Laktanz, daß ich die Flucht ergreifen soll.

[2] 1768 (S. 52) Weißes letzte Änderung aufgenommen.
[3] 1768 (S. 57, Z. 9 f.) Ramlers Korrektur beibehalten.

S. 55. Z. 5. Behalte ich Ihre Aenderung bey, wenn Ihnen nicht folgende gefallen sollte:

O Fausta mußt du mir denn immer schrecklich seyn?
war dein Haß, jetzt ist mir deine Liebe Pein.
Sonst warst du mir durch Haß, durch Liebe jetzt zur Pein.[1]

Auf der vorhergehenden S. 54 möchte ich für der blöd*e A*berglauben wegen des zu stark auffallenden *hiatus* lieber: ein blöder Aberglauben lesen.[2]

S. 70. Z. 9. bleibt nach Ihrer Lesart.[3]

S. 99. Wie gefällt Ihnen folgende Aenderung, für ein unverd. Tod etc.

Ein Leben, so erkauft verschmähet sie wie ich;
ihn nur nicht den Tod, so treff er mich.
Verdien ich nicht den Tod, wohlan so treff er mich.

(*NB.* man muß bey dieser Lesart die vorhergehenden Zeilen lesen.[4]

S. 104. Z. 4. haben Sie das Genesen glücklich gerettet.[5]

Zu denen in Ihrem lezten Briefe vorgeschlagenen Aenderungen ist noch Zeit, und sie sollen nach Ihrer Vorschrift abgedrucket werden.

---

[1] 1768 (S. 60, Z. 16 f.) fast ganz nach Ramlers letztem Vorschlage:

Mußt Du, o Fausta, stets mein Unglück, meine Pein,
Erst durch den Haß, und nun durch deine Liebe seyn!

[2] So 1768 (S. 59, Z. 15).

[3] 1768, S. 77, Z. 3.

[4] 1768, S. 109, Z. 11 f. ist ein Ramlerscher Vorschlag (mit einer kleinen Änderung) aufgenommen:

Ein unverdienter Tod ist mehr, ihr viel mehr werth,
Als solch ein Leben, das sie selbst und mich entehrt.

[5] 1768, S. 114. Z. 4 f. lautet die Stelle, nicht wie in Ramlers letztem Vorschlage:

Prinz, ist Dir Gift —

Krispus.

So ists! — Ach! wärst Du da gewesen!
Es war ein Heilungstrank: — und ich bin ganz genesen.

Ob Ramler in der Reinschrift seiner Verbesserungsvorschläge diese Fassung überschickte, oder Weiße doch noch im Drucke änderte, ist fraglich.

---

32. L. 10. IX. 68. Noch einmal empfangen Sie tausendfältigen Dank von mir, für die Schönheiten, die Sie meinem Krispus gegeben haben: Ihre Pflege und Zucht hat mir ihn zu meinen Liebling gemacht. Er ist nun völlig abgedruckt. ... Ich habe Ihre lezten Lesarten alle beybehalten, und außer ein paar Ausrufungen, wo Gott! Gott! drey bis viermal hinter einander kam, nicht das mindeste weiter geändert. ... Aber nun, liebster Rammler, komme ich schon wieder mit einer Bitte. Mein Romeo fehlet schon seit 6. Wochen, u. meine Verlegerinn hat indeßen

diejenigen vom 5ten Theile des vollständigen Exemplars nehmen müſsen. Noch habe ich keine einzige Kritik darüber in irgend einem Journale gefunden, die mir zu einer oder der andern Verbeſserung Anlaſs gäb. Sie haben auch dieſs Trauerspiel in Ihren freundschaftlichen Schutz genommen: Haben Sie Flecken daran wahrgenommen, die wegzubringen sind, oder nöthige Veränderungen und Verbeſserungen, so zeigen Sie mir, mein liebster Freund, die Stellen an: ich will ändern, ich will beſsern, so viel mir immer möglich ist. ... Doch müſste es bald geschehen, weil man mir nicht Zeit laſsen will, da schon ein Nachdruck davon erschienen. Vor ein paar Tagen erhielt ich einen Brief von Wielanden, voller enthusiast[isch]er Lobsprüche über den Romeo, den er erst itzt gelesen zu haben vorgiebt; inzwischen tadelt er folgende zwo Stellen. S. 60. Das verwundete Schiff von der gewaltigen Hand eines aufgebrachten Vaters hinweggeschleudert[1] u. S. 80. O daſs Sie mich in eine Zähre der Liebe verwandelten, die der Sonnenstrahl an sich zöge! — Sie wiſsen ja wer meine Sonne ist? etc.[2] „Die Empfindung, sagt er, ist Natur, aber der Ausdruck ist spielender, italiänischer Witz — der sich vielleicht nur dadurch rechtfertigen läſst, daſs Julie eine Italienerinn ist, — ein Umstand, der überhaupt an der Wahrheit des Charakters, den Sie ihrer Leidenschaft geben, viel Antheil hat.“ — Glauben Sie, daſs er Recht hat, so ändere ich diese Stellen: ich zweifle beynahe nicht daran.

Vermuthlich haben Sie Jacobis neues Gedichte an Hn. Gl. gelesen: denn es wird mit Briefen und Boten an die bekannte und unbekannte Welt umher geschickt: es ist ganz artig, nur daſs die Leute von Amor, Venus und Grazien nie zu reden aufhören: aber was Sie beständig mit Feinden, Verfolgern und Lästerern zu thun haben, weiſs ich nicht, da alle Zeitungsschreiber Weihrauch brennen laſsen, und der lezte gar zum Dichter der

---

[1] In der zweiten Auflage (Leipzig 1769) S. 68 geändert in: „Zwischen dem Sturmwinde und der Klippe scheitert das verwundete Schiff vielleicht nicht; zwischen einem aufgebrachten Vater und meinem Verfolger — —“.

[2] Ebenda S. 88 geändert in: „Haben Sie kein Mittel, mir das Leben zu erhalten? kein Mittel, diesen kranken Leib mit seiner Seele wieder zu vereinigen? — Sie wissen ja, wo meine Seele ist. —“

Nation gemacht wird. In demjenigen Briefe, den er an mich beygelegt, schrieb er: er hätte zu viel Ehrfurcht für die Menschlichkeit, als daſs er entdecken sollte, was die Bosheit und der Neid wider ihn auszudenken vermögend wäre. Ich habe am wenigsten Lust gehabt, ihn darum zu befragen oder darauf zu antworten. Unser Leſsing hat die Bahne zu einem neuen Aufruhre in der kritischen Welt gebrochen, und ich bin sehr neugierig, wie er ablaufen wird: eine kleine boshafte Freude habe ich darüber. Man wird wenigstens sehen, daſs es leichter ist, Schläge auszutheilen, wenn Schöpse geduldig stille halten, als zuerwiedern, wenn Gegner mit Leſsingischen Fäusten auf uns lospuffen. ...

Itzt eben erinnere ich mich in der Hamburger so genannten neuen Zeitung in dem Urtheile über den Romeo, das eben nicht vortheilhaft war, die Frage aufgeworfen zu sehen: ob etwann die Stelle: „O Liebe, Liebe, Liebe! wie tief hat dein Saame Wurzel geschlagen! wie bald ist er in die Höhe geschoſst, gereifet; und nun kein Sonnenblick, der mich deine Früchte einerndten läſst!“ [1] ob dieser [!] auch Shakespearisch wär? Vermuthlich wollte man also dran tadeln, daſs er zu gesucht, oder durch die Gradation zu künstlich wäre? ich kann es nicht entscheiden? auf dem Theater habe ich es nicht bemerkt: glauben Sie aber, daſs die Kritik richtig ist, so suche ich sie zu ändern.

33. L. 17. X. 68. *W. beklagt Ramlers Kränklichkeit.* ... Aber nun wieder zu meinem Romeo! sagt Julie. Ewig, ewig werde ich Ihnen für Ihre Bemühungen danken: ich unterschreibe alle Ihre Verbeſserungen und sie sind schon durchgängig in mein durchschoſsenes Exemplar dazu getragen. Bei ein paar kleinen Stellen nur bin ich zweifelhaft, und aus keinem Grunde als weil ich mich dabey der bezaubernden Aktion unserer Schulzin erinnere: überhaupt kann ich gar nicht vergeſsen, daſs Sie diese nicht sehen sollen! Keine süſsere Schwärmerin mit allem was nur eine Stimme schmelzendes, und eine Aktion wohlanständiges und rührendes haben kann, ohne jemals in das Übertriebene zu fallen, kömmt nicht wieder aufs Deutsche Theater: besonders

[1] In der zweiten Auflage (I, 1) S. 9 unverändert, bis auf „geschossen“ für „geschoſst“.

wuſste sie alle kleine Schattirungen auszudrücken, und die Gradationen der Leidenschaften so glücklich zu beobachten, daſs sie sich niemals erschöpfte: doch ich habe ihr Lob Ihnen schon mehrmalen vorgepriesen, und Sie müſsen einen kleinen Enthusiasmus der Eigenliebe vergeben.

Die drey angezeigten Veränderungen in Ihren Oden sind sehr schön: doch thut mir in dem ersten das lustige Gemälde des Lachens weh:[1] bey dem flüchtigen Leichtsinn habe ich noch eine kleine Bedenklichkeit. Leichtsinn scheint blos einen Charackter zu bezeichnen, und nicht eben die Würkung oder Folge der Freude zu seyn: ich fühle den Anstoſs im Lesen noch mehr, als daſs ich gleich die Ursache zu bestimmen wüſste: Sie würden leicht dafür etwas anders finden, aber gewiſs sollten Sie das Lachen in ihrer drolligen Positur nicht stören: überhaupt verdienten Ihre Lesarten alle beygedruckt zuwerden: denn mir gefallen beyde, jede ist wichtig und ich wollte es beschwören, daſs ich nicht zu wählen wüſste. Die zwey versprochenen Bücher von Liedern der Deutschen erwarte ich von Ihnen mit Ungedult. O wenn ich nur Zeit hätte, ich machte noch ein paar hundert, damit Sie ein paar Duzend daraus auslesen könnten! Sie sind wohl der einzige Mann in der Welt, der sich die Mühe nimmt für andrer Ruhm auf diese Art zuarbeiten, Lorbeer zu ihren Kränzen zuzutragen, um dafür Undank einzuerndten.

Seltsam genug ist des bewuſsten Mannes[2] Klage, daſs er in Leipzig verläumdet würde. Wenn er die Ursache dieser Vermuthung angeben sollte, so würde es gewiſs keine andere seyn, als daſs man ihm nicht beständig so den Weihrauchdampf in die Nase bläst, als in der Nachbarschaft geschieht: aber wer nicht mit jener ein Trutz und Schutzbündniſs macht, nicht mit gleichem Geschreye schimpft und lobt, ist Feind und Ver-

---

[1] Die zweite Auflage der Oden (1768) S. 6 hat Vers 13 f. der Ode „an den Apoll“ aus:

> Komm, Freude, du Kind der Hebe! komm, Lachen,
> Die Hände gestemmt in keuchende Seiten!

verändert in:

> Komm, munterer Witz, und Muthwill, und Lachen,
> Und artiger Trotz, und fröhlicher Leichtsinn.

[2] Gleims.

läumder. Ganz neuerlich höre ich eine Nachricht, die Ihnen vielleicht sehr unangenehm seyn wird. Pastor Lange in Laublingen läſst wie ich höre, Briefchen *ad modum* — drucken:[1] G.[leim] beschwert sich, daſs auch welche von ihm drunter von 20. Jahren her wären: diese Beschwerde aber scheint mir der Vorrede zum [!] Jacobitischen Briefen zugleichen: es ist ein feiner Kunstgriff, (leider aber nicht neu genug, als daſs man gerade zu glaubt,) sich bey der Welt zurechtfertigen.[2] H. Nicolai

[1] „M. Sam. Gotthold Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe." Zwei Teile. Halle 1769/70. Im ersten Teile stehen 15, im zweiten 14 Briefe von Gleim.

[2] Gleim erhob erfolglosen Einspruch, dem gegenüber die spätere Veröffentlichung der Spaldingschen Briefe um so verdächtiger erscheint, in folgendem Schreiben an Lange vom 15. II. 1770, welches ich der Güte des Herrn Rektor Hey in Halberstadt verdanke: „Gestern, mein liebster Freund, hatte ich den Besuch eines jungen Gelehrten, der von Leipzig kam. In der Breitkopfischen Buchdruckerey hatte er die schon fertigen Bogen Ihrer Sammlung freundschaftlicher Briefe gesehen, eine Menge von Gleim, sagt' er, fand ich darinn. Zu meiner groſsen Verwunderung aber bemerkt' ich Stellen, die warlich nicht beweisen, daſs Lange von Gleim jemahlen ein Freund war. Nur wenige dieser Stellen konnt' er mir anführen, er hatte sie nur flüchtig durchgesehen. Eine, sagt' er, wäre so beschaffen, daſs sie nothwendig in der Verbindung, in welcher ich stünde, mir Verdruſs zuziehen müſste. Von dem Freſsen und Saufen der Dohmherren wäre darinn die Rede — von einer andern Stelle sagt' er, sie enthielte Religionsspöttereyen. Von einer dritten, sie gereiche dem Andenken des seeligen Herrn von Kleist zum Nachtheile. Kurtz mein wehrtester Freund, Sie können leicht ermeſsen, wie sehr diese Nachricht mich befremdet hat. Unglaubliche Dinge dacht' ich zu hören. Lange, mein Freund, sagt' ich zu dem jungen Gelehrten, kann ohnmöglich die Absicht haben, mir Verdruſs bey meinen Freunden, und Haſs und Verachtung bey der Welt zu machen, eine andere Absicht könt' er mit Beybehaltung solcher Stellen nicht haben, die Stellen können ohnmöglich beybehalten seyn, und überhaupt was für Briefe könt er der Aufbehaltung würdig schätzen? — Doch wollt' ich gerne seiner Einsicht trauen und mich überreden laſsen, es seyen welche darunter, die von einigem Nutzen für die Jugend seyn könten — aber zugeben, daſs die Briefe so gänzlich wie sie geschrieben sind, beybehalten werden, nein, das kan ich nicht. Man schreibt seinem Freund mit Offenherzigkeit und Einfalt, die nicht für die Welt ist. Die obige Nachricht also sey gegründet, oder nicht, so ist kein anderer Rath, als gerade zu mich an meinen Freund zu wenden, und ihn zu bitten, augenblicklich nach Leipzig den Befehl zu geben, daſs von den bereits gedruckten Bogen kein einziger in irgend jemandes Hände

will wiſsen, daſs auch Briefe von Ihnen, mein bester Freund darunter wären: nun kann ich mir aber keine gröſsere Beleidigung denken, als wenn man eines andern Briefe ohne Vorwiſsen drucken läſst: und dieſs würde doch unfehlbar hier in Ansehung Ihrer geschehen seyn: wer weiſs warum? denn ich will, ohne sie gesehen zu haben, niemanden verurtheilen. Kein Wunder! man schrieb an keine menschl. Seele mehr eine Zeile, wenn die vertrautesten Freunde oder die es doch vormals gewesen sind, einen solchen Miſsbrauch machen, oder man würde gegen alle miſstrauisch. Der H. v. Sonnenfels in Wien hat mir schon ein paarmal die Ehre angethan, Privat-Briefe von mir drucken zu laſsen, und ich weiſs, wie empfindlich es mir gewesen: von Unterredungen und einzelnen Stellen, die man oft wiederfindet, will ich gar nichts gedenken. Sorgen Sie nicht, mein geliebtester Rammler, daſs nur jemals eine Zeile von demjenigen, was Sie mir schreiben über meine Lippen kömmt, eine Furcht die Sie in Ansehung des H. Nic.[olai] zu äusern scheinen! Er ist am wenigsten der Mann, dem ich irgend eine Heimlichkeit nach dem Gebrauche, den er zuverschiedenen malen von meiner Offenherzigkeit und nur neuerlich gemacht, vertrauen möchte. Durch ungestümes Anhalten hat er mir die Namen einiger meiner Mitgehülfen an der Bibl. ausgepreſst: ich habe sie ihm unter der Versprechung, es verschwiegen zu halten, weil sie verschwiegen seyn wollten, entdeckt; und er ist unverzüglich zu ihnen gegangen, und hat Geschenke mit seinen Verlagsbüchern und Verheiſsungen angewandt, um sie von mir abzuziehen und für seine Bibliothek anzuwerben. Wie unedel und wie klein! Warlich würde ich der Freundschaft aller schönen Geister entsagen, wenn es nicht noch einen Rammler gäbe, der durch seine reine und edle Seele jenem Charackter Ehre machte. H. Reich wird Ihre Besorgniſs in Ansehung des

---

gegeben werde, 2) daſs ein Exemplar derselben mit der ersten Post an mich abgesendet, und mir überlaſsen werde, nach Befinden, entweder sämtliche meiner Briefe zu verwerfen, oder doch die anstöſsigen Stellen zu bemerken und den Buchdrucker anzuweisen, daſs die schon gedruckten Bogen umgedruckt werden sollen, oder wie sonst mit den wenigsten Kosten zu machen seyn wird.

Mit der ersten Post erwart' ich meines Freundes Erklärung zuverläſsig hierüber und bin *[die Unterschrift fehlt in dem Konzept]*.

Fortdruckens Ihres Batteux gehoben haben. Der H. v. Hagedorn [1] schreibt mir vor kurzem, daſs er Ihren Pygmalion [2] unserer Churfürstin und dem jungen Churfürsten vorgelesen, und daſs sie ganz entzückt darüber gewesen. Ihre Hymne an die Liebe [3] ist wieder ein reizend süſses Gedicht. An der ersten Zeile bin ich angestoſsen. 1) ist sie zweydeutig; denn man kann es eben so gut verstehen, Götter um Schäfer eintauschen, als Schäfer um Götter 2) würden mir hier Hütten um den Olymp, wegen der folgenden drey Verse beſser, als der Tausch von Personen gefallen. Die Ursachen werden Sie errathen. ...

Nachdem ich diesen Brief geendiget kommen die Langischen Briefe an: zu Ihrem Troste muſs ich Ihnen sagen, daſs ich keinen darunter von Ihnen gefunden. Sie müſsten also noch in den folgenden Theilen kommen, deren noch 2. angekündiget sind.

H. Leſsing hat bey seinem Hierseyn meine Neugier durch seine auſserordentlichen Lobsprüche auf Gerstenbergs *Ugolino* sehr begierig gemacht. Nun habe ich ihn gelesen — Nein das ist zu tolle shackespearisiret!

34. L. 9. XI. 68. *Empfehlungsschreiben für* „Baron Griedner, ein liebenswürdiger Jüngling, der hier studiert hat.“ *Antworten auf Ramlers Briefe,* „zugleich die verlangten 9. Exemplarien von dem Krispus, das neue Stück der Bibl. und den 2ten Th. der Komischen Opern“ *habe Buchhalter Knoch mitgenommen.* Ich hätte es dem H. Nicolai aufgetragen: aber nachdem er mir vor un-

---

[1] Der bekannte Kunstschriftsteller Christian Ludwig v. H. (1712—1780), Bruder des Dichters. Vgl. Schröder, Lex. d. hamburg. Schriftsteller III, 50 ff.

[2] Pygmalion, Eine Kantate. 1768. [16 SS.] 8°. — Über die Wanderung des Pygmalionthemas hoffe ich demnächst berichten zu können.

[3] Die „Hymne an die Liebe. Breslau, im Augustmonat, 1768.“ (4 Bll.) 4° [auf die Vermählung des Prinzen Friedrich August von Braunschweig] beginnt:

> Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest,
> Lieber unter Lauben und auf Bluhmen lauschest ...

Wie diese auch sonst von Ramler gebrauchte „Partikelvermählung“ des ersten Verses von Wieland, obwohl sie ihm „selbst fatal war“, gegen Goethe und seinen Kreis in Weimar verteidigt wurde, mag man bei Böttiger, Litt. Z. u. Zeitg. I, 254, nachlesen. Vgl. ferner Herders Lebensbild I, 2, 115.

gefähr 2. Jahren schon einmal ein Packet eröffnet hatte, in dem mein unversiegelter Brief lag, unter dem Vorwande, daſs man nichts versiegeltes mit hinein bringen dürfte, seit dem habe ich seiner Neugier nicht völlig getrauet. Er konnte gegründet seyn, durfte mir es aber nur vorher sagen, so konnte ich meinen Brief erst herausnehmen: denn ich sehe es eben nicht gern, daſs andre Leute wiſsen, was wir einander schreiben. Ich lege Ihnen ein Gedicht bey, das einen Advokaten in der Lauſsnitz[1] zum Verfasser hat: der Mann scheint nicht ohne Genie zu seyn: er schrieb mir, er habe in seiner Einsamkeit gehöret, daſs Klopstock eine Tragödie Herrmannsschlacht mit Bardengesängen herausgegeben: er habe dergl. auf eben die Gelegenheit vor vielen Jahren gemacht, und sie itzt wieder hervorgesucht: hätte aber niemanden zu Rathe zu ziehen, ob sie den Druck verdienten? Da ich sie nicht ohne Schönheiten zu finden glaubte, und Klopstocks Tragödie nicht abwarten wollte, weil der Verdacht der Nachahmung gleich auf den armen Mann gefallen wäre: so habe ich sie gleich drucken laſsen. Er meldet mir, daſs er noch einen ganzen Vorrath von kleinen lyrischen Gedichten liegen habe, und will sie mir zuschicken: meynen Sie nicht, daſs er Aufmunterung verdienet?

... Beynahe habe ich Lust des Otway *Orphan* auf unser Theater zu bringen:[2] es würde kein übler Pendant zum Romeo seyn: ich halte es wenigstens mit für das schönste englische Trauerspiel, das nur existiret: ohne Ihr Urtheil möchte ichs aber gleichwohl nicht thun, da die Hauptsituation so beschaffen ist, daſs sie leicht auf unserer Schaubühne beleidigen könnte. ...

35. L. 12. I. 69. Haben Sie Dank, tausendmal Dank, mein liebster Freund für die veränderte neue Auflage Ihrer Gedichte.[3] Bey Ihnen hat jede Ausgabe ihren eignen Werth, und nach 100 und mehr Jahren werden die Kunstrichter sich schön zanken, welches die beste Lesart ist: denn schon itzt zanke ich mich oft

---

[1] Kretschmann. Vgl. unten Brief 35 und 53.

[2] Weiſses Übersetzung von „The Orphan: or the Unhappy Marriage: a Tragedy“ (zuerst London 1680. 4°) kam ebenso wenig zu stande, wie die Boies. (Vgl. Weinhold S. 12.) Erst Ch. H. Schmid lieferte eine ungenügende im 4. Bande seines „Englischen Theaters“.

[3] Oden. Zweyte Aufl. Berlin 1768.

mit mir selbst darüber. ... Hier schicke ich Ihnen die Lieder vom Verf. des Rhingulph.[1] Mir gefallen die wenigsten, und diejenigen, die noch die erträglichsten wären, brauchen doch nach meiner geringen Einsicht, einer gänzlichen Umarbeitung. Der arme Mensch, dem ich dieses geschrieben, unterwirft sich auch diesem Urtheile demüthig: nur bittet er mit einem Worte bey jeden anzuzeigen, welche das Verdammungs oder das Verbeſserungs Urtheil verdienen. Ich getraue mir solches nicht so gerade weg zu sagen, ohne einen beſsern Kunstrichter darüber zu Rathe zu ziehen. Ich habe ihm geschrieben, daſs ich Sie um diesen Freundschaftsdienst bitten wollte, und er bittet zugleich. Wollen Sie ihm diese Bitte gewähren, sie durchlesen und nur kurz dazu bemerken: taugt nichts oder muſs geändert werden. Mich dünkt, er verdient, daſs er nicht ganz unterdrücket wird, und wenn Leſsing, wie ich höre, behaupten [!], daſs der Verf. des Rhingulphs nothwendig Klopstocks Herrmannsschlacht müſse gelesen haben, (welches gewiſs nicht wahr ist, denn er hatte nichts davon gehöret, als ichs ihm schrieb,) so muſs er doch ein Genie haben, das die Spuren eines Klopstocks zutreffen weiſs. Für einen Anfänger viel genug.

Nun rücket die Stunde immer näher, da ich Sie, mein bester Freund, umarmen soll: o daſs sie schon da wäre! ... Nur dieſsmal täusche mich nicht, gutes Glück! ich will ja nicht einen König sehen, den man fürchtet, sondern nur einen Freund, den ich über alles liebe, und den ich, wenn du mir auch ungetreu wärest, doch beständig lieben werde! Ich bin ewig Ihr Weiſse.

36. L. 17. VI. 69. *Überschwenglicher Brief nach der Rückkehr von der ersten Berliner Reise;*[2] *eine Stelle wird ihn zur Genüge charakterisieren:* Aber, bester Rammler, warum entriſsen Sie Sich den Abend vor meiner Abreise so geschwind, so unvermerkt meinen Umarmungen? warum nuzten wir nicht noch die wenigen Augenblicke, die uns Gott gab, zur Freundschaft, zu wiederholten Versicherungen unserer ewigen Zärtlichkeit? Doch Sie thaten es aus einem Übermaſse derselbigen: Sie wollten mich nicht weinen sehen, und mich Ihre Thränen nicht sehen laſsen, und ich danke

---

[1] Vgl. den vorigen Brief.
[2] Vgl. Minor S. 47 f.

Ihnen auch für diesen Beweis Ihrer Liebe: wie mir aber zu Muthe gewesen, als ich es merkte, daſs Sie nicht wiederkommen würden, das kann nur eine so zärtliche Seele, wie die Ihrige sich vorstellen. Ich war stumm, die Thränen rollten mir übers Gesichte und blos die Empfindung der Dankbarkeit gegen Gott, daſs er mir einen solchen Freund geschenket, und mich so viel freudige Stunden mit ihm genieſsen laſsen, brachten mich wieder zu mir selbst. ... Danken Sie in meinem Namen auch allen Ihren übrigen Freunden und Freundinnen für die vielfältigen Zeugniſse ihrer Gewogenheit, einem Krause, Rode, Lamprecht, Moses, und allen Gliedern ihrer Club,[1] und erhalten Sie mir das Andenken dieser würdigen Männer. ... Wie kommen Sie mit dem Nachahmer des Horatz[2] zu Rechte? haben Sie Sich noch oft mit ihm in Gesellschaft gefunden? O wie gut war es, daſs wir uns ungestört genieſsen konnten, wie gut, daſs ich gieng, als er kam! ich will ihm das Glück, Freund aller Minister und Feldherrn zu seyn, gerne gönnen; aber Rammler ist mein Freund, und der geht über Minister, Feldherrn, Prinzen und Könige. ... Ist bald Ihr Bildniſs fertig? möchte doch der Geist der schönsten Malerey dem würdigen Rode selbst die Hand führen, daſs er keinen der kleinsten Züge meines Rammlers verfehlet! ...

37. *Undat. Fragment [Juli oder August 1769].* ... Wenn H. Meil, deſsen Freundschaft Sie mich bestens empfehlen werden, bisweilen eine Vignette sticht, so bitten Sie ihn doch für mich um einen Abdruck. Ich kenne keinen Künstler, der so bezaubernd in Erfindung und Zusammensetzung dieser allerliebsten Kleinigkeiten wäre. Ich will Ihnen auf die Meſse gute Abdrücke von den Bildniſsen meiner Bibliothek mitschicken.

Ich weiſs nicht, mein liebster Rammler, ob Sie die Klotzische Bibl. lesen? wo nicht, so bitte ich Sie doch, Sich das neuste oder 12te Stück geben zu laſsen: man hat darinnen bey Gelegenheit der neuen Ausgabe des 4ten Bandes, die ich Ihnen auch durch Buchhändler-Gelegenheit überschicken werde, die Recension meiner Schauspiele in der allgem. Bibl. heftig angegriffen. So

---

[1] Des „Montagsklubs"; vgl. meine Dissertation über Ramlers Anfänge (Wolfenbüttel 1886) S. 25 f.

[2] Gleim, der in Berlin mit Weiſse zusammentraf.

unzufrieden ich damit bin, weil H. Nicolai und Leſsing glauben können, als ob ich einigen Antheil daran hätte oder mit den Verf. in einiger Verbindung stünde: so möchte ich doch Ihr Urtheil wiſsen, ob sie nicht in gewiſsermaſsen Recht hat. Die hällischen Buben nehmen sich blos meiner an, um mir Leſsingen auf den Hals zu ziehen: ich hoffe aber, daſs dieser den Tölpischen Kunstgriff verstehen wird.... *Nachschrift von Frau „Christiana Weisin"*.

38. L. 16. IX. 69. Ich bin Ihnen auf zwey liebe Briefe die Antwort schuldig, mein bester, süſsester Freund, und o wie vielen Dank für Ihre Korrecturen in meiner komischen Oper!... Nun werde ich, so bald meine Meſsarbeiten vorbey sind, versuchen, ob sich Melpomene wieder von mir will kützeln laſsen: es soll ein Pendant zum Romeo werden: nur schlage ich mich noch mit der Fabel herum: denn es drängen sich etliche in meine Feder, von denen mir bald die eine, bald die andere, bald wieder gar keine gefällt. O! könnte ich meinem Rammler aus dem Fenster zurufen, was soll'ten da noch für Projekte ausgeführet werden.

In Ansehung der von Eberten versprochenen Lieder habe ich mich geirret: es sind keine andern als diejenigen, die für alle Kehlen höchst elend in Musik gesezt sind.[1] Von den angezeigten Liederchen werden Sie die meisten Verfaſser ziemlich getroffen haben. Ich glaubte, unser Gellert habe in seinem Exemplare dieselben überall darunter gezeichnet: aber auch da habe ich mich geirret: Wenn Ihnen aber, m. L., daran gelegen ist, so will ich mich gelegentlich bey Gärtnern in Brschweig als den Sammler der Beyträge und der Vermischten Schriften erkundigen. Die aus den leztern sind meistens von Fuchs: Doch sollten Sie nicht dieses Dichters ganze Sammlung kennen, wo auch jene mit darunter stehen, die in Dycks Verlage unter dem Titel: Neue Lieder mit Melodien von J. F. D. z. Fr. 1750

[1] Die Telemannsche Sammlung „Vierundzwanzig, theils ernsthafte, theils scherzende, Oden, mit leichten und fast für alle Hälse bequemen Melodien versehen von G. P. T. Hamburg, bey Christian Herold. 1741." [4° ?], in der neben Hagedornschen und Stoppeschen Oden die ersten Lieder J. A. Eberts gedruckt sind, kenne ich nur aus einer Anzeige Marpurgs (krit. Briefe über die Tonkunst II [1760] 162 ff.).

herausgekommen sind? Wo nicht, so werden Sie vielleicht noch einige zu Ihrem Gebrauche für die Lieder der D. darinnen finden. Sie haben in Ihrem VI. Buche daraus N. 3 Die Alte und N. 8. Die Heimliche.[1] Das Lied Ich liebte nur Ismenen etc.[2] kenne ich nicht. Ich werde sehr aufmerksam auf alles seyn, was in Ihre Sammlung aufgenommen zu werden verdienen möchte. Mich deucht, es fehlte Ihnen noch an ein paar Anfangsliederchen bey den neuern Büchern: Ich lege Ihnen hier ein paar bey, die ich flüchtig entworfen. Was für ein vortrefflicher Freund sind Sie, daſs Sie mir Ihre hülfreiche Hand bey meiner neuen Ausgabe versprechen! Wenn ich nur weiſs, wo ich ändern soll, so ändere ich sehr gerne: aber wenn sich ein Gedanke oder Ausdruck einmal ins Gedächtniſs genistet: so ist er gar nicht wieder herauszubringen. Für die gütige Besorgung der Kupferstiche bey Hn. Schmidt, Rode und Chodowiecki statte ich Ihnen ebenfalls meinen herzlichen Dank ab. . . .

Unser groſser Porträtmaler Graaf, der uns auf einige Monate von Dreſsden aus besuchet, hat mich, nach der Aussage aller die es gesehen, bis zum Sprechen gemalet. . . . Im Vertrauen, weder H. Rode noch Ihr H. Landsmann, den ich nicht gleich zu nennen weiſs, hatten mich getroffen: es geht meistens so wo die Züge in einem Klumpen Fleisch begraben liegen.

Ich habe diese Woche einen seltsamen Brief von H. Herdern auf der See geschrieben gekriegt,[3] den ein Schiffer von Nantes mit nach Riga gebracht. Können Sie glauben, daſs der seltsame Mann seine Aemter unvermuthet aufgegeben, um in der Welt herumzureisen.

Vermuthlich haben Sie l. Fr. nunmehro Herrmansschlacht gelesen. Was für eine wunderbare Figur machen die abgezeichneten Sylben. Das Stücke selbst — ie nun ja, unsere Vorfahren

---

[1] Aus Fuchs' „Neue Lieder nebst ihren Melodien componirt von J. F. D.[oles] z[u] F[reiberg]" Leipzig. 1750 (quer-fol.) hat Ramler die Nummern II, 12. IV, 9. 14. 18. V, 16 der „Lyrischen Blumenlese" entnommen.

[2] Vgl. meine Dissertation S. 79.

[3] Unbekannt; wohl die Antwort auf Weiſses Brief vom 5. V. 69 (Herders Lebensbild I, 3, 581).

mögen brave kriegerische Leute gewesen seyn: aber ich schaudere vor ihren ewgen Blut und Wunden zurücke. Unser einer dürfte gewiſs nicht mit einem solchen Stücke erscheinen: wie würden die kleinen Kritikaster sich lustig machen.

Gleim hat nun sein Jacobitchen wieder zurück. Der Mann verräth doch itzt seine Blöſse überall. Ich muſs Ihnen doch eine Stelle aus einem Briefe des ehrlichen Heyne aus Göttingen auszeichnen: „Sie haben, schreibt er, wie ich höre, Hn. Gleim in Berlin getroffen. Wie lieſs er sich doch über die itzigen tartarischen Einbrüche im Litterärreiche heraus? Sie sind wohl ein alter Bekannter von ihm? aber ich wage es doch Ihnen meine Gedanken über den Mann zu sagen. Jacobi liegt ihm noch sehr an der Brust, wie ich aus einem Brief von ihm an einen hiesigen Hofmeister H. Boye sehe. So ein Porträt hätte ich mir von Gl. in der Welt nicht gemacht, als ich ihn in diesem mir mitgetheilten Briefe fand. Diesen jungen Menschen von sehr mittelmäſsigen Käntniſsen und Talenten behandelt er als einen Alcibiades, als den feinsten Kunstrichter, den einzigen, den er in der Welt neben Hn. Jacobi erkennen wolle und so eine Reihe so fader ungereimter Schmeicheleyen in steter Rücksicht auf sein werthes Selbst, das ich ganz aus den Wolken fiel!" Es ist immer gut, daſs die Welt ihre groſsen Geister nach und nach kennen lernet. ...

39. L. 18. X. 69. ... Ich schicke Ihnen Ihr Liederbuch nebst meinem Exemplare zurücke: alle Ihre || Verbeſserungen sind so schön, daſs ich sie schwerlich besser machen werde: die = welche Sie mir überlaſsen, habe ich geschwind, so viel mir das Meſsgeräusche erlaubt, gebeſsert oder verschlimmert? urtheilen Sie selbst, welches von beyden? Die △ mögen, wenn ich sie nicht umschaffen kann, für die Freunde der epigrammatischen Lieder stehen bleiben: doch will ich Ihrem guten Beyspiele folgen, und noch nicht die Feile ruhen laſsen, wenn der Ball wieder zurücke kömmt: die ganz verworfnen will ich durch andre zu ersetzen suchen, wenn gar nichts draus zu machen ist. Gewiſs, mein Liebster, wenn ich noch unter die Primaner auf dem Parnaſse komme, so habe ichs blos Ihnen zu danken. Nichts ist mir erfreulicher, als daſs Sie in Ihre künftige Sammlung ein paar Amazonenlieder mitnehmen wollen: denn die Briefe übers

Neuste[1] haben ihnen beynahe den Kopf ganz eingedrückt, und alles redet itzt blos von Fehlern des Lokalen drinnen. H. Lavater in der Vorrede zur neuen Ausgabe der Schweizerlieder[2] kennet keinen, als den fürstlichen Gleim, der ein Kriegslied zu machen im Stande sey. Beynahe müſste ich also diesem übereinstimmenden Geschrey glauben, wenn Sie, bester Freund, mich nicht überredet hätten, daſs ich eine Rolle mitspielen könnte. Mit H. Reichs Vorschlage, mich in Kupfer vor die Lieder setzen zu laſsen, bin ich nicht zufrieden und habe es ihm vor der Hand abgeschlagen: würde man mir es nicht als eine unverzeihliche Eitelkeit ansehen? ...

Zu einem Pendant des Romeo trage ich mehr als ein Süjet mit mir im Kopfe herum: Aber tausenderley Geschäfte laſsen mich gar nicht dazu kommen: überdieſs schrecken die ungezogenen Spaltungen und Partheylichkeiten, und die strengen und lieblosen Urtheile unserer Kunstrichter mein friedliebendes Gemüthe so sehr, daſs mir immer wieder die Feder aus der Hand fällt, wenn ich einmal ansetze. Die Klotzische Parthie, die ich von ganzer Seele haſse, giebt sich itzt alle mögliche Mühe mich auf unsers Leſsings Kosten zu loben, (*videatur* das neuste Stück der hällischen Bibl. bey Gelegenheit der Hamburg. Dramaturgie.) und ich fürchte, daſs Leſsing auf den unglücklichen Verdacht dadurch kommen kann, als ob ich Antheil daran habe: vielleicht habe ich die Würkung davon schon in der Hamburger neuen Zeitung, wo Leſsing und Gerstenberg mit daran arbeitet, erfahren. Ich habe den H. Nicolai schon gebeten, wenn er an Lessingen schreibt, ihm doch dieses Vorurtheil zu benehmen: denn ich kenne keinen schrecklichern Widersacher, als ihn. Nicolai rieth mir in der Bibl. eine Erklärung deswegen zu thun, aber das wird nimmermehr geschehen. Viel lieber die Hände gelähmt, daſs sie nicht mehr schreiben können. ...

40. *Undat. [Ende 1770, aus welchem Jahre mehrere Briefe fehlen].* Sie sollen mir es nicht umsonst gesagt haben, liebster Herzensfreund, daſs Sie zum Ersatze meines nichtsbedeutenden Verlusts,[3] mir noch ein paar Liederchen wollen verbeſsern helfen. Da ich

[1] XVII Th. S. 1—16. Brief 266 [Nicolai].

[2] Schweizerlieder von J. C. Lavater. Dritte Auflage. Bern 1768. 8º.

[3] Wohl der mit dem 38. Briefe übersandten „Anfangsliederchen".

meine scherzhaften Lieder in einige Bücher abtheilen will und gern vor jedes einen schicklichen Eingang sezen möchte, so habe ich in der gröſsten Eil noch ein paar nach der Idee der verlornen gemacht. Sehen Sie, ob sie gebeſsert oder durchstrichen zu werden verdienen.[1] Für die *Curas posteriores,* die Sie Ihrem Briefe beygefügt, küſse ich Sie. Das Liedchen, Was ich will und nicht will,[2] hatte ich auch schon aufs neue durchgebeſsert: noch habe ich unsere Änderungen nicht verglichen: aber ganz unfehlbar werden die Ihrigen die beſsern seyn. Der geh. Rath v. Thümmel, ein alter Universitäts Freund von mir, hat mich stets geqvälet, ihm etwas von meinen Tändeleyen zuzuschreiben. Er selbst hat es itzt vor einem Gedichte gethan, das itzt unter der Preſse ist und womit ich gar nicht zufrieden bin. Ich habe es ungerne gethan. Wenn es Ihnen miſsfällt, werfe ich es weg: es war erst viel länger; aber ich habe nur den Kopf gelaſsen.

Der Madam Therbusch empfehlen Sie mich aufs nachdrücklichste. Einer von ihren und meinen Freunden in Paris, *Mr. de Marcenay Deghuy* hat mir ganze Briefe zu Ihrem Lobe geschrieben. Wie sehr freue ich mich, meinen besten Rammler auch von ihr gemalt zu sehen. Es soll gut gestochen und mit der gröſsten Sorgfalt gehalten werden.

Wieland ist itzt mit seinem Aufenthalte in Erfurth so übel zufrieden, daſs er sich beynahe den Kopf einstoſsen möchte: aber wo wird der Mann zufrieden seyn? Wer seine Verdienste immer durchs Vergröſserungsglas ansieht, glaubt an keinem Orte weder genug belohnt noch genug geehret zu werden; der wird Europa nicht groſs genug für sich finden.

Das glaube ich, daſs Gl.[eim] und J.[acobi] wahre Farcen spielen. Mich wundert immer, daſs sie noch so lange Freunde sind: aber vielleicht hält die Nothwendigkeit das Band noch zusammen. Ich kann es immer noch nicht von mir erhalten, daſs ich des lezten zusammengedruckte Gedichte[3] recensire. Was nehmen denn beyde gegen Sie für eine Miene an?

---

[1] Vgl. die Beilage III.

[2] Aus den Scherzh. Liedern (3. Aufl., 1763) S. 82 f. mit starken Änderungen in die kleinen lyr. Gedd. I, 81 f. übergegangen. Ramlers Lyr. Bl. IV, 7.

[3] Sämtliche Werke, von Johann Georg Jacobi. Halberstadt 1770. II. Ein dritter Teil folgte 1774.

Helfen Sie mir doch zu einem andern Titel für mein Trauerspiel: die Brüder.[1] Ich möchte sie nicht gerne so nennen, weil wir 2. Komödien,[2] und ein Youngisches Trauerspiel[3] schon unter diesem Titel haben ...

[1] Als „Die Flucht" zuerst gedruckt 1780 im 5. Bande der „Trauerspiele".

[2] Ein Lustspiel in 5. Aufzügen von Romanus, nach den Adelphi des Terenz, und?

[3] The Brothers, a tragedy [anonym]. London. 1753.

Beilage III.

Auf dem Rückblatte stehen folgende drei Lieder Weiſses in erster Gestalt mit Ramlerschen Änderungen [= R.], *welche nebst der endgültigen Entscheidung der „Kleinen lyrischen Gedichte" (1772)* [= G.] *in die Anmerkungen gesetzt wurden.*

[I.] Preis der Lieder.

Amor und der Dichter.[1]

Amor.

Guter Dichter! singe mir
Doch zu Ehren kleine Lieder!
Fodre dreuste[2] von mir wieder,
Was du willst, ich geb' es dir.

Der Dichter.

Schmerzen hab' ich nur von dir:
Soll mein Lied dich dafür[3] ehren? —
Aber laſs doch einmal hören:
Welchen Lohn versprichst du mir?

Amor.

Meine Mutter hat ein Paar
Allerliebste Turteltauben:
Sieh ich will dir[4] eine rauben,
Thu' ich es gleich mit Gefahr.

Der Dichter.

Wie? zwey Täubchen, welche sich
So getreu und zärtlich lieben
Durch die Trennung zu betrüben?
Kleiner[5] Räuber, packe[6] dich!

[1] G. I, 169—172.
[2] kühnlich R. G.
[3] für die mein Lied dich R. G.
[4] ihr R. G.
[5] [*zuerst:* Wilder R.] Harter R. G.
[6] schäme R. G.

Amor.

Nur gemach! Doch einen[1] Schwan
Von Cytherens Wolkenwagen?
Wagst du den wohl auszuschlagen?
Sieh! auch den biet ich dir an.[2]

Der Dichter.

Einen Schwan? was hätt' ich da?
Niemals fahr' ich durch die Sphären;
Und wie wollt' ich ihn ernähren?
Er friſst ja[3] Ambrosia.

Amor.

Doch sieh[4] meiner Augen Band!
Fühl's,[5] wie weich! macht dir es[6] Freude? —
Von der allerfeinsten Seide
Webt' es Venus eigne[7] Hand.

Der Dichter.

Ja, das war ein schöner Rath,
Mir die Augen zu verbinden?

[1] Aber einen stolzen R. G.
[2] Er fliegt mit dir Himmelan. R. G.
[3] Fehlt mir doch R. G.
[4] Nimm hier R. G.
[5] Fühl' R. G.
[6] Macht dieſs dir R. G.
[7] meiner Mutter R. G.

Stets seh' ich ja nach Selinden
Und sieht man sich da wohl satt?[1]

Amor.

Nun, sieh meinen Köcher hier!
Von den bunten Federpfeilen,[2]
Die der Mädchen Herz ereilen,
Geb' ich meinen schnellsten dir.

Der Dichter.

Und er trift? O welch ein Lohn!
Spann den Bogen, gieb[3] geschwinde!
O! er traf — mein[4] ist Seelinde! —
Guter Gott! ich singe schon.

[II.] An die Freude.[5]

O Freude! die du dieses Leben
Mir immer noch erträglich machst!
Und wenn die[6] Stürme sich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachst.
Wie preis' ich dich! Schon auf dem Schoose[7]
Der sanften Mutter kannt' ich dich!
Ich riſs von[8] ihrer Brust die Rose,
Und scheute nicht der Dorne Stich.

So bald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt ich deine Blumen Spur.
Ich fand sie überall und[9] fühlte
Dich auf der lächelnden Natur[10]
Dich hascht' ich unter Tanz und Sprüngen[1]
Auf Wiesen und am Wasserfall
In Käfern[2] und in Schmetterlingen
Und warf dich in dem leichten Ball.[3]

Kaum hieng am Kinn die Pflaumen Feder
So ströhmtest[4] du in meinem Blut
Durch das sanft schwellende Geäder
Ins junge Herze deinen[5] Muth.
Gab mir das Glück nicht Gold und Ehre
So gab es mir ein Saytenspiel,
Und du gabst mir die weise Lehre:
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich zog[6] ich, hatt ich Wein, im Weine,
Hatt' ich ihn nicht,[7] im Wasser ein.
Du träumtst mit mir im stillen[8] Hayne,
Und scherzest[9] in der Mädchen Reihn.
Raubt ich aus Chloens[10] blonden Locken
Ein Band, entriſs ich Phyllis[11] Brust
Der Hyacinthe Silberglocken,
So hatt ich königliche[12] Lust.

O! laſs mich dich noch ferner[13] fühlen!
Gieb mir ein stets zufriednes[14] Herz!
Und denen, die itzt um mich spielen
Auch meiner Kinderjahre[15] Scherz.
So seh ich mich verjüngt in ihnen
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kränzen, die sie winden, grünen
Mein Leben durch, geführt von dir.

---

[1] [*zuerst:* Ey! das wär' ein schöner Staat! R.]
Nehm' es, wer es nöthig hat!
Wozu brauch' ich Augenbinden?
Immer seh [seh' G.] ich nach Selinden;
Und noch seh' ich mich nicht satt. R. G.
[*oder:* Gieb mir einen klügern Rath. R.]

[2] wohlbekielten Pfeilen R. G.

[3] Gieb ihn! — — Himmel! wie R. G.

[4] Traf er doch — mein R. Traf er! Mein, mein G.

[5] Der Mann an die Freude. G. I, 217—220. [*In vierzeilige Strophen abgeteilt.*]

[6] ja G.

[7] Schoose (Schoſse G.): Rose *moniert Ramler erfolglos; auch bei L. H. v. Nicolay bessert er diesen Reim. Vergl. den 75. Brief.*

[8] pflückt' an G.

[9] Dich fand ich überall! dich G.

[10] [*darüber:* Zu Hauſse dich und auf der Flur.] Ich auf — G.

[1] [*zuerst:* unter Tanzen, Sprüngen R.] mit vergnügten Sprüngen R. G.

[2] Würmchen G.

[3] [*zuerst:* Federball, *so auch* R.] Und in dem leichten Federball. G.

[4] trugest G.

[5] frohen G.

[6] schlurft' G.

[7] Dich zog ich auch G.

[8] träumtest still mit mir im G.

[9] scherztest G.

[10] ihren G.

[11] *zuerst:* ihrer, *so auch* G.

[12] So lacht ich aller Fürsten G.

[13] als Mann noch G.

[14] zufrieden G.

[15] Stets meiner ersten Jahre G.

Dann gieb am Ende[1] meiner Tage
Ein Alter mir ohn' einen[2] Stab,
Ein Sterbeküssen ohne Klage
Ein spät und ein geruhig Grab.
Ja breit' auf dieſs selbst deine Flügel,
Daſs es kein finstrer Gram entweih,
Und meiner Ruhstatt[3] Blumenhügel
Ein Sitz von deinen Freunden[4] sey.

[III.] An die Sittenrichter.[5]

Ihr angenehmen Jünglings Jahre,
Wie bald entfliehet[6] ihr! wie bald!
In kurzem bleichen diese Haare,
Es färbt sich jener[7] Myrrthen Wald.

Getrost! er mag sich immer[8] färben:
Ich wuſste, stets, selbst im[9] Genuſs
Der Freuden, daſs um[10] froh zu sterben,
Man wohl gelebet haben[11] muſs.[12]

---

[1] Gieb mir am Abend G.
[2] Ein frölich Alter, ohne G.
[3] meines Grabes G.
[4] Die Ruhstatt deiner Kinder G.
[5] Der unschuldige Dichter an die Sittenrichter. R. Der unschuldige Dichter. An die Kunstrichter. G. I, 257 f.
[6] vergrünet R.
[7] Schnell färbt sich dieser R.
[8] Mag doch mein Lebensbaum sich R.
[9] mitten im R. Niemals vergaſs ich im G.
[10] man R.
[11] Zuvor vernünftig leben R.
[12] „*N. B.* Die beiden ersten Strophen an die Sittenrichter fangen mir an noch weniger zu gefallen, nun ich sie geändert habe. Ich habe den Myrthenwald und den Lebensbaum nebst den bleichen Haaren in eins zu bringen gesucht: Aber nicht für ungut, können sie nicht ganz wegbleiben? Mit einer leichten Veränderung geht es an." Ramler.

Zwar sang ich[1] Chloen und Selinden:
Doch lebt'[2] ich unschuldsvoll und rein,
Und haſste jene frohen[3] Sünden,
Die uns nach dem Genusse reun.

Ich scherzte[4] gern; doch zu den Scherzen
Die dort ein roher[5] Satyr macht,
Und die des Jünglings[6] zarte Herzen
Vergiften, hab' ich nie gelacht.

Ich träumte[7] viel von Rosenhecken,[8]
Wenn mich gleich manche Dorne stach;[9]
So preſst ich Most an Hochheims Stöcken,[10]
Und schöpfte meinen[11] aus dem Bach.

Darum,[12] ihr strengen Sittenrichter,
Verdammt, von frommen Zorn[13] entflammt,
Nicht unerhört[14] den losen[15] Dichter,
Und wenn Ihr auch sein Lied[16] verdammt.

---

[1] Ich sang von R. G.
[2] [blieb] R.
[3] die beliebten R. G.
[4] lachte R. G.
[5] jeder Faun und Satyr $R._1$ Womit ein Faun uns lustig macht $R._2$ G.
[6] der Knaben R. G.
[7] [küſste] R.
[8] stets in Rosenlauben R. G.
[9] Und ward am Schreibtisch wieder wach R. am Schreibetische G.
[10] Ich träumte Most aus Hochheims Trauben R. G.
[11] wirklich R.
[12] Verdammt R. G.
[13] Von tugendhaftem Zorn R. G.
[14] ungekannt R. G.
[15] *oder* „armen" *Weiſse.* frommen $R._1$ muntern $R._2$ G.
[16] Wenn Ihr sein Scherzlied gleich R. G.

---

41. L. 15. I. [71]. *W. würde die Überbringer, Reich und Graff, begleiten, wenn ihn nicht sein verantwortliches Amt zurückhielte.* . . . Mit Ungedult habe ich diese Messe Ihr Bildniſs von der Madam

Therbusch gemalet, erwartet: vielleicht hat es Ihnen aber an Gelegenheit gefehlet und H. Reich bringt es mit. H. Graf, einer der vortrefflichsten Porträt-Maler, soll Sie auch malen: aber ich fürchte, dafs es mir H. Reich [nicht] zur Bibliothek überlassen möchte, da es sich vielleicht unser Bause, der itzt Gefsnern und mich nach Grafen sticht, zu einem grofsen Porträte vorbehält.... Haben Sie das Urtheil über meine lezten Liederchen gesprochen, so schicken Sie mir es mit.

42. Stötteritz, 8. V. 71. ... Nunmehro soll gleich mit dem Drucke meiner kleinen Lyrischen Poesien der Anfang gemacht werden, aber ich wünschte, dafs Reich sonst etwas thäte, denn ich bin weder halb noch ganz fertig und sehe schon im Voraus, dafs die 5te Ausgabe meiner Kindereyen wieder ganz anders werden wird, wo nicht Ihre Hand mir die Feder geführet hat: doch will ich mich noch diese oder die künftige Woche (denn itzt besinne ich mich, dafs diese wieder bald zu Ende ist) über das Pferdeliedchen hermachen.

Herr D. Müller[1] war mit Ihrer Besserung aufserordentlich zufrieden und hat mir alle Tage einen Brief an Sie bringen wollen. D. Schiebelern kenne ich; aber ich wollte Ihnen doch rathen, dafs Sie ihm von Ihren Änderungen einige Nachricht gäben. Er ist ein wenig bizarr: ist er bey guter Laune, so kann man alles mit ihm machen; aufserdem ist er auch im Stande eine Scurrilität in die Hamburger Zeitung einrücken zu lafsen.[2]

Ihr Döbbelin hat durch die Neugier, womit er unsere Leipziger gereizt, unserm armen Koch viel geschadet. Ich bin Einmal in dem Solymann bey ihm gewesen: denn meine Zeit liefs mir nicht mehr zu. Indessen mufs ich zu seiner Schauspieler Ruhme sagen, dafs sie sich aufserordentlich zusammennahmen. Ihm kam sehr zu statten dafs vor ihm ein weit elenderer Komödiant Wäser in der Bude gespielt hatte, dafs einige von Kochs Schauspielern krank waren, dafs er endlich einige Stücke spielte,

[1] Karl Wilhelm Müller, der rühmlichst bekannte Bürgermeister von Leipzig. Aus seinem „Versuch in Gedichten“ (Leipzig 1755) sind in die „Lieder d. Deutschen“ aufgenommen: I, 25. IV, 16., in die „Lyr. Bluhmenlese“ II, 31. IV, 20.

[2] Vgl. den 17. Brief. Von Schiebeler stehen in der L. Bl. II, 5. III, 17. 43. IV, 15. 47. 48. (?) V, 7.

die Koch nicht auf seinem Theater hat. Wie sehr wünschte ich, daſs sich dieser an ihm wieder in Berlin rächen möchte: denn ob gleich viel, viel noch zur Vollkommenheit fehlet, so wird es doch noch immer die beste Gesellschaft in Deutschland bleiben.

Mein Aerndtekranz wird erst auf die Woche fertig. Ich überschicke Ihnen indessen das neue Stück der Bibliothek und mein in Kupfer gestochenes Bildniſs. Alle Welt findet es zum Sprechen ähnlich: ich muſs es also auch glauben. ...

Prof. Ebert aus Braunschweig hat uns diese Messe besucht, ein guter freundlicher Mann, der sehr rühmlich von Ihnen gesprochen, und daher leicht auf meine Gunst rechnen konnte. ... Sie urtheilen von Wielands Amadis, wie ich höre, günstiger als unsere Kunstrichter, werden Sie auch so günstig von Gleims Elisen [1] urtheilen? ...

Ein armer junger Studente, [2] von dem ich auch itzt, um ihm zu ein paar Thalern zu helfen, die Ilias des Homer in der Dyckischen Handlung habe drucken lassen, sagt mir, daſs er auch den ganzen Horatz in den horatzischen Sylbenmaſsen übersetzt habe, (eine ungeheure Verwegenheit!) und bringt mir davon beyliegende Proben. Ich lege sie unangesehen bey. Sie nur können davon urtheilen, ob der Mensch Aufmunterung verdienet: sie mögen einmal zurück kommen wenn sie wollen.

43. L. 31. V. 71. Hier haben Sie, mein innigst geliebtester Freund, unsere gute Madame Kochinn, mit ihrem Manne und der ganzen Gesellschaft. Wenn sie auch nicht die gröſste Schauspielerinn ist, so ist sie doch die beste Frau von der Welt, vormals eine groſse Schönheit, wie Ihnen noch die Reste sagen werden, doch stets von einem so unbescholtenen Wandel, daſs ihr auch der Neid selbst niemals etwas böses nachzusagen gewuſst: Er, ein ehrlicher alter Mann, in seinen jungen Jahren einer der gröſsten komischen Schauspieler, die ich jemals gesehen und ein ordentlicher vortrefflicher Hauſshälter, der sich unter den vielen Unglücksfällen, die ihn betroffen, immer durch seine gute Wirthschafft noch erhalten hat, der auch seinen Leuten niemals die geringste Ausschweifung gestattet und dadurch den

---

[1] Alexis und Elise. Drey Gesänge. Berlin, 1771. [48 SS.] 8°.
[2] Karl Gottlob Küttner. Vgl. Minor S. 308 und Brief 44. 46.

Ruhm erworben hat, daſs seine Gesellschaft eine der gesittesten gewesen, die iemals kann existiret haben. Was die Kunst anbetrifft, so giebt es freylich gute und schlechte Akteurs und Aktrizen unter ihnen: aber vergleichungsweise mag es immer noch für unser bestes deutsches Theater gelten: doch Sie mögen Sie selbst sehen, prüfen und mir Ihr Urtheil sagen. Von Ihnen bin ich überzeugt, daſs Sie, was Sie durch Ihre Empfehlung bey Ihren Landsleuten zum Vortheile der guten Leute ausrichten können, gewiſs thun werden:[1] denn Ihr lezter Brief, woraus ich der Mad. Kochinn eine Stelle vorgelesen, war ein groſser Bewegungsgrund, warum sie sich mit entschlossen haben, nach Berlin zugehen: dieſs ist auch die einzige Ursache, warum ich mich ein wenig für Sie interessire: Denn ich selbst komme oft in ½ Jahre in keine Komödie. Wenn ich den Tag über auf meiner Expedition zugebracht, so bin ich froh, den Abend meiner kleinen Familie zu wiedmen.

Hier folget der Aerndtekranz: wie sehr wünschte ich, daſs er Ihnen gedruckt so wohl, als in der Handschrift gefallen möge. Ihre Verbesserungen sind mir vortrefflich zu statten gekommen: ich wünsche, daſs H. Hiller mit seiner Musik bald fertig werden möge, Damit Sie noch in Berlin ihn möchten aufführen sehen.

Mit dem Drucke meiner Lieder ist nunmehro der Anfang gemacht: die Amazonen Lieder hätten hin und wieder noch der meisten Verbesserungen nöthig gehabt: aber sie sind mir beynahe unleidlich, vermuthlich weil ich ein so friedliebendes Herz habe, daſs ich gar nichts vom Kriege und was dem nur ähnlich sieht hören kann. Mein Bildniſs wird Ihnen H. Nicolai ausgeantwortet haben: in einem Buchhändlerballen, der diese Woche abgegangen ist, werden Sie das lezte Stück der Bibliothek[2] nebst einigen Abdrücken Ihres lieben Bildnisses[3] erhalten: ich wünsche, daſs

[1] Das warme Interesse Ramlers für die Kochsche Truppe während ihres Aufenthaltes in Berlin (1771—1775 mit Ausschluſs des Winters 1772/3) beweisen schon die fünf für dieselbe verfaſsten Theaterreden Ramlers (Prolog zur Eröffnung 10. VI. 71 — Rede am 60. Geburtstage Friedrichs II. 24. I. 72 — Abschiedsrede von Berlin 12. IX. 72 — Prolog zur Wiedereröffnung 30. III. 73 — Epilog nach dem Tode Kochs 15. IV. 75).

[2] XII, 2.

[3] Gemalt von der Therbusch, gestochen von Bause; Titelkupfer vor Bd. XII der Neuen Bibl. d. sch. Wiſsensch.

Sie damit zufrieden seyn mögen: aber ich fürchte, meine Künstler haben die Messe über ein wenig geruschelt.

Vermuthlich wissen Sie schon, daſs unser Hofmaler Graf Ihre Madm. Sulzerinn aus Berlin holet? Ich weiſs nicht, ob solches noch bekannt seyn soll; wir können es uns aber wohl ins Ohr sagen. Mir wäre es lieber, Sie, mein liebster, holten ein Sächs. Mädchen: aber ich wüſste freylich keine, die einen Rammler verdiente.

44. [L.] 18. VIII. 71. ... [Tellers] werden Ihnen sagen, daſs ich ein glücklicher Vater von einem jungen Sohne geworden bin. ... Haben Sie denn auch gewiſse Übersetzungen des Horatz von einem jungen Menschen erhalten,[1] die ich Ihnen mit der Anfrage zugeschickt, ob er fortfahren oder sie zu den vielen verunglückten werfen solle? Schicken Sie mir dieselben, womöglich durch Kochs zurücke. ...

45. L. 21. IX. 71. Es wäre des Wunsches noch einmal werth, mein liebster Herzens Freund, daſs ich nebst dem Hn. Ebert bey Ihnen seyn und das Kleeblatt voll machen hülfe. Auch ich liebe den Mann, obgleich nicht so, wie meinen Rammler, und dieser liebt mich doch auch noch ein bischen mehr? denn das sage ich Ihnen, ich bin in der Freundschaft so eyfersüchtig, als in der Liebe, und wer mir bey Ihnen den Vorzug streitig machte, würde meinem Herzen sehr wehe thun. Sie behalten uns also auch unsern Koch zurücke? Es sey darum. Ich gönne Ihnen alles mögliche Vergnügen und mein Theater ist itzt mein Haus. Gern hätte ich es gesehen, daſs Koch vor Ihnen meine Sophia aufgeführet hätte, um Ihr Urtheil darüber zuhören: ich kann auch die Ursache nicht errathen, warum es nicht geschieht. ... [Nicolai] soll Ihnen auch das alberne Ding, der Dorfbalbier, mitbringen: der Vorbericht ist buchstäblich wahr. Man giebt mir schon in öffentl. Blättern schuld, daſs ich durch meine Opern den Geschmack verderbe: sagt man solches nicht bey Ihnen auch? gut, ich will keine mehr machen: es geht einem deutschen Theater, wie dem Müller, der mit seinem Sohne auf den [!] Esel in die Stadt reutet: bald soll er gehen, bald reuten, bald den Esel selber tragen und nichts machet er Recht. ...

[1] Vgl. Brief 42. 46.

46. L. 24. IX. [71.] ... Der arme Küttner wird sich sehr freuen, daſs Sie seine übersezten Oden nur zu lesen gewürdiget. Ich hoffe, er soll Ihrem Rathe folgen; er hat schon beynahe den ganzen Horatz übersetzet. Die Übersetzung der Homerischen Ilias von der lezten Messe ist auch von ihm. Ich habe eine groſse Plage mit den hiesigen jungen Witzlingen. Täglich kömmt eine Heerde mit Embryonen ihrer Musen und raubt mir meine schönste Zeit, die Zeit, die mir nur in kleinen Tröpfchen zu Autorgeschäften zugezählet ist, und ich bin so ein guter Narre, daſs ich mir auch diese von andern weghaschen lasse: aber ich denke immer, was hat dein Rammler an Dir gethan?

Des M. Engels Reise nach Berlin ist noch nicht bestimmt. Unstreitig kann er Ihren Freund auf der Theatralischen Laufbahn weit hinter sich zurücke lassen. Er hat Kräffte und Zeit mehr als er brauchet, und ich freue mich mit patriotischen Herzen darüber: bald werden Sie von ihm ein gedrucktes Trauerspiel zu lesen bekommen. Wie glücklich ist der, der itzt erst zu arbeiten anfangen kann! ...

47. L. 18. XII. [71.] Ich habe diesen Morgen Ihr Briefchen erhalten, mein Herzensfreund, und mich unverzüglich hingesezt und ein paar Arien aufs Papier geworfen. Wie sie sind, das weiſs ich nicht: aber Sie können auch was gutes aus was schlechtem machen:[1] ... Künftigen Sonnabend schicke ich mehr und beantworte den übrigen Theil Ihres Briefs. Ist nichts aus den Arien zu machen: so sehen Sie doch meinen guten Willen. ...

48. Undat. [Ende Dec. 1771]. Da haben Sie vollends die Arien,[2] mein süſsester Freund, so, wie ich sie unter dem gröſsten Geräusche der Einnahme, die vorzüglich um diese Zeit von Morgen

---

[1] Es folgen die zweite („Alle Schönen sollen leben"), dritte („Ich lobe den Krieg") und vierte Arie („Ha! suchet nur den Stein der Weisen") zu Goldonis Kriege (vgl. Minor S. 176), mit Ramlerschen Korrekturen, auf deren Mitteilung ich verzichte, da mir kein Druck der Operette zugänglich ist.

[2] Fünfte („Erst spann ich Flachs an meinem Rädchen"), sechste („Die besten Ehen von der Welt"), siebente („Seh ich einen Officier"), achte („Ich fürchte nicht das Duelliren"), neunte („Der Mensch ist immer unzufrieden"), zehnte (Divertissement; Peter, Lieschen, Dorchen und Hanchen), elfte („Ein Officier hat Ehr im Leibe"), mit vielen Korrekturen im Konzept.

bis Abend dauert, unter Zerstreuungen, die ich Ihnen nicht alle erzählen kann, aufs Papier geworfen habe. Sie und unser Hiller werden das Beste dabey thun. Das Schauspiel selbst muſs noch entsetzlich *castriret* werden, wenn es ausstehlich seyn soll. Mir ist es ein wahres Guckkastenstück.

Die Madm. Steinbrecherinn spielt die Julie! jaja: aber o! Sie hätten die Schulzin sehen sollen! was jene noch leidliches hat, ist dieser abgeborgt: aber nicht allezeit mit Verstande. Daſs sie bey Kochs nichts umlernen wollen, hat mich mehr, als einmal vom Theater gejagt. Ich werde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie es einmal dahin bringen, daſs Koch den Krispus aufführet. Aber wie steht es mit der Sophia? Hat mir Koch noch nicht den Gefallen thun wollen, sie in Berlin vorzustellen? Ich gestehe Ihnen, daſs ich es vor mein Leben gern sähe, weil ich Sie gern darüber möchte urtheilen hören, ehe ichs drucken lasse; weil es der Mad. Starkin Triumph ist, weil es das lezte Küchelchen von der Brut ist. Hier führten sie es mit lauter Schweinen auf: niemand, auſser der Starkinn wuſste seine Rolle auswendig und ich war eben so klug, als wenn sie es nicht gespielet hätten. Wenn es Koch aufführen wollte, so wünschte ich, daſs es je eher, je lieber geschähe! ich habe meine guten Ursachen dazu, die ich itzt wegen Kürze der Zeit nicht schreiben kann. Unser Hiller qvält mich Tag vor Tag wieder um eine komische Oper: er spricht, keine Liederchen sezten sich für ihn besser als die meinigen: vermutlich weil sie ziemlich Gedankenleer sind. Ich hätte aber mehr Lust noch ein paar Trauerspiele zumachen: den jungen Conradin, eine Heldentragödie, einen Calas, einen = = doch auch vielleicht keines von allen. Mein Winter ist wenigstens so mit Arbeit besetzet, mit elender Arbeit, die aber mehr Geld und weniger Tadel einbringt, daſs ich vor künftigen Herbst nicht daran denken kann, daſs sie vielleicht mit andern schon gemachten Entwürfen zu Grabe gehen werden. ... Haben Sie tausend Dank für das angenehme Liedchen, das Sie mir noch zu meinen Tändeleyen nachgeliefert haben. H. Reich muſs einen Bogen deswegen umdrucken lassen, da hilft nichts dafür. ... Man sagt mir viel von einer vortreflichen Ode von Ihnen auf unsern lieben Rohde: Theilen Sie mir doch einmal dieselbe mit; sie soll nicht aus meiner Hand kommen. ...

49. L. 25. III. [72.] ... Es ist mir lieb, daſs Sie die Sophia gesehen,[1] noch lieber, daſs Sie sie mit einer Thräne beehret haben. Eine Thräne von Ramlern! welche Belohnung. Nun frage ich nach hundert kleinsichtigen Tadlern nicht. Wenn diese aus moralischen Handlungen nicht Euripidische Sittensprüche herausziehen können, so mögen sie in Basedows Elementarschule gehen. Überhaupt, liebster Rammler, was ist doch der Ruhm für ein elendes Ding in unserm Deutschlande? Man qvälet sich kleine Flecken zu finden und vor Schönheiten drücket man die Augen zu: bey einem kleinen allgemeinen eiskalten Lobe, knaupelt man an einzelnen Worten und Stellen, um einzeln desto bitterer tadeln zu können. Sich allein, Sich und Höchstens ein paar guten, sanften, unpartheyischen Freunden muſs man schreiben, dichten und malen, wenn man von seiner Arbeit ein Vergnügen haben will. Schon seit geraumer Zeit lese ich kein deutsches Journal mehr: denn da jeder Journalist ein Miethling von einem Dichter ist, so weiſs ich vorher, was von ihm und den übrigen Dichtern, die nicht zu seiner Zunft gehören gedacht und gesagt wird. Verlohnt sichs wohl sich um den Preis zu ärgern? O wie schön, wie göttlich schön haben Sie unsern geliebten, bescheidenen Rode besungen,[2] ihn dessen Seele die göttlich schöne Kunst nicht aus Ruhmsucht liebt, nein wie der Weise die Tugend, und möchte ich hinzusetzen, wie mein Rammler seine Laute. Sein Lob wird nun ewig bleiben, wenn ihn sein König gleich zehnmal verkennt und hundert Sklaven mit ihm nach einem bunten kindischen Franzosen greifen, und einen kleinen Gecken von Amor, dem blutenden Cäsar vorziehen.

Auf Lessings neues Trauerspiel[3] freue ich mich: es wird allezeit groſse und mächtige Schönheiten haben. In seiner Farbe,

---

[1] Von Koch zuerst am 4. Febr. 1772 in Berlin gespielt. (Vgl. Brachvogel, Gesch. d. Kgl. Theaters zu Berlin I, 238. Plümike, Entwurf einer Theatergesch. von Berlin, 1781, S. 403. Minor S. 245.)

[2] „An Herrn Bernhard Rode“ zuerst in den „Lyrischen Gedichten“ 1772, S. 48—55:

> Der du dem blutenden Cäsar beym Dolche des Freundes in Purpur
> Das Antlitz hüllest, das den Mörder liebreich straft; ...

[3] Emilia Galotti.

in der Sprache wird es ihm niemand gleich thun. Sein Witz ist unerschöpflich: sein Gefühl — warm, wenn er bitter wird: sonst, (wir können es einander ins Ohr sagen) seine zärtlichen Empfindungen, als Freund, als Vater, als Liebhaber, immer ausstudieret und erkünstelt: immer sieht man da den witzigen, scharfsinnigen, philosophirenden Kopf, aber das Herz — ich weiſs nicht habe ich recht, urtheilen Sie —

Da ich vom Herzen rede, muſs ich eine kleine Bitte in einer Angelegenheit an Sie thun, die ganz von Herzen kömmt.

Sie werden von dem schrecklichen Hunger gehöret haben, der in unserm Erzgebürge wütet. Jedes giebt itzt sein Schärflein hauptsächlich zur Erhaltung der Kinder, denn die Alten sind alle so gut als verloren. Ein Dichter, wie Sie wissen, kann nicht viel geben, und ich wollte doch nicht, daſs die Dichter die lezten wären, um wenigstens zu thun, was sie können. Da habe ich auch gethan, was ich gekonnt habe. Der ganze Gewinnst aus dem Verkaufe dieser beygelegten paar Bogen,[1] das Exemplar *a* 4 gr. ist von mir dazu bestimmt; er soll, wie es hier itzt durch unser Intelligenz Blatt geschieht, öffentlich angezeigt werden, und Sie, bester Freund, sollen mir diese 25. Exemplare unter Ihren Freunden, (und Rammler hat viel Freunde in Berlin,) verthun helfen: Tragen Sie aber das geringste Bedenken, so vertheilen Sie diese so. Ich hatte erst den Einfall: ich wollte unsern guten rechtschaffenen Koch bitten: er sollte dieses kleine Stückchen statt eines Nachspiels aufführen (denn es ist in einem Tage gelernt,) und ich wollte ihm etwan ein paar 100. Exemplare schicken, daſs er sie beym Eingange um 4 gr. verkaufen lieſs: aber ich möchte doch erst wissen, ob er es thun wollte oder könnte. Ich glaube, es könnte viel Eindruck auf dem Theater machen und ich sehe nicht, warum man allein von den Kanzeln die Herzen der Reichen nur erschüttern sollen. Thun Sie, was Ihnen gut dünket: Sie denken so menschenfreundlich, so wohlthätig als ich, und sind ein weit besserer Richter als ich. Mein Name braucht nicht genannt zu werden, wenn Sie es nicht für

---

[1] „Armuth und Tugend, ein kleines Schauspiel in einem Aufzuge. Zum Besten der Armen.“ Leipzig, 1772. [46 SS.] 8°. Vgl. Minor S. 124 f.

gut halten: man möchte sonst glauben, es wäre eine blofse *Captatio gloriolae*, die mir dabey nicht einfällt. ...

Der Aerndtekranz ist, wie ich höre nunmehr aufgeführet.[1] Wie nimmt er sich auf dem Theater aus? ist man mit der Musik zufrieden? Ich habe nur etliche Arien daraus gehöret. Noch Eins! Wenn H. Koch sich zu Aufführung des obigen Kleinen Stücks entschliefsen sollte, so wünschte ich, dafs die Personen so vertheilet würden: Kanther und dessen Frau H. Brückner und *Mad.* Starkin, Julie Mlle Huberin, Karl Mr. Klotsch, Fritze die kleine Withöftin,[2] H. v. Warner der Vater Schmelz, der Sohn Herlitz. ...

50. L. 29. V. 72. Der M. Engel hat mir Ihren lieben Brief bey seiner Ankunft übergeben. ... Die überschickten Kupfer, das Geld, die Berechnung, alles hat seine Richtigkeit und ich danke Ihnen tausendmal im Namen der Armen und in meinem eigenen, dafs Sie mir diesen Beytrag verschaft haben: auch unserm ehrlichen Koch erstatten Sie für seine Bereitwilligkeit, meine guten Absichten zu befördern, meinen freudigen Dank ab.[3]

Ihre lyrischen Gedichte,[4] für die ich Sie umarme, habe ich itzt bey dem Buchbinder. Unter den Unruhen einer, mehr als jemals für mich unruhigen Messe habe ich sie nicht lesen wollen: Diefs soll auf die Woche unter einer grünen Laube auf dem Lande geschehen: da will ich in Gedanken an Ihrer Seite sitzen, und alles fühlen was Sie gesungen haben und alles gedoppelt fühlen, da der edle Dichter der Liebling meines Herzens, da er mein Freund ist: ein andrer mag sie mit der bösartigen Miene eines Bibliothekars oder Hamburg. Zeitungsschreibers lesen, und zur Strafe nichts, nichts als Dornen fühlen, wenn er Ihre Rosen entblättern will. In der That sollte man sich nur gefürchtet machen, wie unser L.[essing]. Es ist eine Lust, zu sehen, wie die

---

[1] Zuerst am 17. II. 72. (Brachvogel 1, 236. Minor S. 171.)

[2] Danach ist Minor S. 125 zu ändern; „Karl, der älteste Sohn, ein junger Mensch von 19 Jahren. Fritze, der jüngste Sohn, ein kleiner Knabe“ nach dem Personenverzeichnis.

[3] Koch gab das Stück „Armuth und Tugend“ am 22. April und 1. Mai 1772 mit bestem Erfolg.

[4] Berlin, bey C. F. Vofs. 1772.

Recensenten um die Emilia herumtanzen und in jedem Flecken ein Schönpflästerchen finden: Eben so machen sie es um die Oden Kl[opstocks]: denn sie wissen, dafs ein Gerstenberg und Herder und — hinter dem Zaune lauren und Achtung geben. Mags doch! Mein Rammler darf niemanden um die Ewigkeit, die sie ertheilen, beneiden.

Ihren vortrefflichen Moses habe ich etliche Stunden gesehen; Sulzern im Geräusche einer grofsen Gesellschaft bey H. Reichen:[1] den H. Nicolai wenig oder gar nicht. Warum er sich diese Messe so sehr von mir entfernet, weifs ich nicht: so gern ich ihn aufgesuchet hätte, so haben es meine Geschäfte nicht zugelassen. Der pohln. Jude Behr[2] hat mich schon etliche mal besuchet. Er wird hier seine Studien fortsetzen und ich werde ihm dienen, wo ich nur kann: denn er sagt, dafs Rammler sein Lehrer und Freund sey.

Meine kleinen Lyrischen Gedichte wird Ihnen H. Reich überschickt haben: wenigstens habe ich ihn darum gebeten. An der kleinen Dedication habe ich den Kopf gelassen, weil ich Thümmeln gern ein Kompliment über seine Wilhelmine machen wollte: vieles hätte noch den Untergang verdienet: aber die 3. Bändchen sollten ungefähr von einer Stärke seyn und ich mufste alles thun sie auszufüllen. Ins künftige will ich suchen, eins und das andere durch etwas Besseres zuersetzen. Reich hat viel auf das Aeusserliche ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite darauf verwendet. ...

51. L. 20. X. 72. ... Haben Sie tausend Dank, dafs Sie meine komische Oper[3] haben durchlesen wollen. Freylich wäre es mir noch lieber gewesen, Sie hätten Ihre züchtigende Feder dabey gebraucht. Ein verändertes Wort wäre mir schon ein grofses Geschenk gewesen: ich will noch bessern so gut ich kann: ich bin aber in Besserung meiner eignen Sachen stocktumm: wenigstens mufs ich sie ganz vergessen und Jahre lang liegen haben: Diefs sollte auch seyn, aber H. Hiller und unser Koch drängen mich mit Ungestüm und ich bin so ein guter

[1] Vgl. Minor S. 48.

[2] J. F. Behr, Verfasser der „Gedichte von einem pohlnischen Juden." Mietau und Leipzig, 1772. Nachahmer Ramlers, den er a. a. O. S. 63 besingt.

[3] Die Jubelhochzeit.

Narr, daſs ich mich drängen lasse. In der Handlung selbst werde ich wenig ändern können: denn alsdann müſste ich das Ganze umschmelzen und das ist mir eine komische Oper gar nicht werth. Ich habe nun einen Theil von Kochs mitgebrachten Schätzen gesehen.[1] Die Schauspieler sind freylich nicht, was sie seyn sollten: aber man muſs schon zufrieden seyn, wenn sie thun, was sie können. ... Sie fragen, liebster Rammler, ob Sie nicht in Ihrem Batteux eine neue Theorie von der Tragödie festsetzen sollten? Ja, aber welche? Wollen Sie sie aus Leſsings Dramaturgie ziehen oder von welchen Stücken wollen Sie dieselben [!] abstrahiren? Gott weiſs es, ich weiſs selbst nicht, was ....[2] haben will? Man lese nur die Frankfurther [Zeitung oder die][2] Recensionen in der N. Hamburger über ....[2] oder die Mauvillonischen Briefe über ....[2] Classification derselben: kurz was Les[sing, Herder, Ger[2]]stenberg u. a. darüber bisher geschrieben haben, und ich will den loben, der mir daraus einen deutlichen Begriff von dem, was man eigentlich verlangt, zusammen setzen kann. Alles läuft dahin aus, daſs sie einen deutschen Shäkespear verlangen: Die Heldentragödie wird gar verdammet: man schwatzt viel vom Intuitions Gefühle, und zur Verwerfung eines Stücks ist es genug, wenn man in Versen schreibt, oder eine gewisse Regelmäſsigkeit beobachtet. Ich habe so alle Lust verloren, daſs mir es gar nicht mehr einfällt ein Trauerspiel zumachen: sollte mir ja einmal wieder der Kitzel ankommen, so

---

[1] Vgl. Frau Koch an Ramler (Leipzig, 26. IX. 72. — ungedr.): „Wir sind den 15. dies. abends um 8. Uhr glücklich hier angekommen, und so auch die ganze Gesellschaft, bis auf H. Löwen, der noch immer das Bette hüten muſs, und Gott weiſs, wenn er es wird verlaſsen können! Es kömmt uns allerseits hier alles recht fremd vor, als wenn wir noch niemals hier gewesen wären. Das groſse, prächtige Berlin hat zu starke Eindrücke auf uns gemacht, als daſs ein kleiner Ort, wie hier, dieselben so leicht verdrängen sollte. Wir haben am 21. dies. unser Theater mit *Emilia Galotti* eröfnet, worauf eine kurze Rede von H. *M.* Engeln folgte; den folgenden Tag gaben wir den Aerndtekranz, den 3ten Tag den Westindier und den 4ten Tag den Deserteur, und also diese Woche 4. Stücke, welche mit vielem Beyfalle aufgenommen wurden. ...

[2] Abgerissen. In der letzten Lücke wird, trotz des „gewissen Gede“ in Weiſses Briefe an Uz vom 28. XII. 72 (vgl. Minor S. 334) nur „Herder“ zu ergänzen sein.

soll es niemand als mein liebster Rammler sehen. Doch das wäre freylich ein Glück für uns, wenn Sie uns eine Theorie von dem Drama nach Ihrer Idee geben wollten: vielleicht wäre das das Mittel die Kunstrichter zu vereinigen und eine Feuersäule aufzustellen, die Melpomenens Schüler erleuchten und erwärmen könnte.

Haben Sie mich nicht bedauert, als Sie die Briefe der deutschen Gelehrten an den verstorbenen Klotz[1] gelesen? Doch wenn Sie sie nicht gelesen haben, so lesen Sie sie nur nicht. Es sind auch von mir welche drinnen und Sie können leicht denken, wie viel es mir Aergerniſs gemacht. Wenn man sich erinnerte, daſs als ich sie schrieb, Klotz selbst in den Augen seiner itzigen Antagonisten ein groſser Mann war, daſs man ihn für einen ehrlichen Mann hielt, daſs er durch die Geschenke seiner Schriften, [durch sei[2]]ne Schmeicheleyen und Auffoderungen zu Gegen ...[2] vertraute Urtheile, zu einer gleichen ...[2]; so wird, was ich geschrieben, ziemlich alles ...[2]: aber wer liest gerne Privatbriefe von sich ...[2]: doch ich muſs mich mit einem Spalding trösten,[3] obgleich eine solche Niederträchtigkeit die ärgste Vermaledeyung verdienet. Es ist eine gute Warnung für die Zukunft. An niemand, als meinen Ramler will ich künftig mit offnen Herzen schreiben.

Die Messe hat uns sonst nichts, gar nichts merkwürdiges mitgebracht. ...

52. L. 2. XI. 72. *Weiſse rät zum Lauchstädter Bade gegen Ramlers Gicht.* ... Unser ehrlicher Cacault[4] ist lauter Dank für den freundschaftlichen Umgang, dessen Sie ihn würdigen. Ganz gewiſs schlägt man itzt seine Landsleute zu sehr nieder, so wie

---

[1] „Briefe Deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz, Erster Theil. Herausgegeben von J. J. A. von Hagen." (Halle 1773.) S. 47—82: Briefe von dem Herrn Weisse.

[2] Abgerissen.

[3] Die von Gleim wenn nicht besorgte, so doch begünstigte Veröffentlichung der „Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim" 1771. o. O. [Halberstadt, bei Groſs] führte zu völliger Entzweiung der Jugendfreunde und zu nachdrücklichen Verwahrungen Spaldings (u. a. im Hamburg. Korrespondenten vom 15. V. 71 und 1. II. 72).

[4] Vgl. Guhrauer, Lessing[2] II, 520 ff. Doch kam Cacault schon im Herbst 1772 über Leipzig nach Berlin.

man sie vormals zu sehr erhob. Verdiente Batteux wohl eine so gar demüthigende Verachtung, als ihm in der allg. Bibl. bey Gelegenheit der Schlegelschen Übersetzung erwiesen wird?[1] Der Rednerton, der darinnen herrschet, ist, dünkt mir, so gar übel nicht gewählt. Das Buch ist für junge Leute geschrieben und würden sie wohl einen Gefallen an den schönen Künsten und Wissenschaften finden, wenn man sie metaphysisch, psychologisch und ästhetisch abhandeln wollte? Wie geht unser Lessing mit den französischen dramatischen Dichtern, wie Herder mit allen ihren Schriftstellern um? freylich ist es dann kein Wunder, wenn alle kleine deutsche Kritikaster ihnen nachschreyen. Aber ich denke noch immer, Ihr Batteux wird noch 20. Ausgaben erleben, ehe eine von mancher noch so tief hervorgeholten Theorie wird verkauft seyn. Wie sehr würden Sie nicht das Verdienst des Buches erhöhen, wenn Sie Ihre Gedanken über die Dramatische Dichtkunst hinzufügen wollten! Sie sind es bey nahe allein, der es thun kann. Sie sind Kunstrichter und Dichter. Ihre Strenge gegen Sich selbst überzeugt jeden, dafs Sie nach einer genauen Prüfung urtheilen, und Ihre Entfernung von allen kritischen Zänkereyen auf dem Parnasse, dafs Sie ein unpartheyischer Richter sind. Kennen Sie schon das grofse neue Werk des Cailhava *sur la Comedie?*[2] Nach dem Auszuge, den ich davon gelesen, mufs, wenigstens über die verschiedenen Gattungen der dramatischen Dichtkunst sehr viel gutes darinnen stehen. Glauben Sie, liebster Freund, ja Rath zu brauchen, (doch den haben Sie gewifs nicht nöthig) wie wäre es, wenn Sie mir Ihren Aufsatz vorher mitteilten, dafs ich ihn mit Garven und Engeln durchläse? ich wollte Ihnen ein heiliges Stillschweigen auch für diese meine Freunde gewähren. Gott gebe Ihnen nur Gesundheit!

Über die veralteten Wörter in der Übersetzung des Homer haben Sie vollkommen recht. Sie ist nicht von mir, ich hätte es aber wegstreichen sollen und bin böse, dafs ich es nicht ge-

---

[1] Allg. D. Bibl. XVI, 1, S. 17—31: Herdersche Recension der dritten Auflage der Schlegelschen Übersetzung von Batteux' „Les beaux arts reduits à un même principe." (Leipzig 1769 f.)

[2] De l'Art de la Comédie, ou détail raisonné des diverses parties de la Comédie, et de ses différents genres ... Par M. de Cailhava. IV tomes. Paris 1772. 8°.

than, da ich es doch thun wollte: die Bibliothek aber ist mir so zum Eckel, daſs ich nur gezwungen eine Feder ansetze und so bald ich nur noch ein paar Bände herausgewürget habe, soll das Lied ein Ende haben.

Über den übel dienstfertigen Freund, der Ihnen meine Liebe verdächtig machen wollte! Gut, daſs er schweigen muſs, so soll er mit nächsten bey Beurtheilung Ihrer lezten Ausgabe, die noch vielleicht in diesem Stücke erscheinen wird, einen feyerlichen Widerruf des vorigen Tadels finden, und es soll dabey ein Ausfall auf Ihre Feinde geschehen. In dem Register habe ich leider! kein Wörtchen gelesen; das fehlte mir noch, daſs ich die Register läse: aber leider! sehe ich auch hier, daſs man sich nicht auf fremden Verstand verlassen muſs.

Unserm Koch geht es noch sehr wohl. Er hat immer sein gewaltig groſses Haus voll und da er vor Kurzem Miene gemacht uns zu verlassen, weil er den Advent über die lezten paar Wochen nicht spielen darf, so haben ihm die hier studirenden jungen Leute zur Vergütung ein Geschenk mit 130. *Louisd'or* gemacht. Schmelz und seine Frau, Herlitz und Woland sind abgedankt. Er ist mit dem ersten seines schlechten Memorirens wegen unzufrieden, und verspricht einen bessern an seine Stelle; wer es aber ist, können wir noch nicht erfahren. Herlitzen hat er durch einen gewissen Müller ersetzt. Den *Ricaut* hat dieser in der Minna sehr gut gespielet: aber desto schlechter den Edelmann in der Liebe auf dem Lande. Schmelzen verliert das hiesige Publikum sehr ungern. An den Krispus wird nicht gedacht. Koch hat das unglückliche Principium mit von Berlin gebracht, daſs nichts als Komische Opern gelten: gleich wohl hat er bey uns in Trauerspielen sein ganzes Hauſs voll und man hat ihm seit er wieder hier ist, mit dem gröſsten Ungestüm den Romeo abgefodert und es endlich heute zum ersten male durchgesezt. Ausser der Aemilia Galotti[1] hat er sonst noch Keines aufs Theater gebracht. Meine neue Komische Oper[2] hat mir Hiller und Koch aus den Händen gerissen, ehe ich noch die

[1] Am 21. IX. 72 zur Wiedereröffnung in Leipzig gespielt; vgl. den 51. Brief.

[2] Die Jubelhochzeit, zuerst gedruckt Leipzig 1773.



Aenderungen gemacht, die Sie wünschten: ich habe zwar kleine Abkürzungen versuchet, aber das Ganze ist geblieben. Sie ist schon über die Hälfte komponiret und wenn sie nichts tauget, so weiſs ich mir nicht anders zu helfen, als daſs sie ungedruckt bleibt.

Das wäre freylich ein groſses Glück für mich, wenn ich Ihnen erst den Plan zu einer Tragödie vorlegen können: Aber ich muſs es Ihnen, mein bester Freund, gestehen, daſs ich niemals einen gemacht habe und machen kann. Der kleine Entwurf, den ich mir gemeiniglich in meinem Kopfe mache, geht in der Ausarbeitung, wo sich mir immer neue Aussichten und vortheilhaftere Wendungen zeigen, verloren. Lessing war, als ich ihn das leztemal sprach, sehr wider die Heldentragödie: er behauptete, ie näher ein Stand dem unsrigen läge, desto gröſsere Wirkungen müſste das Tragische hervorbringen: Vielleicht ist das aber nur von gewissen Süjets aus der alten Fabel wahr: auch glaube ich wohl, daſs ein Zufall der mir täglich selbst begegnen kann, mich auf solche Fälle mehr aufmerksamm machet: aber die Helden sind doch auch Menschen und ihre Empfindungen die unsrigen: Dieſs würde mich also nicht abhalten, und ich würde mich an den Conradin machen, wenn ich mehr Zeit zur Lektüre hätte, um den Charakter der damaligen Zeit und der mithandelnden Personen zustudiren. Vor kurzem fiel mir ein, ob ich nicht einen deutschen Fanatismus versuchen und die Geschichte des Calas zum Grunde legen sollte: es liegen in derselben groſse Situationen: nur wüſste ich nicht die Zeiten gut zu vereinigen: ich müſste es denn wie Shakespear machen, und mein Trauerspiel Leben und Tod nennen und den ordentlichen Fortgang der Geschichte wählen.

Bey dem Sylbenmaaſse, wenn ich eines in Versen schreiben sollte, wäre ich immer noch für meine fünffüſsigen Jamben, und ich habe bey Vorstellung des Atreus bemerket, daſs sie wegen des vielfachen Abschnittes und der Freiheit, den Sinn der Rede durch so viel Zeilen, als ich will, fortlaufen zu lassen, bey vielem Wohlklange, doch der Prose am nächsten kommen: Doch Sie haben freylich die Sylbenmaaſse zehnmal besser, als ich studiret und mein weniger geübtes Ohr läſst sich auch leichter als das Ihrige befriedigen: O daſs ich doch unter Ihrer Leitung arbeiten

könnte! Aber ich denke immer, was ich bin, das bin ich und werde nicht viel besser werden. Sollte Ihr Sulzer, in dem Artikel: Abentheuerlich, seines Wörterbuchs, da er von einem deutschen dramatischen Dichter redet, nicht mich gemeynet haben? Ich vermuthe es beynahe, aus Bodmers Beschuldigung vor seinem parodirten Romeo. Es sey darum! Ihr Beyfall und Ihre Liebe halten mich für alles schadlos. ...

53. L. 15. II. [73.] Und wenn die Madam Kochin es auch nicht verlangt hätte, so kann ich doch die gute Frau nicht ohne ein Briefchen an meinen liebsten, besten Freund fortgehen lassen. Ich will ihr auch ein herzhaftes Mäulchen mit auf den Weg geben, das sie Ihnen in meinem Namen überantworten soll. Die Ladung von Neuigkeiten, die sie Ihnen mitbringt, ist nicht groſs und meine Jubelhochzeit wird für die Musikliebenden Berliner ziemlich das beträchtlichste seyn. Sie ist mir von unserm ehrlichen Hiller und Koch, so bald sie von Ihnen zurücke kam, aus den Händen gerissen worden und ich habe sie, ehe sie gespielt worden, nicht wieder zu sehen gekriegt: Sie dürfen Sich also nicht wundern, wenn Sie sie in ihrem ganz natürlichen Zustande, wie ich sie unter tausenderley Zerstreuungen aufs Papier geworfen, finden: und nun werde ich auch die Belohnung dafür haben, brav kritisiret zu werden: denn den lauten Beyfall, den sie hier eingeärndtet, schreibe ich blos wieder der Güte der Musik zu. Von den Liedern habe ich hin und wieder zu 2.—3. Strophen wegstreichen müssen und da sie dem ungeachtet noch zu lang war, habe ich weggenommen, wo nur wegzunehmen war, ohne zu fragen, ob es das beste oder das schlimmste war. Ehe ich noch an Druck gehe, erwarte ich noch Ihre Kritik: ich will gerne noch verbessern was zu verbessern möglich ist: Das Ganze muſs aber nun leider! wohl bleiben. Meine Laufbahn mit der Komischen Oper soll, so bald ich noch ein Stücke zur Erfüllung des 4ten Bandes gefertigt, vollendet seyn, ob es gleich H. Hiller zufrieden wäre, daſs ich alle 4. Wochen eins machte. Und dann, mein liebster Rammler, was dann? Freylich sollte ich noch ein paar Trauerspiele machen. Mein ganzes Gehirn ist auch von tragischen Situationen voll: aber ich sehe noch so bald keine Entbindung vor mir. Eine Menge Berufs und Amtsgeschäfte, Aufträge und Briefe von allen Orten, ein Anlauf von

jungen Dichtern mit witzigen Geburten, von denen unsere Universität wimmelt, und die unverdienter Weise ein vorzügliches Vertrauen zu mir haben, meine Kinder, denen ich wenigstens meine Abende schenken muſs, alles dieses zerstreuet mich auf so eine Art, daſs mir immer wieder übel die Wahlzeit vergeht, was ich zuerst anfangen soll. Hätte ich nur den zehnten Theil der Zeit, wie unser Lessing = = = doch die Welt verliert nichts dabey und ich auch nicht.

Sie wünschten den Krispus? Aber nun, da vollends H. Schmelz abgeht, so ist kein einziger Schauspieler mehr da, der einen tragischen Alten mehr spielen kann und unser H. Koch scheint seine ganze Rücksicht auf die komische Oper zu nehmen, wozu der Berliner Geschmack viel beygetragen hat.

Wielands Alceste werden Sie gelesen haben. Ich rieth schon vor 4. Jahren unserm Kretschmann, bey dem ich viel Lyrisches Genie wahrzunehmen glaubte, zu einer deutschen Oper. Er schickte mir auch den 1ten Akt von einer, worinnen viel Schönes war: warum er nicht fortgefahren, weiſs ich nicht. Er dauert mich, denn so bald er hinter her kömmt, ist er unter den Kunstrichtern der Nachahmer, wie es ihm mit dem Rhingulph gieng, den ich doch ein ganzes Jahr vorher gelesen hatte, ehe wir noch von Klopstocks Herrmannsschlacht etwas gehöret hatten.[1] Am Ende ist nicht viel daran gelegen. Man schneidet itzt in Weimar auf deutsche Opern zu, und diese werden die deutsche Komödie vollends ganz verdrängen.

Sie gehen nun, liebster Freund, wieder über Ihren Batteux her: Gott gebe Ihnen Kräfte und Gesundheit dazu. Eine Recension über die lezte Ausgabe Ihrer Gedichte kömmt in mein nächstes Stück der Bibliothek.[2]...

54. L. 6. V. [73.] ... Meine Hoffnung, Sie in Berlin zu besuchen, ist mir durch einen traurigen Zufall vernichtet worden. Ich verlor durch einen Schlagfluſs meinen jüngsten Sohn, da er eben mit seiner zärtlichen Mutter auf dem Kanapee saſs und spielte. Ihr Schmerz erfoderte eine Zerstreuung. Ich reisete also mit ihr nach Altenburg, wo ich noch eine Schwester habe.

---

[1] Vgl. Brief 34. 35.
[2] Vgl. den folgenden Brief.

Hier aber bekam mein ältester Sohn gleich nach unserer Ankunft ein dreytägiges Fieber und ich muſste seinetwegen 3. Wochen bleiben. Nunmehr aber wieder eine Reise vorzunehmen, erlauben mir weder meine Amts- noch meine häuſslichen Geschäfte. ... *Dafür möge R. nach Leipzig kommen.* Wir haben auch schöne Spaziergänge mit Nachtigallen und allen Arten von Gesangvögeln angefüllet, und man darf sie lange nicht so weit suchen, als Sie in Ihrem königlichen Berlin. Ich kann Sie um desto beqvemer beherrbergen, da ich mit meiner kleinen Familie einen nahen Garten bewohne, (nahe in Leipziger Verstande) und Ihnen alle ersinnliche Gemächlichkeit verschaffen kann. ...

Lassen Sie Sich ja nicht die ungewaschenen Kritiken über Ihre unsterblichen Werke beunruhigen. Sind solche elende Tadler, wie Sie in der Hamburg. Skartecke[1] gefunden, auch nur werth, daſs man einen Blick darauf wirft? Ihr Ruhm wird bleiben, so lange noch ein Funken von wahren Witze und Geschmack mit nur ein bischen allgemeinen Menschenverstande bleiben wird. In meinem itzigen und nächsten Stücke der Bibliothek[2] werden Sie eine feurige Vertheidigung bey nicht sanften Ausfällen auf ihre Widersacher finden. *M.* Engel ist der Verfasser und ich habe nach verschiedenen Unterredungen, mir es als den gröſsten Beweis seiner Freundschaft erbeten. Der Anfang ist bereits abgedruckt. Ich sehe wohl, daſs man bey uns sich eine eiserne Stirne anschaffen muſs, um den Kläffern Trotz zubieten und sich über sie wegzusetzen. Ich überlieſs das Geschäfte Engeln ungern, weil ich am liebsten Ihr Waffenträger selbst gewesen wäre: Aber ich habe der Zeit zu wenig und er hat noch mehr philosophischen Kopf und Zuversicht als ich.

Auf unsers *Cacault* Übersetzung[3] bin ich begierig. Ein gewisser vortrefflicher junger Franzos, der hier etliche Jahre studiret, *M. de Virly* war mit dem, was *Cacault* hier davon übersetzet, nicht ganz zufrieden: hoffet aber, daſs er, nachdem er Ihres

---

[1] „Beurtheilung der Ramlerschen Muse. Hamburg bey Schröder. 1773." [39 SS.] 8°. Ramler wird darin „der ärgste Deutschverderber" genannt, der jemals gewesen sei.

[2] XIV, 2, 294—308. XV, 2, 283—311; mit das Beste, was über Ramler als Dichter geschrieben ist.

[3] Von Ramlers Lyr. Gedichten, erst 1777 erschienen. Vgl. den 76. Brief.

Rathes dabey genossen, vieles werde geändert haben: er selbst hat die Kantate Ino und Pygmalion übersetzet und sie auch Hn. *Cacault* dazu gegeben. Dieser *Mr. de Virly* wird Sie mit nächsten in Berlin besuchen, indem er nach Danzig geht. Er ist erst 18. Jahr, hat aber vor 1800 Franzosen Wissenschaft und Verstand.

Was meine Jubelhochzeit bey den itzt gewöhnlichen Kunstrichtern für ein Schicksal haben wird, kann ich aus dem allgemeinen Geschreye der gelehrten Zeitungsschreiber gegen die Komischen Opern vermuthen. Ohne unsern Hiller und Koch wär keine gemacht worden: ich tröste mich indeſsen damit, daſs ich ein paar ehrlichen Leuten dadurch gedienet habe. H. Kretschmann wird und kann auf Ihre Aenderungen stolz seyn.[1] Geben Sie doch die Fortsetzung Ihrer deutschen Lieder[2] unserm Reich. Die Schriftsteller und Buchhändler haben für diesen Verleger mehr Scheu, als für irgend einen andern. ...

55. L. 27. VIII. 73. Nun sind Sie doch wohl wieder in Berlin, mein Herzensfreund? O daſs ich nun doch auch wieder dort wäre![3] Es ist keine Schmeicheley, Gott weiſs es! daſs mir mein lezter Aufenthalt in Ihrer prächtigen Stadt nicht den 10ten Theil so reizend, als das erstemal gewesen: überall vermiſste ich Sie, und mit Freuden stieg ich wieder auf den Wagen, der mich fortbrachte. So wollte es das Schicksal. Meine einzige Beruhigung wird die Nachricht seyn, daſs Sie mit neuer Gesundheit und Kraft wieder zurücke gekommen sind. ...

Mit Hn. Reich habe ich wegen Ihres 2ten Bandes der Lieder der Deutschen gesprochen. Er will gern alle Ihre Bedingungen auch in Absicht der Verzierungen von Hn. Meil annehmen. Nur fragt er, da er allem Anscheine nach mit der Verlegerinn des ersten Bandes sich nicht werde vereinigen können, ob Sie nicht

[1] L. Bl. I, 4. 36. 37. 40. 47. II, 21. 27. 29. III, 6. 35. IV, 42. V, 8. VI, 48 sind von Kretschmann.

[2] Die „Lieder der Deutschen“ (1766) erschienen bei G. L. Winter(s Witwe) in Berlin, die zwei Teile der „Lyrischen Bluhmenlese“ (1774. 1778), von denen der letztere nur eine Umarbeitung der L. d. D. ist, bei Reich. Vgl. die beiden folgenden Briefe.

[3] Zur Zeit von Weiſses zweitem Berliner Besuche im Juli 1773 weilte Ramler bei seinem Bruder Johann Gottlieb, Prediger zu Kerstin in Hinterpommern.

ein von jenem abgesondertes Werk daraus machen und statt es den 2ten Th. der L. d. D. zu nennen, es ungefähr Neue Sammlung von Liedern der Deutschen oder dgl. nennen wollten. In der That glaube ich, daſs dieſs keinen Unterschied machen und der Sache zum Vortheil gereichen kann, da man sich in Absicht des Drucks, der Lettern u. s. w. nicht so genau an die Einrichtung des 1tenBandes binden darf. Überlegen Sie es, l. Freund.

Vermuthlich haben Sie schon die Recension von dem lezten Bande meiner Komischen Opern im lezten Stücke der Allg. Bibliothek gelesen.[1] Womit mag ich den Hn. Nicolai beleidiget haben, daſs er eine so gar demüthigende Beurtheilung eingerücket? Alle einzelne Kritiken, über kleine Nachläſsigkeiten würde ich mir gern haben gefallen lassen: aber zu sagen, daſs man mit gutem Gewissen nicht länger bey dem Beyfalle den sie erhalten, schweigen könnte, daſs man es für Pflicht hielte, der Welt laut zu sagen, daſs es nur höchstens mittelmäſsige Stücke wären, die leicht den Geschmack verderben könnten, daſs keine vorstechende Schönheit darinnen wäre, von welcher Art man wollte, keine, die auch ohne Musik das Stück aufrecht erhielte, daſs alle naife und sentimentale Scenen gedehnt und gezwungen wären, daſs mir alles edlere, feinere und empfindungsvolle verunglücke; dieſs, sage ich, würde ich kaum einem, der nicht unter aller Kritik wäre, so öffentlich gesagt haben. Ich weiſs wohl, daſs H. N. sie nicht gemacht hat: aber als Herausgeber steht es ihm frey, die Ausdrücke zu mildern, oder, da er sich für einen Freund von mir ausgiebt, zu untersuchen, ob hier nicht Partheylichkeit mit einflieſst. Ich gestehe, daſs mir diese Recension empfindlicher gewesen, als alles was man jemals wider mich gesagt oder geschrieben, weil ich weiſs, daſs die allg. Bibl. allen unsern kleinern Journalisten und Zeitungsschreibern den Ton angiebt und wer nicht aus Überzeugung einstimmt, thut es aus Furcht. Aller Vermuthung nach ist der Recensent Eschenburg in Braunschweig, der den *Deserteur, Sancho Pansa* und andere elende französ. Operetten für die Ackermannische Bühne übersezt hat. Und dann kann ich den Zusammenhang dieser Recension errathen. Er schickte mir vorm Jahre seine

[1] XIX, 2, S. 429—438.

Recension von der Aemilia Galotti, die er in die Braunschweiger Zeitung rücken lassen, mit dem seltsamen Verlangen, daſs ich sie in meiner Bibliothek sollte abdrucken lassen: sie bestund in lauter Ausrufungen von Bewunderungen: dieſs hätte mich aber doch nicht gehindert, sie wo nicht aus voller Überzeugung, wenigstens aus Klugheit aufzunehmen: aber wie konnte ich, da sie schon ¼tel Jahr vorher gedruckt war? Ich schrieb ihm also bloſs unter allen möglichen Entschuldigungen, daſs ich es nicht wagen dürfte, weil man mich offenbar eines Plagiats beschuldigen würde.[1] Sie sehen also leicht, daſs es eine kleine Rache seyn soll und ich habe schon die Vorboten in der Braunschweigischen Zeitung gehabt. Aber Nicolai — nein, dem kann ich es kaum vergeben. Es ist eine Warnung für mich, meine Autorschaft auf ewig aufzugeben: denn die Ruhe ist meinem Herzen lieber, als das bischen Ruhm, um das mich auf einmal jeder partheyische Zeitungsschreiber bringen kann. Vergeben Sie, lieber Freund, daſs ich Sie von meiner kleinen Empfindlichkeit unterhalten habe: aber es ist ein Trost seine Klagen in den Schoos eines Freundes ausschütten zu dürfen. . . .

56. L. 17. X. 73. Wie sehr freue ich mich, mein liebster Herzensfreund, daſs Sie doch von Ihrer langen Reise die Anlage zur Gesundheit mitgebracht haben. . . .

Ich gestehe es ganz gern, daſs mir die Recension in der allgem. Bibl. weher gethan, als sie mir thun sollte, da ich weiſs, daſs eines Menschen Urtheil gerade nicht die Stimme des ganzen Publikums ist: aber wer kann für seine Empfindlichkeit! Die strengste Kritik würde mich weniger geschmerzet haben, als der durchgängig herrschende Ton, mit dem man mich zu den elendesten Witzlingen herabsezet. Und wird nicht dieſs Journal von allen übrigen Journalen und gelehrten Zeitungen nachgebetet? Alle diese hätten dasselbe sagen mögen und ich hätte darüber gelacht. Es sey darum. Die Herren haben mir inzwischen die Feder aus der Hand geschlagen und sollen nicht leicht das Vergnügen wieder haben, mich zu demüthigen. Ich habe weder den Kitzel noch den Amtsberuf zuschreiben und will mich an dem

[1] Weiſses Brief vom 16. April 1772 ist mitgeteilt von R. Thiele in der Zs. f. d. Phil. XII, 217 f. Die Vermutung über den ersten Druck der Eschenburgschen Recension (daselbst S. 223, N. 7) ist nach unserem Briefe zu berichtigen.

Ruhme meiner Freunde im Stillen weiden. Sehen Sie, liebster Freund, dieses nicht für die Entschlieſsungen eines erzürnten Autors an. Einem Manne, der in gewissen Amtsgeschäften sitzt, die mit dem Witze in gar keiner Verbindung stehen, sind solche Angriffe weit nachtheiliger, als einem andern.

Ich denke nicht, mein bester Freund, daſs die Foderungen in der Einleitung zur Beurtheilung Ihrer Gedichte in meiner Bibliothek übertrieben sind: Es ist bloſs das Ideal, das unser Freund aus Ihren Gedichten abstrâhiret hat: ich treibe ihn nur, daſs er es bald vollendet: denn unter uns gesagt, er ist faul, so faul als Sie noch keinen Kunstrichter und Dichter müssen gesehen haben: er fängt hunderterley an und vollendet nichts. Wie Schade um den trefflichen Kopf! Jede Zeile muſs man ihm durch Gewaltthätigkeit entreiſsen. Sie erhalten das neue Stück der Bibliothek, das auf die Fortsetzung seiner Recension bis itzt vergebens gewartet hat: Das 2te Stück ist wieder halb abgedruckt und ich warte wieder. Wie bessert man diese Art von Leuten? Bleiben Sie immer noch Ihren Musen getreu. Sie haben keinen einzigen wetteyfernden Dichter, der es Ihnen auch nur in der Entfernung gleich gethan, und wenn man Sie auch oft kalt genug und selten auf die rechte Art gelobet; so hat doch noch kein einziger in Ihnen den groſsen Dichter ganz verkannt.

Haben Sie schon meinen lezten Vorschlag, den 2ten Band Ihrer Lieder der Deutschen lieber bey dem neuen Verlage: Neue Sammlung von Liedern der Deutschen zu nennen, überlegt? Die Revision bey dem Drucke Ihres neuen Batteux will ich mit Freuden hier übernehmen und ich verspreche Ihnen auch alle mögliche Sorgfalt: Was könnte ich weniger für Sie thun? . . .

57. L. 3. I. 74. Mit Freuden werde ich von Ihrem deutschen Batteux[1] so wohl als von Ihrer Bluhmenlese die Revision übernehmen und alle mögliche Sorgfalt dabey beobachten: so habe ich doch auch wenigstens ein klein Verdienst um Ihre Schriften, wenn ich Druckfehler ausmerze: was ist aber dieſs gegen Ihre Verdienste um die Meinigen, da Sie meine poetischen Schnitzer ausbessern! Eilen Sie immer mit Ihrem Batteux. Sie wissen die groſsen Veränderungen, die man itzt in Katholischen Schulen machet:

[1] Vierte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1774. IV.

Von verschiedenen Orten, namentlich Wien, Würzburg und München bin ich seit Kurzen von neu ernannten Lehrern und Direktoren angegangen worden ein Lesebuch über die schönen Wissenschaften vorzuschlagen: und was konnte ich bessers empfehlen, als meines liebsten Rammlers Batteux, Herder mag noch so viel Böses wenigstens von dem Originale sagen: man verlangt ihn also überall von mir und dem Verleger: aber krank müssen Sie deswegen durchaus nicht über der Arbeit werden. Viel besser, die Katholische Welt bleibt noch ein Weilchen in ihrer Dummheit.

Sie haben freylich Recht, wenn Sie wünschen, daſs man sich itzt gegen unsere Hyperkriticker mit einer eisernen Stirne waffen [!] sollte. Der milchgebildete und in die Knie sinkende Geschmack der itzigen Barden und Minnelieder, (schöne Beywörter, wodurch Klopstocks Oden von einem Kunstrichter charakterisiret werden!) kann nicht ewig bleiben: aber wenn der Erdpfahl unserer Bemühungen auch ein bloſser Pranger ist, an dem man uns zur Beschimpfung ausstellet, so sehe ich auch nicht den Beruf, den ich habe, mich ausstellen zu lassen: Kurz Lust und Liebe für alle eigne dichterische Arbeiten sind bei mir verschwunden, und Gott weiſs, wann und ob sie wieder erwachen werden? Poetisches Unkraut schieſst genug in meinem Kopfe auf und wenn ich die Bluhmen herauslesen wollte, so könnte ich mir schon noch ein Kränzchen winden, aber die Hand ist mir itzt dazu gelähmet; und endlich glauben Sie nicht, liebster Freund, wie wenig mir Zeit bey meinem Amte und übrigen Verhältnissen übrig bleibt. Sie sammeln Lesarten für meine Tragödien? O daſs ich Sie nicht gleich dafür an mein Herz drücken soll. Sie thun mehr für mich, als ich selbst. Seit ihrem lezten Drucke habe ich keines aller meiner Schauspiele wieder angesehen. Indessen will meine Verlegerinn künftiges Jahr eine sehr saubere Ausgabe aller meiner Schauspiele veranstalten und zwar so, daſs die Trauerspiele, und Lustspiele, jede besonders zusammen gedruckt werden sollten: Alsdann werde ich mich wohl einmal wieder drüber machen müssen: Vielleicht ist es ein Vortheil für sie, daſs ich sie ganz vergessen habe und als eine fremde Arbeit ansehen kann: Man tadelt immer andere noch eher, als sich selbst.

Aber nun, mein bester Rammler; wer ist denn der ungerechte Weltmann und vornehme Aristipp, der einen solchen Ver-

dacht gegen die kritischen Sachsen in Rücksicht auf die preuſsischen Dichter äussern kann? Lassen Sie Sich doch einen einzigen nennen, der jemals einen heimtückischen Dolch wider irgend einen verdienstvollen Musensohn in Ihrem Lande gezogen hätte, keinen einzigen, der einem Kleist, Rammler, Moses, Nicolai u. s. w. nur ein Blatt aus Ihren Lorbeern zu entwenden gesucht hätte. Alle unsere Journale und Zeitungen, schlechte und gute sind für sie durchgängig voll Ehrfurcht und Bewunderung gewesen, und wo irgend einer von Ihnen einen Stachel gefühlet, so ist er immer von Schlangen gekommen, die sie in eignen Busen erwärmet hatten: doch dieser Ankläger soll bald durch die Recension Ihrer Gedichte widerlegt werden. Sie ist nun bereits völlig abgedrucket und es ist vielleicht das beste, was unser E[ngel] jemals gemacht hat. Wir haben unsere Ideen zusammengetragen und ich bin eine Zeitlang alle Abende um 6. Uhr auf Execution gegangen, daſs sie fertig geworden: selbst darinnen, daſs Sie Ihren König zu sehr lobten, haben wir Ihre Parthie genommen: es werden darinnen auch Ausfälle auf andere Kunstrichter gethan, und diese werden vielleicht nicht stille sitzen, aber die Wahrheit behauptet doch noch immer ihre Rechte. Nur zur Vertheidigung unserer ächten guten Schriftsteller gegen die unverschämten Angriffe der neuen Kunstrichterchen wünsche ich meine Bibliothek noch erhalten zu können: aber in die Länge wird es doch nicht möglich seyn. Ich habe zu wenig und zu träge Mitarbeiter. Die einzige Recension von Engel hat die Bibl. um 1. ganzes Stück das vorige Jahr zurückegesetzt.

Ich gehe zu Ihrem zweyten Briefe über. Freylich habe ich ein Abc Buch gemacht:[1] aber ich kann mir vorstellen, wie Sie mein allerliebster Freund, damit zufrieden seyn mögen, da Sie 15. oder gar 20. Jahre an einem gesammelt und ich mit dem Gedanken und der Ausführung höchstens 4. Wochen täglich etwan $^1/_2$ Stunde zugebracht: Wie konnte ich es unter diesen Umständen Ihrer Aufmerksammkeit für würdig achten, oder glauben, daſs unser gröſster Odendichter, ohne Vater zu seyn, sich zu einer solchen Arbeit herablassen würde. Sie sollen bald Onkel werden? Gut, damit gleich das Abcbuch da ist, wenn der kleine Neffe Sie umarmt, so schicke ich Ihnen eines. Hätte ich mir

[1] Vgl. Minor S. 343.



vorgestellt, dafs Deutschland so begierig darüber herfallen würde: (denn es sind schon eine Menge Auflagen, und wenigstens 4. Nachdrücke da,) so hätte ich Sie, meinen treusten Rathgeber gewifs zu Hülfe gerufen und hätte mit mehr Bedachtsamkeit gearbeitet. Der hiesige Verleger hat selbst 3erley Ausgaben gemacht: die 2te hat weit niedlichere Kupfer: es sind ihrer aber allezeit dreye auf einer Seite: es war gleich kein illuminirtes fertig, weil die Christbescherungen alle weggenommen haben, sonst hätte ich Ihnen auch von dieser ein Exemplar mitgeschickt. Aber warum so viel Geschwätz von dieser Nichtswürdigkeit? — Der Verleger veranstaltet wieder eine neue weit prächtigere Ausgabe. Ihr Chodowiecky in Berlin soll itzt die Zeichnungen und Erfindungen zu den kleinen Bildern und auch zu 14. Stück von den Erzählungen machen, weil seine kindischen Vorstellungen zu dem Basedowischen Elementarbuche so naif ausgefallen sind: ich will einige Besserungen hineinschieben und nun, mein bester Freund, wäre es immer noch Zeit, wenn Sie Sich gemeinschaftlich um unsre kleine Nachwelt verdient machen wollten. Aber ach! der Batteux! der Batteux! — Wenigstens sollen Sie mein durchschofsenes Exemplar zum flüchtigen Durchlaufen erhalten und ein + machen, wo Sie eine Besserung nöthig finden. Ich habe eine Menge weit besserer, eigener, kleiner prosaischer Erzählungen für Kinder nebst verschiedenen kleinen Dramen, die ich aus den *jeux de petite Thalie* auf deutschen Boden verpflanzt und in Deutsche Sitten gekleidet, liegen: Diese aber habe ich zum Unglück Basedow schon vor 4. Jahren, da ich in Berlin war versprochen, und nun mufs ich mein Wort halten: ich bin ihn schon angegangen, mich meines Versprechens zu entlassen: aber er hält fest, ob es ihm schon gleichgültig seyn könnte: denn er möchte meinethalben das ganze Abc-Buch seinem Elementarbuche einverleiben.

H. Nicolai ist ein sehr saumseliger Besteller. Er hat das erste Stück der Bibl. für Sie schon in der ersten Mefswoche erhalten. Zum Danke für die Höflichkeit in der allgem. Bibl. lasse ich ihn vor das nächste Stück des 16. Bandes in Kupfer stechen. Ins Ohr ein andermal mehr davon.

Die Autorbitte, dafs Koch der Mad. Brücknerinn die Rolle der Frau von Kapellet an *Mad.* Starkinn abgeben soll, hilft nichts: ich habe sie schon hier gewaget: aber umsonst: diefs kann nur ein Ordensband oder die eigne Grofsmuth der erstern

thun, wenn sie aus gutem Willen abgiebt. Koch ist zu furchtsamm. Und wer soll denn den Hn. von Kapellet machen? vermuthlich der steife Henke? In der That ist ein dramatischer Dichter bey uns übel dran!

Wegen Ihrer Briefe, mein Herzensfreund, seyn Sie auſser Sorgen. Keine Seele auf Erden darf eine Zeile von Ihnen sehen, und wenn ich heute sterbe, so ist schon die Veranstaltung gemacht, daſs alle meine Freunde ihre Briefe versiegelt und mit ihrer Aufschrift wieder in ihre Hände bekommen. Ich habe diese Vorsicht so gar bey kleinen Reisen gebraucht und alle die Meinigen sind von meinem Willen unterrichtet. Endlich ist dieſs bey einer nur halbweg gezogenen und moralischen Familie weit weniger zu besorgen, als wo die Hagen, Riedel und andere solche Herrn die Vormünder von hinterlaſsenen Schriften werden, oder Fremde die Hände in Spiel haben. Auf meine Briefe können Sie kühnlich durchgängig das † setzen und sie zum Feuer verdammen. Ich schreibe äuſserst lüderlich und nachlässig und kein einziger verdienet aufbehalten zu werden: die Ursache ist, weil ich alle meine Briefe unter einer tumultuarischen Einnahme schreibe, wo ich keine Seite hinwerfen kann, ohne 10. Qvittungsbücher zu unterschreiben und die Einnahme in mein Manual zu tragen. Worzu sollten also diese aufbehalten werden? Sie sind weder unterrichtend noch schön und bloſs Nachrichten für meinen Busenfreund.

Sie wünschen zu wissen, wer sich Ihrer in der lateinischen Zeitung angenommen? Vermuthlich (wenn es die Helmstädter ist und ich kenne keine andere,) der Prof. Schirach. ... *Wiederholte Einladung nach Leipzig.* ... Unser Bause hat diesen Winter Ihr Bildniſs unter seinem [!] Grabstichel nehmen wollen: aber Ihr Gemälde beym Hn. Reich ist ihm und Grafen nicht gut genug. Ich hatte, als ich in Berlin und unser Graf zugleich dort war, den Auftrag einen andern Kopf von Ihnen malen zu lassen. Das nächstemal, daſs dieser Künstler nun wieder zu Ihnen kömmt (und aller Vermuthung nach wird ihm sein Schwiegervater[1] nicht lange Ruhe lassen) soll solches geschehen. ...

58. L. 18. III. 74. Ich weiſs es in der That unserm Engel Dank, mein liebster Herzensfreund, daſs er mir auf mein Bitten

[1] Sulzer.

eine Recension Ihrer unsterblichen Gedichte gemacht, mit der Sie zufrieden sind. Es ist immer nichts, als Gerechtigkeit gewesen, und diese hat eigentlich ein jeder Recht zu fodern. Aber unsere kritischen Richterstühle haben itzt statt Wahrheit und Menschenliebe nur Haſs und Neid zu Stützen und die niedrigste Partheylichkeit hält die Wage, die sie mit treulosen Händen regieret.

Sie sind im Febr. 49 und ich im Jänner 48. Jahr alt geworden: Wie kurz ist der Raum, der die Epocken unsers Lebens scheidet! Die Vorsehung erhalte mir meinen besten Freund noch lange und lasse den Lorbeer, der sein edles Haupt umwindet, bis auf die späteste Zeit grünen.

Ihr leztes Vorspiel für unsern Koch[1] ist vortrefflich! Die schönsten Gedanken in den einnehmendsten Ausdruck, in die wohlklingendsten Verse gekleidet! Ihre Muse darf bey solchen Kräften noch lange nicht aufhören!

An Ihrem Batteux wird fleiſsig gedruckt, und ich erhalte täglich einen Bogen zur Correctur. Ich sehe ihn mit der äussersten Sorgfalt durch und freue mich über den kleinen Dienst, den ich Ihnen dadurch leiste, und der mir durch das Vergnügen, das ich aus Ihren kleinen sorgsamen Korrecturen schöpfe, reichlich belohnet wird.

Haben Sie tausendfachen Dank, daſs Sie die Mad. Starkin zur Mutter der Julie umgeschaffen haben. Ein groſser Vortheil wird es immer für das Stück seyn. Ich will meine alten Papiere alle durchwühlen, ob ich vielleicht noch den ersten Brouillon davon finden kann. Beynahe zweifle ich: denn so bald etwas von mir aus der Feder ist, sehe ich es mit Verdruſs an und vernichte es. Noch habe ich auch an keine Verbesserung meiner übrigen Schauspiele gedacht. Ich habe mancherley Ideen zu Trauerspielen und komischen Opern im Kopfe: aber so bald mir die Lust ankömt, fällt mir Nikolais Recension ein: es fällt mir ein, daſs Wieland in seinem Merkur mich in die Klasse eines Herrmann setzt, und ich fange an mich für einen Thoren zu halten, daſs mir nur noch ein Fünkchen Lust übrig bleiben kann. Es mag vielleicht ein bischen Schwachheit von mir seyn: aber

---

[1] „Das Opfer der Nymphen. Ein Vorspiel. Am Geburtsfeste des Königs von Preuſsen, den 24. Jan. 1774 auf dem deutschen Theater zu Berlin aufgeführet.“ Zuerst im Taschenbuch f. D. u. D. 1774. II, 92 ff.

wenn diejenigen, die doch bey nahe itzt den Ton in der Litteratur angeben, und deren Kritik die übrigen alle nachsprechen, öffentlich sagen, daſs in meinen neuen komischen Opern auch nicht eine erträgliche Scene ist, so sehe ich immer nicht, warum ich mir neue Unruhe machen soll. Wenn mich ja einmal der Autorkitzel anwandelt, so will ich mich in der Stille hinsetzen, meine Arbeit meinem besten Rammler zeigen, sie in mein Pult verschlieſsen und abwarten, was unsere Litteratur für eine Wendung nehmen wird.

Neue Einladung nach Leipzig. ... Ihr General, dem Sie die Unsterblichkeit gegeben,[1] kann unmöglich so undankbar seyn, Ihnen die Erlaubniſs zu versagen. ... Eine Gelegenheit hieher werden Sie leicht finden, und zurück will Sie unser Freund Reich in seinem eignen äusserst beqvemen Reisewagen bringen. Sie sollen Sich nicht krank, aber satt essen und die Liebe und Freundschaft soll alle Frühlingsbluhmen sammeln, und unsere Pfade damit bestreuen. ...

59. Undat. [Mai 1774.] *Dringende Bitte, noch im Frühling mit Dr. Börner zu kommen.* ... Ich kenne und verehre den H. geh. Rath Lamprecht und seine liebenswürdige Frau von Herzen: ich weiſs aber auch, daſs man sich bey einer Reisegesellschaft, der man Verbindlichkeit schuldig ist, selbst einen gewissen Zwang auferlegt, selbst, wenn sie ihn nicht fodern: nun sehe ich im Voraus, daſs es diesen guten Leuten in Leipzig unmöglich lange gefallen kann: denn ich muſs Ihnen im Vertrauen sagen, daſs der Onkel und seine Frau, wo sie abtreten, die bizarreste Familie von der Welt ist, die von aller Gesellschaft ausgeschlossen sind und von jedermann, es müſste denn ein Gevatter Würzkrämer seyn, vermieden werden. ... Daſs ich zu Ende des Junius eine Reise zu dem alten Grafen Solms auf ein paar Wochen thun wollte, nachdem ich es ihm 3 Jahre lang versprochen, sollte ich Ihnen gar nicht sagen. ... Also, wann es noch Zeit ist, so setzen Sie Sich unverzüglich mit D. Börnern auf; sagen Sie Lamprechts: Reich und ich verreisten zu Ende des Junius; und

[1] „An den Generalleutenant, Freyherrn von Buddenbrock. [Chef des Berliner Kadettencorps.] Bey Uebersendung einiger heroischen Oden" (Lyr. Gedd. 1772, S. 131 ff.) und „Auf die Vermählung Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants Freyherrn von Buddenbroock. Berlin, im August, 1768" (Gött. MA. 1771, 26 f. Nicht in die Poet. Werke aufgenommen).

kommen, kommen Sie in meine Arme, weil noch die Nachtigall schlägt: bleiben Sie dann bis ihre Freunde kommen und reisen Sie mit ihnen nach Dreſsden oder nach Miſsisipi. Ich, meine Frau, meine Kinder, alles bittet Sie. Bause ist mit Ihrem Bildniſs fertig, ein vortreffliches Bild! will es aber nicht eher ausgeben, bis er es Ihnen selbst überreichen kann. . . .

60. L. 10. VIII. [74.] Ich freue mich, mein bester Freund, nebst meiner kleinen Familie recht herzlich, daſs Sie wieder glücklich in Ihrer groſsen Königsstadt angekommen sind. . . . Ach! ich hörte wohl des Morgens Sie durch den Hof rauschen, meine Frau und ich waren wache; denn wie hätten wir da schlafen können? aber dieselbe Ursache, die Ihnen verbot, uns aufzurufen, verwehrte uns, Ihnen den Abschiedskuſs auf den Mund zu drücken: Ihr hinterlassenes Papier trägt indessen noch die Spuren meiner Wehmuth. Indessen wird die Zeit Ihrer Anwesenheit bey uns ewig eine der glücklichsten Epocken meines Lebens seyn und die süſse Erinnerung der mit Ihnen genoſsenen Augenblicke erwacht allezeit, so oft ich in eine unserer Alleen trete, und wird mich noch lange in den Apelischen Garten begleiten. Es würde in der That der Schmeicheley ähnlich sehen, wenn ich Ihnen sagen wollte, in wie vielen Ehren Sie hier Ihr Andenken gelassen: So viel aber kann ich sie theuer versichern, daſs jeder der Sie hier kennen gelernt, ihr Freund geworden ist und mit einer Art von Enthusiasmus von Ihnen, Ihren Verdiensten und Ihrem Charakter spricht, und unsere Mittewochs Gesellschaft[1] hat Ihrem Andenken noch bey jeder Zusammenkunft ein volles Gläſschen gewiedmet. Mein ehrlicher M. Daſsdorf und der H. von Hagedorn schreiben mir dasselbe von Dresden, und ich weiſs gewiſs, hätten wir hier eine Stelle, die Ihre Berliner überwög, ohne Ihnen mehr Arbeit zu schaffen, Sie sollten bald einen Ruf dazu in Händen haben.

Seiler hat mir erzählt, daſs er das Glück gehabt, Sie noch in Dresden zu sehen: auch, daſs Sie ihm versprochen, Sich seiner Sache bey unserm ehrlichen Koch anzunehmen. In der That glaube ich auch, daſs er bey ihm sicherer als bey Döbbelin geht: denn jener rechnet noch immer in Weimar auf eine bleibende

[1] Wohl die von K. W. Müller gegründete journalistische Gesellschaft, welche von 1754 bis ca. 1800 bestand. (Vgl. Minor S. 17.)

Stätte, da dieser leicht Lust bekommen möchte, das Privilegium zu erschleichen. Sitzt Seiler indeſsen im Hauſse, so ist ihm ein Riegel vorgeschoben: Kochs Freunde haben ihm auch dieses bereits zu Gemüthe geführet.

Da ich Sie nicht mehr habe, mein lieber Freund, so fange ich aus Verzweiflung an, mich ein wenig wieder mit der tragischen Muse zu befreunden. Ich habe einen Versuch gemacht, das Ihnen mitgetheilte Projekt zu einem neuen Fanatismus, oder Calas auszuführen. Der 1te Akt ist fertig und ich schickte Ihnen denselben gar zu gern mit, wenn er ausgeschrieben wäre, Ihr Urtheil einzuholen: denn es kann leicht kommen, daſs, wegen fast unüberwindlicher Schwürigkeit die Arbeit umsonst gethan ist. Indessen soll kein Mensch auf Erden, selbst Engel nicht, etwas davon erfahren; nur Sie sollen mir sagen, wenn ich fertig bin, ob er Beyfall verdienet oder nicht, und dann soll er auch unter fremden Namen aufgeführet und spät, vielleicht nie bey meinem Leben gedruckt werden. ... Ich revidire Ihren Batteux mit der Sorgfalt, die Sie mich gelehret haben und denke, ich will Ihnen Trotz bieten, mir wieder so viel Druckfehler, als in den ersten beiden Bänden aufzufinden. ...

61. L. 18. X. 74. ... Haben Sie tausend Dank für die Verbesserungen, womit Sie mein Abc Buch beschenkt haben. Wer für unsere kleine Nachwelt etwas thut, hat immer etwas Groſses gethan, und das Werk ist desto verdienstlicher, weil ein Mann, wie Sie, indessen mehr für den Ruhm thun könnte. Wie wenig verdiene ich dagegen Dank für die Revision Ihres Batteux, wo immer noch genug dabey für mich zu lernen war. Ohrfeigen möchte ich mir indessen geben, daſs meine Augen nicht hin und wieder heller gesehen haben und so viel Druckfehler mit eingeschlichen sind: aber Sie müssen immer denken, daſs noch weit mehr darinnen würden stehen geblieben seyn, wenn ich es nicht durchgesehen und sich mit dem leidigen Troste trösten: es könnte noch ärger seyn.

Meine Frau dankt ... für Ihre Bluhmenlese.[1] ... Bald will ich Sie spielen und Henriette soll Sie singen, und hinterdrein wollen wir alle zusammen dem glücklichen Verbesserer klatschen.

Endlich ist M. Engel mit seinem Edelknaben fertig gewor-

---

[1] Leipzig 1774.



den: meinen Gedanken nach wird es durch die Vorstellung mehr, als durchs Lesen gewinnen. Die Seilerische Gesellschaft hat ihn wieder belebt, seiner traurigen Stube entrissen, und den Funken, der ganz zu erlöschen schien, wieder aufgefacht: vielleicht erhalten wir nun auch den Vermälungstag von ihm:[1] aber nach Berlin will er nun nicht: Seiler sucht ihn zu bereden, mit auf etliche Wochen nach Gotha zu gehen.

Gern schickte ich Ihnen meinen Calas mit: aber ich habe ihn Eckhofen gegeben: sein Urtheil ist mir wichtig: denn er hat einen gesunden Geschmack und kennt sein Theater und das menschliche Herz: erhalte ich es noch von ihm zurücke, ehe alle Berliner Freunde fortgehen, so folgt es noch: denn Ihr Urtheil ist mir noch wichtiger: niemand aber soll mit meinem Willen den Verfasser erfahren und gedruckt soll es auch noch nicht so bald werden. ...

62. L. 5. XI. 74. ... Ich sehe im Voraus, was ich Ihnen wieder in Ansehung meines Krispus zu danken habe: O geben Sie mir nur bald Anlaß zur Wiedervergeltung! Aus allem, was Sie mir schreiben, mein Bester, sehe ich, daß das Stück schwerlich wird aufgeführet werden können. Alle, die Sie vorschlagen, werden einen traurigen Krispus machen. Wäre es also nicht besser, da er so lange gelegen, wir ließen ihn noch im Dunkeln, bis das Schicksal Ihrem Theater einen bessern Krispus zuführet. Der erste Eindruck, den ein Stück bey der Vorstellung auf das Publikum macht, bleibt lange hängen, uud wenn nicht einmal eine bessere Schauspielergesellschaft ihn wieder auslöschet, so muß der Verf. alle die Fehler der schlechtern Vorstellung tragen. Mehr als jemals sehe ich dieß itzt bei der Seilerischen Truppe, die sich weit mehr für das Tragische und Rührende, als für das Komische gebildet hat. Sie haben uns mitunter mittelmäßige Stücken als eine *Gabrielle de Vergy,* eine Rhodogüne, einen Orest und eine Elektra, eine Melanide, einen Triumph der guten Frauen und dergl. Stücke gegeben, die sehr leicht Gähnen machen, und wir haben sie mit Entzücken angesehen und gehöret und oft unerwartete Schönheiten gefunden, da wir sie bey Kochen außer den Scenen, die Mad. Starkin spielte, nicht sehen und

[1] Die ersten drei Aufzüge als Fragment in Engels „Schriften“ V (Berlin 1803), S. 189 ff.



nicht hören wollten. Man will, so bald mein Krispus mit den Verbesserungen ankömmt, ihn bey Seilern aufführen und ich dächte, wir ließsen es itzt dabey, oder warteten noch, wie ich oben geschrieben.

Unser Engel ist itzt ganz Komödie und vergifst seine Freunde so darüber, dafs er die ganze Zeit über von Seilers hier seyn nicht anders als auf dem Theater zu finden gewesen; auch so gar heute mit Seilern nach Gotha gegangen. Indessen hat uns diefs den Edelknaben verschafft und mit einem andern Stücke der Geifsel ist er auch bald zu Ende.[1] Sein Edelknabe hat vielen Beyfall erhalten. Die Kritik wird immer genug daran auszusetzen finden: denn so viel ist gewifs, dafs sich das ganze Stück schon bey der 2ten oder 3ten Scene mit den Worten Dein Glück ist gemacht schliefst: aber das schöne Detail und der Dialog belebt es bis ans Ende. Vielleicht sollte er auch dem Fähndrich und dem Direktor noch einige Worte in Mund gelegt haben: denn der Fürst beschuldiget den ersten einer Unverschämtheit, die man nicht bemerkt, weil Engel fodert, man soll sie aus einer Miene bemerken: und der Direktor bekömmt das Ansehen des Pedanten, den [!] er doch nicht haben soll: doch Sie werden diefs schon selbst finden. Von ihm erwarten Sie kein Exemplar: ich will es aber Dycken sagen, der Verleger ist: wie wenig sind in ihrer Freundschaft und Aufmerksamkeit für ihre Freunde so feurig wie Sie.

Mit H. Hubern habe ich geredt. Er sagt mir, er habe zu verbessern angefangen und bäte nur noch um einige Zeit Gedult, weil er itzt an Hagedorns Betrachtungen über die Malerey[2] drucken liefse: dann solle es seine ganze Beschäftigung seyn: der Mann hat freylich den Tag mit Stunden besetzt: ich will aber von Zeit zu Zeit in ihn dringen, dafs er wenigstens das Gröbste nur ausmerzt. ...

Mein neues Trauerspiel[3] habe ich Eckhofen mit nach Gotha gegeben: sie mögen es dort aufführen und mir dann Rechenschaft davon geben. Er als ein grofser Schauspieler kann mir alsdann

---

[1] Später „Eid und Pflicht. Ein bürgerliches Trauerspiel“ betitelt (Schriften. Berlin, 1803. VI, 1—160).

[2] Reflexions sur la Peinture. trad. de l'All. par M. Huber. Leipzig 1775. II.

[3] Den Calas.



das Gute und das Fehlerhafte am ersten entdecken: dann soll es unverzüglich sich Ihrer Kritik unterwerfen. ... Meine Frau und Kinder grüssen Sie herzlich: so auch unsere ganze Mittewochsgesellschaft. ... Ich kann zwar ungefähr wissen, was die Rodischen Gemälde der pr[euſsischen] Helden in Ihrer Garnisonkirche vorstellen: weil man aber doch bisweilen falsche Erklärungen macht, so bitte ich Sie, mein Bester, um eine kleine Anzeige für die Bibl. Auch haben Sie mir die Anzeige der umgeänderten nicht, wie Sie wollten, damals zurückegelassen.

63. *Undat. [1774/75.]* In Wahrheit, mein liebster Herzensfreund, Sie geben Sich mit dem Krispus mehr Mühe, als der ganze Bettel werth ist. ... Wird es uns auch die Welt verdanken? Ganz gewiſs nicht, am wenigsten bey der itzigen Wendung, den [!] unsere Litteratur nimmt. Unsre besten Köpfe deklamiren gedruckt und ungedruckt wider die Heldentragödie, wider alle dramatischen Regeln, wider den Vers und unsere Schauspieler wagen sich kaum mit einem auf die Bühne, so daſs alle diese Trauerspiele in kurzer Zeit nicht mehr werden genannt werden. — Also, mein Bester, qvälen Sie Sich nicht mehr! Eine Secunde zu Ihrem Leben ist mir lieber, als tausend schöne Verse, mit denen Sie mich schmücken. Ich will ändern, was mir auffält, und dann — Gott befohlen. Fodern Sie mich zu Arbeiten auf, wie Sie wollen: wenn ich fähig bin, so wird es Ruhm für mich: aber ich kann Verse wohl ändern nur nicht bessern, und Ihre Oden sind schon so ausgefeilt, daſs ich immer denke, Sie sollten uns, weil Ihre Kräfte noch dauern, lieber noch ein Duzend neuer Oden *[geben]*, als bloſs neue Lesarten, so schön sie auch seyn mögen.

Im Vertrauen muſs ich Ihnen sagen, daſs ich seit Kurzem 2. sehr scharfe Recensionen wider den Seb. Nothanker erhalten habe.[1] Die eine, und beste, mit viel philosophischen Geiste verfertiget, zergliedert ihn so, daſs nicht nur gezeiget wird, daſs das Ganze eine bloſse Witzeley, ohne Einsicht in die menschliche Natur, ohne richtige Zeichnung der Charaktere, ohne eine wahrscheinliche und wohlgeordnete Fabel ist, sondern daſs auch der Verf. kein gutes Herz verräth: ungeachtet ich mich nun dadurch sehr

[1] Vgl. Minor S. 323. Die (Bibl. XVII, 2) eingerückte Recension von Blankenburg.

fein rächen könnte (denn ich sehe nicht, wie er die Beweise, die sehr bündig darinnen geführet sind, bey der Welt widerlegen wollte,) so will ich sie doch bey Seite legen, und die schlechtere nehmen, die zwar auch tadelt, aber doch mit vielen Komplimenten noch verzuckert ist. Läſst er seine Recensenten von meinen Kom. Opern sagen, daſs nicht eine gute Scene, nicht eine vorstechende Stelle in allen sey: so kann ich wohl den meinigen sagen lassen, daſs seine Charaktere widersprechend sind: Ein andrer würde die Bedenklichkeit nicht haben, zumal da der Verfasser sich erbietet, daſs ich ihn frey nennen soll. ...

64. L. 20. II. 75. ... Unser Lessing wird Ihnen ein eben so unerwarteter Gast seyn, als er mir war. Ich habe mich innig gefreuet, ihn nach so vielen Jahren einmal wieder zu sehen und unsre alte Universitäts Freundschaft zu erneuern: Schade! daſs er nicht länger bey uns geblieben und ich einiger vertraulichen Augenblicke mehr mit ihm genieſsen können!

Wie väterlich nehmen Sie Sich meiner tragisehen Muse an! In der That, weit mehr als ich. Das kalte Publikum hat auch mich so kalt gegen meine Arbeiten gemacht, daſs ich kaum das Herz habe, sie anzusehen, geschweige sie zu bessern. Indessen habe ich Ihre Verbesserungen treulich und sorgfältig nachgetragen und ich umarme Sie dafür mit der wärmsten Liebe. Die Lesart: Und wo man Gott gedient, itzt Teufeln Weihrauch streun ist unstreitig mehr die Sprache der damaligen Zeit und also weit vorzuziehen, zumal da das sich freun ein wenig gereimt aussieht. Ich selbst habe sonst noch nichts weiter im Krispus geändert. Sehr angenehm ist mir Lessings Donnereifer wider das itzige Göthisiren und Lenzisiren gewesen. Man könnte in der That diesen Herrn die Freude gönnen, mit so leichter Mühe Trauerspiel Dichter zu werden, wenn sie nicht mit so viel Stolz auf alle ihre Brüder herabsähen und den Geschmack des unbefestigten deutschen Publikums ganz nach sich rissen. Ich wünschte, daſs Lessings Eifer einmal loſsbräch: denn er hat noch eine ziemlich auffallende Stimme.

Nichts giebt mir einen gröſsern Beweis von der stupiden Gleichgültigkeit unserer Kunstrichter, als dieser ihr Stillschweigen über Ihre neue Ausgabe des Batteux. Wann ich an Ihre gewissenhafte Bearbeitung, an Ihre Mühe gedenke, die Sie darauf verwandt, an die feinen Anmerkungen und Bestimmungen die Sie

bey dieser Arbeit wieder eingelegt, und sehe, daſs unter den 20. deutschen Zeitungen und Journalen, die ich lese, noch keine einzige sie nur bemerkt zu haben scheint: so gerathe ich, trotz aller meiner Sanftmuth in Grimm, und wünsche mir die Geiſsel eines Juvenals.

Ich hätte Ihnen wohl wieder eine gute Komödie gewünscht. Vor wenig Tagen ist hier Seiler mit dem M. Engel durch und nach Dresden gegangen, um die Erlaubniſs zu erhalten, künftig das hiesige und Dresdner Theater besetzen zu dürfen, da unser Hof eine deutsche Truppe für beständig errichten will. Werden sie einig, so müssen Sie bald wieder zu mir kommen, damit ich Sie mit etwas mehr als einem freundlichen Gespräch und einem hübschen Garten unterhalten kann. ... Alle Leipziger Freunde, H. Zollikoffer, Oeser, Bause, Hiller u. s. w. brennen noch für Sie. ... Ich finde in Ihren Anmerkungen *ad. p. 104* eine kleine Anmerkung als Note unter dem Text.[1] Da aber ein Trauerspiel doch mehr zum Aufführen, als zum Lesen bestimmt ist, können die Kritiker nicht darüber spötteln?

65. L. 24. V. [75.] Ich habe seit kurzem 2. liebe Briefchen mit Verbesserungsbeylagen zu meinem Krispus von Ihnen erhalten. ... *Es folgen die bekannten Tiraden.* ... Mit den 4. Zeilen, die das Gebet enthalten,[2] bin ich noch zweifelhaft. Bey uns würde die Feyerlichkeit desselben gerade den höchsten Eindruck machen, und ich erinnere mich, daſs, wenn in dem Kaufmann von London[3] der Alte sein Morgengebet im Walde verrichtete, aus allen Augen Thränen hervorbrachen: eben so wenig hat man es im Richard[4] anstöſsig gefunden, wenn sich die Mutter im Richard vor ihrer Kinder Gefängniſs mit dem Gebete auf die Knie stürzt: Gott! dir befehl ich sie zu treuen Vater Händen. Der Situation des Krispus in den lezten Augenblicken seines Lebens, und seinem frommen Charakter ist es auch gemäſs, zumal da man dieſs ganze Stück als eine christliche Tragödie ansehen kann: endlich ist die Frage, ob man nicht durch solche Stellen das Theater ehrwürdiger machet? Vielleicht kann auch

---

[1] In den „Trauerspielen“ II (1776), S. 108 beibehalten.

[2] V Aufz. 3 Auftr. (1768, S. 111 f.) „Ich werfe mich im Staub anbetend vor Dir nieder“ etc.

[3] von Lillo.

[4] Richard III. von Weiſse.

in Berlin nur die Stelle anstöſsig seyn, die es an andern Orten weniger ist: Doch, liebster Freund, ich überlasse es Ihnen und vertheidige sie nur insofern, als ich glaube, daſs sie bey uns nicht nur nicht anstöſsig, sondern weit herzeindringender seyn würde. Vielleicht könnte man sie mit der Anmerkung drunter stehen lassen, daſs wofern ein Direcktor einer Schaubühne diese 4. Zeilen bey einer öffentlichen Vorstellung für zu feyerlich und auffallend hielte, man ihm die Freyheit gäbe, sie wegzulassen.[1] Eigentlich hätte man nicht Ursache zu tadeln, daſs Krispus sterbend noch einen ganzen Auftritt hindurch spricht. Lessing läſst seine Miſs Sara einen ganzen 5ten Akt hindurch sterben: doch ich bin es sehr wohl zufrieden, wenn durch diese Verkürzung der Vorwurf gehoben wird. Noch nehme ich mir die Freyheit, Ihrem Gutachten meinen Romeo zu unterwerfen. Ich bitte um nichts, als eine flüchtige Lektüre, ob Sie meine Aenderungen billigen. Ferner kömmt die Vorrede zu meiner neuen Ausgabe. Ich möchte in derselben weder zu stolz, noch zu demüthig von mir sprechen.... Endlich, mein Freund, schicke ich Ihnen meinen Calas mit. Irre ich mich nicht, so kann dieses Stück, eine groſse Wirkung auf dem Theater thun. Ich habe verschiedene Stellen mit Bleystifft angestrichen, die bey der Vorstellung wegbleiben können. Beym Lesen aber würde man sie vielleicht ungern vermissen, weil sie sich auf die Wahrheit der Geschichte gründen und zur Wahrscheinlichkeit vieles beytragen. . . .

Sie haben unserm Koch das unvergeſslichste Denkmal in Ihrem ganz vortreflichen Epilogen gesetzt.[2] O daſs ich, wenn ich sterbe, einen solchen Grabegesang hätte! Sagen Sie immer, daſs Sie ihn nicht gemacht haben. Auf Erden ist itzt keiner unter allen unsern Dichtern solcher Verse fähig.

Sie haben mir nicht ein Wörtchen von Lessing gesagt: Hat er Ihnen meinen ihm mitgegebenen Brief eingehändiget? Es ist mir dran gelegen, es zu wissen. . . .

---

[1] 1776 (II, 109) mit Änderungen beibehalten; dazu die Note: „Findet man Bedenklichkeit, das Gebet in den folgenden vier Zeilen auf dem Theater thun zu lassen, so kann es wegbleiben."

[2] „Abschiedsrede, beym Schluſs des Kochischen Theaters: Gehalten, zu Berlin den 15ten April 1775, von Madam Koch." Taschenb. f. D. u. D. 1775. V, 68 ff. Hamburg. Korresp. 1775, Nr. 65 (vom 25. April).

Sie können mir wohl nicht zu einer kleinen Lebensgeschichte von Ihrem berühmten Kupferstecher Schmidt verhelfen? Wille aus Paris schreibt und dringt in mich, dessen Andenken in der Bibl. zu erhalten, da er sein Mitschüler gewesen und mit ihm zugleich nach Paris gekommen. ... Ich gab Ihnen, deucht mich bey Ihrem Hierseyn, die 6[te] Scene des 4[ten] Akts im Romeo zum Vortheil der Mutter verändert mit: sollten Sie jene Veränderungen für vortheilhaft halten, so bitte ich mir sie gelegentlich mit zurück aus, wofern Sie nicht das Blatt cassiret haben: es ist hier von der Seilerischen Truppe unvergleichlich aufgeführet worden. ...

66. [L.] 6. VII. 75. ... Es klingt paradox; aber, was für ein seltsamer Kontrast wird zwischen dem Krispus und meinen übrigen Tragödien werden? Jener von allen Flecken und Unschicklichkeiten gereiniget, poliret: diese selbstgewachsen, wie sie die liebe Mutter Natur zur Welt brachte. Meine einzige Zuversicht ist, daſs keiner unserer deutschen Kunstrichter das feine Gefühl meines Rammler hat, und wenn er es hätte, sich Zeit und Mühe nimmt, Vergleichungen anzustellen. Man hat es bey den Liedern der Deutschen gesehen, die doch von weit kleinern Umfange sind: sie starrten einander an, und wuſsten sich das darum nicht zu beantworten, wann sie sich fragten, warum ist es so und so geändert. ...

Bald hätten Sie, lieber Freund, eine sehr ernsthafte Einladung zu uns bekommen können. Unser Clodius war an den Pforten des Todes und die Aerzte hatten ihn bereits aufgegeben. Ich schrieb sogleich an den M. Daſsdorf, daſs ich die Lücke, die unsere Universität dadurch bekommen könnte, durch einen Rammler zu erfüllen wünschte und er sollte dieſsfalls mit seinem Principal, dem geh. C. R. Ferber sprechen, der itzt bey uns die wichtigste Rolle spielt. Unverzüglich erhielt ich in einem Briefe voller Entzücken über meinen Einfall zur Antwort. „Unser würdige Freund Ferber, der Ihren groſsen Wunsch als Freund der Wissenschaften und enthusiastischer Verehrer des Hn. Pr. Ramlers segnet, und als Patriot ausgeführet wünschet, läſst Sie durch mich ersuchen, diesen edlen Mann, im Falle des bereits erfolgten Todes, wegen eines Tausches mit Sachſsen vertraulich zu befragen, ob und unter welchen Bedingungen er vielleicht diesen Antrag annehmen würde. Vielleicht ist ihm der Gedanke, den Kreis seiner Wirksammkeit zu erweitern und an

einem Orte zu leben, wo ihn Alles wie hier, verehret, wo ihn die Jünglinge auf den Händen tragen würden, nicht ganz gleichgültig. Schreiben Sie ja bald, und wer weiſs thue ich es nicht selbst, damit man nur weiſs, ob man, wenn der Churfürst, wie Ferber gewiſs hofft, etwas Auſserordentliches zu thun verspricht, auch alsdann auf die Beystimmung desselben gewiſs rechnen kann." — Nur die Möglichkeit, daſs ich mit Ihnen leben und sterben könnte, machte mich halb trunken vor Freude, so viel ich Schwürigkeiten jeder Art von Ihrer Seite vorher sah. Indessen ist Clodius genesen und ich wünsche ihm von Herzen Glück dazu, da er in Ganzem genommen, eine gute Seele ist.

Was sagen Sie denn zu Gleims rothen Buche?[1] Ich muſs es sehr mit ihm verderbt haben: denn, ob er es gleich hier allen kleinen Scriblern mit seiner demüthigen Unterschrift geschickt, so habe ich doch keines bekommen. Hofr. Heyne in Göttingen schrieb mir schon an der Messe, ehe ich etwas davon gehöret hatte. „Wie jämmerlich dreht sich der leere Gl. um ein halb Dutzend aufgefangener, sonst guter Ideen herum, mit aller der Armseligkeit an philosophischen Geiste, die ihm eigen ist." — In der That scheint er sein bischen Ruhm ordentlich niederschreiben zu wollen: Denn noch habe ich nichts so elendes gesehen, es müſste denn die Übersetzung der goldnen Sprüche des Phocylides in Wielands letzten Merkur von demselben V. seyn. Wenn Sie den Schlüssel zu der hochtrabenden Recension des rothen Buchs im Merkur haben wollen, so dienet zur Nachricht, daſs Wieland mit Bertuch 14. Tage bei Gleim in Halberstadt zugebracht. ...

Sie haben den Recensenten des Nothanker errathen: er bittet aber um Verschwiegenheit. Sollte mir unser lieber Rothe nicht eine kleine Nachricht von dem Leben Ihres groſsen Kupferstecher Schmidts verschaffen können?

67. L. 30. IX. 75. Sie hätten schon längst eine Antwort auf Ihre geliebten Briefe von mir erhalten, mein bester Freund, wenn ich nicht 4. Wochen lang abwesend und bey meiner Schwester in Altenburg mit meiner kleinen Familie gewesen wäre. Ich that diese Reise, um mich ein wenig mit meinem Geiste und Körper aus der zu einförmigen Stelle zurücken, auf die mich

---

[1] Halladat, oder das rothe Buch. Hamburg, 1774 f.

meine bösen Füſse pflanzten. ... In Altenburg habe ich den Gothaischen Hof kennen lernen, der wegen des Landtags zugegen war: ein liebenswürdiger Hof, dessen gröſste Zierde der junge 28. jährige Herzog selbst ist, ein Freund der Dichter und der Künstler, der vorzüglich mein Zutrauen gewann, weil er meinen Rammler unter seinen Lieblingsdichtern nannte und so voll Wiſsbegierde ist, daſs er noch täglich sich ein paar Stunden im Griechischen unterweisen läſst.

Haben Sie tausendfältigen Dank für die kleinen verbessernden Zusätze zu meinem Krispus. Richard und Eduard sind bereits abgedruckt. Ich habe gebessert, wenn das bessern heiſst, daſs ich groſse Tiraden hin und wieder weggestrichen: aber, wie viel, wie viel habe ich wieder zu bessern gefunden, seit sie abgedruckt sind! Wer kann sich helfen! Die Welt dankt es mir ohnedieſs nicht, oder spricht wohl gar am Ende, wie ich es oft von Ihren mühsamen Befeilungen habe hören müssen, daſs die ersten Lesarten weit besser gewesen wären. Bey dem Romeo möchte ich am wenigsten gar zu viel bessern. ... Wie glücklich ist die Reform, die Sie mit dem ersten Auftritte gemacht haben! ... Gehn die Kunstrichter bey ihrer itzigen Erscheinung glimpflich mit ihnen um, so gebe ich vielleicht einen neuen Band Tragödien, das ist die Brüder und den Calas.[1] Ich habe mich in dieser Absicht wieder über die ersten hergemacht, und gehe barbarisch damit um: das zweyte aber müssen Sie auch noch zuvor sehen, ehe es die Welt sieht: darf ich meinem Gefühl trauen, so ist es mein Bestes: aber es kann mir leicht, wie dem Corneille gehen, der immer das lezte fürs beste hielt. ...

Unser Reich ist nun Ehemann und hat eine liebe süſse Frau gefunden: eine Lehre und Beyspiel für Sie: denn er ist noch um 5. Jahr älter und hat noch in Willens Kinder und Kindeskinder zu sehn. Ihre Lieder der Deutschen von 1766 werde ich in der Absicht, die Sie mir vorlegen,[2] durchgehen: o daſs ich Ihnen doch wichtigere Dienste leisten könnte. Wieland wird, wie ich in der Entfernung höre, den Stoſs, den ihm N.[icolai] gegeben, zu erwiedern nicht ermangeln:[3] aber sie mögen sich

[1] 1780 als fünfter Band der „Trauerspiele“ erschienen.
[2] Nämlich: die Fortsetzung der „Lyrischen Bluhmenlese“ zu bilden.
[3] Vgl. R. M. Werner in den Akad. Bll. I, 267 ff.

zanken: der kömmt immer noch besser weg, der einen Stofs mitnimmt, als ob er ihn nicht empfangen hätte, und seiner Strafse ruhig fortgeht, als zu neuer auffodert und endlich Handgemenge wird. Wieland wird mit seinem Merkur aufhören, auch kein grofser Verlust, es müfsten uns denn die Halberstädtischen Beyträge dauern. ...

68. *Undat. [Ende Oktober 1775.]* ... Wie vielen Dank statte ich Ihnen für Ihre Verbesserungen im Romeo ab! Man hat mit dem Drucke angefangen und auch wieder aufhören müssen: doch lassen Sie Sich, mein Liebster, dieses nicht kümmern: ich lasse indessen an Krispus und dann an einer der folgenden drucken: der Verleger mufs auf mich warten.

Sie haben uns unsern Engel entführet? Wenn Sie es Sich zu Gute gethan haben, so kann ich Ihnen vergeben: denn Ihnen trete ich mit das Liebste, was ich auf der Welt habe, ab: sonst, niemanden. Ich misse ihn sehr ungerne, denn ob er mir gleich nicht das ist, was Sie mir sind, so ist er mir doch lieber, als hundert andere, und ich bilde mir wenigstens ein, dafs er mich auch ein wenig geliebt hat. Wenn er will, kann er viel thun. *N*[icolai] wird herzlich triumphiren, dafs er mir einen zwar langsamen, aber doch guten Mitarbeiter der Bibliothek entrissen hat: Das Beste ist, dafs ich mit jedem Bande aufhören kann. Helfen Sie mir sein Andenken und seine Freundschaft erhalten.

Bald schicke ich Ihnen meinen Calas, wenn ich ihn noch ein paarmal übergangen habe. Niemand aber, als Sie soll ihn itzt lesen und etwas davon wissen. Traue ich meiner Empfindung, so ist es eines meiner besten Stücke. Was für ein wunderlich Ding ist wieder Goethens Reue nach der That.[1] Und wenn noch zehnmal mehr Laune drinnen wäre, so gewinnt doch unser Theater dadurch nichts: denn wer will solche Dinge aufführen.

Man hat mir vor kurzem gesagt, dafs der gute Gilbert[2] gestorben ist. Ich habe in ihm einen Freund von Ihnen und einen redlichen Mann bedauert.

---

[1] Bekanntlich von H. L. Wagner. Über ähnliche Verwechselungen vgl. E. Schmidt, Wagner, Anm. Nr. 3.

[2] Johann Ludwig Dietrich Gilbert, der Freund Knebels und Ramlers, Mitglied des Berliner Montagsklubs seit 1767, machte als Justiz- und Polizeidirektor in Potsdam seinem Leben am 7. Okt. 1775 ein Ende.

Wie geht es itzt mit Döbelin? hat er wieder gute Leute beysammen? Die Akteurs von Kochen kenne ich. Unserm Seiler hat der Herzog von Gotha seine besten Leute weggenommen. Gleichwohl findet er groſsen Beyfall in Dresden, und wenn die Stimme eines Einzigen nicht mehr, als die Stimme des ganzen Hofs gilt, so wird das deutsche Schauspiel die Italiänische Oper verdrängen: immer gut für die deutschen Musen. Sonst war man auch in Gotha ganz französisch: als ich aber vor einiger Zeit den Hof in Altenburg war [!] und der Herzog mich zu sprechen verlangte, fand ich mit Vergnügen, daſs er unsere Dichter alle kannte, gelesen hatte und ziemlich richtig ihren Werth bestimmte. O wie war ich beredt in meines Rammlers Lobe! wie stolz, daſs ich ihn meinen vertrautesten Freund nennen konnte! ...

69. [L.] 13. XII. [75.] Hier haben Sie unsern Engel, mein bester. Nur Ihnen, Ihnen allein in ganz Berlin gönne ich denselben. Aber Sie gehen wohl ein bischen grausamm mit uns um. Ihr König hat uns das Geld genommen und Sie nehmen uns unsere guten Köpfe: denn um diese, weil es deutsche sind, bekümmert sich der König nicht. O daſs wir Ihnen doch einmal dafür den vortrefflichen Rammler wegnehmen könnten. Als Clodius auf der Heimfahrt war, war der Plan gemacht.[1]

Haben Sie ein Stückchen Romeo fertig, so können Sie es Engels Reisegefährten mit zurücke geben.

Wissen Sie, was ich itzt mache? Ich kindere im genausten Wortverstande, indem ich ein kleines Wochenblat für Kinder unter dem Namen der Kinderfreund angefangen habe.[2] Binnen 14. Tagen schicke ich Ihnen das 1te Bändchen. Kein Mensch aber weiſs es hier und soll es wissen: Ihnen allein sage ich es ins Ohr. Kinder Augen und Hände sind bald gefüllt: aber der Kunstrichter ihre == Die Angst unter den Schmerzen meines Fuſses gab mir es ein. Haben Sie einmal so einen kleinen Kindereinfall und wollen ihn mit einwerfen: so werden es Ihnen eine Menge Kleiner verdanken. ...

---

[1] Vgl. den 66. Brief.

[2] Vgl. Minor S. 344 ff.

(Schluſs folgt.)

Beitrag zu einer textkritischen

Ausgabe des Roman du Mont-Saint-Michel

von Guillaume de Saint-Paier;

resp. Ergänzung der Hs. A (= Michelsche Ausgabe) durch ca. 330 Verse der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Mus.).

(Fortsetzung.)

III. Die Sprache des Romans.

1. Der Versbau.

A. Allgemeines.

Unser Roman ist in dem gewöhnlichen Verse des Kunstepos, dem paarweise reimenden Achtsilbner, gedichtet. Nur einmal, Vers 2633—2635, wo nach dem Reime *chaiet* : *esteiet* (= A 2526) die Hs. B noch das Reimwort *feseit* hinzufügt, reimen drei Verse miteinander; jedoch läfst sich ebensogut annehmen, dafs nach v. 2635 der textkrit. Ausgabe (= 2510 der Hs. B) ein Vers ausgefallen ist. Ferner ist der Ausfall von einem Verse zu konstatieren nach v. 3038 (Hs. B 2907) und nach v. 3059 (Hs. B 2928, s. d. Text). Verse von unrichtiger Silbenzahl finde ich verhältnismäfsig wenig in Hs. A, bedeutend mehr aber in Hs. B. Fast alle lassen sich leicht bessern durch die bekannten Hilfsmittel (vgl. H. Rose, Über die Metrik der Chronik Fantosme's, Strafsb. Diss. 1880). Bei sehr vielen fehlerhaften Versen in Hs. A braucht man nur die Lesart der Hs. B zur Richtigstellung heranzuziehen.

So lassen sich die folgenden Verse, die in Hs. A um eine Silbe zu lang sind, durch Annahme der Lesart der Hs. B berichtigen. Lies also mit B v. 24 u. 986 *encor* statt *encore;* 129 ist *beus,* 307 ist *i* zu streichen; 410 u. 3616 (A 3362) lies *or* st. *ore;* 411 Huber (a. a. O. S. 118) will *soleient* für *soleit* lesen und dann *l'* für *li* setzen. Nun wird aber der Artikel Npl. nie elidiert, und

Hs. B hat *seulent;* es wird demnach wohl das Präs. statt des Impf. einzustellen sein. 478 Huber will mit Kehr (Über die Sprache des Livre des manières von Etienne de Fougères. Bonn. Diss. 1884) lesen *l'ahesment;* wir können jedoch ebensogut die Lesart von B *L'esment* (vom lat. *æstimare*) *e[s]tre trestot ront* annehmen, indem wir *ront* zu *roont* bessern. 570 liest Huber *qui's,* ich nehme dafür die Lesart von B *qui les mena;* 578 lese ich mit Huber *fait* anstatt *faites* (welches beide Hss. haben); 633 (631) streicht Huber *la;* Hs. B hat *vrite* für *verite,* es ist wohl zu bessern *verte.* 675 (fehlt bei Huber) mufs mit Hs. B *ce que il* st. *cen qu'il* gelesen werden; 711 liest Huber *l'oï* st. *soï;* Hs. B hat *ne n'ai oï,* was ich beibehalten möchte. 720 lies mit B *venu* st. *devenu;* 896 ist in beiden Hss. *si* zu streichen; v. 903 (bei Huber nicht) hat Hs. A *Derriere chez le[s] textes alouent,* Hs. B *E par empres la croix aloient;* keine hat das Richtige, der Vers mufs wohl lauten: *Et par empres* (oder *Deriere cez*) *les* (st. *la*) *croix alouent;* oder soll man den Vers, wie ihn A bietet, stehen lassen, indem man annimmt, dafs ę + *s* Elision zuläfst, was allerdings noch nicht festgestellt und ohne strengen Beweis ganz undiskutierbar ist (vgl. Tobler, Versbau, S. 54; Gött. Gel. Anz. 1877, S. 1606; Boucherie, Rev. des langues rom. 1877, XI, 216 u. XIII, 203). Allerdings führt H. Bächt (Sprachliche Untersuchung über Huon de Bordeaux. Erlangen. Diss. 1884, S. 8) zwei Verse an, wo ę, durch folgendes *s* gestützt, unterdrückt wird:

v. 4336. Oedes est ses oncles si dist qu'il l'ocira
v. 6127. Mais n'i est pas adont Geriaumes entré.

Dieses picardische Denkmal fällt jedoch erst in das zweite Viertel des 13. Jhs. und kann also für unseren Text durchaus nicht mafsgebend sein (s. auch Anmerk.). 949 lies mit B *prof* st. *aprof;* 1007 (bei Huber nicht) ist *humilement* zu *humlement* zu bessern, wie v. 620, 1978; B hat *humblement.* 1053 ist mit B *de* wegzulassen; 1114 lies mit B *des or;* 1416 streich mit Huber *molt;* 1852 lies mit B *illuec* st. *illueques;* 1970 ist mit Huber in *qu'huens* resp. *qu'huem* zu bessern; 2406 (Hs. B, s. d. Text) lafs *en* weg; 2408 (B) apostrophiere *De,* und anstatt *r'otrié* lies *otrié* (s. d. Text); 2612 (B) lies *n'a-il mie* st. *ne r'a il;* 2615 (B) *quil'* st. *qui le;* 3069 (B) *si l'* statt *si le;* 3234 (A 3028) will Huber *j'oi* lesen, besser ist *Je[n] ai, fait el . . . .,* da *el* und nicht das zweisilbige *ele* die gewöhnliche Form in unserem Gedichte ist; B hat *Je ai feit ele.* 3311 (3115) lies *Ne huem*

st. *Ne homme* (in A u. B); 3380 lies *espriz* od. *espirz* (?) [s. v. 2650, 2736] st. *esperit;* 3933 (3792) lies *puet* st. *puent* (B hat *peut*); 4020 (B) lies *Se n'en li* st. *Se n'en ne li.*

Verse, die um eine Silbe zu kurz sind, lassen sich wie folgt bessern: v. 324 lies mit B *qui i esteit* st. *qui esteit* (von Huber nicht angeführt); 382 ist von Huber *si* zu *ainsi* (von mir zu *eissi*) gebessert (s. Hiatus S. 224 u.); 414 ist von Huber richtig in *leu ou oie* gebessert (s. Anmerk.); 432 hat Michel *qu'el,* in der Kollation aber *aver;* Varnhagen liest *quer;* es ist also *que* in den Text aufzunehmen, was auch mit Hs. B stimmt. 475 u. 476 (s. d. Text, S. 47, und Anmerk.) lies *maqu[e]reals;* 619 hat Michel *[et] si refait els,* in der Kollation *si refait a ils,* s. Kehr, a. a. O. These 6; Varnhagen liest *si refait il els,* wozu er bemerkt, daſs *il* erst später übergeschrieben; nach Hs. B ist es jedoch die richtige Lesart. Bei Huber ist über diesen Vers nichts bemerkt. 725 lies mit B *Li jorz esteit* statt mit Huber *[et] li jorz ert;* 740 lies mit B *de loign;* 916 *et* einschieben; 1005 Huber will *eschaalfaut* lesen, ich füge mit B *si* nach *et* ein; 1049 *et* ist an den Anfang des Verses zu stellen; Hs. B hat *O,* verschrieben oder verlesen für *E;* 1052 lies mit B *esteit* st. *ert;* 1069 füge mit B *en* hinter *qui* ein; die Stelle bleibt aber immer noch unklar. 1148 lies mit B *pevent,* d. i. *pueent* st. *puet;* 1178 lies *poëstëis* st. *posteis* in A u. B; 1181 lies mit B *i* st. *il;* 1197 hat B *e ce cesteit,* lies *et ce esteit;* 1341 *et* an die Spitze, ebenso v. 1402; 1437 (1433) fügt Huber *il* ein; damit ist aber die genügende Silbenzahl noch nicht erreicht, darum ist der Vers auſserdem noch durch *et* einzuleiten.* 1719 von Huber berichtigt; 2128 will Huber *meis* an die Spitze stellen; ich setze mit Hs. B *et* vor *nequeden,* das übrigens in B immer *nequedeit* geschrieben wird und nach Burguy *nequedent* geschrieben werden muſs. 2410 (B) *et* an den Anfang; 2436 (B) lies *delez* st. *leiz;* 2597 (B) *jorz* nach *treis* einfügen und *pr[i]mes* lesen; 2599 (B) lies *dereien* st. *desrein;* 2643 (2535) *o[e]ient* (A u. B *oient*); 2743 (2635) *Cen a il* st. *ai;* 2895 (B) soll man lesen *Si com [on]ques nul[s] n'i tocha?* 2901 *mracle* (*i* fehlt im Ms.); 3065 (B) lies *ce ert* od. *cist ert* st. *cert;* 3075 (B) *voleit* st. *vout;* 3153 (2947) lies mit Hs. B u. Varnhagens Kollation *entr'els* statt *entre els;* 3185 (2979) lies mit B *que el* st. *qu'ele,* da *el* fast immer

---

* Kehr a. a. O., These 3, will lesen: *Plusors feiz molt le chastiout.*

für *ele* gebraucht wird und man bei *qu'ele avait* Hiatus hinter *ele* annehmen müſste. 3198—99 (2992) könnte man mit Michel und Huber lesen: *Desqu'endreit ou un mostier veit,* s. Lautlehre Nr. 10. 3222 (3016) lies *Se el* st. *S'ele* (B hat *Se elle*); 3376 (B) lies *veraiement* st. *vreement;* 3383 (B) lies *ro[o]nt;* 3388 (B) *e* am Anfang weglassen und *arcevesque[s]* schreiben; 3389 (B) lies *po[e]ste;* 3402 (B) lies *[de]devant;* 3405 (B) lies *A [li] conter;* 3695 (3443) lies *qui i esteit.*

B. Silbenzählung.

Unser Dichter gebraucht höchst selten ein und dieselben Wörter mit verschiedener Silbenzahl; wo es geschieht, tragen in fast allen Fällen die Kopisten die Schuld. Die Hs. A bietet auch hier wieder durchgängig den besseren Text. So bildet der protonische Vokal in unserem Denkmal immer eine Silbe, in Hs. B jedoch ist er öfter ausgelassen. Hier einige Beispiele: *poste* st. *poeste* in v. 164, 3389, 3821, 3924; *ro[o]nt* 176, 478; *païsant* (v. 265) ist in B nur zweisilbig, weil im Verse *maigniet* st. *mest* steht; *prive[e]ment* 64, 592, 1863; *arest[e]u* 955, 1233; *vrai[e]ment* 1161; *ser[e]ment* 1635; *Loüis* st. *Loys* 1575; 2539 (2476) *sei[e]lees;* 2796 (2688) *më[i]smement;* 3688 (3547) *esleeça* st. *eslessa;* 3376 (B) lies *veraiement* statt *vreement.* Auch in Hs. A kommen einige derartige Stellen vor, die Michel jedoch schon berichtigt hat. Die Fremdwörter behalten ihre Silbenzahl: 380 *Gedeon,* 875 *ornaverunt,* 993 *Kiriele,* 3229 *omnipotent,* 3693 *Apocalipse,* 4088 *Criator.* Die Endungen *ien* = *ianus* und *ion* (*ions*) = I. Pl. Impf. Ind. sind immer zweisilbig, ebenso die III. Sing. Präs. Ind. *prie* lies *preie* 3366 (3161), 3885 (3597). Dagegen hat *prie* (zu bessern *prei*) I. Sing. Präs. Ind. v. 629, 1979 nur eine Silbe. Da diese Verbalform in anderen Denkmälern im Reime niemals mit *e* erscheint, so wäre *pri* zu setzen, welches jedoch als Reim nur im ältesten Normannischen vorkommt (s. Thierkopf, Der stammhafte Wechsel im Norm. Halle. Diss. 1880, S. 43 u. 65). Allerdings treffen wir *pri* v. 69 im hl. Georg (cf. C. Weber, Über die Sprache und Quelle desselben, Zs. V, 501), welches Gedicht seinem Dialekte nach in die Nähe der Normandie zu setzen ist; ferner reimt die jüngere Marie de France *pri* : *ci,* Y. 405 (s. Warnke, Lais S. XI). Man könnte deshalb versucht sein, *pri* in den Text aufzunehmen; ich setze jedoch *prei* (und III. Sing. *preie*), da, wie

wir später erkennen werden, unser Dichter *ẹi* für *ẹ* + i-Element ausgesprochen hat. — Mit verschiedener Silbenzahl hat unser Dichter angewendet die Verben *juner* und *gesir,* z. B. *juneront* 2863, *june* 2870, *jëune* 2597, *jëuna* 3546, *jëungent* 3513, *gëust* 1970, *jut* 2180, 2340; aber das Subst. *junement* hat immer nur diese Form. Zweisilbig ist *esperit* 187, also *esprit* zu lesen, ebenso 3380 (B); eine andere zweisilbige Form: *espirz* findet sich 2736 (2628) und 2650 (2541), wo B jedesmal *esperit* hat; *esperital* ist viersilbig 3614; *verite* ist dreisilbig 1265, 2007, 2972 und zweisilbig 633, also in *verte* zu bessern, für welches B *vrite* schreibt; *lie* (*lætus*) ist immer einsilbig, *lie* (*ligatus*) zweisilbig. Die Adverbien der Art und Weise sind immer mit der erforderlichen Silbenzahl aus dem Femininum der Adjektive gebildet; einige jedoch zeigen doppelte Bildungen. So hat z. B. *isnelement, novelement* immer vier Silben; mit Anlehnung an die Adverbien, abgeleitet von Adjektiven einer Endung, treffen wir aber auch *isnelment* (B mit Auflösung des *l*) 749, 3892 (3604). Vers 3631 (3379) lese ich lieber mit Hs. B *Isnelement* st. *Et hisnelment;* v. 3885 (3597) haben beide Hss. *que isnelment;* besser ist wohl *qu'isnelement. Novelment* (das auch *noval-, noveal-, noviaument* geschrieben wird) ist dreisilbig v. 2292, 2971 (2810), 3663; 1007 *humilement* (B *humblement*) ist zu bessern in *humlement,* wie 620, 1978; *vilement* 1722 ist zweisilbig, also *vilment* zu schreiben wie 3164 (2958). Neben viersilbigem *veraiement* erscheint *vereiment* 1157, 1161, das dann wohl besser *vraiement* geschrieben wird. Das Adverb von *lie* (*lætus*) mufs *lieement* heifsen, wie auch beide Hss. 575 haben, folglich sind danach zu bessern 975, 1104, 1118, 2040, 3997 (3709). Die Adverbien *ore* und *encore* können ein- und zwei-, resp. zwei- und dreisilbig sein, also auch *or* und *encor* lauten; *neies, neis, nis* wird in den ersten Hälften der beiden Hss. gewöhnlich einsilbig, in den zweiten Hälften jedoch gröfstenteils zweisilbig gebraucht; *neent* (*neient*) hat immer zwei, *meismes* drei und *meismement* vier Silben. Die Negationspartikel *mie* (*mica*) ist immer zweisilbig, *mie* (*medius*) einsilbig und *mei* zu schreiben. *soron* (B *solonc*) 1087 ist hier zweisilbig, 2454 jedoch einsilbig und demnach mit Mall, Comp. 18 vielleicht in *som* zu bessern; *com, comme* (in A auch sehr viel mal *cum, cume* geschrieben) kann je nach Bedürfnis eine und zwei Silben haben. Ähnlich verhält es sich mit *el, ele,* das jedoch in den allermeisten Fällen nur einsilbig und folglich *el* zu schreiben ist; auch

v. 3234 (3028), wo beide Hss. *ele* haben, würde ich *Je oi, fait el* vorziehen. In v. 3888 (3600) muſs aber *ele* den Wert von zwei Silben besitzen, ebenso der Plural *eles* 3455 (3202).

C. Reim.

Über die männlichen und weiblichen Reime (s. Zs. VIII, 156 ff.) sowie über den reichen Reim (s. Freymond, Zs. VI, 18 ff., 83 f. und derselbe Artikel als Separatabdruck, Straſsb. Diss. 1882) ist schon das Nötige gesagt worden (s. über die Abfassungszeit S. 28).

Wenn ich die älteren Bezeichnungen beibehalte, so finde ich

Leoninische Reime: auf *ité* 35, 629, 3092; *esté* : *aprest锎* 677; *geterez* : *meslerez* 1997; *espleitié* : *meitié* (B *espleté* : *mité*) 3854 (3564); *venir* : *tenir* 433; *raison* : *maison* (nur in B, das *reson* : *meson* hat) 3398; *acheison* : *leison* (1. Plur.) [Hs. B hat *e* anstatt *ei]* 3448 (3195); *savon* : *avon* 611, 2563.

Homonyme Reime: *l'archangle* : *angle* 2640; *archevesque(s)* : *evesque(s)* 1013, 2269, 2463, 2486; *Engleterre* : *terre* 3464; *ressemble* : *ensemble* 479; *contredit* : *maldit* 1847; *ai* : *metrai* 1055, : *veillerai* 2672, : *vendrai* 2227, : *dirrai* 3420; *mis* : *tramis* 109; *vint* : *devint* 103; *sus* : *desus* 583; *aise* : *mesaise* 589; *fait* : *forfait* 2740; *as* : *perdras* 3126; *a* : *forja* 3804.

Identische Reime: *est* : *est* 1527, 1927, 3928; *vile* : *vile* 2405, 2419; *a* : *a* 1455, 2836, 2998, 3076, 3298, 4040; *ai* : *ai* 3758; *cuer* : *cuer* 343; *unt* : *unt* 617, 1245, 2315, 2854, 2966.

Ungenaue Reime sind:

a + *l* + ... : *a* + *l'* + ... *scandales* : *pailes* 1227 (in beiden Hss.). — Vok. + *ñ* + ... : Vok. + *n* + ... *essoigne* : *moine* 101. — Vok. + *l* + ... : Vok. + *r* + ... *apostoile* : *memoire* 2283.

r ist nicht berücksichtigt in:

sages : *larges* 2263, *melage* : *large* 2509, *forez* : *deserz* 727, *trestoz* : *jorz* 2441 (B),* *plusors* : *vos* 709, *secors* : *estros* 3894. Das *r* wurde sehr schwach oder wohl gar nicht mehr gesprochen. Derlei

* Die Hs. B schreibt *jors*, auch an anderen Stellen; A jedoch immer *jorz*. Da nun der Schreiber von B auch anderwärts sich nicht scheut, sogar im Reime das *z* in *s* zu verwandeln (cf. 301 *esfans* : *ouvrans*, : *sachanz* 3788, : *resemblant* 3932 [3642]), und da der Dichter nie *z* mit *s* reimt, so setze ich *jorz* anstatt *jors* (s. auch Stammauslaut S. 275).

Reime finden sich in allen Dialekten sehr häufig, sie sind deshalb auch kaum als ungenaue (s. Mall, Cp. 29, 30), noch als verderbte (s. Förster, Chev. II, esp. LX) anzusehen (vgl. Birkenhoff, Brandan-Legenden 28; Vising, Étude sur le dialecte anglo-norm. 87; Rom. Stud. IV, 370, 592; Metzke, Herrigs Arch. Bd. 65, p. 86; Richter, Lai du Corn. S. 10).

s vor *t* ist stumm: *escrit* : *fist* 2485, *traist* : *vait* 1763.

v ist nicht beachtet: *escrire* : *livre* 2800, 3047.

Die folgenden ungenauen Reime lassen sich so bessern:

dedu[e]ient : *aveient* 1713, *païsanz* (anst. *païsans*) : *mananz* 265, *enfant* (st. *ans*) : *sachant* 3788 (B), *trove[z]* : *ale[z]* (wie B hat) 2131, *alee* : *renomee* 3034 (B) anst. *ales,* da es nsg. femin. ist. In Bezug auf die Personennamen ist zu bemerken, daſs der Acc. in den Nom. schon hinübergenommen wird (s. die Deklination). Einige Reime lassen sich aber noch bessern, indem man *z* für *t,* das die Hss. haben, setzt, so *Richarz* : *leubarz* 1643, *Duranz* : *vaillanz* 1933 (1929), umgekehrt aber *t* für *z* schreibt: *Richart* : *part* 2293.

Assonantisierende Reime, die Huber a. a. O. S. 137 als nicht vorhanden erklärt, haben wir in *braz* : *parz* 3780, *tantost* : *hors* 2620 (s. über dieselben Mall, Cp. 29; Tobler, Versbau 93; Settegast, Benoît de Sainte-More 8—9; Beispiele aus Wace von Tobler, citiert in Gött. Gel. Anz. 1874, S. 1033, aus Gerbert de Montreuil bei Birch-Hirschfeld, Sage vom Graal S. 112, aus Richars li Biaus, ed. Förster, Einl. XI, aus Guillaume de Palerne von Mussafia, citiert in Zs. III, 248, aus Roman de Troie in Rom. Stud. III, 486; Zingerle, Raoul de Houdenc S. 10; Link, Über die Sprache der Chronique rimée des Phil. Mousket, S. 65; Rolfs, Die Adgarlegenden in Rom. Forschungen I, 201).

D. Hiatus und Elision.

Als Regel gilt, auch für die ganz alte Zeit, daſs ẹ am Ende mehrsilbiger Wörter elidiert werden kann. Nichtelision findet nur unter gewissen Bedingungen statt, und zwar kann dieses ẹ den Hiatus tragen in den von Mall (Cp. S. 31) angeführten Fällen, die auch für unser Denkmal ihre Gültigkeit behalten. Der Dichter vermeidet den Hiatus gern, wie die Hs. A beweist; die Hs. B neigt bei weitem mehr dazu, doch sind die betreffenden Stellen meistens durch die

Nachlässigkeit des Kopisten entstanden und leicht — durch die Annahme der Lesart von Hs. A — zu bessern.

Beide Hss. stimmen überein: 1) in dem Falle, wo ę = lat. Endung *at* ist, v. 423 *semble ou,* 2465 (2402) *don(n)e et,* v. 3366 (3161) *pr[e]ie et* (hierher gehört auch v. 6 *demande en* aus Hs. B; üb. v. 1—26 der Hs. B s. S. 38 u. 42); 2) in denjenigen Fällen, wo ę aus anderen lat. Endungen entstanden ist: 81 *Astre out,* 830 *la cendre out,* 901 *Li chandelebre ou.* Der Hiatus steht ferner bei *comme il* (wo B jedesmal nur *com* und A einmal v. 2597 *cume* schreibt), in 382, 2579 (2516), 3517 (3263), 3405 (B) und bei *comme huem* 2189 (wo B *com home*). Die betr. Verse können jedoch alle gebessert werden, indem man v. 382 *eissi* (Huber: *ainsi*) anstatt *si* schreibt, v. 2579 indem man *tuit* nach *com* (nicht *come*) einschiebt, v. 3517 indem man mit B *Si come cil* anst. *Si come il* liest, v. 3405 (B) indem man *li* zwischen *A* und *conter* einfügt, nachdem man im vorhergehenden Verse *il* für *li* gesetzt hat, und schliefslich, indem man v. 2189 die Lesart von Hs. B annimmt, nämlich *com home* anst. *comme huem,* wodurch denn auch der Reim: npl. *com home sage* : osg. *barnage* richtiggestellt wird. Der Hiatus ist ebenfalls vorhanden in 3165 (2959) *pere out,* wie B richtig hat. Die Hs. A schreibt *peres,* was jedoch als Nsg. kaum vom Dichter gebraucht worden ist, da sogar Marie de France diesen Nsg. noch nicht kennt (s. Warnke, Lais. S. 34), und da auch v. 1277 (1275) *Il esteit pere as orfenins,* wie beide Hss. haben, für Nsg. *pere* beweisend ist. Um den Hiatus zu vermeiden, könnte man *molt* nach *out* einfügen; desgleichen läfst sich der Hiat in v. 3205 (3000) *arriere et* dadurch aufheben, dafs man mit Huber a. a. O. S. 119 *la* vor *tirout* einschiebt.* Nimmt man die Korrekturen als richtig an, so bietet unser Text kein einziges Beispiel mit Hiatus nach einf. Liqu.

Die Hs. A ist zu bessern durch die Hs. B, indem man mit B liest: 131 *qu'il,* 142 *les viles* st. *viles,* 170 *Tant qu'il li,* 455 *les autres* st. *le,* 649 *evesquės en* st. *evesque,* 1078 *De l'apostoile et puis del rei* (also *puis* einschieben), 2212 *qu'il avait,* 1012 (1010) *assemblé*

---

* Es ist jedoch nicht durchaus notwendig, den Hiatus zu tilgen, da er auch in anderen Denkmälern auf einfache Liquida (*re, le*) folgt; siehe *conjure et,* Warnke, Lais XXV; vgl. *apele um,* Münch, Br. 21; Förster, Zs. f. d. ö. Gym. 1874, S. 138; Zingerle a. a. O. 13; Link, Mousket S. 7; Tobler, Vb. S. 53.

iluec st. *emsemble* (Huber S. 120 will *qu'ensemble od lui* lesen); setze mit B *et* an den Anfang der Zeile 1049 (wo B *O* für *E* verschrieben) und 1400 (1396), und schliefslich 2257 *li apostoiles ensement* anstatt *apostoile.*

Die Hs. B ist zu bessern durch Hs. A v. 60 *roont* st. *ront,* 397 hat B falsch *que unques pot;* 440 hat B *tot* vor *greve et* ausgelassen; zur Vermeidung des Hiatus ist mit Hs. A das Nominativ-*s* bei den betr. Substantiven anzufügen in v. 85, 493, 532, 1287, 1407, 2049, 2111, 2198, 2343, 4082 (3752); setze ferner mit Hs. A *la* vor *chartre* 2387; lies mit A *vereiment* (besser *vraiement*) anst. *vreiment,* um dem Hiatus *comme en* 1157 zu entgehen.

In Hs. B allein haben wir die folgenden falschen Hiate, die durch Anfügung des Nominativ-*s* an die betr. Substantive beseitigt werden: 2864 *li pueple[s] ert,* 2891 *li pueple[s] od,* 3388 *archevesque[s] en,* 3799 *cuivre ou;** v. 2404 füge ich *et* nach *bois* ein, und 2440 lese ich *march[e]andise et.*

Die Elision des Vokals in einsilbigen Wörtern unterliegt den allgemein bekannten Regeln. Auch in diesem Punkte ergänzen sich unsere zwei Hss., so dafs, falls je eine Abweichung stattfindet, fast immer eine der Hss. die richtige Lesart aufweist. Stets der Elision unterworfen sind die Pronomina: *je, me, te, se, le, la, ma, ta, sa* und der Art. fem. *la.* Einige Ausnahmen sind allerdings zu konstatieren, so lies v. 26 *je ai,* 1510 *je espeir,* 2206 *je ai* (wo A *j'ai* nach der Kollation Varnhagens hat; in seiner Ausgabe druckt Michel auch *je ai* und bemerkt in seiner Kollation nichts dazu), 3424 (3171) *je esteie.* 4066 (3736) haben beide Hss. *je espeir,* wo jedoch ebenfalls zu elidieren ist. Oder dürfte man etwa überall, wo Hiatus stattfindet, *jen* statt *je* einsetzen? Die Form *jen* kennt der Dichter, nur ist nicht zu ersehen, ob er sie blofs vor Vokalen angewendet wissen will, da die Hs. A sie einigemal vor Vokalen und Konsonanten ohne Unterschied anwendet. Wenn die Acc. *le* und *me* einem Im-

* Selbstverständlich haben wir keinen Hiatus anzunehmen (da *h* aspiriert ist) bei *le haut* 66, *qui le huast* 141, *de hauteice* 421, *a honte* 462 etc. und ähnlichen; s. Tobler, Versb. 89. — In Bezug auf *cuivre ou* ist zu bemerken, dafs v. 3799 so zu lesen ist: *O seit de fin coivre o d'arain,* wie aus v. 3800 hervorgeht (s. auch die Deklination). — Noch habe ich hier anzufügen, dafs zur Vermeidung des Hiatus v. 2443 (B) nach *igleise* nicht *a,* sondern *r'a* stehen mufs.

perative folgen, so wird *e* nicht abgeworfen: 307 *Aporte-le isnelement* (so lese ich mit Hs. B, es ist demnach das *i [ibi]* in Hs. A auszustoſsen), und 3889 (3601) *Secor-me oie* (B hat *Secorez moy).*

Der Artikel *li* Npl. steht ausnahmslos im Hiatus; für *li* Nsg. gilt in den allermeisten Fällen dieselbe Regel, nur vor *en* (= *homo*) wird er regelmäſsig in beiden Hss. apostrophiert, z. B. v. 45, 46, 57, 137, 138, 469, 1134, 1251 etc. Ausnahmsweise steht *l'* vor *angles* 172, 365, 682, 1167, 4023 (B). vor *archangles* 500 (498), vor *escriz* 770, vor *abés* 2983 (2822) und 2930 (2769).

Der Dat. Sing. *li* kommt apostrophiert nur vor *en* vor, z. B. 20, 1750, 2578 (2515).

Das Relat. Pron. *qui* kann Hiatus bilden (was meistens geschieht), in der Verschleifung stehen und elidiert werden. Das letztere findet statt bei *qu'ert* 136, 852, *qu'est* 3743 (3491), *qu'iluec* 3580 (3327), *qu'i* 3199 (2903), bei welchen Stellen die Hs. B die ganze Form *qui* (oder auch *que* dafür) in der Verschleifung stehen läſst; v. 3403 (B) schreibt auch B *qu'il* für *qui il.* Ich ziehe demnach die Lesart von A vor, hebe also die Verschleifung, wo sie vorhanden sein sollte, auf und setze den Apostroph auch bei den folgenden Versen: 202 *qu'iluec,* 2903 (B) *qu'i,* 3058 (B) *qu'iluec,* da die kürzere Form *luec* in unserem Denkmal nie gebraucht wird, und 3859 (3579) *qu'est,* obgleich beide Hss. *qui est* lesen.

Das Relat. Pron. und die Konj. *que* können nach Bedürfnis im Hiatus stehen oder Elision erleiden. Es muſs also *que* in allen den Fällen elidiert werden, wo es in der Verschleifung in beiden Hss. steht, demnach v. 33, 90, 278, 290, 390, 501, 846, 1030, 1203, 1281, 1325, 1475, 1629, 1970, 2092, 3095 (2889), 3157, 3332, 3422 (B), 3440 (3187), 3540 (3287), 3885, 3989 (3701), 3990.

Wie mit *que* so verhält es sich auch mit *si* (= und), *se* (= ob, wenn) und *ne* (= *nec*). *Se* verliert seinen Vokal 222 *s'il,* 589 *s'ert,* 2451 (B) *S'aucuns,* 3312 (3106) *Et s'unc,* 3347 (3138) *s'el,* 3811 (B) *S'arain.* 3222 (3016) liest A *S'ele,* B *Se elle;* richtig ist wohl *Se el.* 1996 liest A *S'ainces....,* B aber *Se ainces n'en ai traval grief,* mit Weglassung des *molt* vor *grief;* ich ziehe B vor. *ne* (*nec*) büſst den Vokal ein 3501 (3248), wo A und B *n‿ea,* also *ne* in der Verschleifung stehen haben. 3311 (3105) schreibt ebenso Hss. A und B *Ne‿homme.* Soll man *ne* in der Verschleifung stehen lassen? Ja, denn *e* zu unterdrücken, ist gegen die Schreibungen von beiden

Hss. zu gewagt. — Ebenso fragt es sich, ob man in 147 *ce͜ espeir* das Pron. mit Verschleifung lesen soll, da *ce* in beiden Hss. sonst nie seinen Vokal verliert; denn diejenigen Stellen, wo A oder B *c'* schreibt, sind immer in *ce* zu bessern. Weil es das Versmaß verlangt, so muß man wohl auch hier die Überlieferung unangetastet lassen. *Ce* ist sehr oft hiatusbildend. Zur Vermeidung des Hiat schreibt A (namentlich im Anfange) gern *cen* statt *ce*, so 76, 96, 322, 458, 881, auch noch 3674, 3714. Es wäre nun in Erwägung zu ziehen, ob man nicht überall in den betr. Fällen *cen* für *ce* in den kritischen Text setzen soll. Ich ziehe einstweilen vor, mich an die Überlieferung der Hs. A zu halten. — Desgleichen würde *nen* (= *non*) statt *ne* vor Vokalen zu schreiben sein, und nicht *n'en*, wie Michel oft hat. Belege für *nen* sind in A und B vorhanden, so 349 (B *nen ai*), 668 (666), 893 (891), 2497 (2434), 2764 (2656), 3119 (2913), 3894 (3606); cf. Perle, Über die Negation im Altfrz., Zs, II, 1 ff.; s. auch die Verbesserungsvorschläge bei Kehr, a. a. O. These 4 u. 6.

Aphärasa findet statt bei *en* in *qui'n* 474, 1173, *si'n* 3244, 3766, *ci'n* 3653 (3401); cf. Rose, Rom. Stud. V, 320.

Inklination zeigen die Pron. und Artikel *le* und *la*, und zwar werden dieselben enklitisch gebraucht nach den Präpositionen *de, a, en* (*del, des, al, as, el; es* 1211, 1383); nach den Pron. *je, qui*, (*jel* 420, 1166, 1366 etc.; *jes* 1574, 2569 etc.; *quil* 1532, 2615 [B], *quis* 80, 570, 2048 etc.); nach *que, si, ne* (*quel* 1531, 1636, 1944 etc.; *ques* 1769; *sis* 613; *nel* 222, 711, 1240, 1436 etc.; *nes* 79, 476 etc.); cf. Mall, Cp. 35; Heiligbrodt, Gorm. u. Isemb. in Rom. Stud. III, 531; Zs. II, 496; Zs. III, 306; Romania No. 29, Janv. 1879; Gengnagel, Die Kürzung der Pronomina hinter vokalischem Auslaut im Altfrz., Halle, Diss. 1882.

2. *Die Lautlehre.*

Nachdem Huber a. a. O. die Sprache unseres Dichters, namentlich aber den Lautbestand, ausführlich behandelt hat, beschränke ich mich im folgenden nur auf die wichtigsten Erscheinungen der Laut- und Flexionslehre, wie dieselben von beiden Hss. im Reime dargeboten werden. Das gewonnene Resultat wird alsdann als Norm bei Feststellung des kritischen Textes dienen.*

* Wie schon im Vorwort bemerkt, verzichte ich auf die Herstellung des ganzen kritischen Textes aus den dort angegebenen Gründen.

A. Vokale und Diphthonge.

1) *a.* Die Reime auf *-a, -asse, -ace, -able, -age* sind alle rein. (Über *age* : *arge, scandales* : *pailes* s. S. 222.) *-vadit* giebt im Reime nur *vait,* nie *va.* Das Suffix *alis* wird nach beiden Hss. *al* oder *el: leal[s]* : *parrochial[s]* 1335 (B), *continuels* : *mortels* 1661. *talis* wird immer *tel.* Auffallend ist der Reim 4026 (B) *altel* (*altare*) : *neil.* Die Hs. hat: *Cirge n'i art ne lampe neil.* Da, umgekehrte Schreibung auch angenommen, an ein *niel* (= *nigellum*) des Genus und des Reimes wegen nicht zu denken ist, denn *altel* kommt nur im Reime mit *tel* vor, so bessere ich *ne el* (= *nec aliud* oder *al(i)um* nach Förster, Cliges LVI) und lese: *Cierge n'art ne lampe ne el.* — Wir finden in der protonischen Silbe *feelment* : *lealment* 2177, was wohl kein leoninischer Reim sein soll. Übrigens würde *leal* : *feal* ganz richtig reimen, da die wenigen lateinischen Adjektiva auf *ēlis* sich denen auf *alis* assimilierten (s. Zs. I, 565; Förster, Ches. II, esp. XXXV.; Rom. Stud. III, 445; Zingerle a. a. O. S. 16. — *mălum* wird nie *mel,* vgl. *mal* : *val* 3154 (2948), *male* : *pale* 2714. Hierher gehören noch die Reime *Guillalmes* : *realmes* 1491, *Guillalme* : *realme* 2503, *eschalfaut* : *haut* 1005, *Teibalt* : *l'asant* 1601. Die Hs. B hat das *l* überall aufgelöst; für den kritischen Text ist es jedoch herzustellen, da der Dichter nie *a* + *l* + Kons. : *au* + Kons., sondern nur immer mit *a* + *l* + Kons. reimt. — Die Erbwörter auf *ance,* die Participien und Gerundien auf *ant* weisen nur reine Reime auf (vgl. H. Haase, Das Verhalten der picardischen und wallonischen Denkmäler etc. in Bezug auf *a* und *e* vor gedecktem *n.* Halle. Diss. 1880); zu ihnen gesellt sich das schon im Alexis (S. 111) vorhandene *serjant* (: *grant* 2814). — Die von den Participien abgeleiteten Adverbien sind natürlich *antment* und nicht *aument,* wie Michel und die Hs. B haben, zu schreiben, also *acordantment* 1099, *soufeisantment* 1029, *teisantment* 1309, *despeisantment* 2451, da die Schreibung *au* erst nach vollzogener Auflösung des *l* in *u* angewendet wurde (s. Koschwitz, Überl. u. Spr. 20 ff.).

2) *an* und *en* stehen nie im Reime miteinander; wir haben also zwei verschiedene Laute (*ã* und *ẽ*) anzunehmen, denn die Nasalierung war für unser Denkmal schon eingetreten (s. die Nasallaute). Von den von Suchier, Rp. 69 aufgeführten, zwischen *ant* und *ent* schwankenden Wörtern kommt in unserem Texte nur *talent* vor, das

immer so geschrieben wird und nie mit *an* reimt. Wir fügen aus unserem Roman noch hinzu *sullent* (: *neient*) 291, das nicht etwa in *suant* zu ändern ist, wie Andresen, Rou I, 3620 gethan hat und wie die Hs. B fälschlich schreibt; auch ist es nicht als Part. passé, sondern vielmehr als eine Bildung mit dem Suffixe *-lentus* (= *sucidolentus*, Huber a. a. O. 140) aufzufassen (vgl. *pullent, rouvelent*, citiert von Förster, Zs. I, 157). Hier ist gleich der Reim *anciens* : *je pens* 4082 (3750) einzuschalten, wo wir für beide Wörter nicht die Aussprache *ã*, sondern *ẽ* anzunehmen haben, da sowohl *pens*, das nach Förster, Rom. Stud. III, 176, zweifachen Lautwert haben kann, mit : *encens* 905, : *tens* 481, 1803, 2237, 2942 (2780), 3276 (3070), also mit Wörtern, die in unserem Denkmal nie die Aussprache *ã* haben, reimt, als auch *chrestiens* 1499, *mien* 1027, *Siphorien* 67, die dieselbe Bildung wie *anciens* haben, nur im Reime mit *bien* stehen. Die lat. Endung *amus* hat also *ains* und nicht *ans* ergeben, vgl. Mussafia zu Vollmöllers Brut, Zs. I, 404. — Ferner möchte ich bemerken, dafs wir *anciens* : *pens* nicht als ungenauen Reim *ie* : *e* anzusehen haben, da *iens* nur *i-en*, nicht *i-ien* sein kann (s. Settegast, Benoît S. 28; Storck, Rom. Stud. III, 467). Die hierher gehörige Litteratur hat Link, Amis-Sage 14 am ausführlichsten zusammengestellt, zu welcher jedoch noch hinzuzufügen ist: Jahrbuch XIV, 396; Bonnardot, Romania II, 247; Kehr, Die Sprache des Livre des manières 40; Förster, Aiol et Mirabel XXXVII f.; Spiefs, Lyrische trouvères belges 12; Fleck, Der betonte Vokalismus einiger altfranz. Denkm. 19; Apfelstedt, Lothringer Psalter XI; Breuer, Sprachliche Untersuchung des Girard de Rossillon 17; Herrigs Arch. Bd. 64, 397; Förster, Cliges LV; P. Richter, Lai du Corn. 14.

3) Zu erwähnen ist noch der Reim *Notre-Dame* : *ame* 1509, wo lat. *ó* : *a* reimt (s. Lücking, Mundart. 110).

4) *e*. Wie bei Wace und Marie de France reimen auch in unserem Roman die drei verschiedenen *e* nicht miteinander. e^3 = lat. *a* in offener Silbe, das nach Böhmer, Rom. Stud. I, 599 und Rom. Stud. III, 605 offen, nach Koschwitz, Üblf. u. Spr. 21, Lücking, Md. 91, G. Paris (Romania VII, 125), Suchier (Jenaer Litt.-Zeit. 1878, No. 21 u. Zs. III, 137) geschlossen, und nach Ten Brink (Dauer u. Klang) erst offen,* dann seit Ende des 12. Jh. geschlossen

* In unserem Denkmal war also die Aussprache noch eine offene; vgl. No. 8 u. 12.

gesprochen wurde, wird in unseren Hss. durch *e* und *ei* dargestellt. Die erstere Schreibart überwiegt bei weitem. So ist die Endung *er* (= lat. *are, arem, arum*) in beiden Hss. in cirka hundert Reimpaaren vertreten, wird jedoch in B niemals *eir,* in A nur in fünfzehn Reimen *eir* geschrieben, wobei noch zu bemerken ist, daſs dieselben Wörter an anderer Stelle mit *er* im Reime auftreten. Die Endung *é, ez* (= lat. *atem, atus*) wird in zweihundert Reimpaaren immer *e* geschrieben; in B finden sich nur zehn, in A vierzig Reimwörter mit *ei,* für welche dann jedesmal B (resp. A) *e* schreibt. Die Endung der 2. Plur. *ez* kommt in dreiundzwanzig Reimpaaren vor, deren Reimwörter in B alle und in A, mit Ausnahme von elf Wörtern, ebenfalls alle mit *ez* geschrieben werden. Dasselbe Verhältnis ist auch bei den noch übrigen Endungen *ée, ées, erent, ert* zu konstatieren. Überdies findet eine Mischung von *er* : *eir* (= lat. *ē, ĭ*) nie statt, was darauf hindeutet, daſs *ei* (aus lat. *a*) doch höchstens *ẹi* und nicht *ęi* gelautet haben könnte, wenn wirklich lat. *a* ein *ei* ergeben hätte. Ferner bestätigen die Reime mit den lateinischen Wörtern *ite* (: *fine* 1097), *atollite* (: *plente* 822), weiter die Reime *De* (osg. A immer *De,* B einmal *Deu* und einmal *Dei,* sonst immer *De*) zu Part. passé 321, 1751, 2335, 3434, 3598, 3968, 4050, und mit *eié* 2247, daſs der Dichter *e* und nicht *ei* gesprochen hat. Die Orthographie unseres Textes wird sich also hiernach zu richten haben. In den normannischen Denkmälern derselben und früherer Zeit haben sich auch (s. G. Paris, Al. 50; Mall, Cp. 54; Andresen, Rou II, 492; Storck, Rom. Stud. III, 451) die Imperfektformen *ere, eret, ert, erent* zu e^3 geschlagen; dasselbe ist in unserem Roman der Fall. Beispiele: *erent* : *demanderent* 587, : *alumerent* 861, : *assemblerent* 2023; *ert* : *apert (apparet)* 317 und : *Autbert* 153. Dieser Personenname scheint eine doppelte Aussprache gehabt zu haben, da er auch reimt : *sert* (3. Sing. Ind.) 1371, : *covert* 1961 und *Autberz* : *cerz* 177, also mit e^1. Das Imperfektum *ert* unterscheidet sich vom Futurum, das in beiden Hss. auch *ert* geschrieben wird, z. B. 166, also nicht; es kommt auch keines im Reime vor. Es würde mithin gewagt erscheinen, gegen die Überlieferung *iert* für das Futurum in den Text, wie es sonst wohl geschieht, einzusetzen. — Zu erwähnen sind noch zwei auffällige Reime in Hs. B: 3806 *garde* : *le* (pron. fem. abs.) und 2415 *Rochelé* : *pré (pratum).* Zum ersteren siehe unten No. 8 den Reim *milie* : *lie* 3770 (3516). Was den zweiten Reim (*Rochele* : *pre*)

anbetrifft, so ist in *Rochele* entweder irgend ein Ortsname auf *cé* (*cey*) versteckt — ich vermute *Roncey* (s. Anmerk.) — oder der ganze Vers ist verderbt; eine Lücke ist jedoch nicht vorhanden (vgl. oben S. 41).

5) e^1 (= lat. *ĕ* odet æ) und e^2 (= lat. *ē, ĭ*) reimen nach dem Böhmer-Darmsteterschen Gesetz nie miteinander, sondern nur mit sich selbst. Der Osg. und Npl. der Endung *-ellus* lautet immer *el*, der Nsg. und Opl. aber *eals*, was in Hs. B in *eaus*, *iaus* oder *eax* aufgelöst ist; der v. 473 der Hs. B ist also zu bessern in *maquereals* : *beals*. e^2 haben wir 615 *cels* : *entr'els*, dann in den identischen Reimen mit *evesque(s)* und ferner *hauteice* : *estreice* 421, *espeisse* : *messe* 1313, *richece* : *leece* 3096 (2890), wo ich einer konsequenten Schreibung zulieb überall *e* statt *ei* schreibe, da auch B immer *e* hat.

6) *i* (= lat. *ī*). Die Reime sind alle rein. Über die Mischung *i* : *ui* wird bei *ui* das Nähere gesagt werden. Lat. *ī* u. *ĕ* + *i* treffen nicht zusammen, wie das bei Christian von Troyes der Fall ist. Die Attraktion des epenthetischen *i* in den Endungen *-ius, -a, -um* hat sich gänzlich vollzogen; dieselbe ist unter den betr. Diphthongen näher besprochen. (Über die Litteratur vgl. Uhlemann a. a. O. 567.) Wir treffen also in unserem Denkmal dieselbe Erscheinung wie in Waces Rou (s. Andresen, 495). Nur in *letanie* (: *oïe* 823), *symonie* (: *abëie* 2349), *compagnie* (: *Normendie* 2245) etc. ist nicht Vok. + Liq. + *ĭe* vorhanden, sondern das Suffix *ía* (s. Mussafia, Zs. I, 406, Mall, Comp. 54). Bemerkenswert ist der Reim *mile* (*milia*) : *navile* 1387 (vgl. hierzu *navirie* in Waces Rou v. 1065 und *milie* im Oxf. Ps. und in den Büchern der Könige bei Suchier, Rp. XXV). Unter zwanzig Infinitiven auf *ir*, die miteinander reimen, begegnet einmal *fuier* (in Hs. A) 2718 (2609), das ich in *fuir* zu bessern kein Bedenken trage. — Über Infinitiv *sofiere* v. 516 s. unten No. 12: *ę* + *i* : *ǫ* + *i*.

7) o^1 (= das tiefe geschlossene) und o^2 (= das hohe offene) stehen nicht im Reime miteinander. o^1 wird in der Schrift von beiden Hss. (von B durchgängig) fast nur durch *o* ausgedrückt. Die Reime auf *or* (= lat. *orem*) sind weder in A noch in B jemals mit *u* geschrieben, auch im Innern des Verses behalten die betreffenden Substantive das *o* bei. Die Hs. B schreibt nicht selten *ou* dafür, doch im Reime weist es — mit einer einzigen Ausnahme — nur immer *o* auf. — Von den Substantiven auf *-on* (= lat. *onem*) sind

dreiundfünfzig Reimpaare vorhanden, darunter sind nur zehn Wörter mit *um* oder *un* geschrieben, und unter diesen sind wieder vier Ortsnamen. Die Hs. B hat immer *-on*. Der Plural *-ons* erscheint nur einmal *-uns* unter fünfzehn Reimpaaren. In den kritischen Text ist also immer *-or* oder *-on* (*ons*) zu setzen. — o^1 haben ferner *jor, tor, redor, secors* : *estros* 3894 (3606), *sort* (*surgit*) : *secort* (*succurrit*) 1599, Tobler, Gött. Gel. Anz. 1872, S. 887, *demore* : *secore* 107 (Rom. Stud. III, 178), *crote* (*crypta*) 399; *mot* (*muttum*) : *tot* 647, 1777, 4078 (Mall, Cp. 51 und Kehr, a. a. O. S. 49), *son* (*summum*), *som(m)e* (*summa*), *Quokelonde* : *monde* 51.

Die lat. Adjektive auf *-ōsus* werden *-os* und *-ous* im Reime. Sie reimen mit *vos* 945, 1767, 3936 und mit *estros* 1187. Da nun *vos* hinwiederum mit *plusors* 709 und *estros* mit *secors* 3894 im Reime steht, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daſs der Dichter *-ōs* gesprochen hat. Auch bei Wace, Conc. u. Nich. treffen wir fast überall *-os* (s. Uhlemann, S. 104). — *o* und nicht *u* werden wir auch schreiben in der Lautgruppe lat. und germ. *o* + *m (n)* + Kons., da B stets und A in den meisten Fällen *o* hat. So liest A fünfmal *munt,* aber einundvierzigmal *mont* im Reime; ähnlich verhält es sich mit *roont, cont* (1. Sing. Ind.), *respont* etc.

Die Verbalendungen der 1. Pl. und 3. Pl. Ind. Präs. und Fut. werden in Hs. B fast ausnahmslos *on, ons* und *ont,* in Hs. A jedoch auch, neben diesen Schreibweisen, *um, un, uns, unt* geschrieben. Der Gebrauch schwankt für die 1. Pl. hauptsächlich zwischen *on* und *ons,* je nachdem es der Reim erfordert. Im Versinnern setze ich überall die Endung *-on* für *um, un,* und *-ons* für *uns;* im Reime lasse ich die wenigen Wörter *um* : *on* bestehen, da dieselben zu beweisen scheinen, daſs der Kopist den Nasallaut aussprach; ebenso scheint nach v. 387 *Judicum* : *leçon* der Dichter die nasale Aussprache schon angewendet zu haben. Welche Form dem Dichter angehört hat, läſst sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da *om* (*on*) und *ons* lange Zeit nebeneinander im Normannischen existierten, zu welchen auch noch *um* aus dem Anglo-Normannischen trat (siehe G. Paris, Al. 119). Die Schreibung mit *u* kann durch den Kopisten von Hs. A erst eingeführt, sie kann aber auch schon zur Zeit unseres Dichters neben derjenigen mit *o* gebraucht worden sein. Da jedoch der Buchstabe *o,* und nicht *u,* überwiegend in beiden Hss. zur Bezeichnung des Lautes o^1 dient, so ist zu schlieſsen, daſs der Dichter

auch *o* geschrieben hat,* und ich setze deshalb auch für die 3. Pl. Ind. Präs. u. Fut. immer *-ont* in den kritischen Text, obgleich die Hs. A für diese Verbalform *unt* vorzieht.

Schliefslich ist noch zu konstatieren, dafs gestütztes o^1 (= lat. *ō, ŭ*) namentlich vor Labialen *ou* wird: *goute* : *doute* 3906 (3618), vgl. G. Paris, O fermé in Romania X, 36—62). Obgleich dieser Reim in beiden Hss. überliefert ist, so erscheint er mir doch nicht als Beweis dafür, dafs der Dichter wirklich *ou* geschrieben hat, da andererseits *crote* (*crypta*) : *tote* reimt, welch letzteres als Reimwort nur immer in dieser Gestalt vorkommt, während es sonst im Innern des Verses von Hs. B sehr gern *toute* geschrieben wird. Es spricht also keinesfalls gegen die Reime, auch hier o^1 durch *o* in der Schrift darzustellen.

Bei o^2 ist nur zu bemerken, dafs *foris* nicht *fuers,* sondern *fors* (Hs. B hat gewöhnlich das jüngere *hors*) wird, immer mit *cors* (*corpus*) und einmal mit *tantost* reimend, genau wie bei Christian von Troyes (s. Förster, Cliges LVII).

8) Ursprüngliches lat. *ŏ* reimt nur mit sich selbst. Die beiden Hss. stellen es im Reime durch *o, ue, eu* und *ou* dar. Der Diphthong, falls er in B erscheint, wird gewöhnlich *eu* geschrieben. Es ist demnach wohl zu beachten, dafs B ihn gerade im Reime (*cuer* : *cuer* 343) unangetastet läfst. Im Innern des Verses wird der Laut von Hs. A am häufigsten durch *ue* dargestellt, wofür dann B wiederum fast stets *eu* schreibt (vgl. auch die Zusammenstellung bei Strauch, Lat. *ŏ* in der norm. Mundart. Halle. Diss. 1881. S. 20 und 71 ff.). Da nun der gleichzeitige Wace in seinen allerdings ein wenig älteren Gedichten Conc. u. Nich. (s. Uhlemann, a. a. O. S. 109) betontes *ŏ* regelmäfsig zu *ue* werden läfst, da ferner der jüngere Guillaume, Le Clerc de Normandie (nach Seeger, Über die Sprache des Guillaume etc. Halle. Diss. 1881. S. 12), noch den Diphthong *ue* oder *oe,* nicht den einfachen Vokal sprach, und da endlich nach Suchier, Reimpredigt XVI, das einfache *o* für *ue, oe* als ein Charakteristikum des Anglo-Normannischen anzusehen ist, so habe ich überall für betontes *ŏ* *ue* in den Text gesetzt. Der Diphthong *ue* ist in unserem Denkmal ein steigender; Beweis *velt* : *selt* 601, 1375. — *ŏcum* wird *eu;* so reimt z. B. *lŏcus* = *leu* : *Deu* siebenmal. Ferner steht es (in

* Zu demselben Resultate gelangt Kehr für das Livre des manières.

Hs. B allein) 2457 : *feu*. Die Hs. liest nach Varnhagen: *Cia* p *fei honeste lieu;* ich möchte als richtige Lesart annehmen: *S'il a por ce* (vgl. 2455 *por ce*) *honeste fieu* (= *feudum,* = verliehenes Recht nach Sachs u. Littré). Ich ändere *fieu* in *feu,* da dies von Hs. A 332, 342, und von beiden Hss. 340 *feu* geschrieben wird, da der Dichter reine Reime liebt und das *ieu* wohl vom Schreiber herrührt, der ja auch noch an anderen Stellen *ieu* hat, z. B. 704, 3276 (3070) *lieu,* 3788 *gieu* (*jŏcus*) und *fieu* (= *A feu*) 332 u. 342. Bei dem Kopisten von B sind solche Entstellungen, wie ich schon oben gezeigt habe, ganz gewöhnlich, scheut er sich doch sogar nicht, den Reim mehrfach anzutasten (s. die Beispiele oben S. 45); so schreibt er z. B. auch 2932 (2771) *evesqué* : *lieu* anstatt *evesquié* : *lié* (*lætus*), aus welchem Reime hervorzugehen scheint, daſs für ihn zwischen *ié* und *ieu* kein groſser Unterschied in der Aussprache bestand. Dasselbe gilt von dem Kopisten der Hs. A, denn er reimt 3770 (3516) *milié* : *lie* (pron. fem. abs.). Ob der Dichter wirklich die volkstümliche Form *lie* für *lieu, leu* gebraucht hat, wie Huber a. a. O. 176 meint, dürfte doch fraglich sein, da die Hs. B *mileu* : *ley* liest und da ferner *leu* (*lŏcus*) nur so von beiden Hss. sowohl im Reime : *Deu,* als auch im Versinnern (wo B nur zweimal *lieu* schreibt) überliefert wird. Jedenfalls gehört *mileu* dem Dichter an; s. auch 849 (847) *mileu* (B *milleu*). Es entsteht jetzt die weitere Frage: Wie hat der Dichter das Pron. fem. abs. ausgesprochen, *lié* oder *lei* (auch *ley* in B geschr.) oder *le*? Denn wir haben auch einen Reim in Hs. B 3806 *gardé* : *le.* Die Hs. A giebt immer die Form *lie,* die Hs. B in den allermeisten Fällen *le,* dreimal *lei,* nie *lie.* Die Reime entscheiden für *le,* sowohl der Reim *gardé* : *le,* als auch der Reim *mileu* : *le(i);* denn so gut *leu* : *Deu* und *Dé* mit den Participien auf *é* reimt, ebenso richtig reimt *mileu* : *le* : *gardé.* Entgegen Hubers Ansicht (a. a. O. S. 177) ist es demnach durchaus nicht sicher, daſs der Dichter *lie* im Reime angewendet hat, wenn er auch diese Form gekannt haben mag. Gestützt auf die Reime und auf die Hs. B lasse ich vielmehr *le* resp. *lei* (: *mileu*) im Reime stehen, das ja auch in den südwestlichen Dialekten so lautet (vgl. Tendering, Das poitevinische Katharinenleben und die übrigen südwestl. Denkmäler. Progr. Realgym. Barmen 1885. S. 7, wo *le* : *clamé* und : *comandé* reimt). Jedenfalls geht aus den Reimen als sicher hervor, daſs Guillaume die Form *li,* wie z. B. Marie de France sie hat, nicht gekannt hat. Die Form *lie* mag

er vielleicht gekannt haben. Wenn dieselbe sich auch nicht streng durch den Reim belegen läfst, so scheint doch die Schreibung der Hs. A entschieden darauf hinzuweisen; denn dafs der Kopist, der doch seine Vorlage so gewissenhaft behandelte, konsequent *ie* anstatt *e* geschrieben haben sollte, ist wohl nicht anzunehmen. Der Widerspruch löst sich folgendermafsen. Zunächst ist festzuhalten, dafs dem Kopisten von Hs. A nicht die Original-Hs., sondern eine Hs. x (s. oben) zur Vorlage diente, in welcher also die betr. Schreibungen schon vorhanden sein konnten. Doch ebenso gut können dieselben vom Kopisten von Hs. A selbst herrühren, denn, wie ich oben S. 35 schon gesagt habe und unter No. 12 und No. 20 weiter ausführen werde, stammte derselbe höchst wahrscheinlich nicht aus dem Avranchin, sondern aus einer nördlich davon gelegenen Landschaft, vielleicht aus dem Cotentin. Dort aber kannte man die Formen *lie* für Pron. fem. *le, lei, lieu* und *lie* für *leu, dieu* und *die* für *deu;* s. Maitre André de Coutances, Le Roman de la résurrection de Jésus-Christ, éd. Reinsch, Herrigs Archiv 64, u. Recension dazu von Gröber, Zs. VI, 154 ff. — Im Avranchin jedoch wurde, wie in Ille-et-Vilaine (Bretagne) [s. Kehr, Livre des manières, S. 43] und in den übrigen westlichen Dialekten (s. Görlich, Frz. Stud. V, S. 87), $ẹ + I = ei, e$ (s. unten S. 239 ff. $ẹ = i : ǫ + i$), also auch *illæ* $+ i =$ *ei, e.* Unser Dichter hat demnach richtig gereimt *mileu* : *lei* (nicht *milie* : *lie*) und *garde* : *le.*

Wie *lŏcum* nie *leu,* so bildet *fŏcum, jocum* nie *feu, jeu;* es ist also v. 3788 (B) *jeu* für *gieu* zu ändern.

9) In Bezug auf den Vok. *u* (lat. *ū*) ist nichts zu bemerken. Die Reime sind alle rein. Einen Reim *ū* : *ǭ*, wie im Rou S. 504 und im Münch. Brut. XXVI (s. ferner Suchier, Aub. 5; Rom. Stud. III. 168, 462, 578; Zs. II, 343; Vising, a. a. O. 72; Förster, Venus 50) kennt unser Text nicht. Selbstverständlich ist *euée* : *toluée* 1487 (für welches Michel *colvée* hat), nach der Hs. B in *eue* : *tolue* zu ändern; ebenso verhält es sich mit 3302 (3096) *creuee* : *avenuee* (s. v. 3858 [3568] *creue* : *venue*).

10) *ai* und *ei.* Die Reime auf *ai* im Auslaut sind alle korrekt. Beide Hss. schreiben oft *ei,* B sogar manchmal *e.* Ebenso sind rein die Reime *ai* + ein- und mehrfacher Kons. Die Reime auf *ai* und *ei* waren für den Dichter noch geschieden, beide Lautgruppen standen auch nicht im Reime : e^1. Ausnahme machen nur einige Reimpaare,

so *forest* : *pest* (*pascit*) 447, *destre* : *estre* 1355. Mischung von *ei* : *ai* finden wir nur noch in *sereins* : *plains* 725. Die Reime mit weiblichen Ausgängen sind ebenfalls alle tadellos; nur *ai* + *n* .... : *ei* + *n* .... reimen immer miteinander, so *plaine* (*plana*) : *areine* 53, 449, 933; *areine* : *seine* 3930 (3640), 3960 (3670);. : *humeine* 427; : *peine* (*pœna*) 3600 (3346). Es ist also hier dieselbe Erscheinung zu konstatieren, wie bei Wace; Andresen, a. a. O. 513; Marie de France XXIX; Estienne de Fougières (siehe Kehr, a. a. O. S. 42); Chrestien von Troyes (Förster, Cliges LXI) und auch noch bei Guillaume le Clerc (Schmidt, Rom. Stud. IV). Auch die Reime *ai* + *l̃* und *ai* + *ñ* sind alle genau, wenn man 785 *plaignes* = *planias* annimmt und 2281 (2277) mit Hs. B *enfraigne* schreibt; *infringere* ist also *infrangere* geworden (vgl. dazu *attingere, impingere* bei Suchier XVIII, Mall, Cp. 59). Die Sprache hat somit vom Compatus und Reimpredigt an, in denen nach Warnke, Zs. IV, 240 die Bindung *ain* : *ein* noch nicht vorkommt, in Bezug auf diese Diphthonge keine wesentliche Entwickelung erfahren.

Schliesslich muss ich noch auf den Reim 3198 (2992) *eit* : *est* aufmerksam machen. Die Hs. B liest *et* : *esteit*. Beides ist also falsch. Michel (und nach ihm auch Huber) ändert *eit* in *veit*, wodurch auch noch kein genügender Reim entsteht. Kehr in seiner vierten These schlägt diese Lesart vor: *Desqu'a un mostier fait arest*. Dagegen spricht die Hs. B. Ich möchte demnach lesen: *Desques endreit un mostier veit* : *De saint Estievne qu'i esteit* (vgl. 369 *veit [vidit]* : *esteit*, 515 : *dreit* etc.).* — Die Hs. B hat ferner den Reim 2866 *conseit* : *avait*. In *conseit* haben wir die 3. sing. subj. prés. vom Verb *conseiller* zu erkennen, eine sonderbare Form allerdings, die nicht bei Burguy I, 245 verzeichnet ist; *avait* ist in *aveit* vom Verb *adviare* = *diriger, indiquer la route* (Burguy, Gloss.) zu ändern.

Was nun die Schreibung der Diphthonge *ai* und *ei* in unserem krit. Text betrifft, so habe ich, gestützt auf die Reime, jedes handschriftliche *e* oder *ei* in *ai* resp. jedes *e* in *ei* verwandelt; *ein* für *ain* ist jedoch beibehalten worden, wenn nicht eine der Hss. die richtigere Form *ain* bot. — Inlautendes *añ* wird im Reime folgendermassen dargestellt:

---

* Die Hs. B liest ... *Esteenne qui i esteit*. Für den krit. T. ziehe ich vor: *Estievne* (vgl. *Estienvre* 65) und *qu'i* (s. Hiatus) zu schreiben.

durch *aigne* zehnmal in Hs. A, und fünfmal in Hs. B
„ *agne* dreimal „ „ A, „ fünfmal „ „ B
„ *aine* dreimal „ „ A, „ keinmal „ „ B
„ *enne* keinmal „ „ A, „ zweimal „ „ B

Ich habe demnach durchgängig die Schreibung *aigne* adoptiert. Inlautendes *eñ* wird mit wenigen Ausnahmen immer *eigne* geschrieben. *Areigne,* das achtmal im Reime erscheint, wird bei B siebenmal so, bei A aber nur einmal so geschrieben, überdies reimt es nur mit lat. *-ana.* Wir haben also für die Sprache des Dichters gewiſs kein *ñ* aufzunehmen, weshalb die Schreibung *areine* überall einzuführen ist. — Die 2. Plur. Präs. der 2., 3. und 4. lat. Konjugation reimen zahlreich mit der 2. Pl. der 1. lat. Konjugation; die Endung *ez* ist, wie schon oben unter *e* gezeigt wurde, mit *e* und nicht mit *ei* zu schreiben. Dasselbe gilt von der 2. Pl. Fut., denn dieselbe reimt nicht nur mit sich, sondern auch einmal *voldrez* : *algiez* 1899 (1895), was Huber a. a. O. 144 übersehen hat; vgl. dazu *aveiz* : *fondez* (*fundatus*) 3426 (3173). Es ist demnach auch nicht viel geholfen, wenn Huber gegen beide Hss. *crereiz* (anstatt *creiez*) : *feiz* 2566 (2503) einsetzen will; auch muſs ja dem Sinne nach der Imperativ *creiez* stehen. Es ist also ein nicht ganz reiner Reim anzunehmen, oder aber der Dichter hat, wie auch Estienne de Fougières, die ältere Aussprache *eiz* noch gekannt. Doch darf auch hier *-ez* nicht in *-eiz* geändert werden.

Die 3. Sing. u. Plur. Impf. u. Condit. der Verba der 2., 3. und 4. Konjugation haben immer *eit* und *eient;* einigemal *oient,* aber nur in B hauptsächlich. A und B reimen *chantoient* : *enluminoient* 2650, was natürlich in *ouent* zu bessern ist, da die Verben der 1. Konjugation im Impf. immer so konjugieren. Die übrigen fehlerhaften Reime sind schon von Michel und Huber gebessert worden.

Reimpaare auf *-eit* sind im ganzen 153 vorhanden, von denen 116 in beiden Hss. und 141 in Hs. A *eit* geschrieben werden. Der Kopist von Hs. B setzt in 21 Wörtern *et* und in einem *oit* dafür ein; derjenige von Hs. A schreibt *et* nur, wenn der Verbalstamm auf einen Vokal auslautet; er schiebt alsdann scheinbar zur Vermeidung des Hiatus ein *i* zwischen Stamm und Endung, so in *poiet* 83, 397, 3156, 3266, 3904, 3922, *haiet* 1581, *chaiet* 2633, *oiet* 3300; andere Schreibungen sind *poieit* 323, 3272, 3504, 3982; *traieit* 2778, 3204; *veieit* 145, *seieit* 65. Da die bei weitem gröſste Zahl der Reime für

eit entscheidet, da ferner die Hs. B für die letztgenannten Wörter *poeit* (oder *poet, povet*), *traeit, veeit, seoit* (lies *seeit*) schreibt, so setze ich überall den ursprünglichen Stammvokal mit der Endung *eit*, also: *poeit, haeit, chaeit, seeit* etc.* (hingegen *veie* [für *voie*]: *seie* 1. sbj. 3032 B). — *eit* ist ferner zu schreiben für *eiet* in *esteit* 2638, 3862, *Beneit* : *saveit* 2107, *beneeit* 3740. — *pueit* 3480 ist in *poeit* zu ändern. — Ebenso ist *Veier* 339, 927 und *poier* 1453 in *Veeir* und *poeir* zu bessern. Zu wesentlich demselben Resultate in Bezug auf *ę* in offener Silbe gelangt Huber a. a. O. S. 145—157. — *ę* + I-Element giebt immer *ei*, wie die zahlreichen Reime von *dreit, endreit, espleit, destreit* : Impf. auf *eit* beweisen. Vgl. ferner *toleite* : *destreite* 3722 (aus lat. *ĕctum*); s. Förster, Zs. III, 105; Mussafia, Zs. III, 267—270; G. Paris, Romania VIII, 629.

11) *oi* und *ui*. Wir unterscheiden mit G. Paris, Al. 75 und Mall, Comp. 60 drei Laute: 1) *ui* (= lat. *ū* + *i*); 2) *oi* (lat. *ō̩* + *i*), 3) *oi* (= lat. *ǫ* + *i*). In einigen Wörtern geht *ǫ* + *i̭* in *ui* über, es reimt alsdann lat. *u* + *i* : lat. *ǫ* + *i*, z. B. *tuit* : *deduit* 799, : *destruit* 3334 (3128); *puix* : *reduix* 1142; *cuit* : *vit* 923. Daſs dieser Diphthong ein steigender war, beweisen zahlreiche Reime, z. B. *lui* : *senti* 2712 (2603), : *confundi* 3490 (3236); *tuit* : *petit* 779, : *predit* 3512 (3258), : *dit* 3660 (3406), 3676 (3422); *destruist* : *assist* 1417 und *cuit* : *vit* 923. (Über *cuidier* s. Lücking, Md. 157; Havet, Romania III, 330). Hingegen kann weder aus den Reimen noch aus dem Innern der beiden Hss. festgestellt werden, daſs der Dichter *i* für *ui* gesprochen hat (s. Huber, a. a. O. 172). Das einzige von Huber angeführte *condit* 615 ist mit Hs. B in *conduit* zu ändern, da es ja höchst wahrscheinlich, wie Huber richtig bemerkt, dem Kopisten von A angehört. Die Hs. B schreibt immer *ui*, nur einmal reimt *li* : *senti* 2712 (2603), und auſserdem kommt *li* noch neunmal im Innern des Verses vor. Daraus ist aber nicht einmal zu schlieſsen, daſs der Kopist von Hs. B *i* für *ui* wirklich gesprochen hat, denn es läſst sich ganz gut annehmen, daſs er das Pron. abs. *lui* mit dem Pron. conj. *li* verwechselt hat. Auſser den genannten drei Wörtern *tuit, cuidier* (mit seinen verschiedenen Formen) und *reduix* weisen die Reime für *ǫ* + *i* nur *oi* auf; ebenso wird *-ǫria* und *-ǫria* zu *oire;* vgl. die Beispiele bei Huber, a. a. O. S. 171 u. 180.

---

* Siehe das über den stammhaften Wechsel Gesagte unter No. 16.

Über *ivoire* : *trifiere, moire* : *bautestiere, Guernerie* : *oie* siehe unten unter No. 12. Dieser Diphthong (*ǫi*) hatte nach G. Paris, Romania XI, 604 im 12. Jh. noch nicht die Aussprache *wè* (*oè*), sondern war nach Stock, Rom. Stud. III, 463 fallend — *ói* — auszusprechen. In beiden Hss. wird dieser Laut gewöhnlich durch die Orthographie *oi* bezeichnet; wo sich also *ui* oder *oe* dafür findet, ist *oi* in den Text zu setzen, so in Hs. B z. B. statt *cuivre* 3775, 3799, *cuievre* 3811, *angoesse* 291, *estoere* : *memoere* 5 etc., in Hs. A statt *buissonnez* 734. Lat. *ǫ* + *i* konnte also mit lat. *ū* + *i* im Reime stehen (bei einigen Wörtern), niemals jedoch reimt in unserem Denkmale einer dieser Diphthonge mit *ǫ* + *i*, wie das bei Marie de France der Fall ist; letzteres wurde weder *ọ́i* noch *uí*, wie wir gleich sehen werden.

12) *ǫ* + *i* : *ę* + *i*. Um den Lautwert von *ǫ* + *i* genau bestimmen zu können, müssen wir zunächst ermitteln, welchen Laut der Dichter für *ę* + *i* sprach, da *ǫ* + *i* nur mit *ę* + *i* im Reime steht. Ich muſs hier ganz besonders auf die ausführliche Untersuchung Hubers, a. a. O. S. 178—201, und ebenso auf Görlich, Die nordwestl. Dialekte der langue d'oïl in Franz. Stud. V, Heft 3, Seite 31—34 u. 49—51, hinweisen. Zunächst konstatiere ich mit Huber S. 198 und Schulzke, a. a. O. S. 22 u. 29, daſs der von Förster (Rom. Stud. III, Schicksale des franz. *ŏ*, u. Zs. III, 502) angenommene Triphthong *iéi* : *uéi* für unser Denkmal nicht zu erweisen ist, weder aus den Reimen, noch aus der sonstigen Orthographie unserer Hss. Für *ę* + *i* kommt nur ein einziges Mal *iei* (*lieis* 419), und zwar im Reime vor; für *ǫ* + *i* wird *noiet* 435 und *oie* (*hodie*) 2507 (2443) im Reime geschrieben; ferner erscheint *oie* noch viermal, *oiele* dreimal und *vuiel* zweimal im Innern der Hs. A; die Hs. B kennt die Schreibungen *iei*, *œi* (oder *oie*) gar nicht.

Wenden wir uns zunächst *ę* + *i* zu. Es sei noch einmal gesagt, daſs die Form *lie* (= *illæ* + *i*) für unseren Dichter durchaus nicht feststeht, wie Huber S. 182 u. 189 meint. Dem unter No. 8 Gesagten füge ich noch folgendes hinzu. Das Pron. fem. abs. erscheint auſser im Reime in Hs. A siebenmal *lie*, einmal *le* und einmal *lei* v. 460, also ganz im Anfang der Hs. A; in Hs. B sechsmal *le* und dreimal *lei*. In Hs. B muſs man wohl überall *lei* lesen, schon aus dem folgenden Grunde. Der Kopist setzt nicht nur *e* für *ai* und *ei* (= *ę*, *ĭ*), sondern auch für *ie* aus lat. *a* und *ĕ* (*æ*); es ist also keineswegs ausgeschlossen, ja sogar höchst wahrscheinlich, daſs er

auch *e* für *ei* = ę + I-Element geschrieben hat. Andererseits wendet er auch wieder *i* und *ui* für ę + *i* an, so im Reime *prise* 1253, *respit* 453, *deluit* 73. Kurz, die Hs. B ist auch in diesem Punkte viel ungenauer und inkonsequenter als A, und diese wiederum bietet auch keine einheitliche Orthographie dar. Es entsteht jetzt die Frage, wie bringt man in den Wirrwarr der Schreibungen ein leitendes Princip? Nach Huber S. 189 u. Görlich S. 31—34, 87 ist *ie* die eigentliche Form für ę + *i* in der Basse-Normandie: Jersey, Guernesey, Cotentin, Bessin, Bocage, Auge, Lieuvin, also in dem Gebiete nördlich von Avranchin; *ei* aber (und dafür jüngeres *e*) ist für die westlichen Dialekte (nach Görlichs Untersuchungen üb. d. südwestl. u. nordwestl. Dial., Frz. Stud. III u. V), also für die im Süden vom Avranchin gelegenen Gegenden festgestellt. Im Avranchin muſsten demnach die Sprachwellen aufeinander stoſsen und die Unsicherheit in der Aussprache des Lautes ę + *i* erzeugen. Möglichenfalls kannte unser Dichter neben *ei* (*e*) auch die Aussprache *ie*, aber beweisen läſst es sich nicht. Die einzigen entscheidenden Reime sind *mileu* : *ley* 3770 (3516), wofür Hs. A *milie* : *lie* hat, und *gardé* : *le* 3806 (siehe oben No. 8), aus welchem folgt, daſs der Dichter nur *e* oder, wenn man einen nicht ganz reinen Reim *leu* : *lei* annimmt, *ei* gesprochen haben kann, und zwar *ẹi*, und nicht etwa *ęi*, da er es sonst gewiſs mit den sehr zahlreichen Reimwörtern auf *ęi* und nicht mit *garde* (*mileu*), wo e^3 damals (i. J. 1160) und auch noch heute nach Joret u. Fleury ę lautete, gebunden haben würde (s. oben No. 4 u. Huber, a. a. O. S. 129). Was speciell *lei* anbelangt, so sprechen noch heutigestags die Anwohner der Bai des Mont-Saint-Michel *lẹi*, wie Le Héricher, Mém. de la soc. des Ant. de Normandie XXIV, 80 ff. berichtet. — Die Sprache unseres Denkmals würde demnach in diesem Punkte, entgegen der Ansicht Hubers und in Übereinstimmung mit Kehr, S. 45, u. Görlich, Frz. Stud. V, 32, zu den nordwestlichen Dialekten zu zählen sein. Da nun (s. u. A. Neumann, Über einige Satzdoppelformen etc., Zs. VIII, 365) *ẹi* die älteste Entwickelung für ę + *i* ist, da ferner das jüngere Livre des manières *ẹi* und noch nicht ę im Reime gebraucht, und da endlich die um ungefähr hundert Jahre später aufgesetzten Urkunden aus dieser Gegend (s. Görlich) auch noch immer *ẹi* neben *i* und *e* anwenden, so wird wohl unser Dichter für gewöhnlich *ẹi* ausgesprochen haben; daneben jedoch kannte er auch schon die Aussprache ę, wie der Reim *le* : *garde* beweist.

Wie verhalten sich nun die Hss. zu dieser Annahme? Nach genauer Prüfung derselben habe ich gefunden, daſs die Schreibung *ei* in beiden Hss. gegenüber *ie* und *e* bei weitem überwiegt, nur daſs Hs. A sehr oft *ie*, Hs. B aber ebenso oft *e* setzt, woraus zu folgen scheint, daſs der Kopist von A seine Heimat nördlich, derjenige von B die seinige südlich vom Avranchin hatte. Der letztere kann jedoch auch seine Kopie auf dem Mont-Saint-Michel angefertigt haben (s. S. 32 u. 35), denn zu seiner Zeit (i. J. 1340) sprach man gewiſs nicht mehr *ẹi*, sondern *ẹ*. — Was die Schreibung *i* und *ui* anbetrifft, so ist dieselbe als centralfranzösische Orthographie in den Hss. überall auszumerzen.

Mit *ei* werden geschrieben die Verbalformen von *preier* (= *precare*). Dieses Verb erscheint in beiden Hss. zusammen ungefähr siebzigmal, worunter es ca. sechzigmal mit *ei* (in der betonten und unbetonten Silbe), einigemal mit *e* und *i* in der unbetonten und zweimal mit *ie* in der betonten (aber nur in A, wofür B *prei* = *prẹco* 629, 1979) vorkommt. — Das Verbum *exire* zeigt in der betonten Silbe *eis* (*exis*) : *rois* 2748 (2639), und zwar in beiden Hss., und *eissent*, wo A *iessent* hat. In der unbetonten Silbe erscheint neben *eissit, eissist, eissiez, eissu* auch *issu, essu, iessu.* Jedenfalls gehört *ei* unserem Denkmal an, da auch *æc-sie* immer *eissi* (in A unter vierzehnmal neunmal *eissi*, fünfmal *issi*, in B unter sechzehnmal zehnmal *eissi*, fünfmal *einssi* und einmal *ainsi*) wird. — Ähnlich verhält es sich mit den Verbalformen von *lẹgere*. Die 1. Sing. Präs. Ind. *lieis* (B *leis*) reimt : *pois* 419; auſserdem erscheint dieselbe als *liez* (B *leis*) 711; *lexit* wird *leist, lectum* und *lectos* haben in A dreimal *ei*, einmal *ię* (B hat dafür die andere Form *leu*, die einigemal durch das Versmaſs gesichert wird und also stehen bleiben muſs); ebenso giebt modernes *lit* (= Bett) *leit* in B im Reim : *noit* 155, und Plur. *leiz* 3182 (2976), wofür A beidemal *ie* hat. Die 3. Plur. Präs. Ind. hat *esliesent* (B *esleisent*) 2199. In der unbetonten Silbe begegnen wir *leison* viermal, wofür A einmal *liiison*, B zweimal *leson*. Die 2. Pl. *esliesiez* wird zweimal in A und B so geschrieben, die 2. Pl. Fut. ist in A *eslierez*, in B *esleirez* 1987. Ferner ist noch in B *leiseit* 3044 vorhanden. Der Infinitiv lautet in beiden Hss. *liere* 3761 (3509), wie der von *suffẹcere* in A *sofiere*, in B *sofere* 516 lautet. Dagegen finden wir 1029 *soufeisanment* in A und *soufesanment* in B. — *Neient* wird in A fast nur so geschrieben, in B meistens *neent*.

Medium wird in A gewöhnlich *mie,* in B *me,* nachdem es im Anfang der Hs. zweimal als *mei,* dann viermal als *mi* erschienen ist. — *pectus* < *peiz* 1234, *decem* < *deiz* 1123, 1627 (einmal *dez* in B), *sex* < *seis* : *truis* 1383, *pretium* < *preis* (in A *pries*) 2048. — Für *igliese, iglise, iglisie* schreibt B ca. fünfzigmal regelmäfsig *iglese,* wahrscheinlich für älteres *igleise.*

Die gegebenen Beispiele mögen genügen. Es folgt wohl auch aus ihnen, dafs der Dichter für *ę* + I-Element, sowohl in betonter als auch unbetonter Silbe, *ęi* gesprochen hat. Es ist demnach *ei* überall für *ie* und *i* in A und für *e, i* und *ui* in B einzusetzen. Dieses *ęi* wurde später zu *è,* welches die regelrechte Entwickelung im heutigen Patois ist. Allerdings treffen wir in der gegenwärtigen Mundart des Avranchin auch einige Formen mit *ièe,* wie *dièe, sièe* (*decem, sex*), die nicht auf *deiz, seis* zurückgehen können (s. Huber S. 189). Diese Verschiedenartigkeit erkläre ich durch die Annahme, dafs die betreffenden Formen erst später vom Norden her in das Avranchin eingedrungen sind.

Nachdem ich glaube, den Lautwert von *ę* + I-Element bestimmt zu haben, gehe ich zur Besprechung von *ǫ* + *i* über. Zur genauen Orientierung stelle ich die betreffenden Reime der beiden Hss. nebeneinander.

Hs. A.	*Hs. B.*
ę + *i* : *ŏcum*	
lie (= *illæ* + *i*) : *milie* 3770 (A 3516)	*ley* : *mileu*
ę + *i* : e^3 (= lat. *a*) [fehlt]	3806 *le* : *garde*
ę + *i* : *ę* + *i*	
igliese : *priese* (*prętiat*) 1253)	*iglese* : *prise*
ę + *i* : *ǫ* + *i*	
deliet (*delectus*) : *noit* 75	*deluit* : *nuit*
liet (*lectum*) : *noit* 155	*leit* : *nuit*
respiet : *noit* 435	*respit* : *nuit*
lieis (*lexi**) : *pois* 419	*leis* : *puis*
seis (*sex*) : *truis* (*trosco*) 1383 (1379)	*sies* : *truis.*
eis (*ęxis*) : *rois* (*rosco*) 2748 (2639)	*eis* : *reis*
igliese : *nuise* (*nǫceat*) 1031	*iglese* : *nuise*
bautestiere : *moire* (*mǫriat*) 1465	(fehlt)
ǫ + *i* = *ǫ* + *i*	
puis : *truis* 1497	*puis* : *truis*

pois : *trois* 2513 (A 2449)	*pois* : *truis*
ennoi : *hoi* 1991 (A 1987)	*ennui* : *hui*
Guerrnerie (*Grenerǫdium*): *oie* 2507 (2443)	*Guernerei* : *hue*
ivoire : *trifiere* (*trifǫrium*) 1235	*ivere* : *trifiere*.

In den voranstehenden Reimwörtern mit ę + I-Element ist also *ei* überall für den Laut *ęi* zu schreiben. Da nun ǫ + *i* mit ę + *i* (*ęi*) reimt, so muſs ersteres in der Sprache des Dichters *oęi* oder *ǫ̈i* gelautet haben. Ich entscheide mich für den letzteren Lautwert. Allerdings würde der Förstersche Triphthong *ięi* : *uęi* die Reime korrekter gestalten, aber derselbe ist eben nicht nachzuweisen, ebensowenig *oęi*, denn nur Hs. A schreibt einigemal *oie* und einmal *uie* (s. oben), die man nicht willkürlich in *oei* umstellen darf, wie es Romania IV, 192 geschieht, sondern mit Huber (S. 196) als besondere Schreibungen ansehen muſs. Diese verschiedenartigen Schreibungen können in Anbetracht der Zeit der Anfertigung unserer Hss. nicht wunder nehmen, da sie sich auch in den um dieselbe Zeit abgefaſsten Urkunden des nordwestlichen Frankreichs befinden (s. Görlich, Franz. Stud. V, Heft 3, S. 49). Sie repräsentieren sämtlich nach Görlich den Laut *oę́* oder ę, nach Huber *üę́* (*öę́*). Diese Aussprache können jedoch nur die beiden Kopisten gehabt haben, da nach Görlich, (a. a. O. S. 50) *oę́* erst nach Mitte des 13. Jh. erscheint, vorher aber nur *ǫ́i* existierte. Für dieses *ǫ́i* kann unser Dichter nur *ǫ̈i* gesprochen haben. Sowie *ǫ́i* frühzeitig ein *ǫ̈i* entwickelte, wie die Reime *voire* : *faire, air* : *valoir, engoissent* : *lessent, passoit* : *fet* (*facit*) beweisen (s. Förster, Zs. f. d. ö. Gym. 1874, S. 136; Vollmöller, Münch. Br. XXIX; Ulbrich, Zs. III, 389; Rossmann, Französ. *oi* in Rom. Forsch. I), so entwickelte *ǫ́i* analog ein *ǫ̈i*. Die Sprache unseres Denkmals ist also in ihrer Entwickelung des ǫ + *i* bei demjenigen Laute stehen geblieben, den Havet (Romania III, 321 u. Rom. IV, 119) als Zwischenstufe für die Entstehung des gemeinfranzösischen *ui* aus ǫ + *i* ansieht. Dieses *ǫ̈i* wurde dann später (schon im Livre des manières) *ęi* (oder auch ǫ̈), welches *ęi* auch der Kopist von B noch schreibt in *reis, Guernerei;* die weitere, endgültige Entwickelung ist alsdann das im modernen Patois vorhandene ę oder — nördlich vom Avranchin, z. B. im Cotentin, auf Jersey (s. Joret, Romania X, 260) — *ię*, das wiederum ein früheres *ieu* (*iœ*) voraussetzt. Dieses *iœ* sieht Joret in den Schreibungen *oie,* er will deshalb in den Reim

setzen: *Guernerië* : *iœ*. Einen solchen Reim jedoch könnten nur die Kopisten gemacht haben, da zur Zeit unseres Dichters *ǫ̂i* noch ein fallender Diphthong war, wie ich oben gezeigt habe. — Allerdings läſst sich die Entwickelung des *ǫ* + *i* zum heutigen *ę* auch so denken: *ǫ* + *i* < *oęi* < *oę* < *ę;* das würde jedoch die Sprachstufe unseres Romans nicht berühren, da ja *oę*^{i}, das für uns nur in Betracht kommen könnte, erst später, d. i. um die Mitte des 13. Jh., eintrat.

Wie entstanden nun die graphischen Verschiedenheiten? Zunächst müssen wir uns vergegenwärtigen, daſs die Kopisten einen Laut darstellen muſsten, den sie nicht mehr kannten; sie sprachen denselben Dialekt anders, als ihn der Dichter gesprochen hatte, und doch wollten auch sie reine Reime herstellen; dazu kam ferner, daſs sie auch der centralfranzösischen Mundart, die immer mehr Boden gewonnen und namentlich zur Zeit des Kopisten von Hs. B ihre Herrschaft weit ausgebreitet hatte, gerecht werden wollten und darum die Formen mit *ui* einführten. Ich denke mir nun die Sache so: In der Original-Hs. stand *oi* (Aussprache = *ǫ̂i*). Der Kopist von A (1280) sprach *oę*, welches er durch *oe* darzustellen suchte und deshalb noch ein *e* an das in seiner Vorlage befindliche *oi* (*ui*) hing, daher *oie, uie*. Der Kopist von B (1340) sprach *ó*, das er in der Schrift durch *eu* ausdrückte, daher bei ihm *eul* (= *œil*), *eule* (*huile*), *veul* (*veux*) neben *œle, oile, voil*. Beiden Schreibern scheint eine im Norden entstandene Kopie vorgelegen zu haben, oder es war, wie ich schon oben bei *ęi* vermutete, der Kopist von A aus dem Cotentin oder einer anderen nördlich vom Avranchin gelegenen Gegend, daher vereinzelt *ie* in A: *trifiere, Guerrnerie, apriesmier* 3234, *ie* und *ue* in B: *trifiere, fiel* (= *folium?*) 3793, *ieux* (= *yeux*) 1280, 4034, *hue* (= *hodie*). — Was aber *ui* anbelangt, so ist dies selbstverständlich zu tilgen und stets durch *oi* zu ersetzen.

Als Resultat ergiebt sich: Überall ist für *ǫ* + *i* das ursprüngliche *oi* wieder herzustellen, und zwar in der betonten wie unbetonten Silbe. Die Orthographie des kritischen Textes würde sich danach in diesem Punkte wenig von der älteren Hs. unterscheiden, da in dieser *oi* gegenüber *ui* — und bezeichnenderweise namentlich in der ersten Hälfte der Hs. — bevorzugt wird.

13) *ie*. Wie unrichtig es war, die Mischung von *ie* : *e* als Charakteristikum des normannischen Dialektes anzusehen, hat Mall,

Comp. 68 nachgewiesen. Nicht nur franco-normannische Dichter, wie Wace, Garnier, Marie, sondern auch *agn*, wie Phil. de Thaün, halten *ie* und *e* streng auseinander. Dasselbe thut auch unser Dichter. Allerdings finden sich einige Ausnahmen, wie bei Wace (s. Andresen), Benoît (s. Settegast u. Stock, Rom. Stud. III, 430), Marie de France (s. Warnke, Zs. IV, 233, u. Ausgabe der Lais, S. XXX); dieselben sind jedoch sehr gering; finden wir ja doch selbst im 13. Jh. bei Guillaume le Clerc nur wenige Bindungen *ie* : *e* (s. A. Schmidt, Rom. Stud. IV, 501). — Die sehr zahlreichen Reime auf *ie* entsprechen also durchgängig den Lautgesetzen. So wird das Bartschsche Gesetz genau befolgt. Ausnahmen dazu sind:

commencier : *demoreir* 199, was richtig in *ier* zu bessern ist, da auch *demorier* : *mostier* 4042 (3711) und da in beiden Fällen Stamm + *-arium* anzunehmen ist (s. Diez, Gr. II, 354); ein ganz ebenso gebildetes Substantiv ist *destorbier* : *preier* 2571 (2509), : *repairier* 3452 (3200), : *mostier* 3256 (3050), 3312 (3106), das als Verb *destorber* lautet. — Für *estorier* (: *amender*) 3372 (3168) setze ich mit Hs. B *estorer*, für *detirier* (: *plorer*) 3336 (3031) *decirer*, da Hs. B *dessi*.....* schreibt (= modernes *déchirer*). Huber läſst dafür fälschlich *t* bestehen. Eine wirkliche Ausnahme ist also für den Dichter nicht zu konstatieren, denn auch der in Hs. B allein vorkommende Reim 3830 *aider* : *traiter* ist in *aidier* : *traitier* zu ändern, da der Kopist von Hs. B unzähligemal *e* anstatt *ie* schreibt (s. über dieses Wort Rom. Stud. III, 441, Romania VIII, 420).

Das Feminin der Part. Perf. hat *iée;* in A treffen wir *íe,* in B *ée* mehreremal dafür. Zu den Beispielen bei Huber S. 125 füge ich noch 3120 (2914) *liée* : *desconseillée,* für welches Varnhagens Kollation *desconsellie* liest. Sicher ist, daſs diese verkehrten Schreibungen nur dem Kopisten angehören (vgl. dazu Fiebiger, Über die Sprache der Chevalerie Ogier von Raimbert von Paris. Halle, Diss. 1881, S. 31. — Görlich, Die nordw. Dial., a. a. O. S. 15 ff. — Die übrige Litteratur bei Rolfs, Rom. Forsch. I, 214).

Ebenso sind die anderen von Huber angeführten (S. 125) Verstöſse auf Rechnung des oder der Kopisten zu setzen. Er führt z. B. an (aus Hs. A) *volez* : *poiez* 1989, *oiez* (*audatis*) : *fermez* 2315,

---

* Hinter *dessi* ..... ist etwas wegradiert. Die beiden *ss* deuten darauf hin, daſs *c* anstatt *t* in Hs. A gelesen werden muſs.

: *letrez* 2934, : *jostez* 3782, : *assez* 3684; *entree* : *veiee* 3090. In allen diesen Fällen hat die Hs. B nur *e;* allerdings kennt sie auch *ie,* z. B. *trovez* : *oiez* 2904. Bedenkt man aber, dafs auch die übrigen *ie* (wie z. B. in *greie* 2092) an anderen Stellen im Reime als *e* erscheinen (s. *graé* 1082, 2057), und weiter, dafs der Kopist von Hs. A die Buchstabengruppe *oie* zur Bezeichnung des Lautes *oę* gebrauchte, so wird man wohl nicht fehlen, wenn man überall das eingedrungene *i* wieder entfernt.

Als alleinige Ausnahme bleibt dann blofs übrig *voldrez* : *augiez* 1899 (1895).

Zweifelhaft scheint es auch, ob der Dichter *ie* oder *e* in den folgenden Ortsnamen gesprochen hat: *Hochingnié* : *donné* 2395, *Laingnié* : *alé* 547, *Torignié* : *trové* 19; aus Hs. B: *Marrigné* : *Soligné* 2423, *Dummanei* : *Cormerei* 2425. Zunächst steht fest, dafs in dem vom Dichter benutzten lateinischen Mss. No. 80 (= No. 210 in dem neuen Katalog) und No. 30 der Bibliothek zu Avranches-*Solinnei, Dummannei, Ourei* für *Oure* in Hs. B 2424 und *Mannei* für *Magné* in Hs. B 2425 geschrieben wird. Ferner geht auch *Torignie* auf *Torinnei, Hochingnie* auf *Uchinnei* zurück. Es ist nun sehr wohl möglich, dafs der Dichter diese älteren Formen für den Reim beibehalten hat, ja der Reim *Dummanei* : *Cormerei* 2425 (B) macht es höchst wahrscheinlich, da derselbe unversehrt vom Kopisten gelassen worden ist; denn da dieser *Magné* 2425 (= *Mannei*) setzt, warum sollte er nicht auch *Dummagné* (= *Dummannei*) geschrieben haben? Ferner spricht indirekt auch der Reim *Torigné* : *aligné* 17 (B) dafür. Da die Verse 1—26 der Hs. B kaum vom Dichter herrühren, wie ich oben nachzuweisen versucht habe, so kann auch dieser Reim nicht für des Dichters Aussprache herangezogen werden. Vielmehr war die Sache so: Der Kopist von B (oder aber auch schon seine Vorlage) sprach ein *ñ,* und nun wollte er einen reinen Reim machen und nahm dazu *aligné* anstatt das ursprüngliche *trové.* Auch der Kopist von Hs. A kannte schon den *ñ*-Laut; um denselben zu bezeichnen, fügte er wahrscheinlich das *g* in *Laingne, Hochingnie* ein. Kurz, wenn es auch nicht ganz streng nachzuweisen ist, so ist es doch durchaus nicht unwahrscheinlich, dafs der Dichter noch *né(i),* nicht *ñé* sprach. Die Reime kann man zum Beweise nicht heranziehen, da ja die Eigennamen auch in anderen Denkmälern eine exceptionelle Stellung einnehmen. Der Umstand jedoch, dafs Guillaume

sonst immer gewissenhaft und sorgfältig auf reine Reime achtet, läſst entschieden vermuten, daſs er auch in den gegebenen Beispielen richtig reimen wollte. Es würde demnach *nné* für *gné* in den kritischen Text zu setzen sein, wenn dadurch die Schreibungen der Hss. nicht gar zu sehr auſser acht gelassen würden. Nur aus diesem Grunde behalte ich *gné* bei, ohne jedoch damit für den Dichter den Reim *ié* : *é* zugeben zu wollen.

Somit wäre denn festgestellt, daſs keine Mischung von *ié* : *é* stattfindet, — mit der alleinigen Ausnahme von dem obigen *voldrez* : *augiez*.

Die Reime auf *-ianus* sind ebenfalls rein, denn dasselbe ist *-i-ens* in dem Reime *anciens* : *je pens* 4082 (3753) [s. oben unter No. 2 *an* u. *en*] und *i-iens* in *Simphorien* 67, *mien* 1027, *chrestiens* 1499, die mit *bien(s)* reimen, und in *meien* (*medianus*) : *dereien* (*deretrianus*) 859; so setze ich in den krit. T. mit Hs. B anstatt *-aien*. — Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen Reimen *ié* : *ié*, z. B. *mucié* : *lié* 235, *dediez* : *piez* 667, 683 . . . ., *gracié* : *herbergié* 641, : *repairie* 3984, *otrié* : *meitié* 2407 etc. etc., wo also auch *ié* = *i-ié* anzunehmen ist. — *-miez* (: *dediez*) 1121 ist ein durch Ausfall der inlautenden Dentalis entstandenes Part. Perf. von *meitier* (*moitier*), cf. Burguy III, 239.

grief reimt immer mit *chief*. Es gehört jedoch nicht unter das Bartschsche Gesetz, denn es entwickelt sich durch Einfluſs des vorangehenden *r* und durch Anlehnung an sein Gegenteil *levis* (s. schon Diez, Wtb.), nicht aber an *brevis*, wie Schoppe, Üb. Metrum u. Assonanz der Chanson de geste „Amis et Amiles“, S. 23, sagt.

ie entsteht ferner durch Attraktion des posttonischen *i* in den Endungen *arius, a, um, erius, a, um*. Dieselben reimen gegenseitig miteinander. Nur bei *baustestiere* 1466 ist wohl *eire* zu schreiben (s. oben No. 12 *ẹi* u. *ọi*); andere Reime auf weiblichen Ausgang sind nicht vorhanden.

reguler (: *aler*) 1759 ist nach Mall, Cp. 71 von *regularis* und nicht von *-arius* abzuleiten.

Die Reime auf *ie* aus lat. *ĕ* (*æ, œ*) sind ebenfalls alle ganz korrekt; sie werden mit *ie* aus lat. *a* gebunden. Die Hs. B schreibt oft *e* dafür, so durchgängig in dem Namen *Michel*.

Häufig erscheint mit *ie* das Präs. *piert* (= *paret*), vielleicht zum Unterschiede von *pert* (= *perdit*).

(Über das speciell normannische *ie* = *a* s. Förster, Zs. f. nfrz. Spr. I, 88; Vising, Über frz. *ie* für lat. *á* Zs. f. r. Ph. VI, 372 ff.; Havet, La Prononciation de *ie* en français, Romania VI, 324, wogegen Schuchardt, Zs. II, 188, u. Ulbrich, Zs. II, 529 f.)

14) *ou.* Dieser Diphthong kommt regelmäſsig im Impf. der 1. Konj. vor, und zwar steht die 3. Sing. mit sich selbst achtundzwanzigmal, mit der 3. Sing. Perf. zwölfmal im Reime, wie z. B. zu *pout, sout, vout, desplout.* — Das Perfektum *out* erscheint im Reime : Impf. oder Perf. dreizehnmal, mit *pout* viermal 1785, 2824 ..., mit *plout* fünfmal, mit *sout* fünfmal 331 ...; *-vout* : *out* 1793, 2327, aber *volt* : *out* 3220 (3014), *Norgout* : Impf. 2914 (2753), *Folcout* : *out* 2175. *-habuit* kommt im Reime in Hs. A nur als *out,* nie als *ot* vor; die 3. Pl. Perf. von *habere* wird gar nicht als Reimwort gebraucht; im Innern des Verses hat dieselbe neben *ourent* auch *orent;* von *sapere* giebt es *sourent* und *sorent.* In den krit. Text ist die diphthongische Form aufzunehmen, da es die ältere ist (siehe Mall, Cp. 66; Suchier, Zs. II, 255; Neumann, Zs. VIII, 372) und im Sing. durch Reime ganz sicher belegt wird; denn daſs sich die 3. Plur. anders entwickelt haben sollte als die 3. Sing., ist nicht denkbar. — Die 3. Plur. Impf. der 1. Konj. hat im Reime (bei A) neunmal *oent,* viermal *ouent,* einmal *auent;* Hs. B schreibt *oent, oient, event* (= *euent*), sogar *éent,* niemals *ouent.* Da die ältere Hs. A die ältere Form *ouent* im Reime zeigt 3534, 3521, 3640, 3644, da wir sogar *coltivauent* 1678, *atornauent* : *raprestauent* 883 antreffen, so schreibe ich, auch der Analogie zur 3. Sing. wegen, immer *-ouent,* welche Form übrigens auch sehr oft im Innern des Verses angewendet wird.

ou geht auch hervor aus *o* + *l* + Kons. Zwar erscheint hier und da noch — aber nur in Hs. A — das *l,* z. B. *Riol* 1521, *Raoul* 1761, 1774, *Raols* 2350 etc., die Mehrzahl der Eigennamen jedoch, die ursprünglich ein *l* hatten, haben dasselbe in *u* aufgelöst, so *Fulcout* (*Fulcoldus*) 2172, *Goout* (= älteres *Geolt*) 2512, *Norgout (?)* 2914, 2992, *Herout* 1614, 1619; doch beweisen die Reime, daſs das *l* in der Auflösung begriffen war (s. weiter unten üb. d. Liquida).

ou verdankt seine Entstehung auch häufig dem Einfluſs eines nachfolgenden — verschwundenen oder noch bestehenden — Lippenlautes (*v, f, b, p*), so in *lous* (= *lupus*) 93, 125, *soupris* 1394, *troubla* 1184, *gouverna* 1537, *souplement* 2591, *oublia* 3190, *acouta*

(von *accubitare*) 4035 etc. etc. (s. andere Beispiele bei Vok. *o* unter No. 7). Dieselben Wörter werden aber auch mit *o* geschrieben. Da nun *ou* durch den Reim nicht zu erweisen ist (s. oben S. 233), es also zweifelhaft erscheint, ob die Labialis wirklich in *u* aufgelöst worden ist, so setze ich in den krit. Text die Formen mit *o*; nur *lous* (= *lupus*) lasse ich bestehen, da hier wohl *ou* aus *u-u* hervorgegangen ist. — Aus ähnlichen Rücksichten setze ich *douze* (zwölf) und den Accus. *dous* (zwei), *ou* (= *ubi*), aber *o* (= *aut*) und *od* (= *apud*) — die letzteren drei zur Unterscheidung voneinander — in den Text, da diese Schreibungen ja auch durch die Hss. gerechtfertigt werden.

15) *au, eu,* — *iu, ūe.* Über diese Diphthonge ist wenig zu bemerken. *au* entstand aus *a* + *l* + Kons.; s. darüber den Vok. *a*, S. 228, u. den Kons. *l*, S. 233. — *eu* reimt in *Deu* : *leu* siebenmal, dann *leu* : *feu* 2457 (B) und *Deu* : *leu* (= gelesen) 1851; s. den Vok. *e*, S. 229, und Vok. *ǫ*, S. 233 ff. — *iu* und *ūe* kennt unser Dichter nicht.

16) Über die unbetonten Vokale und Diphthonge will ich nur noch wenig zu dem hinzufügen, was ich schon an geeigneter Stelle gesagt habe. Wo vortoniges *a* noch nicht zu *e* geworden, lasse ich es, wie Mall, Cp. 56, gelten, z. B. *raout* 976, *graé* 2062 etc. — *a* ist erhalten im Lehnwort *paradis* 651, 1213 etc. — *chascuns* wird oft (namentlich in Hs. B) *chescuns* und *checun* geschrieben; dem Dichter hat wohl die erstere Form angehört. — *a* entsteht aus „vortonigem *e* unter dem Einflusse des Nebentones“ (s. Uhlemann, Über die agn. Vie de Saint-Auban, Rom. Stud. V, 565) in *manace* 1735, 1739; *barnage* 1505, 1545, 2189 etc. — *a* wird, namentlich von B, gern geschrieben in *anor, anemis* (cf. Kehr, S. 16), wofür in den krit. Text das gebräuchlichere *enor, enemis* aufgenommen worden ist. — *mangier* wird häufig auch, vorzugsweise aber von B, *mengier* geschrieben; jenes, als das ältere, war dem Dichter eigen (s. unten die Nasallaute). — *raisneblement* 2317 ist in *-ablement* zu bessern, da *-able* immer im Reime nur so erscheint; auch finden wir *veablement* 3736 (3484).

Unbetontes *e* erhält sich im Auslaut in *ore* (*encore*) und *cume*, wo es auf lat. *a* beruht; beide Wörter können jedoch auch einsilbig sein. Dies schon im Alexis u. Computus. — Euphonisches *e*, das sonst vor *s* impurum auch abfallen kann, ist stets bewahrt. — Ortho-

graphisches *e* nach *g* und *u* treffen wir in unserem Texte nicht an; dieser zeigt immer *angle, avrai, savrai,* — und *menja* 95, *manjout* 150; aber *mangié* 111, 1111, und *mangier* 1103, ein Hinweis darauf, dafs auch *forja* anstatt *forga* 3814 (B) zu schreiben ist. — Protonisches *e* ist meistens erhalten. Es steht für *a* in *éu, séu, méu* etc., für *i*, z. B. *senefie* 3416, *crucefis* dreimal im Reime 827, 4036, 4106, *premier, chrestien*. Bei manchen Wörtern sind beide Hss. schwankend, z. B. bei *anor* — *enor, anemi* — *enemi* (s. oben), *sarmon* — *sermoné* u. s. w. — Das vortonige *e* wird manchmal *ei*, namentlich in den Verbalformen, geschrieben, und zwar von Hs. A sowohl wie von B, nur dafs die letztere ihrer Gewohnheit gemäfs mehr *e* setzt, z. B. *enveier* — *enveast, enveiout* — *enveout* etc. Wir haben es hier mit einer Erscheinung zu thun, die von Suchier (am Schlufs seiner Ausgabe von Auc. u. Nic.) zuerst als „stammhafter Wechsel“ bezeichnet wird (s. hierüber Diez, Gr. I, 196; Mall, Cp. 57, und besonders P. Thierkopf, Der stammhafte Wechsel im Normannischen. Halle, Diss. 1880). In unserem Denkmal tritt der Wechsel in der grofsen Mehrzahl der Verben mit den Stammvokalen *a, ĕ, ē, ĭ, ŏ* ein; es wechselt demnach: *apert* (stammbetont) mit *pareit* (endungsbetont), *sais* mit *savum, crient* (B *creint*) 1188 mit *cremeit, fiere* mit *aferir, griet* mit *greva, requiert* 1203 mit *requereit* (A *requiereit*) 1810, *viengent* mit *devendrons, truevent* mit *trova, seit* (A *siet*) 489 mit *seeit* (A *scieit*) 66, *veie* : *seie* 3082 (B) mit *veeient* 1913, 2646 etc. etc. Wo demnach eine der beiden Hss. den stammhaften Wechsel nicht mehr befolgt, ist er überall wieder herzustellen, d. h. bei denjenigen Verben, die ihn durch die Hss. in genügender Weise belegen. So kannte jedenfalls der Dichter das Futurum *deviendrons* (A 1910) noch nicht; ich schreibe deshalb mit B *devendrons* u. s. f. Bei den Verben auf *-icare* hat sich die Spaltung in *eier* und *ier* schon vollzogen. Wir treffen somit beim Dichter schon Schwanken; er reimt *otrie* (3. Sing.) : *abéie* 2437 (B) und *otrei* (1. Sing.) : *rei* 2211. Ich ändere in diesen und ähnlichen Fällen an der Hs. nichts. — Dafs unbetontes *i* in *issi* überall in *ei* zu ändern ist, wurde schon oben unter *ẹi* erörtert. *i* ist erhalten in *dignité, digression, histoire, livraison* etc. Anstatt *diable* begegnet in der Hs. A das auch sonst in franco-normannischen Hss. häufige *deable* und *deablie* 1443. Ich behalte die durch Hs. B belegte ältere Form *diable, diablie* bei (cf. Suchier, Rp. XXIII; Jahrb. IV, 313; Zs. I, 317). — Über *o* in

der unbetonten Silbe ist außer dem schon Gesagten nichts weiter zu bemerken; dasselbe gilt von den Diphthongen. Oben (S. 236) hatte ich gesagt, daſs, da Scheidung zwischen *ai* und *ei* stattfindet, wie auch noch bei der späteren Marie de France (s. Warncke, Lais XLV), ich jedes handschriftliche *e* und *ei* in *ai* resp. *ei* verwandle, also *faiseit, laissa, sairement* etc. schreibe; Schwierigkeit bietet nur die Endung *-ationem*. Soll man da *-aison* oder *eison* lesen? *-aison* erscheint siebenmal, *eison* einundzwanzigmal und *eson* (nur in B) dreimal im Reime. Es reimt dreimal mit *peisson(s)*, ferner : *veneison* 55, 795, : *livraison(s)* 335, : *leison* 3445 (3196 A). Beabsichtigte der Dichter leoninische Reime? Wenn dies auch nicht der Fall sein sollte, so ist doch die Aufnahme beider Schreibungen (d. h. *ai* und *ei*) in den krit. Text in der Orthographie der Hs. begründet, da ja auch *eisun* die gewöhnliche Schreibung eines viel älteren, allerdings anglo-normannischen, Denkmals des Computus (S. 59) ist, und da unzweifelhaft das vortonische *ai* schon zur Zeit unseres Dichters so viel von seinem ursprünglichen Lautwerte eingebüſst hatte, daſs es mit *ei* verwechselt und wie *ei* ausgesprochen wurde. Auch bei Wace ist in einzelnen Fällen *ei* für *ai* eingetreten (s. Uhlemann, Grammatisch-kritische Studien über Wace's La Conception Nostre Dame u. St. Nicholas. Jenens. Diss. 1878, S. 26 u. 27). — Das *eson* der Hs. B ist also überall in *eison* zu ändern.

17) Nasallaute. Zu dem, was ich unter Vok. *a* von den Reimen *an* : *en* gesagt habe, füge ich noch das Folgende hinzu. Wenn auch die genannten beiden Endungen im Reime regelmäſsig geschieden werden, so haben wir doch einige Anzeichen in unseren Hss. dafür, daſs die im franco-normannischen Dialekte früh (schon im Roland) eintretende Nasalierung auch in unserem Texte sich zeigt. Zunächst erwähne ich hier noch einmal den schon unter Vok. *a* besprochenen Reim *anciens* : *pens* 4082; ferner gehört wohl auch hierher *estrange* : *eschange* 135. Angefangen hat der Übertritt von *en* : *an* im tonlosen Anlaut (s. Lücking, Mundarten S. 109), und so treffen wir auch am häufigsten die Verwechselung der Präfixe *en* und *a* für ein und dasselbe Wort in derselben Bedeutung, z. B. *aveiout* 83 — *enveout* 106, 383; *atendu* 102 — *entendu* 167; *assummet* 1418 — *ensommet* 1460; *ama* 2378 (A) — *enmei* 2932 (A) etc. (s. ebenso im Livre des manières, Kehr, S. 11); ferner *emsemblé* 1012 neben *assenble* 213 und *assemblee* 752; *enpres* 215 neben *emprès*

839, 1507; *anviron* und *environ, angien* und *engien* etc. etc. — Weiter *menja* 95 neben *mangié, estrenglei* 95 neben *estrangle* in B, *estandre* neben *estendre, enfenter* 3536 (A) neben zahlreichem *enfant* im Reime mit Part. Präs. auf *-ant;* neben *Normans* : *vallanz* 2098 (in A u. B) in beiden Hss. nur *Normendie;* neben *Roan* auch *Roein* und *Roen,* letzteres namentlich in Hs. B, welche überhaupt gern *en* für *an* schreibt. Wenn man nun auch für die Ortsnamen einen Übergang von *ã* zu *ẽ* annehmen kann (vgl. H. Haase, Das Verhalten der picardischen u. wallonischen Denkmäler des M. A. in Bezug auf *a* und *e* vor gedecktem *n.* Halle. Diss. 1880, S. 11—12), so steht doch auf Grund der gegebenen Beispiele fest, daſs die Kopisten für *ã* — *an* und *en* schrieben, daſs sie also für *en* schon *ã* sprachen. Für den Dichter ergiebt sich aber aus dem Reime *anciens* : *je pens* höchstens, daſs er für *en* — *ãi* sprach. Es ist demnach in den krit. Text die ursprüngliche etymologisch begründete, zum Teil auch durch den Reim gesicherte Schreibung wieder herzustellen, also z. B. zu schreiben *enfanter, estrangler, assembler, entendu* etc. Ebenso nehme ich *Roan* und *sans* (= lat. *sine*) auf, da diese Schreibungen in Hs. A am meisten gebraucht werden. Desgleichen ist in *l'en* (= *homo*) und *volenté, volentiers* für unseren Dichter höchst wahrscheinlich die Aussprache *ã* (oder *ãi?*) anzunehmen (s. Förster, Cliges LXVII; Neumann, Zs. VIII, 256); ich möchte jedoch in Übereinstimmung mit der Orthographie beider Hss. hier nicht *an* schreiben. — Bei den Endungen *um, un, om, on* war der Nasallaut schon gänzlich durchgedrungen, wie die Reime beweisen. Beispiele: *savum* : *baston* 837, *digression* : *volum* 417, *Judicum* : *leçon* 387, *non* : *guium* 81 (vergl. andere Beispiele bei G. Paris, Alex. 83 u. 102; Mall, Cp. 75 ff.; Andresen, Rou 526, Suchier, Rp. LII, wo er *am* : *an, im* : *in, aim* : *ain, um* : *un* (lat. *ū*), auſser dem bekannten Reime *om* : *on,* belegt; ferner P. Meyers Aufsatz üb. „*an et en toniques*" in d. Mém. d. l. Soc. de linguistique de Paris, I, 244 ff.; Engelmann, Üb. die Entstehung der Nasallaute. Halle, Diss. 1882).

B. Konsonanten.

18) Liquide. Es fragt sich zunächst, ob *l* schon aufgelöst war. Die Beantwortung dieser Frage ergiebt sich aus den folgenden Reimen. a) *a* + *l* + Kons. reimt nur mit sich selbst (s. die Reime

unter Vok. *a*). b) *e* + *l* + Kons., welche Verbindung immer *l* beibehält (s. Vok. *a* u. Vok. *e*), nur *-ellus* und *-ellos* scheint in Auflösung begriffen zu sein, da es in Hs. A gewöhnlich *-eals* geschrieben wird. Hs. B hat aber *mangreaus* : *biaus* 473 (B), das in *-eals* zu ändern ist. Für den krit. Text bleibt demnach diese Schreibung bestehen, obwohl kein beweisender Reim vorhanden ist, wie z. B. bei Marie de France: *chevals* : *beals* (s. Warnke, Lais XXXI). c) *ĭ* + *l* + Kons. Hier vokalisieren die nordwestlichen Dialekte des *l* (siehe Görlich, a. a. O. S. 59); in unserem Denkmal aber fällt es, wie auch sonst im Normannischen.* d) *ué* + *l* + Kons. reimt wieder nur mit sich selbst: *velt* : *selt* 601, 1375, wo A einmal *veut* : *seut*, B aber beidemal so schreibt. e) *o* + *l* + Kons. Nur hier haben wir einige beweisende Reime für die Vokalisierung des *l*, nämlich *vout* : *out* 1793, 2327, *volt* : *out* 3220 (3014), *Folcout* : *out* 2175, *Norgout* (?) : Impf. auf *out* 2914 (2753). Das *l* mufs demnach einen dunklen, dumpfen, dem *u* ähnlichen Laut gehabt haben; der Übergang zum *u* selbst war dann der nächste Schritt, daher auch die Thatsache, dafs gerade nach dem tiefen Vokal *o* die Auflösung zuerst erfolgte, wovon Spuren schon bei unserem Dichter; später wurde dann *als* < *au* (beim Kopisten von A) und schliefslich *els* < *eus* (beim Kopisten von B), wie der Reim *mortiex* : *continuex* 1661 beweist.

Durch die Reime gestützt, führe ich also in den krit. Text das *l* wieder ein, auch in der Verbindung *o* + *l* + Kons., da die ältere Hs. A in vielen Wörtern es beibehält (s. die Beispiele bei Huber, Herrigs Archiv, Bd. 76, S. 316), was hier gewifs nicht der Fall sein würde, wenn es nicht in der Vorlage gestanden hätte; übrigens sind auch nur drei wirkliche Fälle für *o* + *l* + Kons. : *o* + *u* + Kons. vorhanden, da die Eigennamen gewifs auch hier eine Sonderstellung einnehmen; endlich nimmt auch Warnke für die jüngere Marie de France noch lautendes *l* an (s. a. a. O. XXXI). Ich schreibe also *ou* für *ol* nur da, wo es der Reim erfordert; lasse es auch gelten in den Eigennamen *Folcout, Norgout, Goout,* da dieselben handschriftlich gesichert und als Ausnahmen zu betrachten sind. *Filz* schreibe ich immer ohne *l*.

Übergang von *l* in *r* zeigt sich in *aire* (= *aile*) : *faire* 1320 und

---

* Bei Wace findet sich allerdings auch zweimal *fiux* für *filz*. — In unserem Denkmal aber reimt *filz* : *Saint Lix* 1485, : *servix* 3142 (2936), : *apovrix* 3928 (3122).

mehrmals in *angre,* auch in *epistre* 997 etc. (s. Huber). Für *apostoile* und *navile* erscheint nicht *apostoire* und *navire,* wie bei Wace (siehe Andresen, a. a. O. 528) und bei Guillaume, Le clerc de Normandie (s. Ad. Schmidt, a. a. O. 500). Aber der Reim *apostoile* : *memoire* 2280. — *l̃* wird im Inlaut ausgedrückt durch *ill, lli,* und in B fast durchgängig durch *ll.* Da die erste Schreibweise in A überwiegt, so nehme ich sie in den krit. Text auf — *l̃* im Auslaut kann nur *il* werden (s. Förster, Cliges LXXI). Beispiele: *conseillie* 262, *faillant* 7, *mollier* 373, *vallanz* 1757, *apareil* : *conseil* 226 (s. ferner Huber). Ich schreibe also auch *pailles* wie v. 879 für *pailes* 1228, obgleich es im Reime mit *scandales* steht (s. oben S. 222). — Die lateinische Gemination hat ihre lautliche Bedeutung eingebüſst; Beweis: *navile* (B *navire*) : *mile* 1387. Bemerkenswert sind auch die Reime in Hs. B: *Briquevile* : *Flamevile* 2405 und *Mundrevile* : *Bretevile* 2419, da *vile* in Hs. B sonst gewöhnlich *ville* geschrieben wird. Ebenso zieht die Hs. B *ll* vor in *elle, celle, mille, illuec* etc., welche Schreibweisen für die früheren *ele, cele* etc. ja im 14. Jh. wieder eingeführt wurden (s. Faulde, Über Gemination im Altfranzösischen. Breslau, Diss. 1881, S. 29). In den krit. Text ist also das einfache *l* aufzunehmen, mit Ausnahme derjenigen Fälle, in denen *ll* auf romanischer Assimilation beruht, wie z. B. *vallez* 763, *mellez* 831 (vgl. Warnke, Lais p. L.; s. ferner Huber, a. a. O. S. 317), wofür *vaslez, meslez* zu schreiben ist (s. unten Kons. *s*).

Metathese des *r* findet sich im Plur. Präs., Impf. u. Part. Präs. von *prendre,* z. B. *mespernant* 8, *esperneit* 2518 (A) etc. — Übergang des *r* in *l* : *altel, pelerin, palefrei.* — Verstummung des *r* in *sages* : *larges* 2263, *melage* : *large* 2509 (s. oben S. 222 andere Beispiele). Das *r* im In- und Auslaut war also schon in des Dichters Sprache kaum hörbar, deshalb behalte ich auch die Schreibungen der Hss. bei, die oft *pa* für *par* und *que* für *quer* (z. B. 3043 [B]) setzen, auch einigemal *r* in dem Verb *herberger* auslassen, so z. B. *herbegerez* 625, *herbeja* 2826 (2717). — Assimilation des *r* an *l* findet sich in beiden Hss. durchgehends in dem Eigennamen *Kalles.* Alles wie in den nordwestlichen Dialekten (s. Görlich, a. a. O. S. 63). — In Bezug auf die Gemination des *r* scheint es sich ebenso oder doch ähnlich zu verhalten in unserem Denkmal wie bei *l.* Der Reim *demore* : *secore* sichert einfaches *r,* auch wird es im Innern der Hss. für ursprüngliches lat. *rr* oft gefunden; andererseits aber reimt *terre* : *guerre*

445, 2379, 3152, 3482, was zwar nicht beweisend für *rr* ist, immerhin aber als zweifelhaft erscheinen läfst, ob man wirklich überall *r* für lat. *rr* einführen soll, — namentlich auch deswegen als zweifelhaft, wenn man bedenkt, dafs dasselbe *terre* im Reime gebunden wird mit *guerre* 653, 593, 1347, 1411, 1679. Hier — bei *guerre* — fragt es sich nun wieder, wie das sekundäre frz. *rr* vom Dichter gesprochen wurde, einfach oder doppelt? Der Reim *pierre* : *chiere* 2920 (in B) und *arriere* : *fiere* 138 spricht für einfaches *r*; *rr* ist also hier nur Schreibung des Kopisten. — Zu unumstöfslicher Gewifsheit kann man also durch die Reime nicht gelangen; es wird demnach am besten sein, sich soviel als möglich an die Hss. zu halten und nur da das ursprüngliche lat. und das erst später im Französischen entstandene *rr* (s. Förster, Cliges LXXI) gelten zu lassen, wo es durch die Reime oder durch konsequente Schreibung in den Hss. gesichert erscheint. — Als ganz feststehend ist jedoch das *rr* im Futurum und Condit. zu betrachten, z. B. *encorreit* 221, *morreient* 529, *porreient* 1967, *dorrei* 1027, *verrai* : *morrai* 2569 (2505) etc. — Die Hs. A reimt auch *dirra* : *ira* 1865 und *dirrons* : *irons* 597; aus diesem Reime und der Hs. B, die *dira* und *dirons* schreibt, geht hervor, dafs der Dichter die Form mit *rr* nicht gekannt hat. Übrigens gebraucht der Kopist von A gern *sr* für *rr* in B, so z. B. *esrei* — *erréi* 539, *esré* — *erré* 1827, 1823, 2035, *esrer* — *errer* 1023 etc. In diesen Fällen setze ich *r* in den krit. Text. — Über *sorre* (= lat. *supra*) s. oben S. 38.

m und *n* fallen im Auslaut zusammen; s. die Beispiele unter No. 17, Nasallaute; daher manchmal *m* für *n*, z. B. *chamdelebre* 899, *chascum*, wofür ich *chandelebre*, *chascun* schreibe.

m(p)s < *ns* in *tens* (A), wofür Hs. B ihrer etymologisierenden Schreibweise gemäfs immer *temps* gebraucht.

mn wird zu *mm* und *m* in *homme* und *home*, *nommer* und *nomer*. Aus den Reimen *dame* : *ame* 1506 folgt, dafs der Dichter einfaches *m* sprach. In *somme* : *homme* 123, 2497 (2433) wird von Hs. B *home* geschrieben, ein Beweis, dafs dies in der Vorlage stand; auch Hs. A schreibt sehr oft *home;* neben *nommer* haben beide Hss. *nomer* (ebenso in den davon abgeleiteten Verbalformen); immer aber wird *dame*, *fame* geschrieben. Ich setze demnach *m* sowohl für primäres als auch sekundäres *mm*.

Desgleichen schreibe ich auch immer *n* für handschriftliches *nn*,

z. B. in *doner, sermoner, avironer, soner, enorer* und deren Ableitungen; übrigens kommen die Formen mit einfachem *n* ebenso oft vor wie diejenigen mit *nn*. — Auslautendes *n* nach *r* fällt ab, wie zahlreiche Reime von *jor, tor* mit *seignor* etc. beweisen. — Übergang des *n* in *r* ist vorhanden, z. B. in *Estievnre* 65, *ordre* 894 etc.; in *l*, z. B. *Damle-Deu*, was Michel immer *Dam-le-Deu* drucken läßt, indem er vielleicht *le* für den Artikel ansah? — Wechsel zwischen *n* und *m* findet außer in den Endungen *om, on* auch noch in der Lautverbindung *em, en* statt, so z. B. *enpensé* 1055 und *empenser* 1539, *assenble* 213 neben *assembler*. Ich lasse dies *m* vor Labialen bestehen, auch in *em puisse* 2226, *emperil* 2236, da die Mehrzahl der Fälle dafür spricht; vor *f* und *v* jedoch ziehe ich mit den Hss. *n* vor in dem Präfixe *com*, z. B. *conforter* 2817 (A). — Inlautendes *ñ* drücke ich durch *-gne* aus (vgl. Diphth. *ai* No. 10); auslautendes *ñ*, das in den Hss. *n, g, ng, gn* geschrieben wird, durch *-gn*, da diese Schreibweise am gebräuchlichsten bei unseren Kopisten ist. Die Wiedergabe des *ñ* ist also dieselbe wie in den nordwestlichen Dialekten (s. Görlich, a. a. O. S. 611 f.) — Bei dem Determinativpronomen *ce* tritt sehr oft ein *n* hinzu: *cen*, aber nur in Hs. A; ebenso erscheint auch vereinzelt *jen* für *je*. Nach Hubers Darlegungen (a. a. O. Seite 319 ff.) ist dieses *cen* (*jen*) als eine Eigentümlichkeit der älteren Sprache der Normandie anzusehen; ich werde demnach dasselbe in den von der Hs. A überlieferten Fällen beibehalten.

19) Dentale. Da nach G. Paris, Romania XIII, p. 129 die inlautende isolierte Dentalis schon gegen Ende des 11. Jh. gefallen war, so treffen wir sie selbstverständlich in unserem Denkmal nicht an; zahlreiche Reime beweisen es (vgl. auch noch Rœth, Über den Ausfall des intervokalen *D* im Normannischen. Halle, Diss. 1882). — Über loses und festes *d* und *t* im Auslaut s. G. Paris, Alexis 95 ff.; Mall, Cp. 80; Suchier, Rp, 19 ff. — Loses *d* fällt in *fi* (: *merci*) 939, *sie* (*sedes*) : *clergie* 2483 (2420). Es ist in Hs. A erhalten in *ad* (= lat. *ad*) 253, 254, *cired* 1242, *pitied* 1218, wo es natürlich nur vom Schreiber herrührt und demnach zu tilgen ist. — *od* (= lat. *apud*) steht nach G. Paris u. Mall nicht unter denselben Bedingungen; es erscheint in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle immer so geschrieben (auch in B sehr oft noch), nur manchmal *o* oder *ou*. Ich behalte es zum Unterschied von *o* (= *aut*) und *ou* (= *ubi*) bei. — *d* im Auslaut nach Kons. wird, wie in anderen afrz.

Texten zu *t*. Einige beweisende Reime sind: *Mainart* : *part* 2133, *grant* : *enfant* 143, : *quant* 3492; 1. Sing. Präs. Ind. *entent* : *parlement* 2916, *commant* : *poant* 2265; 3. Sing. Präs. Ind. *art* : *part* 2694, 4016, *atent* : *isnelement* 307, *porprent* : *s'estent* 487, *rent* : *hastivement* 509, *entent* : *premierement* 1835; 3. Sing. Konj. Präs. *guart* : *part* 2222, 2275 etc. — Loses *t* fällt: 1) in der 3. Sing. Präs. Perf. u. Fut. auf *at*, z. B. *ja* : *a* 921, *la* : *a* 2001, 2962, *la* : *crolla* 287, : *merveilla* 358, : *atocha* 935, *pleira* : *va* 1775 (1771). Zu dieser 3. Sing. Präs. Ind. *va* vgl. aus Brandan *la* : *va* 423 bei Suchier, a. a. O. 22. — *vadit* ergab für unseren Dichter aber auch *vait*, wie der Reim mit *hait* 631 (629) beweist, folglich konnte das *t* hier je nach Belieben laut oder stumm sein. Für den krit. Text ist demnach die verschiedene Schreibung der Hss. beizubehalten. — 2) In den Part. Perf. u. Subst. auf *e* (= lat. *atus, a, um, atem*). Beweisend sind: *atollité* : *plenté* 821, *ité* : *finé* 1097. Andere Part. Perf. im Reime : *De* 321, 1751, 2335 etc.; *Vesse* : *doné* 2409 (B); *Torignie* : *trove* 19 etc. — 3) In der 3. Sing. Präs. Ind. der 1. lat. Konj. und in 3. Sing. Präs. Konj. der 2., 3., 4. lat. Konj. auf *at*; z. B. *demande* : *grande* 1938, *face* : *menace* 1736, *die* (*dieat*) : *vie* 2106 (s. and. Beispiele bei Huber). Ausnahme dazu ist *ait* (= *habeat*) : *forfait* 2728 (2620). — 4) In den Part. Perf. der Verba auf *ir*; z. B. *degnerpi* : *marri* 1753, : *establi* 2089, *bani* : *garni* 3522, *envaï* : *endormi* 3558, und der beweisende Reim *reconta* : *oï a* 277. — 5) In der 3. Sing. Perf. der Verba auf *ir* in den folgenden beweisenden Reimen: *respondi* : *eissi* 1771, *confundi* : *lui* 3490 (3238). Andere Perfekte hingegen reimen mit festem *t* (s. unten). — 6) In den Part. Perf. und Subst. auf *ut*, die in beiden Hss. nur *u* geschrieben werden. Beweisend jedoch ist nur *Deu* : *leu* (= gelesen) 1851. — 7) Hieran schließt sich die 3. Sing. Perf. Fut. Dies reimt als *fu* neunzehnmal mit Part. Perf. auf *u*, und nur einmal wird es von Hs. A *fut* (: *comméu*) 1397 geschrieben, wo natürlich auch *fu* stehen muß. Andererseits aber erscheint *fut* im Reime zu anderen 3. Sing. Perf. (und diese selbst) immer mit Dentalis geschrieben in neun Reimpaaren: *fut* : *jut* 459, 2117, 2339, : *dut* 675, 2053, : *encrut* 1749, : *aparut* 3658, : *estut* 2545, : *morut* 1507; also mit festem *t*. — 8) In den folgenden Stämmen: *segrei* : *sei* 1963, *dei* (*digitus*) : *sei* 2620. — Loses *t* ist erhalten: 1) In *et* (und), was in Hs. A durchgängig so geschrieben wird. — 2) In der 3. Sing. Präs. Ind.: *contredit* : *maldit* 1847 und

in *vait* : *hait* 631 (s. oben). — 3) In der 1. Sing. Präs. Ind.: *cuit* 923, da es mit *vit* reimt, und da dieses letztere nach Mall, a. a. O. S. 81 feste Dentalis hat, was jedoch noch nicht allgemein angenommen wird. — Festes *t* würden dann auch die folgenden 3. Sing. Perf. auf *it* haben, da dieselben im Reime mit *vit* gebunden werden; *vit* : *esbahit* 129, 223, : *espandit* 849, ferner *dit* (*dictum*) : *vestit* (3. Perf.) 870 und *dit* (3. Perf.) : *combatit* 3612 (3360). Überhaupt wird die 3. Sing. Perf. der Verba auf *ir* vorzugsweise in beiden Hss. so geschrieben; so erscheint *it* in zehn Reimpaaren und nur einmal (in Hs. A) *vesqui* : *servi* 3088 (2882). Dies alles deutet darauf hin, daſs der Dichter wohl nur ausnahmsweise das *t* nicht sprach, daſs der Abfall des *t* in der 3. Sing. Perf. auf *it* zu seiner Zeit erst begann, wie die oben angeführten Reime : *lui* u. *confundi* beweisen. — Festes, d. h. durch Kons. gestütztes *t* im Auslaut zeigen folgende Reime: *noit* : *leit* 155, : *deleit* 75, : *respeit* 435; *petit* : *escrit* (*pt*) 1165, 1451, : *dit* (*pt*) 779; *tuit* : *dit* (*pt*) 3512 (3260), 3360, 3676 3425), : *destruit* (*pt*) 3334; *vit* (3. Sing. Perf.) : *dit* (*pt*) 4062 (3732). Es haben also auch festes *t* im Auslaut: *petit, tuit* und, wie oben schon gesagt wurde, *vit* (vgl. G. Paris, Al. 271; Mall, Cp. 81; Mussafia, Zs. I, 412; Andresen, Rou II, 538).

Das Ergebnis meiner Untersuchung über den Abfall der isolierten Dentalis im Auslaut ist also kurz dies: *t* ist gefallen in den Endungen *et* (= *atus, a, um, atem*), in den Verbalformen auf *at,* in den Subst. u. Part. Perf. auf *ut,* in den Part. Perf. auf *it* der Verba auf *ir;* im Abfall begriffen ist es in den 3. Sing. Perf. auf *it* und *ut*. Bei diesen zuletzt genannten Perfektis hat man also behufs Herstellung des krit. Textes den Reimen und der Orthographie der Hss. zu folgen, die *it* und *ut* mit und ohne *t* schreiben; im Innern des Textes habe ich überall die Formen mit *t* vorgezogen, in allen übrigen Fällen unterlag es keinem Zweifel, daſs *t* getilgt werden muſste. — Über *tr* = *rr* oder *r* s. oben unter *r* No. 18. — Wie bei den schon besprochenen Konsonanten findet auch bei ursprünglichem *tt* Vereinfachung in *t* statt.

s und *z*. Die Hauptfrage, die uns hier zunächst beschäftigt, ist, ob der Dichter das *s* vor Kons. noch sprach. W. Köritz (Über das s vor Konsonant im Französischen. Straſsb. Diss. 1885) sagt in seinen Hauptresultaten unter anderem: „Die Verstummung des s vor Liquiden und vor f ist älter als die Verpflanzung der franzö-

sischen Sprache nach England, die kontinentalfranzösische Verstummung des *s* vor Muten erfolgte später, aber vor dem Ende des 11. Jh." Das soll wahrscheinlich heifsen „des 12. Jh."; denn der um das Jahr 1150 lebende Dichter des Münch. Brut (s. S. 18), sowie Wace, Benoît und der spätere Chrestien (Chev. au lyon) sprachen das *s* gewifs vor Muten noch, wenn auch einige Reime vorhanden sind, in denen Vok. + Kons. : Vok. + *s* + Kons. reimt (s. die Beispiele bei Andresen, a. a. O. S. 540). Und so werden wir wohl nicht fehl gehen, wenn wir auch bei unserem Autor lautendes *s* vor Muten annehmen. Huber (a. a. O. S. 324) meint zwar, dafs *s* vor Kons. im Inlaut schon verstummt sei, und führt als Beweis die folgenden Reime an: *escrit* (*pt*) : *fist* 2485 (A 2423) und *vit* (*vidit*) : *dist* 2703 (2595). Die Hs. A schreibt *dit;* warum das falsch sein soll, ist nicht einzusehen, denn *dit* könnte ja auch Präs. sein. (B kommt hier nicht in Betracht, da es ganz andere Lesart, nämlich *soleit,* bietet.) Es bleibt also nur ein Reim übrig, auf den Huber seine Ansicht stützen kann und dem gegenüber als beweisender Reim *Jesus-Christ* : *dist* 2728 (2625) angeführt werden mufs. Ferner ist zu bedenken, dafs Hs. A fast immer, sowohl im Reime wie auch im Innern des Verses, *s* vor Kons. schreibt, die Hs. B dagegen es gewöhnlich fallen, im Reime aber bezeichnenderweise oft stehen läfst. So finden sich in A und B elf Reimpaare auf *-ast* 3. Sing. Impf. Conj.; drei Reimpaare auf *-ist* 3. Sing. Impf. Conj.; 3. Sing. Perf. : 3. Sing. Impf. Conj. sechs Reimpaare, z. B. *dist* : *venist* 269, 159 etc.; 3. Sing. Perf.: 3. Sing. Perf. in zweiundzwanzig Reimpaaren, z. B. *fist* : *dist* 197, 847, 1473 etc.; 2. Pl. Perf. *volsistes* : *desistes* 3152 (2926); 3. Sing. Präs. Conj. *repost* : *ost* 2375 (—71); 3. Impf. Subj. auf *ust* : *fust* 1221, 1969, *eust* 355, 1419 . . . ., *leust* 1585, *peust* 87, 237, *pleust, seust* etc.; 3. Sing. Präs. Ind. *est* : *est* 1527, 1927, 3928; im Infinitiv *estre* : *destre* 1355; in den folgenden Subst.: *evesque* : *archevesque* 1013, 2269, 2463, 2489; *feste* : *teste* 1359, : *tempeste* 1301; *forest* : *pest* 447.

Ich behalte also, gestützt auf die Hss., das *s* vor Muten bei. Vor Liquiden jedoch war es bei dem Kopisten der Hs. A stumm, wie wohl die fälschliche Anwendung desselben am besten beweist, so z. B. in *mesra* (: *voldra*) 2475 (2412), *disra* 1865, wo Hs. B *metra* und *dira* schreibt. — Über *esrer* s. oben. — Durch Angleichung an die 2. Pl. entstand *fundasmes* : *orasmes* 3110 (2904) und *veïsmes* :

oïsmes 2559 (2495), welche Formen ich in Übereinstimmung mit Hs. B ohne *s* schreibe. — Ob für den Dichter auch das *s* vor Liquiden stumm war, läfst sich aus dem Mangel an beweisenden Reimen nicht feststellen; wir sind also einzig und allein auf die Orthographie der Hss. angewiesen. Wegen der grofsen zeitlichen Entfernung der Hs. B vom Original kann dieselbe als Beweismittel nicht herangezogen werden, und doch müssen wir konstatieren, dafs auch sie noch Formen mit *s* + Liqu. enthält, z. B. *meslez* 843 (841), *isnelement* 989, *meslée* 1625 (1621), *s'esfreia* 2696 (2588), wo A *effreia* hat; *desferma* 2858 (2750) und *desfermé* 2853, wo A wiederum *ff* schreibt; *caresme* 2942 (= A 2780); *esleisent* 2199 u. s. w. Viel häufiger findet sich dies *s* jedoch in Hs. A, und in den wenigen von Huber angeführten Ausnahmen hat B das *s* bewahrt. Es hatte also wahrscheinlich beim Dichter noch keine Assimilation des *s* an den folgenden Konsonanten (*f*, *l*) stattgefunden. Ich stelle demnach das *s* überall wieder her, was ja auch Förster und Warnke bei den späteren Dichtern Chrestien und Marie thun. — Das tonlose *s* wird im Anlaut durch *s*, im Inlaut durch *ss* wiedergegeben, welches auch für primäres und sekundäres *ss* zu setzen ist, z. B. in *asez* 77, *asemblei* 1542, *mesage* 1795, *espeicement* 3216 (3011), wo übrigens die Kollation *ss* für *c* liest, etc. — *-asse* und *-ace* (für welches Hs. B auch *ase* und *asse* schreibt), *-esse* und *-ece* werden im Inlaut voneinander geschieden; *-c-* lautet *tz* (s. unten Kons. *c*). — Im Auslaut steht zur Bildung des Plurals *s*, für welches nach gewissen Konsonanten *z* geschrieben wird.

z hatte bis Mitte des 12. Jh. den Lautwert von *ts* nach Chabaneau (Revue d. lang. rom. V, 330 ff.), dann reduzierte es sich zu *s* gegen Ende des 12. Jh. (s. Horning, Über *z* in den mouillierten Wörtern der oïl-Sprache. Rom. Stud. IV, 637) in den Wörtern auf *-lz*, *-nz*, wie in allen anderen Wörtern, die sich auf *z* endigen. Schon in den Hss. des Alexis, also im 12. und 13. Jh., erhielt *z*, aufser seinem ursprünglichen Lautwerte, auch denjenigen von ein- und mehrfacher Konsonanz + *s*, namentlich in der Flexion (siehe G. Paris, a. a. O. S. 99; Mall, Cp. 91). Da nun unsere beiden Hss. aus dem 13. und 14. Jh. stammen, so finden wir das *z* in der erwähnten ausgedehnten Anwendung. Für den Dichter war *z* (*ts*) noch nicht zu *s* geworden, denn es reimt bei ihm nie Vok. + *z* : Vok. + *s*; nie findet sich die 2. Pl. auf *ez*, der Nsg. und Opl. der Part. Perf. auf *ez*, *iz*, *uz*, noch der Npl. und Opl. der Subst. auf *ut* in den

überaus zahlreichen Reimen gebunden mit *es, is, us*. Guillaume reimt also ebenso korrekt, wie Wace und Marie (s. Warnke, Über die Zeit der Marie de France, in Zs. IV, 243). Nach Kons. jedoch wird die Regel öfter durchbrochen, so im Nsg. und Opl. der Subst., Adj. und Part. Präs. auf *ant*, ebenso bei den Subst. und Adj. auf *ènt* (s. die Deklination), doch kann in den meisten Fällen gebessert werden. Bei der Herstellung des krit. Textes ist demnach das allgemeine Gesetz zu befolgen, und sind die Ausnahmen nur im Reime zu gestatten. — Ferner ist mit *z* geschrieben der Nsg. und Opl. *toz* 50, 481 etc., *tanz* 475..., *sainz* 224, 261..., *mainz* 183...; die Formen mit *s* (die namentlich in Hs. B häufig sind) waren hiernach zu bessern.

z steht für *c* oder *t*, wenn es = *ci;* z. B. *braz* (*bracium* für *brachium*) 3780 (cf. Diez, Gr. I³, 265), *berz* (*berciolum* — Du Cange) 304, 311, 321, *voiz* 360, *croiz* 845; in den folgenden Zahlwörtern *tierz* 1475..., *unze* 302, *deiz* 1123, *douze* 707, 708.... — Die Hs. A schreibt im Reime *clerzon* 885, 920, aber auch *clerjon* 1252; B immer *clerjon;* überwiegend wird auch in Hs. A *sanz* für *sine* + *s* gesetzt. In den krit. Text sind demnach *clerzon* und *sanz* aufzunehmen; sonst steht hinter einfachem *n: s*, z. B. *tens, encens* etc.

z wird benutzt anstatt *s* hinter *l̃* in *mielz* 1782, 1785..., *filz* : *gentiz* 3150, : *Saint-Liz* 1485 und hinter *ñ* in *enoiz* : *loigz* 1203 (cf. Schuchardt, Romania III, 285; Tobler, Gött. Gel. Anz. 1872, S. 588; Thomsen, Mém. d. l. Soc. d. Ling. III, 118 f.; Horning, Rom. Stud. IV, 627 ff.; Förster, Cliges LXXIII).

20) G u t t u r a l e. Die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert es, daſs ich den Laut *c* eingehender behandle.

Die Untersuchungen G. Paris' (Al. S. 85 ff.) und Malls (Cp. 92 ff.) sind wesentlich erweitert worden von Joret („Du C dans les langues romanes"), dessen Ausführungen sich angeschlossen haben: Andresen (a. a. O. S. 544), Koschwitz (Überl. u. Spr. S. 65 ff.), Darmesteter (in seiner Recension des Joretschen Buches in Rom. III, 393), Lücking (Md. 132 ff.); sie alle stellen das Normannische in seiner Behandlung des *c* zum Picardischen. — Eine andere Ansicht vertreten G. Paris (Al 85 ff.), Mall (Cp. 92), nach welchen beiden das *c* im Normannischen und Centralfranzösischen übereinstimmend behandelt wird; in Rom. VII, p. 111 ff. behält G. Paris seine Al. 85 ff. ausgesprochene Meinung bei. — Suchier (in „Mundart des Leodegarliedes"

in Zs. II, 255 ff.) sieht das *h* nach *c* nur als ein diakritisches Zeichen an; seiner Ansicht pflichtet im allgemeinen Schuchardt (Rom. III, 282 ff.) bei, und Varnhagen (Zs. III, 161 ff.) begründet dieselbe näher; so wird z. B. *ch* für *k* gebraucht in Brandan (s. Koschwitz, a. a. O.) und in den Congés de Jean Bodel p. p. G. Raynaud (Rom. IX, 216 ff.). — Eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Meinungen giebt Buhle, Das C im Lambspringer Alex., Oxf. Rol. u. Lond. Brandan. Greifswald, Diss. 1881, S. 5—17. Das Resultat seiner Untersuchung über das altnormannische *c* in den betr. Denkmälern ist nach ihm (S. 54) folgendes:

1) Lat. *c* vor erhaltenem oder verwandeltem *a* incl. *au* = *o* hat einen Laut aus der Lautreihe *k'* ..... *č(s)* entwickelt.
2) Lat. assib. *c* (*ti* + Vok.) besitzt höchst wahrscheinlich den Laut *ts*.
3) Lat. *p* + Hiat = *i* ist durch ein *ch* dargestellt, dessen Lautwert nicht sicher zu bestimmen ist.

Frühere Arbeiten, in denen über afrz. *c* und *ch* gehandelt wird, sind noch: Joret, Le Patois normand du Bessin in Mém. Soc. Ling. III, 227 ff.; Tobler, Vrai aniel XXI; Knauer, Zur afrz. Lautlehre. Leipzig, Progr. 1876; Vollmöller, Münch. Brut. S. 36; Neumann, Zur afrz. Laut- u. Flexionslehre, S. 80 ff.; Böhmer, Rom. Stud. 1, 600.

Mehr Klarheit in die ganze Sache hat entschieden Jorets Buch: „Des Caractères et de l'Extension du Patois Normand. Paris 1883“ gebracht, in welchem er einerseits seine auch von Suchier (Zs. II, S. 291) und von Schulzke (Betontes *ĕ* + *i* und *ŏ* + *i* in der normannischen Mundart. Halle, Diss. 1879) gemachte Annahme einer Teilung des Normannischen in Nord- und Südnormannisch zu begründen, andererseits in Übereinstimmung mit Lücking (Md.) seine Behauptung, „daſs die Behandlung der Gutturalen im Neu- und Altnormannischen dieselbe sei“, zu beweisen sucht (a. a. O. S. 113 ff.). Daſs diese Behauptung in der That unumstöſslich ist, daſs nämlich „die heutige pic.-norm. Gestaltung der Gutturalen schon im 13. Jh. in der nordwestlichen Normandie vorhanden war“, belegt Huber (a. a. O. S. 330) durch Urkunden aus jener Zeit.

Nach Joret bildet die Grenzlinie zwischen Nord- und Südnormannisch die Eisenbahn von Grandville nach Paris; genauer bestimmt er dieselbe in seinem Buche, S. 123 ff. La Manche, die uns am meisten interessiert, wird also in zwei Teile geteilt, deren süd-

licher und kleinerer Teil — das Avranchin — zum südnormannischen, die nördlich davon gelegene Landschaft Cotentin aber zum nordnormannischen Dialekte gehört. Im Norden der gezogenen Linie herrschen die eigentlichen normannischen Formen der Gutturalen vor, im Süden derselben die französischen. Dies kann für das Avranchin nicht auffällig sein, da die dortige dünn gesäte Bevölkerung germanischen Ursprungs von dem romanisierten keltischen Elemente aufgesogen wurde.

Das Kennzeichen des nordnormannischen wie auch des picardischen Dialektes (s. hierüber schon Diez, Gr. I³, 129) ist nun, daſs das velare *c* vor *a, o, u* den Laut *k* behält; wird jedoch der Vokal diphthongiert oder entwickelt sich *i* vor demselben, dann wird velares *c* zu palatalem *k'*, welches seinerseits entweder bleibt oder zu *tch* wird. Palatales *c* vor *e* oder *i* wird *ch* (cf. Joret, a. a. O. S. 119 ff.).

Da nun unser Dichter ein Südnormanne von Geburt war und auf dem Mont-Saint-Michel als Mönch lebte, so werden wir also wohl eher die französische Behandlung der Gutturalen als die normannisch-picardische zu erwarten haben. Und in der That überwiegt in unserem Roman die Schreibung *cha* für *ca* bei weitem, und *c* + *e, i, y, æ, œ* wird fast stets assibiliert wie im Centralfranzösischen, so zwar, daſs die Hs. B sehr oft *s* für *c* darbietet.

Die Thatsache, daſs Hs. A vielfach *ca* für *cha* und *che, chi* für *ce, ci* gebraucht, bestätigt von neuem die oben (S. 35) gemachte Annahme, daſs der Kopist von Hs. A ein Nordnormanne war, wohingegen der Umstand, daſs Hs. B durchgängig die centralfranzösische Orthographie anwendet, für die mehr südlich (vielleicht auch im Avranchin selbst) gelegene Heimat des betr. Schreibers spricht (siehe oben S. 35). Wir finden in Hs. B hin und wieder auch einmal *ca* für *cha*. Da dieses *ca* weder aus der Original-Hs., noch aus der Hs. A in die Hs. B hineingekommen sein kann, denn B wurde ja nicht von A abgeschrieben, so muſs zur Erklärung die schon oben S. 42 vermutete Hs. Y angenommen werden.

Auf Grund dieser Untersuchung ist somit das ursprüngliche *cha* für *ca* und *c* für *ce(i)* und *ti* + Vok. im krit. Text wieder herzustellen. Für das letztere sprach der Dichter die Affrikata *ts* (siehe G. Paris, Al. 85); der Kopist von Hs. B aber kannte dafür nur den Laut der tonlosen Sibilans, denn er verwechselt immer *c* mit *s;* so schreibt er sehr oft z. B. *sil* für *cil, se* für *ce* etc. etc.

Die von Huber (S. 326, § 84, No. 4) angeführten Beispiele: *cantent* 917, *canoines* 1036, *cances* 1225, *candelabres* 2145, *casse* 2512, *cantée* 2732, schreibt Hs. B mit *ch*.

Wirkliche Ausnahmen von der allgemeinen Regel liegen in den folgenden Fällen vor, da die beiden Hss. hier konsequent in der Orthographie übereinstimmen:

1) Bei Bezeichnungen von kirchlichen Personen, Gegenständen und religiösen Handlungen, z. B. *cardinal* 1818 (1814), *Incarnacium* 1072, *calices* 2150 (2186), wo B *galices* schreibt. Manchmal wird dann auch *k* gesetzt, so: *Kalendes* 1125 (und auch *Kiriele* 991), das ich bestehen lasse.

2) Anders jedoch verhält es sich mit dem Personennamen *Charles,* der in Hs. A immer als *Kalles* 1461, 1482, 1493, 1498, 1634 etc., in Hs. B jedoch durchgängig als *Challes* erscheint. Da die Form *Kalles* aus der lat. Abkürzung *kl* in die französischen Texte herübergenommen worden ist (siehe G. Paris, Rom. VII, p. 139) und durchaus kein Grund vorliegt, an der Aussprache *Challes* zu zweifeln, so nehme ich dieses in den krit. Text auf.

3) Auch in einigen Länder- und Flußnamen hat sich *ca* erhalten, so in *Campaigne* (d. i. die römische Campagna) 504, 566, 567, 1133, zum Unterschied von der französ. Provinz *Champaigne* 1653; ferner in *Toscane* 562, für welches Hs. B *Tosquane* schreibt (dieses *qu* für *c* findet sich häufig, s. Görlich, a. a. O. S. 65); in *Caux* 541, das noch heute *pays de Caux* heißt, und in dem Flußnamen *Canse* 2402, wofür nicht *Causé* (= heutiges *Chausey*) zu lesen ist, wie Le Héricher und Huber wollen (s. die Anmerkungen).

Wenn das *c* in Verbalformen, z. B. bei *commencier,* vor dunkle Vokale tritt, so schreibt A gern *ch,* B aber *s,* so z. B. *commencha* (*sa*) 413, 1155 .... Der Dichter sprach *ts,* für welches sich bei dem Kopisten von B *s* erhalten hat; der Klarheit wegen versehe ich dieses *c* durchweg mit einer Cedille.

Andererseits wird *c* vor hellen Vokalen in A auch *ch* geschrieben, so in *commenchier* 254 (B ... *sier*), *chierge* 902 (B *cirge*), *merchie* 364 (B ebenso) etc. In solchen Fällen ist zu untersuchen, ob *chie* aus lat. (od. germ.) *ca* oder aus lat. *ce, ci, ti* + Vok. entstanden ist; dort wird man *ch* beibehalten müssen (wie in *merchie*), hier wird man

die Schreibung *c* adoptieren, da nicht nur B *s* und *c* darbietet, sondern dieses *c* auch die häufigste Schreibung in A ist. Manchmal wird auch ursprüngliches *ti*$^{\text{Vok.}}$ durch *ti* wiedergegeben, so in B *relation* 3053, in beiden Hss. *election* 2478 (2415), oder durch *ci*, so in *beneïcon* 528, *estacion* 956, *peticion* 1208, 2093, *devocion* 1154, 1369, *constitucium* 1084, *presumpacion* 2730. Alle diese Substantiva mit der zweisilbigen Endung *tion* (*cion*) sind gelehrte Bildungen und als Fremdwörter zu betrachten. Vgl. hiergegen *sopeçon* 1955, 2005, *contençon* 1039, 1669, *façon* 3768 (3516). Doch möchte ich die Schreibung *-cion* beibehalten.

Statt *c* setze ich *z*, wie es die Hss. thun, im Auslaut der Wörter auf *-cem, -cim, -tium*, z. B. *feiz* (*vicem*) 180, *viaz* 221, *croiz* 845 etc. (s. andere Beisp. unter *z*, und namentlich bei Huber).

c wird *g*, z. B. in *segrei* 1964, *segunt* 2132, *galices* (nur in B) 2150 (46), *segresteins* 2637 (2529), 2648, *aigue* 3485 (3232), 3503, 3906 (3618), wo B immer *eve* hat.

c ist immer erhalten vor *o* und *u*. Beisp. sind überflüssig.

c bleibt vor Konsonanten in Fremdwörtern, die schlecht assimiliert sind, z. B. *diacres* 2097, *delectable* 1172, *election* 2195, 2478. *-octo* und *October* sind nach frz. Lautgesetzen zu *oit* und *Oittouvres* (B *Octovres*) 1122 umgebildet worden; in den krit. Text gehört *Oitovres*.

qu. Das *u* in *qu* hat wahrscheinlich noch gelautet; denn wir finden lat. *cui* sowohl *cui* 1380, als auch *qui* in beiden Hss. geschrieben; nur zieht A hier *c* dem *q* vor, während B es umgekehrt macht. In den krit. Text setze ich *qui;* ebenso schreibe ich für lat. *cogitat* *-quit*, wenn auch einigemal *cuit*, z. B. 924, vorkommt, da *qu* ebenfalls für *cu* in *quens* (*comes*) 1469 (1465), 1555, 1605 etc. steht und von beiden Hss. konsequent so geschrieben wird. — *qu* bleibt erhalten in allen Formen von lat. *quærere*, in *quer* (= *quare*), in Pron. u. Konj. *qui* und *que*, in *quinte* 1096, *quant* 3493 (3240). — Die verlängerten Formen von *anc, iluec, idonc* haben *-ques*. Bei Wace hingegen treffen wir sehr oft *ki, ke, ker, kes* (s. Andresen, a. a. O. S. 548). — Zur Erzielung einer einheitlichen Orthographie setze ich überall *qu* (nicht *cu*) in den krit. Text.

Lat. *aqua* wird einigemal — aber erst am Ende der Hs. A (s. die Beisp. unter vorhergehendem *c*) — zu *aigue;* im Anfang derselben steht *eve* und *eive;* die Hs. B schreibt immer *eve*. In den nordwestlichen Dialekten (s. Görlich, a. a. O. S. 21) und im Livre

des manières (Kehr, S. 20) lautete es *eve, eive, aive, aigue;* noch heute wird es nach Ménière (Gloss. angevin etc. in Mém. de la société académique de Maine-et-Loire, p. 389) *aive* gesprochen. Unser Dichter hat demnach wohl nur die ältere Form *aigue* gekannt.

Mit Hs. B ist v. 60 *Quidalet* anstatt *Ridalet* zu lesen, vgl. Roman d'Aquin, éd. F. Joüon des Longrais. Einl. S. LXXIV.

Auslautendes *qu* wird *c* in *cinc* 1496, *donc* 313, *onc* 931 etc.

g. Das gutturale *g* wird wie im Lateinischen ausgesprochen. In Verbindung mit *u* wird es gebraucht, um germanisches *w* wiederzugeben, wie z. B. in *Guillalme, guez* 482, *guerpie* 1386, *guerreia* 1395, in *guerre, esguardez* 621, *guarirent* 1348, *orgueil* 3233 etc. Sehr oft wendet die Hs. A auch blofs *g* an, was die Hs. B konsequent thut. Ich ziehe für den krit. Text die ältere Schreibweise *gu* vor.

gu wird ebenfalls für gutturales *g* geschrieben (in beiden Hss.) vor *e* und *i* in Wörtern lateinischen Ursprungs, so in *longue, longuement* 103, 120.

Auslautendes *g* wird *c* z. B. in *lonc* 236, 2789 (2680).

Palatales *g* wird durch *g* und *j* ausgedrückt, ohne dafs sich ein bestimmter Einflufs des folgenden Vokales auf die Schreibung erkennen liefse; beide Hss. zeigen hierin dasselbe Schwanken.

Einige Beispiele: *jaiant* (B *geant*) 460, *jut* (*geut*) 460, *joieanz* (B *joianz*) 3582 (3329), *joouent* (*joient*) 148, *esturgons* (*esturjons*) 470, *jujout* (*jugout*) 1262, *jugast* (B =) 1264, *encharga* (B =) 1799, *herberja* (B =) 2827 (2720), *menja* (B =) 95, *manjout* (B *mengiet*) 150; *jeseit* (*geseit*) 149, *geseit* (B =) 1270, *porjesant* (*porgesant*) 462, *jetez* (*getez*) 832, *genoillons* (B =) 575, 582, 621, in beiden Hss. immer *genz* und immer die Endung *gier, gié* etc. Um eine einheitliche Schreibung in den Text zu bringen, habe ich, gestützt auf die gegebenen Beispiele, überall *j* für *ǵ* vor *a, o, u* eingeführt, mit Ausnahme derjenigen Fälle, wo Auflösung des *ǵ* in *i* stattgefunden hat. Ferner schreibe ich *g* für *ǵ* + *e, i,* mit Ausnahme derjenigen lateinischen Wörter, die noch keine völlige Assimilation erfahren haben, wie z. B. *jeuner* und seine Ableitungen: *junement* 2082 (78), *junable* 2938 (2777), *jéuna* 3516, *jeungent* 3513 (3260).

h. In beiden Hss. herrscht grofse Unsicherheit in Bezug auf die Behandlung des *h;* die Wörter lat. Ursprungs werden mit und ohne *h* geschrieben; sehr oft auch wird ein *h* gesetzt, wo es gar keine Berechtigung hat, wie z. B. *hesmeit* 478 (B *esment*), *hisnelement*

(B ohne *h*) 3631 (3380). In einem Punkte jedoch sind die Hss. immer einig: sie schreiben stets *h* bei allen aus dem Germanischen stammenden Wortformen, also z. B. *honte* 462, *hauteice* 421, *hait* 630, *herbergement* 638, *huesel* 516, *haient* 1530, *herbergier* 2719.

Die Wörter lat. Herkunft werden wohl am besten das *h* behalten; in den meisten Fällen bewahren auch die Hss. dasselbe, so beispielsweise immer in *huem, home, heriter, humble* etc., nur *enorer* und seine Ableitungen sind grofsen Schwankungen unterworfen. Ich habe es für das beste gehalten, das etymologisch berechtigte *h* wieder herzustellen; jedoch lasse ich es mit Förster (üb. Th. Müllers Ausg. des Rol. L. Zs. II, 165) u. mit Andresen (a. a. O. S. 551) nach einem elidierten *e* oder *i* aus, so z. B. in *l'en* (= *homo*), das stets nur so erscheint.

Ohne *h* werden auch immer geschrieben: *aveir, ore, produem* (vgl. auch Heiligbrodt, Gorm. et Js., Rom. Stud. III, 539).

21) Labiale. Die Labialen bieten wenig Anlafs zu Bemerkungen. Dieselben sind im Anlaut erhalten. Im Inlaut wurde *p* und *b* zu *v*, z. B. *ovec, Avrenches, oitovres* etc.; bewahrt blieb *p* in *sepeliz* 1215 und *ensepelir* 2980, wofür B *v* schreibt. Andererseits hat B die etymologisierende Schreibung *corps, temps, septante, seipt,* wo A das *p* ausfallen läfst.

Das im Auslaut zu *f* gewordene *v* (z. B. *grief* : *chief* 172) ist ganz geschwunden in *briement* 385, 871, *griement* 1137; *f* fällt auch vor *s* (s. die Flexion).

f entsteht aus *p* in *prof, emprof,* aus *v* in *neif;* es ist noch nicht vorhanden in *sei* (*sitis*) 1160 (B hat *seif*). *f* (germanisches) ist nach *l* nirgend erhalten. Die Namen *Riol, Raol, Ernol* werden nur so geschrieben, während bei Wace noch *Aernolf* und *Ranolf* anzutreffen sind.

Ein anderer bemerkenswerter Unterschied von dem nordwestnormannischen Wace ist der, dafs germanisches *w* kein einziges Mal durch *w,* sondern nur durch *gu* und *g* ausgedrückt wird, wohingegen der norm.-picard. Dialekt sehr häufig *w* schreibt (s. Andresen, a. a. O. S. 553, u. Link, Mousket S. 27).

f wird *v* in *Estievne* 65; oder soll man mit B *Estienne* lesen, worauf auch *Esteigne* (B *Esteenne*) v. 3199 hinweist und wie Diez, Gr. I³, 285 hat? Auch in dem nordw. Dialekt (s. Görlich, S. 66) kommt diese Form, geschrieben *Etienve,* vor.

Die Gemination *pp, bb* ist, wie bei den anderen Kons., vereinfacht, so z. B. in *apeler, apareil, abé* etc.

3. *Flexionslehre.*

A. Deklination.

Substantiva. Da Wace, Marie, Garnier, Chrétien und sogar die Vie de St. Grégoire (ums Jahr 1200 verfaſst, s. Weber, Über die Sprache u. Quelle des afr. hl. Georg, in Zs. V, 498—520) die Deklinationsregel mit wenig Ausnahmen streng befolgen, so dürfen wir dasselbe auch wohl von Guillaume de Saint-Paier erwarten. In der That beweisen die Reime und das Versmaſs, daſs unser Dichter eine ausgedehnte Anwendung des Accusativ für den Nominativ noch nicht gekannt hat. Die Mehrzahl der Verstöſse gegen die allgemeine Regel sind erst durch die Kopisten in den Text geraten und daher wieder zu entfernen. Allerdings finden sich, wie überall (schon in Reimpr. XXXIV), auch in unserem Denkmal Ausnahmen, die als solche, wenn durchaus keine Besserung möglich war, stehen geblieben sind.

Es ist vorauszuschicken, daſs bei der folgenden Untersuchung fast nur die durch den Reim und das Metrum gedeckten Formen berücksichtigt worden sind.

Ich teile nach Suchier (Auc. u. Nic.) und Lebinski (Die Deklination der Substantiva in der oïl-Sprache. Breslau, Diss. 1878, S. 2 ff.) die ganze Flexion der Substantive und Adjektive in zwei Hauptgruppen: in die Deklination der Masculina und in die der Feminina. Hierbei ist zu bemerken, daſs beim Übergang aus dem Lateinischen in das Französische die Neutra Plur. gewöhnlich weibliches, die Neutra Sing. aber männliches Geschlecht angenommen haben (s. Mall, Cp. 102; Mussafia, Jahrb. VIII, 127; Tobler, ib. IX, 116; Förter, Chev. II, esp. 414; Schneider, Die Flexion der Subst. in d. ältest. metrischen Denkm. des Französ. u. im Charlemagne, Marburg, Diss. 1883, S. 37 ff. u. 45; Horning, Zur altfranzös. und altprovençal. Deklination in Zs. VI, 439 ff.).

Als einziger Überrest eines latein. Neutrums ist Opl. *mile* (= *milia*) : *navile* 1387 anzusehen.

Die Deklination der Masculina wird in zwei Gruppen eingeteilt, von denen wieder jede in zwei Klassen zerfällt:

a) Die erste Klasse der ersten Gruppe besteht aus den Gleichsilbigen der lat. 2., 3. und 4. Deklination mit *-s* im lat. Nom. sing.; ausgenommen sind also die lat. Subst. auf *-er*. Die hierher gehörenden Subst. haben im Nsg. *-s;* Osg. - —; Npl. - —; Opl. *-s*.

Einige Beispiele: Nsg. *paisanz* : *mananz* (Nsg.) 265, *fresteals* : *chalemeals* 783, *mostiers* : *ovriers* Opl. 395, *respons* : *gresillons* Opl. 995, *aversiers* : *milliers* Opl. 1409, *chrestiens* : *biens* Opl. 1499, *guaranz* : *vaillanz* Opl. 2355, *serjanz* : *apendanz* Nsg. 4028 (B). — *covenz* : *talenz* Opl. 2447 (B). — *evesques* : *aravesques* Nsg. 2269, *arcevesques* : *evesques* Opl. 2489, *Loïis* : *enemis* 1575, 1603, : *vis* 1529, *amis* : *pais* Osg. 1701. — *jorz* : *trestoz* Opl. 2440 (B). — *dus* (*dux*) : *plus* 1887, 2375, *druz* : *vertuz* Opl. 701. — Nsg. *abés, Deus, Damle-Deus,* wofür auch oft *Dex* geschrieben wird, haben sich dieser Gruppe angeschlossen.

Ausnahmen, wo für den Nsg. der Osg. steht, sind: Nsg. *talent* : *apertement* 2567 (2504), : *novelement* 3830 (3542); *junement* : *ensement* 2081 (—77). — Nsg. *mont* : *sont* 3432 (3180). Die genannten Ausnahmen sind höchst wahrscheinlich dadurch zu erklären, dafs der Dichter diese betr. Subst. als Osg. sehr vielemal im Reime gebraucht, oder dafs *talent* in der unpersönl. Redensart *Il m'est pris talent* als Osg. anzusehen ist (s. Huber, a. a. O. S. 122). Endlich Nsg. *escu* : Npl. *nu* 3394 (B).

Von den Eigennamen männlichen Geschlechts deklinieren regelmäfsig: Nsg. *Michiels* : Opl. *ciels* 157, 2233, 3592, 3748; *Guillalmes* : Opl. *realmes* 149, *Normanz* : *vaillanz* (Nsg.) 1761, 2897.

Zu bessern sind: *Durant* : *vaillant* 1933, *Richart* : *leubart* 1643 und *Autbert* : *cert* 177, wo für das *t* immer *z* einzusetzen ist.

Als Ausnahmen sind vorhanden: *Richart* : *art* (3. Sing. Ind.) 1589, : *Bernart* (Osg.) 1609, *Bernier* : *mestier* (Osg.) 2113, *Mainart* : *part* (Osg.) 2133 und *Norgout* : *-out* 2914 (2753). Im Innern des Verses erscheinen die Formen mit *-s* überhaupt sehr selten, was ganz mit dem Gebrauche bei Wace übereinstimmt (cf. Andresen, a. a. O. II, 559). Doch habe ich für den krit. Text den Nsg. mit *-s* wieder hergestellt und den Osg. für den Nsg. nur im Reime gelten lassen.

Osg. Beweisende Reime sind z. B.: *baston* : *savum* 837, *sen* : *Amen* 1087, *sens* : *tens* (über diese und andere Doppelformen cf. Lebinsky, a. a. O. S. 18), *parlement* : *j'entent* 2916, *serpent* : *ment* (3. Sing.) 3604, *mostier* : *demorier* 4042, *cisel* : *bel* (Npl.) 3814, *Dé* : Part. Perf. 321, 1751, 2335 etc. siebenmal, *Deu* : *leu* (= *locum*) 97, 569, 1943 etc., *Deu* : *leü* (= gelesen) 1851, *escu* : *etendu* (Npl.) 3784, *aire* : *faire* 1320, *rei* : *sei* 1035, 1077, : *otrei* (1. Sing.) 2215, *dei* : *sei* 2610, *deduit* : *tuit* (Npl.) 799 etc. etc. Der Reim *areins* (*æramen*) :

certains (Adv.) 3799 (B) ist zu bessern in *arain* : *certain,* da v. 3799 so zu lesen ist: *O seit de fin coivre o d'arain,* wie aus dem folgenden Verse hervorgeht. Das Adverb *certain* ist also ohne *s* zu schreiben; die gewöhnliche adverbiale Form ist in beiden Hss. *certes.* — In v. 3811 in Hs. B — *S'arain ne r'est, coivre o laton* — sind die betreffennde Subst. nicht als Nsg., sondern als Osg. zu betrachten, da hinter *Se* dem Sinne nach die Präposition *de* aus dem vorausgehenden Verse zu ergänzen ist.

Npl. Beweisende Reime sind z. B.: *vilain* : *vain* (Adv.) 289, *heir* : *Bel-Veeir* 339, *clerzon* : *procession* (Osg.) 885, 1251, : *gresillon* (Osg.) 919, *pelerin* : *chemin* (Osg.) 957, 775, *maruglier* : *jonchier* (Inf.) 971, : *mostier* (Osg.) 877, *abé* : *confermé* 1085, *moine* : *testemoine* (Osg.) 1379, 2411, : *chanoine* (Osg.) 907, 2551, 3462, : *testemoine* (3. Sing.) 2387 etc. etc.

Opl. Von beweisenden Reimen sind vorhanden: *messages* : *sages* (Nsg.) 603, *chasteals* : *beals* (Nsg.) 723, *dons* : *donrons* 1045, *milliers* : *aversiers* (Nsg.) 1409, *trestoz* : *jorz* (Nsg.) 2441, *esperiz* : *seriz* (Nsg.) 2644 etc.

Vokativ. Für den Vokativ war nach Beyer, Zs. VIII, 23 u. 38 bis ans Ende des 12. Jh. resp. bis ins 13. Jh. hinein der Nominativ im Gebrauch. So wird auch in unserem Denkmal der Nsg. *Dex,* wofür ich *Deus* schreibe, als Vokativ angewendet v. 3026 (2865), 3257 (3051). Demnach bessere ich auch den Reim *Michiel* : *ciel* zu *Michiels* : Opl. *ciels* 3888 (3600). Allerdings kommt, wie in Waces Brut u. Rou (s. Beyer, a. a. O. S. 34), auch schon der Accusativ als Vokativ vor, so durch das Metrum erwiesen: *arcevesque* 3466 (3173), 3708 (3456). — Der Vok. Plur. begegnet nicht. — Über den Vok. 3. Dekl. mask. s. unten.

Die zweite Klasse besteht aus den Gleichsilbigen der lat. 2. und 3. Dekl. auf *-er* mit dem Typus: Nsg. -—, Osg. -—, Npl. -—, Opl. *-s.*

Ein beweisender Reim für Nsg. ist nicht vorhanden; wohl aber spricht das Versmaſs in v. 1277 — *Il esteit pere as orfenins* — entschieden für die Form ohne *s.* Es ist somit zu bessern Nsg. *prestres* 80, 129, *meistres* 90, *peres* 1280, 1544, 1572, *eires* 1870 u. s. w. — Der Osg. ist vertreten in *Novembre* : *membre* (3. Ind.) 1125, *eire* (*iter*) : *proveire* 121, 3294 (3089). — Als Npl. führe ich z. B. an: *proveire* 3520 (3267); der Opl. erscheint öfters.

b) Die zweite Gruppe umfaſst die Ungleichsilbigen resp. die

Subst. mit wandelbarem Accent. Je nachdem sie im Nsg. ein *s* annehmen oder nicht, zerfallen sie in zwei Klassen wie die Gleichsilbigen. Horning, Zs. VI, 439 ff. sieht den Grund, warum im Altfranzösischen nur gewisse Subst. der lat. 3. Dekl. einen direkt auf den lat. Nom. und Acc. zurückgehenden Nom. und Acc. haben, während die meisten sowohl im Nom. als im Acc. die Form des lat. Acc. zu Grunde legen, darin, daſs infolge eines eigenartig ausgebildeten Sprachgefühls jene bedeutende Veränderung der Wortform, wie sie in *empereór* im Gegensatz zu *empererе* vorliegt, nur Bezeichnungen von lebenden Wesen, insbesondere von Personen, zukommen konnte.

Die erste Klasse ist im Nsg. nicht im Reime vertreten. Es gehören hierher *enfes* 1491, 1580, 1588 etc., *garz* 801. Für den Osg. bieten sich folgende Reime dar: *enfant* : *grant* (Adv.) 143, : *apareissant* (Npl.) 685, : *vivant* (Osg.) 1549, : *avant* 1631. — Npl. *enfant* : *sozlevant* (Partic.) 313, : *rendant* 329 (Npl.). — Opl. *enfanz* : *ovranz* (Opl.) 301, : *resemblanz* (Nsg.) 3932 (3644). — Zu bessern ist Vers 3788 (B) *esfans* : *sachanz* (Npl.) in *enfant* : *sachant*.

Von der zweiten Klasse findet sich der Nsg. nicht durch den Reim belegt; wohl aber ist durch die Silbenzahl gesichert der Nsg. *sire* 3323 (3115). — *Homo* wird in beiden Hss. *huem, huen, huens, hom, hon, hoem, hons;* ich habe *huem* in den krit. Text aufgenommen. — *Latro* wird 1239 *lerres* geschrieben; ich setze *lere* dafür ein. — Zu bessern ist v. 79 *home ne fame ne's visitout,* da *huem* durch das Metrum erfordert wird; anderenfalls dürfte man in der Wendung *home ne fame* die Accusativform beibehalten, weil dieselbe nicht selten begegnet (s. Zs. VIII, 483; Zs. X, 164).

Osg. *traitor* : *jor* 937, : *pastor* 1259, : *seignor* 2367, : *Criator* 4088. — Im Innern des Verses schreibe ich für *larrum* (B *larron*): *laron* 2770 (2662). — *home* 2729 (2620), 3041 (B), 3882 (3595).

Npl. *ancesor* : *jor* (Osg.) 411, : *seignor* (Osg.) 2217, *baron* : *procession* (Nsg.) 913, (Osg.) 947, : *prison* (Osg.) 1628, : *contençon* 1670, : *peticion* (Osg.) 2093, *compaignon* : *sopeçon* (Osg.) 2005, : *maison* (Osg.) 3008, *home* : *some* (Osg.) 123, 2497 (2434). Im Innern des Verses: *porteor* 705, *chanteor* 991, *pescheor* 2890 (B), *home* 1423, 1659, 1673 etc. Mit Hs. B ist demnach zu lesen 2189: Npl. *com home sage* : Osg. *barnage*.

Opl. *barons* : *Bretons* (Opl.) 753, *larons* : *maisons* 2830. Im Innern : *homes* 1473, 1797 etc.

V o k a t i v. Durch das Metrum ist der Nom. für den Vok. festgestellt Nsg.: *sire* 3414 (B), 3466 (3173), 3708 (3456), 3888 (3600). — Nsg. *fel* 296. — Im Plur. schreiben beide Hss. *seignors*, wofür ich jedoch, dem Sing. entsprechend, *seignor* setze: 625 (623), 595 689, 1020, 1055, 1764, 1896, 2769, 3975, 4083.

Die m ä n n l i c h e n A d j., P a r t. P r ä s., P a r t. P e r f. u n d a d j e k t i v i s c h e n P r o n o m i n a werden wie die Substantiva flektiert; aber die allgemeine Deklinationsregel wird hier öfter verletzt.

A d j e k t i v a. Zu bessern ist Nsg. *cert* 177, *vaillant* 1933, *sage[s]* : Nsg. *barnage[s]* 1511. Ausnahmen sind: Nsg. *dreit* : *descendeit* 2876 (B), Nsg. *novel* : Osg. *cisel* 3802 (B), Nsg. *cert* : *à descovert* 3396 (B). Gleichsam eine doppelte Ausnahme bildet Nsg. *graignors* : Nsg. *plors* 1293; denn erstens steht die Accusativform an Stelle des Nom., wie auch Nsg. *greignor* 3840 (3552) und Nsg. *menor* 3301 (3095), und zweitens erhält dieselbe noch ein *s*, welches die Komparativa noch nicht annehmen; vgl. aufser den oben genannten *greignor* und *menor* noch *meildre* 3788 (B) und durch das Metrum belegt *pesme* (das allerdings hier weiblich ist) 1554. Ich möchte deswegen auch bessern: v. 1293 *graignor* : *plor*, indem ich letzteres als Npl. ansehe. Da aus diesem Reime folgt, dafs der Dichter den Acc. für Nom. gebrauchte, wenn es der Reim erforderte, so behalte ich auch *menor* für *meindre* 3301 und *graignor* 3840 bei. — Andere Komparativa sind Osg. *noaudre* (von *nugulis*) 3241 (3035), Opl. masc. *meillors* 2837 und Opl. fem. *meillors* 3080 (2875).

Bei dem P a r t. P r ä s. kommen als Ausnahmen vor: Nsg. *vivant* : Osg. *gant* 2047, Nsg. *poant* : 1. Sing. Ind. *comant* 2265 (—61), Nsg. *reflambeiant* : *autretant*. — Zu bessern ist: Npl. *sachanz* 3788 (B) : *enfant* (s. oben).

Die P a r t. P e r f. verändern sich regelmäfsig, wenn sie mit *être* konjugiert werden. Die bessernde Hand ist anzulegen bei: Nsg. *aplanie[z]* : *laissie[z]* Opl. 257, Nsg. *coméu[z]* : *revestu[z]* 2886 (B), Nsg. *passez* ist für *passes* 2871 (B) zu setzen. — Npl. *mesle(z)* : *jete(z)* 831, Npl. *enveie(z)* : *damagie(z)* 1681, Npl. *destorbe(z)* : *devile(z)* 1683, *esbahi(z)* : *hardi(z)* 2616 (B), Npl. *gari(z)* : *dormi* 2902 (B). — Ausnahmen sind: Nsg. *trove* : *Torignie* 19, : *abe* 2131, *esmaie* : Osg. *conseillie* 261, *lie* : Partic. *apareillie* 649, *venu* : Osg. *véu* 720, : Osg. *escu* 3746 (3494), : *fu* 4038 (B), *ne* : *antiquite* Osg. 2203, *monte* : Npl. *ensele* 2975 (2815), *demostre* : Osg. *Damle-De* 3435 (3183),

méu : *fu* 3953 (3664). N pl. *assemblez* : 2. Plur. Impér. *escoltez* 1022, *agenoilliez* : Opl. *bailliez* 620, *alez* : *assez* 659, *jostez* : *oez* 2. Plur. Ind. 3782 (3530).

Mit *avoir* konjugiert erleidet das Part. Perf. ebenfalls die regelmäſsige Veränderung, gleichviel ob der Acc. vor oder hinter dem Part. steht. Als Ausnahme ist zu betrachten: Opl. *tendu* : Osg. *foillu* 790.

Beim reflexiven Verb wird das Part. in den Nom., manchmal auch in den Acc. gesetzt, z. B. Nsg. *corone* : Osg. *poeste* 2505 (2442), Nsg. *emaie* : Osg. *trove* 2764 (2655), Nsg. *esperdu* : Osg. *véu* 3870 (3582), Npl. *asséurez* : Nsg. *alez* 3541 (3288).

Die Deklination der Feminina. Die weiblichen Subst. lassen sich (nach Lebinski, S. 5) ebenfalls in zwei Gruppen teilen: in Gleichsilbige und Ungleichsilbige.

a) Die Gruppe A zerfällt je nach dem Auslaut in zwei Klassen, deren erste auf Vokal auslautet und die Subst. der 1. und 3. lat. Dekl. und die Neutra Plur. umfaſst. Die hierher gehörenden Subst. haben im Nsg. -—, Osg. -—, Npl. *-s*, Opl. *-s*. Beispiele finden sich auf jeder Seite; es ist also nicht nötig, welche anzuführen. In Hs. A 1081 reimt Opl. *rentens* : *ventes*, was nach Hs. B in *rentes* umzuändern ist; vgl. dazu *rentes* : *ententes* 3158. Von den Masc. auf *a* treffen wir nur Opl. *ermites* : *merites* 183 im Reime an.

Der zweiten Klasse, welche konsonantlich auslautet und bei der es sich hauptsächlich darum handelt, ob im Nsg. ein *-s* vorhanden ist, gehören folgende Subst. an:

Nsg. *honeste* : Osg. masc. *loe* 1774, *fraternite* : Neutr. *conferme* 2085, *poeste* : Npl. masc. *nome* 2491 (2428), *volente* : Npl. masc. *trespasse* 3192 (2986), *adversite* : *trespasse* 3856 (3569), *procession* : Npl. *baron* 913, *enor* : Osg. *seignor* 39, *dolor* : Osg. *enor* 2371. — Wo das Subst. *gent* das Verb im Sing. bei sich hat, betrachte ich es als Nsg., so z. B. Nsg. *gent* : *senglement* 1147, : *premierement* 2900 (B), : *sostenement* 3730 (3478); doch auch da, wo das Subst. *gent* vom Verbum im Plur. begleitet ist, muſs es als Nsg. angesehen werden, z. B.: Nsg. *gent* : *espessement* 1257, 1291, 3216, : *plorement* 1560, : *aspertement* 2792, 3016 (2855), : *veablement* 3736 (s. Tobler, Verm. Beiträge zur Grammatik des Französ., Zs. VIII, S. 482). — Durch diese Beispiele wird genügend bewiesen, daſs die Feminina 3. lat. Dekl. kein *-s* annehmen. Dies ist nach allgemeiner Annahme ein Charakteristikum der älteren Sprachstufe (s. G. Paris, Al. 113;

Lebinski, S. 39). So hat z. B. auch die Reimpredigt (s. Suchier, Rp. XXXIV) noch die ursprüngliche Form ohne *s;* bei Wace treten die Formen mit *s* schon häufiger auf (s. Andresen, Rou II, 558 ff.); bei Benoît (s. Settegast, a. a. O. S. 40) halten sich beide Formen ungefähr das Gleichgewicht; Garnier schreibt nur *s* (s. Warnke, Zs. IV, S. 246); und Guillaume le Clerc (im ersten Drittel des 13. Jh.) kennt wiederum nur die Form ohne *s* (s. A. Schmidt, Rom. Stud. IV, 493 bis 542). Andere Zeitgenossen der genannten Dichter wenden den Nsg. nur mit *s* an, so Marie de France (Lais ed. Warnke XXXIV) und Chrétien (s. Förster, Cliges p. LXXV); u. Förster a. a. O. sieht dies *s* als ursprünglich an. — Welches war also die ältere, ursprüngliche Form des Nsg. 3. Dekl. fem.? — Sicher ist, daſs für unseren Text das *s* keine Geltung hat; auch im Innern der Hss. wird *s* nicht geschrieben, nur *gent* begegnet in A hier und da als *genz,* in Hs. B als *gens,* so gleich am Anfang der Hs. B: *Les bonnes gens;* ich setze überall *gent.*

Osg. *gent* 77, 1100, 1619, 1636 etc., *procession* : Npl. *clerzon* 1252. Npl. *successions* : *trovuns* 1067. Opl. *vertuz* : Nsg. *druz* 701.

b) Von der zweiten Gruppe, welche die Ungleichsilbigen resp. die Subst. mit veränderlichem Accent in sich begreift, kommen keine Beispiele im Reime zur Verwendung; nur im Innern des Verses 1404 (1400) befindet sich als einzige hierher gehörige Form *nonain,* die ich jedoch als Nsg. ansehe und in *none* bessere.

Die weiblichen Adj. und Participien deklinieren wie die Substantiva. Die Adjektiva, welche im Nsg. kein *e* annehmen, verschmähen auch wie die Subst. das *s,* z. B. Nsg. *grant* : Npl. masc. *vielant* 770, : Npl. masc. *plorant* 970, : *quant* 3492 (3240), Nsg. *plorant* : *avant* 3361 (3156). Als Ausnahme figuriert Nsg. *mortels* : Opl. *continuels* 1662 (—58). Zu bessern ist Npl. *aportez* : *alumez* in *ées* : *ées* 1242. Eine Ausnahme macht Fem. Osg. *conté* : Npl. masc. *assemblé* 214. (Über Nichtkonkruenz im Geschlecht s. Tobler, Zs. VIII, S. 483.)

B. Adjektiv und Adverb.

Als Regel ist festzuhalten, daſs die Adj. einer und zweier Endungen nur eine Form für beide Geschlechter haben, wie die eben genannten Beispiele *grant, plorant, mortels* zeigen. Allerdings macht der Dichter ausnahmsweise auch schon von der Form mit *-e* Gebrauch, so z. B. *grande* : *comande* (3. Ind. Präs.) 891, : *demande*

(3. Ind. Präs.) 1941; *fortes* : *portes* 2775 (2667). — *tele* erscheint zwar nicht im Reime, es wird jedoch im Verse durch das Versmaſs oft erfordert, so z. B. v. 136, wenn man hier, wie beide Hss. haben, *qu'ert* für *qui ert* stehen läſst (s. die Elision), und *teles* 350 etc. — Zwei Endungen haben die Adjektiva auf *eis* und *ent,* doch treten im Reime keine Beispiele auf. — Die Part. Präs. nehmen verhältnismäſsig bald ein *-e* an; bei Benoît ist es schon ganz allgemein (siehe Settegast, a. a. O. S. 43); in Waces Rou erscheint einmal *sanglante* 13671 im Reime (s. Andresen, S. 562); unser Dichter kennt dieses *-e* jedoch nicht, er reimt Nsg. fem. *plorant* : *avant* 3360 (s. oben).

Wenn das Adj. oder Part. sich auf das neutr. Pron. *il* bezieht, dann bleibt die urspr. neutrale Form ohne *-s* erhalten, z. B. *avenu* : *tu* 3109 (2903); es ist demnach zu bessern: *avenuz* : *decéuz* 181, *achevez* : Npl. *assemblez* 2922 (2761), *créuz* : Npl. *descenduz* 3742 (3490).

Die von Adj. und Part. abgeleiteten Adverbien zeigen nur da ein *-e,* wo dasselbe schon in dem zu Grunde liegenden Femininum vorhanden war. Beispiele: *forment* 533, 1641, 1733 etc. fünfmal im Reime; *feelment* : *lealment* 2177, *briement* 385, 871 etc. viermal im Reime; *griement* 1137, 2796, *regllerment* 1733, *acordantment* 1099; demnach ist auch zu schreiben: *sofeisantment* 1029, *teisantment* 1309, *despeisantment* 2451, *grantment* (anstatt *grament*) 2741 (2633), 3447 (3194). — Neben *comunement* 217, 1515, 1907, 3542 erscheint *comunealment* 1103. An letzteres schlieſsen sich an: *isnealment* (i. d. Hs. *isnaument*) 749 und *novealment* 2970, deren Adjektiva auf *ellus* sich an Adjektiva auf *alis* angelehnt haben und folglich hier kein *e* brauchen (cf. G. Paris, Romania IX, 608). Die gewöhnliche Form ist jedoch *novelement* 13, 3830 etc. und immer *isnelement.* — *dolcement* kommt fünfmal im Reime vor.

Andere Adverbien im Reime sind: *bien* 67, 497, 627, 997, 1025 etc., *meien* : *dereien* 859, *certain* 3798 (B), wie zu bessern ist aus *certains* (s. oben Dekl. Masc.), *enuix* 1706, 3947, *enoi* : *hoi* 1991, *anceis* 1449, *demaneis* 1231, *volontiers* : Nsg. *chiers* 2908, 3766.

C. Stammauslaut.

Über die Funktionen, welche *z* zu erfüllen hat, ist schon in der Lautlehre gesprochen worden. In der Deklination steht es stets für *ts.* Beispiele: *paisanz* : *mananz* 265, *piez* (Opl.) : *dediez* 667, 683,

vertuz : *druz* 701, *forez* : *deserz* 727, *puis* : *reduiz* 1141, (Opl.) *vestimenz* : *genz* (Adj.) 2147, *faiz* (= *factus*) : *paiz* (*pacem*) 2468 (2404), *covenz* (= *conventus*) : *talenz* (Opl.) 2447 etc. etc.

z steht für und nach *ñ* und *l̂*, z. B. Nsg. *enoigz* : *loigz* 1203, *filz* : *gentiz* 3150; überhaupt geht aus den Reimen hervor, daſs lat. *filius* — *fiz* wird (s. die Reime S. 253, Anmerkung). — *z* für *ns* in *jorz* (Nsg.) : *trestoz* (Opl.) 2442, *seriz* (*serenus*) : *esperiz* 2644 (2536). Auf Grund dieser Reime bessere ich *cors* (= *cornu*) 781 und schreibe übereinstimmend mit der Hs. A Opl. *anz* 1384, 1500, 1661.... Die Muten fallen vor *s*: *pensis* : *avis* 351, : *empris* 357, *poëstëis* : *paradis* 1043, 1177, *dus* : *plus* 1887, 2375, *anuis* 1701...., *enemis* 1603...., *crucefis* 827, 4036, 4106, (Nsg.) *escriz* : Opl. *diz* (von *dictum*) 3390 (B). Im Innern des Verses: *bries* 519, 622, 632, 1797, 1805...., *chies* 890, *bues* 781, *tres* (*trabes*) 790 etc.

D. Pronomina.

Zu dem, was bei der Elision gesagt worden ist, füge ich noch das Folgende hinzu. Die 3. Person Pron. Pers. Konj. wird *el* häufiger geschrieben und durch das Versmaſs erfordert als *ele*, z. B. 931, 935, 941 etc. Ich habe also überall an denjenigen Stellen, wo das Metrum die zweisilbige Form nicht verlangt, *el* eingesetzt. — Als Cas. obl. findet sich statt *me* auch *mei*, z. B. *laissiez-mei* 1992. — *Li* wird Cas. obl. sowohl für Masc. als Fem. gebraucht; wo *lei* dafür geschrieben wird (v. 496 z. B.), ist zu ändern.

Die disjunktiven Personalpronomen stehen gewöhnlich nach Präpositionen. 1. Sing. *od mei* : *rei* 1035, im Innern 2. Sing. *par tei* 3894 (3606), 3. Sing. mac. *lui* : *dui* 305, : *senti* 2712 (2604), : *fui* (1. pf.) 3402 (B), : *confundi* (3. pf.) 3490 (3237). — Die 3. Sing. fem. habe ich als *lei* (resp. *le*) nachgewiesen (s. oben S. 234 u. 239 f.) — *od sei* : *rei* 1077, : *dei* 2610 (B), : *segrei* 1963.

Von den adjektivischen Possessiven werden im Texte gebraucht: Masc. *mis, mon, mi, mes,* — *ton* —, *sis, son, si, ses;* Fem. *ma, ta, sa, mes, tes, ses.*

Von den absoluten erscheinen: Masc. 1. Osg. *mien* : *bien* 1025, 3. Nsg. *li suens* 1268, 3390; Osg. *suen* 2433 etc.; Fem. *meie* 1994..., 3. *soe* 409..., *seie* 2446 (B), *soes* 3591. — Über die Etymologie von *mien* s. Diez, Brachet, Littré Wtb., Böhmer, Rom. Stud. I, 609;

Förster, Zs. II, 91 ff.; Gröber, Zs. III, 157 ff.; Mussafia, Zs. III, 267; Cornu, Romania VII; Neumann, Zs. VIII, 248.

Die Demonstrativa haben gewöhnlich die kürzere Form, hin und wieder auch die längere, z. B. *icel,* 99. Sie deklinieren: Masc. *cil, cel, cil, cels* : *entr'els* 615; Fem. *cele, celes,* nie *cels.* — Masc. *cist, cest, cist, cex* (Hs. A schreibt dafür manchmal *chez,* so z. B. 903, hinter welches Michel in seinem Glossar ein ? gemacht hat). Das Fem. ist *ceste,* das Neutr. *ce* (*cen*) oder auch *ice, icen,* z. B. 189, 227 ... (siehe oben Elision).

Die Relativa und Interrogativa haben im Nsg. und Npl. für Masc. und Fem. *qui.* — Den Cas. obl. *cui* 1380 schreibe ich *qui.* — (Über die Elision des Rel. pron. s. oben S. 226.) Die neutrale Form ist *que,* nach Präpositionen *quei,* z. B. *sor quei* 667, *par quei* 1435, *de quei* 1746.

Über den Artikel ist das Nötige oben bei der Elision gesagt worden. Die Hss., namentlich B, schreiben oft *le* für *li,* was natürlich zu ändern ist.

E. Numeralia.

Im Reime begegnen nur *dui* : *lui* 305, *mile* : *navile* 1387, *milliers* : *aversiers* 1409. — Im Innern: Nom. *dui* 1538, 1638, 1752, 1920 ...., *ambedui* 2488 (2425), 3287 (3081); Acc. *dous* 482, 1070, *andous* 3285 (3079), *treis* 3260 (A), *quatre* 3771, *cinc* 1661, 2520, *seis* 1384, *seit* 1071, 1296 (B schreibt *seipt*), *oit* 1071, *deix* 1123, *douze* 707, 708, *vint* 2519 (2456), *cinquante* 1070, *seisante* 1384, *seitante* 1296; — *segont* 2132, Masc. *tierz* 3270 (A), Fem. *tierce* 3221 (3015), *quinte* 1096.

F. Verbum.

Personalflexion. Die 1. Sing. Präs. Ind. hat regelmäſsig kein *s* und in der 1. Konjugation auch kein *e.* Beispiele: *quit* : *vit* 923, *pens* : *encens* 95, : *tens* 481, 1803, 2237, 2942, 3276, : *anciens* 4082, *cont* : *mont* 3442, 3790, *espeir* : *veir* 4066, *comant* : *poant* 2265, *otrei* : *rei* 2215, *ment* : *serpent* 3605 (3352), *entent* : *parlement* 2916, *di* : *altresi* 3755 (3503). Da in Hs. B v. 3032 1. Sing. *preie* zweisilbig ist, während es sonst nur einsilbig vom Dichter gebraucht wird (cf. *prei* 629, 1979), so rühren die Verse 3032—3033 wahrscheinlich vom Kopisten der Hs. B her. — Die 3. Pers. Sing. hat *t.*

Wenn dasselbe mit stammhaftem *t* oder *d* zusammentrifft, so findet Ausfall des einen *t* statt: *repent* 2317, *apent* 2253, 2970, *ment* 3604, 3692, *art* 1407, 1589, 2694, 4016, *rent* 509, *atent* 307, *porprent* : *s'estent* 487, *sort* 1599 etc.

Die 1. Pers. Plur. hat am häufigsten *on* und *ons*, seltener *um* und *uns*. Da der Vokal o^1 (s. denselben) immer durch *o* dargestellt wird, da ferner die Endung *-on* sowohl in den Reimen als auch im Innern des Verses vorherrscht, so schreibe ich überall *-on* und lasse *-ons* nur im Reime gelten, namentlich aber in den beweisenden Reimen *donrons* : Opl. *dons* 1045, *trovons* : Npl. *successions* 1067, *leirons* : Opl. *oreisons* 3998. — Die 2. Pers. Plur. nimmt für alle Konjugationen *-ez* aus der 1. Konj. an; manchmal wird *-eiz* geschrieben, wofür ich *-ez* setze: 595, 613, 625, 1021, 1997 etc. Der Reim *feix* : *creiez* 2565 (2502) ist als dichterische Licenz anzusehen und beweist somit nichts für die Aussprache *eiz* in der Endung *-ez*. — Die 3. Pers. Plur. hat immer *ent*, nie *ant*.

Modi. Der Konj. Präs. der 1. Konjugation hat kein *e*: 3. Sing. *guart* 2109, 2275, 2221, 2287, *repost* : *ost* 2375, *dont* : *mont* 15, 661, 2313, *conseit* (*conciliare*) : *aveit* (*adviare*) 2866 (B), *laist* 1944 (s. G. Willenberg, Üb. d. Konj. Präs. der 1. sw. Konj. im Frz., Rom. Stud. III, 373 ff.). — *e* ist organisch in der 3. Sing. *fiere* : *ariere* 137, : *biere* 1239, *face* : *manace* 1735, 1739, : *place* 2732, *noise* : *igleise* 1031. — Die erweiterte Form mit *iam*, *eam* findet sich in allen Konjugationen, einmal nur im Reime *augiez* 1900, sonst 3. Sing. *aut* 3716 (3464), *algent* 306, 1885, 3284 etc., *quierge* 387, *touge* 1031, *viengent* 2033, 814, *deviengent* 1879, *tiengent* 1061 etc.

Die Formen des Konj. Impf. sind regelmäſsig gebildet: 1. *leissasse* : *amasse* 3238, *vëisse* : *traïsse* 2571; 3. *oïst* : *venist* 3330 (160, 270 etc.), *quersist* 1873, *desist* 2558 (2495); mit *s* schreibe ich *mesist* : *deservist* 1727, und ebenso *ocesist* : *destruisist* 1583, wo Hs. A fälschlichen Schwund des *s* aufweist (cf. A. Risop, Die analogische Wirksamkeit in der Entwickelung der frz. Konjug., Zs. VII, S. 54).

Den Imperativ Sing. haben wir in *eis* (*exis*) : *rois* 2748 (2640), den Plural: *escoltez* : *assemblez* 1021, *oez* : *assez* 3974 (3686).

Über die Part. Perf. *toleite* : *destreite* 3722 (3470) und *beneeit* : *seit* 3740 (3488) s. Diez II³, 245; G. Paris, Rom. VII, 624; Förster, Zs. III, 105. (Ferner J. Ulrich, Formelle Entwickelung der Part. Präs. etc. Winterthur 1879. — Romania VIII, 448, 462. —

Mussafia, Zs. III, 267.) — Das eine Silbe bildende protonische *e* in dem Part. auf *u* ist immer erhalten (s. auch die Silbenzählung). Im Reime kommen vor: *ëu* zweimal, *vëu* neunmal, *mëu* siebenmal, *crëu* viermal, *sëu* zweimal, *decëu* zweimal, *apercëu* zweimal etc. Alleinige Ausnahme ist *leu* (= gelesen) : *Deu* 1851, wo sogar *e* den Ton trägt.

Tempora. Präsens. Wie wir oben gesehen haben, hat die 1. Sing. in der 1. Konjugation weder ein *-e,* noch in den anderen Konjugationen ein *-s;* jedoch *rois* (= *rosco*) : *eis* 2749 (2640) und *trois* (*trosco*) 1383, 1497, 2513 etc. — Über diese Formen s. Diez II³, 236; Delius, Jahrb. IX, 226; Burguy I, 244; Förster, Rom. Stud. III, 181; Freund, Üb. d. Verbalflexion in den ältesten franz. Denkmälern. Marburg, Diss. 1878, S. 21; Willenberg, a. a. O. S. 431; dazu Recension von Suchier, Zs. III, 463; G. Paris, Rom. VII, 623; VIII, 299 ff.; Schulzke, a. a. O. S. 9 u. 21; Horning, Rom. Stud. V, 710 ff. — Die 3. Sing. hat nach Analogie von *fait, trait* — *vait* : *hait* 631, : *trait* 1763 (cf. H. Flechtner, Die Sprache des Alexander-Fragments. Straſsb., Diss. 1882, S. 73). — *c* bleibt als *s* in *plaist* : *taist* 693. — Für die 1. Plur. kommen stammbetonte Formen nicht vor, wohl aber für die 3. Plur., so z. B. *sont, ont, font, vont* (s. über dieselben das unter Vok. *o*¹ Erwähnte).

Imperfektum. Die 1. Konjugation endigt auf *oue;* wo *aue, oe, oie, eie* stand, habe ich es in *-oue* verwandelt, so: *atornoauent* : *raprestauent* (B *eie* : *oie*) 883, *coltivauent* (B *eie*) 1678, *chantoient* : *enluminoient* (B *eie* : *eie*) 2650 (2540), *desloient* : *donnoient* (B *oouent* : *ouent*) 2579 (2516). Die 3. Plur. kommt vierzehnmal im Reime vor, darunter neunmal mit *oent,* viermal *ouent* und einmal *auent* (in A). Die Hs. B schreibt oft *oient* und *eient.* Da die 3. Sing. fast immer *out* hat, mit den Perfektis auf : *out, pout, sout, desplout* im Reime gebunden wird und es auch die ältere Form ist, so habe ich *ouent* als der Sprache des Dichters angehörig betrachtet. — Für die anderen Konjugationen lautet das Imperfektum *-eie.* Bei *haient* 1531 und *poient* 3544 (3291), wie beide Hss. haben, ist *e* vor *i* einzufügen.

Perfektum. Die schwachen Perfekta gehen regelmäſsig; von den stammbetonten sind alle Klassen vorhanden. Es reimt in der ersten Klasse mit Infinitiv auf *-re:* 1. Sing. *dis* 451, 3400, 3044; 2. Sing. *quéis* 2748; 3. Sing. *dist* 159, 269, *fist* 1873, 2557, *requist* 925, 3368, *fist* : *dist* 197, 847, 1473, : *tramist* 1181, : *prist* 4092, : *conquist* 1493, 2806, *dist* : *Christ* 2728 etc.; 2. Plur. *desistes* 3133

(2927). — Es kann nicht wunder nehmen, daſs der Kopist der Hs. B fast immer *prins* für *je pris* und Part. *pris* anwendet, da ja dieselben seit dem 14. Jh. sogar im Reime auftreten (cf. Risop, Zs. VII, S. 65). — Zweite Klasse auf *-oir*, z. B. 1. Sing. *vi* : *oubli* 3702 (3450); 3. Sing. *vit* 129, 223, 849, 923 etc., *assist* 1418; 1. Plur. *vëimes* : *oïmes* 2559 (2496), so lese ich mit Hs. B nach Entfernung des von Hs. A fälschlich eingeschobenen *s*. — Dritte Klasse mit Inf. auf *-ir*. Es kommt im Reime nur *servit* 3089 (2883) vor. Hs. A schreibt hier unrichtig *servi*. — Vierte Klasse. Verben mit lat. Perf. auf *ui* (s. Suchier, Zs. II, 255; Neumann, Zs. VIII, 369). a) *habui*-Gruppe: *soï* : *di* 711, *sout* 331 etc. fünfmal, *plout* 43, 495 etc. fünfmal, *pout* 1785, 2824 etc. viermal, *out* dreizehnmal. An *avoir* schlieſse ich gleich das Perf. von *être* an: 1. Sing. *fui* 3402 (B), 3. Sing. *fut* sehr zahlreich im Reime. — *tacere* hat schwachen Inf.: *teisir* : *venir* 3408 (B). — b) *debui*-Gruppe: *jut* : *fut* 2339, : *eslut* 2117, *dut* 675, 2054, *encrut* 1750, *estut* 2546, *reçurent* : *furent* 1673, *durent* : *furent* 23, 1205, 1377, *s'esturent* 579. — c) *volui*-Gruppe: *vint* : *devint* 103, *vout* : *out* 1793, 2327, *venis* 2746, *volsistes* 3132. — d) *valui*-Gruppe: *falli(t)* : *merci* 985, *morut* 1507, *aparut* 3659 (3407); 1. Sing. *toli* : *ci* 3248 (3042).

Der Konj. Impf. von einigen starken Verben kommt in den folgenden Reimen vor. Zu den schon oben (unter den Modis) angeführten Formen zähle ich diese auf: *ëust* : *mëust* 355, : *fust* 1221, : *aconsëust* 1419, : *fust* 187, 1427, 2631, 3080, 3098, *s'estëust* : *pëust* 87, *lëust* : *fust* 1585, : *plëust* 2828, : *sëust* 3232, : *gëust* 1969, *pëust* : *tëust* 237, *ëussent* : *fussent* 1381, *asolsist* 3368 (3164).

Futur und Konditional. Es wird durchgängig *rr* in beiden Hss. geschrieben, und zwar 1) wenn es durch Assimilation einer Dentalis oder Liquida entsteht, z. B.: *verreit* 201, *verras* 363, *verra* 388, *verrai* 2569, 3138, *verront* : *auront* 3625 (3372), *lerrai* 491, *lerra* 3808 (aber *leirons* 2529 [2467], 3998 [3708]), *porras* 2750, *porreit* 2578, 3221, 3340, 3872, *porrunt* 1057, *porreient* 1967, *orront* : *mont* 3760 (3508), *metrai* 1028, daneben *merra* 1043 und *mesra* (B *metra*) 2475 (2412), wo ich überall die Form mit *rr* einsetze; *dorrai* 1028, *dorra* 2080, aber auch *donrons* 1045, das ich stehen lasse; 2) wenn es durch Ausfall des *e* oder *i* und Metathese des *r* in der Infinitivendung *-rer* und *-rir* hervorgeht, z. B. *soferrai* 1990, wo jedoch Hs. B *sofrerai* hat, was dem Reime : *ferai* mehr

entspricht, weshalb ich auch die Lesart von B vorziehen möchte; *morrai* : *verrai* 2570 (2506), *morrai* : *enmei* 3139, *morreient* 560, *encorreit* 221, *guarreit* 1200 etc. Schliefslich werden auch die verschiedenen Formen des Verbums *dire* mit *rr* geschrieben, in Hs. A mehr als in Hs. B. Doch möchte ich der Schreibung *r* den Vorzug geben, da die Reime *dirrons* : *irons* (B *dirons*) 597, *disra* (B *dira*) : *ira* 1865 dafür sprechen. — *rr* lasse ich also hier nur gelten, wo es auf romanischer Gemination beruht. — Eingeschobenes *e*, wie in *averai*, *saverai*, *renderai*, kennen weder der Dichter noch die Kopisten.

G. Hauptresultate.

Da ich in einigen wichtigen Punkten zu anderen Ergebnissen als Huber (Herrigs Arch. Bd. 74, S. 333) gelangt bin, so möchte ich am Schlusse der vorstehenden Untersuchung nicht verabsäumen, dieselben mitzuteilen.

Wenn Huber zunächst sagt, dafs der Dichter sich nicht scheute, mundartliche Formen seiner Heimat in sein Werk aufzunehmen, so befindet er sich damit in einem allerdings entschuldbaren Irrtume, da er ja nur die Michelsche Ausgabe resp. die Hs. A kannte. Bei genauerer Vergleichung der Hs. B mit Hs. A, und namentlich auf Grund der vorhandenen Reime, habe ich jedoch die folgenden Resultate gewonnen:

1) Die sog. schriftsprachlichen Formen auf *ui* aus *ǫ* + *i* und *u* + *i* werden nicht zu mundartlichem *i*; dies ist nur Eigentum des Kopisten von Hs. A und für den Dichter nicht nachweisbar.

2) Ebenso verhält es sich mit *lieu* = *locum*, *milie* = *medium locum*, *dieu* = *deus* und ähnlichen Formen, die für unseren Dichter keine Geltung haben, sondern aus der Heimat des Kopisten von Hs. A, d. h. aus einer Gegend nördlich vom Avranchin, stammen.

3) *ę* + *i* wird nicht *ię*, wie in der nördlichen Manche, sondern *ęi (e)*, wie in allen westlichen (d. i. in den von Görlich untersuchten süd- und nordwestlichen) Dialekten, z. B. im Katharinenleben und im Livre des manières. Der von Huber als echt aufgestellte Reim *lie* (= *illae* + *i*) : *milie* (= *medium locum*) gehört nur dem Kopisten von Hs. A an, aber nicht unserem Dichter.

4) *ǫ* + *i* wird nicht, wie bei Wace, Marie, Benoît, *ui*, auch nicht *ŏę́*, *ŭę́*, wie Huber will, sondern *ǭ̈i* und reimt mit *ęi* = *e* + *I* (vgl. zu Punkt 1—4 Huber a. a. O.).

5) Das aus lat. *a* hervorgegangene *e* sprach unser Dichter mehr offen als geschlossen aus.

6) Lat. *al* < *al* und *el.*

7) *en* und *an* sind streng geschieden.

8) Lat. geschlossenes *ẹ* wird nur *ei.*

9) Lat. geschlossenes *ọ* wird *ọ,* auch vor *m* und *n.*

10) Lat. offenes *ǫ* wird *ue (oe).*

11) *l* ist in der Auflösung begriffen in der Verbindung *o* + *l* + Kons., aber noch nicht in der Verbindung *a* + *l* + Kons.; nach *i* fällt es aus und geht nicht in *u* über.

12) Das Suffix *ellus, ellos* wird *eals,* nicht *iaus.*

13) Die Behandlung der Gutturalen ist nicht die normannisch-picardische, sondern die centralfranzösische.

14) Das Imperfektum auf *abam* < *oue.*

15) Die Perfekta *habuit, sapuit* < *out, sout* etc.

16) Das Präs. Konj. bevorzugt die Formen auf *-ge.* (Vgl. zu Punkt 5—16 Görlich, Franz. Stud. V, 3. Heft, S. 87.)

Als Gesamtresultat ergiebt sich, dafs Guillaume de Saint-Paier nicht zu den eigentlichen normannischen Dichtern, wie Wace, Benoît, Marie, Guillaume le Clerc etc., gehört, sondern dafs er in einem Dialekte schrieb, der den übrigen westlichen Mundarten (d. h. den sog. süd- und nordwestlichen mit Ausnahme des normannischen) zugezählt werden mufs. Das von Suchier und Joret so benannte Südnormannische, als dessen Repräsentanten wir z. B. unseren Roman zu betrachten haben, unterscheidet sich also, namentlich in der Behandlung der Diphthonge *ę* + *I, ǫ* + *I* und der Gutturalen, wesentlich von dem eigentlichen normannischen Dialekte.

(Schlufs folgt.)

Bamberg. A. Ullrich.



Über das H und die verwandten Laute.

Von

G. Michaelis.

(Schluss.)

Nr. 2. Der graduelle Gegenſatz.

Durch die von Seelmann unter Nr. 1 als deutſche aufgeſtellten Bildungen des Kelkopfreibelautes *h* und des festen exploſiven Vokaleinſatzes ist nicht ausgeſchlossen, dass nicht auch noch andere Bildungen eines Hauchlautes und des Vokaleinſatzes möglich ſeien, namentlich einfache nakte Hauche mit kontinuirlicher Annäherung der Stimmbänder one die wärend des *h* innegehaltene spezifiſche Glottisverengung, reſp. one den vorangehenden Glottisverſchluss.

Allerdings wird ein Hauch, welche Stärke er auch haben mag, um überhaupt hörbar zu werden, immer irgendwo einen Widerſtand finden müssen, an welchem durch ſeinen Anprall oder durch Reibung ein Geräuſch erzeugt wird, namentlich wird ſowol im Kelkopf wie im *isthmus faucium* jedem durch den Mund ausſtrömenden Hauche auch ein gewisser Widerſtand geleistet werden. (Vgl. oben Valentin und Merkel.)

Es entſtehen für diſe Hauche vornemlich zwei Fragen: die über die Unterſcheidung nach der Stärke, und dann die: wie weit ſolche Hauche dem Vokal vorangehen, oder mit ihm gleichzeitig erzeugt werden können?

Eine Unterſcheidung von Sprachlauten bloß nach der Stärke hat immer etwas bedenkliches. Czermak (Über den *spir. asper* und *lenis* und über die Flüsterſtimme, Wiener Sitzungsber. LII [1866], Geſ. Schriften I, II, 756) ſagt in diſer Beziehung: „Brücke hat mich aufmerkſam gemacht, hier, wo ich von der Modifikation der

h-Laute durch den Exſpirationsdruck ſpreche, ausdrücklich hervorzuheben, dass nicht alles, was phyſiologiſch möglich ist, auch linguistiſch in Betracht komme, indem der Exſpirationsdruck für den Accent frei veränderlich bleiben muss, und deshalb die verſchidenen Arten des *h* weſentlich nach dem Zuſtande der Stimmritze und des oberen Kelkopfraumes zu unterſcheiden ſind.“ (Vgl. Brücke[2] 78.)

Indes wenn wir einen leiſen Hauch linguistiſch zugeben, werden wir auch einen ſtärkeren Hauch zulassen müssen. Ein ſolcher dem Vokal vorangehender leiſer Hauch ist von Purkinje aufgeſtellt.

Brücke ſagt hierüber (S. 9, [2]11) nach Beſprechung des *h* und des arab. *Hha:* „Außer diſen Arten des Hauches hat, ſo vil ich weiß, Purkinje zuerst noch eine andere Art, den leiſen Hauch, unterſchiden, von welchem er glaubt, dass er dem *Aleph* der alten ſemitiſchen Sprachen, dem *spir. lenis* der Griechen, dem *h non aspiré* der Franzoſen und dem gelinden *h* am Anfang viler engliſchen Wörter entſpreche. Er bezeichnet ihn näher als den Hauch, der jedem Vokal vorhergeht, welcher mit anfangs offener Stimmritze geſprochen wird. ... Man kann den Vokalton bei zum Tönen verengter Stimmritze entſtehen lassen, indem man den Ausatmungsdruck allmählich ſteigert. Dann geht ihm ein ſer leiſes Geräuſch vorher, das die Luft beim Ausfließen aus der Stimmritze macht, ehe die Stimmbänder in Schwingungen geraten ſind. Dis ist, wie mir ſcheint, der leiſe Hauch von Purkinje. Als beſonderes qualitativ charakteriſirtes Sprachelement füre ich ihn deshalb nicht auf, weil er nicht für ſich allein hervorgebracht werden kann, one bei raſcherem Ausfluss der Luft je nach dem Zuſtande der Stimmritze in die Flüſterſtimme oder den Stimmton oder in das *h* überzugehen.“

Auch bei uns treten im Flusse der Rede ſtatt des *h* der Nr. 1 einfache dem Vokal vorangehende Hauche auf.

Seelmann ſtellt nun aber als ſeine Nr. 2 Hauche auf, von denen er ausdrücklich ſagt, dass wärend irer ganzen Dauer bereits der in der Schrift nachfolgende Vokal tönt.

Über die Art, wie nach Seelmanns Anſicht Hauch und tönender Vokal gleichzeitig gebildet werden ſollen, werden wir von ihm verwiſen auf „eine gewisse Konſtellation der Organe des Kelkopfs“.

Was haben wir uns darunter zu denken?

Die Glottis zerfällt in zwei Teile: den vorderen, die Bänderglottis, und den hintern Teil, die Knorpelglottis. Es ist nun, wie Czermak nachgewiſen hat, möglich, dass, wärend die Bänderglottis zum Tönen verengt ist, die Knorpelglottis ſo weit offen ſteht, dass ſie einen Teil des Luftſtromes als Hauch durch ſich hindurchlässt, änlich wie bei einer gewissen Art des Flüsterns die Bänderglottis geſchlossen ist, wärend die Knorpelglottis offen ſteht. (Vgl. v. Helmholtz, Tonempfindungen [4]176 — Techmer, Zur Veranſchaulichung der Lautbildung, Fig. 5‴.)

Czermak (Über den *Spiritus asper* und *lenis*, Geſ. Schriften I, II. 756) ſagt darüber: „So lange die Knorpelglottis in irem hintersten Abſchnitt unverſchlossen ist und ſo lange nicht wenigstens die Spitzen der gegeneinander gezogenen Arytänoidknorpel in Berürung kommen, ſpricht der Ton in der Tat ſchwer an. Nichtsdestoweniger gelingt es, wie die laryngoſkopiſche Unterſuchung zeigt, auch unter diſen Umſtänden die Stimmbänder in tönende Schwingungen zu verſetzen. Dabei tritt das merkwürdige Phänomen ein, dass man ſo zu ſagen ein tönendes *h* hört. Zwar ligt die Tonloſigkeit im eigentlichsten Weſen der *h*-Laute, indem dieſelben dadurch zuſtande kommen, dass die Luft, indem ſie an den Rändern der verengten Stimmritze vorbeiſtrömt, ein Reibungsgeräuſch, nicht aber tönende Pulſationen hervorbringt; wo leztere entſtehen, hören die phyſikaliſchen Bedingungen zur Entſtehung der ersteren auf (vgl. Joh. Müller, oben S. 60). — Allein wenn die Knorpelglottis nach hinten mer oder weniger klafft, wärend die freien Ränder der Stimmbänder durch die einſpringenden Spitzen der *Processus vocales* einander hinreichend genähert ſind, dann kann, wie der Verſuch und die laryngoſkopiſche Beobachtung leren, in der Stimmritze gleichzeitig ein Ton und ein *h* entſtehen. Der Teil der hervorgetribenen Exſpirationsluft nämlich, welcher durch die Bänderglottis geht, wird in rhytmiſche Pulſationen verſetzt und erzeugt einen Ton, der Teil hingegen, welcher durch die ſtarre Knorpelglottis hervorſtrömt, veranlasst ein bloßes Reibungsgeräuſch — einen Spiritus von größerer oder geringerer Asperität. Man kann alſo ebenſowol ſagen, dass auf diſe Weiſe ein Stimmritzenton entſteht, welcher durch ein *h* verunreinigt ist, als dass ein *h* unter Mittönen der Stimme zuſtande kommt.

Allerdings ist es nicht ganz leicht, die Bedingungen ſo herzu-

ſtellen, dass das Or Ton und Reibungsgeräuſch gleich deutlich warnimmt, denn beim Klaffen der Knorpelglottis ſpricht der Ton ſchwer und leiſe an, wärend der Ton leicht das Reibungsgeräuſch verdeckt, wenn die Bedingungen der Tonbildung günstiger ſind. Immerhin lässt ſich das Phänomen bei einiger Übung mit überzeugender Deutlichkeit hervorbringen."

Man wird wol zugeben, dass es von vornherein als ſer fraglich erſcheint, ob ein ſo ſchwirig herzuſtellendes gleichzeitig mit einem tönenden Vokal gebildetes Knorpelglottis-*h* in einer Sprache zur Herſchaft gelangt ſei. Es ſcheint dis doch mer ein Kathederexperiment zu ſein, als eine wirklich verbreitete Lautbildung.

Grützner bezweifelt ebenfalls das wirkliche Vorkommen eines ſolchen *h*. Er ſagt S. 224: „Ein tönender Reibungslaut des Kelkopfes ist ebenfalls zu erzeugen. Er ſtellt eine matte hauchende Stimme dar, die aber meines Wissens nicht als ſprachliches Element auftritt. Um ihn zu bilden, muss man die *glottis intercartilaginea* offen halten und die Stimmbänder in Schwingungen verſetzen." (Vgl. Sievers [3]27.)

Ich bin nun aber nicht ſicher, wie ſich Seelmann die Bildung ſeiner gehauchten Vokale der Nr. 2 gedacht hat. Villeicht hat er dabei nur an die Antizipation der Mundſtellung des Vokals gedacht.

H. Sweet, Handbook of Phon., unterſcheidet die Vokaleinſätze nach dem Momente des Beginns des Kraftimpulſes der Exſpiration.

§ 195. Vowels may be begun in various ways.

1) The glottis is gradually narrowed, passing through the various positions for breath and whisper till voice is produced. This gives the *'gradual'* beginning ([ʜ] a), which is the ordinary way of beginning a vowel.

2) The breath is kept back till the glottis is closed for voice, which begins at once without any introductory breath. This is the *'clear'* beginning ([ʌ] a), well known to singers, who are always taught to avoid the 'breathy' gradual beginning.

In both cases the stress, or force-impulse, of the syllable begins on the vowel.

If the stress begins on the glides they are at once recognised as independent elements, [ʜ] giving (ʜ), the ordinary *'aspirate'*, or letter *h*, while [ʌ] developes into (x), the *glottal catch*, which is practically a stopped consonant, just as (ʜ) is an open consonant, or consonant glide.

Es entſprechen ſich danach im weſentlichen:

Seelmanns Nr. 1 = Sweets (H) und (X),
„ Nr. 2 = „ [H] und [ʌ].

Nemen wir aber neben Seelmanns Nr. 1 als Nr. 2 einen ſtärkeren und einen ſchwachen Hauch als vorhanden an, ſo ist doch noch zu bemerken, dass es durchaus nicht als notwendig angeſehen werden kann, dass in einer Sprache immer nur entweder der in Nr. 1 aufgeſtellte weſentliche Gegenſatz oder der der Nr. 2 entſprechende graduelle Gegenſatz auftreten müsse. Es kann ſer wol neben der in Nr. 1 für *h* aufgeſtellten frikativen Bildung die in Nr. 2 aufgeſtellte ſchwach gehauchte Bildung des anlautenden Vokals ſtattfinden, oder auch der ſtärkere Hauch der Nr. 2 neben dem festen Einſatze der Nr. 1.

Mit andern Worten: denken wir uns einmal den von Seelmann in Nr. 1 aufgeſtellten weſentlichen Gegenſatz als das urſprüngliche, ſo könnte der Übergang zum einfachen graduellen Hauche entweder bloß für das urſprüngliche *h* eingetreten ſein, oder bloß für den urſprünglichen festen Einſatz, oder endlich für beides.

Es ſind danach nicht bloß zwei, ſondern vier Kombinationen möglich:

1. Reibelaut (H) — Exploſive (X)
2. Reibelaut (H) — ſchwacher Hauch [ʌ]
3. ſtärkerer Hauch [H] — Exploſive (X)
4. ſtärkerer Hauch [H] — ſchwacher Hauch [ʌ].

Man würde übrigens den ſchwachen Hauch als nicht bloß vom ſtarken Hauch, ſondern auch als von dem Reibelaut graduell verſchiden anſehen können. Die Exploſive dagegen bildet einen ſpezifiſchen Gegenſatz ſowol zu dem Reibelaut, wie zu dem ſtärkeren Hauch.

II.

Die lateiniſchen Aſpirationen.

Seelmann nimmt für das Lateiniſche den von ihm unter Nr. 2 beſchribenen graduellen Gegenſatz in Anſpruch aus folgenden Gründen:

1) Die lateiniſchen Grammatiker, ſoweit ſie phonetiſch die Buchſtaben abſchätzen, betrachten das *h* gemeinhin nicht als Einzellaut,

ſondern als einfaches Aſpirationszeichen des folgenden Vokals, als *'nota aspirationis'*.

2) Das durch den Verlauf der ganzen Latinität ſich zeigende Schwanken der Schreibung von Wörtern mit und one *h*, ſpeziell bei HA oder A. Im Spätlatein und namentlich im vulgären Latein ſei das Bewusstſein, was zu ſchreiben oder zu ſprechen ſei, überhaupt verloren gegangen.

3) Das Gemeinromaniſche kenne in der Ausſprache überhaupt keine Gegenſätze und ſpeziell jenes romaniſche *h* nicht: ein ausgeprägtes *h* gebe es nur in der Theaterſprache und in einigen Grenzdialekten; umgekert werden auch die ſog. reinen Vokale gewönlich nicht nach deutſcher Art mit momentanem Kelkopfverſchluss hervorgebracht, als dass ſie als abſolut aſpirationslos gelten könnten.

„Sämtliche angefürte Momente — ſagt Seelmann — ſprechen übereinſtimmend dafür, dass das Latein andere Aſpirationsverhältnisse hatte wie unſere Sprache, dass ſeine ſämtlichen Vokale im Anlaut mer oder weniger gehaucht waren, dass das *h* ſpeziell die ſtärker gehauchten Laute kennzeichnete, wärend die ſchwächeren mit meist unwarnembarem Hauch unbezeichnet bliben."

Was zunächst die anlautenden Vokale betrifft, ſo ligt mir, abgeſehen von der Frage der Gleichzeitigkeit der Hauches mit dem Vokal, kein Anlass vor, ein Bedenken gegen die von Seelmann aufgeſtellte Bildung geltend zu machen. Wir dürfen wol für die one *h* anlautenden Vokale im Latein den leiſe gehauchten Einſatz annemen, wie er uns in den romaniſchen Sprachen entgegentritt.

Dagegen ſcheinen mir gegen das von Seelmann über das lat. *h* aufgeſtellte doch Bedenken obzuwalten. Das Bedenken gegen die Gleichzeitigkeit von Hauch und Vokal hat ſchon Ed. Böhmer in ſeiner Anzeige des Seelmannſchen Werkes, Berl. philol. Wochenſchrift 1886, Nr. 21, hervorgehoben. Er ſagt: „Davon, dass *h* am Wortanfange nicht einen dem Vokal vorhergehenden, ſondern einen den Vokal begleitenden Hauch meine, hat der Verf. uns nicht überzeugt, insbeſondere würde man aus der Tatſache des Wegfalls diſes Hauches im Romaniſchen eher ſchließen, dass er nicht ſo eng mit dem Vokal verbunden geweſen ist."

Ich möchte hierzu aber noch einen andern Umſtand hervorheben. Gerade die lateiniſchen Grammatiker, auf welche Seelmann ein beſonderes Gewicht legt, geben für *h* eine Beſchreibung, welche

mir eher auf ein dem Vokal vorangehendes, bestimmt lokalisirtes Reibegeräusch hinzuweisen scheint, als auf einen den Vokal durchdringenden Hauch, indem sie ausdrücklich eine Verengerung der *fauces* für die Bildung des *h* in Anspruch nemen. So heißt es (vgl. Seelmann p. 263) bei Terentianus Maurus:

> Nulli dubium est faucibus emicet quod ipsis
> H littera, sive est nota quæ spiret anhelum etc.

Bei Marius Victorinus: profundo spiritu, anhelis faucibus, exploso ore fundetur.

Beim Anonymus (Keils Spl. p. 307): *h* conrasis paululum faucibus † ventribus exhalat.

Dazu als Quelle Martianus Capella, lib. III: H contractis (corrasis) paululum faucibus ventus exhalat. (Cf. Mart. Capella, rec. Eyssenhardt, p. 63. — Juergensen, Commentationes philologicæ, Lips. 1874, p. 74.)

Die genannten Grammatiker heben danach als Bildungsstelle des *h* übereinstimmend die *fauces* hervor.

Es fragt sich nun, was dise dabei unter *fauces* verstanden haben?

Über den gemeinen lateinischen Sprachgebrauch bemerkt Lepsius (Arabische Sprachl. S. 103), dass *fauces* jede Enge in der Region des Halses vom Anfang der Luftröre bis gegen den harten Gaumen bedeuten könne, namentlich weise es auf den Doppeleingang zwischen der Luft- und Speiseröre.

Die heutige Anatomie gebraucht *fauces* in der Regel nur in der Verbindung: *isthmus faucium* für das Tor zwischen der Mund- und Rachenhöle, wärend die Rachenhöle selbst allgemein als *pharynx* bezeichnet wird (deutsch Schlundkopf oder Rachenhöle), doch findet sich dafür auch zuweilen der Ausdruck *fauces*.

Sollte man den Ausdruck *fauces* bei den genannten lateinischen Grammatikern auf die Enge zwischen den Stimmbändern, die Stimmritze beziehen können, so würde sich in Bezug auf die Bildung des *h* bei inen schon eine instinktive Hindeutung auf die besonders durch Czermak geltend gewordene Ansicht finden. So exakte Kentnisse von den Funktionen der Stimmbänder, wie wir sie heute haben, konnten natürlich die alten Grammatiker noch nicht haben; sie mochten sich eben den Kelkopf (*guttur, larynx*) als Zubehör zu dem Schlundkopf (*fauces, pharynx*) denken.

Man würde allenfalls auch an den *isthmus faucium* denken

können, da auch bei disem (vergl. oben Merkel) bei der Bildung des *h* ein das Kelkopfgeräusch verstärkendes Engegeräusch einzutreten pflegt, wie auch Seelmann anerkennt. Otfrid ad Liutb. sagt: „utuntur K ob fautium sonoritatem“.

Andrerseits wird allerdings das *h* bei den Römern vilfach einfach als *nota aspirationis* bezeichnet; so namentlich von Priscian (um 500 n. Chr.). Bei disem heißt es (ed. M. Hertz, Keil II, 6, 23): „Litera igitur est nota elementi et velut imago quædam vocis literatæ, quæ cognoscitur ex qualitate et quantitate figuræ linearum. hoc ergo interest inter elementa et literas, quod elementa proprie dicuntur ipsæ pronuntiationes, notæ autem earum literæ. abusive tamen et elementa pro literis et literæ pro elementis vocantur.“ — 9, 5: „Ex his vocales dicuntur, quæ per se voces perficiunt vel sine quibus vox literalis proferri non potest, unde et nomen hoc præcipue sibi defendunt; ceteræ enim, quæ cum his proferuntur, consonantes appellantur.“ — 12, 20: „*h* autem aspirationis est nota et nihil aliud habet literæ nisi figuram et quod in versu scribitur inter alias literas ...“ — 13, 3: „neque enim vocalis nec consonans esse potest. vocalis non est *h*, quia a se vocem non facit, nec semivocalis, cum nulla syllaba Latina vel Græca per integras dictiones in eam desinit, nec muta, cum in eadem syllaba cum duabus mutis bis ponitur ut *Phthius, Erichthonius*. nulla enim syllaba plus duabus potest mutis habere iuxta se positis, nec plus tribus consonantibus continuare.“ — 18, 15: „Aspiratio ante vocales omnes poni potest, post consonantes autem quattuor tantummodo more antiquo Græcorum *c, t, p, r* ... ideo autem extrinsecus ascribitur vocalibus, ut minimum sonet, consonantibus autem intrinsecus ut plurimum ...“ — 35, 24: „H literam non esse ostendimus, sed notam aspirationis, quam Græcorum antiquissimi similiter ut Latini in versu scribebant: nunc autem diviserunt et dextram ejus partem supra literam ponentes psiles notam habent, quam Remmius Palæmon exilem, Grillius vero ad Virgilium de accentibus scribens levem nominat, sinistram autem contrariæ aspirationis, quam Grillius flatilem vocat.“

Aus allen disen Stellen ersehen wir indes nichts bestimmtes über die Artikulationsstelle des lat. *h*, und die ganze Auffassung desselben scheint sich aus dem Einflusse zu erklären, den die griechische Bezeichnung auf die lateinischen Grammatiker ausgeübt haben mochte, indem man von vorn herein davon aus-

ging, dass die lateiniſche Aſpiration nicht von der griechiſchen verſchiden war.

Seelmann macht für ſeine Anſicht eines bloß graduellen Unterſchides geltend, dass Quintilian I, 4, 9 meine, dass man konſequent wie im Griechiſchen beide Grade oder keinen zu bezeichnen habe: „an rursus aliæ [literæ] redundent (præter illam notam aspirationis, quæ si necessaria est, etiam contrariam sibi poscit).“

Allein mir ſcheint dis nichts über die Natur des Gegenſatzes zu beweiſen. Wo für die Modifikationen eines Lautes n Fälle möglich ſind, brauchen nur (n—1) Fälle beſonders bezeichnet zu werden; wo zwei möglich ſind, alſo nur einer, mag der Gegenſatz ſein wie er wolle, nur graduell oder ſpezifiſch (vgl. Brücke[1] 124). Schon C. Mayer (s. oben S. 57) hat bemerkt, dass ſelbst wir für unſere Kelkopfexploſive keinen beſonderen Buchſtaben brauchen, weil der Stoßlaut bei uns der gewönliche Vokaleinſatz ist. Und urſprünglich haben ja auch die Griechen nur den einen Fall durch das H bezeichnet.

Seelmann ſagt S. 263: „Auf die mit dem ſtärkern Hauchgrade verbundene ſchwächere Tonkraft der Vokale ſpilt Priscian (s. oben 18, 15) an. — Noch vil entſchidener hebt Charisius [Keil I, 265, 18 ff.] hervor, dass, wie der Akzent, ſo auch die Aſpiration nichts iſolirt für ſich beſtehendes ſei, ſondern dem jedesmaligen Vokale anhafte: „fit immutatio et per sonos, cum aut acutus pro gravi aut gravis pro acuto vel alio quolibet ponitur. sonus in pronuntiatione invenitur. similiter aspiratio ad sonum pertinet, tametsi nos *h* quasi literam ponimus.“

Aber auch aus diſem Anhaften folgt keine Gleichzeitigkeit, die Aſpiration kann dem Vokal vorangehend oder nachfolgend anhaften.

Bei Gellius II, 3 heißt es: H literam sive illam spiritum magis quam literam dici oportet, inserebant eam veteres nostri plerisque vocibus verborum firmandis roborandisque, ut sonus earum esset viridior vegetiorque. Atque id videntur fecisse studio et exemplo linguæ Atticæ. — Sic *lachrimas,* sic *sepulchrum,* sic *ahenum,* sic *vehemens,* sic *incohare,* sic *helluari,* sic *halucinari,* sic *honera,* sic *honustum* dixerunt. In his enim verbis omnibus literæ seu spiritus istius nulla ratio visa est, nisi ut firmitas et vigor vocis, quasi quibusdam nervis additis intenderetur.

In der Überſetzung von Weiß: „Damit der Klang mancher Buchſtaben friſcher und lebhafter hervortreten ſollte, ſetzten unſere

Alten zur nachdrucksvollen Verſtärkung einiger Wortlaute den Buchſtaben *h* zu, der villeicht lieber Hauchlaut als Buchſtabe genannt werden ſollte, und man ſcheint das geflissentlich nach dem Beiſpil der attiſchen Mundart getan zu haben.... Bei allen diſen Wörtern dürfte wol für den Zuſatz diſes Buchſtaben, d. h. Hauchlautes kein anderer Grund vorgelegen haben, als dass gleichſam durch die Vermerung gewisser Spannmittel die Stärke (Dauer) und Lebhaftigkeit des Wortlautes geſteigert werden ſollte."

Gellius ſah danach in dem *h* einen gewissen das Wort belebenden ſpannenden Zuſatz.

Herder (Sämtl. Werke, herausgeg. von B. Suphan, Bd. II, S. 85) bemerkte hierzu: „Das *h* ist überhaupt die Grenze zwiſchen Laut und Mitlaut: es gibt nach Gellius' Bemerkung dem Worte Haltung und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vokale etwas vom Laute und gibt dem Mitlaute etwas dazu: es verhindert die gar zu große Öffnung des Mundes bei den Vokalen und die Zerrung bei den Konſonanten."

Herder hat dabei wol an eine gewisse Verengung im Sprachkanale gedacht, wodurch es eine mittlere Stellung zwiſchen den Vokalen und den übrigen Konſonanten einneme.

Allein durch alles das erfaren wir nichts beſtimmtes über die Art, wie die Römer das *h* artikulirt haben, und im allgemeinen blib die Anſicht, dass das lat. *h* eine bloße Aſpiration geweſen ſei, die vorwigende, und durch falſche etymologiſche Anſchauungen wurden die Anſichten über die Natur des *h* immer mer verwirrt.

Dass im Lateiniſchen ſchon vom 1. Jarh. v. Chr. ab Schwankungen in der Schreibung der Wörter mit und one *h* im Anlaute ſtattgefunden haben, wird vilfach bezeugt, ſo in Catulls Spottgedicht auf Arrius (carm. 84):

> Chommoda dicebat, si quando commoda vellet
> dicere et hinsidias Arrius insidias etc.

Später geht dis immer weiter. Vgl. die Hörfeler *ac* ſt. *hac*, *habeam* ſt. *abeam* im tir. Psalterium, ed. O. Lehmann. p. 14.

Diez, Gramm. I,[4] 275, ſagt: „Dem Römer bedeutete der Buchſtabe H noch tiefe Aſpiration: *profundo spiritu, anhelis faucibus etc.* ſagt Marius Victorinus. Allein in ſeiner Anwendung ſchwankte man ſchon in guten Zeiten. — Im Romaniſchen ist *h* fast allgemein erloſchen, wiewol es graphiſch in mereren Sprachen fortbeſteht. Auch

der *spiritus asper* ist im Neugriechischen ein stummes Zeichen." — S. 464 heißt es über das Französische: „*h* ist teils stumm, teils hörbar; in lezterem Falle ein gelinder Hauch, schwächer zumal als das deutsche *h*, wie schon Beza erinnert: Aspirationem Franci quantum fieri potest emolliunt, sic tamen ut omnino audiatur, at non aspere ex imo gutture efflata, quod est magnopere Germanis observandum." — S. 320: „Im Französischen hat sich die [deutsche] Aspiration erhalten, eine Folge des überwigenden Einflusses, welchen dise Sprache von der deutschen erfur. Im Anlaute findet dis *h* one Ausname statt (Beispile im Etym. Wb.)."

Heute wird aber auch dises *h* im Französischen meist nicht mer gesprochen. Aber aus disen Tatsachen lässt sich nichts sicheres über die Art der Artikulation im Lateinischen schließen. Die Verstummung und der unorganische Gebrauch von *h* konnten ebenso leicht eintreten, mochte das *h* im Sinne von Seelmanns Nr. 2 gebildet sein, oder im Sinne von Nr. 1; auch das deutsche *h* ist im Französischen schließlich verstummt.

Wir werden daher wol nur schließen können, dass das lat. *h*, wie es den Romanen überkommen ist, nur ein verhältnismäßig schwach gebildeter Laut war, änlich wie das *h* im Englischen im allgemeinen schwächer gebildet wird als im Deutschen. Wer sollte dabei nicht an Hallers *„aere de laxa glottide leniter eliso"* denken!

Dass gerade beim Vokal *a* das *h* als Kelkopfreibelaut am leichtesten schwand oder sich unorganisch einschob, mag villeicht seinen Grund darin haben, dass bei disem am leichtesten ansprechenden Vokal eine weniger starke Annäherung der Stimmbänder aneinander erforderlich zu sein scheint als bei den übrigen Vokalen. (Vgl. meine Abh. über das mittlere A, Techmers Zeitschr. II, S. 269 ff.)

III.

Die griechischen Spiritus.

Noch mer als über das lat. *h* ist über die griech. Spiritus gestritten worden. Ein Teil der darüber aufgestellten Ansichten ist schon in unserm ersten Abschnitt berürt. Wir wollen auch hier von dem ausgehen, was Seelmann darüber aufgestellt hat. Er hält die griech. Spiritus, änlich wie die lat. Hauche, für nur graduell ver-

ſchiden. Er ſagt S. 262: „Die Ausdrücke *spiritus asper* und *lenis* oder das πνεῦμα δασύ und ψιλόν geben nichts kontradiktoriſch verſchidenes, ſondern nur gewisse verſchidene Grade der (in jedem Falle einmal empfundenen) Aſpiration an. Der Umſtand, dass die ſpäteren Griechen das Zeichen für den Hauch über den Vokal ſtellen, deutet an, dass er mit demſelben zugleich auftrat. Dass ſie es für notwendig befanden auch da, wo wir keinen Hauch zu ſprechen gewont ſind, z. B. in ἄνεμος, ein beſonderes Zeichen, den *lenis,* zu ſetzen, beſtätigt von neuem die Anname, dass alle anlautenden Vokale gehauchte waren."

Da entſcheidende direkte Zeugnisse über die Bildung der *spiritus* aus dem griechiſchen Altertum nicht vorligen, ſo müssen wir die Frage aus innern Gründen und aus dem, wie die Römer die Sache auffassten, zu entſcheiden ſuchen.

A. *Spiritus asper.*

Was zunächst die Geſchichte des Zeichens betrifft, ſo ging aus dem urſprünglichen Zeichen ⊟ das Zeichen H hervor, und aus diſem, welches im Joniſchen den Wert des langen *e* angenommen hatte, durch Teilung Ⱶ, welches anfangs noch in die Reihe der übrigen Buchſtaben geſtellt wurde. (Vgl. Kirchhoff, Studien zur Geſch. des griech. Alphab.[3] 146 f.) Daraus ist dann ſpäter das über den Vokal geſetzte ʽ entſtanden.

Was dann die Benennung: πνεῦμα δασύ betrifft, ſo möchte es ſich doch fragen, ob nicht der Ausdruck δασύ (dicht, rauh, vgl. lat. *densus,* G. Curtius, Griech. Etym.[5] 233) gerade auf ein ſpezifiſches Reibegeräuſch hindeutet.

Wallin (1865) ließ die Aſpiration an den Stimmbändern entſtehen (vgl. oben S. 64). A. a. O. S. 62 ſagt er darüber: „Nach Analogie anderer untergeordneter Laut- und Tonmodifikationen deuteten die Griechen diſes Geräuſch nur mit einem oberhalb des Vokals geſetzten auswärts gebogenen Halbzirkel an und nannten es den dicken, d. h. mit ſpirirendem Geräuſch herausſauſenden Hauch, πνεῦμα δασύ."

Czermak (1866) erklärte den griech. *spiritus asper* für unſern Kelkopfreibelaut, freilich aus Gründen, welche wol nicht als ausreichend angeſehen werden können, indem er von vorn herein annam, dass überhaupt nur der eine Gegenſatz des Kelkopfreibelautes und der Exploſive möglich ſei.

Rumpelt (1869, ſihe oben) ſah dagegen den *spir. asper* als reine Aſpiration one Kelkopfgeräuſch an, doch weist er S. 105 darauf hin, dass diſer reine *spir. asper* durch Verengung der Stimmbänder und der Rachenhöle bis zum *Hha* geſteigert werden könne.

Wie das lat. *h*, ſo ſcheint auch der griech. *spir. asper* ſchon früh verhältnismäßig ſchwach gebildet geweſen zu ſein und wurde daher im Joniſchen anfangs unbezeichnet gelassen.

G. Curtius, Griech. Etym.[5] 683, bemerkt darüber: „Wenn das ioniſche Alphabet, das zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges nach Athen gebracht und 403 v. Chr. dort in den öffentlichen Gebrauch eingefürt ward, den Hauch gänzlich unbezeichnet ließ, ſo dürfen wir daraus gewiss ſchließen, dass von jener Zeit an der *spir. asper* überhaupt ſchwächer vernommen und eben deshalb den eigentlichen Konſonanten gleichgeſtellt zu werden nicht für würdig befunden wurde."

G. Meyer, Griech. Gramm.[2] (1886) S. 241, ſagt: „Der tonloſe Kelkopfſpirant, *spir. asper*, ist das Reſiduum eines vorgriechiſchen anlautenden *s* oder *j*. Er ist ſoweit wir ſehen können in allen Dialekten ſeit zimlich früher Zeit im Schwinden begriffen, one dass aber die nähere Geſchichte diſes Prozesses mit wünſchenswerter Genauigkeit zugänglich ist." — S. 242: „Die Schreibung *hs* für *χς* ist zugleich ein Beweis gegen Seelmanns Auffassung des *spir. asper*. Umgekert ist *χ* für den *spir. asper* geſchriben in *Χαϱμονίδα* etc."

Aus der früh erfolgten Abſchwächung des *spir. asper* erklärt ſich der nicht ſeltene Übergang in den *spir. lenis* (vgl. Curtius[5] 681). Die Frage aber, ob der *spir. asper* urſprünglich mit oder one Innehalten einer beſtimmten Stimmbänderverengung gebildet wurde, wird dadurch nicht entſchiden. Das eine konnte ſo gut wie das andere der Abſchwächung unterligen.

Die lat. Grammatiker haben allgemein angenommen, dass ir *h* mit dem *spir. asper* gleich ſei. (Vgl. oben Priscian.) Auch wir werden dis annemen können. Wäre hierin ein Unterſchid geweſen, ſo dürfte ſich doch wol irgend eine Andeutung darüber bei den Römern gefunden haben, wie z. B. in Bezug auf den Unterſchid des griech. Φ und des lat. F.

Seelmann ſiht namentlich darin, dass in beiden Sprachen ein Sinken der Aſpiration eingetreten ist, ein Anzeichen irer urſprünglichen Gleichheit. Er ſagt S. 262: „Die ſprachhistoriſchen Verände-

rungen — um von gewissen griechiſchen Grammatikerzeugnissen zu ſchweigen —, beſonders das frühzeitige Schwanken des Hauchgrades und die allmähliche Reduktion der urſprünglich ſtark aſpirirten Laute zu ſchwach aſpirirten: alles das ſtellt eine Parallelität griechiſcher und lateiniſcher Aſpirationsverhältnisse außer Frage.“ Doch würde das allein die Frage wol nicht entſcheiden.

Dürfen wir aber die phyſiologiſche Gleichheit des griech. *spir. asper* mit dem lat. *h* annemen, ſo gilt von ihm das, was wir im vorigen Abſchnitte über das lat. *h* bemerkt haben, und wir dürfen auch ihn für einen urſprünglichen Kelkopfreibelaut halten, der indes bald an Stärke einbüßte.

B. *Spiritus lenis.*

Schwerer noch ist es, über die Bildung des *spir. lenis* zu entſcheiden, und es haben darüber vile Kontroverſen ſtattgefunden.

Der Name ψιλόν deutet nicht auf eine beſtimmte Art der Artikulation, ſondern ist nur die N e g a t i o n von δασύ und lässt danach die Frage über die Natur des *spir. lenis* vollkommen offen.

P u r k i n j e erklärte den *spir. lenis* für einen leiſe eingeſetzten Hauch.

G. V a l e n t i n, Lerbuch der Phyſiologie des Menſchen, Bd. II (1844), S. 291, kam auf die Frage der rein n e g a t i v e n Natur desſelben. Er ſagt darüber: „Manche Schriftſteller ſehen den *spir. lenis* der Griechen als den ersten Anfang eines Konſonanten an. (K. M. R a p p I, 53.) Sie beziehen ihn nämlich auf den neuen Anſatz der Stimme, den wir, z. B. wenn wir das Wort *erinnern* als *er-innern* ausſprechen und ſo eine Art von ſer ſchwächem *h* mittönen lassen, warnemen. Nach diſer Anſicht könnte man ihn daher als einen E x p l o ſ i v l a u t ſchwächster und kürzester Art betrachten. Da jedoch die Griechen diſes Zeichen nur an dem Anfang der Worte, welche mit einem Vokal beginnen, gebrauchen, beim ſchnellen Sprechen dagegen kein ſolcher Halt ſicherlich gemacht worden, ſo ſcheint es noch ſer die Frage zu ſein, ob nicht überhaupt der *spir. lenis* ein n e g a t i v e s Zeichen, d. h. ein Merkmal, dass hier keine *h*-Aſpiration ſtattfindet, geweſen ſei.“

W a l l i n, S. 63, bemerkt über den *spir. lenis:* „Analog der Bezeichnungsart des nidrigsten Kelſpiranten *h* erhielt auch diſer Laut bei den Griechen keinen eigenen Charakter, ſondern wurde

ebenfalls nur mit einem über den Vokal geſetzten Halbzirkel bezeichnet, der aber rück- und einwärts gebogen wurde, um die innere Natur, die in den Stimmbändern ſelbst entſtehende und aus inen nicht herauſtretende Artikulation diſes Lautes im Gegenſatz zu der auswärts gehenden Natur des Spiranten anzudeuten. Auch diſe Artikulation ist ein Hauch, eine *spiratio,* aber keine *adspiratio;* ſie ist der nakte, d. h. aller Aſpiration, alles ſpirirenden Geräuſches, alles Mitſummens bare Hauch, *πνεῦμα ψιλόν,* welcher Benennung der *spiritus lenis* der Römer, wie es mir ſcheint, nur ſer unvollkommen entſpricht."

Mag er aber der Knacklaut oder ein leiſer Hauch geweſen ſein, ſo musste er doch immer von innen nach außen gehen, wie jeder Laut der exſpiratoriſchen Sprache. Die Erklärung des Zeichens aus der Richtung des Luftſtroms ist auch ganz unnötig, da ſich die Zeichen einfach aus der Teilung des H erklären. Endlich ſcheint mir auch die Benennung der Römer: *spiritus lenis,* eine durchaus der Sache entſprechende zu ſein.

Lepsius, Standard Alphabet (1863) erklärte ſich für die Kelkopfexploſiva.

Steinthal, Geſch. der Sprachwissenſchaft der Griechen und Römer (1863) bemerkt: „Das Wort *ψιλόν* bedeutet: einfach, nakt, enthält alſo bloß eine unbeſtimmte Negation, welche einen wirklichen Sinn erst durch die Poſition erhält, der ſie entgegengeſetzt ist. Danach bezeichnet *ε ψιλόν* den Gegenſatz zum Diphthongen *αι*, der eben in jener Zeit wie *ε* ausgeſprochen ward; *υ ψιλόν* ist dem *οι* entgegengeſetzt (K. E. A. Schmidt, Beiträge S. 70 ff.), und die Konſonanten, welche *ψιλά* heißen, werden hiermit im Gegenſatze zu den *δασέα* und *μέσα* als hauchlos bezeichnet."

Welches alſo ist der wirkliche Sinn des Gegenſatzes zu dem *πνεῦμα δασύ*?

Czermak, Über den *spir. asper* und *lenis* (1866), Geſ. Schriften I, 761, nam an, es gebe nur eine Art des Gegenſatzes der Aſpiration, nämlich den Kelkopfreibelaut und die Kelkopfexploſive; diſe leztere müsse alſo der *spir. lenis* geweſen ſein: „Haben ſie doch den *spir. lenis* als *πνεῦμα ψιλόν* dem *spir. asper* als *πνεῦμα δασύ* entgegengeſetzt. Es gibt aber gar keine anderen weſentlich und gegenſätzlich verſchidenen Formen des vokaliſchen Anlautes als die exploſive und die aſpirirte. Inſofern nun der *spir. asper* ganz beſtimmt die aſpirirte

Form des Vokalanlautes ist, kann dem *spir. lenis* nur die explofive Form entfprechen."

Dem entgegnet nun Seelmann: „Czermak geht davon aus, dass *spir. asper* und *lenis* Gegenfätze der Afpiration bezeichnen, und zwar denkt er unwillkürlich an kontradiktorifche Gegenfätze, wie fie die deutfchen Afpirationsverhältnisse darbieten — die Anname gradueller lent er von vorn herein ab. Aber gerade dife Anficht war zu erhärten, das abgelente zu widerlegen. Czermak hat nicht einmal einen Verfuch dazu gemacht, und überdis konnten hier nur die fprachhistorifchen Momente zur Entfcheidung herbeigezogen werden."

Allerdings war Czermaks Argumentation nicht ausreichend und es blib nach wie vor zu unterfuchen, ob nicht andere Gegenfätze möglich feien. Doch fand Czermaks Anficht vile Anhänger.

Rumpelt (1869) erklärte den *spir. lenis* für die Explofive.

Brücke, Grundz.[2] 11, trat Czermak bei: „Beim vokalifchen Anlaut kann man plötzlich und one allen vorhergehenden Hauch den Ton in feiner ganzen Stärke erfcheinen lassen. Das gefchiht, wenn man die Stimmritze vorher verfchließt, fo dass die Stimmbänder fofort, wenn fie vom Luftftrom durchbrochen werden, anfprechen. Es gefchiht das im Deutfchen regelmäßig bei jedem rein vokalifchen Anlaut. Difer Stimmritzenverfchluss ist das *Hamze* der Araber und, wir haben allen Grund dis vorauszufetzen, auch der *spir. lenis* der Griechen, wenigstens ist es der *spir. lenis* unferer Schulausfprache."

Auch G. Curtius, Griech. Etym., erklärte den *spir. lenis* für den Explofivlaut und machte dafür noch ein befonderes Argument geltend. Es heißt bei ihm [5]43: „Die einzige indogermanifche Wurzel, welche aus einem einzigen Laute zu beftehen fcheint, die Wurzel *i* (gehen) hat vor dem Vokal den *spir. lenis,* welchen Laut man bei fprachlichen Unterfuchungen verkerterweife meist ganz unberückfichtigt lässt. Die deutfche Alliteration zeigt am deutlichsten, dass der *spir. lenis* felbst dem ungelerten Sprachgefül nicht unbewusst war. Die Berückfichtigung des *spir. lenis* als wirklicher Laut erweist fich vilfach als wichtig, fo bei der Vertaufchung mit dem *spir. asper* im Griechifchen, bei der mit *j* und *v* in den slawifchen Sprachen."

Wir werden aber doch wol mit den Indern *i* als rein vokalifche Wurzel annemen können, one der Wurzel als folcher ein konfonantifches Element zuzufchreiben; die Art des Einfatzes mochte der Entwickelung der einzelnen Sprachen anheimfallen.

Sievers, Grundzüge der Lautphysiol. (1876) S. 78, sagte über seinen festen Einsatz: „Es geht hier dem eigentlichen Vokallaut ein tonloser Explosivlaut des Kelkopfs voran, ein eigentümliches Knacken, das man namentlich beim Flüstern leicht beobachten kann, und dises ist offenbar nichts anderes als der *spir. lenis* der Griechen.“

Indes schon Kräuter, Anz. f. d. A. III (1877), trat der Ansicht Czermaks entgegen, dass der *spir. lenis* die Kelkopftenuis sei und dass der Vokal nicht one vorangehendes konsonantisches Element gesprochen werden könne, und suchte die besondere Bezeichnung des *spir. lenis* zu erklären: „Der *spir. lenis* der Griechen bezeichnete nicht die Kelkopftenuis, sondern das bloße Felen des *h*-Lautes; in den Inschriften findet er sich nicht; er kommt erst in der späteren Zeit auf, wo die Sprache das *h* entweder bereits wie das Neugriechische eingebüßt hatte, oder denselben wie der heutige englische Pöbel und zum teil das Altlateinische willkürlich bald vorsetzte, bald wegließ, wo also die Gelerten das Bedürfnis empfanden, wenigstens in der Schrift eine Erinnerung an den klassischen Sprachgebrauch festzuhalten. Da seit der Verwendung des H für den langen E-Laut das *h* unbezeichnet gebliben, konnte z. B. EN sowol *en* als *hen* gelesen werden. Um dise Zweideutigkeit sicher zu vermeiden, wurde nicht bloß die Aspiration, sondern auch die Nichtaspiration ausdrücklich bezeichnet. Die Grammatiker erfanden dann Regeln über den Gebrauch der beiden Spiritus im Innern einfacher Wörter; sie konnten dabei irer Einbildung freien Lauf lassen, da zu irer Zeit der *asper* ebensogut wie der *lenis* ein lerer Name war. Als Zeichen für *hamza* konnte ' den Modernen nur so lange gelten, als man wänte, ein anlautender Selbstlauter müsse notwendig ein *q*ʿ vor sich nemen.“

Nachdem man das Zeichen H in seiner ursprünglichen Bedeutung hatte fallen lassen und es seiner veränderten Bedeutung wegen nicht wider aufnemen konnte, musste man sich anderweitig zu helfen suchen.

Blass, Über die Aussprache des Griechischen ([2]1882), siht ebenfalls den *spir. lenis* nur für ein Zeichen der Abwesenheit des Hauches an.

Sievers sagte dann in der 2. Aufl. (1881) S. 110 über den Explosivlaut: „Der feste Vokaleinsatz (*check glottid* Ellis, *glottal catch* Sweet) des Kelkopfs oder Explosivlaut entspricht zweifelsone

dem *aleph* der femitifchen Sprachen (ar. *hamze*), warfcheinlich auch dem *spir. lenis* der Griechen.“ — „Purkinje unterfchid bereits neben dem gewönlichen *h* einen leifen Hauch, welchen er dem griech. *spir. lenis* gleichfetzt; derfelbe ist nach ihm der Laut, ‘der jedem Vokal vorhergeht, der mit anfangs offener Stimmritze gefprochen wird’ (Brücke 11). Hiernach ist difer Laut wol zu identifiziren mit dem, was die englifchen Phonetiker *gradual glottid* nennen und als die gewönlichste Art des Vokaleinfatzes bezeichnen (Ellis IV, 1129, Sweet 63). Die Stimmritze durchläuft dabei die Stellungen für tonlofen Hauch und Flüsterftimme, ehe der Stimmton beginnt, der eigentlich kräftige Impuls der Exfpiration aber beginnt erst in dem Momente, wo die Stimme felbst anhebt.“

In der 3. Auflage hat dann Sievers fchon beftimmter gegen Czermaks Auffassung des *sipr. lenis* Stellung genommen. S. 131: „Der feste Vokaleinfatz oder Explofivlaut entfpricht zweifelsone dem *aleph* der femitifchen Sprachen (arab. *hamze*), nach einer jezt geläufigen Anname auch dem *spir. lenis* der Griechen. — Purkinje unterfchid bereits neben dem gewönlichen *h* einen leifen Hauch, welchen er villeicht mit Recht dem griech. *spir. lenis* gleichfetzt etc.“

Trautmann und Vietor halten noch an Czermaks Anficht fest.

Man fiht, dass fich die beiden möglichen Anfichten über den *spir. lenis* der Griechen noch fo zimlich die Wage halten, doch fcheint hierin Seelmanns Anficht gegen die Czermaks in neuster Zeit an Boden zu gewinnen; auch mir fcheint fie, abgefehen von der Gleichzeitigkeit, die warfcheinlichere zu fein; für fie fpricht namentlich der häufige Übergang des *spir. asper* in den *lenis*, ferner die häufigen Elifionen und Synaloiphen zur Vermeidung des Hiatus.

Von den vier möglichen Anfichten über den Gegenfatz des griechifchen *spiritus asper* und *lenis:*

1. Reibelaut — Explofive (Czermak),
2. Reibelaut — fchwacher Hauch,
3. Stärkerer Hauch — Explofive (Rumpelt),
4. Stärkerer Hauch — fchwacher Hauch (Seelmann),

fcheint mir Nr. 2 das warfcheinlichere zu fein, änlich wie für das Lateinifche.

Dass die aus den älteren Zeichen Ͱ und ͱ abgeleiteten Zeichen ʿ und ʾ über den Vokal gefetzt wurden, braucht keineswegs auf

Gleichzeitigkeit von Vokal und Spiritus hinzudeuten; man mochte dem Laute als nidriger artikulirtem auch nur ein Nebenplätzchen neben dem Zeichen des tönenden Vokals einräumen. Immer aber musste der Hauchlaut dem Vokal vorangehen, ſowol der *spir. asper,* mochte er Kelkopfreibelaut oder bloßer Hauch ſein, wie der *spir. lenis,* mochte er Kelkopfexploſiva oder leiſer Hauch ſein. Für das Vorangehen des Hauches ſpricht auch das urſprünglich dem Vokal vorgeſetzte H.

Es mag hier noch eine kurze, die griechiſchen Aſpiraten betreffende Bemerkung folgen. Th. Gomperz hat in ſeiner Schrift: Über ein bisher unbekanntes griech. Schriftſystem aus der Mitte des 4. vorchristl. Jarh., Sitzungsber. der phil.-histor. Klasse der kſl. Akad. d. Wiss. CVII (1884), warſcheinlich zu machen geſucht, dass in dem in Rede ſtehenden Kurzſchriftſysteme die Doppelkonſonanten ψ, ζ, ξ beſondere Stellen erhalten haben, wärend die Aſpiraten φ, ϑ, χ durch ein Hilfszeichen an π, τ, κ bezeichnet ſeien. — Paul Mitzschke, Eine griech. Kurzſchrift etc., Leipzig 1885, ist der entgegengeſetzten Anſicht: „War der Schriftbildner durch die geringe Menge verfügbarer Darſtellungsmittel vor die Wal geſtellt, entweder die Doppelkonſonanten oder die Aſpiraten von einer einfachen Bezeichnung auszuſchließen, ſo konnte er, wenn er ſich ſelbst treu bleiben wollte, nichts andres als die Aſpiraten beibehalten. Die Zuſammenſetzung derſelben aus Tenuis und nachſtürzendem Hauch, für welchen die Griechen jener Zeit überhaupt kein Schriftzeichen beſaßen, bildet doch gewiss eine vil größere und innerlichere Einheit als die Verbindung von Tenuis mit nachfolgendem σ zu der äußeren graphiſchen Einheit ψ oder ξ etc." — G. Meyer, Griech. Gramm.[2] 209 tritt für ψ, ξ, ζ Gomperz bei und meint, dass in dem Kurzſchriftſysteme des Anonymus die Zeichen der Tenues one weiteres für die Aſpiraten ausgereicht haben möchten. „Die nichtaſpirirten Tenues wurden von früher Zeit an in jeder Stellung und in den verſchidenen Mundarten, beſonders häufig wie es ſcheint im Attiſchen, änlich wie die Tenues im norddeutſchen Sprachgebiet, mit ſo ſtark gehauchtem Abſatz geſprochen, dass ſie mit den entſprechenden Aſpiraten zuſammenfielen. Hieraus erklärt es ſich, dass in dem merkwürdigen Verſuche eines Schriftſystems, das von Gomperz beſprochen worden ist, die Aſpiraten nicht beſonders bezeichnet ſind."

Für Meyers Anſicht könnte noch ſprechen, dass man auch in den älteren lat. Inſchriften für die griech. aspirata regelrecht die lat. tenuis geſetzt findet. Vgl. Seelmann S. 259; W. Schmitz, Beitr. p. 125 ff. — Ich möchte aber doch hier die Gomperzſche Anſicht für die warſcheinlichere halten. Zu einer Zeit, welche den *spiritus asper* in der Schrift unbezeichnet ließ, mochte man ſer wol die aſpirirten Konſonanten mit einem Hilfszeichen neben den tenues andeuten, welches dann gelegentlich, wo es nicht zur Unterſcheidung nötig ſchin, fortgelassen werden konnte.

Zu einer wirklichen Anwendung und zu einer weiteren Entwickelung ist das Schriftſystem des Anonymus ſchwerlich je gekommen; die ganze Anlage ſtand dem entgegen, und die Entwickelung der griechiſchen Kurzſchrift hat, ſo vil wir urteilen können, einen ganz anderen praktiſcheren Verlauf genommen.

IV.

Benennung der Kelkopflaute.

Die techniſche Benennung der Laute hat ſich möglichst genau an die anatomiſchen Benennungen der bei inen tätigen Organe anzuſchließen. Wenn auch diſe Benennungen zum teil aus einer Zeit nur unvollkommener anatomiſcher Kentnisse herrüren und zum teil wenig passend ſind (vgl. Henle, Hyrtl, Lerb. der Anat. [11] 28), ſo wird die Lautphyſiologie doch dieſelben anerkennen müssen, ſo lange die Anatomie ſie beibehält.

Im Mittelalter ſchloss man ſich meist an Galen (geb. 131 n. Chr. zu Pergamus, geſt. warſcheinlich zu Rom zw. 201 u. 210, vgl. Haeſer, Geſch. der Medizin I [3], 347 f.), und ſpäter daneben an den berümtesten Arzt der Araber Avicenna (Ibn Sina geb. 980 zu Afschena in der Provinz Bochara, geſt. zu Ispahan 1037).

Das erste uns bekannte, auf eigenen Unterſuchungen beruhende Lerbuch der Anatomie ſchrib Mondini de Luzzi (eigentl. Raimondo de Liucci, Mundini) Son eines Spezereihändlers, geb. zu Bologna um 1275, Prof. der Medizin in Bologna (geſt. 1326), im Jare 1316. So unvollkommen dasſelbe war, ſo ſtand es doch bis in das 16. Jarh. im größten Anſehen; es ist 25 mal gedruckt, teils unter dem Titel Anatomia Mundini, teils als Anathomia omnium corporis humani interiorum

membrorum, teils one Holzſchnitte, teils mit ſolchen, zuerst in Venedig 1478, zulezt 1580 — eine Ausgabe von Joh. Adelphus, Straßb. 1513. Mondini braucht neben griechiſchen und lateiniſchen Benennungen noch einige ganz obskure arabiſche. Für den Kelkopf (*guttur*) hebt er beſonders die *epiglottis* hervor. (Vgl. Hæſer I[3], 737 f.)

Jaques Dubois (Sylvius), Professor der Anatomie in Paris (geb. zu Amiens 1478, geſt. 1555) machte in der Vorrede zu ſeinem Werke: Jacobi Sylvii Ambiani in linguam gallicam Isagωge, una cum ejusdem Grammatica latino-gallica ex hebræis, græcis et latinis authoribus, Par. 1531, einen Verſuch zur Herbeifürung einer mer phonetiſchen Schreibung des Franzöſiſchen. (Vgl. Jac. Sylvii Vita, Opera medica, ed. R. Moreau, Col. 1630. — A. F. Didot, Observations sur l'Orthographe, 2 éd. p. 181. — Gerberding, Die orthogr. Reformverſuche der ältesten franz. Grammatiker, Berl. 1868.) In ſeinem Hauptfache, der Anatomie, ſuchte Sylvius die Nomenklatur im Anſchluss an die Griechen genauer festzuſtellen. Für den Kelkopf nam er das griech. *larynx* an. In dem nach ſeinem Tode zu Paris 1555 erſchinenen Werke: In Hippocratis et Galeni physiologiæ partem anatomicam Isagoge f. 54 (Opera med. Col. 1630, p. 124) heißt es: „Totus autem larynx præcipuum vocis est organum: beneficio musculorum in myotome dictorum: quam tamen acutam vel gravem præcipue facit arytenoides, adiuta cartilagine epiglottide, arytenoidem magis minus claudente, laxatis aut contractis duobus musculis ipsam relevantibus, adiuta quoque gargareone, caruncula de palato summo et intimo pendente, vocem ipsam plectri ritu modulante." — Über die ſchon bei Galen ſich findende Vergleichung des Zäpfchens mit einem *plectrum* vergleiche man meine Bemerkungen zu Otfrid ad Liutbertum (Archiv Bd. 73).

Grundlegend für die neuere Anatomie wurde das große Werk des berümten Schülers und ſpäteren Gegners des Sylvius, Andreas Vesalius (geb. zu Brüssel 1514, geſt. nach einem Schiffbruch auf der Inſel Zante 1564), De corporis humani fabrica libri septem, Basil 1543, zu welchem Joh. Stephan von Calcar, ein Schüler Tizians, die Zeichnungen liferte.

Auch Vesal brauchte nicht den lat. Namen *guttur*, ſondern den griechiſchen *larynx*. Er ſagt ausdrücklich: „Caput quidem arteriæ laryngem potius quam guttur mihi appellandum putaverim." Bei diſer Benennung ſind die Anatomen von Sylvius und Vesal ab gebliben.

Hier. Fabricius ab Aquapendente de locutione 1602: „Organum vocis *larynx* est. — *Pharynx* fauces, *larynx* guttur latine interpretari debent.“

Casp. Bauhin, Prof. der Anatomie in Basel, der sich um die anatomische Terminologie ser verdient gemacht hat, sagt Theatrum anatomicum 1621, p. 527: „Asperam arteriam divisimus in fistulam, quæ ex cartilaginibus semicircularibus et membrana costet, et in caput ipsius, quod *laryngem* vocamus. Dicitur græcis *λάρυγξ*, nonnullis, sed improprie, *φάρυγξ*, cum proprie de faucibus intelligi debeat, pharynx enim ante laryngem consistit.“

Dagegen hielten sich die Grammatiker meist an *guttur*.

Bei Th. Beza, De francicæ linguæ recta pronunciatione 1584, heißt es: „ex imo gutture“ (sihe oben S. 293).

Joh. Wallis brauchte 1653 zuerst *gutturalis* für eine Abteilung der Vokale. Vgl. meine „Anordnung der Vokale“ (1881) S. 12.

W. Holder 1668 nannte *h: a guttural aspiration* (vgl. oben S. 51). Doch wurde der Begriff von *guttur* bald nicht mer als etwas anatomisch bestimmtes festgehalten, indem die Rachenhöle und der hintere Teil der Mundhöle mit hineingezogen wurden.

Bei Wachter, Glossarium germanicum, Lips. 1737, heißt es dann: „*Gutturales* appello, quæ in regione gutturis formantur, sive simplici adspiratione, ut H. sive aspera adspiratione, ut CH. sive explosione spiritus ut K. sive attractione spiritus ut J vel *Jod.* Quæ sint linguæ partes in his literis procreandis, nemini, qui naturam paulo attentius contemplatur, ignotum esse potest. Quando pronunciamus H. tunc lingua placide quiescit in ore, et liberum spiritui transitum relinquit. At quando pronunciamus CH. vel. K. tunc posterior pars linguæ retrahitur ad fauces, arctatque meatum spiritus, ut cum asperitale vel vi erumpere possit. Et quando pronunciamus Jod, tunc medium linguæ effertur ad fastigium palati et spiritum tumore pressum densatumque attrahit, attractumque cum vocali expellit. — Ad gutturales adhuc spectat G. quod certe nihil aliud est quam K. mitigatum aut leniter protrusum.“

Hier ist der Begriff von *guttur* selbst von dem großen Lateiner schon über die Gebür erweitert.

Hellwag (1781) hielt noch den richtigen Gebrauch von *gutturalis* fest. Seine *gutturales* sind *h* und seine litera innominata. (Vgl. oben S. 53.)

Es folgte die Benennung Lungenlaut (*pulmonalis*) bei Meiner, Adelung, Chladni.

Purkinje (1836) unterſchid nach den Organen: I. Stimmritzenlaute (*soni glottidis*), II. Keldeckel-Schlundlaute (*epiglottidopharyngei*) etc. (Vgl. Brücke[2] 157.)

Rapp (1836) brauchte *guttural* richtig für *h* und den *spiritus lenis*, miſchte aber auch noch χ unter die *gutturales*. (Vgl. Trautmann § 274.)

Ganz verfelt war es, wenn Schmitthenner (vgl. dessen deutſches Wörterb., 2. Aufl., 1837, S. 5) *h* zu den Zungenlauten ſtellte.

Schleicher (1848) brachte ebenfalls *ch* und das arabiſche *Kaf* unter die *gutturales* und ſtellte ungehörig *h* als media neben *ch* als tenuis. Denſelben Feler beging Max Müller, ſihe oben.

Das Wort *guttural* richtete durch den Missbrauch, der fort und fort mit ihm getriben wurde, vil Verwirrung an. Durch die Verdeutſchung „Kele“ wurde wenig geholfen, da man auch diſes in ebenſo unbeſtimmtem Sinne gebrauchte wie *guttur*.

Lepsius, der noch den herſchend gewordenen Gebrauch von *gutturalis* für die am hinteren Gaumen gebildeten Laute beibehielt, nam in ſeinem allgemeinen linguistiſchen Alphabet (1855) für die im Kelkopf gebildeten Laute den Namen *faucales* an.

Brücke (Grundzüge 1856) griff darauf zu *gutturales veræ* und trat 1862 in Kuhns Zeitſchr. XI, S. 256 ff. gegen Lepsius' Benennung auf. Er ſagt daſelbst: „Der Name ſchin mir deshalb passend, weil *fauces* in der Regel den Schlundkopf, d. i. den Raum zwiſchen dem Kelkopf und Gaumenſegel bezeichnet, alſo den Raum, der ſich im Munde an den weichen Gaumen, wo die Gutturalen gebildet werden, nach hinten anſchließt und in welchen der Kelkopf, der eigentliche Bildungsort diſer Klasse, unmittelbar einmündet.“

Bei Plinius (11, 179, vgl. Lepsius a. a. O. p. 456) heißt es: „*summum gulæ fauces vocantur, extremum stomachus*“ — „*gula* ist die Speiſeröre, an die ſich oben die *fauces*, der Schlundkopf, unten der Magen anſchließt.“ Bei Mondini heißt es: Post uvulam vero sunt fauces. Indes ist die heute in der Anatomie gebräuchliche Benennung des Raumes zwiſchen dem Gaumenſegel und den Eingängen in den Kelkopf und die Speiſeröre ſtatt des unbeſtimmteren lat. *fauces* allgemein das griech. *pharynx*.

Die Stellen der lateinifchen Grammatiker, welche die Bildung des *h* in die *fauces* legen, fcheinen Lepsius nicht vorgelegen zu haben, fonst würde er doch warfcheinlich nicht verfelt haben, fie neben den naturwissenfchaftlichen und medizinifchen Schriftftellern für feine Benennung *'faucales'* geltend zu machen. Was Lepsius anfürt, polemifirt im allgemeinen mer gegen die Benennung *gutturales* als dass es für *faucales* fpräche.

Ich habe dann in meiner Abhandlung über die lateinifche Benennung der Kelkopflaute (Zeitfchr. f. Sten. u. Orth. XI, 1863), entfprechend dem bei den Griechen feit Galen und bei den Neueren feit Sylvius und Vesal allgemein für den Kelkopf angenommenen Ausdruck *larynx,* vorgefchlagen, die im Kelkopf artikulirten Laute *laryngales* zu nennen. Brücke fowol wie Lepsius erklären, an dife Benennung gedacht zu haben, doch habe fie der Umftand davon abgehalten, dass man von *larynx* als Adjektiv das in der Anatomie und Medizin gebräuchliche *laryngeus* bilden müsse, was aber zu den Benennungen *labial, dental* etc. nicht gut passe. Dis Bedenken ist offenbar one alle Erheblichkeit; nichts in der Welt kann uns abhalten, von *larynx* und *pharynx* als Adjektiva *laryngal* und *pharyngal* zu bilden, und wem es mer Vergnügen machen follte, dafür *laryngeus* und *pharyngeus, laryngifch* und *pharyngifch* zu fagen, der könnte das ja immerhin tun.

P. Ackerman, Analyse physique des langues, Paris 1837, brauchte *laryngien* für die ftimmhaften Laute. Es heißt bei ihm: Voici le tableau des douces et des fortes correspondantes:

Nues ou fortes	k, r, l, t, ch, s, f, p
Laryngiennes ou douces	g, r, l, d, j, z, v, b.

Lepsius felbst erklärte mir nach dem Erfcheinen meiner Abhandlung von 1863, dass er bereit fei, die Benennung *laryngal* anzunemen; Rumpelt 1869, Winteler 1876, Grützner 1879 haben fie angenommen. Die Lepsiusfche Benennung *faucal* haben nur wenige angenommen, fo der große Linguist und Ethnograph Fridrich Müller, Grundriss der Sprachwissenfchaft.

Kräuter (Frommann D. M. VII) nennt die im Kelkopf gebildeten Laute einfach *guttural;* das ist an fich ganz gut und richtig, doch habe ich *laryngal* vorgezogen, weil dis mit keiner früheren Benennung kollidirt und weil in der Anatomie die gebräuchliche Benennung des Kelkopfs in der ganzen Welt nicht *guttur,* fondern *larynx* ist.

Sweet braucht: *glottal consonants.*

Evans, Phonetic Outlines, Spelling Experimenter II, gebraucht dafür besser: *glottidal.* Vgl. oben S. 79.

Sievers hat in feiner Konfonantentabelle [2] 106, [3] 127 als lezte Kolumne: Faukallaute: ', ', Flüsterénge, r[4]. Doch nennt er [3] 119 bereits den *Spiritus lenis* den „faukalen oder *laryngalen* Verfchlusslaut", fo dass *laryngal* auch bei ihm fchon ein Plätzchen gefunden hat und wol noch weiter finden wird.

Rumpelt nannte 1869 die Laute, bei denen der hintere Teil der Zunge fich dem Gaumenfegel nähert, *faucal,* doch ist dafür *velar* jedesfalls die unverfänglichere und näher ligende Bezeichnung.

Will man das Gebiet der Kelkopflaute fcheiden in ein oberes und unteres (cf. Trautmann), fo würden die laryngales dann zu teilen fein in *glottidales* und *epiglottidales,* Stimmbänderlaute und Keldeckellaute.

Kräuter (Kuhn XXI, 62, Frommann VII, 311) ftellte als *faucal* einen mit dem Gaumenfegel und der dahinter ligenden Schlundwand gebildeten Schlaglaut, den Trautmann nur als mitlautendes Nebengeräufch gelten lassen will, auf. Ich würde dafür *velo-pharyngal* vorziehen.

Rumpelt u. a. gebrauchen *faucal* für das arab. Kaf, welches nach Wallin S. 56 und nach Prym und Socin zwifchen der Hinterzunge und der Hinterwand des Pharynx artikulirt wird: Trautmanns Rachengebiet (vgl. Trautmann S. 200, 215). Ich würde die hier gebildeten Laute lieber *pharyngal* nennen. (Hellwag hatte das velare ch nach a, o, u „inter linguæ radicem et pharyngem" gefetzt und *pharyngeum* genannt.) Ellis 1848 nannte *k, g* etc. *pharyngal.* Will man die Velarlaute mit unter die Benennung *palatal* fassen, wie man von einem *palatum durum* und *molle* fpricht, fo würde für die am harten Gaumen gebildeten Laute noch ein befonderer Name nötig, wofür der von Böhmer (Roman. Studien I, 1872) vorgefchlagene *laminal* (nach der *lamina palatina*), der wol zu wenig Beachtung gefunden hat, fich empfilt. Jedenfalls follte man den Missbrauch von *guttural* befeitigen. Was Rumpelt S. 20 gegen die Benennung *palatales* fagt, ist nicht durchfchlagend. Füren wir eine richtige Nomenklatur ein, fo werden auch die Sanskritisten wol folgen. Nach der Artikulationsftelle ergibt fich in der Richtung von innen nach außen die Reihe: *laryngales, pharyngales, uvulares, velares, palatales, cacumi-*

nales, alveolares, dentales, labio-dentales, labiales, mit iren Unterabteilungen.

Man vergleiche zu diſer Einteilung die ſtomatoſkopiſchen Zeichnungen von R. Lenz, Zur Phyſiologie und Geſchichte der Palatalen, Kuhns Zeitſchr. Bd. XXIX. In der Einteilung ſchließt Lenz ſich nahe an Seelmann und Trautmann an.

Für die Einfürung deutſcher Benennungen ſtatt der Fremdwörter ist Trautmann beſonders tätig, doch ſind hier internationale Benennungen wol kaum entberlich.

Das hebr. *garon* = Kelkopf, als Sitz der Stimme, wird in der Septuaginta regelmäßig durch *λάρυγξ*, in der Vulgata durch *guttur* widergegeben. So Psalm 5, 10: *τάφος ἀνεῳγμένος ὁ λάρυγξ αὐτῶν.* — Sepulcrum patens est guttur eorum. Luther überſetzt dagegen: „Ir Rachen ist ein offenes Grab" und Römer 3, 13: „ir Schlund etc." De Wette, Hupfeld, Hengstenberg u. a. erklären: ire Kele (als Werkzeug der Rede, nicht des Verſchlingens. Vgl. Hengstenb. Psalmen I^{2}, 112. Hupf. Ps. I^{2}, 159). Weitere Stellen ſind Ps. 69, 4: *ἐβραγχίασεν ὁ λάρυγξ μου.* Raucæ factæ sunt fauces meæ (exasperatum est guttur meum). Conf. Bibl. Sacr. lat. ed. Tischendorf, 1873. Ps. 115, 7: *οὐ φωνήσουσιν ἐν τῷ λάρυγγι αὐτῶν.* Non clamabunt in gutture suo. — Ps. 149, 6: *αἱ ὑψώσεις τοῦ θεοῦ ἐν λάρυγγι αὐτῶν.* Exaltationes dei in gutture eorum.

Es kann bei der Anzal diſer Stellen kein Zweifel ſein, dass den Hebräern *garon,* den Griechen *λάρυγξ,* den Römern *guttur* eine feste und beſtimmte Benennung für den Kelkopf, als Werkzeug der Stimme, war.

Berichtigung.

S. 50, Z. 10 ſtatt *alſo* lis *als ſolcher.*
S. 78, Z. 3 v. u. ſtatt *Stimmlaut* lis *Stummlaut.*

Lexikalisches.

IV.

Über den Artikel Ich, sowie über einige andere Artikel verwandten Inhalts im Grimmschen Wörterbuch.

Vergleichen wir den Artikel Ich im vierten Band des Grimmschen Wörterbuchs mit anderen ähnlichen Artikeln, wie mit Du, Er, Es, Man, so werden wir nicht umhin können, diesen, wie das Titelblatt des betreffenden Heftes ausweist, zur Hälfte von Dr. H. Lucä, zur Hälfte von Dr. Moriz Heyne ausgearbeiteten Artikel als mehrfach verfehlt zu bezeichnen. Zwar ist auch, wenigstens gegen die Behandlung des Es (vgl. Archiv 1882, S. 197), mehreres einzuwenden; allein im ganzen genommen sticht doch die ebenso ansprechende als eingehende Fassung der erstgenannten Wörter gegen die dieses Reizes entbehrende Behandlung des so wichtigen Ich-Artikels auffallend ab. Dieser hat mehrere wesentliche Lücken und enthält verschiedene schiefe und halbwahre, ja sogar einige ganz falsche Behauptungen; er fordert dadurch die Kritik von selbst heraus. Lassen wir derselben freien Lauf.

Der Artikel behandelt zuerst die Formen und die Verwandtschaft des Wortes, sowie die Dialektformen. Hier wird auf alemannischem und bayerisch-österreichischem Gebiet die Form i oder î angeführt; es sollte aber auch die schwäbische Kürzung ĕ, wenn das Pronomen dem Verbum angehängt wird, erwähnt sein, z. B. glaub'ĕ, mein'ĕ = glaub ich, mein ich.

Beim Gebrauch des Wortes kommt unter 2) die Stellung des Pronomens zur Sprache. Hier lesen wir: Die Stelle des Pronomens bestimmen die in der Syntax vorgetragenen Regeln von dem Vorausgang oder der Nachfolge des Subjekts überhaupt. — Dies

wird durch Beispiele erwiesen, gegen welche nichts einzuwenden ist. Nun heifst es aber weiter: Wo der Hauptnachdruck auf dem Verbum ruht (wo gewünscht, gefordert, gefragt wird), in solchen Fällen scheint einleuchtend, dafs das Pronomen an Kraft verliere und nach dem Verbum seine Stelle finde. — Dabei ist nur übersehen, dafs der Nachdruck allein über die Stellung des Pronomens nicht entscheidet; ich kann, auch wenn es nachsteht, den Hauptnachdruck haben. Man liest z. B. Matth. 26, 22: Herr, bin ich's? — eine Frage, wie sie das Wörterbuch nicht erwähnt; Joh. 18, 6: Ich bin's. Bei Thu ich's oder Lafs ich's? trifft die Bemerkung des Wörterbuchs zu, aber nicht bei Thu ich's oder thust du's? Käme doch (nicht N. N. an die Reihe, sondern) ich! Dies sollte ausdrücklich hervorgehoben sein.

Als Ausnahmen von der gewöhnlichen Wortstellung habe ich mir angemerkt: Zuerst die Nichtinversion statt der Inversion (Umstellung) mit folgenden Belegen aus des Knaben Wunderhorn in der Reclamschen Ausgabe: Ins Jubelhorn ich stofse (statt: stofse ich) S. 227; bald ich erhub (statt: erhub ich) auch meinen Kopf S. 745; nach Reitersbrauch ich reite S. 308; ebenda: Gegen seinen Feind ich sage (= sage ich) heint, Seinesgleichen man nicht findt; S. 536 wie Georg von Frundsberg von sich selber sang: Mein Fleifs und Müh ich nie hab gespart. Vgl. noch im Nachsatz S. 712: Da ich nun ward mit ihm bekannt, ich ihn fragte; ebenda: dann ich ihn erst recht schaute an. — Bemerkenswert ist bei dieser Nichtinversion das jambische Versmafs der Belegstellen ebensosehr, wie das trochäische bei der zweiten Ausnahme von der gewöhnlichen Wortstellung, nämlich bei der Inversion (Umstellung) in Fällen, wo man die gewöhnliche Wortstellung, die Nichtinversion, erwartet.

Beispiele, in denen ich in gewöhnlicher Darstellung, wo von keinem Wunsch, keiner Frage, keiner Forderung die Rede ist und ich durchaus keinen Nachdruck hat, dem Verbum, zu dem es gehört, nachgesetzt wird, kommen nicht blofs in Volksliedern vor, wie die Beispiele der ersten Ausnahme; sie finden sich auch sonst, in gewählter Poesie und in Prosa. Das Wörterbuch führt S. 2019 b aus Uhland an: Ich stund auf einem Berge, ich sah ins tiefe Thal. Hingegen in O. L. B. Wolffs poetischem Hausschatz, erneuert von Oltrogge, S. 750 lesen wir den Anfang dieses Liedes: Stand ich auf hohem Berge, sah in den tiefen Rhein, sah ich ein Schifflein schweben; im

Wunderhorn S. 173 fast ebenso; bei Herder, Stimmen der Völker S. 167, freilich wieder: Ich steh auf einem hohen Berg, seh nunter ins tiefe Thal, da sah ich ein Schifflein schweben, darin drei Grafen saſsen. Andere Beispiele aus dem Wunderhorn: S. 649 Bin ich das schön Dännerl (= Dienderl, Dirnlein) im Thal — so in sechs Strophen jedesmal am Anfang; der Schluſs jeder Strophe lautet zur Abwechselung: Ich bin das schön Dännerl im Thal und bleib das schön Dännerl allemal. S. 313 in dem Lied vom Buchsbaum und vom Felbinger: Bin ich so fein, aus mir macht man die Kränzelein etc., zehnmal in diesem Lied, jedesmal zu Anfang einer Strophe. Aus Goethe, dem Dichter, der der Weise des Volksliedes am nächsten kam, führen wir an: Saſs ich früh auf einer Felsenspitze, sah mit starren Augen in den Nebel etc. — Sah ich an das Kind und dachte heimlich etc. (Amor ein Landschaftsmaler). In dem Gedicht Morgenklagen lesen wir: Saſs ich aufgestemmt in meinem Bette, schaute nach der halb erhellten Thüre. Auch bei Rückert findet sich diese Wortstellung. In dem Gedicht Hinausgeworfenes Geld sagt er: Schlief ich neulich in der Liebsten Hause; ferner im Gescheiterten Kuſs: Bat ich lang das schöne störrige Adamsrippchen. Ein Hauptbeispiel aus einem Liede, das zum Volkslied geworden ist, aus des Malers Müller Soldatenabschied, lautet: Horch, die Trommel ruft zu scheiden; drück ich dir die weiſse Hand. Die gewöhnliche Wortstellung in den genannten Beispielen wäre: ich stund, ich schlief, ich bat, ich drücke. Man kann diese Inversion in einigen Fällen, z. B. eben im Soldatenabschied, aus einem ausgelassenen *da* zu erklären versucht sein; ähnlich steht ja bei Herder: da sah ich ein Schifflein schweben, bei O. L. B. Wolff: sah ich ein Schifflein schweben. Aber in sehr vielen Fällen, namentlich im Anfang von Liedern (Stund ich etc.), paſst diese Erklärung nicht. Man kann also nur eine Umstellung annehmen. Oben haben wir als tieferen Erklärungsgrund das trochäische Versmaſs dieser Gedichte genannt: das kurze und ausdruckslose ich ward dem Verbum mit seiner langen (hochtonigen) Silbe — es sind lauter einsilbige Verben — nachgesetzt. Aber auch im gemeinen Leben hört man oft: Geh ich neulich nach N. N., begegnet mir ein Bettler, bittet mich um eine Gabe, sag ich zu ihm u. s. w.

Vergleichen läſst sich, was das Wörterbuch unter Es (III, 1114) anführt. Es werden hier Fälle genannt, wo das Es ausgelassen sein

soll, z. B. Sah ein Knab ein Röslein stehn. Allerdings liest man in Herders Stimmen der Völker: Es sah ein Knab ein Röslein stehn Man könnte daher meinen, Goethe habe einfach das Es weggelassen; wenn er aber fortfährt: Lief er schnell, es nah zu sehn, so kann doch hier kein Es ausgelassen sein; dann ist aber gewiſs auch im Anfang des Liedes die „lebendige Umstellung“ anzunehmen, die v. Löper im vierten Vers bei Goethe mit Recht findet. Kann man doch auch die oben bei Ich angeführten Beispiele nicht durch ein ausgelassenes Es erklären. Es sah ich, es stund ich wäre ja ganz undeutsch, ebenso undeutsch wie: es lief er schnell, es anzusehn etc. Zu den vom Wörterbuch unter Es angeführten Beispielen füge ich noch hinzu: Schweigt der Bruder — reiſst sich los der ungestüme Bruder — in Goethes gleichfalls trochäischem Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga (aus dem Morlackischen). Das Grimmsche Wörterbuch meint, in solchen Beispielen fehle augenscheinlich es. Mein Sprachgefühl entscheidet für die Umstellung, wiewohl ich noch in dem Aufsatz Lexikalisches im Archiv 1882, S. 198 mich durch J. Grimms Autorität habe bestimmen lassen, in den von ihm angeführten, „im Balladenton“ gehaltenen Beispielen die Auslassung des es anzunehmen, mit der ebenda begründeten Ausnahme eines aus Goethes Zauberlehrling genommenen Beispiels, das nicht zum Balladenton gehört. Man mag sich auf die Weglassung der persönlichen Fürwörter: ich (siehe unten), du, er berufen und sagen, um so mehr könne das bedeutungslose, bloſs einleitende es weggelassen werden. Ich will und kann meine Ansicht niemandem aufdrängen. Die Umstellung bei ich hat mich zu ihr geführt. Zu weiterem Nachdenken empfehle ich das an Beispielen reiche Gedicht Wilh. Hauffs: Entschuldigung (1, 62). Eine Menge Beispiele liefern ferner die in trochäischem Versmaſs gehaltenen Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt von Talvj. Aus dem ersten Bande, der mir allein vorliegt, führe ich an S. 6. 7. 9. 10. 12. 17. 20. 22. 23. 26. 28. 33. 35. 43. 51. 52. 53. 55. 59. 60. 61. 68. — 115. 122. 123. 147. 172. 184. 197. 228. 249. 253. Bald findet sich diese Umstellung am Anfang eines Liedes, z. B. S. 6: Sangen all die Nacht zwei Nachtigallen, vor dem Fenster des verlobten Mädchens. S. 9: Wäscht ihr schönes Angesicht das Mädchen und sie spricht, die holden Wangen netzend; bald mitten im Lied oder doch nach dem Anfang, z. B. 10: Auf der Wiese unterm Ahorn rieselt die Quelle; kommt daher ein junges

Mädchen, Wasser zu schöpfen. S. 12: Wohl hat mich gar grofses Leid befallen: hatt ich eine gar geliebte Hindin, in den Wald ging neulich sie nach Wasser, ging dahin, allein sie kam nicht wieder! In jenem Beispiel könnte man die Auslassung von da annehmen; aber beim Anfang eines Liedes ist dies unmöglich. Ist sodann bei diesem Beispiel: Hatt ich etc. unmöglich ein es ausgelassen, warum wollen wir bei anderen Beispielen eine solche Weglassung (Ellipse) annehmen? Am klarsten für unsere Ansicht spricht die Stelle S. 17: Tochter, nimm den Ziegenhirten, wird dir's gut da werden. Wie ist es möglich, hier ein ausgelassenes es anzunehmen? da hätten wir ja das es zweimal. Nur noch ein Beispiel. S. 20: Schmückte mit Laub im Wäldchen sich, Bruder und Schwester waren drin, Sprach zu dem Bruder die Schwester so: Bruder, was kamst so lang du nicht? Offenbar sind die beiden Fälle auf dieselbe Weise zu erklären, nicht durch Auslassung von es oder da, sondern durch einfache Umstellung.

Doch dies sind dichterische Beispiele. Was die Prosa betrifft, so bemerkt das Wörterbuch unter Es, nicht nur die Prosa des 15. und 16., sondern auch noch die des 17. Jahrhunderts liefere hin und wieder Beispiele, z. B. Sprach der Prior (in Ettners Hebamme) statt: es sprach. Merkwürdig, dafs hier nicht auch vom 18. und 19. Jahrhundert Proben gegeben werden. Ich führe an: K. Gerocks Predigten 1, 83: Kamen einst Missionäre in ein Heidenland. B. Auerbachs Schatzkästlein 2, 2: Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutschland ein Fremder mit Extrapost an etc. 2, 44: War ein Mann bös mit seiner Frau. 2, 49: Probierte es aber doch wieder einmal ein Fürst. Sehr häufig bei Auerbachs stilistischem Vorbild, bei Hebel, z. B. in der Erzählung: Gute Antwort (2, 162 der Ausgabe von Karlsruhe, Müllersche Hofbuchhandlung, 1853): Wer ausgiebt, mufs auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirtshaus vorbei etc. 2, 137: Fragt der Neunte. — Fragt der Zehnte. 3, 35 f.: Folgt daraus. — Fragt sich nun. — Fragt sich nun drittens. — Folgt daraus. 3, 95: Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen ein Handwerksbursche. 3, 108: Springt der Furtwanger herbei und giebt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her etc. und geht ein zweites Franzosengesicht auf etc. Giebt ihm der Furtwanger auch einen Stich etc. — 3, 137: Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf

(freilich nicht in einer Erzählung, sondern als Aufschrift einer Erzählung, daher von zweifelhaftem Wert).

Nur noch zwei Beispiele, ein poetisches und ein prosaisches. Justinus Kerner: Waren einst vier lust'ge Brüder, hatten nur gezecht, gelärmt. Theodor Mügge, Leben und Lieben in Norwegen. Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben 1, 134: Heut, sagte Hvaland, wird es wild genug hergehen. Sind viele Lappen gekommen, mehr als ich lange Zeit beisammen gesehen habe.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Artikel zurück. Hier lesen wir S. 2019 b die Behauptung, wegen der epischen Objektivität pflege der epische Dichter von seinem Ich zu schweigen oder es nur s e l t e n zur Sprache zu bringen, während der lyrische Dichter es immerdar auf der Zunge habe und, ohne doch ein Gewicht darauf zu legen, sich gerne damit einführe. — Schielend, wie oben das s c h e i n e n, ist hier das s e l t e n. Ist es im Sinn des Artikels ein Fehler, wenn der Epiker von seinem Ich redet, ein Fehler, den man ihm im übrigen nachsieht, wenn er nur nicht zu oft vorkommt, während freilich derjenige Epiker der beste wäre, der gar nie von sich selbst spräche? Gehört z. B. die Erwähnung des Ichs, wenn sie sich bei Homer finden sollte, zu den Fällen, wo nach Horaz der Gute einnickt? Sollte dies der Sinn sein — und nach dem Wortlaut, sowie nach der Vergleichung mit dem Lyriker mufs es sich so verhalten —, so müfsten wir eine solche ästhetische Feinschmeckerei aus dem einfachen Grunde zurückweisen, weil sie sich durch die Betrachtung der berühmtesten Epen von selbst widerlegt. In der Ilias tritt gleich im Anfang das Ich des Dichters, wenigstens indirekt, entschieden hervor, sofern er die Göttin, deren Werkzeug er ist, auffordert, den Zorn des Achilleus, das Thema des ganzen Gedichts, zu besingen. Eine direkte Anrede der Musen mit Nennung des eigenen Ichs und scharfer Unterscheidung desselben von den begeisternden Göttinnen haben wir Il. 2, 484—492; ferner 14, 508. 16, 113—115. Aus der Odyssee gehört hierher der Anfang 1, 1—10, wo das Ich des die Muse anrufenden Dichters bestimmt genannt wird. Wäre das Nennen oder Verschweigen des Ich der Mafsstab für die Beurteilung eines Epos, so stünde die Odyssee höher als die Ilias, was durchaus nicht unmöglich ist, aber einen anderen Grund haben müfste. In der Äneis nennt Virgil I, 1. 8 sich selbst; vergl. ferner die Anrufungen 6, 264 ff. 7, 37—45. 9, 446. Aus Ovids

Metamorphosen können wir den Anfang und den Schlufs anführen: Di coeptis adspirate meis. Jamque opus exegi etc.

Gehen wir zu den deutschen Epen über. Wir berücksichtigen die Nibelungen, Gudrun, Klopstocks Messias, Goethes Hermann und Dorothea. Die Nibelungen enthalten keine Anrufung der begeisternden Gottheit, wohl aber wendet sich das Ich des Dichters häufig an den Leser, so z. B. am Schlufs des 16. Abenteuers:

Von demselben brunnen, dâ Sîvrit wart erslagen,
solt ir diu rehten märe von mir hören sagen:
vor dem Otenwalde ein Dorf lît, Otenhein,
Da vliuzet noch der brunne, des ist zwîvel dehein.

Im 24. Abenteuer (nach Simrock v. 1417, bei Holtzmann 1510)

Wer der Volker wäre, daʒ wilch iuch wiʒʒen lân.

Noch die zwei letzten Strophen des Heldengedichtes fangen an: Ine kann iuch niht bescheiden. — Ine sage iu nu niht mêre etc. — Ähnliche Stellen, wiewohl nicht so viele wie in der Ilias, liefsen sich aus der Gudrun, der deutschen Odyssee, anführen. Sie enthält nicht so viele Wiederholungen, nicht so breite und ausführliche, mit aller Umständlichkeit vorgetragene Schilderungen, wie die Nibelungen; sie ist knapper und gedrängter und gleicht auch darin der Odyssee in ihrem Verhältnis zur Ilias. Hierin scheint mir der Grund zu liegen, warum das Ich des Dichters in beiden Epen zurücktritt.

Noch viel subjektiver gehalten ist das grofse Epos, mit dem sich eine neue Periode der deutschen Litteratur eröffnet, Klopstocks Messias. Mag man auch sagen, das gerade sei der Hauptfehler dieses Epos, dafs es zu lyrisch sei, dafs es nicht die ruhige, gegenständliche Haltung des Epos habe — es ist nun einmal ein klassisches Werk, die relative Berechtigung des Ichs im Epos ist schon im Obigen nachgewiesen, und die Art und Weise, wie das Ich in der Messiade hervortritt, mufs aus Klopstocks eigenstem Wesen begriffen werden. Zuerst die Beispiele. I, 1 ff. legt die Vergleichung mit Homer, namentlich Il. 2, 484 ff. nahe. Beide Dichter fühlen sich für den Gegenstand ihres Gesanges zu schwach und unzulänglich; sie bitten daher eine höhere Macht um Beistand, Homer die Muse (Musen), Klopstock den Geist Schöpfer, den er von seinem eigenen Ich ebenso streng unterscheidet, wie Homer dies in betreff der Musen thut. Ferner gehören hierher III, Anfang. VIII, 1 ff., wo Klopstock die Sionitin bittet, ihn ins Allerheiligste zu führen — mit der daran geknüpften Betrachtung; X, 1—14, wo der Dichter ein förmliches Gebet

an Christus mit Ich und Du richtet; endlich XI, 1—21. Dies sind zwar nicht besonders viele Stellen, aber sie sind um so ausführlicher und pathetischer gehalten. Aus diesen Stellen und noch mehr aus dem Gedicht: an den Erlöser, das ihm nach Vollendung seines grofsen Werks entströmte, ersieht man, dafs er an seinem Gegenstand lebendigen Herzensanteil nahm und Christum, den Mittler des neuen Bundes, als seinen eigenen Mittler und Versöhner verehrte. Wenn er daher sich selbst nennt, so thut er dies nicht nach Laune und Willkür, sondern in dem Bewufstsein, dafs er ein Thema von göttlichem Inhalt zu besingen unternommen habe. Homer ist freilich auch deshalb objektiver, weil er nirgends Partei nimmt, weder für Troja gegen Griechenland, noch umgekehrt. Obgleich man ihm den Griechen anmerkt, hat er doch auch Troer (Hektor, Andromache) edel gezeichnet. Der Streit lag weit hinter ihm und berührte seine Persönlichkeit nicht. Klopstock aber ist bei seinem Thema persönlich beteiligt; er weifs, dafs der Messias auch für ihn gestorben ist; er nimmt daher entschieden Partei für ihn und gegen die Mächte der Finsternis mit ihren Dienern. Was in ästhetischer Hinsicht vielleicht — vielleicht ein Gebrechen ist, wird für gleichgesinnte Leser zu einem Vorzug.

Unter den neueren epischen Gedichten wird mit Recht Goethes Hermann und Dorothea die gröfste Ähnlichkeit mit Homer nachgerühmt. Kommt es auf den Gebrauch des Ich an, so ist diese epische Idylle, dieses idyllische Epos noch homerischer als Homer selbst. Sein Ich tritt nur zweimal, aber indirekt, wie wir's auch bei Homer finden, hervor, nämlich (vergl. das Grimmsche Wörterbuch II, 1466, unter Du) in den zwei Versen:

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest (Klio 307).
Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest (Klio 310).

Das Gedicht trägt in seinen Gesängen die Namen der neun Musen, aber nur im Anfang des letzten Gesanges redet der Dichter die Muse an, doch so kurz als möglich und ohne die scharfe Unterscheidung zwischen sich und der ihn begeisternden Macht, wie wir sie sogar bei Homer finden. Die Musen selbst scheinen nicht durch den Dichter, sondern für sich selbst, eine nach der anderen, mit schöner Stimme zu singen. Im ganzen Gedicht kein einziges Ich vom Dichter.

Wir haben also gesehen, dafs allerdings das Ich des Dichters im Epos seltener auftritt, ja ganz wegbleiben kann, dafs aber gerade

die berühmtesten Epen des Altertums, des Mittelalters und der neuesten Zeit das Ich keineswegs ausschließen, vielmehr die Dichter gerade in den wichtigsten Abschnitten ihrer Werke, am Anfang, in der Mitte, am Schluß feierlich und inbrünstig sich an die Gottheit wenden und sie um Begeisterung und Erleuchtung ihres Ichs anflehen, daß auch in den genannten mittelalterlichen Epen, wo keine Gottheit angerufen wird, die Dichter mitten in der breiten Umständlichkeit der epischen Erzählung gerne mit ihrem eigenen Ich gemütlich hinter dem Vorhang hervortreten und den Leser anreden.

Schon oben wurde das Urteil des Artikels über das Ich in der lyrischen Poesie angeführt. „Wenn das epische Gedicht, so lautet die ganze Stelle, um so vollkommener ist, je reiner und ungetrübter das Objekt desselben hervortritt, je weniger sich die Subjektivität des Dichters bemerklich macht, ist das lyrische, in welchem Subjekt und Objekt zusammenfallen, um so lyrischer, je subjektiver es ist, je mehr es uns an den Dichter gemahnt und was sein Inneres bewegt zur Anschauung bringt. Daher pflegt denn auch der epische Dichter von seinem Ich zu schweigen oder es nur selten zur Sprache zu bringen, während der lyrische es immerdar auf der Zunge hat und, ohne doch ein Gewicht darauf zu legen, sich gerne damit einführt. Unzählige Lieder beginnen mit dem Pronomen, ohne daß eben ein Nachdruck darauf läge; einfach weist es nur auf die Quelle hin, aus welcher das Lied geflossen ist. Und wenn die folgende Auswahl von Belegen sich den Vorwurf der Willkür (wie wäre hier das Rechte zu treffen?) gefallen lassen muß, so ist die Häufigkeit der Erscheinung doch irgendwie anschaulich zu machen."

Nun kommen mehrere Belege, hauptsächlich aus Volksliedern, aus Gesellschaftsliedern, aus Liebesliedern, aus geistlichen Liedern. Dann fährt der Artikel fort:

„Während bei Schillern, abgesehen von seinen Rätseln und Epigrammen, kein lyrisches Gedicht mit ich zu beginnen scheint, hat das Pronomen bei Goethe, den Diwan ausgenommen, ganz wie im Volkslied, häufig genug die erste Stelle."

Darauf ist zu antworten:

1) Das Hervortreten des Ich in der Lyrik ist hier ebenso auf die Spitze getrieben, wie sein Zurücktreten im Epos. Es ist lyrische Feinschmeckerei, wenn man, wie aus den Belegen des Artikels erhellt, das einfache Lied als den vollkommensten Ausdruck der Lyrik an-

sieht. Darin ist freilich Goethe gröſser als Schiller. — Im einfachen Lied hat der Dichter das Ich mehr auf der Zunge als in der Lyrik der Begeisterung und in der Lyrik der Reflexion, wie ich nach R. Gottschalls Poetik unterscheide. Es handelt sich aber nicht darum, daſs der Lyriker das Ich recht oft anbringt, es immer auf der Zunge hat; dann wäre z. B. Goethes Harzreise an Gehalt niedriger als z. B. Schäfers Klagelied; es ist genug, daſs die Stimmung des Ich aus seinem Herzen heraustönt und das Gedicht durchdringt.

2) Wie will denn der Artikel Lieder erklären, in denen gar kein ich vorkommt, z. B. Wer nie sein Brot mit Thränen aſs oder Geistesgruſs von Goethe oder von demselben Wonne der Wehmut oder Beherzigung oder Gesang der Geister über den Wassern?

3) Ob ein Gedicht mit ich anfängt oder nicht, ist für seinen lyrischen Wert ganz gleichgültig. Beispiele, namentlich aus Goethe, finden sich überall; ich nenne nur eins: Heiſst mich nicht reden, heiſst mich schweigen. Die Aufzählung der mit ich anfangenden Lieder ist ganz überflüssig, weil dieser Umstand überhaupt Nebensache ist.

4) Zwei Rätsel von Schiller fangen mit ich an. Dies ist aber Personifikation, und diese zwei Fälle gehören nicht hierher, wo von dem Ich des Dichters die Rede ist, ebensowenig als die zwei Epigramme in der Abteilung: Die Philosophen, wo das am Anfang stehende Ich zur Schilderung der Philosophie von Cartesius und Fichte verwandt wird. — Ein Schillersches Lied beginnt wirklich und „scheint" nicht bloſs damit zu beginnen, mit ich, nämlich die Männerwürde. Übrigens haben nicht wenige Gedichte Schillers bald nach dem Anfang das Ich oder das Mir oder Mich, z. B. die Resignation und der Spaziergang. Gewiſs liegt es oft nur am Versmaſs, daſs ein Gedicht so oder anders anfängt.

5) In Goethes Diwan endlich finden sich zwei Gedichte, die mit ich anfangen, nämlich: Ich möchte dieses Buch wohl gar zusammenschürzen, und: Ich sah mit Staunen und Vergnügen eine Pfauenfeder im Koran liegen; auſserdem zwei, bei denen das Ich am Anfang hinzugedacht werden muſs: Sollt einmal nach Erfurt fahren, und: Zerbrach einmal eine schöne Schal.

Das Wörterbuch hätte aber auch das Ich im Drama berücksichtigen und hervorheben dürfen, daſs das Ich des Dichters hier, ausgenommen den Prolog und die Parabase, durchaus keine Stelle hat, daſs aber die im Drama auftretenden Personen im Monolog

bald ich, bald du zu sich sagen. Oft wechselt in einem und demselben Monolog ich mit du. Die Rede wird durch diesen Wechsel sinnlicher, ausdrucksvoller, der dichterischen Auffassung wie der Volkssprache angemessener. In den altklassischen Sprachen ist dieses du nicht üblich, wohl aber in den romanischen. Wie ich mit du im Monolog wechselt, sieht man gleich aus dem Anfang von Goethes Faust: Habe nun ach u. s. w. — Weh, steck ich in dem Kerker noch? — Und fragst du noch, warum dein Herz etc. — Flieh (fliehe du). — Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück erfrischend mir durch Nerv und Adern rinnen etc. und so immer ich bis zum Schluſs des Monologs. Ebenso wechseln Ich und Du im zweiten Monolog nach Wagners Abgang. Gewiſs hat Goethe seine guten Gründe gehabt, warum er mit den Anreden Fausts an sich selbst wechselt. Der Artikel Du unterscheidet: „Angemessener scheint Ich, wenn von einem raschen Handeln die Rede ist, Du bei ruhiger Betrachtung." Ob diese Unterscheidung richtig ist, steht sehr dahin. Ich möchte eher das Gegenteil behaupten, daſs in ruhiger Betrachtung, wo der Mensch sich in sich selbst versenkt, das Ich seinen Platz hat, hingegen, je leidenschaftlicher und pathetischer das Selbstgespräch wird, um so mehr ich in du übergeht. Das Ich spaltet sich in zwei Teile; das erste Ich ruft dem zweiten etwas zu, sucht auf dieses einzuwirken, es mit sich fortzureiſsen. Vergl.:

Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
Auf mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dies hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?

Die Rede wird nun immer pathetischer, die Betrachtung verwandelt sich in einen Vorsatz, das Präsens in einen Imperativ:

Ja kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu! etc.

Zur Bestätigung meiner Auffassung führe ich aus dem Artikel Du die Stelle aus Goethe an:

Ach, denkt das Veilchen, wär ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach! nur ein kleines Weilchen —

u. s. w. bis zum Schlusse des Liedes.*

* Der ganze Abschnitt vom Ich im dramatischen Monolog ist mit wenigen Erweiterungen aus meinem Aufsatz: Über die deutschen per-



Wie schon bemerkt, führt der Artikel auch ein paar geistliche Lieder an, die mit ich anfangen. Zu bemerken ist auch hier, dafs für die Fülle und Tiefe des religiösen Lebens es gleichgültig ist, ob ein geistliches Lied mit Ich anfängt oder nicht. Unter den 651 Liedern des württembergischen Gesangbuches fangen nur 41 mit ich an. Viele Lieder, die so anfangen, sind höchst gehalt- und geistlos, z. B. das an Ichen so reiche: Ich sterb im Tode nicht etc.; dieses wegen seiner Nüchternheit berüchtigte Lied steht in dem Griesingerschen Gesangbuch; hingegen hat unser jetziges württemb. Gesangbuch ein anderes Ichlied, das an Nüchternheit und rein verstandesmäfsiger Betrachtung seinesgleichen sucht, nämlich Nr. 298: Wer bin ich? welche wicht'ge Frage! Dieses Lied ist eigentlich nur gereimte Prosa. Das Vorherrschen des Ich ist für die geistlichen Lieder der sog. Aufklärungsperiode oder des Rationalismus kennzeichnend. Man darf aber nicht übersehen, was schon geschehen ist, dafs die Ichlieder zum Teil christlichen Geist und Gehalt haben. Es kommt eben darauf an, ob das Ich eines geistlichen Liedes ein blofs individuelles, sich in sich selbst zurückziehendes, vom Gesamtglauben und Gesamtleben der Kirche mehr oder weniger abgelöstes, oder ob es ein damit eng zusammenhängendes Ich und das Lied, das ihm entströmt, aus dem religiös-kirchlichen Gesamtbewufstsein herausgedichtet ist. Als Grenzscheide des subjektiven und objektiven Kirchenliedes gilt in der Regel Paul Gerhards geistliche Lyrik. Mit Recht sagt L. D. Greiner, Unser Schul-Liederschatz S. 392 von ihm: Gerhard ist kein eigentlich objektiv-kirchlicher Sänger; er dichtete in der Hauptsache aus persönlichem Bedürfnis; seine Lieder tragen ein individuelles Gepräge an sich und sind Zeugnisse von dem, was er gerade erfahren, er gerade gedacht und empfunden hat. Daher ist auch ihre vorherrschende Sprache nicht das kommunikative „Wir", sondern das singuläre „Ich" (16 Lieder fangen so an — von den 120, die er hinterlassen hat). Aber das Individuelle ist doch auch ein Allgemeines; seine Lieder sind daher subjektiv und objektiv zu nennen.

Unter Du lesen wir II, 1464: Das höchste Wesen, Gott, Christus,

sönlichen Fürwörter als Formen der Anrede — in den Neuen Blättern aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, herausgeg. von Dr. C. Burk, Oberkonsistorialrat in Stuttgart, und G. Pfisterer, Seminarrektor in Efslingen, 12. Jahrgang, 1883, 3, S. 153—178 — genommen.

den heiligen Geist reden wir nur Du an, auch wenn wir Herr, Vater, Erlöser zu ihm sagen. Für diese ganz richtige Behauptung führt das Wörterbuch keinen Beleg an, was an und für sich nicht zu tadeln ist, denn jedes Gebiet und die meisten geistlichen Lieder — es müßste denn von einer göttlichen Person in der dritten Person die Rede sein — dienen zum Beweis. Merkwürdig ist aber, daſs manche geistliche Lieder mit Er anfangen, um gegen den Schluſs, je feuriger die Betrachtung wird, in die Anrede mit Du überzugehen, eine Beobachtung, die unserer Bemerkung über Ich und Du im Monolog zu statten kommt. So in Gellerts Lied: Gott ist mein Lied! Er ist der Gott der Stärke — Er ist um mich — er ist mir nah — Nichts, nichts ist mein, das Gott nicht angehöre. Herr, immerdar soll deines Namens Ehre, Dein Lob in meinem Munde sein. Du tränkst das Land — Ist Gott mein Schutz etc. — Ferner: Wie groſs ist des Allmächt'gen Güte .... O Gott, laſs deine Güt und Liebe mir immerdar vor Augen sein etc. Ähnlich in Klopstocks: Preis dem Todesüberwinder; in Neumeisters: Gott macht ein groſses Abendmahl, besonders in Tersteegens: Gott ist gegenwärtig. Der umgekehrte Fall, daſs nämlich das Du ins Er übergeht, wird selten sein. Einen Beleg aus einem wirklich tieferen und gehaltvollen geistlichen Liede weiſs ich nicht anzuführen, nur aus dem württemb. Gesangbuch 341: Wie mächtig spricht in meiner Seele, Herr, deine Stimme voller Huld — Sein Dienst ist Leben meiner Seele u. s. w. — Daſs aber auch ein geistliches Lied, das von Gott oder Christus immer nur in der dritten Person redet, voll von tiefer Empfindung sein kann, sieht man aus Rambachs: Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen, und aus Gredings: Der am Kreuz ist meine Liebe.

Das menschliche Ich wird dem göttlichen Du oft schlagfertig gegenübergestellt, z. B.: Ich bin in Dir, mein Gott, zufrieden etc. Besonders anziehend ist die Gegenüberstellung des Ich und Du bei Tersteegen in dem schon angeführten Liede: Gott ist gegenwärtig! — Meer ohn Grund und Ende, Wunder aller Wunder, ich senk mich in dich hinunter! Ich in dir, du in mir! Laſs mich ganz verschwinden, dich nur sehn und finden! Die Art und Weise, wie in dieser Strophe das Wesen Gottes und das Versinken des Menschen in Gott beschrieben wird, könnte pantheistisch scheinen; daſs sie es nicht ist, zeigen die folgenden Strophen. Das Ich dieses Liedes will nicht ganz in der Gottheit auf- oder untergehen; der Verfasser denkt nicht, wie

Arnold in dem Liede: O wer alles hätt verloren —: O wer gänzlich wär ertrunken in der Gottheit Ungrundsee!

Das Wörterbuch fährt unter Du (II, 1464) fort: Ebenso reden wir geisterhafte Wesen, gute und böse, Engel und Teufel, Tod, Kobold und Hexe, auch die heidnischen Götter nur mit Du an. Dies ist ebenfalls richtig; doch benutze ich diese Gelegenheit, um auf die unrichtige Erklärung des Ausdrucks Geistweise unter diesem Artikel (IV, 2795) aufmerksam zu machen. Hildebrand erklärt: auf Geistesart, im Geist u. ä., in und nach dem Geist, nicht bloſs nach dem Buchstaben. Bei der aus O. Francks Chronika angeführten Stelle trifft diese Bedeutung zu. Nun fährt aber Hildebrand fort: Es muſs geläufig gewesen sein, denn als Nachklang zeigt sich ein schwäbischer Gebrauch: geistweis z. B. mit einem Fremden reden, wenn man nicht durch du, er, sie, ihr mit ihm spricht, sondern vermeidend und umschreibend: sind wir auch schon da? schon lange hier? ist man auch schon hier gewesen? Schmid, Schwäb. Wörterbuch 226: nicht buchstäblich und geradezu, nur auf geistigem Umweg. Daher auch folgendes: Im Gastzimmer fanden sich viele junge Bürger von Heidelberg ein ... ich weiſs nicht, wer mich erkannt hatte, doch lieſsen sie bei aller Erregtheit mich ruhig, und nur geistweise wurde ein Hoch auf Arndt, Uhland und andere deutsche Dichter ausgebracht. L. Uhland, Eine Gabe für Freunde S. 352, brieflich vom 28. März 1818; vgl. auch geistlich 1 d, allegorisch, mystisch. — Das Wort war freilich früher geläufig, aber mehr mündlich als schriftlich. Nach einer Hauptregel der sogenannten Rockenphilosophie darf man mit einem Geist (Gespenst) nicht geradezu mit persönlicher Anrede sprechen, sondern indirekt, auf Umwegen, mit dem unpersönlichen Man, also nicht fragen: was hast du, sondern: was hat man, was hat die arme Seele bei Leibes Leben gethan, daſs man jetzt gehen (umgehen, laufen) muſs? Daher kommt der Ausdruck: geistweise mit einem reden, z. B. wenn man nicht weiſs, ob man mit der betreffenden Person Du und Du ist oder nicht. Sonderbar, daſs der Ulmer Prälat Schmid, der am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts lebte, diesen Umstand nicht gewuſst hat. In Schwaben giebt es Geisterhäuser („Geisterhaus“ fehlt im Wörterbuch). Wer, wie Schreiber dieses, in einem solchen Hause, in dem es spuken soll, aufgewachsen ist, der wird die obige Regel und den genannten Ausdruck oft gehört haben.

Doch kehren wir zu dem Artikel Ich zurück. Man sollte meinen, dieser Artikel werde nun zu den verschiedenen Bedeutungen und Anwendungen des ich übergehen und mit dieser Abteilung den substantiven Gebrauch von Ich (das Ich) zusammennehmen, wie er sich nachher unter IV in sieben Unterabteilungen angegeben findet. Eigentlich hätte freilich die Angabe der Bedeutungen und Anwendungen des Ich sich am besten gleich an I: Formen und Verwandtschaft angeschlossen. Statt dessen fährt das Wörterbuch unter II fort:

3) „Diesem wenig betonten ich gegenüber wird das Pronomen mit Nachdruck gesagt und betont" — in neun Fällen, die nacheinander abgehandelt werden. Daſs nun das Ich in II, 2 auch recht wohl betont sein kann, wurde oben nachgewiesen. Als erste Art der Verstärkung wird angegeben: a) wenn es wiederholt wird, und zwar unmittelbar aufeinander folgend. Hier werden zuerst vier Stellen aus dem alten Bund angeführt, Jes. 43, 11. 25. 51, 12. Hos. 5, 14. Die Bemerkung, die sich nicht findet, lag nahe, daſs im N. T. diese Wiederholung nicht vorkommt, auch nicht die Bekräftigung durch das nachfolgende: und keiner mehr oder und kein anderer, eine Bekräftigung, die nicht, wie man nach 3, d glauben sollte, ein vorausgehendes Gerade bei ich voraussetzt. Diese Formen der Bekräftigung im A. T. hängen ohne Zweifel mit dem groſsen Ernst und feurigen Eifer zusammen, mit dem die Verehrung des einen Gottes eingeschärft wurde.

Unter den Zusätzen zu ich vermiſst man: Ich für meinen Teil, und: Ich für meine Person. — Unter h) wird bemerkt: Ich als Prädikat des Satzes, und als Belegstelle wird angeführt: Was fürcht ich denn? mich selbst? sonst ist hier niemand. — Richard liebt Richard, das heiſst: ich bin ich. Richard III. 5, 3. — Wozu aber hier einen Beleg aus dem englischen Dichter? Aus Goethe bieten sich die denselben Egoismus atmenden Worte des vergötterten Waldteufels (Satyros) dar: Mir geht in der Welt nichts über mich; denn Gott ist Gott und ich bin ich.

Unter 4) wird die Zusammenstellung mit selbs, selbst, selber betrachtet und durch Beispiele belegt. Über Ich selbst im Gegensatz zu Ich vergl. Herder, Gedichte (Litteratur und Kunst 3, 61), wo unter Selbst zu lesen ist: Vergiſs dein Ich; dich selbst verliere nie. Herder unterscheidet haarscharf zwischen ich und ich selbst oder dem Ich und dem Selbst. Das Wörterbuch faſst

aber blofs die allerdings sehr häufigen Fälle ins Auge, wo selbst zur Verstärkung des ich dient, wobei nur nicht abzusehen ist, warum diese Verstärkung nicht zu dem unmittelbar Vorhergehenden gezogen, sondern durch eine neue Nummer davon abgetrennt worden ist. Die Zusammenstellung von ich und ich selbst mit „das Ich" und „das Selbst" bei Herder und anderen Schriftstellern ist der klarste Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung, dafs die Bedeutungen von ich mit den Bedeutungen des substantivischen Ich zusammengestellt sein sollten.

Merkwürdigerweise übersieht der Artikel, dafs ich durchaus nicht immer die eine Bedeutung der gegen alle anderen Persönlichkeiten abgegrenzten, sich von ihnen unterscheidenden und sich in sich selbst erfassenden Persönlichkeit hat, dafs es im Gegenteil oft geradezu für Wir oder Man oder für Mensch überhaupt gesetzt wird. Im Gespräch mit anderen und noch mehr mit sich selbst erscheint sich der einzelne Mensch als Vertreter einer gröfseren Mehrheit oder gar der ganzen Menschheit. Beispiele finden sich überall. Ich nenne nur: Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meine? Ich renne zu und bin ein rechter Mann, als hätt ich vierundzwanzig Beine (Faust). Hier ist ich ganz = einer, man. Der Artikel selbst führt ein Beispiel aus Hebel in einem anderen Zusammenhange an. Die Stelle lautet: Ich weifs, dafs mein Dasein oder Hingang, ich, das schwache Erdengebilde, an ihrem (der Vorsehung) Plan oder Gang nicht irre machen kann. Oft wechseln wir und ich, z. B. in Kants Kritik der reinen Vernunft, 3. Aufl., S. 832 u. 833. Kant redet hier von dem Versuch, ob reine Vernunft aus dem Gesichtspunkte ihres praktischen Interesses nicht dasjenige gewähren könne, was sie uns in Ansehung des spekulativen ganz und gar abschlage. — „Alles Interesse meiner (könnte auch heifsen: unserer) Vernunft vereinigt sich in folgenden drei Fragen: Was kann ich wissen? was soll ich thun? was darf ich hoffen?" (dafür könnte es auch heifsen: Was kann der Mensch etc.?). Das Wir in diesem Abschnitt ist bald das Wir des Schriftstellers, der statt ich sagt wir, eine Eigentümlichkeit des Sprachgebrauchs, die vielleicht später unter Wir im Wörterbuch zur Sprache kommt, bald ist es = wir Menschen. — Dafs das Wörterbuch diese Bedeutung des Ich übersehen hat, ist um so auffallender, da es S. 2025 oben hervorhebt, dafs statt ich auch gesetzt wird: unser einer,

unser eins und dafs im obliquen Kasus auch nur die Einzahl ohne beigefügtes Pronomen gesetzt wird, z. B. einen so zu belügen!

Was nun die Anwendungen des ich betrifft, so möchte ich hier hauptsächlich auf den Gebrauch des Ich von der Gottheit aufmerksam machen. Gott spricht oft genug von sich in der ersten Person; gleich 2. Mose 3, 14 finden wir als Namen Gottes: Ich werde sein, der ich sein werde. — Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine anderen Götter neben mir haben. 2. Mos. 20, 2. 3. Vgl. oben Jes. 43, 11: Ich, ich bin der Herr. Diesem theistischen Ich steht gerade gegenüber das pantheistische Ich des Dschelaleddin Rumi bei Rückert:

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.
Ich bin der Wesen Kette; ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weifst,
Dschelaleddin, o sag es, ich bin die Seel im All.

Die Weltseele, die von sich in der ersten Person spricht. Warum denn nicht? Sie ist, was ist und nicht ist, also auch bewufst und unbewufst; als bewufst vorgestellt spricht sie. Auch die pantheistische Phantasie wirkt personbildend.

Zu 5) und 6) weifs ich nichts zu bemerken.

Bei 7) ist übersehen, dafs statt ich oft auch der Verfasser oder Schreiber dieses gesetzt wird. Über unser einer, unser eins, auch blofs einer = ich siehe oben.

Zu 8). Zu den Umschreibungen des Begriffs ich gehört auch meine Seele. Mit Recht bemerkt J. G. Hauff in seiner biblischen Konkordanz unter Seele § 2: Seele = das, worin Leben ist; ein lebendiges Wesen, Substanz, Person; irgend jemand; in der Mehrzahl für: Menschen, Leute. Häufig und besonders häufig in den Psalmen hat man dabei nur an die Person zu denken, von welcher im Kontext die Rede ist, so dafs man für meine, deine, seine Seele setzt: ich, du, er. So wird es auch in Beziehung auf Gott und auf solche Dinge, die personifiziert werden, gebraucht. Belege 3. Mos. 26: Meine Seele soll (= ich, Gott, will) euch nicht verwerfen. Jos. 23, 11. Ps. 11, 5 (wieder von Gott). Ps. 25, 20; 35, 3; 71, 23 meine Seele, die du erlöset hast (mein Ich, das du rettetest); 119, 175. Sprüche 18, 7; 19, 5. Jes. 5, 14; 42, 1. Hebr. 10, 38. — In diesem Sinne, setze ich hinzu, ist der Ausdruck besonders in das geistliche Lied übergegangen; vgl. Meine Seele, voller Fehle, suchet in dem Dunkeln

Licht. Meine Seele ist stille zu Gott etc. Meine Seele senket sich hin in Gottes Herz und Hände (vgl. Tersteegen: ich senk mich in dich hinunter).

Unter g) werden die Fälle behandelt, wo ich verschwiegen wird oder fehlt. Hier heifst es bei f): Ich fehlt bei gelehrtem, militärischem, stolzem Lakonismus. — Inwiefern aber der Lakonismus für den gelehrten Stand kennzeichnend sein soll, ist nicht abzusehen; bisher glaubte man, namentlich von den deutschen Gelehrten, das Gegenteil. Als Beleg führt der Artikel den Anfang von Goethes Faust an: Habe nun, ach u. s. w.; heifse Doktor gar; bilde mir nicht ein u. s. w. Aber hier spricht ja Faust nicht als Gelehrter, sondern als ein aller Gelehrsamkeit Überdrüssiger, und aus dieser verdriefslichen, ärgerlichen Stimmung erklärt sich die Weglassung des ich in seinen Worten ebenso wie in den Worten des Soldaten Valentin, die der Verfasser für den militärischen Lakonismus anführt: Soll wie ein böser Schuldner sitzen u. s. w. Der Mangel des ich in Wallensteins Lager erklärt sich sattsam aus dem kurz angebundenen Wesen der redenden Personen (Kroat und Scharfschütz). Gleichfalls auf den bekannten Charakter des Tempelherrn, der aber nicht als Stolz bezeichnet werden darf, ist der Wegfall des ich im Nathan 2, 223 zurückzuführen. So gut als von einem gelehrten und militärischen konnte der Artikel auch von einem studentischen, schulmeisterlichen, geistlichen, kaufmännischen, königlichen Lakonismus reden. Es kommt dabei nicht sowohl auf den Stand, als vielmehr auf die Gesinnung und Stimmung des Redenden an, und diese kann sehr verschieden sein, z. B. bescheiden, wie in: Bin weder Fräulein, weder schön; bin doch ein arm, unwissend Kind. Dann wieder barsch und hochmütig wie: Weifs schon, dummes Zeug (W. Hauffs Märchen vom Hirschgulden). — Hier fehlt aber die wichtige Bemerkung, die wir auch bei Du, Er, Ihr vermissen, dafs die Weglassung dieser persönlichen Fürwörter für den Stil der Kraftgenies, der Stürmer und Dränger, bezeichnend ist. Wenn der Artikel unter g) bemerkt: Ich fehlend in altertümlicher Schreibart, und zum Beleg anführt: Schicke dir hier den alten Götzen, hab's geschrieben in guter Zeit (Der junge Goethe 2, 34), so gehört dieses Altertümelnde eben mit dem ungenierten, biedermännischen, kurz angebundenen Ton jener Periode zusammen. Das Alte gilt leicht für wahr und einfach in Worten und in Formen, das Neue, Moderne für falsch und geziert. Aus Schiller führe ich an:

Hört, Nachbar, muſs euch närrisch fragen (historisch-kritische Ausgabe 1, 243). Wollen's kurz mit ihnen machen (ebenda 1, 245); hab euch da ein hochstudiert Gelese (1, 261); aus Klingers Sturm und Drang I, 1: Ich muſste überall die Flucht ergreifen. Bin alles gewesen. Ward Handlanger, um etwas zu sein. Lebt' auf den Alpen etc. Ebenda: Wild. Wo sind meine Leut? Wirt: Haben gegessen und schlafen. 1, 4: Wuchs (= ich wuchs) mit dir auf. Über Schubart vgl. Strauſs, Schubarts Leben in seinen Briefen 2, 465: Mit dem Jahr 1774, mit dem Bekanntwerden von Goethes Götz, dringt in Schubarts Sprache, in Briefen wie in der Chronik jenes biedere Wesen, der kurz angebundene, abgestoſsene Ton, jenes Hoff's und Hab's, Werd kommen und Willst's lesen? ein, um sich auf dem Asperg zu verlieren und auch nachher wenigstens in so manierierter Weise nicht wiederzukehren. Noch zwei Beispiele, wo ich fehlt: 1) Bin vermählet, König Juan, bin vermählt und bin nicht Witwe (Herder, Stimmen der Völker 1, 161). 2) Bin ein Fürst von groſsen Reichen (Uhland, Der schwarze Ritter).

Bei b) wird gesagt, daſs seit dem Ende des 17. Jahrhunderts das Ich, wenn es dem Verbum nachfolgt, in Briefen, namentlich in Geschäftsbriefen unterdrückt werde. Dies wird teils aus dem Streben nach Kürze, teils aus Höflichkeitsgründen abgeleitet; ein andermal soll Vertraulichkeit (wahrscheinlich in den aus Lenz und Klinger mitgeteilten Stellen) dabei im Spiele sein. Am Schluſs des Abschnitts wird versichert, jetzt sei diese Art Auslassung des ich verschwunden und halte sich höchstens noch im niederen Kaufmannsstil. — Was nun gleich den letztgenannten Punkt betrifft, so behauptet A. Schmidlin in seinem ein Jahr nach dem Heft des Grimmschen Wörterbuchs, das den Artikel Ich bringt, erschienenen Buch: Über die deutsche Geschäftssprache mit besonderer Berücksichtigung des kaufmännischen Briefstils, Zürich 1877, S. 28: Gegenüber der kaufmännischen Wortvergeudung nimmt es sich höchst sonderbar aus, wenn man zur Weglassung wichtiger Wörter schreitet, welche allerdings dem Verständnis keinen Eintrag thut, aber auf dem besten Wege ist, eine arge Zerfahrenheit und Verlotterung der Sprache herbeizuführen. Man läſst Fürwörter, Artikel und Hilfszeitwörter als überflüssig weg. Man schreibt jetzt nur noch: Hiermit erlaube mir Mitteilung zu machen. Komme, Ihnen damit anzuzeigen. Werde nicht so lange warten, bis schreibe.

Die wunderbaren Dienste der Telegraphie haben da gar vieles verändert und werden noch manches umgestalten, wozu der Sprachfreund nie seine Zustimmung geben könnte. Der Engländer wirft sein teures „I“ auf die Seite, der Deutsche sein bescheidenes Ich. — In der Geschäftswelt hat man sich bereits so an diese Schreibweise gewöhnt, dafs man keine Ahnung mehr davon hat, dafs es einst anders war und wieder anders werden sollte. So weit Schmidlin. Vergleiche auch Becker-Lyon, Der deutsche Stil, S. 524: Man hält es in Deutschland für unanständig, einen Brief mit dem Personalpronomen ich anzufangen. Es ist aber an sich abgeschmackt, wenn man, um nur ein bescheidenes Zurücktreten seiner Person zu bezeichnen, einen solchen Anfang ängstlich vermeidet oder gar dieses Pronomen ganz ausläfst. In England, wo die Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft mit einem sehr zarten Sinn ausgebildet sind, nimmt niemand Anstofs daran, dafs die Briefe gewöhnlich mit dem Pronomen I (ich) und insbesondere die förmlichen Wohlstandsbriefe immer mit dem Eigennamen des Schreibers anfangen.

Der Artikel erinnert noch an die Neigung Goethes in seinen späteren Lebensjahren, das ich wegzulassen, und führt eine Stelle aus einem Briefe Goethes vom Jahre 1821 an. Es liefsen sich auch zwei Stellen aus Faust II anführen, nämlich v. 394: Den Weg dahin wüfst allenfalls zu finden, und noch auffallender v. 887: Weder wanke, weder weiche. An dem Bin weder Fräulein, weder schön des ersten Teils wird niemand Anstofs nehmen; aber die Weglassung des ich in den zwei Stellen des Faust II ist geziert und nicht nachzuahmen. Doch auch in Faust I ist, um dies nachträglich hervorzuheben, die Trennung des selbst von ich zweimal auffallend und hätte von unserem Artikel unter 8) angeführt werden dürfen. Ich meine die Stellen: Ich mag sogar die Armen selbst nicht plagen — wo selbst offenbar zu ich gehört. Ähnlich: Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken, wo selbst zu mir gehört. Ähnlich: Auch er bereute seine Fehler sehr — statt des gewöhnlichen Auch bereute er seine Fehler sehr. (Einwirkung des jambischen Versmafses auf die Wortstellung.)

Gehen wir nun zu 10) über: Substantiver Gebrauch von ich. Der substantive Gebrauch von ich ist, wenigstens in seiner Ausdehnung, eine Eigentümlichkeit der deutschen Sprache. Im Lateinischen bietet alter ego eine schwache Analogie; vgl. ferner Hor. I, 3, 8:

animæ dimidium meæ = mein anderes Ich, Ovid metam. am Schluſs: parte tamen meliore mei = mit meinem besseren Ich. Im Französischen sagt man in diesem Sinn: c'est un autre moi-même; statt Ich und Ichheit ist l'individualité, l'être, la personnalité gebräuchlich; le moi ist mir nicht bekannt, wiewohl es nach dem Wörterbuch erlaubt sein soll. Im Englischen kann I nie mit bestimmtem Artikel verbunden werden; verstärkt wird es durch myself und durch own. Vollends für den substantiven Gebrauch von selbst fehlt in anderen Sprachen die schwache Analogie, die man für ich noch anführen kann. Die Häufigkeit und Eigentümlichkeit dieser Ausdrücke läſst sich nur aus dem deutschen Individualismus, aus dem Wert erklären, der in der deutschen Weltanschauung dem Ich, der freien Persönlichkeit beigelegt wird, wobei wir unwillkürlich an Goethes Wort denken, daſs dieses Princip bei den Deutschen ebensoviel Dummes als Gescheites zur Folge gehabt habe. Mit diesem Individualismus hängt dann wieder der Subjektivismus und Idealismus, besonders in der Philosophie, zusammen, der die Welt der äuſseren Erscheinungen aus dem Wesen des Geistes erklärt.

Der Artikel fängt mit der Bemerkung an, neben dem gewöhnlichen neutralen gelte bisweilen das maskuline Geschlecht. Ohne Zweifel ist dieses der ältere Gebrauch. Zu den aus Merck, Goethe an Lavater, Fleming angeführten Stellen füge ich hinzu: Gott hat mir das Wissen gegeben. Nicht ich, der ich der Ich bin, weiſs es, sondern Gott weiſs es in mir (Jakob Böhm, nach Baurs Gnosis S. 609). Man sieht hier, wie das Pronomen ins Substantiv übergeht und der Relativsatz mit seinem substantivisch gebrauchten Ich zur genauesten Bestimmung des ersten Ich dient. In unserer Zeit hätte man etwa gesagt: nicht ich als dieses einzelne Ich, als dieses Individuum, als dieses einzelne Exemplar der Gattung.

Für den Accusativ mich führe ich noch eine Stelle aus Goethe an: „Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen: das ganze Mich in das Tanzen versunken“ (Der junge Goethe 2, 253, in einem Briefe an Salzmann). Dafür wäre regelmäſsiger, wenn Ich substantivisch gebraucht werden soll, entweder: den ganzen Mich, oder: mein ganzes Ich. (Der Artikel bringt für den Accusativ mich bloſs Beispiele aus dem Simplicissimus, Fleming und Brockes.)

Mit Recht fährt der Artikel fort: Gewöhnlich aber hat ich als Substantiv den Accusativ ich, Dat. iche oder ich, Gen. ichs

ich (das Wörterbuch schreibt bekanntlich die Substantiven klein), — in philosophischer Darstellung, setze ich hinzu, häufiger Ich als Ichs. Weiter: Pluralis Iche: (eine) Welt von ichen (Fichte 2, 703), häufiger ichs; als Belege folgen drei Stellen aus Zelter an Goethe, J. Paul, Schiller an Goethe. In diesen drei Stellen spricht sich ein gewisser Unwille, eine Verachtung der vielen und vielfachen, widerwärtigen und störenden Iche aus. Dazu nehme man noch die Stelle aus Herders Schulreden (Philosophie und Geschichte 10, 204): In unseren Zeiten, da hinter den Schulen auf Akademien oft das wüsteste und wildeste Gewirr der Ichs ⊣⊢ nicht Ich — ich ⊣⊢ mit Ich und ein Gebrüll niedriger Zänkereien Sie erwartet. Sanders fügt in seinem grofsen Wörterbuch noch ein paar Beispiele dazu, die unsere obige Bemerkung bestätigen; ferner im Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache: Für meine Neben-Ichs, Nicht-Ichs oder gar für das sehr fragwürdige Menschheits-Ich zu sorgen. Heyse, Kinder der Welt 1, 151. Die Menschen sind von ihren Ichs und was darauf Bezug hat, besessen. Schiller an Charlotte von Lengefeld 237. Vgl. überhaupt: Keller = Hauff, Deutscher Antibarbarus 1886, S. 39.

Gehen wir nun zum Gebrauch des Ich im einzelnen über, so unterscheidet der Artikel wie folgt: „2) Ich bezeichnet das Vernünftige im Menschen im Gegensatz zu Dingen und zum Körperlichen überhaupt; bei Festhaltung dieses Gegensatzes wird von einem guten, besseren Ich, dem geistigen gegenüber dem sinnlichen, gesprochen; sodann 3) Ich für Einzelwesen, Individuum, Person überhaupt; 4) Ich, das Wesen, die geistige Eigentümlichkeit des Einzelnen bezeichnend, oft mit Hervorhebung dieses Wesens als des Gegenstandes der Eigenliebe; 5) der Geliebte wird mein Ich, mein besseres, edleres Ich genannt; 6) in komischer Rede wird ich selbst von Tieren und leblosen Dingen gesagt; 7) das Ich der Fichteschen Philosophie, das Grundthema seines Idealismus, als die ewige allgemeine Vernunft dem Nicht-ich, der Sinnen- und Körperwelt entgegengesetzt; vgl. Fichte, Werke 6, 294. 296; von zeitgenössischen Schriftstellern oft erwähnt." Was dieser Einteilung als Princip zum Grunde liegt, ist schwer zu sagen. Es sind nach meiner Ansicht zu viele Unterabteilungen gemacht, und darunter leidet die Übersichtlichkeit. Die erste, ursprünglichste Bedeutung ist offenbar nicht das Vernünftige im Menschen, sondern, was der Artikel als zweite Bedeutung bringt, Einzelwesen, Individuum, Person, und dieses Einzel-

wesen, nicht wie der Artikel angiebt, die geistige Eigentümlichkeit des Einzelnen, wird oft als Gegenstand der Eigenliebe bezeichnet. Als Unterabteilungen treten dann auf: a) die Bezeichnung des (der) Geliebten als anderes Ich, besseres, edleres Ich; b) die Verpersönlichung (Personifizierung), wenn unvernünftige oder unbelebte Geschöpfe als Iche bezeichnet werden. Jetzt erst kommt: Ich = Wesen, geistige Eigentümlickeit des Einzelnen; denn jeder Mensch hat sein eigenes, besonderes Ich, das sich von anderen unterscheidet. Hierauf: das Vernünftige im Menschen (das also allen Menschen gemein ist) im Gegensatz zu Dingen und zum Körperlichen überhaupt. Diese Bedeutung ist im Wörterbuch die erste, und sie sollte die vorletzte sein; denn an sie schliefst sich das philosophische, Fichtesche Ich im Unterschied von dem Nicht-ich (und zugleich, was der Artikel nicht hervorhebt) von dem empirischen Ich an.

Dies wäre die richtige Einteilung, wenn der Artikel alle Bedeutungen des Ich vollständig enthielte. Allein wo sollen wir Ausdrücke, wie „das moderne Ich", unterbringen? Diese Bedeutung des Ich fällt nach meiner Ansicht in die Mitte zwischen die letzte und vorletzte Bedeutung hinein und bezeichnet die geistige, immerhin relativ vernünftige Eigentümlichkeit, den Charakter einer gewissen Periode in der Geschichte der Menschheit.

Wir haben bei dem Pronomen zwischen ich als dem Pronomen einer einzelnen Person und ich, wobei ich in eine grofse Anzahl oder gar in die Gesamtheit aller Individuen eingerechnet ist, = einer, man, unterschieden. Ebenso müssen wir das Ich unterscheiden; es bezieht sich bald auf ein einzelnes Ich als solches, sofern es von allen anderen Ichen abgetrennt, bald sofern es in die Vielheit oder Allheit der Iche eingeschlossen ist.

Bei der Bedeutung: Einzelwesen, Individuum, Person ist im Artikel das Verhältnis der Ausdrücke das Ich und das Selbst zueinander übersehen. Dieses Verhältnis entspricht dem Verhältnis von ich zu ich selbst, wovon oben die Rede war. Dieses ich selbst ist bald eine blofse Verstärkung von ich, bald = das wahre, ewige Wesen des Menschen. So sagt Herder in einer Stelle, die der Artikel bei Sanders, dessen grofses Wörterbuch schon 1860 erschien, finden konnte: Vergifs dein Ich. Dich selbst verliere nie (Litteratur und Kunst 3, 61). Hier könnte auch stehen: Dein Selbst verliere nie. Die beiden Gedichte, die hierher gehören, sind

höchst merkwürdig und durften im Artikel nicht fehlen. Das erste ist überschrieben: „Das Ich. Ein Fragment.“ Das Ich ist hier = die Persönlichkeit, des Menschen ärgste Feindin; der Mensch gehört ja dem grofsen, guten All, von dem er alles empfangen hat und dem er sich selbst geben soll. „Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei.“ Das Ich des einzelnen Menschen heifst hier ein armes Ich, dessen Namen nicht auf die Nachwelt kommt; ein enges Ich, solange unser Geist nicht in tausend Herzen schlägt und Seelen lebt; ein hartes Ich, dessen böse Unart durch das bessere Du und Er und Wir und Ihr und Sie sanft ausgelöscht werden soll. So pantheistisch dieses Gedicht, das unwillkürlich an Schleiermachers zweite Rede über die Religion erinnert, anzuklingen scheint, so freudig werden wir überrascht, wenn wir aus dem nun folgenden „Selbst. Ein Fragment“ erfahren, dafs neben diesem armen, billig dem Untergang verfallenden Ich etwas Höheres in uns ist, nämlich unser Selbst. „Vergifs dein Ich. Dich selbst verliere nie. Nichts Gröfsres konnt aus ihrem Herzen Dir die Gottheit geben, als Dich selbst.“ Es ist das, was unser wahres Eigentum ist, unsere Vernunft, das Göttliche in uns. Er, Gott, ist das höchste Selbst, das Wesen aller Wesen; unser göttliches Selbst ist die Vernunft. Allen oben genannten verächtlichen Bezeichnungen des Ich stehen ebensoviele ehrenvolle des Selbst gegenüber. Der Schlufs ist: Was an mir stirbt, bin ich nicht selbst (dafür könnte auch stehen: ist nicht mein Selbst!) Was in mir lebet, mein Lebendigstes, mein Ew'ges, kennet keinen Untergang. Die zwei Gedichte erinnern an Schleiermachers Monologe, wo der Schlufs der ersten Betrachtung ganz wie bei Herder lautet: Sorge nicht um das, was kommen wird; weine nicht um das, was vergeht; aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren. Im zweiten Monolog liest man: Die Menschheit in sich selbst betrachten, und wenn man einmal sie gefunden, nie den Blick von ihr verwenden, dies ist das einzige sichere Mittel, aus ihrem heiligen Gebiet nie zu verirren und nie das edelste Gefühl des eigenen Selbst zu vermissen. — Mit stolzer Freude denk ich noch der Zeit, da ich das Bewufstsein der Menschheit fand und wufste, dafs ich nun nie es mehr verlieren würde. — Ich darf es sagen, dafs ich nie seitdem mich selbst verloren.“ — Aus Herder gehört noch eine Stelle hierher, aus der wir erfahren, was er unter Ablegung unseres Ich versteht, nämlich eine Entäufserung sein selbst und

der Vorurteile, die an diesem Selbst haften. (Von der menschlichen Unsterblichkeit in Philos. und Geschichte 8, 86.) Ebenso in dem Gedicht: Arist (Litt. und Kunst 2, 90): Wer erzog dich? wem verdankest du dich selbst? dein bessres Selbst? Wer bildete dein Herz? — Freilich kann man statt dein besseres Selbst auch sagen: dein besseres Ich; doch scheint Selbst nachdrucksvoller.

Da wir nun einmal bei dem Substantiv Selbst sind, so dürfen wir ein gewisses Wort, das mit diesem Substantiv oft verbunden wird, nicht übergehen. Diese Verbindung ist im Wörterbuch nicht angeführt, was nicht zu loben ist; denn ist auch das Erscheinen des Buchstabens S noch in nebelgraue Ferne gerückt, so ist doch das I erschienen, und zu diesem gehört so gut als ich das Wort inner, bei dem wir die Verbindung mit dem substantivischen Selbst (das innere Selbst, das innerste Selbst) vermissen. Die wichtige Stelle in Goethes Faust lautet:

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschliefsen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniefsen —

offenbar viel kräftiger und tiefer, als wenn es hiefse: Will ich in meinem Innern selbst (= ich selbst in meinem Innern) geniefsen —

Mit meinem Geist das Höchst und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst am End auch ich zerscheitern.

Herderisch ist dies nicht; das zur Menschheit erweiterte individuelle Ich, würde Herder sagen, dauert ewig fort. — Ganz mit Herder stimmt Dschelaleddin Rumi überein, wenn er bei Rückert ausruft:

Wo die Lieb erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du lafs ihn sterben in der Nacht
Und atme frei (= mit deinem Selbst) im Morgenrot.

Mit dichterischer Freiheit bildet Goethe in den zahmen Xenien die Verbindung Selbst-Ich:

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen;
Doch probier er jeden Tag,
Was nach aufsen endlich, klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag.

Goethe warnt hier und sonst vor dem eitlen Streben nach Selbsterkenntnis, nach Erkenntnis seines Selbst im tiefsten Innern und

ermahnt im Unterschied von solchem unnötigen Grübeln zu thätiger, an das Mögliche sich haltender Benutzung der Zeit.

Wie übrigens ich oft = ich selbst ist, nur daſs ich selbst oft nachdrücklicher steht, dann wieder ich selbst im Unterschied vom bloſsen ich das Bleibende, Ewige im Menschen bezeichnet, so bedeutet das Selbst (oben bei Goethe das Selbst-Ich) oft im Unterschied von Ich das tiefste, unvergängliche Wesen des Menschen; ein andermal aber stehen beide Ausdrücke einander gleich, so bei Herder (Philos. u. Gesch. 9, 161): „Gott allein kommt es zu, zu sagen: Ich. Wer auſser ihm sagt ich, ist ein Teufel.“ Ebenda 9, 275: „Nur Gott darf sagen: Ich bin das Selbst; auſser mir ist keiner.“

Wir haben oben die Epitheta, die dem Ich, sofern es die Individualität bedeutet, beigelegten Eigenschaften angeführt. Das Wörterbuch führt nur die Verbindung: das liebe Ich an. Auſserdem vergiſst es: mein Ich, z. B. in Tersteegens geistlichem Blumengärtlein, S. 25: Mein Wollen, Reden, Thun, mein Denken und Verstehen — Ist voller Eigenheit, das Beste ist nicht rein. Möcht ich mein Ich als tot in Gott verschlungen sehen! Möcht Gott mein Leben und ich Gottes Werkzeug sein! — Bengel: Wohlan, so lebe Gott in mir! Ich leb und web in ihme, damit mein Ich ihn für und für nach allen Würden rühme (in dem Liede: Du Wort des Vaters, rede du etc., S. 707 bei Pressel, geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock). Daraus ist im württemb. Gesangbuch geworden: Wohlan, so lebe Gott in mir! In ihm ich leb und webe, damit mein Herz ihn für und für nach Würden hoch erhebe (395, 10). Also statt: mein Ich — mein Herz. In einem anderen Liede (von Drese) hat das württemb. Gesangbuch die Worte des Originals beibehalten 355, 7: Nun ergreif ich dich, du, mein ganzes Ich. Das Wörterbuch bringt bloſs: den ganzen Mich unter Geschlecht und Form.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs man an diesen substantivierten ursprünglichen Pronomen sieht, wie bedenklich die Grimmsche Manier ist, alle Substantiven mit Ausnahme der Eigennamen klein zu schreiben. Den Übergang zu dem Substantiv bildet das groſs geschriebene Ich, z. B. bei Herder (Philos. u. Gesch. 9, 315. 316): Wenn ich mich in Gott verlöre, ohne weiteres Gefühl und Bewuſstsein meiner, so genösse Ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verschlungen und genösse statt meiner. Ich ist hier =

mein Ich im Unterschied von anderen Ichen. Das Substantiv Ich ist im Deutschen häufig, aber in Vergleichung mit dem Pronomen doch selten; warum sollte es nun nicht durch einen grofsen Anfangsbuchstaben ausgezeichnet werden? — Ähnlich schreibt Herder in Selbst: Dich selbst, nicht: dich selbst; sodann: Regung, Bild, Gedank und Phantasie, bist du nicht Selbst — Übergang zum Substantiv, freilich am Schlufs des Gedichts wieder: was an mir stirbt, bin ich nicht selbst.

Als erste Unterabteilung der Bedeutung „Einzelwesen“ haben wir angegeben: die Bezeichnung des Geliebten (warum nicht: oder der Geliebten?) durch mein Ich, mein besseres, edleres, anderes Ich. Hierher gehört die Bemerkung, dafs Tersteegen, Geistliches Blumengärtlein S. 249, die letzte Bezeichnung auf Gott anwendet, wenn er singt: Mein Gott, mein Gut, wo find ich Dich? — Wo bist du denn, mein ander Ich — den meine Seele liebet? — „Ander“ ist = andres, also trotz des folgenden den nicht das Maskulinum; dieses den bezieht sich auf du zurück.

Wenn sodann nach 6) sogar von Tieren und leblosen Dingen in komischer Rede ich gesetzt wird, so drängt sich die Bemerkung auf, dafs das Pronomen, wie schon gesagt wurde, bei Schiller zwei Rätsel anfängt, das 11. und 12. Rätsel (vom Feuerfunken und vom Schatten an der Sonnenuhr). Wer noch mehr verlangt, den kann man auf Raffs Naturgeschichte verweisen, wo jedes Tier seine Geschichte mit ich beginnt, z. B. Ich Fuchs, ich Ziege etc.

Über die anderen Bedeutungen des Substantivs, wie sie oben angegeben wurden, habe ich nichts zu erinnern. Ob aber alle die im Wörterbuche beigebrachten Belegstellen auch wirklich zu jeder Bedeutung passen, wäre die Frage. So läfst sich „Geheim entsteht das Ich, geheim entstehn die Dinge“ (Platen 2, 34, nicht 37, wie der Artikel angiebt) No. 68 wohl mit gröfserem Recht zu der Bedeutung: „Individuum, Person“ ziehen, als zu der: „das Vernünftige im Menschen“.

Zu der Bedeutung: Wesen, geistige Eigentümlichkeit des Einzelnen, ziehe man die Stelle bei Schiller (hist.-krit. Ausgabe 2, 55): Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen, ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft.

Bei der Bedeutung: „das Vernünftige, Bessere im Menschen“, vergleiche man das 6. Buch im Wilhelm Meister gegen den Schlufs:

Es war, als wenn meine Seele ohne Gesellschaft des Körpers dächte; sie sah den Körper selbst als ein ihr fremdes Wesen an, wie man etwa ein Kleid ansieht. Sie stellte sich mit einer aufserordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor und fühlte daraus, was folgen werde. Alle diese Zeiten sind dahin; was folgt, wird auch dahingehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreifsen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin. Man sieht insbesondere auch aus dieser Stelle, wie bedenklich es ist, nach dem Vorgang der Grimm und dem Gebrauch des Wörterbuchs in unserem Artikel Ich immer klein zu schreiben. Aber ich, das wohlbekannte ich, ich bin — ist nicht einerlei mit Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin; das letztere ist weit kräftiger, hebt den Begriff des Selbstbewufsten, Vernünftigen, über den Körper Erhabenen weit entschiedener hervor. Goethe hat das dreifache Ich jedesmal grofs geschrieben; wie dürfen wir es klein schreiben? Man sieht hier wieder den Übergang des Pronomens ins Substantiv.

Wie endlich i c h als Pronomen oft = man steht, so bezeichnet auch das Substantiv nicht selten die geistige Richtung einer gewissen Periode (Straufs, Glaubenslehre 2, 181, das modern-christliche Ich; 2, 182 desgleichen; 2, 188 das moderne Ich; 2, 623 Beethovens Symphonien sind ebensoviele Monologen des absoluten Ich der modernen Welt). Dafür sagt man auch: Das moderne Bewufstsein, das altchristliche, neuchristliche Bewufstsein oder: die —-Anschauung. Oft bezeichnet das I c h sogar das allgemeine menschliche Bewufstsein, das Bewufstsein der Menschheit, wofür auch gesagt wird: der Geist, das Subjekt = jedes Subjekt. Vgl. Biedermann in der protestantischen Kirchenzeitung 1882, 48: Das menschliche Ich.

Dies führt uns zum letzten Punkt: Das Ich im specifisch-philosophischen Sprachgebrauch. Das Wörterbuch führt, wie oben bemerkt, hier nur die Fichtesche Philosophie an. Diese aber hat ihre Wurzeln in der Kantischen Philosophie, und hier finden wir das Ich in der Kritik der reinen Vernunft, und zwar gehört besonders hierher der Abschnitt von der psychologischen Idee oder den Paralogismen der reinen Vernunft. Kant unterscheidet hier ein doppeltes Ich: 1) das denkende Ich; 2) das Ich schlechthin, als eine besondere Substanz, als Seele vorgestellt, in welcher Vorstellung eben der Paralogismus liegt. Dieses denkende Ich Kants wird von Fichte verabsolutiert und zum Princip seiner ganzen Philosophie erhoben. Es ist bei ihm

die unbedingte Hervorbringungskraft (Produktivität), die absolute Thätigkeit, das reine absolute Ich. „Die Äufserung und Darstellung des reinen Ich im individuellen Ich ist das Sittengesetz, und nur durch die Sittlichkeit geht das empirische Ich in das ideale Ich zurück“ (Holtzmann in Webers Weltgeschichte XIV, 873). Das reine Ich setzt das Nichtich, die gegenständliche Welt. Die weiteren Bestimmungen gehören nicht zu unserer Aufgabe. Uns beschäftigt vor allem die Frage, ob die Bezeichnung Ich für das Absolute richtig gewählt war, und hier können wir nur Eduard Zeller beistimmen, wenn er in seiner Geschichte der deutschen Philosophie, S. 629 sagt: Das System der Wissenschaftslehre litt schon in seiner ersten Grundlage an einer widerspruchsvollen Unklarheit. Dieses System wollte den gesamten Inhalt unseres Bewufstseins aus dem Ich ableiten, die ganze objektive Welt nur als Schöpfung und Erscheinung des Ich betrachtet wissen. Der Einwurf lag nahe: wie denn das Ich, der einzelne Mensch, der nicht blofs andere Menschen, sondern auch eine Natur neben sich hat, und der nach Fichte selbst nur unter dieser Bedingung als einzelner da sein kann, zugleich die schöpferische Ursache aller dieser Menschen und Dinge sein könne; und dieser Einwurf trat auch schon Fichte, nicht selten recht plump und mit wenig Verständnis, entgegen. Um ihn zu entkräften, unterschied Fichte mit zunehmender Bestimmtheit zwischen dem empirischen und dem reinen oder absoluten Ich. Jenes ist die selbstbewufste Einzelpersönlichkeit, das Subjekt, welches die Objekte, und unter ihnen auch wieder selbstbewufste Persönlichkeiten, aufser sich hat und welches eben durch seinen Gegensatz zu ihnen sich als Subjekt bestimmt; dieses ist das gemeinsame Wesen aller selbstbewufsten Persönlichkeiten, das Subjekt = Objekt, welches mit den Subjekten auch die Objekte als Bedingung ihres Selbstbewufstseins erzeugt. Allein mit welchem Recht konnte das letztere, wenn sein Begriff so bestimmt war, noch Ich genannt werden? Ich ist eben nur das selbstbewufste Wesen, das Subjekt, welches andere Dinge als Objekte von sich unterscheidet; das unendliche Wesen dagegen, der einheitliche Grund des Subjekts und Objekts, ist weder dieses noch jenes, es ist nicht Ich, sondern das, was über dem Ich und Nichtich steht. Der Begriff des absoluten Ich bricht so in der Mitte entzwei: auf die eine Seite tritt das Ich oder das Subjekt und neben ihm das Objekt, auf die andere das Absolute oder die absolute

Identität als der Grund, aus dem wir das Subjekt wie das Objekt herzuleiten haben. — Nach meiner Ansicht kann uns auch hier die Vergleichung des substantivischen Ichs mit dem Pronomen auf die rechte Spur leiten. Dieses wird bald vom einzelnen Menschen, bald von einer gröfseren Gesamtheit oder von der ganzen Menschheit gebraucht, in welcher das einzelne Ich einbegriffen ist. Das Substantiv kann auch nicht weiter gehen; es kann höchstens die geistige Richtung, das innerliche Wesen einer Zeit oder aller Zeiten, d. h. der Geschichte oder der Menschheit, es kann aber nicht etwas bezeichnen, das über diesen im Bereich der Erfahrung liegenden Begriff hinausgeht. Mit seinem absoluten oder reinen Ich, dieser Gedankenabstraktion, hat Fichte zuerst den Geist der Sprache durch eine unerhörte Neuerung beleidigt; dies rächte sich nachher auf dem Gebiete der Spekulation durch die Widersprüche, in die sich Fichte verwickelte, und durch die Nötigung, sein System anders zu gestalten. Nun wurde die Gottheit als absolutes Ich bezeichnet; allein dadurch war weder dem philosophischen, noch dem religiösen Bedürfnis entsprochen. Die Religion sagt: der oder die — da müfste man sagen: der absolute Ich, wie denn ich als Substantiv hier und da auch das männliche Geschlecht hat. Die Philosophie sagt: das; sie legt das Hauptgewicht nicht auf die Person, wie die Religion, sondern auf das Princip; aber mit Ich wird eben eine Person, eine einzelne Persönlichkeit bezeichnet.

Zum Wesen der Romantik gehörte es, das empirische Ich mit dem absoluten zu verwechseln, an die Stelle des vernünftigen Denkens und ernsten sittlichen Strebens das individuelle Ich mit seinen genialen Launen, abgerissenen Gedanken, abenteuerlichen Einfällen und verrückten Ausschweifungen zu setzen.

Aus Novalis wäre hier in sprachlicher und philosophischer Hinsicht noch manches anzuführen, z. B. der Ausdruck: Das Ich des Ichs 2, 112: Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein. Vgl. damit den Ausdruck: Herz des Herzens im Artikel „Herz“ des Wörterbuchs, S. 1221. Ähnlich lautet: Herz der Herzen — von Christo — in dem Liede: Wie könnt ich Dein vergessen (von G. Chr. Kern im württemb. Gesangbuch 262, 5), wo die letzte Strophe anfängt: Bei Freuden und bei Schmerzen — Durchleuchte mich dein Bild, — Wie du, o Herz der Herzen — Geblutet hast

so mild. Der Sinn ist einerlei mit Zinzendorfs: souveräner Herzenskönig — von Christo. (Herzenskönig in dieser Zusammenstellung fehlt im Wörterbuch.)

Nachträglich mögen noch Verbindungen erwähnt werden, wie: Es sind so viele Hülsen und Schalen, welche sich um unser eigentliches Ich herlegen: Kleider, Leibesgestalt, Besitz, Titel, Rang etc. G. Weitbrecht, Ein Blick hinüber übers Grab, S. 7. — Der Schleier, den die sichtbare Welt um die Gegenwart Gottes herwebt, und der Schleier, mit dem die sichtbare Welt unser eigentliches Ich vor unseren Augen verhüllt, — der eine wie der andere Schleier fällt im Anblick des Todes (ebenda S. 8). — Das innerste, eigentlichste Ich in uns nimmt nicht ab. Dieses Ich des Menschen ist überhaupt der Punkt, wo das Verderben bei uns angesetzt hat. — Das menschliche Ich will sich auf den Thron Gottes setzen. — Das Verderben bricht schon beim kleinsten Kinde hervor. Das kleine Ich macht sich geltend — Neid, Bitterkeit schon beim kleinen Kinde. — Du hast vielleicht schon manchen Kampf gekämpft gegen das anspruchsvolle Wesen deines eigenen Ichs. — Von dem eigenen Ich wegzukommen, das eigene Ich zu vergessen, wird einem Menschen nur dadurch möglich, daſs seine Seele einen eigenen Inhalt gewinnt. K. Burk, Evangelienpredigten S. 36 ff. — Das eigentlichste Werk seines eigentlichsten Ichs nannte Cramer seinen Aufsatz: Menschliches Leben. Prutz, Göttinger Dichterbund 360. Novalis 2, 128: Unser sogenanntes Ich ist nicht unser wahres Ich, sondern nur sein Abglanz. Biedermann sagte, der Mensch verhalte sich in der Religion nicht zu seinem sinnlich-natürlichen Wesen als egoistisches Ich, sondern zu seinem allgemeinen wahren Wesen als Geist. B. Pfleiderer, Protest. Kirchenzeitung 1886, 4.

Nachdem wir nun den lexikalischen Gebrauch des substantivischen Ichs hinlänglich festgestellt und abgegrenzt haben, so brauchen wir die weitere, bloſs philosophische Geschichte des Ich nicht zu verfolgen. Wir sind am Schlusse unserer eigentlichen Aufgabe und betrachten nur noch einige Zusammensetzungen mit Ich, die im Wörterbuch nicht stehen.

Ichbewuſstsein. Das Ichbewuſstsein, welches das Wahrgenommene als Äuſseres von sich unterscheidet. Reiff, Christliche Glaubenslehre 2, 477.

Ichgefühl. Die Forderung einer unbedingten Resignation hat für den jugendlichen Geist einen verführerischen Reiz, der sich für das gereifte Lebens- und Ichgefühl wieder verliert. Rümelin, Reden und Aufsätze 1, 47.

Ichherr. Ihre (der Polen) Patrioten sind meistens Ichherren, die nie die große Empfindung durchglüht, ihren Vorteil dem Vorteil des Vaterlandes aufzuopfern. Schubart, Deutsche Chronik 1790, 169.

Icherzählung. Ichroman = eine Erzählung, ein Roman, dessen Held sich selbst redend einführt, seine eigene Geschichte erzählt. In diesem Sinne kommt „Ichroman" besonders bei Auerbach und Spielhagen oft vor, während ich für Icherzählung wenigstens Otto Brahm in seinem Aufsatz „Iwan Turgenjew" in Westermanns Monatsheften 1885, 589 anführen kann. Ichromane sind z. B.: „Der Landprediger von Wakefield" und der von dem Theologen Alexander von Oettingen in Dorpat neu herausgegebene Roman Hippels: „Lebensläufe in aufsteigender Linie". Oettingen führt dazu die Stelle aus Hettners Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts an: Die ungebundene Eigenmacht des Ich stand damals im Vordergrunde, das Ich, wie es ging und stand, ohne Zucht und Maſs, mit allen Schrullen und blinden Leidenschaftlichkeiten. Oettingen bemerkt dazu: Es war Fichtes Zeit. Das Sichselbstporträtieren ist nicht möglich ohne Selbstbespiegelung und Selbstverliebtheit. — Seinem Helden leiht der Romanschreiber gewiſs viele Züge von seinem eigenen Wesen, gleichwie Fichte offenbar sein absolutes Ich nach seinem eigenen Geist und Charakter, den er unwillkürlich verabsolutierte, konstruiert hat.

V.

Nachträge zu den kritischen Bemerkungen über die Mehrzahl von „Ewigkeit" und über „Es" im Grimmschen Wörterbuch.

1) Weitere Beispiele für die Mehrzahl von Ewigkeit: Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit der Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. Engel, Traum des Galilei. — Da öffnet sich nach kurzen Zeiten der Schauplatz groſser Ewigkeiten. Drollinger, Über die Unsterblichkeit der Seele. — Nach dem Ablauf vieler E.ten; in den künftigen E.ten; in alle Ewigkeiten. Schu-

bart (Scheible 2, 78. 85. 90). — Aber für Ewigkeiten entschieden ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden. Schiller, Würde der Frauen (Hist.-krit. Ausgabe 11, 36). — Ja, wir brauchen Ewigkeiten; denn Zeiten sind zu kurz, den Thron dir zu bereiten. Luthards ev.-luth. Kirchenzeitung 1886, 25. — Wie werdet ihr euch dann der Früchte eurer Arbeit in die ewigen Ewigkeiten hinein erfreuen können. Ludwig Hofacker, Predigten S. 213. — Michael Hahn redet von 7 Ewigkeiten = Weltzeiten, deren jede 7000 Jahre währt = 49000 Jahre; so lange soll die Verdammnis der Bösen dauern. Palmer, Die Sekten in Württemberg S. 102. — Christus hat alle Schätze der Ewigkeiten. Zinzendorf (Pressel, Evang. Volksbibliothek 4, 263). — Durch alle Zeiten und Ewigkeiten hindurch. M. Fr. Roos, Verschiedenheit und Einheit der Kinder Gottes S. 22. — Von allen Zeiten und allen Ewigkeiten. Ebenda. — Zuletzt bemerke ich noch, daſs die Redensart „eine halbe Ewigkeit“ weder unter „Ewigkeit“ noch unter „halb“ vorkommt. B. Auerbach, Waldfried 2, 65: Vierzehn Jahre sind eine halbe Ewigkeit; da kann man ja gar nicht hinaussehen, wo's endet. — Doch eben bemerke ich noch: Steigt ein Adler hoch und höher, kein Prophete sah, kein Seher je, was sein geweihter Blick; sah in Gottes Heimlichkeiten, in die tiefen Ewigkeiten so weit vorwärts und zurück. Karl Gerok (nach dem Lateinischen).

2) Zur Abwechselung eine Erzählung, in der das unpersönliche Es (Wörterbuch 3, 1107) mit etwas wechselt:

Deine Groſsmutter, schreibt Bettina an Goethe (Briefwechsel mit einem Kinde 2, 268), kam einst nach Mitternacht in die Schlafstube der Töchter und blieb da bis am Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst sich nicht zu sagen getraute. Am anderen Morgen erzählte sie, daſs etwas im Zimmer geraschelt habe wie Papier; in der Meinung, das Fenster sei offen und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im anstoſsenden Studierzimmer umher, sei sie aufgestanden, aber die Fenster seien geschlossen gewesen. Da sie wieder im Bett lag, rauschte es immer näher und näher heran mit ängstlichem Zusammenknittern von Papier; endlich seufzte es tief auf, und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, daſs es sie kalt anwehte; darauf ist sie vor Angst zu den Kindern gelaufen. Kurz nachher lieſs sich ein Fremder melden; da dieser nun auf die Hausfrau zuging und ein ganz zerknittertes Papier ihr dar-

reichte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Ein Freund von ihr, der in jener Nacht seinen herannahenden Tod gespürt, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben, aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin- und hergefahren, endlich zweimal tief geseufzt und dann war er verschieden. Obschon nun das, was auf dem Papier geschrieben war, nichts Entscheidendes besagte, so konnte sich die Freundin doch vorstellen, was seine letzte Bitte gewesen. Dein edler Groſsvater nahm sich einer kleinen Waise jenes Freundes, die keine rechtlichen Ansprüche an sein Erbe hatte, an, ward ihr Vormund, legte eine Summe aus eigenen Mitteln für sie an, die deine Groſsmutter mit mancher kleinen Ersparnis vermehrte.

Dieses Beispiel gehört zu S. 1107, 2. Sehr nahe liegt die Anwendung auf heimliches Geräusch und Berühren, Tappen und Schleichen überhaupt und kann insofern als Ergänzung der angeführten Beispiele betrachtet werden, als diese den Wechsel des es mit etwas vermissen lassen.

S. 1107, 7 setze man zu „Gefühlen und Empfindungen“ noch: „Gedanken“, wenigstens nach folgender Stelle von Busch über Bismarck und seine Leute 1, 159: Es giebt in genialen Menschen, in den Herzen, die wir verehren, dunkle Gründe, bis zu denen unser Verstand nicht hinabdringt, wie sehr er sich auch abmühe, tief zu kommen, ja über die sie selbst vielleicht sich keine deutliche und genügende Rechenschaft zu geben vermögen. „Ich möchte lieber schlafen, aber es denkt, es spekuliert in mir“, sagte der Kanzler einmal in Versailles zu uns, als er von schlaflosen Nächten sprach. Was das es war, das gegen seinen Willen in ihm dachte, blieb zu erraten. Man glaubte zu ahnen, aber nicht ohne Zweifel. Es bleibt, was man auch entdecke, immer ein unerklärlicher Rest, und wenn man sein Ergebnis ganz genau ansieht, ist es in vielen Fällen nur ein Durchscheinen von Farben und Formen durch einen Vorhang, die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit. Möglich, daſs dieser Kern etwas sehr Einfaches ist, so einfach wie der Kern vieler Rätsel. Vgl. Auerbach, Schw. Dorfgeschichten: Es spricht in ihm: Was hast gethan? 3) Die Bedeutung: Etwas ganz Besonderes; dasjenige, was alles andere in sich schlieſst, ist im Wörterbuch übergangen. Zu den a. a. O. von mir angeführten Stellen nenne noch:

1. Sam. 16, 12: Der Herr sprach: Auf, und halte ihn; denn der ist's. — Joh. 8, 24: So ihr nicht glaubet, dafs ich's sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden (es = der Messias; derjenige, der da kommen sollte). Ebenso V. 28. — Schiller, Braut von Messina II, 5: Fremd war sie mir und innig doch vertraut — und klar auf einmal fühlt ich's in mir werden: Die ist es oder keine sonst auf Erden. — Goethes Gespräche mit Eckermann 1, 325: Die Poesie ist ein Gemeingut der Menschheit. Einer macht's ein wenig besser, als der andere, und schwimmt ein wenig länger oben, als der andere — das ist alles. Der Herr von Matthisson mufs daher nicht denken, er wäre es, und ich mufs nicht denken, ich wäre es, sondern jeder mufs sich sagen, dafs es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei. — Die Epoche der Weltlitteratur ist jetzt an der Zeit. Aber auch bei solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bei etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es oder Calderon oder die Nibelungen, sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen. Ohne Zweifel gehört auch die vorzugsweise methodistische Frage hierher: Hast's? = das Kleinod, das Eine: die Gewifsheit der Kindschaft Gottes etc.

4) Beispiele, in denen es scheinbar überflüssig steht, in der That aber mit einem gewissen Nachdruck steht oder doch stehen soll: Wer war es, der die Gräber brach — und hier die Gotteslästrung sprach: Laut werd es aller Welt verkündigt: Die Welschen haben so gesündigt. Schenkendorf, Der Dom zu Speier. — Sie liebt, zu wohnen auf den Bergen. Schiller, J. v. Orleans. — Dagegen: Er liebte es, auch andere vergnügt zu sehen. Moritz Busch im Daheim 1877, 52. — Häufig kam es vor, dafs ehrgeizige Weiber sich ihm aufdrängten. — Zur Ehre der Mormonen sei es gesagt, dafs er sich damit viele Gegner machte. — Young setzte es durch seine Beredsamkeit durch, dafs etc. — Rigdon feierlich in den Bann gethan wurde. Offenbar = er setzte das schwierige Unternehmen durch, dafs etc. — Es war daher wohl an der Zeit, dafs wieder einmal ein gelehrter Theologe es unternahm (= das schwierige Werk unternahm), eine dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechende Übersetzung (des N. Test.) zu machen. Schwäb. Merkur 1874, 286. — Hinweg mit jenem Hochmut, der sich's herausnimmt, mit Gott zu hadern.

Gerok, Predigten 1, 531. — Man kann es versuchen, diesen Gesetzgeber zunächst unpersönlich zu fassen. Weifs, Christliche Idee des Guten S. 22. — Die negative Sittlichkeit unterläfst es, die Naturseite der eigenen Persönlichkeit und die umgebende Welt mit dem Princip des Geistes zu durchdringen. Ebenda S. 51. — Herr, setzte der abergläubische Bulgare hinzu, dafs er Maria das Gesicht nicht berührte, ehe der Jüs-Baschi ihn niederstach. Wir haben es (= diesen wichtigen Umstand) Alle gesehen, dafs das nicht geschah; denn sonst hätte die Ärmste ein Vampyr werden müssen. Emil Vacano in der Novelle: Der Vampyr. — Maria Theresia liebte es, dafs ihre eignen zahlreichen Kinder ihr zu festlichen Tagen Opern bei Hofe aufführten. Über Land und Meer, 39. Jahrg., 1. Bd. — Ähnlich: Wir wagen (es) zu behaupten. Sie betrachteten (es) als ihre Aufgabe u. s. w. — Das kleine es tritt oft mit grofser Wichtigkeit auf, kündigt einen Gegenstand pathetisch an, will einen Gedanken oder eine Thatsache ceremoniell einführen, drängt sich immer mehr in solchen Verbindungen vor, in denen es früher bescheiden ausblieb, und entspricht eben dadurch dem Charakter unserer Zeit, weswegen es nicht zu verwundern ist, dafs dieses es weit mehr als seine nächsten Verwandten — ich, du, er, sie — seinen mit mehr oder weniger Recht eingenommenen Platz behauptet.

5) Das es in Volksliedern ist nicht aus sich entstanden, namentlich auch deswegen nicht, weil gar nicht einzusehen ist, warum das sich nur in Volksliedern diesen — nicht Übergang, nein, diese Verwandlung erfahren haben soll. So sagt man: Hat sich was mit u. s. w. (auch bei Straufs). Aber niemand wird in der Mundart dafür sagen: Hat es was oder Hat's was mit etc. — Sich findet sich jetzt noch in der Volksmundart hauptsächlich in der ersten und zweiten Person der Mehrzahl für uns und euch, wobei zu bemerken ist, dafs im Schwäbischen hier und da im Verlauf der Rede die zweite Person der Mehrzahl statt der ersten gesetzt wird, z. B.: Mer send in d' Stadt gangă, nō hat mer uich gsait etc. = Wir gingen in die Stadt, dann sagte man euch (= uns). Die Verbindung des sich mit der zweiten Person der Mehrzahl ist seltener, als die mit der ersten. So sagt man denn: Wir setzen sich, wir freuen sich. In der Einzahl wird man nicht leicht hören: Ich, du setze (setzest) sich (= mich), oder: Du setzst sich. Warum soll denn nun das sich für mich und dich im Volkslied am Platze sein? — Vgl. darüber

Kellers Deutsch. Antibarbarus, erste Aufl. S. 18; zweite, von G. Hauff neubearbeitete Aufl. S. 48. — Auch J. Grimms Grammatik sagt nur: „Die Volkssprache pflegt gern das reflexive sich auf die erste und zweite Person des Plurals zu erstrecken = für uns und euch zu brauchen, z. B.: Wir bedanken sich, wir haben sich gefreut, ihr habt sich gewundert; vielleicht auch für mich und dich, doch wohl seltener.“ Im Schwäbischen, darf man wohl sagen, gar nicht. — „Es wird schon ahd. nur in s geschwächt, z. B.: Wol er imo's lonot; mhd. werden si, es, ez angelehnt zu blofsem s, z, z. B.: Begundens = begunden si oder es.“ Von sich ist keine Rede. Zurücknehmen muſs ich, was ich im Archiv a. a. O. S. 201 sagte: „Das Volk sagt nicht: sich scheiden von dem Schatz, und es fühlt auch nicht so; von dem Schatz scheiden ist etwas ganz anderes, als sich von ihm scheiden (= ihn aufgeben).“ Dagegen läſst sich die Stelle aus dem Wunderhorn S. 311 anführen: Wo sich zwei Verliebte scheiden. Hingegen ist das weitere in meinem Aufsatz vollkommen begründet: Das Volk fühlt und denkt es in den neuesten, wie in den ältesten Liedern, — und diese Bemerkung gilt auch von der im Wörterbuch angeführten Stelle aus einem Volkslied: Ach Schätzchen, was hab ich erfahren, daſs du es willst scheiden von mir. — Aus dem Artikel es des Wörterbuchs ist noch hierherzuziehen III, 1115 unten: Mhd. treten jedesmal hinter dem es auch noch Eigenname, Appellativ oder ein anderes Pronomen hinzu: ich bin ez, Joseph. — dâ bin ichz diu maget. Parz. — Ich binz ein ruofende stimme. — ob duz der marcrâve bist. — sam erz got sîn. — Wenn das Wörterbuch nur bei Ernst Meier, S. 407: ich bin es der Jäger, und du gehörst mein — kein sich, sondern den Nom. es annimmt, so ist diese ganz richtige Erklärung aus dem soeben angeführten mhd. Gebrauch abzuleiten oder, richtiger ausgedrückt, es liegt dieser und ähnlichen Stellen dasselbe Sprachgefühl zum Grunde, wie den Stellen aus mhd. Gedichten. — Ich habe im Archiv S. 205 die von Goethe gesammelten Volkslieder aus dem Elsaſs angeführt. Erich Schmidt in dem Buche: Richardson, Rousseau, Goethe, S. 259 bemerkt dazu ganz in meinem Sinne: „In den Volksliedern aus dem Elsaſs begegnet uns mehrfach ein auffallendes, syntaktisch teils durch Apposition, teils nicht erklärliches es; so lesen wir auch im Werther: So lindert's all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs.“ Das es läſst sich freilich oft auch durch das Bedürfnis, ein Wort

scharf abzuschliefsen, erklären. Zu den von mir genannten Beispielen füge man noch: ferners, einsmals, durchwegs, das schwäb. ei(n)s-undzwanzig für einundzwanzig; das war ein Jubilierens und ein Tumultuierens (Der junge Goethe 2, 354).

Weitere Beispiele für s und es im Volkslied: B. Auerbach, Schw. Dorfgesch. 1, 196: Ach, Mutter, ich bin es gefallen auf einen harten Stein. — Wärst du es bei Tage nach Hause wie ein andrer Bauernknecht. — Ebenda 1, 399: Der Winter und der ist umme, die Gesellen werden's frisch. — Ach Meister, wir wollen's rechnen; es ist die schönste Zeit. — Landsknechtslied: Ei werd ich's dann erschossen, erschossen auf breiter Heid, so trägt man mich auf langen Spiefsen; ein Grab ist mir bereit.

Beispiele aus dem Maler Müller (nach B. Seuffert im Anhang zur ersten Auflage seiner Schrift über M. M.) S. 454: Er aber sprach es: Ich bin dein Herr. Dein Gemahl, er ist es im Kriege. — Hast du es gelitten den bitteren Tod, so will ich es leiden bitteren Schmerz. — S. 456: Es ritt ein Pfalzgraf über den Rhein, er sang es für sich ein Liedelein (wo es offenbar das Folgende vorbereitet). — Wie die Täubger auf der Stange, spielte es Hannchen mit dem Michel ober sich und unter sich. Mutter, hätt ihr's nur gesehen, o es liefs euch wunderlich. — Herder-Goethe (Lieder aus dem Elsafs) S. 161: Hast du es ein Manne? (sich haben = haben?). Ich hab es kein Mann und will es kein Mann; Und wenn ich bei deiner Tochter es wär, die Zeit thät sie mir vertreiben. — S. 175: Er safs sich auf einem Gaule. — Man sieht also, dafs auch „sich sitzen“ vorkommt, wie: sich kommen, sich kriechen, sich knieen, sich ausruhen, sich reiten, sich sorgen, sich zürnen. Wenn aber nach dem Wörterbuch sich in anderen Beispielen in es oder s übergeht, warum heifst es dann nicht auch hier: Er safs es auf einem Gaule? — In anderen Fällen mag man eine Umstellung annehmen, z. B.: Auerbach, a. a. O. 1, 97: Es ist kein Apfel am Baum so rot, schwarz Kerne sind es darin. — Man vergleiche ferner die unter Der im Wörterbuch 2, 968 angezogenen Beispiele: Die Nacht sie kommt heran! — Das Heer es kommt gezogen mit: nimm du es dein Röfslein (oder: es, dein Röfslein,) beim Zügel, beim Zaum (Herder, St. d. V. 8).

Dies ist meine Ansicht von der Sache. Es ist zu wünschen, dafs auch andere sich darüber äufsern. Gustav Hauff.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge von Dr. Gregor Krek. Zweite völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky, 1887.

Nachdem ich im ersten Teil meiner Anzeige dem Verfasser in ausgedehnter Weise das Wort eingeräumt, um einen vollen Einblick in die wissenschaftliche Art und Bedeutung seines Werkes zu gewähren, möchte ich mich in Bezug auf das zweite Buch kürzer fassen, um so mehr, als die Veränderungen, die hinsichtlich desselben die zweite Auflage bietet, viel weniger umfänglich und bedeutend sind.

Der Verfasser schickt dem zweiten Buche eine Vorbemerkung voraus, die sich im allgemeinen über Sprache und Litteratur (nebenbei wird auch der Religion gedacht) in ihrem Verhältnis zur Nation verbreitet. Die interessanteste Stelle, die wir in der Vorbemerkung gefunden haben, ist die folgende: „Eine ‚traditionelle' Litteratur wird keinem Volke der Welt, und wäre dessen Kulturzustand auch noch so primitiv, abgesprochen werden dürfen. Natürlich wird aber hier der Unterschied in der intellektuellen Begabung ebensowohl hervortreten, wie er sich in anderer Weise in jenen Litteraturdenkmälern äußert, die auf künstlerischem Wege entstanden sind und desto großartiger sich äußern, je größer die Bedeutung eines Volkes in der Geschichte der Menschheit geworden ist. In dieser Hinsicht besteht zwischen der Geschichte und Litteratur eines Volkes das innigste, reciproke Verhältnis, und läßt es sich behaupten, daß es ein Volk nur da zu einer in der That bedeutenden Litteratur gebracht, wenn es eine bedeutende Geschichte aufzuweisen hat, sowie andererseits eine ärmliche, nationale Geschichte in der Regel auf eine ärmliche Litteratur schließen läßt, — wobei aber selbstverständlich die traditionelle Litteratur gänzlich aus dem Spiele bleibt, da nicht schwer die Wahrnehmung zu machen ist, daß namentlich in ungeschichtlichen Völkern eine solche gar kräftig pulsiert."

Der Verfasser befindet sich dabei in voller Übereinstimmung mit einem „der größten Kritiker" Rußlands, V. Bělinsky, der einmal geäußert hat: „Der Wert und das Verdienst der Völker bestimmt sich durch die historische Bedeutung derselben. Eine Nation ohne Geschichte ist nichts und würde sie auch den halben Erdkreis ihr eigen nennen und Hunderte Millionen von Menschen umfassen."

Es ist die oben angezogene Stelle namentlich deshalb interessant, weil sie sehr gut dienen kann, einzelnen Partikeln des slavischen Volkes, die sich auf ihre „traditionelle" Litteratur Gewaltiges einbilden, den Gradmesser ihres eigentlichen Wertes herzustellen.

Die erste Abteilung des ersten Abschnittes versucht eine kulturgeschichtliche Ausbeute aus der slavischen Sprache und berührt sich in dieser Hinsicht selbstverständlich mit den früheren Kapiteln, die die linguistische Paläontologie und die Schriftsteller heranzogen, um aus ihnen den Kulturgrad und die Lebensformen der alten Slaven zu erläutern.

Zunächst sind es die Personen- und Ortsnamen, die die Aufmerksamkeit des Verfassers erregen, „ein altererbtes geistiges Gut, das uns unserer Altvorderen Denk- und Sinnesweise in den verschiedensten Sphären bloſslegt. Diese Petrefakte entlegener Sprachperioden heimeln uns um so mehr an, als dieselben vielfach die bereits kurz erwähnten Grundzüge des slavischen Nationalcharakters markieren oder ergänzen."

Was jedoch die zu den Personen-, Orts- und Völkernamen in der Fuſsnote angezeigte Litteratur anlangt, so ist dieselbe wohl eine sehr magere zu nennen; beispielsweise hätte Herrigs Archiv auch manche Ausbeute geboten.

Die bedeutendste Abhandlung über Personennamen im Slavischen, der auch Krek in seinen Ausführungen zunächst folgt, stammt wieder von dem Altmeister der Slavistik F. Miklosich, Die Bildung der slavischen Personennamen in den Denkschriften der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl. X, 215—330 (vgl. auch XIV, 1—74; XXI, 75—106; XXIII, 141—272). Aus den Ausführungen des berühmten Slavisten hebe ich eine durch ihre Eigenart markante Stelle heraus: Das oft lang ersehnte und gehoffte Geschenk des Himmels erhält seinen Namen von žida .... exspectare, desiderare. Es kommt spät, manchmal auch früher, als man es erwartete, daher die Namen von pozdě sero; ran maturus, vielleicht auch die von čas tempus. Hilflos und nackt kommt es zur Welt, gol, nag nudus. Es bedarf der Pflege: gal-něga, curatio; doj lactatio. Möge es leben und gedeihen: žio, žil vivus; žižn, žir žit vita .... Möge es zu nützlicher Wirksamkeit erstarken: buj .... Möge den neuen Erdenbürger das Glück auf allen Wegen begleiten: spě .... Das Glück kann ihm früh abhold geworden sein, najden, nahod inventus. Es muſs der überlegenden Liebe des Vaters, der zärtlichen Sorgfalt der Mutter entbehren: sir orbus etc. etc.

Freilich sind die Namen nicht immer so schön, im Gegenteil begegnen, und darauf weist Krek nicht hin, auch Ausdrücke, die die ärgste Beschimpfung enthalten. Vielfach lassen sich auch aus Ortsnamen Personennamen rekonstruieren, wie dies Miklosich in reichlich hundert Fällen nachgewiesen hat.

Und während die Personennamen mit Ausnahme der den drei Naturreichen (das Mineralreich ist im Slavischen sehr spärlich vertreten) entnommenen zumeist abstrakten Begriffen entlehnt sind, werden die Ortsnamen dagegen völlig konkreten Dingen entnommen. Zu solchen Bedingungen dienen: der Boden in seinen mannigfachen Gestaltungen und Eigenschaften; Wall und Graben; Haus und Hof; Wald und Flur; das Wasser in seinen wechselnden Erscheinungen und Dienstleistungen; Brükken, Wasserwehren, Überfuhren; Bäume, Sträucher, Weinreben; Wiesen, Gras, Heu, Nutzpflanzen aller Art, Gemüse, Getreide; Haustiere und zahlreiche andere Tiere; Eigenschaftswörter wie hoch, tief, schmal, breit, spitzig, rund, neu und alt, kahl, schnell, ruhig, salzig, sauer; Farben; Beschäftigungen: Nomadenleben, Ackerbau, Handwerk und Gewerbe etc.

Mit gutem Grunde bemerkt Dr. Krek, der auf dies Verhältnis eingehend hinweist: „Diese Namen sind aber auch neben den für die Geschichte eines Volkes minder verläſslichen materiellen archäologischen Überresten oft die einzigen, deutlich sprechenden Zeugen für die einstige weite Ausbreitung der Slaven in Gegenden, die sie schon lange nicht mehr ihr eigen nennen, so vornehmlich in Deutschland, woselbst allein schon für die Slaven der Verlust an Territorium auf dreitausend Quadratmeilen angesetzt wird."

Von Bedeutung sind die Ortsnamen auch als Korrektiv für die „Lehnwörter". Von besonderem Interesse ist die Ortsnamenkunde für die Fallmerayersche Hypothese, die Neugriechen betreffend. Während aber Miklosich die Zahl der slavischen Lehnwörter im Neugriechischen auf 129 beziffern kann, wovon übrigens nur sieben eine allgemeine Verbreitung im Griechischen haben, ist die Zahl slavischer Ortsnamen in Hellas eine verhältnismäfsig völlig gröfsere, abgesehen von dem Umstand, dafs seit dem Jahrtausend der slavischen Invasion nicht wenige slavische Ortsnamen hellenisiert oder durch türkische und albanesische Ausdrücke ersetzt worden sind. Der Schlufs, den Krek aus dem Umstande zieht, dafs das Neugriechische slavische Lehnworte enthält, scheint mir aber nicht berechtigt, denn die beispiellos geringe Zahl dieser Lehnworte deutet auf das gerade Gegenteil hin, dafs nämlich die Kultur der slavischen Eindringlinge eine äufserst niedrige und unbedeutende gewesen sein mufs. Die physische Erhaltung und Fortpflanzung der Neugriechen knüpft wohl zweifellos an das slavische Element an, und ebenso die moralische Artung, sowie auch naturgemäfs der Charakter der traditionellen Litteratur der Neugriechen, auf geistigem Gebiete blieb aber das griechische Element Sieger. Für den Philhellenismus war die Fallmerayersche Hypothese ein förmlicher kalter Tusch — er ist, wie der Polonismus und der Bulgarismus doch hoffentlich ein überwundener Standpunkt.

Hoch interessant ist die Auseinandersetzung, die der Verfasser über den Einflufs des Slavischen auf das Magyarische bietet, woraus zugleich erhellen soll, wie „segenbringend" der Kontakt zwischen den Magyaren und den pannonischen Slovenen für die ersteren geworden ist. Krek sagt in dieser Hinsicht: „Es giebt keine namhaftere Seite des socialen, kirchlichen und staatlichen Lebens, in dessen vielfacher Beziehung und Verästung, wo sich die Slaven nicht als Lehrer der Magyaren erwiesen hätten. Unter den nahezu tausend solcher Elemente gehören mehr oder weniger hierher und berühren nach den Resultaten der linguistischen Statistik: Kirchliches (Personen, Sachen, Zeiten, Verrichtungen, Aberglaube, Sünden) 32, Staatliches (Recht, Rechtsverhältnisse, Abgaben, der Fürst und sein Hof, Beamte, Schergen, Strafen) 37, Münzen und Mafse 17, Krieg (Kriegsrüstung, Lager, Wache, Fahne) 25, das Tierreich 110, das Pflanzenreich 150, das Mineralreich 9, die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen; das Feld und seine Beschaffenheit 90, das Handwerk (der Handel, die Werkzeuge, die Materialien) 66, die Schifffahrt 7, die Behausung (Gebäude, Wohnung, ihr Bau, ihre Einrichtung) 64, Kleidung 40, Farben 5, Speise und Trank 48, Geschirr, Behältnisse 28, Unterhaltung (Gastmahl, Musik, Spiel) 15, Familie, Geselligkeit 16, die Menschen und ihre Beschäftigungen 7, der Leib und seine Teile 10, Krankheiten und Gebrechen des Leibes und der Seele 40, Ethnographisches und Geographisches (Namen von Völkern, Ländern und Flüssen) 30 Elemente. Alles in allem mithin 846 Elemente, wobei noch zu berücksichtigen bleibt, dafs nur solche Benennungen Aufnahme gefunden, die im Magyarischen eine allgemeine Verbreitung geniefsen und in der Regel keine einheimischen Doubletten aufweisen, somit (sic!) selbst diese grofse Anzahl auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt."

Daraus resultiert, wie ungemein primitiv die Kulturstufe der Magyaren war, dafs sie dem Slavischen eine derartige Zahl von Lehnwörtern danken, die mehr als die Hälfte des Wortstandes einer Sprache repräsentieren, die ein in kleinen Verhältnissen lebendes Volk spricht. Dafs dies sich so verhält, spricht nicht für die Höhe der slavischen, sondern nur für die trostlos niedere Stufe der magyarischen Kultur.

Die Magyaren danken aber den Slaven noch Besseres. Die „berühmte" slavische Fruchtbarkeit bewahrte das magyarische Volkstum vor der Vernichtung, der es, auf sich selbst angewiesen, längst verfallen wäre.

In dieser Beziehung und namentlich noch in der speciellen Eigenschaft als tüchtige Amme hat das slavische Weib nicht nur für die Magyaren, sondern auch für andere Völker eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen und behalten.

Bezeichnend genug ist es übrigens, daſs die Entlehnungen zumeist auf den Ackerbau und das Dienstverhältnis gehen.

Ich möchte da auf eine Stelle in einem Briefe Kopitars an Dobrovsky verweisen, die zwar in Jagić' Archiv IV, 676 abgedruckt ist, aber von den slavischen Chauvinisten schwerlich aus dem Dunkel dieses Archivs gezogen werden dürfte. Sie lautet: „Wenn der Slavin fortgesetzt wird (und sollten unter 50 Millionen Slaven sich nicht Abnehmer für eine einzige Zeitschrift und eine so entschieden herrliche finden? Freilich sind die 50 Millionen fast nur Knechte und Mägde, aber doch auch Pfarrer und Kapläne, die den Slavin gewiſs gerne neben der theologischen Monatsschrift halten würden, wenn sie ihn auf offiziellem Wege kennen lernten)." Der Schluſssatz fehlt, wie man sieht — es ist, als ob die Gröſse des Schmerzes dem wackeren nationalen Patrioten die Sprache geraubt hätte.

Es will uns aber bedünken, daſs Kopitars, des gelehrten Slavisten und edlen Volksmannes Ausführungen, die das Gefühl der Not, ja man wäre versucht zu sagen der Verzweiflung, hervorgerufen, der Wahrheit auch für entlegenere Zeiten viel näher kommen, als die oft recht optimistisch gefärbte Darstellung des Dr. Krek, der aber in dieser Hinsicht immer noch verhältnismäſsig gelinde Saiten aufzieht.

Ja nach meiner Meinung ist die gewiſs groſse Zahl der Ortsnamen slavischer Herkunft wohl ein Zeichen der ausgedehnten Verbreitung der Slaven, aber nicht ein Beweis, daſs dort, wo ein slavischer Ortsname vorkommt, auch das slavische Volk herrschend war, sondern ich kann mir, namentlich wenn ich mir die Provenienz und den Charakter dieser Ortsnamen vergegenwärtige, sehr leicht vorstellen, daſs die Slaven auch in halbfreier oder unfreier Stellung nicht nur die Namengebung veranlaſsten, sondern daſs auch ihre Herren sich diese Namen ebenso wie die Dienstleistung der Slaven auf ihren Äckern und Gütern, in Haus und Hof gleichmütig gefallen lieſsen. Und ich halte es für ganz natürlich, daſs der Name, den die Dienstleute in ihrem Wechselverkehr aufbrachten, durch die Macht der Gewohnheit erhalten blieb. Und so erkläre ich mir leichter als im gegenteiligen Falle, daſs da und dort die Ortsnamen zahlreich, die Lehnwörter dagegen verschwindend gering sind.

Durchaus unrichtig halte ich aber, was Dr. Krek p. 510 vorbringt: „Wo Slaven mit anderen Völkerschaften sich berührten, erwuchs für letztere keine Gefahr, um die Errungenschaften ihrer materiellen und geistigen Kultur Besorgnisse hegen zu müssen.

Es ist dies eine Schluſsfolgerung, die aus völlig falschen, oben angedeuteten Prämissen sich ergiebt und die der gröſste Irrtum des ganzen Buches ist.

Nicht die Rösselsprünge der linguistischen Paläontologie, sondern die historischen Thatsachen und die zur Zeit herrschenden Erscheinungen gewähren sichere Anhaltspunkte, um das Wesen und den Charakter eines Volkes zu erkennen und zu bestimmen. Wenn Deutschland heute deutsch ist, so dankt es dies nicht der Weichheit und Gutmütigkeit des slavischen Elementes, sondern seiner nationalen Eigenart und Kraft und der offenkundigen Inferiorität des Slavismus in Bezug auf das Schwert von Eisen und das Schwert des Geistes.

Daſs Deutschland nicht nur ein geographischer, sondern auch ein ethnographischer Begriff ist, das ist mir ein überzeugender Beweis für die Thatsache, daſs die Slaven innerhalb seiner Grenzen durch die Macht des Schwertes und der Kultur unterworfen und in die Stellung von Hörigen gebracht wurden. . . . .

Interessant sind auch die zahlreichen slavischen Monatsnamen, die Krek nicht ohne einen gewissen Stolz produziert; auch sie sind zumeist den Wahrnehmungen entnommen, die man in den wechselnden Zeiten des Jahres in Feld und Wald und Flur machen kann, und nicht zum geringsten entstammen sie den Geschäften in Feld und Haus. Merkwürdig genug findet sich unter den Monatsnamen kein einziger, der Bezug nimmt auf altheidnische Götter und Mythen, dagegen sind die christlichen Monatsnamen durchaus nicht selten.

Ganz überflüssig erscheint die Bemerkung des Verfassers: „Wir dürfen behaupten, dafs die Anzahl der ursprünglichen Motive eine gröfsere gewesen sei und dafs derselbe Abschnitt gleichzeitig mehrere, verschiedenen Vorstellungskreisen entnommene Namen gehabt habe.“

Aber worauf wir diese Behauptung stützen dürfen, sagt Dr. Krek leider nicht. Überhaupt vermifst man bei diesem Kapitel die wünschenswerte Präzision und erhält den Eindruck, als ob es dem Verfasser zu thun wäre, durch eine vielfältige Klassifizierung der Monatsnamen und durch prunkende generelle Titel, die als Quellen geführt werden, Effekt zu machen. Wenn Krek sagt, dafs mehrere Monatsnamen der Ackerbauperiode des slavischen Volkes angehören, dafs es aber auch nicht wenige seien, die noch auf das Nomadenleben hinweisen, so genügt es nicht, derartiges zu sagen, sondern es mufs auch bewiesen werden.

Völlig abzuweisen ist meiner Meinung nach des Verfassers Ansicht über das Märchen von den zwölf Monatsbrüdern, in dem Dr. Krek weifs Gott welche weitschichtige Mythologie vermutet. Ich halte das ganze „Märchen“ überhaupt für kein Märchen, sondern für ein ganz simples Rätsel, das dann in die Form einer Erzählung gebracht wurde und dem jedes archaistische Gepräge rundweg abzusprechen ist. Auch die von Krek hervorgehobenen Personifikationen der Jahreszeiten haben durchaus keinen mythischen Ausdruck, sondern sind harmlose Allegorien aus der nächstbesten Kinderstube, ganz ansprechende Gebilde, die die „traditionelle“ Litteratur des Volkes in der gleichen Reichhaltigkeit und Fülle erzeugt, wie unter dem Sonnenstrahl und dem Quellgeriesel ungezählte Wiesenblumen frisch und munter aufblühen.

Besonders reizend sind die Pflanzenmärchen, kleine, liebliche Erzählungen, die die Herkunft von Pflanzennamen deuten sollen. So führt z. B. Melampyrum nemorosum im Russischen den Namen „Ivan und Maria“ oder (und zwar auch im Polnischen) „der Bruder und die Schwester“. Als Kommentar dient folgende Erzählung: Ein Jüngling zog in fremde Lande und vermählte sich mit einem wunderlieblichen Mädchen. Erst nach einiger Zeit fragte er seine Frau nach ihrem Geschlecht und erfuhr, dafs sie seine leibliche Schwester sei. Da sie einander aber aufs zärtlichste liebten und ohne einander zu leben sich nicht entschliefsen konnten, verwandelten sie sich in eine Pflanze und es blühte fortan der Bruder gelb und die Schwester blau.

Lieblich ist auch die Erzählung vom Mutterseelchen, mateří douška (Thymus Serpyllum = Feldquendel). Eine czechische Tradition erzählt nämlich: Eine Mutter starb und hinterliefs ihre Kinder in tiefer, schmerzlicher Trauer. Der Mutter dauerten die untröstlichen Waisen; ihre Seele kehrte daher aus dem Grabe zurück und verwandelte sich in ein kleinblätteriges, wohlriechendes Blümchen, das von da an den Namen mateří douška, Seele der Mutter, empfing.

Nebenbei bemerke ich, dafs das Citat zu Viola tricolor, dem Stiefmütterchen, „Globus XV, 200“ richtig lauten soll XVI, 200. A. Leist, dem wir manche recht interessante Abhandlungen über südslavisches Volksleben verdanken, veröffentlichte, unabhängig von dem bekannten Werke A. v. Pergers in Wien (Deutsche Pflanzensagen, Stuttgart und Öhringen, Verlag von Aug. Schober, 1864), im XVI. Bande des „Globus“ p. 122 ff.

und p. 198 ff. eine Abhandlung: „Deutsche und slavische Pflanzensagen“, die Dr. Krek, wie es scheint, nur aus Citaten kennt. Überhaupt wäre es für den Verfasser sehr nützlich, wenn er dem „Globus“ eine gröfsere Aufmerksamkeit schenken würde, als er es thatsächlich gethan hat.

Sehr lesenswert und belehrend sind die volksetymologischen Erörterungen des Verfassers, sowie sein Hinweis auf die mancherlei Ersetzung slavischer Ortsnamen durch deutsche. So wurde aus Neznabohy Niesenbahn, aus Brlohy Bierloch, aus Drmaly Dürrmaul, aus Ratiboř Rotwurst, aus Podmoli Baumöl, aus Smichov Schmeifsdorf, aus Všemily Schemel, aus Velislav Filzlaus etc.

Die „Volksetymologie“ als Wissenschaft ist noch lange kein halbes Jahrhundert alt, den Ausdruck führte bekanntlich Ernst Förstemann als terminus technicus ein; speciell die slavische Volksetymologie entwickelte sich erst in allerneuester Zeit.

Sehr schätzenswert sind die Mitteilungen des Verfassers über slavische Volksfeste und insbesondere über die Kreš- und Koledagebräuche.

Die zweite Abteilung behandelt die reale Seite der traditionellen Litteratur und zwar im ersten Abschnitt Märchen und Sagen.

Es findet sich da zwar eine reiche Litteratur angegeben, doch möchte insbesondere noch auf den Umstand verwiesen werden, dafs der 3. Band von Grimms „Deutsche Kinder- und Hausmärchen“ eine schätzenswerte Übersicht über die vorhandene Märchenlitteratur giebt. Ferneres wäre wohl auch Bartsch' Germania und Herrigs Archiv (von letzterem siehe II, 189; XXXVIII, 142; XXXIX, 471 etc.) nicht völlig zu vergessen. Aufserdem wäre noch zu vergleichen Scherer Ltg. 92 und 143, Hettner Ltg. d. XVIII. Jahrh. I, 291, 320, 343; Globus X, 82, 151; XII, 241 und insbesondere XVII, 203; endlich Mongolische Märchen von Prof. Dr. B. Jülg, Innsbr. 1868.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf andere von Krek nicht berücksichtigte Litteratur verweisen (sofern ich nicht manches, was bei den ausgedehnten Fufsnoten leicht möglich wäre, übersehen habe): H. Cacheris, Origine et formation des noms de lieu, Paris, Delagrave, 1885; G. Hey, Die slav. Ortsnamen der Meifsnergegend in Mitteil. d. V. f. Gesch. d. Stadt Meifsen 1 (3), 1—14; A. Werneburg, Die Namen der Ortsch. u. Wüstungen, Thüring. Jahrb. d. Kgl. akad. gemeinn. wiss. zu Erf., N. F. XII, 1—213; A. Mahn, Etym. Unters. über geogr. Namen, Berlin, Dümmler; M. R. Buck, Rhätische Ortsnamen, Alemannia XII, p. 209—296; F. Günther, Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern, Hannover, K. Meyer. (Vgl. übrigens Jahresb. üb. d. Ersch. auf d. Geb. der germ. Phil., VII. Jahrg., in den einschlägigen Partien).

Recht ansprechend sind Abschnitt II und III, wie denn überhaupt das ganze Werk warm zu empfehlen ist und die gröfste Anerkennung verdient.

Marburg a. d. Drau. Prof. Anton Nagele.

Die Realien in den Chansons de geste „Amis et Amiles“ und „Jourdains de Blaivies“. Ein Beitrag zur Kultur- und eine Ergänzung der Litteraturgeschichte des französischen Mittelalters von Dr. Hermann Modersohn. Münster 1886. 194 S.

Ein ähnlicher Beitrag wie der vorliegende war schon 1883 in der Greifswalder Dissertation von Dr. Wilh. Heidsiek „Die ritterliche Gesellschaft in den Dichtungen des Chrestien de Troies“ geliefert worden, und einige Abschnitte daraus, wie der über die Rittertugenden, die Kleidung und die Bewaffnung hätten auch in der hier zur Besprechung stehenden Abhandlung mit Nutzen herangezogen werden können. Freilich ist das

von Dr. Modersohn behandelte Gebiet ein viel umfassenderes, da er aufser den „Verhältnissen des kriegerischen Lebens" auch die des religiösen und kirchlichen Lebens, des Gemüts- und Familienlebens, des politischen und physischen Lebens behandelt, eine Aufgabe, die sich bei der Vielseitigkeit des in Amis und Jordains verarbeiteten Stoffes wie von selbst aufdrängte. Durch Heranziehung zahlreicher Werke der einschlägigen Litteratur hat es der Verf. verstanden, die aus Amis und Jordains gewonnenen Gesichtspunkte derartig zu erweitern, dafs seine Abhandlung in der That darauf Anspruch machen kann, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des französischen Mittelalters genannt zu werden, Inwiefern sie aber eine Ergänzung der Litteraturgeschichte jener Zeit sein soll, geht aus der Schrift nicht hervor, da Litteraturgeschichtliches darin nicht vorkommt.

An dem Rahmen, in dem der Verf. seinen Stoff behandelt hat, ist nichts auszusetzen. Die oben angedeutete Gliederung entspricht dem vorhandenen Material und dürfte auch bei zukünftigen Arbeiten über die Realien anderer Epen mit Vorteil beizubehalten sein. Einige Nachträge, welche Ref. aus den besprochenen Gedichten beizubringen hat, lassen sich den entsprechenden Abschnitten der Modersohnschen Abhandlung mit Leichtigkeit einreihen.

Zu p. 15 (Die Auffassung der Gottheit): „Gott ... wird um Beistand gegen einen Feind angerufen, letzterer aber dabei mit den heftigsten Schmähungen genannt," läfst sich bemerken, dafs ebenso bei Gott oder bei einem Heiligen geschworen wird, wenn es sich um Verübung einer Schlechtigkeit handelt, z. B. Amis 2439, und öfters. — p. 21 konnten die Etymologien von prestre, prevoire u. s. w. wegbleiben. — p. 43 („Die Stellung und die Macht des Kaisers") sagt der Verf.: „Zweifelhaft bleibt mir der Sinn der Stelle Amis 3396—97: Cuida ce fust Charlemaine au vis fier, Qui fust venuz sa cité escillier — insofern, als Girart, der Sohn des Amis, von welchem die Rede ist, offenbar keinen Grund hat, einen Angriff des Kaisers auf Blaivies zu fürchten." Unter normalen Verhältnissen allerdings nicht; der Kaiser wird aber in allen Epen aufser dem Rolandsliede (vgl. Gautier, Epop. franç. passim) als unüberlegt gewaltthätig dargestellt, so dafs Girars sich sehr wohl eines Angriffs von ihm auch ohne besondere Veranlassung versehen konnte. — p. 46 (§ 3: „Die Stellung des Adels") werden als Grade des Adels bezeichnet 1) duc; 2) cuens; 3) marchis; 4) baron; 5) chevaliers. Es fehlt prince, welches vorkommt Amis 2185: Li haut demainne et li *prince* meillor. — Sehr wichtig für § 5: „Die nicht ritterlichen Stände mit Ausnahme der Geistlichkeit" ist die daselbst nicht erwähnte Stelle Amis 3170: Venez en tuit, bonne gent honoree, Serjant, borjois, chevalier, gent letree, wo die gesamte Bevölkerung der Stadt zusammengerufen wird. — ib. p. 55 wird die Form der Anrede besprochen. Es verdiente bemerkt zu werden, dafs Am. 2995 Amiles seinen ältesten Sohn anredet: *Biaus sire fiuls*, ocirre vos voil ja. Für das Schwanken im Gebrauch des Singul. oder des Plur. ist recht bezeichnend Am. 732, wo Hardres zu Kaiser Karl sagt: Rois, *fait* [= fai] le ardoir, la poudre en soit ventee; unmittelbar darauf aber v. 738: or les *faitez* mander. Davon, dafs mitunter auch eine Person von sich selbst in der Mehrzahl spricht, ist in der Abhandlung nicht die Rede. Am. 862: Qu'as tu ëu gentiz fiuls a baron? Dame, dist il, et nox le voz *dirons*. Grant paor *ai* de mon chier compaignon. ib. 1192: Dame, dist il, (Amiles zu Lubias in der Nacht) ... Nul bel samblant faire ne voz *poons*. ib. 1204: Sire, dist elle, et *nox* le voz *dirons*, Que ja un mot ne voz en *mentirons*. Allerdings scheint der Plural nur durch das Bedürfnis der Assonanz veranlafst worden zu sein. — p. 68, Kap. II, § 7 III („Freiheitsstrafen") fehlt die Stelle aus Jord. 270: Enz ens espines gist en la chartre jus, *Broches de fer li ont en cors feru* (à Renier). — Kap. II („Die Rechtsverhältnisse") p. 62—83 spricht der Verf. sehr aus-

führlich über die Rechtsverhältnisse. Es hätte sich wohl aber auch gelohnt, wenn des Rechtsbewufstseins Erwähnung gethan worden wäre. Jedenfalls gehört das ebensogut zu den Realien, wie die conpaignie, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern u. ä. Dafs Amis beim feierlichen Gottesurteil gegen Hardré an Amiles Stelle tritt, statt seiner auf die Reliquien schwört, statt seiner kämpft und den Hardré tötet: diese ganze Kette von bewufsten Täuschungen in einer so hochwichtigen Angelegenheit veranlafst den Dichter zu keinem Worte der Mifsbilligung, und auch der Himmel ahndet in keiner Weise das frevle Spiel. Dafs Amis aber pro forma und mit ausdrücklicher reservatio mentalis die Ehe mit Belyssant eingeht (eine Ehe, die er nie vollzogen hat), trägt ihm die schwerste Strafe des Himmels und den schärfsten Tadel des Dichters ein. — Im Jordain Bl. ermordet Fromons den Grafen Girart und seine Gemahlin Ermengart; er läfst 280 Ritter des Girart in Blaivies bei Nacht überfallen und ermorden; er wirft Renier und Eremborc in den Kerker und mifshandelt sie; kein Rächer oder Helfer steht auf; die Bürgerschaft von Blaivies steht nach kurzem vergeblichen Kampfe gewissermafsen mit verschränkten Armen da und läfst alles geschehen. Als er dem kleinen Sohne des Renier den Kopf abschlägt, bitten allerdings Ritter und Bürger um das Leben des Kindes; sie lassen es aber doch geschehen, und von Äufserungen des Unwillens ist nicht die Rede. Als aber Karls Sohn Lohiers sich in einen Kampf einläfst, der ihn nichts angeht, und dabei von Jordains Hand fällt, ist die Entrüstung grofs, und Jordains wird mit Renier und Eremborc wie der schlimmste Verbrecher verfolgt und gehetzt. Wer die Macht in Händen hat, kann thun, was er will. Für den Schwachen findet sich keine Hilfe. Wehe ihm aber, wenn er, und sei es auch in der gerechtesten Sache, einem Mächtigen zu nahe tritt! — Der furchtbaren Strenge gegenüber, mit der an Amis die Polygamie gerächt wird, mufs es auffallen, wenn in Jord. 2346 ff. der Bischof von Palermo zu Oriabel sagt, er werde ihr einen anderen Mann geben (Cil gentiz hom qui a moillier voz prinst, Par grant dolor est de voz departis. Je voz donrai, s'il voz vient a plaisir, Autre seignor que aurez a mari). Er hört und sieht, dafs Oriabel erst seit wenigen Tagen von ihrem Gatten Jordain getrennt ist; dafs Jordains tot sein sollte, läfst sich nicht annehmen. Man könnte glauben, er habe Oriabel auf die Probe stellen wollen. Sie fafst es aber doch nicht so auf, denn sie antwortet: En pardon l'avez dit. Ja mais char d'omme mes cors ne quiert sentir, Se celui non cui je aim et desir. Dammeldex le me rande.

Unter Nr. H desselben Abschnitts (p. 68: „Der gerichtliche Zweikampf") konnten die technischen Ausdrücke erwähnt werden: Am. 821: Si iert *au jor et au champ aquiter*. ib. 827: Si iert *li jorz et li champs afinez*, De la bataille qu'avez *prinse* a Hardre. ib. 832: Mais que sor sains li ferommez jurer, Que il *au jor et au champ affiner*, Que il a *mis*, noz venra acuiter. — Kapitel IV, § 3 („Die Ehe und die Stellung der Frau"), A. („Die Ehe") p. 129 war auf den Widerspruch hinzuweisen, welcher besteht zwischen Am. 472: C'est Lubias, *la fille de mon frere;* und ib. 3333: Se nostre sires ... fust sains ... Com il fu ja ... Quant espousa *la seror dant Hardre*, wonach Lubias bald als die Nichte und bald als die Schwester des Hardré bezeichnet wird. ib. p. 137 bemerkt der Verf.: „Das Heiratsgut der Frau darf der Mann keineswegs als sein eigen betrachten." Wichtiger als die zum Belege hierfür angeführte Stelle aus der Rede der Lubias Am. 2020—22: Il (sc. Amiles) n'en menra ne murlet ne sommier, Ainz le ferai en ma chartre lancier. Damme sui de la ville; scheint mir der Umstand zu sein, dafs Amis dem gar keinen Widerstand entgegensetzt, sondern sich in der Weise hilft, dafs er seinen Freund Amile beim frühesten Morgengrauen (v. 2026: Au matinnet, quant il fu ajorne) aufsucht und zu sofortigem Aufbruche veranlafst. Dafs Amis an

das Heiratsgut (Blaivies) seiner Frau keinen Anspruch hat, geht ferner aus seinen eigenen Worten hervor, Am. 2180: Mais car proiez Lubias la gaillarde, ... *De son avoir* un hospital me face, Fors de la ville a la porte de Blaivies, Et si m'otroit le relief de sa table, Que je n'i muire a dolor ne a glaive. *Moult fera grant aumosne.* Es scheint indessen, daſs er nur als Kranker aller Ansprüche verlustig gegangen sei; denn als er geheilt nach Blaivies zurückkehrt, tritt er sofort als Herr der Stadt auf und läſst Lubias trotz ihres freundlichen Entgegenkommens in jenes selbe „hospital" sieben Tage lang einsperren. — Kap. IV, § 4 („Verhältnis zwischen Eltern und Kindern") sagt der Verf.: „Weiter wird über die Erziehung der Kinder nichts gesagt." Es lieſse sich aber ziemlich viel schlieſsen aus Am. 2244—57, namentlich 2250, wo der siebenjährige Girars die „viel et chenu" anredet: Fil a putain, fel träitre parjur; (v. 2263 sagt derselbe zum Koch: „Fiz a putain, fel lechierres prouvez"); wenn man nicht mit Sicherheit annehmen könnte, daſs diese Redensarten ebenso bloſs epische Formeln sind, wie die bis zur Ermüdung wiederkehrenden Stellen, an denen von dem Küssen der handelnd auftretenden Personen die Rede ist. Küſst doch sogar Belyssant den aussätzigen Amis (v. 2754: Adont le baise, sel prent a acoler, Baise visaige et la bouche et les nes; ib. v. 2735: Ne veez vouz que je sui uns lieprouz? v. 2714 nennt er sich meziel). — In Kap. IV, § 7 („Formen des Verkehrs"), p. 154 werden die in Amis und Jordains vorkommenden Beteuerungen, Verwünschungen u. s. w. zusammengestellt. Dieselben gehören aber unter Kap. I („Verhältnisse des religiösen Lebens"); auch konnte neben der Dissertation von Tolle, Das Beteuern und Beschwören u. s. w., Erlangen 1883, erwähnt werden: Tobler, Vom Verwünschen, in: Commentat. philolog. in honor. Theod. Mommseni, Berlin 1877. — Kap. V, § 1, p. 168 („Wohnungen." D. „Gärten") fehlt Am. 294: Descendus est au perron soz *l'olive.* — Kap. V, § 3, p. 174 („Speisen und Getränke; Tischordnung und Bedienung") konnte erwähnt werden Am. 3318: Les tables mistrent *cil escuier prive* (im Hause des borjois Gautier in Blaivies). — Unter Kap. V, § 4 („Brieflicher Verkehr und Reisen") konnte bemerkt werden, daſs in beiden Gedichten wichtige Nachrichten vorzugsweise durch Pilger verbreitet werden. In Amis wenden sich beide Freunde nacheinander an einen pelerin, um Kunde voneinander zu erhalten (Am. 83 ff.). In Jord. 2033 ff. ist es ein paumiers, der Jordain am Hofe des Königs Marques erkennt und über Fromont berichtet. ib. 2397 sagt Jordains geradezu: Or nel lairoie por les membres tranchier, Que je ne l'aille par le päis cerchier, Se trouvroie home *pelerin ne paumier,* Ne home esrant a cheval ne a pie, Qui m'en dëist nouvelles. — Zu Kap. V, § 7, p. 189 ff. („Das Aussehen und die Leibesbeschaffenheit der Personen") ist nachzutragen Am. 2042: Va s'en Amiles li prouz. et li *chatainnes.* ib. 1984: C'est la gens Karle *a la barbe chenue* (Der bekannte Ausdruck: a la barbe florie kommt in keinem der beiden Gedichte vor). ib. 3082: Or connoist bien *d'Ami les blanches mains.* — In Kap. V („Verhältnisse des physischen Lebens"), § 8 („Krankenpflege und sanitäre Maſsregeln") p. 191 ff. ist vom Aussatz die Rede. Doch bespricht der Verf. nur die äuſsere Wirkung, welche die Krankheit auf die Umgebung des Leidenden ausübt. Über die Krankheit selbst aber und die Veränderungen, welche sie im Aussehen und Befinden des Betroffenen hervorbringt, erfahren wir nichts. Und doch macht der Dichter von Amis hierüber recht eingehende Mitteilungen. Am. 1816 (Der Engel spricht zu Amis): Moult grans martires de ta char t'en atent; Tu seras ladres et meziaus ausiment, *Ne te parront oil ne bouche ne dent* (das ganze Gesicht also wird zugeschwollen sein). Ja n'i aurez äide d'ami ne de parent. ib. 2059: Li dis a l'angle li est bien averez, *Moult li abaisse et angoisse li nes, Et li retranche durement li parlers.* ib. 2077: Sire, dist elle, moult me puis merveillier. Voz me prëistez, VII ans ot avant ier.

Dont estiiez sains et saus et haitiez. Or voz voi si dou tout afoibloier, *Ne poex mais aler ne chevauchier*. Dafs das in 2059 und 2077 Erwähnte übrigens nur vorläufige Anzeichen der Krankheit waren, erhellt aus 2101: Ja ne *verroix* passer mars ne avril, Que tuit diront li grant et li petit: De grant malaige iestez plains et ensprins. *Mexiaus seroix*, ma foi voz en plevis; und aus den Worten des Bischofs, ib. 2126: Biaus tres douz dex, merveilles puis öir, u. s. w.; sowie aus v. 2146: Tex ne s'en est encor garde donnee Qui l'esgarda (sc. Ami) com il vait par l'estree. Dist l'uns a l'autre coiement a celee: De mon seignor or esgardez com pere. *Gros a le nes, si li enfle la levre*, Et *com l'a ores contremont rebiffee*. ib. 2178: Gentiz hom sire, com voz iestez malades! *Trestoux li cors et li membre voz ardent*. Dex commanda por voir que fuissiez ladres. Quant voz morrez, que vostre arme soit salve! ib. 3075: Si com il touche le sanc el front Amis, *Li chiet la roiffe dont il estoit soxprins, Les mains garissent, li ventres et li pis*. ib. 3082: *Or* connoist bien d'Ami les blanches mains. ib. 3441: Et si dëistez a trestoute la jant, Que je estoie *pouacres nonpuissanx*.

Druckfehler finden sich nur wenige. Die im Texte des Verfassers vorkommenden, wie p. 12: Cautier statt Gautier; p. 18: Areis-sur-Aube statt Arcis, lassen sich leicht verbessern; bei den anderen, wie Jord. 1128, p. 118: Lors chargierent statt Lohier chargierent — ergiebt die Vergleichung mit dem Hofmannschen Texte das Richtige. Nur in der mehrfach wiederkehrenden Ausdrucksweise: *mais d'esmois* findet sich der Fehler auch bei Hofmann. Am. 2372 ff. (citiert p. 54): Va, si me crie mon ban, que nus ne soit, Que il n'i ait chevalier ne borjois, Qui voist Ami resgarder mais *d'esmois*, Ne qui li doinst de quoi il vive un soir. Ebenso 2367. Man lese: mais des mois = fernerhin (an einem Punkte, zu einer Zeit) der (nächsten) Monate. Mit demselben Sinne steht Am. 2383 mais awan: De par ma damme voz criomez un ban, Que il n'i ait escuier ne serjant, Ne chevalier, home nul ne anfant, Qui voist Ami resgarder *mais awan*. Dafs der bestimmte Artikel bei Zeitangaben die nächstbevorstehende Zukunft bezeichnet (dans les trois jours = binnen der nächsten drei Tage), ist bekannt. Andere Stellen, wo dieses des mois (überall d'esmois gedruckt) in Amis vorkommt, sind ib. 993: Je nes irai resgarder mais *des mois*. ib. 1015: Ja n'i serai mais des mois esgardez. Es ist beinahe überflüssig, zur Bekräftigung einer so geringfügigen und sinnentsprechenden Änderung noch weiteres hinzuzufügen. Indessen verweise ich noch auf Am. 2350 ff.: Quant je voz fiz fors de Blaivies gietier, Disoient moi serjant et chevalier, Que morriez tost, gaires ne viveriez. Or voz voi si sain et sauf et haitie. Ja deu ne place, qui tout a a jugier, Que vouz soiez passez *un mois* entier; eine Stelle, die mit den oben citierten Am. 2367 und 2372 verglichen die richtige Lesung „des mois" sehr nahe legte.

Die Ausführlichkeit, mit der „die Realien" hier besprochen worden sind, möge dem Herrn Verf. ein Beweis für das lebhafte Interesse sein, das seine Abhandlung dem Referenten eingeflöfst hat.

Fritz Bischoff.

Konjugations-Tafeln der französischen Verben. Ein Ergänzungsheft zu jeder französischen Grammatik. Von Georg Stier. Berlin, Asher & Co., 1887.

Wem am Herzen liegt, den neueren Sprachen innerhalb des erziehenden Unterrichtes die den Zielen des letzteren entsprechende Stellung angewiesen zu sehen, der wird nicht umhin können, das noch immer in weiten Kreisen befolgte, nur durch eine absurde Tradition gestützte will-

kürliche Lehrverfahren zu verlassen und an seine Stelle eine dem eigentlichen, durch die neuere Sprachwissenschaft begründeten Wesen des Unterrichtsstoffes konforme Methode zu setzen. Allerdings ist zu bedenken, daſs bei der bezüglich des Lateinischen ungleichen Vorbildung der französisch lernenden Schüler die Grenzen, innerhalb deren die Ergebnisse der neueren Sprachforschung beim Unterrichte zu verwenden sind, für die einzelnen Schulgattungen enger oder weiter gezogen werden müssen. Überdies wird in Anbetracht der groſsen Schwierigkeiten, die bei der Erklärung nicht weniger Sprachformen sich schon dem Philologen und um wie viel mehr der Intelligenz des Schülers entgegenstellen, eine Beschränkung in der Interpretation geboten sein, deren Maſs von dem Takte des Lehrers und wiederum von der Stellung der einzelnen Schulgattungen zum Latein bestimmt wird. Gemeinsam aber muſs hinfort allen höheren Lehranstalten, jeder nach ihrem besten Können, das Bestreben sein, die in den neueren Sprachen liegenden geistbildenden Elemente frei und für den Unterricht nutzbar werden zu lassen. Die Frage, auf welcher Stufe die hier empfohlene Methode zu beginnen habe, scheint uns gegenstandslos, wenn die Forderung, daſs der erziehende Unterricht auf jeder Stufe sich an die geistigen Eigenschaften des Schülers wenden muſs, ihre Berechtigung behalten soll. Wir stimmen daher Stier vollkommen bei, wenn er S. VI die Erklärungen schon für die unterste Stufe als Mittel zur interessanteren, d. h. geistig anregenden Erlernung der Verbalformen heranzieht, denn Muntaners Sprichwort *„que spina, com punxèr deu, aguda neix“* (ed. Bofarull S. 182) bleibt auch hier als unabweisbare Forderung bestehen. Das von Stier dabei empfohlene „weise Maſshalten“ S. VI glauben wir richtig zu verstehen, wenn wir es auch auf den verschiedenen geistigen Bereich der einzelnen Klassen bezogen wissen wollen.

Wir heiſsen Stiers Buch, welches sich einer nunmehr schon ansehnlichen Zahl von Arbeiten gleicher Tendenz als neues Glied anreiht, als Repräsentanten eines edlen Wollens bestens willkommen, wenn wir auch in mancher Beziehung abweichender Meinung sind. Wir zweifeln an der Richtigkeit der Forderung S. V, daſs, weil der Schüler sämtliche Formen des Zeitwortes „auf einmal übersehen“ müsse, es nun auch nötig sei, ihm ein Buch in die Hand zu geben, in welchem er eine jedesmal ausführliche Darstellung der sämtlichen Formen, bejahend verneinend, fragend und fragend verneinend, vorfinde. So kommt es denn, daſs bei Stier die Vorführung der Formen von avoir und être zehn groſse Seiten (S. 2—11) in Anspruch nimmt, um dann noch mehreremal bei der Darstellung der zusammengesetzten Zeiten des Aktivs und des Passivs von *donner* bez. *louer*, des reflexiven Zeitwortes *se défendre* S. 20—29, und schlieſslich noch einmal bei *s'en aller* S. 38—41 vollständig wiederholt zu werden. In gleich ausführlicher Weise werden *donner*, *finir*, *rompre* S. 14—19, dann aber auch *commencer*, *gager*, *employer*, *appuyer*, *payer*, *préférer*, *mener*, *celer*, *acheter*, *appeler*, *jeter* S. 30—33 wenigstens in ihren einfachen Zeiten dem Schüler vor die Augen geführt. Das gleiche Schauspiel wiederholt sich S. 34—35 für *bénir*, *fleurir*, *haïr*, *bouillir*, *servir*, *battre* und *vaincre*, während der Verfasser bei der Darstellung der unregelmäſsigen Verba nun endlich genug gethan zu haben glaubt, wenn er nur das prés. ind. und subj. und den impérat. vollständig, alle übrigen Zeiten aber nur in der 1. Pers. Sing. veranschaulicht. — Unseres Erachtens giebt der Verfasser durch das eben geschilderte Verfahren die pädagogischen Vorteile, die die auch von ihm in der Einleitung gerühmte Unterrichtsmethode bietet, wieder aus der Hand und setzt an ihre Stelle einen toten Mechanismus, der die von dem Schüler zu fordernde freie geistige Thätigkeit erheblich beeinträchtigen, wenn nicht gänzlich lähmen muſs. Nicht das starre Wissen der Form liegt im Interesse des erziehenden Sprachunterrichts, sondern die Erzeugung der Fähigkeit, die Form durch eine freie

geistige That in jedem gegebenen Augenblicke richtig und schlagfertig bilden zu können, ist sein hohes und edles Ziel; denn nur so wird es möglich sein, den Schüler mit Erfolg in den Geist des fremden Idioms einzuführen. Spricht doch der Verfasser S. VI es selber aus, dafs, wenn der Schüler den doppelten Stamm von *mourir* gelernt habe, er sämtliche Formen des prés. ind. u. subj., des impératif, des part. prés. und des imparf. ind. beherrsche. Wir erblicken in dieser letzteren Äufserung einen wohlthuenden Gegensatz gegen das in den „Konjugationstafeln" befolgte Verfahren, bedauern aber den Widerspruch, in den der Verfasser dabei mit sich selber gerät. Wer indes die Berechtigung dieser Tafeln einmal anerkennt, wird sich gegen ihre grofsen Vorzüge vor anderen ähnlichen Zusammenstellungen nicht verschliefsen können. In ihrer Anordnung hat der Verf. ein Einteilungsprincip zu Grunde gelegt, welches als das allein sachgemäfse zu gelten hat und gewifs auch hier und da schon im Unterrichte angewendet wird. Aus der natürlichen Forderung, dafs die ihrer Bildung nach zusammengehörigen Zeiten zusammenstehen müssen, ergeben sich für ihn vier Gruppen: 1) die Infinitivgruppe (Infinitiv, Futur und Conditionnel); 2) die Präsensgruppe (prés. ind. u. subj., impérat., part. prés. und imparf. ind.); 3) die Définigruppe (passé déf., imparf. subj.); 4) die Participgruppe (die mit dem part. passé zusammengesetzten Zeiten). Diese Einteilung hat unseren vollen Beifall; nur möchten wir die Participgruppe beseitigt sehen. Die dahin zu stellenden Formen dürften kaum zur Formenlehre zu rechnen sein; sie bieten nur eine Wiederholung von avoir und être, bei denen das part. passé, welches wir zur Définigruppe stellen, eine syntaktische Funktion ausübt. Auch Stiers zweite Forderung, die naturgemäfs die erste sein sollte, dafs Stamm und Endung (resp. Infinitiv und Endung) deutlich erkennbar sein müssen, ist durchaus anzuerkennen: auf ihrer strengen Durchführung beruht das Verständnis der gesamten französischen Konjugation. Dafs von Stier dabei die leidigen „abgeleiteten" Zeiten aus der Welt geschafft werden, empfinden wir als eine förmliche Wohlthat.

Die in dem „Anhang" stehenden „Bemerkungen", die doch wohl nicht so ganz „ohne jeden gelehrten Apparat", wie Verf. S. VI uns glauben machen will, zustande gekommen sind, enthalten viel Gutes neben manchen anfechtbaren Punkten. Es befremdet, dafs der Verfasser es verschmäht, seinen vier „Bildungsregeln" — Vokalwechsel, Vokalisation von Konsonanten und Einschaltung von Hilfsbuchstaben (sic! statt Lauten) betreffend — eine Bemerkung über den Ausfall gewisser stammhafter Endkonsonanten vor gewissen Endungen hinzuzufügen. Wie denkt sich der Verfasser das Verhältnis des neufrz. *je vis* zu altfrz. *je vif* = *vivo*, des neufrz. Imperativs *reçois* zu altfrz. *recoif* = *recipe*; oder altfrz. *je vail, vail, voil* oder *vueil, boil* (zu belegen?) zu *je vaux* (für neues *vaille*), *vaux, veux, bous?* Ist hier das *s* der 2. Pers. Sing. auf die erste Person und auf den Imperativ übergegangen und hat die Unterdrückung des konsonantischen Stammauslautes verursacht, wie man mehrfach schon im 16. Jahrhundert annahm, cf. J. Dubois bei Livet S. 435, Henricus Stephanus, Hypomneses S. 195 ff. — oder hat man den gesamten Lautkörper der 2. Pers. Sing. für die erste gebraucht, wie Ronsard, Abbrégé de l'Art Poetique, Œuvres ed. Blanchemain t. VII, p. 333 für das Imperfektum will und wie *je peux* für altes ausschliefsliches *je puis, je sais* = *sé* für *je sai, je fais* für *je faz* nach *tu pues* = *potes, tu ses* = *sapis* und *tu fais* = *fakis* zu bestätigen scheinen? Eine eingehende Erörterung solcher Fragen wollen auch wir als zu schwierig für den Schüler aus dem Unterrichte verbannt sehen, möchten jedoch darum einen Hinweis auf die Thatsache, dafs der konsonantische Auslaut des Stammes unter gewissen Umständen fehlt, nicht missen. Sicher ist, dafs, wie die alte Sprache zeigt, im Neufranzösischen *v* oder besser *f*, *t* (in *n* + *t*, *r* + *t*),

l: *l̃*, *m* vor den Endungen *s (x)* und *t* fehlen, während sie vor vokalischer Endung regelrecht stehen; in *Vokal* + *t* wird *t* graphisch beibehalten: *je bats, je mets* und so denn auch *je vèts* für *vest*. Der pädagogische Vorteil liegt hier, was auch immer die historische Grammatik dazu sage, in der sicheren Erkenntnis der Bedingungen, unter denen gewisse lautliche Vorgänge unweigerlich einzutreten haben. Seltsam ist hier des Verfassers Behauptung S. VI, dafs ein *connaiss-t* = *cognoscit* nie existiert habe: allerdings so nicht, aber *conoist* ist die regelrechte altfrz. Form. Stier widerspricht sich also, wenn er S. 65 sagt „bei der dritten Person" (also *finisoit* — *finist* —*finit)* „fällt *s* vor *t* aus". Auch dafs er einen Stamm *connai-* aufstellt, der vor Konsonanten zu gelten habe, also in *je connai-s* vorliege, ist sehr bedenklich. Das s in *je connais* ist stammhaft; im Altfranzösischen hat *conois* immer neben *je muef, je sent, je serf* u. dgl. gestanden, und Gebilde wie *tay-toi* = *tace* Gringoire (Bibl. Elzev.) II, 244, *recongnoy-moi* Montaiglon Anc. Poés. VIII, 174, *je congnoy* : *roy* ib. VII, 261, *je congnoi* Prosa-Cligas (a. 1454) S. 323, 7, *je cognoy* Rab. Pant. lib. II, c. 21; lib. III, c. 29; *recognoy* lib. III, c. 10 u. s. w., *je puy* = *possum* Gring. II, 62 sind, wie *breby* für *brebis* = *rervecem* Macault, Apophthegmes, Paris 1551, S. 42b, nur vorübergehende, durch das Verstummen des auslautenden s herbeigeführte Verirrungen einer späteren Zeit. Wie wenig zutreffend des Verfassers Behandlungsweise des Stammes in den Verben auf *re* ist, zeigt seine Bemerkung zu *résoudre*. Er sagt S. 70: „Der betonte Stamm heifst *résou* (statt *résol)*, da das *l* zu *u* wird, wenn ein Konsonant folgt und ein Vokal vorausgeht. Ebenso bei *absoudre* und *dissoudre*." Vergifst der Verfasser, dafs der betonte Stamm auch die Form *solv* hat: *ils résolvent, que je résolve?* Eine Scheidung zwischen betontem und unbetontem Stamm ist also für dieses Verbum ausgeschlossen: man gebe dem Schüler, unbekümmert um altfrz. *absoil*, im Anschlufs an unsere soeben aufgestellte, für pädagogische Zwecke völlig ausreichende Regel folgende Entwickelungsreihe: Stamm vor Vokalen *solv* : *sol(v)s, sols, sous*.

Läfst man die Ausdrücke „regelmäfsige" und „unregelmäfsige" Verben einmal gelten, so ist eine strenge Scheidung beider Gattungen durch Aufstellung bestimmter charakteristischer Merkmale durchaus erwünscht — wir vermissen eine solche Aufstellung bei Stier. Vielleicht vermag er der folgenden beizustimmen. Die regelmäfsige Konjugation verlangt absolute Unveränderlichkeit des Stammes wie in *parl, pun, romp* einerseits, und strengen Anschlufs an die durch ihre Paradigmen geforderten Endungen andererseits. Unregelmäfsig sind drei Arten von Verben: 1) diejenigen, die den Stamm verändern, *devoir*, 2) diejenigen, die abweichende Endungen haben, *courir*, 3) diejenigen, die im Stamm und in der Endung abweichen, *vivre, mourir*. Thatsächlich sind dies die drei Kriterien für die Erkenntnis der unregelmäfsigen Verben, zu denen wir im Gegensatz zu Stier S. 34—35 folgerichtig auch *bénir, fleurir, haïr, bouillir, servir* zählen, während wir mit ihm *battre* trotz *t* und *tt* sowie *vaincre* trotz *c* und *qu* als regelmäfsig auffassen.

Die Reflexion S. 65, dafs es eigentlich *je finiss, tu finiss* heifsen müfste, bliebe besser weg; über *il vend* für altfrz. *vent* vergl. meinen Aufsatz in der Ztschr. f. Rom. Phil. VII, S. 61—62 und dazu Behrens in der Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. Bd. V, S. 77.

S. 66, 2 wird die falsche Behauptung 66, 1, dafs „die Personen des Imperativs gleich den entsprechenden Personen des Présent de l'Ind." seien, zum Glück widerrufen. — Die Anordnung der Personalendungen S. 66—67, wobei alle ersten Personen Sing., die kein *s* haben, sowie *donne* = *dona*, weil es kein *s* hat, als „Ausnahmen" von einer Regel, die dies sonst verlangt, gelten, scheint uns verfehlt und wenig der gesunden Richtung entsprechend, die das Buch im allgemeinen verfolgt. Recht sachgemäfs ist dagegen S. 67 die Auseinandersetzung über

das Verhalten der Verba, die stummes (dumpfes) *e* oder geschlossenes *e* im Stamme haben. Belehrend dürfte hier, indem zugleich an *prenne, vienne* gedacht würde, ein Hinweis auf das gleiche oder verschiedene orthographische Verhalten anderer Wortarten sein.

Wenn Stier S. VI für *connaître* zwei Stämme aufstellt, *connai-* vor Konsonanten, *connaiss-* vor Vokalen, so ist es nicht folgerichtig, wenn er nun S. 69 behauptet, dafs man den Stamm (im allgemeinen natürlich nur den Präsensstamm) durch Abschneidung der Endung von der 1. Pers. Pl. prés. ind. finde, z. B. *conduire: nous conduisons*, Stamm: *conduis-*. Die Heranziehung einer Form der Präsensgruppe mit vokalisch anlautender Endung ist doch im Princip nur bei den Verben auf *re* erforderlich, in deren Infinitiv der Stamm, sei es durch Vokalisierung und Ausfall stammhafter oder durch Interkalation sekundärer Konsonanten eine eigentümliche Gestaltung erfahren hat, wie etwa in *plaire, joindre, naître, écrire* (alt *escrivre*). Die Erlernung einer ausdrucksvollen Form der Präsensgruppe gleichzeitig mit der des Infinitivs wird in zweiter Linie für alle Verba auf re ein willkommenes Kriterium des Stammes bilden, z. B. *rire* — *rions* gegen *lire* — *lisons, écrire* — *écrivons*, erscheint jedoch bei den Verben mit betonter Infinitivendung überflüssig: *vouloir* — *voulons*. Bei dieser Gelegenheit sei denn auch bemerkt, dafs die Regel von dem Einschub gewisser Konsonanten zwischen *Liquida* + *r*, oder *s* + *r*, so wie sie bei Stier gegeben ist, kaum irgend einen wesentlichen pädagogischen Nutzen bieten wird. Die blofse Kenntnis dieses Vorganges ist der Schule gleichgültig — erspriefslicher wird es sein, dem Schüler die Mittel zur Erkenntnis, wann ein stammhafter und wann ein sekundärer Laut wenigstens für die heutige Schriftsprache vorliegt, an die Hand zu geben. Wer den Ursprung des *oi* in *conoistre*, des *oi* in *joindre*, des *ou* in *moudre* u. s. w. sich vergegenwärtigt, wird es nicht für eine willkürliche, wissenschaftlicher Begründung entbehrende Aufstellung erachten, wenn dem Schüler gesagt wird, dafs dem Neufranzosen *d* und *t* nur im Infinitiv solcher Verba, die im Stamme einen Diphthongen zeigen, als interkaliert, also nicht übertragbar in andere Formen gelten, während, abgesehen von dem auch in anderer Beziehung schwierigen *prendre*, in solchen Verben, die im Stamme einfachen Vokal haben, *d* und *t* als stammhaft betrachtet werden, gleichviel welcher Art die lateinische Quelle in jedem einzelnen Falle war *(tordre — mordre)*. Man sieht, wie auch hier der Schüler zu fruchtbringender geistiger Thätigkeit angeleitet werden kann, indem die richtige Entscheidung über die Natur der betreffenden Laute in seine Hand gelegt ist. — S. 69 wird das Futur *enverrai* unbedenklich als Angleichung an *verrai* erklärt, was durchaus nicht sicher ist, da auch andere Auswege offen stehen. — Vorgerückten Schülern wird man das eigentliche Wesen der Formen *ouvre, couvre* u. s. w. unschwer klar machen können, indem man zunächst auf ihre Lautgesetzlichkeit hinweist und die elementare, auch von Stier S. 70 gegebene Auslegung, wonach Übergang zur ersten Konjugation stattgefunden hat, erst in zweiter Linie gelten läfst. Man folgt damit streng der historisch nachweisbaren Entwickelung der im französisch sprechenden Volke in dieser Beziehung lebendig gewesenen Anschauungen: denn das spätere Eindringen von Endungen der ersten Konjugation auch in andere Tempora wurde bei den in Rede stehenden Verben ohne Zweifel durch die Beschaffenheit des Präsens begünstigt. Vergl. *je couvray* für *couvris* bei Palissy S. 18, 19, 20, 24; Patru bei Vaugelas (ed. Chassang) II, 261 erklärt das analogische *il ouvra l'huis* für *il ouvrit la porte* unter direkter Bezugnahme auf *j'ouvre*. Ähnlich verhält es sich mit den schwierigen *cueillir* und *saillir*, deren Präsens *cueille* und *saille*, an Stelle der alten noch von Palsgr. S. 560 angegebenen *je cueilx* (für *cueil*) und *je sauls* S. 606, *assauls* S. 570 für *sail, assail*, gewifs nicht einen Übergang zu I. bedeutet; ihnen mögen

jedoch die seit dem 14. Jahrh. begegnenden Formen wie *acueillier* Froiss. Chron. (Luce) I, 191, 10; part. *recueilliet* I, 96, 20, *acqueilla* I, 100, 18, *acuilla* H. Cap. S. 64, 90, *recueillerent* Villehard. ed. Du Cange in der Hist. de l'Emp. de Const. S. 45, 58; *assaillierent* ib. S. 38 u. s. w. zu verdanken sein. — Dafs der Verfasser S. 70 *rindrent, tindrent* mit fettem *d* druckt, will uns für ein Schulbuch nicht angemessen scheinen. Seltsam klingt auch abgesehen von der stilistischen Fassung die Behauptung S. 70, dafs *font, vont, sont, ont* die „einzigen Formen" seien, „die in der 3. Person Pluralis des Présent de l'Ind. *ont* haben (statt *ent*)." — Dafs *prévoirai* und *pourvoirai* von den „heutigen Infinitiven auf *oir*" gebildet seien, wie S. 71 behauptet wird, ist so ohne weiteres nicht sicher. Wahrscheinlich ist es, dafs, als *oi* aus *je voi* = *video* in *réons* = *vidêmus* eindrang, man sich zeitweise erlaubte, auch im Futur das *oi* an Stelle des stammhaften *e* einzuführen, daher *je voirrai*. Ist ein derartiger Vorgang nicht auch in *boirai* für altes *bevray, buray* (so noch bei Palsgr. S. 529 neben *boirai*), sowie in *croirai* für altes *crerai* anzunehmen? *Croyons* für altes *creons* gilt noch heute neben *croirai*: heutiges *boirai* aber ist ein Überrest aus einer Zeit, die sich auch *boivoit* Ronsard ed. Blanchemain t. VII, p. 274—5 dreimal, *boivant* ib. t. III, S. 80, *boivarde* für *buvarde* III, 166 neben *beuvant* III, 213, *beuveur* VII, 275 gestattete; *boirai* ib. III, 49. Für unsere Auffassung spricht auch das Vorkommen solcher Futurformen, die nicht aus dem Infinitiv zu erklären sind, wie *doiveroit* von *devoir, recoiveront* in den Documents relatifs aux Croisades bei Reiffenberg, Cygne t. I, p. 384, wozu man *doibvans* Rab. Pant. lib. III, c. 4, *doibviez* lib. IV, c. 8, *reçoyvoient* im Rosenroman ed. Amsterdam 1735, v. 12030 vergleichen kann. Bei Greban scheinen nur Formen wie *relievera* 7928, *relieveront* 16751, *lievera* 30702 vorzukommen; auch Claude Fauchet, Recueil de l'orig. de la langue et poésie franç. braucht *grieueroit* S. 191. Eine ähnliche Neigung verraten: *requierrunt* Lib. Ps. App. CIV, 44, *acquierras* La Fontaine des Amoureux (a. 1413, in Rose, Méon), v. 433 (ed. 1735, t. III, v. 404: *acquerras*); vgl. auch Behrens, Unorgan. Lautvertretung S. 8; *chierras* für *cherras* La Tour de Landry S. 74 u. 76. Mit dem neufranzösischen *assiérai*, dessen frühe Zeugen wir in *assierrons* Mist. V. Test 610 neben *serront* 18363, *sierroit* Macault, Apophthegmes (1551) S. 121b, *sierra* 123b finden, ist das von Chapelain, den Vaugelas II, 345 *„un des plus grands génies de notre langue"* nennt, vorgeschlagene *ils s'assieioient* für *asseioient* (Vaugelas I, 274) zusammenzuhalten. Alle diese Formen werfen denn auch auf *viendrai, tiendrai* für altes *vendrai, tendrai* ein Licht, welches die von Stier S. 70 (wohl nach Diez II[3], 240) vertretene Annahme einer, wie uns scheint, durch keine ernsthaften Gründe zu stützenden Differenzierung von den gleichen Formen von *vendre* und *tendre* recht bedenklich erscheinen läfst. — In den neueren, vereinzelt schon im 16. Jahrhundert anzutreffenden Formen von *seoir: assois, assoyons, assoirai* u. s. w., wobei Stier auch die Komposita von *choir* wenigstens berühren durfte, mag der Wechsel des *ie* und *e* zu *oi* mit Sicherheit auf den Infinitiv, dessen Endung nach eingetretener Synkope des tonlosen *e* als stammhaft aufgefafst wurde, zurückzuführen sein.

Noch mancherlei liefse sich zu dem von Stier Vorgetragenen sagen, manches bei ihm Fehlende nachtragen, doch omnia non possum comprendere parvo libello. Werden doch ohnehin manche diese Besprechung zu ausgedehnt finden, ein Vorwurf, den wir allerdings von Stiers Seite nicht zu befürchten brauchen, da unsere Auslassungen aus dem auch von ihm S. VI geteilten Bestreben, dafs dem Schüler nichts „geradezu Falsches" mitgeteilt werde, hervorgegangen sind. Wir wünschen, dafs das Buch für seinen Teil dazu beitragen möge, der guten Sache in dem aus mancherlei Gründen schweren Kampfe gegen die abgeschmackte, unfruchtbare Sprachmeisterei zum Siege zu verhelfen.

Potsdam. A. Risop.

Miscellen.

*Ein französischer Nationalheld.**

Unter den Helden der Vorzeit wird von den Franzosen keiner so hoch gefeiert wie der Auverner Vercingetorix, der Held von Alesia, der zuerst die Einheit aller gallischen Völkerstämme zu seinem Losungswort machte und für dieses Ideal alles (auch sein Leben) opferte. Er ist daher in den Augen der Franzosen der Vater und Hauptrepräsentant des ihnen über alles gehenden Einheitsgedankens und erscheint ihnen etwa in demselben Lichte wie uns Deutschen der Cheruskerfürst Arminius. Kaiser Napoleon III. wufste sehr wohl, was er that, als er dem Vercingetorix in der Gegend des alten Alesia ein Denkmal setzen liefs. Vercingetorix war, wie die Rev. d. d. M. sehr bezeichnend sich ausdrückt, *„un héros selon notre cœur"*. Sein Ziel bestimmt Vercingetorix selbst (nach der Revue d. d. Mond.) in folgenden Worten: *„Je veux former un seul tout de la Gaule entière, et quand elle sera unie, le monde entier ne pourra lui résister."* — Merkwürdig sind dabei in der französischen Darstellung die vergleichenden Hindeutungen auf die Verhältnisse und Begebenheiten der neuesten Zeit. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, die Belagerung von Alesia hiernach aufserordentlich viel Ähnlichkeit mit der letzten Belagerung von Paris durch die Deutschen, und in der That bieten beide Begebenheiten nicht blofs in betreff der Situation der Kämpfenden, sondern auch im Gange des Kampfes selbst so frappante Vergleichungspunkte, dafs selbst ein oberflächlicher Beobachter sie nicht übersehen kann. Mit Recht heifst es daher in der Rev. d. d. M.: *„C'était, toutes différences gardées, une situation très semblable à celle de Paris pendant le fatal hiver de 1870—71."* Selbstverständlich werden mit besonderer Vorliebe alle einzelnen Heldenthaten von Galliern (vor Alesia, Avaricum etc.) hervorgehoben und ausgemalt — *„ces beaux traits que nous avons le droit d'inscrire avec tant d'autres au livre d'honneur de notre race."* Auch im letzten deutsch-französischen Kriege haben ja die Franzosen trotz ihrer Niederlagen es möglich gemacht, ihr „Ruhmesbuch" mit einer langen Reihe von Heldenthaten zu füllen, um ihren Schmerz zu mildern und das gesunkene Selbstvertrauen wieder zu heben.** Dem Franzosen geht eben

---

* Vgl. Revue d. d. Mond. 1877, Nr. 17.

** Spafshaft ist es, dafs einer ihrer Haupthelden aus dem letzten Kriege, dessen Thaten bereits legendenhaft ausgeschmückt sind, einen echt deutschen Namen trägt.

nichts über die „gloire“, und er versäumt keine Gelegenheit, dieser Ruhmsucht Nahrung zu verschaffen.

Wenn jemand darauf ausginge, Ähnlichkeiten zwischen den oben bezeichneten Zeiten zu suchen, so könnte er noch mancherlei andere Vergleichungspunkte finden. So liefse sich die Nationalversammlung der Gallier in Bibracte (cf. Cæs. B. G. VIII, 63) sehr wohl vergleichen mit der Versammlung der französischen Abgeordneten in Bordeaux, wo unter äufserst kritischen und verzweifelten Verhältnissen über die Lage der Nation, sowie über Mittel und Wege zur Befreiung des Landes von den feindlichen Heerscharen beratschlagt wurde.

Es versteht sich von selbst, dafs von dem Bilde des Vercingetorix (um auf ihn zurückzukommen) jeder Schatten möglichst fern gehalten wird, und um dies zu erreichen, werden von dem Verfasser des Aufsatzes in der R. d. d. M. selbst kleine Ungenauigkeiten in der Darstellung resp. Abweichungen von Cæsar nicht gescheut: vergl. z. B. R. d. d. M. p. 56 mit Cæs. B. G. VII, 66. Um die Schuld an der verlorenen Schlacht nicht auf den Oberbefehlshaber Vercingetorix fallen zu lassen, wird (im Widerspruch mit Cæs.) die Sache so dargestellt, als hätten gewisse untergeordnete Führer aus Hafs gegen Vercingetorix diesen zu einem unbesonnenen Schritte verleitet und dadurch das Heer ins Verderben gestürzt. Wäre der Angriff auf die Römer aber geglückt, so hätten sie das Verdienst sich allein zuschreiben wollen.

Wir erlauben uns, hier noch auf eine andere Stelle des Aufsatzes in der R. d. d. M. hinzuweisen, die eine Ungenauigkeit enthält, welche man vielleicht auch auf jenes oben bezeichnete Streben zurückführen könnte: vergl. R. d. d. M. a. a. O. p. 49 mit Cæs. B. G. VII, 20. Vercingetorix will den Seinigen beweisen, dafs die Römer infolge von Hungersnot sich in einer ganz verzweifelten Lage befänden, und nimmt zu einem kleinen Kunstgriffe seine Zuflucht. „Producit servos, quos in pabulatione paucis ante diebus exceperat et *fame vinculisque excruciaverat*. Hi jam ante edocti, quæ interrogati pronunciarent“ etc. etc. Nach Cæsars Darstellung ist es unzweifelhaft, dafs die Gefangenen von Vercingetorix selbst und auf seinen Befehl „fame vinculisque excruciati sunt“. In der R. d. d. M. dagegen erscheint Cæsar als der eigentliche Anstifter des ganzen Unternehmens. Er läfst ganz verhungert aussehende und als Sklaven verkleidete Römer absichtlich in die Hände des Vercingetorix fallen und weifs so die Gallier in eine Falle zu locken. — Ob die französische Darstellung vielleicht den Schein der Härte oder Grausamkeit vom Vercingetorix fern halten wollte?

Landsberg a. W. A. W.

Über den Vortrag von litterarischen Kunstwerken.

Woher mag es wohl kommen, dafs wir durch den künstlerischen (oder doch künstlerisch sein sollenden) Vortrag von Gedichten und anderen Kunstwerken oft so wenig befriedigt, ja zuweilen geradezu abgestofsen werden, und dafs der Genufs oft im umgekehrten Verhältnis steht zu der angewendeten Kunst? Ich erinnere mich, vor vielen Jahren in einer Zeitschrift über diese Erscheinung Bemerkungen gelesen zu haben, die ich seitdem bei unzähligen Gelegenheiten immer wieder bestätigt gefunden habe. Bei den (jetzt so häufigen) öffentlichen „Recitationen“ und Deklamationen will der Vortragende meist weniger das K u n s t w e r k s e l b s t als seine e i g e n e K u n s t zur Geltung bringen. Statt das Verständnis des Kunstwerkes allein im Auge zu haben, sucht man durch allerhand kleinliche Mittel den E i n d r u c k des Gelesenen oder Vorgetra-

genen zu verstärken, und die Menge läfst sich in der That nicht selten durch solche Mittelchen blenden, der Gebildete aber wird niemals daran Gefallen finden. Es kann z. B. nichts Verkehrteres und Widerwärtigeres geben, als wenn jemand die Schillersche „Glocke“ mit ihren ernsten und ruhigen Betrachtungen, die zuweilen fast den Charakter eines Gebetes annehmen, durch einen pathetischen Vortrag heben oder beleben wollte, wozu einzelne Abschnitte des Gedichtes den Unkundigen allerdings leicht verleiten können. Bei dem Vortrage dramatischer Dichtungen sucht man zuweilen durch Nachahmung der verschiedenen (männlichen, weiblichen etc. etc.) Stimmen dem Ganzen eine charakteristische Färbung zu geben, und das ist ja an sich auch nicht zu verwerfen, man kann aber auch hier leicht auf Abwege geraten und zu lächerlichen Übertreibungen oder Mifsgriffen kommen, zumal wenn es sich um die Nachahmung sehr verschiedener Stimmen handelt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir dies an bestimmten Beispielen näher erläutern wollten. Auch hier heifst es: *Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.* Aber gerade auf diesem Gebiete pflegen manche halbgebildete Künstler sich in schweren Illusionen zu bewegen, indem sie stolz sind auf etwas, was höchstens Mitleid verdient. — Summa summarum: Kein Abrichten, keine Künstelei, sondern nur wahre innere Bildung (im Bunde mit gewissen äufseren Vorzügen) kann zu einem wirklich guten Vortrage führen. Die rechte Deklamation ist und bleibt der freie Ausflufs der gebildeten Persönlichkeit, die durch nichts zu ersetzen ist.

Landsberg a. W. A. W.

Zur Frage der Sprachreform.

Auf der ordentlichen Jahresversammlung des „Vereins akademisch gebildeter Lehrer an den badischen Mittelschulen“ (Baden den 4. Juni d. J.) sprach Prof. Gutersohn aus Karlsruhe über die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Nach einigen Bemerkungen über den geschichtlichen Verlauf dieser pädagogischen Bewegung werden besonders die Beschlüsse verschiedener Fachmännerversammlungen erwähnt, durch welche mehr und mehr eine gemäfsigte Stellungnahme des gröfseren Teiles der deutschen höheren Lehrerschaft zum Ausdruck gekommen. In einem ersten Teile werden mit aller Entschiedenheit die Forderungen zurückgewiesen, welche von seiten extremer Vertreter der Phonetik an die Schule gestellt werden. Mit Hinweis auf die Erfahrungen bei der Leselehrmethode des muttersprachlichen Unterrichts wird gezeigt, dafs Laut und Buchstabe nicht getrennt werden dürfen, wenn hinreichend klare Vorstellungen im Geiste des Kindes entstehen sollen. Die rein lautliche Vorschulung, wie auch die sog. Lautschrift und die Forderung, die Formenlehre auf die Lautlehre zu begründen, werden daher als für den Schulunterricht schädigend verworfen. Der Redner stellt sich also im allgemeinen, bei aller Anerkennung der Phonetik als Fachwissenschaft, auf den Standpunkt, wie er durch die Thesen des Dr. Ahn am vorjährigen Philologentage zu Hannover, durch die Schriften von Ch. Eidam (Phonetik in der Schule) und von A. Ohlert (Die fremdsprachliche Reformbewegung) eingenommen ist.

Bezüglich der Gestaltung des Anfangsunterrichts wird unter psychologischer Begründung die Bedeutung der analytischen und synthetischen Methode im Sinne der „wissenschaftlichen Pädagogik“ erläutert und gezeigt, dafs der geistige Lernprozefs eine stete Verbindung des einen und des anderen Lehrverfahrens erfordert, weil nur auf diese Weise der sog. Apperzeptions-Prozefs, d. h. die Aneignung neuer Begriffe und Vorstellungen an die bereits vorhandenen zu staude komme. Da es sich

beim fremdsprachlichen Unterricht zuerst wesentlich um Darbietung eines neuen, unbekannten Wörter- und Formenmaterials handle, so führe der naturgemäfse Gang in ganz allmählichem Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren, hier also vom Buchstaben oder Laute zum Worte, dann zum Satze und zuletzt zum zusammenhängenden Lesestücke. Unter allen Umständen müsse aber letzteres, namentlich auch wegen Pflege der so wichtigen Sprechübungen, viel früher zum Ausgangs- und Mittelpunkte des Unterrichts gemacht werden, als es bis jetzt gewöhnlich der Fall war.

Die zweite Unterrichtstufe betreffend, erklärt sich der Redner mit den meisten Forderungen der Reformer einverstanden und nennt als solche besonders: die möglichst induktive Behandlung der Grammatik, Beschränkung der Regeln auf das Wesentliche und Notwendige, gute Verteilung dieses Stoffes. Er stimmt vollkommen dem Urteil Kühns bei, welcher an der jetzt noch fast allgemein herrschenden Schulgrammatik von Plötz namentlich die unerträgliche, den Unterricht so erschwerende Anhäufung des Regelmaterials tadelt. Hier also habe eine gesunde, aus den praktischen Bedürfnissen herauswachsende Reform einzusetzen.

Zum Schlusse werden eine Anzahl neu erschienener Lehrmittel besprochen und dabei hervorgehoben, dafs manche derselben viel zu hohe Forderungen an die Fassungskraft der Schüler stellen, so dafs sie eher erst nach einem vorangehenden Elementarkursus nach der alten Methode, oder dann als blofse Lesebücher zu verwerten seien. Am ehesten liefse sich wohl eine gemäfsigte Reform auch an lateinlosen Realschulen nach Plattners Lehrgang der franz. Sprache, I. Teil, durchführen; doch müfste auch diesem Buche nach Ansicht des Vortragenden ein kurzer vorbereitender Kursus zur allmählichen Einführung in die Aussprache und Orthographie, etwa im Sinne von Redners „Franz. Leseschule" (Dresden, Ehlermann) vorangehen. — Der längere Vortrag schliefst mit dem Wunsche, dafs die Reform auch auf diesem Gebiete, ihrem Princip getreu, gröfsere Freiheit zu weiteren Versuchen anstreben möge; sie werde dann jedenfalls mit der Zeit ganz aus eigener Kraft, soweit sie gute und richtige Ziele verfolge, sich ihren Weg bahnen. Die schönen Anfänge, welche an badischen Schulen durch die hochverdiente fachliche Oberbehörde gemacht wurden, seien als erfreuliche Neugestaltung des alten, durch den ausschliefslichen, jahrelangen Gebrauch von Plötz etwas verrosteten Unterrichtsbetriebs, aufrichtig zu begrüfsen. In der kurzen Diskussion wird von Herrn Oberschulrat von Sallwürck bedauert, dafs nicht etwas mehr Rücksicht auf die Verhältnisse der badischen Gymnasien genommen worden sei; einige Angaben bezüglich Ursprung der Reformbewegung werden berichtigt, und es wird schliefslich auf die günstigen Resultate hingewiesen, welche die analytische Methode auf verschiedenen Schulstufen gezeitigt, wie dies auch von anderer Seite bestätigt wird.

Ein englisches Lesebuch.

Bekanntlich giebt es eine grofse Zahl von deutschen, französischen und englischen Lesebüchern, deren Herausgeber in der schmachvollsten Weise die Arbeiten ihrer Vorgänger ausnutzen; treffen diese Herren hin und wieder selbständig eine Wahl des Stoffes und bringen Neues, so haben sie dabei häufig Unglück und liefern den Beweis, wie oberflächlich sie arbeiten und wie dürftig ihr Wissen ist. Das nachstehende, an die Redaktion der Zeitschrift gerichtete Schreiben giebt zu der Sache eine interessante Illustration.

„In einem ‚Englischen Lesebuch für höhere Mädchenschulen'

finde ich folgende hübsche Anekdote, die ich Ihnen zur Verfügung stelle als ein Musterstückchen, das gewifs in den Kreisen, die sich mit der Erziehung von Mädchen befassen, verbreitet zu werden verdient.

Addison.

Addison, the author of the 'Spectator', is one of the few English writers who have owed to literary merit a place in the Government. His bashfulness did not permit him to retain it long. A short time after he was appointed Secretary of State, he stood up in the House of Commons to speak on an important question; and addressing the Spaker, he began, 'Sir, I *conceive* .....' But seeing all eyes fixed on him, he stopped, and repeated twice the same words. At last, unable to find the thread of his ideas, he sate down quite confused. Then a member of the opposition rose and said, 'Sir, the three *failures* which we have just witnessed from an author known for his *fertility*, prove clearly the weakness of the cause he wished to defend.' These words excited in the assembly a roar of laughter, which aided not a little in ridding Addison of his ambition to appear as an orator.

Dem Reinen ist alles rein! Aber man stelle sich die Schülerin vor, die eine solche Anekdote präpariert. Das roar of laughter ist doch wohl nur dann verständlich, wenn man mit Addisons Gegner ‚I conceive' = ‚concipio utero' und ‚failure' = ‚abortus' nimmt; und an eine solche Erklärung kann der Herr Verfasser des ‚Lesebuchs' wohl kaum gedacht haben."

Zum deutschen Stil.

In Westermanns Monatsheften, Oktober 1886, findet sich ein recht interessanter Aufsatz von Frau Fanny Stahr, geb. Lewald, mit dem Titel: „Erinnerungen an Heinrich Heine". Die Verfasserin, deren Geschicklichkeit im grofsen und ganzen der Darstellung sich eines verdienten Rufes erfreut, läfst sich gleichwohl in einzelnen Dingen, was bereits anderswo bemerkt worden ist, nicht selten mehr oder weniger auffallende Verstöfse gegen die Richtigkeit des Ausdrucks zu schulden kommen. Ein grofsartiges Beispiel dieser Art tritt dem Leser des genannten Aufsatzes (S. 130) in den Worten entgegen: „Ich sprach *ihm* von der Trennung *von* der *Bacharachtschen* Ehe"; dieser kleine Satz enthält in der That nicht weniger als drei Fehler. „*Sprechen*" mit dem blofsen Dativ in dem hier geforderten Sinne mufs als Gallicismus bezeichnet werden; im Deutschen ist eine Präposition erforderlich oder ein anderes Verb zu wählen. Das zweite „*von*" beruht, wie es scheint, auf der auch bei anderen Schriftstellern beliebten, sogar von einzelnen Grammatikern empfohlenen, aber ganz ungerechtfertigten Ansicht, dafs bei der nahen Berührung zweier gleichlautenden Kasus des Artikels anstatt des Genitivs einmal die Präposition „von" stehen müsse; im vorliegenden Falle tritt dazu die Fehlerhaftigkeit der Verbindung „Trennung von der Ehe" für „Trennung der Ehe" an den Tag; durch den Zusatz des „von" ist ferner ein vermeintlicher Mifsklang („von der Trennung der — Ehe") in einen wörtlichen („von der Trennung von der — Ehe") verwandelt worden. „Die *Bacharachtsche* Ehe" gehört in die Reihe sehr vieler ähnlichen, im allgemeinen nicht nachahmenswerten, oft zugleich übellautenden Verbindungen der neueren und neuesten Zeit, wie „Klopstocksche Nachahmer, die Reichardtschen Töchter, der Falksche Rücktritt, das Kanzlerische Haus, sachkennerische Kreise, die schutzzöllnerischen Versuche u. dgl. m.; überall ist hier der Genetiv der Person allein zulässig.

Bonn. K. G. Andresen.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Bierbaum, Die analytisch-direkte Methode des neusprachlichen Unterrichts. (Kassel, Kay.) 2 Mk. 20 Pf.

W. Vietor, Einleitung in die englische Philologie. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 50 Pf.

A. Ohlert, Die Behandlung der Verbalflexion im französischen Unterricht. (Hannover, Meyer.) 60 Pf.

K. Elze, Grundriſs der englischen Philologie. Zweite Hälfte. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk. 40 Pf.

Grammatik.

E. v. Borries, Das erste Stadium des i-Umlauts im Germanischen. (Straſsburg, Heitz.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Nohl, Die Sprache des Nicolaus v. Wyle (Laut und Flexion). Ein Beitrag zur Kenntnis des schwäbischen Dialekts im 11. Jahrh. (Heidelberg, Burow.) 1 Mk. 80 Pf.

B. Schrader, Studien zur Ælfricschen Syntax. Ein Beitrag zur altenglischen Grammatik. (Jena, Pohle.) 2 Mk.

C. Mosen, Das französische Verb in der Schule auf Grund der Ergebnisse der historischen Grammatik. Zwei Hälften nebst Übungstafeln. (Wien, Lechner.) 2 Mk. 60 Pf.

P. Passy, Les sons du français, leur formation, leur combinaison, leur représentation. (Paris, Firmin-Didot.) 75 c.

C. Töpel, Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.

Lexikographie.

H. Michaelis, Neues Wörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache. I. Teil: Portugies.-Deutsch. (Leipzig, Brockhaus.) 7 Mk. 50 Pf.

Litteratur.

W. Golther, Die Sage von Tristan und Isolde. Studie über ihre Entstehung u. Entwickelung im Mittelalter. (München, Kaiser.) 3 Mk. 20 Pf.

Walter de Gruyter, Das deutsche Tagelied. (Leipzig, Fock.) 2 Mk.

G. Voſs, Die Sage vom Herzog Ernst unter den Einflüssen Wolframs von Eschenbach. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.

Joh. Luther, Die Sprache Luthers in der Septemberbibel. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

E. Anders, Schillers Flucht aus der Heimat. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
Wittich, Zu Goethes Tasso. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
E. Thierry, La Comédie-Française pendant les deux sièges (1870—1871). (Paris, Tresse.) 6 fr.
R. Werner, Zur Geschichte der „Proverbes dramatiques". (Progr. des Sophien-R.-G. in Berlin.)
F. Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la littérature française. III[e] série. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
E. Engel, Geschichte der französischen Litteratur. 2. umgearb. Aufl. 1. Lfrg. (Leipzig, Elischer.) 3 Mk.
Shakespeare, Timon d'Athènes, traduit par Charles des Guerrois. (Paris, Lemerre.) 3 fr.
L. Brueyre, La littérature anglaise et les Traditions populaires. Conférence faite au cercle Saint Simon, le 27 nov. 1886. (Montevrain, d'Alembert.) 1 fr.
K. Bleibtreu, Geschichte der englischen Litteratur. 2 Bde. (Leipzig, Friedrich.) 15 Mk.
G. E. Maclean, An Old and Middle English Reader, with a Vocabulary by Dr. J. Zupitza, edited with Notes. Part I. (Boston, Ginn & Co.)
P. Kamann, Über Quellen und Sprache der York Plays. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Schleich, Ywain and Gawain. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. (Oppeln, Franck.) 6 Mk.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 22. Jahrg. Herausgeg. von F. A. Leo. (Weimar, Huschke.) 12 Mk.

Hilfsbücher.

Ch. Ufer, Französisches Lesebuch zur Geschichte der deutschen Befreiungskriege. (Altenburg, Pierer.) 1 Mk. 20 Pf.
J. Roser, Syllabaire français d'après les procédés de la méthode phonétique. (Strafsburg, Heitz.) 40 Pf.
A. Ohlert, Die Lehre vom französischen Verb. (Hannover, Meyer.) 60 Pf.
Breymann und Möller, Schlüssel zu den Übungsbüchern. (München, Oldenbourg.) 1 Mk. 20 Pf.
A. G. Havet, Le français enseigné par la pratique. Prononciation, grammaire, conversation, littérature. Nouvelle méthode à l'usage de toutes les nationalités. (Paris, Delagrave.) 4 fr.
F. Schumann, Schulgrammatik der englischen Sprache. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Vagedes, Englischer Sprachmeister zum Selbstunterricht. 9. und 10. Brief. (Berlin, Verlags-Anstalt [O. Cray].) à 50 Pf.

Beitrag zu einer textkritischen

Ausgabe des Roman du Mont-Saint-Michel

von Guillaume de Saint-Paier;

resp. Ergänzung der Hs. A (= Michelsche Ausgabe) durch ca. 330 Verse der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Mus.).

(Schluſs.)

IV. Kritischer Text.

Wie ich schon eingangs meiner Arbeit bemerkt, gebe ich im folgenden als Ergänzung zum Michelschen Texte (= Hs. A) die ca. 330 Verse, welche die Hs. B mehr aufweist und die bisher noch nirgends ediert worden sind. Die Art und Weise, wie ich dieselbe behandelt habe, möge zugleich ein Bild von der Bearbeitung der von mir in Aussicht genommenen kritischen Ausgabe des ganzen Textes vorführen. — Am Fuſse jeder Seite befinden sich die vom Texte abweichenden Lesarten der Hs. B, wie dieselben mir in der von Herrn Prof. Dr. Varnhagen angefertigten und mir gütigst überlassenen Kopie vorliegen. Die bekannten Abbreviaturen habe ich aufgelöst; nur in zweifelhaften Fällen lasse ich die Kopie, ganz wie sie ist, abdrucken. — Die Ziffern links vom Texte bezeichnen die Verszahl der kritischen Ausgabe, die rechts davon diejenige der Hs. B.

Erste Lücke von 60 Versen nach Fol. 40 der Hs. A.

2403 Et Chantelou encor dona 2285
Bois [et] igleise et quant qu'il a;
2405 Terre Gunbalt et Briquevile
Et Lenguerone et Flamevile

2404 *iglese — quā qui a.* 2405 *grmbaut.* 2406 *et en lengueronc en.*

R'a-il done et la meitie
D'Eringartvile a otrie; 2290
Le feu Durant dedenz Vesse,
2410 [Et] en Gerse lor a done
Trestot le leu Peron-le-Moine,
La chartre en crei a testemoine.
La Colombe i r'ajosta, 2295
Mostier et bois et ce qu'il a,
2415 Et terre et vile de Ronce f. 62, r.
Od le molin et od le pre;
La terre-al-Pere a un abe,
Dan Hildebert, tot a done. 2300
L'une meitie de Mondrevile,
2420 Trestot Verson et Bretevile,
Que sa mere primes dona,
Ovuec ses dons conferme a.
Maidre, Carre et Marrigne, 2305
Cure, Forges et Soligne,
2425 Magne, Mace et Dummane,
Paile, Mele, tot Cormere,
Pelee, Granet et Chalse,
Et la vile de Vergonce 2310
Enz en païs d'Avrenchëin
2430 A saint Michiel rendit sanz fin.
Del don Guillalme, le marchis,
Qui fut sis aiols, ce m'est vis,
Desor la mer del suen dona 2315
Tot Saint-Johan, si com hoi a.
2435 Mesnil-Reinfrei mist od son don (v.)
[De]lez Mortein, ce releison;
Tot le togneu de l'abeie
A saint Michiel done et otrie 2320
Des marchëanz qui i vendront
2440 March[ë]andise et porteront,

2407 *rail* — *mitei.* 2408 *De eringart uile rotrie.* 2409 *feudurant dedens velle.* 2413 *colūbe ira iosta.* 2414 *ce qī a.* 2415 *En terreor de la rochele* (s. Anmerkung). 2416 *o* ... *o* ... 2417 *t're au* ... *abbe.* 2418 *heldebert* ... *lor,* lies: *tot,* wie 2400, wo auch die Hs. B *lor* für *tot* verschreibt oder verliest. — Zu v. 2417 ist noch zu bemerken, dafs *la terre al pere* wohl auch einen Ort bedeutet. Welchen? — 2419 *mitei* — *mūdreuile.* 2421 *prmes.* 2422 *oveuc les* ... 2425 *drimmanei* (s. Namensverzeichnis). 2426 *Parle, meleu* ... *cromerei* (s. diese drei im Namensverz.). 2427 *Peleoḡ ⁊ eschallie* (s. Anmerk.). 2429 *daurenchein.* 2430 *michel.* 2431 *Deu* ... *Guillaume.* 2432 *son ael* ... *mest uis.* 2433 *deu.* 2434 *Tout* ... *ꝯnia.* 2435 *Mesnil remgier* (s. Anmerk.) ... *o.* 2436 *Leix mortem se.* 2437 *cogneu* (s. Anmerk. zu v. 2518). 2438 *michel.* 2439 *marcheaus.* 2440 *marchandise* (s. Einl., Hiatus).

Et des trespassanz, de trestoz,
Si com il out et anz et jorz.
Une igleise r'a-il donee — 2325
Dedenz le mont en la valee
2445 De Saint-Piere par tel henor,
Quer seie esteit a icel jor,
Que li abes et li covenz
Clers i metront a lor talenz, — 2330
Qui por s'ame messe diront
2450 Et por ses heirs, tant com vivront.
Se alcuns des clers despeisantment
Fait le servise o ordement,
Li abes le puet en desfens — 2335
Metre o li moine som le tens;
2455 Et se por ce ne se chatie, — fol. 63, r.
De li oster ont la baillie
Et de poser altre en son leu,
S'il a por ce honeste feu. — 2340
Quant qu'a evesque aparteneit
2460 Et a seignor en tot endreit,
Si com sis pere le dona
Premierement et porchaça...

Zweite Lücke von 44 Versen nach Fol. 42 der Hs. A.

2583 Chascuns li dit de sa partie, — 2458
Que laist ester ceste folie,
2585 Suefre et esguart et laist ester — 2460
Si com ont fait jadis si per.
Trestot lor los et lor sermon
Ne li valurent un boston;
Onques por els n'en vout laissier,
2590 Anceis s'emprist a depreier, — 2465
Si com il sout, plus soplement;
Tant a preie que vraiement
A la parfin ont graante,
Que il face sa volente.

2441 *Et de*... 2442 *jors*. 2443 *iglese a*. 2444 *dedens*. 2445 *pere*... *hennor*. 2446 *seue* (s. Anmerk.). 2447 *abbes*. 2450 *se hers*. 2451 *aucun*... *despesaument*. 2452 *Feit*... *ou*. 2453 *abbes*... *peut*. 2454 *meitre ou*... *solout* (s. Einl., Silbenzählung), *temps*. 2455 *por se*. 2456 *ballie*. 2457 *autre*. 2458 *Cia p fei honeste lieu* (s. Einl. No. 8, Vok. ǫ). 2461 *son pere*.

2583 *Checun*. 2584 *lest*. 2585 *seuffre*... *esgart*... *lest*. 2586 *S ꝯ*.. *feit*. 2587 *sarmon*. 2589 *eus*... *lessier*. 2590 *Ainces lesprint a depraier*. 2591 *pl' souplement*. 2592 *vreiement*.

2595 Quant out l'otrei et le congie, 2470 (v.)
A merveille par s'en fait lie.
Treis [jorz] primes jëune a,
Et son cors d'aigue tot lava.
Al dereien messe a chantee
2600 Al maistre-altel et celebree; 2475
A la parfin, quant dite fu,
Si com il ert bien revestu,
De la fuste la boiste osta,
Desus l'altel assise l'a.
2605 Od un coltel la volt ovrir, 2480
Mais sainz Michiels ne l'pout sofrir.
Si com il a la main levee,
Isnelepas est arestee,
Onc ne la pout retraire a sei,
2610 Ne remuer le tor d'un dei. 2485
Apres ice perdit l'oïe,
De la parole n'a-il mie,
Avuegles est, gote ne veit,
Deus en a pris molt hastif dreit,
2615 Cil qui l' virent, sont esbahi, 2490 fol. 67, r.
Poor ourent li plus hardi.
Isnelement l'ont remue,
Et de l'igleise fors porte.
L'ame del cors s'en va tantost,
2620 Pois que il fut del mostier fors. 2495
Deus mostra bien apertement,
Que fait avait fol hardement.
Al mien espeir, s'il li leisist,
Molt volentiers s'en repentist.
2625 Cil, s'il li plaist, guarant li seit, 2500
Qui a s'imagre fait l'aveit......

Dritte Lücke von 53 Versen nach Fol. 46 der Hs. A.

2859 Veanz les altres, enz guarda 2731
2860 La boiste n'ont neient trovee;
Ce ne sai je, com fut ostee.

2595 *ot.* 2596 *mervelle ... feit.* 2597 *prmes.* 2598 *E ... corps deve.* 2599 *Au desrein.* 2600 *Au metre autel ... selebree.* 2603 *futc.* 2604 *autel.* 2605 *o ... cutel ... vot.* 2606 *Mes saint michel ... pot soffrir.* 2607 *mein.* 2609 *pot retrere.* 2612 *ne ra il.* 2613 *Aveuglie.* 2614 *Dex ... ml't.* 2615 *qui le ... s̄t esbahix.* 2616 *orent li puls hardix.* 2618 *liglese hors.* 2619 *deu corps.* 2620 *Puis ... deu ... hors.* 2621 *Dex.* 2622 *feit.* 2623 *au ... esper ... lesist.* 2624 *Ml't.* 2625 *plest ... garant.* 2626 *feit.*
2859 *veant* (Burguy II, 296). 2860 *boeste ... neent.* 2861 *se ie.*

Conseil prenent que els feront, (v.)
Treiz jorz dient qu'els juneront. 2735
Li pueples ert a oraisons
2865 Et en grandes afflictions,
Deu preierent que les conseit
Et de lor boiste les aveit;
A Damle-Deu s'en sont torne 2740
Oez les a par sa bonte.
2840 Dous jorz aveient ja junez,
Et del tierz ert meidi passez,
Quant de peschier uns huem veneit
Bien pres de none estre poeit; 2745
Devant sei amont reguarda,
2875 Soz une piere vëue a
Une clarte, qui descendeit
Devers le ciel com un rai dreit.
Il se hasta, si a venu 2750
La ou le rai aveit vëu;
2880 Entrer v[a]it enz cele clarte, fol. 74, r.
Quant que portout, jus a gete;
Onc les reliques ne tocha,
Ne poi ne grant ne's mania. 2755
A l'abe cort, si li a dit
2885 Ce qu'a trove et ce que vit.
Li abes tost s'est revestuz,
Qui de joie est tot comëuz,
Et si moine tot ensement; 2760
A la roche vont lieement
2890 Ou li peschëor les mena,
Toz li pueples od els ala.
La boiste truevent desfermee
Et descoverte et esbaee; 2765
2895 Vëanz toz els, se referma
Si com onques nuls n'i tocha.
A merveille l'ont tuit tenu,
Quer qui que velt, si l'a vëu.

2862 *prennent* ... *eus* (s. Anmerk.). 2863 *Tres jors* ... *eus*. 2864 *peuple* ... *oreisons*. 2865 *afflictions* als Fremdwort zu betrachten. 2867 *les auait* (s. Einleitung No. 10, u. Anmerk.). 2868 *O damedeu*. 2869 *Oix*. 2870 *jors*. 2871 *deu tiers* ... *medi passes*. 2872 *un om venet*. 2873 *etre*. 2874 *en mont regarda*. 2875 *Soux* ... *pierre*. 2878 *Ice* ... *si a* (*venir* hier mit avoir konjugiert?). 2880 *vit*. 2881 *Qn̈s*. 2882 *thocha*. 2884 *labbe*. 2886 *abbes* ... *revestu*. 2887 *ꝯmeu*. 2889 *liement*. 2890 *peschoour*. 2891 *Tout le peuple o eus*. 2892 *treuvent*. 2893 *descouverte* ... *esbaiee*. 2894 *Veans* ... *eus*. 2895 *Si ꝯqs nul ni tocha* (s. Einleitung, Versbau, S. 219 und Anmerk.). 2896 *mervelles*. 2897 *veut*.

	Joiosement l'en ont portee	2770 (v.)
	Et en la chasse raloee,	
2900	Ou ele fut premierement.	
	Cest miracle vit mainte gent,	
	Par maintes feiz sunt pois guari	
	Plusors fievros qui ont dormi	2775
	Desus la piere ou fut trovez	
2905	Cil saintuaire que oez;	
	Li pelerin l'ont henoree,	
	Et li home de la contree	
	Veeir l'alouent volentiers.	2780
	Longuement fut li perons chiers.	
2910	Cil qui esment encor la piere	
	L'enorent molt et tienent chiere.	

Vierte Lücke. Es fehlen die folgenden 44 Verse nach Fol. 48 der Hs. A.

3032	A Deu preie que je la veie	2901
	Et l'archangle, ainz que morz seie	
	Par plusors terres est alee	
3035	Des miracles la renomee,	
	Que Damle-Deus en mont faiseit	2905
	Por saint Michiel qui i esteit.	
	Molt pelerin i sont ale...	
	— — — — — — — —	
	Entre les altres i ala	
3040	Uns Borgoignons qui Deu ama.	
	Riches huem fut et clers esteit,	2910
	Tant des seit arz apris aveit,	
	Que il parlout et entendeit	
	Assez latin et bien leiseit.	
3045	Quant fut al Mont, demande a	
	A la guarde que il trova	2915 (v.)
	Que un petit li prest le livre	
	Que li seignor out fait escrire,	
3050	Si come cil fut demostrez	
	Premierement et estorez.	

2900 *elle.* 2901 *mracle.* 2902 *foix ꞩt puis garix.* 2904 *pierre.* 2905 *saintuere ... oiex.* 2906 *Les pelerins.* 2907 *homes.* 2909 *le perron.* 2910 *sement* (s. Anmerk.) ... *pierre.* 2911 *Lanorent ml't.*

3032—33 sind höchst wahrscheinlich nicht echt (s. Einl., Versbau, S. 220). 3032 *voie.* 3033 *larchăgre einz ... mor.* 3034 *ales.* 3036 *Dame-Dex ... feseit* (s. Anmerk). 3037 *michel.* 3038 *Moux pelerins ... alex.* 3040 *Un borgeignons* (cf. Borgoigne 552). 3041 *hons ... clerc.* 3042 *seipt ... ars ... avet.* 3043 *que* = *quer* (s. Einl., Liqu., Nr. 18). 3045 *au.* 3046 *garde.* 3048 *le ... ot feit.* 3049 *ꝯme cil len* (s. Anm.). 3050 *Premirement.*

Mostre li a e aporte; 2920
Li pelerins a enz guarde,
Lëue a la relacion
Bone li semble la leçon;
3055 L'igleise en a molt meilz amee.
Par charite a demandee 2925
A la custode une pierete
Qu'iluec geseit molt petitete.
Il li dona et il la prist.
— — — — — — —
3060 En son païs s'en retorna,
Quant il vint la, si comença, 2930
Aleinz qu'il pout, une chapele;
De son aveir la fist molt bele.
Chasteals aveit je ne sai quanz fol. 79, r.
3065 Mais ce ert uns des meilz vaillanz
Ou sa chapele fondee a; 2935
Lez sa maison la comença.
Quant trestot out fait son mostier,
Si l' fist en eires dedier
3070 En l'enor Deu et saint Michiel
Que plus amout que rien soz ciel. 2940
La pierete qu'out demandee
Jadis al Mont et aportee
Enz en l'altel fist seieler,
3075 Il la voleit tres bien guarder,...

Fünfte Lücke. Es fehlen die folgenden 48 Verse nach Fol. 53 der Hs. A.

3376 Cest miracle veraiement 3241
Virent la gent apertement,
Qui maneient idonc al mont,
A bien prof tuit coru i sont.
3380 Se sainz espriz me velt aidier, 3245
Or revoldrai ici traitier

3052 *garde.* 3053 *relatōn* (s. Einl., Gutt., No. 20). 3055 *Liglese* ... *ml't* ... *mieux.* 3057 *pierrete.* 3058 *Qui illeuc* ... *ieseit* ... *ml't.* 3059 *prinst.* 3061 *commenca.* 3063 *aver* ... *ml't.* 3064 *Chateaus* ... *sei.* 3065 *Mes cert* ... *mieux vallanx.* 3066 *o.* 3067 *meson* ... *commenca.* 3068 *ot feit.* 3069 *Si le* ... *erres.* 3070 *l'anor* ... *michel.* 3071 *amot.* 3072 *pierrete* ... *que ot.* 3073 *al.* 3074 *autel* ... *seeler.* 3075 *vout* ... *garder.*

3376 *vreement.* 3378 *au.* 3379 *preuf* ... *corux.* 3380 *De* für *Se* verschrieben ... *saint esperit* ... *veut aider* (s. Einl., Vok. *ie*, No. 13). 3381 *revodrei* ... *traiter.*

D'un escuet qui est al mont
Dont li chies sont alques roont
Et d'une molt petite espee
3385 Qui molt soleit estre henoree, 3250
Si com Baldri le reconta (v.)
Qui plusors anz Dol governa;
Arcevesques en fut sacre
Et sore cel out poëste.
3390 En latin est li suens escriz, 3255
Espessement i a beals diz.
Une fiee al mont esteit,
Si enquist molt, ce que deveit,
Que cele espee et cil escu
3395 Sor un altel erent si nu; 3260
Quer i sont tuit a descovert.
Molt par volsist estre bien cert,
Dont il vindrent, par quel raison
Il esteient en la maison.
3400 De cel escu a tant enquis 3265
Li arcevesques, dont vos dis,
Que vint uns huem [de]devant lui,
Ne sai qu'il ert, quer pas n'i fui,
De cel escu il començа
3405 A[li]conter, com il vint la. 3270
Vilainement si racontout; fol. 88, r.
A l'arcevesque molt desplout.
Il le rova sempres taisir.
Le prior a fait pois venir;
3410 Il esteit clers tres bien letrez 3275
Et del siecle resout assez.
Quant li prior se fut assis,
Li arcevesques l'a requis:
„Sire“, dist-il, „que me contez
3415 La verite, se la savez, 3280
Que cele espee senefie
Et cil escuz d'altre partie,

3382 *au.* 3383 *auques ront.* 3384 *ml't.* 3385 *ml't ... etre.* 3387 *Doul.* 3388 Die Hs. hat *Et* am Anfang des Verses (s. Einl., Versbau), ... *archevesque* (s. Hiat.). 3389 *Et sor recel* (s. Einl., Üb. Hs. B, S. 225), ... *poste.* 3391 *y ... beaus.* 3392 *au.* 3393 *ml't.* 3394 *celle ... cel.* 3395 *autel.* 3397 *vosist etre.* 3398 *Donc ... reson.* 3399 *meson.* 3401 *arcevesque dunc.* 3402 *Que uns vint hons devant lui* (s. Anmerk.). 3403 *Ne sui.* 3404 Anstatt *li* lies *il* (s. Einl., Hiat.). 3405 s. Einl., Hiatus. 3408 *tesir.* 3409 *Li ... feit puis.* 3411 *deu.* 3412 *le.* 3413 *arcevesque.* 3414 *quer* (s. Anmerkung). 3416 *celle.* 3417 *cel escu ... autre.*

Qui sont la-sus sor cest altel.
De saint Johan! onc ne vi tel!“
3420 Dist li prior: „Je vos dirai, 3285
Ce qu'en escrit vëu en ai
Et qu'ai oï conter jadis
A mes priors, as plus antis...

Sechste Lücke. Die folgenden 36 Verse fehlen nach Fol. 59 der Hs. A.

3784 Parmei la croiz sont estendu 3644
3785 Desques a l'or de cel escu. 3645
Ne sai d'arain o de laton
A un cercle tot environ
Meildre sereit a jeu d'enfant,
Qui sont petit et nonsachant,
3790 Cil escuez, dont je vos cont, 3650
Qu'a altre rien qui seit el mont. (v.)
De la bocle l'espanereit
Uns huem soe foil plus destreit
Et el plus le tot ensement,
3795 Ja n'i aveit recovrement. 3655
Un poi est cambrez et cufez
Et par bales un poi cassez.
Je ne sai pas tres bien certain,
O seit de fin coivre o d'arain,
3800 O seit d'or mier o de laton; 3660
Mais molt est bele sa façon.
Entailliez fut bien od cisel,
Molt par fut genz quant fut novel.
Une chaïne dedenz a,
3805 Buens fevre fut qui le forja. 3665
D'un metal sont l'escuz et le,
Ce dient cil qui ont guarde.

3418 *sor se lautel.* 3419 s. Anmerk. 3420 *le... jeu vous direi.* 3421 *Se que en...ei.* 3422 *que eu* (verschr. für *ei = ai*)...*oy.* 3423 *Ances...es.*

3784 *Parme.* 3785 *leur* (s. Anm.). 3786 *sei darein ou.* 3788 *meindre ...gieu desfans* (s. Einl., No. 8, u. Dekl. S. 271). 3789 *petiz ... sachanz.* 3790 *escuet dunc ie vous.* 3791 *autre.* 3792 *Des...lespannereit.* 3793 *Un hom soe fiel.* 3796 *Il est un poy cābre ↄ cufez* (s. Anmerk.). 3797 *baller ...poy.* 3792—95 ist mir der Sinn nicht ganz klar; wahrscheinlich sind hier einige Verse ausgefallen (s. Einl., S. 41). 3798 *sei ... certains.* 3799 *Oe cest fin cuivre ou areins* (s. Einl., Dekl., S. 270). 3800 *Ou... dorchā ou* (s. Anmerk.). 3801 *Mes ml't.* 3802 *Entalliex...o.* 3803. *Ml't ...gent.* 3804 *dedens.* 3805 *Bon feure...forga.* 3806 *l'escu...le* (s. Einl., No. 8). 3807 *ceux...garde.*

Lerrai de cest et descrirai
L'espee eissi come je sai.
3810 De metal est, ne sai le non, 3670
S'arain ne r'est, coivre o laton; fol. 98, r.
Plein pie n'a mie de longor
Ne treis deie [n'a] de laor.
Entaillie furent od cisel
3815 Li ponz, li helz qui molt sont bel, 3675
Il i a laz bien tregetez
D'or et d'argent et flors assez.
De cest avon traite assez,
Or oez altre, se volez...

Siebente Lücke. Die folgenden 42 Verse fehlen nach Fol. 62 der Hs. A.

4000 Et un altre reconteron 3857
Briement si com oï l'avon.
Un miracle voil reciter
Que en livre ne pois trover; 3860
Mais as noriz de la maison,
4005 Qui esteient mi compaignon,
L'oï conter, qui ce diseient,
Qui tot eissi r'oï l'aveient
A lor priors conter jadis 3685
Et as veilz homes del païs.
4010 Anciene costume esteit
Que treis cierges toz dis aveit
Devant le maistre-altel del mont.
Encor veez, li dui i sont; 3870
Devant le volt saint Gabriel fol. 103, r.
4015 En est li uns; sainz Raphael
En a le suen de l'altre part;
Et noit et jor chascuns d'els art
Devant l'imagre saint Michiel 3875
N'a lumiaire fors del ciel,

3808 *Lerei* (cf. 489 u. Einl., Liqu. No. 18) ... *descrirei*. 3089 *Lespe ome ie sei*. 3810 *sei*. 3811 *Sarein ne rest cuievre ou laton* (s. Einl., Dekl., S. 270). 3812 *Plain*. 3813 *Ne treis deie de laor* (s. Anmerk.). 3814 *Entalliez* ... *a* (verschrieben für *o* = *od* wie v. 3802). 3815 *li heut* ... *ml't*. 3816 *Illia* ... *treietez* (s. Anmerk.). 3819 *autre*.

4000 *autre*. 4001 *oy*. 4002 *veul*. 4003 *puis*. 4004 *Mes esnorriz* ... *meson*. 4006 *Loy* ... *qui se*. 4007 *roy*. 4009 *es veux* ... *deu*. 4010 *Ancienne*. 4012 *mestre autel du*. 4013 *veiez* ... *sunt*. 4014 *vout sain*. 4015 *saint*. 4016 *autre*. 4017 *nuit* ... *checun deus*. 4018 *michel*. 4019 *lumiere* ... *del*.

4020 Se n'en li met por Deu amor,
O grant feste ne seit le jor.
Or vos dirai confaitement
L'angles perdit l'enorement 3880
Del tierz cierge que il aveit.
4025 Uns crucefis iluec esteit
Enz en mostier sus un altel
Cierges n'art ne lampe ne el
Or avint si que li serjanz 3885
Qui a ce est tot apendanz,
4030 Devant l'imagre, ce m'est vis,
De saint Michiel un cierge out mis.
Si com il out laissie ardant,
Tot en eires de-maintenant, 3890
Ses oilz vëanz, se r'acota. (v.)
4035 Onc ne sout qui le cierge osta,
Mais il vit bien que il fut mis
Devant l'altel del crucefis.
Quant il vit ce, esbahiz fu, 3895
A son maistre est corant venu;
4040 De chief en chief conte li a
La merveille que vëue a.

4020 *Se nen ne li met ... De.* 4021 *Ou.* 4022 *vous direi ... feitement.* 4023 *Langre ... le hennorement.* 4024 *Deu tiers.* 4025 *Un ... illeuc.* 4026 *autel.* 4027 *Cirge ni art ne lampe neil* (s. Einl., Lautlehre No. 1). 4029 *tout.* 4030 *se mest.* 4031 *michel ... cirge.* 4032 *lesse.* 4033 *Tout ... erres.* 4034 *Se ieux ... ce raconta.* 4036 *Mes.* 4037 *autel deu.* 4038 *i vit ... esbahi.* 4039 *metre.* 4041 *mervelle.*

V. Anmerkungen.

Dieselben beziehen sich hauptsächlich auf die fraglichen und falsch gelesenen oder unrichtig erklärten Stellen bei Michel (Ausgabe), bei Huber (Die Sprache des Roman du Mont-Saint-Michel, Herrigs Arch., 76. Bd.) und bei Le Héricher (Notes philologiques sur le Roman de Rou et le Roman du Mont-Saint-Michel in den Mém. de la Soc. des Ant. de Norm., vol. 24, p. 83 ff.). Diejenigen Verse, welche schon in der Einleitung, namentlich bei Besprechung der verschiedenen Lesarten der beiden Hss., behandelt und berichtigt wurden, finden hier nicht noch einmal Erwähnung. — Der Vollständigkeit halber führe ich auch die ersten

26 Verse der Hs. B an, die nicht unwesentlich von der Hs. A abweichen. — Die in Klammer gesetzte Ziffer bedeutet die Verszahl der Hs. A = Michelsche Ausgabe. — Auf diejenigen Stellen, welche sich in der Varnhagenschen Kollation der Hs. A (= Varnh. Koll.) von der Michelschen Ausgabe und Kollation unterscheiden, mache ich besonders aufmerksam, wie ich auch Varnhagens sonstige Bemerkungen über die Hs. A getreu wiedergebe und durch Varnh. Koll. bezeichne.

v. 1—26 der Hs. B (s. schon Varnhagen, Zs. I, 546).

Les bonnes gens qui vont au mont
Enquierent mont et grant dreit ont,
Comment l'iglese fut fondee
Premierem[ent] et estoree.
5 Ceus qui cuident dire l'estoere 5
Que l'en demande, en memoere
Ne l'ont pas bien, ains vont faillant
En pluseurs lieus et mespernant,
Mes pour le fere vreitement
10 Entendre a cels qui en dement
Sont, comment ele fut feite,
Un moyne l'a einsi estreite
Et mise en franceys du latin.
Mout y pensa seir et matin,
15 Et trest de livres souvent
Par l'otrei de tout le couvent;
Et fut ce feit et aligne
En temps Robert de Torigne
Par Guillaume de Sainct-Paer.
20 Jhesu Crist l'en voille paer.
Cest roumans dira vreitement
De l'iglese le trovement,
Des clers qui premiers furent,
Et des moynes qui oncor durent,
25 Des miracles, des autres fez
Donc seinct Aubert emprist le fes.

v. 56. Die Hs. B liest: *Mes or i noe li peisson.* A hat *noet.* Kehr a. a. O. These 5 will schreiben: *Mes or i noent li poisson.* Er kann damit recht haben, doch ist es nicht durchaus erforderlich, *noet* in *noent* zu ändern, da Nichtübereinstimmung des Prädikatsverbums mit dem Subjekte hinsichtlich des Numerus öfter vorkommt (s. Tobler, Vermischte Beiträge, Zs. VIII, 482).

v. 94. Varnh. Koll. sagt deutlich: *son uin;* dahinter steht *souin.*

v. 189. Statt *cëu* lies *tëu,* wie Hs. B u. Varnh. Koll.

v. 233. Statt *l'amonta* lies mit Varnh. Koll. *la monta* (fehlt in B).

v. 259. Lies *pueent* anstatt *poest* in A und *pevent* in B.

v. 301 u. 3108 (2902). *„Diva!"* Wahrscheinlich zusammengesetzt aus *di* und *va.* In v. 2746 (2637) finden wir: *„Di, celibert, por quei venis?"* — Le Héricher sieht es nicht als Ausruf an (cf. Burguy II, 400).

v. 339. Varnh. Koll.: *tinent* (das *e* von späterer Hand).

v. 334. Über *junchier* s. Gachet, Gloss. p. 828, Spalte 2.

v. 399. *crote* erklärt Michel Gloss. durch „Grotte". Es wird jedoch für *croce* (vgl. 822, 891) = Kreuz verschrieben sein (cf. Heiligbrodt, Gorm. Is., v. 1670).

v. 414 hat schon Huber richtig conjiciert: *leu ou oie a.* Der ganze Vers mufs also im krit. T. lauten: *Fut en mei cest leu ou hoi a.*

v. 460 will Michel Gloss. *lui* für das richtige *lei* setzen.

v. 472 *porpeis* = *porcus piscis ou marsouin* = Braunfisch. *graspeis* = *crassus piscis* = Walfisch (s. Le Héricher). Wie sind die anderen Fischnamen, namentlich in Hs. B 475—476, zu erklären? *Reies* lies *Raies* = lat. *raja* = Rochen. — *tongras* lies *tons gras; gras* = *crassus* — *ton* = *thunnus* = mod. frz. *thon* = Thunfisch. — *manqreaus* = mod. frz. *maquereau* = lat. *macula* (?) = Makrele. — *sorsmulex* = *mullus surmuletus* = mod. frz. *surmulet* = gestreifte Meerbarbe.

v. 486 (484) *ponz* = *Ponz* oder *Ponts*, ein Ort oberhalb von Avranches an der Sée (s. schon Le Héricher u. Huber).

v. 489 (—87) lies mit Hs. B *seit* (von *sectare*) anstatt *siet.*

v. 585 (—83) hat Varnh. Koll. *cline* anstatt falsches *dine.*

v. 767 u. 768 (765) *outree* ist nicht = *hurrah,* wie Gloss. steht, auch ist es nicht der gewöhnliche Ruf der Pilger nach vollbrachter Fahrt, wie E. Martin, Le pelerinage Renart, Rom. Stud. I, 437, vermutet, noch ist Le Hérichers Ansicht in „Recherches sur le cri de Haro" in den Mém. vol. 19, p. 129, richtig, sondern es bedeutet *en avant;* s. G. Paris, Romania IX, 44. Für v. 768 *Et Dex aïe u asusee* geben Michel und Huber keine, Le Héricher die folgende Erklärung: „*u à sa visee, wisee*", c'est-à-dire que chacun chante à sa guise, — eine Erklärung, gegen welche schon der Accentwechsel in *visée* entscheiden würde. Das Richtige sagt G. Paris, Rom. IX, 45, nämlich *susée* oder *asusée* = *en haut.* Der Vers mufs also in unserem Texte lauten: *Et Deus aïe o asusée;* für *Et* braucht man nicht *Ou* an den Anfang zu setzen, wie G. Paris thut.

v. 781. *boisine* = Trompete (s. Zutavern, Über die altfranz. epische Sprache. I. Theil. Heidelberg, Diss. 1885, S. 35). — *fresteal* = *la flûte à sept tugaux* (s. Le Héricher).

v. 790 (—88). *acolliz* ist nicht = *attaqué,* sondern = *forcé, serré* aus *ad-collectus* nach Le Héricher.

v. 797 lies: *Li tres* = lat. *trabes* oder anglosäx. *træf?* (s. Le Héricher, Gröbers Zs. I, 4331 u. Romania VI, 629).

v. 826 lies mit B: *seit,* wofür auch 855 spricht, anstatt *seis.*

v. 881. *En dementres* = *dum interim* schreibt Paul Meyer in ein Wort, Rom. XII, 205.

v. 903. Das im Glossar mit ? versehene *chex* ist natürlich *cex* = Opl. von *cist.* — Über den ganzen Vers s. Einl., Versbau, S. 218.

v. 919. *chanter à gresillons* = *chant tremblé, un tremolo* nach Le Héricher.

v. 961. *guipellon* = neufranz. *goupillon* (von *vulpes*). Das *v* wird im Altfranz. nicht allein zu *v, w,* sondern auch zu *h* und *g* (s. Tobler, Zs. VIII, 498).

v. 990. *orguenouent* hat nicht die Bedeutung von *chanter* (s. Gloss.), sondern von „mit der Orgel begleiten, orgeln", — allerdings ein Anachronismus des Dichters, da es zur Zeit St. Autberts im Anfang des 8. Jh. gewifs noch keine Orgeln in Frankreich gegeben hat.

v. 1000 lies mit B: *et l'euvangile.*

v. 1067. *que . . . que . . .* sowohl als auch.

v. 1087. Über *solonc, soron* s. Förster, Zs. I, 564 u. Einl., Versb. S. 221.

v. 1076. *garison* = *provision* im Gloss., = *garantie* bei Le Héricher. Ich möchte mich für die erstere Bedeutung entscheiden.

v. 1236. *trifiere* leite ich mit Burguy und Huber von *triforium* und nicht von *trifarium* ab, wie Le Héricher. Es ist im krit. T. zu schreiben: *trifoire* (s. Einl., Diphth. ọ + i : ẹ + i).

v. 1278. *essorbex* = *exorbatus* = geblendet; s. Zs. IV, 87.

v. 1283 etc. *aüner* = *s'assembler;* s. Rom. IX, 245.

v. 1313. Varnh. Koll.: „*Defors* — *e* und *f* sind durch einen Fleck unleserlich gemacht."

v. 1404 (1400). *essart* = *désert* im Gloss. = „*terra projecta de silva*", so lautet die interlineare Erklärung im Liber censualis; s. Hildebrand, Zs. VIII, 325.

v. 1420 (1416). Lies weder mit A: *li homs que il,* noch mit B: *li home qu'il,* sondern: *li huem que il.*

v. 1475 (1471). Huber bessert richtig: *qu'al tierz jor out crestiente;* doch fällt die Konjunktion *que* öfter aus, z. B. 2013 (2009), 4013 (B).

v. 1496 (—92). Le Héricher will *porz* in *poiz* = *pies* umändern, was unnötig und falsch ist. *Porz* bedeutet „Pässe"; vgl. Cliges, v. 6704: *jusqu'as porz d'Espagne.*

v. 1519 (1515) liest Michel *forfeit,* ebenso Hs. B; Varnh. Koll. jedoch *sorfeit.* Das letztere (= Anmafsung) scheint mir besser zu sein; vgl. dazu Gröber, Zs. VI, 154, Anmerkung zu v. 490 des Rom. d. l. résurrection éd. Reinsch.

v. 1528. *Pré de Bataille.* — Wo?

v. 1558. *Braioel* sind nicht *braies* = Hosen, wie im Gloss. steht, sondern = Leibgurt; s. Zs. I, 152.

v. 1625 (—21). Le Héricher: „*Meslée sort el parlement*", il nous semble qu'il faut lire: „*[d]el parlement*", comme au v. 1595, il y a: „*De mainte part guerre ti sort*". Falsch geschlossen, denn *el* giebt dort den Ort an und antwortet auf die Frage Wo?, während es hier (v. 1595) die Herkunft, den Ursprung bezeichnet und auf die Frage Woher? antwortet. Übrigens bestätigt auch die Hs. B durch ihr *en,* dafs *el* intakt bleiben mufs.

v. 1680 (—76). *mors* ist = *mœurs* für v. 3278 (3072) im Gloss. angegeben. Auch in v. 1680 ist es klein geschrieben, wo es aber nicht *mœurs* bedeuten kann, sondern nur „Mauren", und demnach auch grofs = *Mors* zu schreiben ist. (Von Michel u. Huber übersehen.)

v. 1746 ist *s'aloser* = *oser* im Gloss.; es mufs jedoch = „sich rühmen" sein, von *los* = *laus;* cf. Burguy, Gloss.

v. 1745. Über *suere* (in A) = *suivre* in B s. schon Huber a. a. O., S. 190 u. 201, wo er Kehrs Konjektur *De quei süer* (= *sudare*) *nuls ne s'alose* (s. Kehr, Diss. These 5) mit Recht zurückweist. Es ist, wie schon Le Héricher in den Mém. XXIV, 32 sagt und die Hs. B bestätigt, *suere* = *sĕquere.* Ich möchte deswegen lesen: *sueire,* da *e* + *I* = *ei* wird und ich hier Metathese des *u* (*w*) annehme.

v. 1750 ist „*lennen crut*" mit ? im Gloss. versehen. Le Héricher sagt: „Ecrivez *l'en en* (= *l'on en*) et la phrase se construit et s'entend". — So ist es jedoch auch nicht genügend erklärt. Die Lesart der Hs. B „*l'en desplout*" weist entschieden darauf hin, dafs „*l'en* (= *li en*) *encrut*" gelassen werden mufs. Der Sinn der Verse 1749 u. 1750 würde also sein: „Der Herzog Richard war darüber ärgerlich, es erzürnte ihn gar sehr, dafs . . ."; vgl. dazu Burguy, Gloss.: *Artur les voit, mult li encroist.* Brut. 13329. — Huber a. a. O., S. 119, sieht diese Stelle als korrumpiert an.

v. 1801. Varnh. Koll.: *esre,* B *erre* für *este* in Michel-Ausg.

v. 1821 (1817). Varnh. Koll.: „In der Hs. ist vor *message* ein *mesagie* durchgestrichen.

v. 1832. lies mit B *desvelope.*

v. 1865 (—61) bessere *les enveit* (Varnh. Koll.: *le seuueit*) in *le seivent,* da nach dem Sinne und der Hs. B (*qu'il le suient*) nur das Verb *suivre* gemeint sein kann und da *sĕkwunt* ein *seivent* oder *sueient* ergeben mufs; s. oben Anmerk. zu v. 1745. — Cf. Burguy II, 213 *sievent.*

v. 1868. Varnh. Koll.: *tantes* für *toutes* bei Michel und in Hs. B.

v. 1956 lies *n'en n'aient* anstatt *ne n'aient*. Hs. A hat *nen neient* (Varnh. Koll.); B *ne neit*.

v. 1959 ist *si* in *sa* (so B) zu ändern.

v. 1996. Hier hat wohl B die bessere Lesart: *Se anceis n'en ai traval grief*, da *se* (= wenn) gewöhnlich nicht elidiert wird.

v. 2003 ist auf *où* kein Accent zu setzen. *ou queque* = „oder irgend etwas" im normannischen Patois; cf. Le Héricher.

v. 2030 lies mit B *venue* anstatt *venu*.

v. 2120 (—16). *laz* leitet Le Héricher vom englischen *lath* = Latten ab. — Soll man dafür *lez* = *côtés*, hier in der Bedeutung von „Wand, Mauer", lesen?

v. 2158. Für *el mostier* ist mit Hs. B *et mestier* einzusetzen. Varnh. Koll.: „Ursprünglich hat (in A) *el mostier* dagestanden; das *el* ist vom Schreiber selbst in *et* geändert; das *o* von *mostier* ist von einer späteren Hand durch einen unten angehängten Schweif zum *e* umgewandelt.

v. 2179—81. Das Erzählte geschah i. J. 1009 (s. Desroches, Hist. du Mont-Saint-Michel, t. I, p. 148).

v. 2183 (—79). Die Bemerkung Michels zu diesem Verse auf S. 128 seiner Ausgabe (resp. Kollation) berichtigt Varnh. Koll. folgendermaſsen: „Das vermeintliche Alinea ist einfach ein mit gewöhnlicher schwarzer Tinte der Initiale *L* vorgeschriebenes kleines *l*. Solche kleine Buchstaben finden sich in der Hs. sehr oft, sehr häufig meist direkt vor den Initialen, doch häufig, wie im vorliegenden Falle, in einer kleinen Entfernung."

v. 2259 (—55). *jà a pose* ist in *la apose* oder besser *empose* (= 3. Sing. Präs. Ind.) umzuändern. Hs. B hat *y a pose*.

v. 2293. Varnh. Koll.: Ursprünglich *richart;* das *t* ist dann, doch wohl vom Schreiber selbst, in *z* verwandelt worden.

v. 2340. Anstatt *rien* lies nach Varnh. Koll. u. Hs. B *nen*.

v. 2401—2402 (2399). *Canse* ist kein Fluſs, der die Normandie von der Bretagne trennt, wie Michel in seinem Glossar sagt, sondern ein rechtes Nebenflüſschen der Sélune, an welchem z. B. Mortain liegt. Le Héricher will *Cause* lesen und die Insel Chausey darunter verstehen, wie auch Huber. Diese kann aber nicht gemeint sein, da sie v. 2427 (B) genannt wird, und zwar in Verbindung mit anderen Inseln; eine zweimalige Aufzählung desselben Ortes aber ist kaum denkbar. Ferner spricht für *Canse* das im vorhergehenden Verse enthaltene *Tarn* (B *Tarmx*). Ob damit Tanu oder Tanut (= *Tanutum* in den lat. Mss.), ein Ort östlich von Hocquigny, gemeint ist, möchte ich bezweifeln; noch weniger wahrscheinlich aber ist Tanis, ein Ort zwischen Avranches und Pontorson. Ich erkenne vielmehr in *Tarn* das jetzige Flüſschen Tar, das bei La Haye-Pesnel vorüberflieſst und bei St. Pair ins Meer mündet. Wenigstens scheint der Text diese Annahme durchaus zu rechtfertigen. Denn der Dichter will zuerst im allgemeinen angeben, was dem Kloster gehört, nämlich alles Land, das westlich von der Straſse Avranches-Hocquigny sich bis zum Meere erstreckt, und weiter das ganze Gebiet, das östlich vom Flusse Tar bis zum Flusse Canse sich ausdehnt. Alsdann geht er zur besonderen Aufzählung der einzelnen Orte über. Die Verse 2401—2 müssen also lauten: *Neies de Tarn tresqu'en valee* — *De* (anstatt *O* in beiden Hss. — Verwechslung zwischen *Et*, *O*, *De* kommt öfter in beiden Hss. vor) *Canse done. la contree.*

v. 2415 (B). *La Rochele* darf des Reimes wegen nicht gelesen werden. Es ist sehr leicht möglich, daſs sich darunter Roncey verbirgt, ein Dorf südöstlich von Coutances, westlich von dem eben genannten Herenguerville. Soll man vielleicht konjizieren: *Et terre et vile de Ronce?* Denn anstatt *et* schreibt der Kopist manchmal *en*, so erst noch v. 2406; *or* kann für *et* ebenfalls verschrieben oder verlesen sein; das übrige: *de la rochele,* ist verderbt.

v. 2427 (B). Ich lese: *Pelee, Grunet et Chalse.* In *Pelee* sehe ich die Insel dieses Namens, nördlich von Cherbourg gelegen. — Das Zeichen ◡ über *g* kommt in der ganzen Hs. nur ein einziges Mal, und zwar nur hier vor. Die gewöhnliche Auflösung desselben würde sein: *gar* oder *gra* (siehe Chassang.). Doch läſst sich damit, auch in Verbindung mit *et*, nichts anfangen; einen Ort Garet oder wohl gar Graet habe ich nirgend gefunden. Ich habe deswegen an „grun, grunet" (Felsen, Felseninsel) gedacht (vgl. *grun, grune, grunette* bei Joret, Patois Norm. p. 83, Anmerk. 3). Da jetzt noch der Nom. prop. „La Grune à Jobourg, La Grunette à Flamanville etc." vorhanden sind, so wird es auch damals eine bestimmte Örtlichkeit, höchst wahrscheinlich eine kleine Insel, mit der Bezeichnung „Grunet" gegeben haben. — *eschallie* ist sicherlich in *et Chause* = *Chalse* aufzulösen, das heutige Chausey („cum insula que dicitur Calsoi", dit la charte de 1022; cf. Le Héricher, Notes phil. Mém., vol. 24).

v. 2435—36 (B). Es ist höchst wahrscheinlich zu lesen: *Mesnil-Reinfrey* = heutiges Mesnil-Rainfray bei Javigny, westlich von Mortain. Es giebt verschiedene Ortschaften, die Mesnil heiſsen; daſs hier jedoch kein anderer Ort als obiger gemeint sein kann, geht aus dem folgenden Verse hervor: *[De]leiz mortem* = *Mortein* = *Mortain*, da eben dieses Mesnil der Stadt Mortain am nächsten liegt. Der Schreiber hat also *g* fälschlich für *f* geschrieben; die Endung *ier* kann man aber auch in Hs. B *rei* lesen, da *r* öfter für *i* und umgekehrt verschrieben oder verlesen ist (so z. B. v. 2425 *Dummanei* = Hs. B: *drimmanei*, 2426 *Paile* = Hs. B: *Parle*).

v. 2446 (B). Für *seie* bietet die Hs. *seue.* Dafür könnte man auch *sene* lesen; s. Burguy I, 340. Ich setze jedoch *seie* in Übereinstimmung mit *meie* v. 1994.

v. 2475 (2412). *mesra?* im Gloss. ist = *metra* wie in Hs. B Futur von *metre* = anstellen.

v. 2509 (2446). *melage.* — Der Papst Alexander III. (i. J. 1178) erwähnt: „... le droit appelé *melagia* de la terre du comte Rannulfe ..." (cf. Mém. Soc. Ant. Norm., vol. 17, p. 41). — Du Cange: „præstatio, sed incerta mihi notionis." — Le Héricher: „Ne serait-il pas la coutume perçue sur les pommes à cidre, *melagium* de malum?" — Die Hs. B hat *trevage.* — Für *melage* könnte man auch *trulage* (= Zoll) lesen, was vielleicht am richtigsten ist.

v. 2513 (2450). Der Vers ist so zu lesen: *Bele-Vile, Lalonde pois.* Lalonde = lund (dänisch) = Wald. Diesen Namen trugen mehrere Wälder in Frankreich; s. Maury, Les Forêts de la France dans l'Antiquité et au Moyen âge; p. 120. Es ist also ein gröſserer Wald in der Nähe von Bele-Vile gemeint; doch kann auch darunter La Lande-Herpe (s. diesen Ortsnamen) verstanden werden. Auſser diesem werden

v. 2515 noch zwei Wäldchen — *bocheals* (von *boscellus*) — erwähnt, die von Crapout und Neiron (s. diese Namen).

v. 2548 (2455). *Togne?* (Hs. B *toigne*), welches Michel für einen Ortsnamen hält, erklärt Le Héricher mit „*tonlieu*, le *teloneum* de la charte où ces détails sont tirés: *cum stagno et theloneo.*" — tonlieu = Standgeld für Marktbuden. Daſs dies wirklich gemeint ist, geht wohl aus v. 2437—40 (B) hervor. Wenn das Etymon richtig ist, dann war nicht *togne*, sondern *togneu* die dem Dichter eigene Form. — *cogneu* ist verschrieben oder verlesen.

v. 2590 (B). Für *esprist* setze ich *emprist* ein, da hier Vertauschung von *es* und *en* stattfindet; s. Förster, Chev. L. u. Venus, S. 63.

v. 2665 (2557) lies mit B *orer* (= beten) anstatt *ovrer.*

v. 2689 (2581) Michel erklärt *dangier* durch *refus, difficulté;* Le Héricher durch *autorité* (*dominigerium*). — Burguy, Gloss.: *faire dangier* = *retarder, refuser.* — Hs. B: *Unques dangier nul ne le fist.* — Der Sinn ist also: „Keiner verweigerte es ihm noch länger".

v. 2692 (2584). *aserant* kommt her von *aserer* = Abend werden; cf. Burguy; = *enserir* (Rich. le Biaus). — Le Héricher: „la *serant*, le soir, expression très usitée en Normandie.“ — Ich möchte demnach in zwei Wörtern, wie auch die Hss. thun, = *la serant* schreiben. Allerdings spricht für die Michelsche Schreibweise das *a l'avesprant* v. 2924 (2763).

v. 2722 (2614). Für *E vie chose* liest Hs. B *Iree chose* und Varnh. Koll. *Irie chose,* was in den Text aufzunehmen ist.

v. 2739 (2631). *Se veaus = si au moins, si seulement;* cf. Burguy II, 331. *si viaus non = tout au plus;* s. Rom. IX, 247.

v. 2743 (2635). Anstatt *ai* lies mit B *a-il.*

v. 2823 (2715). *aclassex* wird noch im Normannischen für *affaisser, coucher, se tasser* gebraucht; cf. Le Héricher, a. a. O. S. 87; Joret, Patois Normand du Bessin, Mém. Soc. Lingu. III, 373. Auch im Roman de la résurrection ist es v. 505 vorhanden, wo jedoch Reinsch *aclaisera* dafür liest; s. Gröber, Zs. VI, 154.

v. 2862—63 (B) habe ich das Pron. abs. *els* für Pron. conj. *il* stehen lassen.

v. 2866 u. 67. Über den Reim *conseit* : *aveit* s. schon Einl. No. 10. Der Sinn der beiden Verse ist: Sie baten Gott, daſs er ihnen rate und ihnen den Weg zum Schranke (Reliquienkasten) zeige. — *aveier = indiquer la route* nach Burguy, Gloss.

v. 2895. Der Sinn soll ungefähr sein: Indem es alle sahen (In Gegenwart aller) schloſs es sich wieder, — Und doch rührte keiner jemals daran.

v. 2910 (B). *sement* ist umgek. Schreibung für *esment* vom lat. *æstimare.*

v. 3002 (2841). Anstatt *veier* schreibe ich mit A *veir = vrai.*

v. 3036 (B). *Dame-Deu* ist nur die jüngere Form für älteres, dem Dichter angehörendes *Damle-Deu.*

v. 3049 (B) hat Hs. B: *9me cil len fut demostrex.* Da ich keinen rechten Sinn herausbringe, so möchte ich folgende Konjektur vorschlagen: *Si come cil* (d. i. *livre*) *fut demostrex.*

v. 3130 (2924) lies mit B *molt* für *tolt.*

v. 3162 hat *pourent* (B *porent*) anstatt *poreit* zu stehen.

v. 3167 (2961). *remeis* bedeutet hier nicht *resté* (s. Gloss.), sondern *cessé.* Huber sieht diese Stelle als verdorben an.

v. 3198 u. 99 (2992). Über diese Verse s. Einl., Versbau S. 220.

v. 3229 (3023). *Al ure?* — Le Héricher nimmt an, daſs der Strich über *n* fehlt, denn so (*n*) müsse für *u* gelesen werden; das *nre* sei dann wie immer in *notre* aufzulösen. Diese Erklärung wäre ganz annehmbar, wenn nicht die Hs. A wirklich *u* schriebe, denn Michel und Varnhagen werden sich nicht beide versehen haben, und wenn nicht die Hs. B *avoe* hätte. Es ist also in dem *Al ure* vielleicht ein *asure* zu sehen, nur müſste man dann annehmen, daſs das protonische *e*, welches der Dichter sonst beibehält, hier ausgefallen wäre. Es wird also am besten sein, die Lesart von Hs. B vorzuziehen.

v. 3241 (3035). *noaudre?* — Le Héricher erklärt kurz und bündig: „*noaudre* est pour *non autre!*!“ — Huber a. a. O., S. 119 will dafür einsetzen: *nul graignor.* — Es ist jedoch der Komparativ von nugalis = schlecht; also im krit. T. *noaldre* zu schreiben.

v. 3257 (3051). Zu dem in der Einl. (Verhältnis der Hss., S. 46) Gesagten füge ich noch das folgende. Le Héricher erkennt darin keinen Ausruf, sondern will lesen: „*Dex tant a ci lai* [= *laissé*] *destorbier.*“ Das ist offenbar nicht richtig, denn erstens kann das Part. passé von laissier oder auch laier nicht lai lauten, und dann ergiebt diese Lesart auch keinen Sinn. Ferner ist das von Michel hinzugefügte *t* ebenfalls unnötig; lai = häſslich, schrecklich; destorbier = Unglück. Der Ausruf würde also ungefähr heiſsen: „Ach Gott! Wieviel schreckliches Unglück giebt es doch hier!“

v. 3414 (B). Wie öfter *pa, que* für *par, quer* geschrieben wird, so hier umgekehrt *quer* für *que.*

v. 3419 (B). *De saint Johan! onc ne vi tel!* — Ein Ausruf = „Bei Sanct Johann! Nie sah ich so etwas!“ *De* steht also hier für modernes *par*.

v. 3450 (3197). Für *Avis* ist entschieden *Ains* zu lesen. B hat: *Ainx onques homes ne veneit.* Ich möchte in den Text setzen: *Ainx onques nuls huem n'i veneit.*

v. 3474 (3221). *escherdous,* im Gloss. mit ? versehen, ist = *excardosus* = stachlich.

v. 3477 (3224) lies mit B *qu'aconseveit* = *aconsuivre* = *atteindre* nach Burguy II, 215; s. Einl., Verhältnis der Hss., S. 47.

v. 3523 (3269). *garni* ist hier nicht *avertis,* wie im Gloss. steht, sondern *muni.*

v. 3551 (3298) lies *bruslex* für *huslex* (fehlt in Hs. B).

v. 3627 (3375) lies mit Hs. B *lendemain* anstatt *la demein.*

v. 3712 (3460) hat *poiant* die Bedeutung von *puissant* und nicht von *montant,* wie das Gloss. sagt. Hs. B hat *puissant.*

v. 3726 (3474). Das fragliche *chanee* ist etymologisch das germanische „Kanne“ nach Le Héricher.

v. 3780 (3528). Der Schild war in vier Felder geteilt; cf. Zutavern, Üb. die afrz. epische Spr., I. Teil. Heidelberg, Diss. 1885, S. 22.

v. 3785 (B). *leur* hat der Kopist für *l'or* (= lat. ora = Rand) geschrieben. Ich weiſs nicht, was anders unter *leur* hier versteckt sein könnte.

v. 3787 (B). Hier ist das neutrale Pron. *il,* wie in den ältesten afrz. Denkmälern, vor *a* weggelassen (cf. Horning, Rom. Stud. IV, 229 ff.); auf *a* = *il y a* hat der Acc. zu folgen (s. Förster, Zs. II, 168).

v. 3792—95 (B). Der Text ist mir unverständlich; ich weiſs auch nicht, wie zu bessern ist. Höchst wahrscheinlich sind, wie ich schon Einl., S. 41 bemerkte, einige Verse ausgefallen.

v. 3796 (B) lese ich: *Un poi est cambrex et cufex,* da das handschriftliche *cābre* entschieden das Part. passé von dem Verb cambrer ist (siehe Diez, Wtb.) = bogenförmig krümmen, wölben, einen Bogen formen. — Die Bedeutung von *cufex* kenne ich nicht.

v. 3800 (B). Hier ist *dor chā* vielleicht in *d'or mier* zu lesen, da der Schild gewöhnlich d'or mier war (s. Zutavern, a. a. O.).

v. 3813 (B). Ich habe konjiziert: *Ne treis deie n'a de laor,* denn das handschriftliche *deie* = Opl. von digitus muſs als Plurale tantum betrachtet werden und bekommt als solches kein *s,* ist auch nur zweisilbig. Am richtigen Versmaſs fehlt alsdann noch eine Silbe, für welche ich *n'a* einsetze.

v. 3816 (B). *treietex* = *traictis, treitis, tretis* = *fuit avec art, bien taillé, bien fait* nach Roquefort, Dict.? — Nein, sondern = *tregeter* = *fondre;* s. Ste.-Palaye.

v. 3864 (3576). *repoint* mit ? im Gloss. = *reflex* (Le Héricher).

v. 3935 (3647). Für *U li Candeu* (Varnh. Koll.: *Calicandeu;* Hs. B: *O les mauves*) möchte ich lesen: *Ou li Caldeu* = Wo die Chaldäer.

VI. Namen-Verzeichnis

derjenigen Personen und Orte, die im Glossar zur Michelschen Ausgabe nicht näher bestimmt sind, und derjenigen, die nur in Hs. B vorkommen.

Alain 1518 = Alanus verband sich im Jahre 921 mit dem normannischen Edelmanne Rioulf (= Riulfus) gegen Guillaume-Longue-Epée; cf. Manuscrit No. 40; Toustain, Essai sur l'histoire de Normandie, t. I, p. 129 ff.

Ardevum 484 = paroisse Ardevon an der südlichen Küste der Bai des Mont-Saint-Michel, östlich von Beauvoir.

Astre 81, 86, 939 war kein Priester, wie fälschlich im Glossar steht, sondern ist das alte Asteriacum, das heutige Beauvoir, an der Küste südlich vom Mont-Saint-Michel, an der Mündung des Couesnon.

Auge 544 = Algia, Landschaft zwischen den Flüssen Diva (Dive) und Tolca (Touque), ungefähr die jetzigen Arr. de Pont-l'Evêque et de Lisieux; — cf. La Martinière, Le grand Dict. géogr. 1726; Joanne, Dict. géogr. p. 400.

Autbert 33, 153, 167, 177 etc., geb. 660, zum Bischof von Avranches erwählt 704, gestorben 723. Manchmal Albert in Hs. A geschrieben, hat aber damit nichts zu schaffen, da es = germ. Audoberhtus ist; s. Huber, a. a. O. S. 324; cf. Desroches, Annales religieuses de l'Avranchin in Mém. t. 14, p. 395.

Avrenchëin, 541, 716 = pagus Abrincatinus, Landschaft, die begrenzt wird im Osten von der Vire, im Süden und Westen vom Couesnon und vom Meere und im Norden von der Landschaft Cotentin; sie wird durchflossen von der Sée und der Selune.

Avrenches 35, 49, 59, 155 etc. = Abrincæ an der Mündung der Sée.

Baieues 1488 = Baiocum, Hauptstadt vom Bessin, an der Küste westlich von Caen.

Baïns 265, 281, 300 etc. Von ihm sagt das lat. Ms.: Bagno in villa quæ dicitur Itius qui duodecim filius ampliatus magnum inter suos tenebat dignitatis locum; cf. Desroches, Recherches in Mém. 14.

Beal-Veeir 340, 921, 928 = Beauvoir an der Mündung des Couesnon.

Beeissin 2521 = pagus Bajocassimus, gelegen zwischen Orne u. Vire.

Bele-Vile 2522 (2450) = „Belvillam", dit la charte du duc Robert; un fief important de Dragey, westlich von Avranches, nördlich von Genest; cf. Desroches, Rech. Mém. 14, p. 37.

Beveie 2516 (2453) = jetziges Bevais (St.-Michel-des-Loups) an der Strafse von Genêts (Genest) nach Grandville. Der Wald von Beveie, Bivie, Beveia, Boveya wird in den lat. Hss. öfter erwähnt. Er zog sich an der Küste nördlich von Genêts entlang; s. Desroches, Rech.

Bevrum 2517 = Beuvron am Beuvron, link. Nebenflüfschen der Selune, südlich von Avranches.

Bretevile 2420 (B) = Bretteville, nördlich von Granville an der Küste.

Brie 550, das alte Brigensis, Landschaft zwischen Seine und Marne, östlich bis zur Champagne.

Briquevile 2405 (B) = Bricqueville, nördlich von Granville an der Küste im Arr. Coutances.

Chalse 2427 (B) s. Anmerkung zu diesem Verse.

Canse 2402 (B) s. Anmerkung.

Carre 2423 (B) = Carnet od. Cangé zwischen Beuvron u. Couesnon, südlich von Avranches; cf. Desroches, Histoire du Mont-Saint-Michel, t. I, p. 183.

Chantelou 2403 (B) = Chanteloup (Arr. Coutances), nördlich von Granville, nahe bei Bricqueville.

Chartres 1418, 1602 = urbs Carnotena-Carnotum, Hauptstadt des Dép. der Eure-et-Seine, südwestlich von Paris.

Caux 543 (541) = altes Caletensis, heutiges Pays de Caux, Küstenstrich östlich von der unteren Seine bis Dieppe.

Childebert 29 = Childebert III., König von Frankreich.

Coisnon 452, 454, 1140 = Couesnon, Flufs, die Grenze zwischen der Normandie und der Bretagne bildend.

La Colombe 2413 (B), nördlich von Villedieu, an der Strafse von Avranches nach Caen.

Cormere 2426 (B) = Cormeray, östlich von Pontorson bei Macey.

Costentin 2395 = pagus Constantinus, Landschaft, nördlich an das Avranchin grenzend.

Cure 2424 (B) = Curei im Ms. No. 80 du Mont-St.-Michel, = Curey im Osten von Pontorson.

Crapout 2516 (2452). Die Wälder von Crapout und Néron zwischen Carolles und Dragey, nördlich von Genêts an der Küste entlang, werden in den lat. Mss. oft genannt; s. Desroches, Rech. a. a. O., S. 62.

Dol 3387 (B), in der Nähe von Cancale.

Dragie 2511 = Dariorige, Hauptstadt der Veneti, = Drageium in den lat. Mss., = Dragey im Norden von Genêts.

Dummane 2425 (B) = Dummanei in dem lat. Ms. No. 80, = Dodemanerie im Süden von Avranches. — Bei Joanne, Dict. géogr. u. Géogr. de la Manche ist es nicht zu finden, auch nicht in Spruner & Menke, Atlas von Frankreich zur Zeit des Mittelalters, wohl aber auf einem kleinen Kärtchen von der ehemaligen Diöcese Avranches in Desroches, Rech., a. a. O. S. 89.

Epte 546 = Epta, kleiner Nebenfluſs der Seine, der die Grenze zwischen der Normandie und Isle-de-France bildet.

Eringartvile 2408 (B) = Herengartville, welches bei Desroches, Hist. I, 203 als in der Nähe des Waldes von Beveie gelegen erwähnt ist; es ist also höchst wahrscheinlich das heutige Herenguerville südlich von Coutances, nördlich von Bricqueville.

Estierne 65, 3199 (B), vgl. dazu: „Saint Estefne qui martirs fut por Deu“ v. 165; Roland éd. Th. Müller 1878[2].

Forges 2424 (B) im Süden von Avranches.

Fromont 3285 (3080), d. i. der Mönch Frotmond, von dem ein lat. Ms. aus dem 11. Jh. vorhanden ist; s. Mém. vol. 17, p. 29.

Genez 1047, 2060 = Genecium = Genest, westlich von Avranches am Meere.

Goout 2512 (2449) = Goolt (Gault) in der Pfarrei Dragey; es existiert nicht mehr; s. Desroches, Hist. I, p. 161.

Grunet 2426 (B) s. Anmerkung zu diesem Verse.

Guernerie 2507 (2444) = Guernesey (Insel); cf. Mém. 17, p. 55.

Gunbalt 2405 (B). So ist wahrscheinlich zu lesen anstatt

Grinbaut. Es gab Herren von Guynebaut (s. Desroches, Hist. I, 131), aber wo? Der Ort ist auf keiner Karte zu finden.

Hildebert 3274, 3784 (3532) = Hildebert I., der auf den Abt Mainart II. (1010—1017) folgte.

Hochingnie 2399 = Hocquigny, nördlich von La Haye-Pesnel im Arr. Avranches.

Iz 264, 268, 1047, 2060 = altes Itius. — Itier heiſst jetzt noch ein Berg in der Pfarrei Huisnes, südöstlich vom Mont-St.-Michel.

St. Johan 2434 (B) = St. Jean-le-Thomas, an der Straſse von Genest nach Granville, nahe der Küste. Mém. 17, p. 40.

Laingné 549 = Latiniacus = Lagny a. d. Marne, östlich von Paris.

Liesvin 542, 3993 = Lexoviensis = Landschaft Lieuvin, zwischen der Touque und Rille.

Lisies 3995 (3707) = Lexovius = Lisieux a. d. Touque, östl. v. Caen.

La Lande 2513 (2450) = La Lande-Herpe in der Pfarrei Dragey; cf. Desroches, Rech. u. Hist. I, 161; s. auch Anmerkung hierzu.

Lenguerone 2406 (B) = Lengronne, südlich von Coutances.

Mainart, Mainarz 2097, 2133, 2157 etc. = Abt Mainart II. (991—1009).

Maingis 2485 (2422) war nicht Abt des Mont-St.-Michel, wie schon aus dem Texte hervorgeht, sondern Bischof von Avranches. Ein Abt dieses Namens findet sich nicht auf der Liste der Abbés du Mont-Saint-Michel, welche Desroches aus dem Manuscrit de Thomas-le-Roy aufgestellt hat in Mém. 17, p. 11.

Marne 547. Bei den klassischen Schriftstellern Matrona, bei Grégoire von Tours, Hist. de France, l. VI, c. XXV aber Materna genannt; cf. Longnon, Géogr. de la Gaule au 6e siècle, p. 158.

Mace 2425 (B) = Macey, östlich von Pontorson.

Magne 2425 (B) = Mesnier, Manoir (= Mannei des lat. Ms. No. 80) im Süden von Avranches.

Maidre 2413 (B) = Moidrey an der Mündung des Couesnon.

Marrigne 2423 (B) = Marigny in der Pfarrei Argouges, an einem rechten Nebenflüſschen des Couesnon, südlich von Avranches.

Mele 2426 (B) = wahrscheinlich Milly, im Osten von Avranches an der Selune. Ich lese für handschriftl. meleu m e l e i und setze dafür, wie bei anderen Ortsnamen auf -ei, nur e (z. B. Cormere[i], Dummane[i]).

Mesnil-Reinfrei 2435 (B) s. Anmerkung zu diesem Verse.

Morienne = Maurienna 557 = St. Jean de Maurienne, östlich von Grénoble in den savoyschen Alpen gelegen. Der König Gontran, zweiter Sohn Chlotars I. (561—593), gründete das dortige Bistum; cf. Longnon, a. a. O. S. 430.

Mors 1680 (1676) = Mauren; s. Anmerkung.

Mortein 2435 (B) s. Anmerkung, = Mortain a. d. Cance, rechtes Nebenflüſschen der Selune.

Mundrevile 2419 (B) = Muneville, zwischen Chanteloup und Herenguerville an der Straſse von Granville nach Coutances.

Muge 3652 (3400) = Mouge in Hs. B. — Huber giebt keine Erklärung. Höchst wahrscheinlich ist damit eine Landschaft gemeint, da es heiſst: A Gargaigne de la Muge. Wie dieselbe aber genauer zu begrenzen ist, weiſs ich nicht, da ich einen derartigen Namen überhaupt nirgend finden kann.

Neirum 2515 (2452) s. Crapout.

Norgot 2914, 2992 (2831). Bischof von Avranches im 9. Jh.

Obdun 2521 (2458) ist nicht Ortsname, wie Michel im Glossar sagt, sondern das Flüſschen Odon, das bei Caen auf der linken Seite in die Orne mündet.

Obreie 2512 (2451) = Obreium, Bray = une dépendance du village de St. Jean-le-Thomas (cf. Desroches, Hist. I, 161) oder = un fief important de Dragey (cf. Desroches, Rech. a. a. O. S. 37).

Oiesmeis 542 = Oxismensis, Landschaft zwischen Orne und Dive.

Pelée 2427 (B) = kleine Insel nördlich von Cherbourg; s. Anmerkung.

Peron-le-Moine 2411 (B) = la terre de Pierre-le Moine auf der Insel Jersey; cf. Mém. vol. 17, p. 36 u. 53.

Plaierre 552, wahrscheinlich ein kleiner Ort zwischen Sézanne und Vertus. In Spruner & Menkes Atlas ist es aber nicht zu finden.

Poelet 59 = Der Küstenstrich von Mont-St.-Michel bis Cancale; cf. Mém. 17, p. 35. — „Est autem in regione Britannie que vocatur Poohetleth una villa que vocatur Cancavena (= Cancale) cum uno portu qui illi adjacet", in Mém. vol. 14.

Ponx 406 nicht = Brücke, sondern ein Ort oberhalb von Avranches.

Poterel 2512 (2449) gehört zur Pfarrei Dragey; cf. Desroches, Rech. u. Hist. I, 161.

Ponteise 547 = Pontoise an der Oise.

Paile 2426 (B) = Poilley an der Sélune, südlich von Avranches.

Quokelonde 51. Nach Guillaume de Saint-Paier muſs sich der Wald von Quokelonde von Avranches an, die ganze Küste entlang, ungefähr bis Cancavena (= Cancale) und über den Mont-Saint-Michel hinaus erstreckt, also die ganze jetzige Bai des Mont-Saint-Michel ausgefüllt haben. Desroches, Rech. in Mém. 14, p. 59 ff.; Derselbe, Annales religieuses in Mém. 17, p. 15 f. u. p. 45 ff.; Derselbe, Hist. du Mont-Saint-Michel I, p. 72, sucht aus den „Acta Sanctorum" und aus den lat. Mss. jedoch

nachzuweisen, dafs der Mont-Saint-Michel nie von einem Walde, wohl aber von jeher vom Meere umgeben gewesen sei, dafs Guillaume de Saint-Paier die betreffenden Stellen in den von ihm benutzten lat. Hss. falsch verstanden, dafs er dem von ihm ersonnenen, ungeheuren, namenlosen Walde einen von ihm in der Sprache seiner Zeit geschaffenen Namen „Quokelonde“ (= „terre [richtiger wäre wohl forêt, da nordisches lund = Wald] des coques, ou la terre où sont les coques, où l'on pêchait les coques“) gegeben, dafs also vor der Entstehung unseres Romans auch dieser Wald nicht existiert habe, und dafs demnach die vermeintliche Hochflut und Überschwemmung vom Jahre 709 zu den volkstümlichen Irrtümern gezählt werden müsse. — Maury (Les forêts de la France, p. 132) nennt den Wald von Quokelonde zwar nicht, doch spricht er, wie Manet (De l'état ancien et de l'état actuel de la baie du Mont-St.-Michel) und wie Joanne (Dict. géogr., p. XLIV) und wie Germain (Saint-Michel et le Mont-Saint-Michel, p. 105 der kleinen Ausgabe) von dem Walde von Seissy (Siciacum oder Setiacum nemus), der sich zwischen Granville, Avranches, Pontorson, Dol und Cancale ausgedehnt haben und i. J. 709 von der See verschlungen worden sein soll, da man alle Jahre noch wohl erhaltene Eichen, sogar mit Blättern, im Meere finde. Da also nach den neueren Forschungen die Existenz des Waldes von Quokelonde nicht mehr bezweifelt werden kann, so handelt es sich nur noch um den Namen. Vielleicht ist Broceliande für Quokelonde zu lesen, da es ja von dem Walde v. 52 heifst: „Dont grant parole ert par le monde“, und da dies wohl nur von dem Walde Broceliande gesagt sein kann, in welchem nach der Vorstellung des Mittelalters der allbekannte und gefürchtete Zauberer Merlin hauste. Dieser Wald wird unter dem Namen Brecheliant auch in Waces Roman de Rou, II. Teil, v. 6385—6438 erwähnt; s. Andresen. — Gegen meine Annahme scheint jedoch die Schreibung der Hs. B — Cokelonde — zu sprechen.

Ridalet 60 lies mit Hs. B Quidalet; s. Roman d'Aquin, Einl. LXXIV, éd. F. Joiion des Longrais, citiert von Huber.

Robert de Torigne 19, Abt des Klosters Mont-Saint-Michel von 1154 bis 1186.

La Roche 2917, 2994 (2833), ein Ort zwischen Avranches und Mont-Saint-Michel (cf. Desroches, Rech. in Mém. 17, p. 51).

Ronce 2415 (B) s. Anmerkung.

Saint-Lis 1485, 1607 = Senlis a. d. Oise.

Saint-Paier 2395, Dorf, südlich von Granville am Meere.

Seune 454, 1142 = Flufs Sélune.

Sezane 551 = Sezanna = Sézanne in der Champagne, südl. v. Reims.

Siee 455 = Sée, kleiner Flufs, an welchem Avranches liegt.

Siphoriein 68 = Saint Simphorien, Märtyrer von Autun im 2. Jh.

Sipont 645 = heutiges Manfredonia am Südabhange des Monte Gargano, am Meere gelegen.

Soligne 2424 (B) = Solinnei in den lat. Mss., Dorf südl. v. Avranches.

Tarn 2401 (2398) s. Anmerkung.

Tisse / *Tisseel* } 2511 (2448) gehörten zur paroisse de St. Jean le Thomas; cf. Desroches, Hist. I, 161.

Torignie 19 = Torinneium, a. d. Vire im Bessin.

Verson 2420 (B), 2522 = Stadt im Arr. de Caen.

Vergonce 2428 (B) = Vergoncey, östlich von Pontorson.

Vertu 552 = Vertus bei Châlons-sur-Marne.

Veulgessin 544 = Vilcassinus = Vexin, Landschaft zu beiden Seiten der Epte.

Bamberg. A. Ullrich.



Cardenio und Celinde des Andreas Gryphius
und
Shakespeares Romeo und Julia.

Eine jede Zeit hat ihre bestimmten Probleme. Die Politik und das sociale Leben, wie es sich darstellt in den Formen des Rechtes und der Gesellschaft, haben immer ihren Einfluſs gehabt auf die philosophischen Anschauungen des Zeitalters, und diese spiegeln sich besonders in reiferen Epochen in den Erzeugnissen der Kunst wieder. Am meisten aber von allen Künsten ist die dramatische Poesie den jeweiligen Strömungen unterworfen. In jüngeren Epochen, wo die Völker ein gesondertes Leben führten, wo die unendlichen Verkehrsmittel der heutigen Tage noch unbekannt waren, finden wir doch wenigstens in entsprechenden Entwickelungsstufen ähnliche Erscheinungen auch auf dem Gebiete der Kunst vor. In späteren Zeiten dagegen, wo die gesamten Kulturvölker der Erde gewissermaſsen nur eine einzige groſse Familie bildeten, finden wir auch in ihren künstlerischen Problemen eine gewisse Verwandtschaft wieder. In der Geschichte der dramatischen Poesie fehlt es nicht an Beweisen hierfür; man erkennt, daſs gewisse dramatische Stoffe in bestimmten Zeiten so zu sagen in der Luft liegen und von den Dichtern verschiedener Völker gleichzeitig, aber völlig unabhängig, behandelt sind. — Einen neuen Beleg für diese Erscheinung will die folgende Abhandlung darbieten, welche den Nachweis liefern soll, daſs die Fabel des Shakespeareschen Dramas „Romeo und Julia“ auch in Deutschland fast gleichzeitig von Andreas Gryphius in „Cardenio und Celinde“ behandelt worden ist. Es ist zwar eine bekannte

Thatsache, daſs Gryphius von englischen Komödianten und ihren Produkten beeinfluſst worden ist, aber bei den beiden genannten Stücken ist von einer Beeinflussung nicht die Rede, sondern beide Dichter, der englische und der deutsche, haben hier völlig unabhängig voneinander gearbeitet, die Fabel lag eben in der Luft und durfte in England sowohl wie in Deutschland auf ein Publikum rechnen.

Da das Stück des Gryphius weniger bekannt sein dürfte und schwerer zugänglich ist, so wird es nötig sein, demselben eine eingehendere Darstellung zu widmen, bevor wir an eine Vergleichung desselben mit „Romeo und Julia" herantreten.

Gryphius erzählt selbst in der Einleitung, es sei ihm die Fabel des Stückes „vor eine wahrhafte geschicht mitgetheilet", während er sich in Italien aufgehalten, und er habe dieselbe seinen Amsterdamer Freunden zuliebe, denen er sie bei Gelegenheit erzählt, aufgezeichnet, doch nicht in der Form einer Geschichtserzählung, wie er anfangs beabsichtigt, sondern er habe ein Trauerspiel daraus gemacht, ohne jedoch den „historien (die ich sonderlich zu halten gesonnen) etwas zu nahe getreten zu sein". Hat man nach dieser Äuſserung des Dichters keinen Grund daran zu zweifeln, daſs er die Fabel beibehalten hat, wie sie ihm erzählt worden war, so gilt dasselbe durchaus nicht in derselben Ausdehnung von den Personen des Stückes. Wenn Gryphius auch den vermeintlichen Fehler, welchen das Stück nach den Ansichten der Zeit trägt, daſs nämlich „die personen, so eingeführet, fast zu niedrig vor ein trauer-spiel sind", eben mit der Absicht entschuldigt, die Fabel genau beibehalten zu wollen, wie er sie gehört hat, so ist doch der Gegensatz zwischen Olympia und Celinde, zwischen Lysander und Cardenio so berechnet, der moralisierende Zweck des Dichters so auf der Hand liegend, daſs man hier immerhin einige Willkürlichkeiten anzunehmen berechtigt ist. In Olympia will er „eine keusche, sittsame und doch inbrünstige", in Celinde „eine rasende, tolle und verzweifelnde" Liebe abbilden. Olympia folgt anfangs blind ihrer Leidenschaft zu Cardenio, bis sie nach bitteren Erfahrungen geläutert sich der höheren Einsicht Gottes fügt und sich schlieſslich in die ihr ursprünglich verhaſste Ehe mit Lysander findet. Celinde ist eine unsittliche Person, die ihrer wilden Leidenschaft zu Cardenio

ihren Wohlthäter und früheren Geliebten Marcellus opfert, bis sie schliefslich nach den äufsersten Versuchen, die Liebe des Cardenio wiederzugewinnen, durch Entsetzen zur Umkehr, zur Besserung und — Lebensentsagung geführt wird. Parallel mit diesen weiblichen Figuren laufen die beiden männlichen: Lysander und Cardenio: Lysander bessert sich mit Bewufstsein ohne äufsere Einwirkung früh genug, um schliefslich in der Ehe mit Olympia, die er anbetet, sein Glück zu finden; Cardenio läfst sich durch seine wilde Leidenschaft zu Verbrechen und Mord hinreifsen, bis er durch Gespenstererscheinungen zur Umkehr gebracht wird, sein früheres Leben bereut und wie Celinde in der Lebensentsagung sein Lebensziel erblickt. — Können wir danach nicht annehmen, dafs Gryphius die Personen genau so beibehalten hat, wie er sie in seiner Erzählung vorfand, so dürfen wir noch weniger erwarten, bei Shakespeare etwa ganz genau die Personen der Urfabel, wenn wir schon von einer solchen reden dürfen, wiederzufinden, denn es ist bekannt, dafs Shakespeare seinen Stoff erst aus dritter oder vierter Hand empfangen und denselben frei nach seinem dramatischen Bedürfnis umgearbeitet hat. Daraus ergiebt sich, dafs die Abweichungen zwischen beiden Stücken sehr grofse sein werden, um so mehr aber mufs es auch auffallen, um so mehr sind wir berechtigt, eine einheitliche Grundfabel anzunehmen, wenn wir trotzdem bedeutende Ähnlichkeiten in grofsen und kleinen Zügen in beiden Stücken vorfinden. Zum Zweck eines eingehenderen Vergleiches beider Stücke ist es nötig, uns zunächst mit dem Inhalt von „Cardenio und Celinde“, soweit er für unsere Absicht in Betracht kommt, bekannt zu machen:

Cardenio, ein junger Spanier aus vornehmer Familie, ist von seinen Eltern nach Bononia geschickt, um hier zu studieren. Er erreicht hier nicht nur eine gründliche geistige Ausbildung, sondern übt sich auch in allen weltlichen Künsten, wird ein guter Reiter und lernt besonders den Degen führen. Die letzte Eigenschaft wird sein Unglück:

> Kam iemand mir die quer und gab sich etwa blofs
> So war die faust bereit, so gieng die klinge los.

Da lernt er Olympia kennen, sie erwidert seine Leidenschaft und „seine wilde art gab ihren sitten nach“; er wählt sie zu

seiner Braut; allein ihr Vater, der gegen das Geschlecht des Cardenio nichts einzuwenden hat und den jungen Mann seiner Fähigkeiten wegen gern zu seinem Schwiegersohne annehmen würde, lehnt ihn nichtsdestoweniger wegen seiner Neigung zum Zank ab, denn entweder, so führt er aus, wird ihn diese Leidenschaft selbst bald das Leben kosten, oder er wird andere töten und mufs flüchten. Daher läfst er ihm sagen, Olympia sei bereits versprochen. Olympia selbst ist darüber aufser sich, sie will nicht vergeben werden wie eine Ware. Die beiden Liebenden lassen daher trotz der Einwendungen des Vaters nicht voneinander, sie treffen sich nach wie vor; wie Cardenio erzählt:

Ich gieng mit etwas scheue
Vor ihrem fenster um und nicht, als wenn die nacht
Der himmels-fackeln heer in ihre reyhen bracht;
Ein unbefleckt gespräch war diſs, was uns ergetzte.

Jedoch der Bruder der Olympia, Viren, kommt hinter das Geheimnis und stellt den Cardenio darüber zur Rede; dieser sucht den Streit anfangs friedlich beizulegen, er bezwingt seine Leidenschaft — um Olympias willen, und erst, als Viren ihn aufs heftigste beleidigt und ihm Feigheit vorwirft, da erst greift auch er zur Waffe und stöfst seinen Gegner nieder:

Er sank, ich mufst entweichen,
Indem sein weinend haus ihn gleich entseelten leichen
Aus seinem Blut aufhub und artzt und Balsam sucht,
Indem Olympia dem rauhen unfall flucht.

Allein die Wunde, welche Viren empfangen hat, ist nicht tödlich; er erholt sich und wird nun der Freund des Cardenio, dessen Neigung er unterstützt. Was ihn zu diesem Umschwung seiner Gesinnungen veranlafst, erfahren wir nicht. Neben Cardenio erscheint nun aber Lysander, der ebenfalls von glühender Liebe zu Olympia brennt. Er sucht auf einem einfacheren Wege zu seinem Ziele zu kommen; es gelingt ihm, die Kammerfrau der Olympia zu bestechen, und diese läfst ihn eines Abends in das Schlafgemach ihrer Herrin, wo sie ihn versteckt. Als nun Olympia erscheint, fällt er ihr zu Füfsen und fleht um ihre Liebe, sie aber, von Angst und Zorn erfüllt, rennt schreiend davon. In der Aufregung hat sie den Fremden nicht erkannt, vermutet aber, dafs es Cardenio gewesen ist, und diese Vermutung spricht

sie auch gegen ihre entrüsteten Verwandten aus. Der Zufall will, dafs Cardenio zu derselben Zeit, in welcher der Überfall geschah, in der Nähe angetroffen wird, und obgleich er seine Unschuld auf alle Weise beteuert, hält man ihn doch für den Schuldigen. Das Geschlecht der Olympia tritt zusammen und entscheidet sich nach sorgfältiger Überlegung dahin, dem Cardenio nunmehr die Olympia zur Gemahlin zu geben, weil sie doch sonst der Lästerung nicht entgehen wird. Allein Cardenio, entrüstet über den frechen Betrug, dem er zum Opfer gefallen ist, weist das Anerbieten mit Hohn zurück, er will nicht, wie er sich ausdrückt, die Reste eines anderen geniefsen. Olympias Vater ist darüber sehr bestürzt, um so mehr, als er schliefslich doch an die Unschuld des Cardenio glauben mufs und seine Tochter ihm gesteht, dafs sie in der Bestürzung der Nacht die Person nicht erkannt habe und nur vermute, es sei Cardenio gewesen. In dieser Not meldet sich Lysander selbst, indem er zugleich um Olympias Hand bittet. Trotzdem Olympia ihn hafst, giebt sie doch ihre Zustimmung, um sich an Cardenio zu rächen. Es dauert aber nicht lange, so nähert sich Cardenio der Olympia doch wieder, und es gelingt ihm auch, ihre Verzeihung zu erlangen; die Liebe zwischen ihnen entbrennt stärker als je. In dieser Zeit aber erhält Cardenio Nachricht von seinem kranken Vater, der ihn dringend bittet, nach Hause zu kommen, da er seiner Hilfe bedarf. Lange weigert sich Cardenio, schliefslich aber mufs er dem Drängen nachgeben und reist ab, nicht ohne der über seine Abreise unwilligen Olympia einen feierlichen Eid geschworen zu haben, in spätestens zwei Monden wieder zurückgekehrt zu sein. Aufserdem will er ihr alle Woche einen Brief schreiben, damit der Verkehr zwischen ihnen nicht unterbrochen ist. Seine Briefe aber bleiben auf der Post liegen, so dafs die ungeduldige Olympia über seinen Wankelmut klagt; aber auch ihre Briefe gelangen nicht in seine Hand, so dafs er aus Sehnsucht nach der Geliebten schliefslich krank wird und später nach Bononia zurückkehrt, als es in seiner Absicht gelegen hatte. Sein Fieber wiederholt sich, als er bei seiner Rückkehr die Nachricht empfängt, dafs seine geliebte Olympia dem inständigen Werben des Lysander nachgegeben und sich entschlossen habe, ihn zu heiraten, ja noch mehr, dafs der Tag der Hochzeit bereits be-

stimmt sei. Er schreibt ihr, aber sie will nichts mehr von ihm wissen und antwortet seinem wiederholten Drängen, das ihr lästig wird, mit einem leeren Stück Papier, um ihn über ihre veränderte Gesinnung nicht im unklaren zu lassen. Da versucht er, sich ihr auf andere Weise zu nähern; eines Tages tritt er ihr im Freien entgegen, aber was er auch sagen mag, sie glaubt nicht mehr an seine Treue und

> Nahm's, als stünd ich ihr nach ihrer reinen ehr.
> Der Himmel, sprach sie, hat mir eine seel gegeben;
> Ich bin Lysander's braut.

Diese Abweisung schmerzte den Cardenio so sehr, daſs er von neuem erkrankt, aber an ihrem Hochzeitstage ist er wieder hergestellt und dringt ungeladen in das Hochzeitsfest ein:

> Da hab ich mich erkühnt mit dreymal drey gesellen
> Bei ihrem lust-panquet ein tantzen anzustellen.
> Wir traten in den saal in schwartzer trauer-pracht,
> Verhüllt und gantz vermummt. Ich sprang in solcher tracht
> Wie der verliebte printz, der den Verstand verlohren,
> Als seine lust vor ihm den Medor auserkohren.
> (Cf. Ariost: Dol. fur. cut. XXIII.)

Bei dieser Gelegenheit lernt Celinde den Cardenio kennen und es ergreift sie eine glühende Leidenschaft zu ihm. Aber auch Olympia hat ihn trotz seiner Vermummung erkannt, weiſs sich jedoch trotz ihres Zornes zu bezwingen; später macht sie ihm darüber Vorwürfe:

> Ist nicht zu viel geschehn,
> Daſs du mein hochzeit-fest mit dem verstellten rasen
> Ohn alle scheu entweyht und funken auffgeblasen,
> Die, wenn mein sitsam seyn mit schweygen nicht bedeckt,
> Ein unausleschlich feur in haus und haus entsteckt?

Trotz der Heirat der Olympia mit Lysander erkaltet die Liebe Cardenios nicht, und auch jetzt noch giebt er sich alle Mühe, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. So versucht er schlieſslich sogar in der Verkleidung eines Handelsweibes bei ihr einzudringen; als sie ihn aber erkennt, weist sie ihn entrüstet ab, sie ist entschlossen, dem Lysander die gelobte Treue zu bewahren. Cardenio gerät darüber in die heftigste Aufregung, er entfernt sich mit der Drohung, nicht anders wieder vor sie hinzutreten, „als mit Lysanders blut und meinem blut geriehret“; sein Entschluſs steht fest, er will sich rächen, indem er den Lysander erschlägt. Zu derselben Zeit erhält er eine Einladung

zu Celinde; er folgt ihr und hat das Glück, sich dort auf die günstigste Weise einzuführen, indem er eine lose Gesellschaft, welche der Dame gerade eine Katzenmusik bringt, mit harten Schlägen auseinander treibt. Celinde gesteht ihm ihre Leidenschaft, erzählt ihm auch, daſs sie aus edlem Geschlechte stamme, aber eine Waise und verarmt sei, deshalb habe sie sich dem Marcellus, einem edlen jungen Ritter, hingegeben, der sie auf das reichste halte. In ihrer Gesellschaft vergiſst Cardenio eine Zeit lang die Olympia samt Lysander, er erliegt den Reizen der neuen Geliebten:

So fiel ich mit Celinden
Durch reizen schnöder lust in vorverhaſste Sünden.

Mit Behagen schwelgt er in dem neuen Glück, er erzählt seine Liebe den Wäldern und bringt sie in Reime, die Celinde selbst mit Anmut auf ihrer Laute vorträgt. Eines Tages kommt jedoch Marcellus, ihr früherer Geliebter, gerade in dem Augenblicke zur Celinde, als sie ein langes Liebesgedicht des Cardenio in der Hand hat. Auf seine Frage erwidert sie lachend, sie hätte das Papier Silvia, ihrem Kammermädchen, aus der Hand genommen. Marcellus beruhigt sich scheinbar mit dieser Wendung, vermutet jedoch einen Betrug und ist entschlossen, das Geheimnis zu erforschen. Er entfernt sich bald, um der treulosen Geliebten jeden Verdacht zu nehmen, bleibt aber in der Nähe auf der Lauer und stürzt in dem Augenblick wieder herein, als Cardenio erschienen ist. Es erfolgt eine furchtbare Scene, der betrogene Marcellus vergreift sich an Celinde und wird dafür von Cardenio niedergestoſsen. Tödlich getroffen sinkt er nieder; anstatt aber dem Mörder zu fluchen, bittet er ihn vielmehr um einen letzten Liebesdienst: Cardenio soll ihn nach seiner Wohnung begleiten, damit er dort und nicht im Hause einer Buhlerin sterben kann, der Welt will er sagen, er sei unterwegs von Räubern erschlagen und Cardenio habe sich seiner liebevoll angenommen. Cardenio erfüllt ihm die Bitte, und tief erschüttert über den Tod des edlen Marcellus verkehrt sich seine Liebe zu Celinde, der Stifterin des Unheils, in grimmigen Haſs. Er beschlieſst nun, Bononia zu verlassen, aber nicht, ohne vorher seine Drohung an Lysander wahr gemacht zu haben. Celinde, welche ihrerseits über den Verlust des Cardenio untröstlich ist, will auf

alle Weise seine Liebe wiedergewinnen und bedient sich dazu der kupplerischen Zauberin Tyche. Diese giebt ihr den entsetzlichen Rat, in die Gruft des Marcellus hinabzusteigen, das Herz des Toten zu rauben, mit dessen Hilfe Tyche den Cardenio von neuem an Celinde ketten will. Nach langem Sträuben geht Celinde auf den teuflischen Plan ein, sie gewinnen den Wächter des Kirchhofs, Cleon, und in einer finsteren Nacht geschieht der Einbruch in das Grabgewölbe des Marcellus. In derselben Nacht liegt Cardenio vor dem Hause des Lysander auf der Lauer, um den von einer Reise heimkehrenden Nebenbuhler zu überfallen. Da öffnet sich die Hausthür und es tritt eine Gestalt hervor, welche genau der Olympia gleicht. Der entzückte Cardenio folgt der Aufforderung der vermeintlichen Geliebten, ihr an einen abgelegenen Ort zu folgen, erkennt dann aber, als er sie stürmisch bittet, ihre Vermummung fallen zu lassen, daſs die Erscheinung eine Täuschung ist: es steht plötzlich ein Gerippe vor ihm mit gespanntem Bogen in der Hand, dessen Pfeil auf ihn gerichtet ist. Entsetzt über diese fürchterliche Erscheinung bricht Cardenio zusammen, und es beginnt nun ein Umschwung in seiner Gesinnung, schaudernd erkennt er, wie gottlos sein Thun und Treiben gewesen ist, und er beschlieſst nun, der Welt zur Buſse ganz zu entsagen. Auf dem Heimwege gelangt er in demselben Augenblicke auf den Kirchhof, in dem Celinde den Raub an Marcellus begeht. Beide begegnen sich hier, und um den Schrecken noch gröſser zu machen, wird auch Marcellus wieder lebendig und redet. Wie dem Cardenio, so ergeht es nun auch der Celinde, auch sie wird von ihrem wahnsinnigen Thun geheilt, auch sie beschlieſst, dem Leben zu entsagen und im Kloster Buſse zu thun. Beide geben ihre Absicht dem Lysander und der Olympia zu erkennen, mit denen sie sich versöhnt haben. So schlieſst das Stück mit den entsagenden Worten des Cardenio:

> Wer hier recht leben wil und jene kron erwerben
> Die uns das leben gibt, denk jede stund ans sterben!

Dies ist die Fabel des Stückes, die fast ganz erzählt wird; bis auf die Schreckensscenen auf dem Kirchhof ist fast nichts ausgeführt, vielleicht weil der Dichter es nicht konnte, vielleicht weil er es nicht wollte. Wir werden also von vornherein davon abzusehen haben, ganze Scenen mit entsprechenden aus „Romeo

und Julia" zu vergleichen, aber auch so bleibt die Übereinstimmung zwischen beiden Stücken immer noch eine große und auffallende: Cardenio ist ein junger Mann mit vielen Anlagen, leidenschaftlich und schwärmerisch, seine Liebesklagen füllen den größten Teil der Scenen aus, seine Neigung zu Celinde begeistert ihn zu Versen, die er den Wäldern anvertraut. Romeo wandelt zum Schmerze seines Vaters und seiner Freunde bei Nacht umher in der Einsamkeit, im Schatten des Kastanienhains, und

> Schon manchen Morgen ward er dort gesehn,
> Wie er den frischen Tau durch Thränen mehrte
> Und, tief erseufzend, Wolk an Wolke drängte.

Und seinem Genossen Benvolio vertraut er an, daß es die Liebe zu Rosalinde ist, welche ihn zu diesem Wesen treibt. Cardenio liebt anfangs die Olympia und dann die Celinde, die weibliche Hauptfigur, nach welcher das Stück benannt ist. Romeos feurige Liebe hat anfangs die Rosalinde zum Gegenstand, bis er Julia kennen lernt. Cardenio wird von der keuschen Olympia doch schließlich abgewiesen; Romeo klagt über die Sprödigkeit der angebeteten Rosalinde:

> *Benvolio:* Beschwor sie der Enthaltsamkeit Gesetze?
> *Romeo:* Sie that's, und dieser Geiz vergeudet Schätze,
> Denn Schönheit, die der Lust sich streng enthält,
> Bringt um ihr Erb die ungeborne Welt.

Cardenio lernt Celinde kennen bei dem Hochzeitsfest der Olympia, in das er sich mit „dreymal drey gesellen" verkleidet einschleicht, um daselbst einen Tanz aufzuführen. Romeo nähert sich der Julia, die er bis dahin noch nie gesehen, bei Gelegenheit des Festbanketts der Capulets, in das er verwegen mit Mercutio, Benvolio und „fünf oder sechs Masken" eindringt. Cardenio stößt den Viren, den Bruder seiner geliebten Olympia, der ihm Vorstellungen wegen der heimlichen Zusammenkünfte mit seiner Schwester macht, nieder; aber er vollbringt die That erst, nachdem er von Viren aufs schärfste beleidigt ist, solange bezwingt er sich — seiner Liebe wegen. Romeo, der den Degen ebensogut zu führen versteht wie Cardenio, erschlägt den Tybald, den Vetter der Julia, aber erst dann, als dieser ihm seinen besten Freund, den Mercutio getötet hat; er hält sich zurück, solange er kann, selbst die schärfsten Beleidigungen können ihn nicht

zum Kampfe bewegen, weil er seiner geliebten Julia wegen den Verwandten schonen will. Cardenio mufs die Stadt auf Drängen seines Vaters verlassen, seine Briefe kommen durch Zufall nicht in die Hand der Olympia. Während seiner Abwesenheit bewirbt sich Lysander um ihre Liebe und seine Werbung wird angenommen. Romeo mufs infolge der Ermordung des Tybald fliehen; während seiner Abwesenheit bewirbt sich Paris um Julias Liebe und wird von seiten des alten Capulet gern erhört. Der verhängnisvolle Brief des Lorenzo an Romeo, worin der vermeintliche Tod der Julia aufgeklärt wird, kommt aus Zufall nicht in Romeos Hand. Die Katastrophe erreicht den Cardenio und die Celinde schliefslich auf dem Kirchhof unter den Toten in der Gruft; Romeo und Julia töten sich im Leichenhause der Capulets.

Ist so die Ähnlichkeit zwischen den Charakteren und Schicksalen der männlichen Hauptfiguren unverkennbar, so weichen die der weiblichen Figuren schon mehr ab. Aber wir haben schon darauf hingewiesen, dafs Gryphius sich gerade hier gröfsere Freiheit genommen haben wird, und dafs andererseits Shakespeare die Sage bereits in veränderter Gestalt vorfand und nur an die Gesetze seiner Kunst gebunden die Personen so umbildete, wie er sie gebrauchen konnte. Aber trotzdem zeigen auch hier die entsprechenden Personen viel Verwandtes, nur dafs Shakespeare einige Züge der Olympia seiner Julia geliehen hat, was um so leichter geschehen konnte, als Rosalinde, welche der Olympia entsprechen würde, bei ihm gar nicht auftritt. Ihre Schönheit, ihren hohen Reiz, ihren mädchenhaften Sinn hat Julia von der Olympia empfangen, ihren Leichtsinn, ihre grenzenlose Hingabe an den Geliebten von Celinde. Olympia gewährt Cardenio bei Nacht Zusammenkünfte vor ihrem Fenster, Julia spricht sich ebenso mit Romeo. Olympia soll, so will es ihr Vater, mit Lysander vermählt werden, Julia soll ebenfalls zu der verhafsten Ehe mit Paris gezwungen werden. Andererseits entspricht Julia der Celinde. Celinde sieht den Cardenio zum erstenmal bei dem Bankett, wo er den Tanz aufführt, Julia sieht Romeo auf dem Bankett ihres Vaters; Celinde will Cardenio besitzen und Julia „fühlt sich getrieben, den ärgsten Feind aufs zärtlichste zu lieben“. Celinde schreibt an Cardenio und lädt ihn zu sich ein, Julia sendet ihre Amme an Romeo, um über eine Zusammenkunft eine Verabredung

zu treffen. — Im einzelnen liefse sich der Vergleich hier noch weiter durchführen, allein es genügt mir, die Ähnlichkeit auch hier angedeutet zu haben. Ebenso wie mit den Hauptfiguren steht es mit den Nebenfiguren, nur dafs auch hier die eine Person der anderen diesen oder jenen Charakterzug geliehen hat. Viren, den Bruder der Olympia, welcher eifersüchtig die Ehre seiner Schwester und seines Hauses bewacht, erkennen wir wieder in Tybald, den Shakespeare allerdings aus leicht erklärlichen Gründen zum Vetter der Julia macht. Nur hat Tybald noch einen Charakterzug mehr, der sich bei Viren nicht so stark entwickelt zeigt, das ist seine heftige Rauflust, die wir jedoch genau so wiederfinden wie bei Cardenio. Wie bei Shakespeare alles vertiefter und veredelter ist, so erscheint auch Romeo in einem weit idealeren Lichte als Cardenio, aber was der englische Dichter, ich möchte sagen, hier gespart hat, das giebt er auf einer anderen Stelle mit vollen Händen wieder aus. Tybald konnte ein Raufbold sein, den Romeo würde diese Eigenschaft entstellt haben. Im weiteren finden wir auch für Marcellus, den edlen, aber unglücklichen Freund der Celinde, einen Ersatz in Graf Paris; beide gehen an ihrer Liebe zu Grunde, beide gewinnen noch im Tode die Achtung ihrer Mörder. Selbst die kupplerische Tyche findet ihr Gegenstück in dem Bruder Lorenzo. Beide sind mit den geheimnisvollen Kräften der Natur vertraut, beide stellen ihre Künste in den Dienst der Liebenden, beide führen durch ihr gottloses Beginnen die entsetzliche Katastrophe herbei. Endlich fehlt es sogar auch für die Amme der Julia, diese so echt Shakespearesche Figur, nicht an einer kurzen Hindeutung in dem Stücke des Gryphius; hier ist es auch die Kammerfrau der Olympia, welche dem Lysander den Zutritt in das Gemach seiner Geliebten verschafft.

So finden wir denn fast alle Figuren des Gryphius bei Shakespeare wieder, und es kann nach meiner Ansicht keinem Zweifel unterliegen, dafs wir hier ein und dieselbe Fabel vor uns haben, die allerdings, bevor sie zu dem einen wie dem anderen Dichter gelangte, manche Wandlungen durchgemacht hat, in ihrem Kern aber bei beiden noch deutlich genug zu erkennen ist. Dürfen wir uns zum Schlufs noch eine Bemerkung über die dramatische Bearbeitung beider Dichter erlauben, so wird

man zugeben müssen, dafs die dramatische Fähigkeit des Gryphius sich kaum in einem dunkleren Lichte zeigen kann, als es hier geschieht. Selbst die Beschränkungen zugegeben, die dem deutschen Dichter aus der Absicht entspringen mufsten, den gehörten Stoff möglichst getreu wiederzugeben, so hat er doch die grofsen Vorzüge, welche ihm die Fabel bot, nicht nur nicht benutzt, sondern nicht einmal erkannt; welche Fülle von lebhaften, packenden Scenen bietet die Fabel dar, und wie benutzt er sie? Er läfst sie in langweiliger Weise erzählen und spart sich das Unbedeutende oder Ekelhafte zur dramatisierten Bearbeitung auf. Man wende mir nicht ein, dafs die Zeitgenossen des Gryphius eine andere Art der Behandlung nicht gewohnt waren — es ist eben die charakteristische Eigenschaft des Genius, dafs er seine eigenen Wege geht und die Mitwelt zwingt, ihm zu folgen. — „Cardenio und Celinde" gilt für das beste unter den Trauerspielen des Gryphius, und dieser Mann heifst noch heute in allen Litteraturgeschichten „der deutsche Shakespeare".

Hildesheim. Dr. Vogeler.

Die Geschichte von Thorstein Stangarhǫgg.*

Aus dem Altnordischen
übersetzt von
Georg Herzfeld.

Die altnordische Litteratur hat eine merkwürdige und einzig dastehende Gattung gezeitigt: die sogenannte Saga. Wir unterscheiden mythisch-heroische und romantische auf der einen, historische Sagas auf der anderen Seite. Die letzteren zerfallen wieder in norwegische Königssagas und isländische Familiensagas. Diese Familiensagas behandeln teils das Leben hervorragender Männer, teils die Geschichte ganzer Geschlechter. Die geschilderten Ereignisse, die zum gröfsten Teil streng historisch sind, haben sich etwa in der zweiten Hälfte des zehnten und ersten Hälfte des elften Jahrhunderts auf Island zugetragen. Die Form dieser Erzählungen ist durchweg die prosaische, nur hin und wieder sind kurze Strophen eingestreut. In vielen Fällen mögen diese Strophen der Kern gewesen sein, aus dem die ganze Erzählung sich entwickelte; doch fehlt es darüber an genauen Untersuchungen. Zum Teil sind die Sagas gewifs aus Erzählungen kleineren Umfangs (sog. þættir) erwachsen, wovon die im folgenden mitgeteilte ein treffliches Beispiel giebt. Der Stil in diesen Geschichten ist ungemein kurz und knapp, nur das Wichtige wird hervorgehoben; Abschweifungen und Reflexionen gestattet sich der Erzähler niemals. Der Dialog ist zur höchsten Meisterschaft ausgebildet; Rede und Gegenrede folgen aufeinander mit dramatischer Lebendigkeit, oft in epigrammatischer Schärfe. Vorzüglich ist die Charakterzeichnung der beiden Hauptpersonen Bjarni und Thorstein; der Eindruck des Ganzen ist um so erfreulicher, weil durch den edlen Sinn der beiden Gegner die Sache einen friedlichen Ausgang nimmt.

Ein Mann, welcher Thorarin hiefs, wohnte in Sunnudal. Er war alt und von schwachem Gesicht. In seiner Jugend war er ein arger Seeräuber gewesen; trotz seines Alters war er kein

* Das altnord. Original findet sich in den „Nordiske Oldskrifter“, Bd. V, S. 48—56; stangarhǫgg heifst etwa „Stangenschlag“.

umgänglicher Mann. Er hatte einen Sohn, der den Namen Thorstein führte: das war ein grofser Mann, stark und wohlbesonnen. Er war in der Wirtschaft seines Vaters so thätig, dafs drei Männer mit ihrer Arbeit nicht mehr hätten leisten können. Thorarin war ziemlich unbemittelt, aber er hatte Waffen genug, auch besafsen Vater und Sohn Zuchtpferde; und das brachte ihnen am meisten Gewinn, dafs sie die Pferde verkauften, denn keines liefs es an sich fehlen, was Reiten und was Mut betraf.

Ein Mann hiefs Thord. Er war ein Knecht des Bjarni von Hof. Er bewachte die Reitpferde des Bjarni und wurde deshalb der Pferdeknecht genannt. Mit Thord war schwer umzugehen; er liefs es auch manchen empfinden, dafs er eines mächtigen Mannes Diener sei; aber darum wurde er selber nicht höher geschätzt und gewann dadurch nicht an Beliebtheit. Bei Bjarni hielten sich noch zwei Männer auf, von denen der eine Thorhall, der andere Thorwald hiefs. An allem, was sie im Bezirke hörten, hatten sie zu mäkeln. Thorstein und Thord verabredeten einmal einen Pferdekampf mit jungen Pferden, und als sie dieselben hetzten, da war Thords Pferd dasjenige, welches schlechter beifsen wollte. Nun gab Thord, da sein Pferd sich schlechter zu halten schien, dem Pferde Thorsteins einen tüchtigen Schlag auf die Schnauze; aber Thorstein sah das und führte gegen Thords Pferd einen noch heftigeren Schlag; da lief es fort, und die Männer schrieen um die Wette. Nun schlug Thord den Thorstein mit dem Pferdestecken und traf ihn an der Braue, dafs sie ihm über das Auge herabfiel. Thorstein rifs eine Ecke von seinem Hemd ab, verband die Braue, stellte sich, als ob nichts geschehen sei, und bat, man möge dies vor seinem Vater geheim halten, — und damit hatte es sein Bewenden. Thorwald und Thorhall hielten sich beide darüber auf und nannten ihn spottweise Thorstein Stangarhǫgg.

Im Winter, kurz vor dem Julfest, erhoben sich die Frauen in Sunnudal frühzeitig zur Arbeit; da stand auch Thorstein auf, trug Heu hinein und legte sich dann wieder auf die Bank hin. Der alte Thorarin, sein Vater, kam ins Haus und fragte, wer da läge. Thorstein sagte, er sei es. „Warum bist du so früh auf den Beinen, mein Sohn?“ fragte der alte Thorarin. „Es hat nicht viel auf sich, mein ich, was hier zu thun ist,“ antwortete Thorstein. „Hast du nicht Kopfschmerzen, mein Sohn?“ sagte

der Alte. „Ich spüre nichts davon,“ erwiderte Thorstein. „Was hast du mir, mein Sohn, von dem Pferdekampf im letzten Sommer zu sagen? Wurdest du nicht ohnmächtig niedergeschlagen, mein Junge, wie ein Hund?“ „Du legst dir damit keine Ehre ein,“ versetzte Thorstein, „wenn du es eher einen Hieb als einen unglücklichen Zufall nennst.“ Thorarin sprach: „Das hätte ich nicht gedacht, daſs ich einen feigen Sohn habe.“ „Sage du nur soviel, Vater,“ sagte Thorstein, „das dir nachher nicht zuviel gesagt scheint.“ „Ich will hier nicht soviel davon sprechen, wie mir im Sinne ist,“ versetzte Thorarin. Nun erhob sich Thorstein, ergriff seine Waffen, ging darauf von Hause fort und zog seines Wegs, bis er zu dem Pferdestall kam, wo Thord die Rosse des Bjarni hütete, und er stand gerade davor. Da traf Thorstein den Thord und sprach zu ihm: „Das möchte ich wissen, Freund Thord, ob es von deiner Seite ein Versehen war, als ich von dir im vorigen Sommer beim Pferdekampf einen Hieb bekam, oder ist es mit deinem Willen geschehen?“ Thord erwiderte: „Wenn du zwei Backen hast, so lege die Zunge je einmal an jede von beiden und nenne es auf der einen Seite Zufall, wenn du willst, aber auf der anderen nenne es vollen Ernst; und das ist nun die Buſse, die du von mir bekommen sollst.“ „Mach dich dann darauf gefaſst,“ sprach Thorstein, „daſs es geschehen kann, daſs ich die Buſse nicht öfter einfordere.“ Danach lief ihn Thorstein an und gab ihm den Todesstreich. Dann ging er zu dem Hause in Hof und sagte zu einer Frau, die er drauſsen traf: „Sage du dem Bjarni, daſs ein Stück Vieh den Pferdeknecht Thord gestoſsen hat; er wird dort auf ihn warten, bis er beim Pferdestall vorbeikommt.“ „Fahre du heim, Mann,“ sagte sie, „ich werde es sagen, wenn es mir gut scheint.“ Nun ging Thorstein nach Hause, die Frau aber ihrer Arbeit nach. Bjarni stand gegen Morgen auf, und als er zu Tische gekommen war, da fragte er, wo Thord sei, und die Leute antworteten, er werde zu den Pferden gegangen sein. „Ich glaubte, er würde heimgekommen sein,“ sprach Bjarni, „wofern er gesund wäre.“ Da begann die Frau, welche Thorstein getroffen hatte, zu reden: „Das ist wahr, was uns Frauen oft nachgesagt wird, daſs dort wenig Witz zu suchen ist, wo wir Frauen sind. Hierher kam am Morgen Thorstein Stangarhǫgg; er erzählte, ein Stück Vieh habe Thord gestoſsen, so daſs er sich selber nicht würde helfen können; nun

wagte ich aber nicht, dich da zu wecken, und so ist es mir seitdem entfallen.“ Bjarni stand nun vom Tische auf, ging zum Pferdestall und fand dort Thord erschlagen, der darauf begraben wurde. Bjarni leitete nun den Procefs gegen Thorstein ein und liefs ihn wegen des Totschlags friedlos erklären; dieser aber safs zu Hause in Sunnudal und arbeitete für seinen Vater, und Bjarni liefs es ruhig geschehen.

Zur Herbstzeit safsen die Männer in Hof beim Küchenfeuer, Bjarni aber lag draufsen an der Küchenwand und hörte von dort aus dem Gespräch der Männer zu. Da begannen die Brüder Thorwald und Thorhall zu reden: „Das ahnten wir nicht, als wir bei Mord-Bjarni Aufenthalt nahmen, dafs wir hier Lammsköpfe rösten würden, während Thorstein, den er hat friedlos erklären lassen, Widderköpfe rösten kann. Es wäre nicht schlimmer gewesen, wenn er seine Verwandten in Bǫdvarsdal* mehr geschont hätte, dann säfse jetzt nicht der Waldgänger ihm ebenbürtig in Sunnudal. Aber die meisten werden verzagt, wenn Wunden ihnen in Aussicht stehen, und wir wissen nicht, wann Bjarni diesen Fleck von seiner Ehre abwaschen will.“ Ein Mann erwiderte: „Solches ist schlimmer gesagt, als verschwiegen. Es scheint, als ob ein böser Kobold euch die Zunge verdreht hätte. Wir denken, Bjarni versteht sich nicht dazu, Thorsteins blindem Vater und den anderen armen Leuten, die in Sunnudal sind, ihren Schutz zu nehmen. Wunderbar aber scheint es mir, dafs ihr hier so oft Lammsköpfe röstet oder euch dessen rühmt, was in Bǫdvarsdal vorging.“ — Nun gingen die Männer zu Tische und danach zur Ruhe, und keiner merkte Bjarni an, was gesprochen worden war. Gegen Morgen weckte Bjarni den Thorhall und Thorwald und gebot ihnen, nach Sunnudal zu reiten und ihm das Haupt des Thorstein vom Rumpfe getrennt in der Frühe zu bringen: „ihr scheint mir,“ sagte er, „die Geeignetsten, um den Fleck von meiner Ehre zu entfernen, wenn ich selber nicht die Kraft dazu habe.“ Nun schien es ihnen, als ob sie gewifs zu viel gesagt hätten, aber zie zogen doch fort, bis sie nach Sunnudal kamen. Thorstein stand an der Thüre und wetzte ein kurzes Schwert. Als sie gekommen waren, fragte er sie, was sie vorhätten; sie aber sagten, sie sollten Pferde suchen.

* Bǫdvarsdal, ebenso Hof und Sunnudal sind Orte im Nordosten von Island. Es wird hier auf einen Kampf Bjarnis mit seinem Gegner Thorkell Geitisson angespielt, von dem die Vápnfirdingasaga berichtet.

Thorstein sagte, sie würden nicht lange zu suchen haben; „denn hier sind welche beim Gehöft.“ „Es ist nicht sicher, daſs wir die Pferde finden werden,“ sagten sie, „wenn du es uns nicht genauer zeigst.“ Da ging Thorstein hinaus, und als sie hinunter auf den Hof gekommen waren, da erhob Thorwald die Axt und lief gegen ihn an. Thorstein stach nach ihm, so daſs er vornüber fiel; da durchbohrte ihn Thorstein mit dem Schwert. Nun wollte ihn Thorhall angreifen, indeſs hatte er dasselbe Schicksal wie Thorwald. Darauf band Thorstein die beiden den Pferden auf den Rücken, legte ihnen die Zügel auf den Hals und brachte alles zusammen auf den Weg; so gingen denn die Pferde heim nach Hof. Die Hausleute in Hof, welche drauſsen waren, gingen hinein und sagten Bjarni, daſs Thorwald und sein Bruder heimgekommen seien und daſs sie die Fahrt nicht umsonst gemacht hätten. Da ging Bjarni hinaus, sah sogleich, wie es sich damit verhielt, und verlor weiter keine Worte darüber; er lieſs sie beerdigen, und alles blieb still, bis die Julzeit herankam. Da begann eines Abends Ranuveig, Bjarnis Weib, als sie und Bjarni zu Bette gingen, folgendes zu reden: „Was, glaubst du, ist es, wovon jetzt im Bezirk am häufigsten gesprochen wird?“ „Ich weiſs es nicht,“ antwortete Bjarni, „mir scheint, man braucht nicht zu beachten, was viele Leute reden.“ „Davon wird jetzt am häufigsten geredet, daſs man nicht recht weiſs, was Thorstein Stangarhǫgg eigentlich thun muſs, damit es dir nötig scheint, es zu rächen. Er hat jetzt deine drei Hausleute erschlagen; deine Gaugenossen können gewiſs nicht viel Schutz von dir erwarten, wenn dies nicht gerächt wird; du thust sehr unrecht, die Hände in den Schoſs zu legen.“ Darauf sagte Bjarni: „Nun kommt es dahin, daſs, wie es im Sprichwort heiſst, niemand sich eines anderen Schaden zur Warnung dienen läſst; dennoch will ich auf das hören, was du sagst. Übrigens hat Thorstein kaum jemanden ohne Ursache getötet.“ Damit beendeten sie dies Gespräch und schliefen die Nacht hindurch. Gegen Morgen erwachte Ranuveig, als Bjarni sein Schild herabnahm. Sie fragte ihn, wohin er wolle. Er antwortete: „Nun soll es zwischen mir und Thorstein in Sunnudal zur Entscheidung über die Ehre kommen.“ „Mit wieviel Leuten willst du ausziehen?“ fragte sie. „Nicht will ich mit zahlreichem Gefolge gegen Thorstein zu Felde ziehen,“ sagte er, „sondern ich will alleine gehen.“ „Du willst dich doch

nicht," versetzte sie, „allein unter die Waffe dieses Höllenmenschen begeben?" Bjarni sagte: „Laſs dir nicht die Frauen zum Beispiel dienen, welche das eine Mal beweinen, wozu sie das andere Mal antreiben. Oft ertrage ich lange Zeit Vorwürfe sowohl von dir, als auch von anderen; aber dann nützt es auch nichts mehr, mich aufzuhalten, wenn ich fortgehen will." Er ging nun nach Sunnudal: da stand Thorstein vor der Thüre, und sie wechselten einige Worte. Bjarni sagte: „Du sollst heute zum Zweikampf mit mir schreiten, Thorstein, auf jenem Hügel, der hier auf dem Felde ist." „Es fehlt mir alles dazu, jetzt mit dir zu kämpfen," erwiderte Thorstein, „aber ich will alsbald die Insel verlassen, so wie die Schiffe gehen, denn ich kenne deine Ritterlichkeit so weit, daſs du meinem Vater Beistand gewähren wirst, wenn ich auſser Landes gehe." „Nichts nützt es jetzt, sich zurückzuziehen," sprach Bjarni. „Du wirst mir dann erlauben, daſs ich meinen Vater vorher spreche," sagte Thorstein. „Gewiſs," sagte Bjarni. Thorstein ging hinein und sagte seinem Vater, daſs Bjarni gekommen sei und ihn zum Zweikampf herausgefordert habe. Der alte Thorarin sprach darauf: „Jedermann muſs wissen, was er erwarten darf, wenn er einen Mächtigeren gegen sich hat, im selben Bezirk wie dieser wohnt und ihm dennoch irgend eine Unbill zugefügt hat: daſs er nämlich danach nicht mehr viele Hemden verschleiſsen wird. Ich kann dich deshalb nicht beweinen, denn mir scheint, du hast viel gesündigt. Ergreif nun deine Waffen und wehre dich so tapfer als möglich; denn es mag in meinem Leben eine Zeit gegeben haben, daſs ich mich nicht gebeugt haben würde vor so einem, wie Bjarni ist. Ist er doch immerhin ein gewaltiger Kämpe, und scheint es mir besser, dich zu missen, als einen feigen Sohn zu haben." Da ging Thorstein hinaus, und sie begaben sich nun auf den Hügel. Dort begannen sie tapfer aufeinander loszuschlagen, und jedem von ihnen wurden die Schutzwaffen gehörig zerhauen. Als sie schon recht lange gekämpft hatten, sprach Bjarni zu Thorstein: „Mich dürstet jetzt, denn ich bin die Anstrengung weniger gewöhnt als du." „So geh zum Bach und trinke," sprach Thorstein. Bjarni that es und legte das Schwert neben sich nieder. Thorstein hob es auf, sah es an und sprach: „Dies ist wohl nicht das Schwert, das du in Bǫdvarsdal gehabt hast." Bjarni antwortete nichts. Sie gingen wieder hinauf auf den

Hügel und kämpften eine Weile; da schien er dem Bjarni ein kampftüchtiger Mann zu sein und ihm tapferer gegenüberzustehen, als er gedacht hatte. „Mancherlei widerfährt mir heute,“ sagte Bjarni, „jetzt sind meine Schuhriemen lose.“ „Binde du sie,“ sprach Thorstein. Da beugte sich Bjarni nieder, Thorstein aber ging ins Haus und holte zwei Schilde und ein Schwert heraus, damit ging er auf den Hügel zu Bjarni und sprach zu diesem: „Hier ist ein Schild und ein Schwert, welche mein Vater dir sendet; dies wird sich bei den Hieben nicht mehr abstumpfen als das, welches du schon hast. Auch bin ich nicht bereit, mich länger schutzlos deinen Hieben auszusetzen, vielmehr möchte ich gerne diesem Spiel ein Ende machen, weil ich besorge, daſs dein Glück mehr vermögen wird als mein Unglück. Jeder hat doch sein Leben lieb, so lange er irgend darüber verfügt.“ „Jetzt hilft es nichts, sich davon zu machen,“ sagte Bjarni, „noch muſs gekämpft werden.“ „Ich will nicht zuerst losschlagen,“ entgegnete Thorstein. Da hieb Bjarni dem Thorstein den ganzen Schild herunter und ebenso Thorstein dem Bjarni. „Das heiſst kräftig gehauen,“ sprach Bjarni. „Keinen schwächeren Hieb hast du geführt,“ erwiderte Thorstein. Bjarni sagte: „Besser schneidet dir dieselbe Waffe, die du heute vorher gebraucht hast.“ Thorstein sagte: „Ersparen würde ich mir eine Missethat, wenn ich es so machen könnte, wie ich vorhabe. Ich habe Angst, mich mit dir zu schlagen, noch möchte ich alles deinem Gutdünken überlassen.“ Da war Bjarni noch daran, loszulegen, und nun hatten sie beide ihre Schilde verloren. Da sprach Bjarni: „Das wird ein böser Handel sein, eine Unthat einzutauschen gegen groſses Glück; ich meine an dir allein vollständigen Ersatz zu haben für meine drei Hausleute, wenn du mir treu sein willst.“ Thorstein erwiderte: „Solche Gelegenheiten haben sich mir heute geboten, daſs ich dich hätte hintergehen können, wenn mein Unglück sich stärker erwiesen hätte als dein Glück; aber ich will dich nicht betrügen.“ „Ich sehe, daſs du ein ungewöhnlicher Mann bist,“ sagte Bjarni, „du wirst mir erlauben, daſs ich zu deinem Vater hineingehe und ihm alles sage, was ich will.“ „Geh meinetwegen, wenn du willst,“ sprach Thorstein, „aber sei doch vorsichtig.“ Da trat Bjarni an die Schlafstätte heran, in der der alte Thorarin lag. Thorarin fragte, wer da käme; Bjarni sagte, er sei es. „Was bringst du Neues, Freund Bjarni?“ fragte

Thorarin. „Den Tod deines Sohnes Thorstein,“ sagte Bjarni. „Hat er sich gewehrt?“ fragte Thorarin weiter. „Kein Mann, meine ich, hat sich im Waffengang schneidiger erwiesen, als dein Sohn Thorstein.“ „Es ist deshalb nichts Wunderbares, dafs man mit dir in Bǫdvarsdal einen so schweren Stand hatte, da du jetzt meinen Sohn überwandest.“ Da sagte Bjarni: „Ich will dich einladen, nach Hof zu kommen; dort sollst du auf dem zweiten Ehrenplatz sitzen, so lange du lebst, und ich will an dir Sohnesstelle vertreten.“ „So ist es mir gegangen,“ sprach der Alte, „wie denen, die über nichts zu verfügen haben. Der Thörichte freut sich oft über Versprechungen; aber derart sind ja die Zusagen von euch Häuptlingen, dafs, wenn ihr jemanden nach einem solchen Vorfall versöhnen wollt, es nur ein Vergnügen für einen Monat ist. Danach aber werden wir ebenso behandelt, wie sonst Bettelleute, und dadurch schwindet unser Leid um so langsamer. Doch derjenige, welcher sich einem solchen Manne verpflichtet, wie du bist, kann wohl mit seinem Lose zufrieden sein, was ihm auch zugestofsen sein mag. Darum will ich auch diesen Vertrag mit dir eingehen; komm du nun hierher zu mir ins Schlafgemach. Aber du mufst näher treten, denn ich alter Mann zittre sehr an den Füfsen vor Alter und Schwäche; auch ist es nicht wahrscheinlich, dafs mir des Sohnes Tod nicht zu Herzen gegangen ist.“ Bjarni ging nun in den Schlafraum und fafste den alten Thorarin bei der Hand. Da bemerkte er, dafs jener nach dem Schwerte tastete und ihn durchbohren wollte; er stiefs ihm die Hand fort und sagte: „Elender Alter, jetzt soll es nach der Billigkeit zwischen uns hergehen. Thorstein, dein Sohn, lebt und soll mit mir heimfahren nach Hof; dir jedoch soll man Knechte für die Arbeit geben; aber es soll dir doch an nichts fehlen, solange du lebst.“ Thorstein fuhr nun mit Bjarni heim nach Hof und diente ihm immer bis zu seinem Todestage und hatte seinesgleichen nicht an Bravheit und Tapferkeit. Bjarni stand auch ferner in hohem Ansehen und wurde um so beliebter und besonnener, je älter er ward. Er war überaus beharrlich und wurde noch am Ende seines Lebens ein eifriger Christ. Er unternahm eine Reise nach aufserhalb und zog gen Süden; auf dieser Fahrt starb er. Er ruht in der Stadt, die Falerii heifst, und es ist das ein grofser Ort nicht weit diesseits Rom.

Nachträge zu den Legenden.

*1. Seint margarete þe holy virgine.**

Aus Ms. Bodl. 779 (vgl. Altengl. Leg., Neue Folge 1881, p. 489—498).

Olde & ȝonge, ich rede ȝou : ȝoure folyis for to lete,
& leueþ on *crist þat* haþ ȝou bouȝt, : ȝoure sun*us* to bete!
& i*c* ȝow wille telle : wordis mylde & swete,
þe lyf of one mayde, : seint margarete.

her*e* fadir was a patriarch, : as i*c* ȝou telle may, 5
In antioche, wif he ches : of þe false lay;
wel feble was his herte, . vnstable was his fay,
for def þing*us* & dou*m*be : he seruid nyȝt & day.

theodor*us* was his ryȝte name. : on *crist* ne leuid he nouȝte, 10
he leued on þe false god*us* : *þat* werin w*it* hondin I-wrouȝte.... f. 205.
& *þat* ȝhe cholde ben I-*crist*enyd, : it com In his þouȝte:
& he her*e* heet sone anon : to þe deþ ben brouȝte.

here modir was an heþen wif : *þat* here to woman bar*e*.
& þo *þat* mayde Ibor*e* was, : ȝhe wolden (!) her*e* forfar*e*;
þey sentin her*e* fer in to aȝye : w*it* messager*us* wel ȝar*e*, 15
to anorise, *þat* her*e* fedde : & sente her*e* to lor*e* þar*e*.

her*e* norise þat her*e* fedde, : hadde wel mochil to winne;
& alle þe louedin her*e* wel : in hous þ*er* ȝhe was inne;
for eu*er* ȝhe drouȝ to wisdom : & hated moche sinne,
to Jh*es*u *crist* he her*e* be-tok : & hated moche her*e* kinne. 20

Þe norise þat her*e* fedde, : childrin ȝhe hadde seuin —
þe eyȝthe was margarete, ; *crist*us mayde of heuin.
talis ȝhe herde tellin, : mo þan i*c* can neue*n*,
how þey þolid martirdom, : seint laur*e*ns & seint steue*n*.

* Von der uralten, in Hickes' Thes. I, p. 224 nach einem, seitdem auf unerklärliche Weise verloren gegangenen Ms. abgedruckten Legende von Meidan Mergrete gelang es mir vor kurzem, die unten abgedruckte jüngere Hs. zu finden, die schon als handschriftliche Bestätigung des alten Gedichts von Wichtigkeit ist. Das Gedicht findet sich hier mitten in der südl. Legendensammlung. Hickes' Text ist wiederabgedruckt in Altengl. Legenden, Neue Folge, p. 489 ff.; ebenda, p. 225—235, die aus dem älteren Texte umgestaltete jüngere Version des Ms. Auchinlek.

3 & und for oft unrichtig zugesetzt. 11 his korr. aus her*e*. 13 Ms. modis. 14 H. nolde ho. 15 H. ho sende.

ȝhe ȝaf here maydinhode : to Jhesu crist to ȝeme, 25
to þe king of heuene : þat al þe world chal deme;
ȝhe louid him euer in herte, : for þat was wel Isene;
& he I-hurd here steuin, : her loue him was wel queme.

Þo ȝhe was I-woxin : of xv winter elde,
here owe norse here tauȝte : to kepe chep on þe felde. 30
& alle þe oþer herdis : wel ȝerne here be-helde
hou ofte ȝhe made here preyere : to Jhesu, þat al may welde.

Olibrius was þo lord, : so ich ȝou may telle,
& ondir his hondin : al antioche to felle (!);
& euer he seruid nyȝt & day : þe fendus alle of helle, 35
& alle þat leuedin on Jhesu crist : he gan hem a-quelle.

be-twene aȝye & antyoche : beþ mylus ten & fyue.
to stroyin cristinfolke : þey hyedin hem wel blyue.
he sey mergerete : on feld here chep driue:
& anon he þouȝte : to habben here to his wiue. 40

he seyde to his sergauns: : „ȝinde amayde ic se,
fayr & bryȝt of heue; : goþ, bringeþ here to me!
& be my lyf, ȝif ȝhe ben : Ibore of kin fre,
Of alle wimmen þat ich knouȝ : best here chal be.

& ȝit for here fayrhede, : þo ȝhe ben I-come of þral, 45
ȝhe ne chal here maydinhode : for nouȝt I-lese al:
for ic here wile cloþy : wit syclatoun & pal,
for ȝhe chal ben my lemman, : & ic ȝeue here gold wit-al.“

Þe sergauns sone hy wente : wit þat mayde to mete,
& þey fondin here sitte : & kepin here chepe; 50
& moche þing þey here be-hete : & more þey gon here bede.
ac here treuherte : ȝhe nolde nouȝt forlete.

Þe kny͗tus toldin here erande, : nolde hy noþing swike:
„Damesele, we seggeþ : we nolleþ þe by-strike:
Olibrius oure lord : of antioche is ryche, 55
he desireþ þe to wyue; : ful wel may hit þe like.“

Þe mayde margarete, : þat was so bryȝt & chene,
þe knyȝtus ȝhe answerde, : þat hit was god to queme:
„Ich habbe I-take my maydinhode : to Jhesu crist to ȝeme,
& he me kepe to-day & euere : fram þese houndus kene. 60

Jhesu crist my lord, : þat deydist for vs alle,
to þe, king of heuene, : nouþe ic clepye & calle:
þou holde stable myn herte : þe to louiin ouer alle,
& kepe me fram sinne, : þat in þat I ne falle!

Jhesu crist my lord, : to þe now ich me ȝilde, 65
þy blis is wit-oute by-ginning : & ek wit-outen ende;
& ȝif hit ben þy wille, : an aungel to me þou sende,
& ȝeue me trace & myȝte : þis saraȝinus to chende!

Alle my kin ich habbe forsake, : Jhesu, for loue of þe,
& to þe, almyȝty king, : ic habben I-take me; 70
þe houndus habbeþ m(e b)y-set, : ne may ic nowher fle,
for þy loue, Jhesu crist, : I-martrid ich wole be.“

43 Im Ms. erscheint n (en) häufig als Endung des Sing. Konj. und selbst des Ind. 52 Ms. mouȝt. 68 l. space? 71 Ms. my set.

Þe kny3t*us* wendeþ hem a3ein : & telleþ her*e* sawe:
„of alle þ*at* þ*ou* here my3te don, : ne 3ifþ 3he worþ an-hawe,
for 3he beleueþ on Jh*esu* c*rist*, : & to him 3he wol her*e* drawe, 75
& alle þ*at* 3e here mowe doon : hit torneþ her*e* to plawe."

Þan him spak olibriu*s* — : acorsse him sonne & mone! —:
„of alle myne sergauns : gode nabbe ich nouþe none.
for bringeþ here by-for*e* me, : i^c chil torne her*e* mood wel sone,
I^c wole here makin leue on my lay : er þe tid of none." 80

Þe kny3t*us* wentin hem a3ein : & her*e* hy gonne mete,
& leyden honde her*e* vppon, : noldin þey here nou3t lete,
þey brou3ten her*e* by-for*e* olibrius. : & fayr he gan her*e* g*re*te;
he axid what was her*e* name. : 3he seyde: margar*e*te.

„Mayde margar*e*te, my le*m*mon þou chalt be: 85
& i^c wole þe habbe to vyue, : 3if þ*ou* art come of fr*e*,
& 3if þ*ou* art of þral I-bor*e*, : i^c 3eue þe gold & fee,
& þou chalt ben my le*m*man : so longe so hit may be."

Þe mayde him answerid, : so þe au*n*gel her*e* kende:
„Jh*esu* deyde vppon þe tr*e* : cristinfolk to amende, 90
& suþþe in to helle : þe holigost he sende,
to deliuery þe pr*e*sonys : þ*at* þ*er*in sore brende:

his le*m*mon i^c wole ben, : to-day & eu*er*mor*e*.
Jh*esu* c*ri*st, al-my3ty king, : I^c bidde þe nouþe þin or*e*.
& al-clene i^c forsake 3ow3 : & ek al 3our*e* lore, 95
for soþe i^c 3ou segge : ne kep ich of 3ou namore."

„Do & be my le*m*man, : mayde, ich þe r*e*de;
alle a3y3e & antioche : þou chalt haue to mede,
ciclatun & purpur*e* : for chal ben þin wede,
& w*it* þe beste met*us* of my lond : i^c þe wolle fede." 100

„Now alle þin wikkid redis : i^c do now out of my þou3te,
I^c take me to Jh*esu* c*rist* : þ*at* alþing made of nou3te,
& i^c forsake þe myddillerd, : þ*at* is of nou3t I-wrou3t,
& 3ild me to oure lord Jh*esu* : þ*at* der*e* me haueþ I-bou3t."

Þan him spake olibrius —: a-corsed mot he be! —: 105
„þ*ou* mayde, let ben þy Jh*esu* c*rist*, : nouþe i^c rede þe,
& torn a3en to myn rede! : & þ*ou* chalt habben myrþe & gle,
& alle myn kingdome : to mede chalt haue of me."

Þe mayde him answer*e*d : wel quikliche anon:
„I^c am c*rist*u*s* woma*n*, : I-follid in fonston, 110
I-blessed ben my lord : þ*at* i^c I-leue vppon.
nel i^c letin his loue : for non oþ*er* mon."

„I-leuistou on Jh*esu* c*rist* : þ*at* was I-don on þe rode?
3if þou him on I-leuist, : I^c holdin þe for wode:
for of heuid & of syde : him orn wat*er* & blode; 115
þe croune hit was of þorn*us* : þ*at* on his heued stode."

„Now alle þese word*us* : wel soþe hy beþ, I-wisse,
& al þ*at* he for vs þolid, : þe king of heuin-blisse,
to bringin vs out of helle : þat ere so dedin amysse,
þat beþ I-bou*n*din in senne : & c*ri*stin beþ, I-wisse." 120

---

79 tilge for. 99 l. fur?

Þo I-seyȝ olibrius : *þat þer* nas non o*þer* bote
to stryuin w*it* þat mayde, : þat is god so sote. f. 206.
he het his men her*e* binde : boþe hond & fote
& castin her*e* in to p*re*son depe, : fort ȝhe chau*n*gid her*e* mode.

Þat mayde margarete : al nyȝt in p*re*son lay. 125
ȝhe com byfor*e* olibrius : anon *þat* o*þer* day.
„mayde, be my le*m*mon : & leue vppon my lay,
& Jesu *þat þou* on leuist : *þou* lete him al a-way!

Þou leue on me & be my wif, : & wel hit chal þe like,
& lete þe loue of Jh*e*su : clene fr*a*m þe ſtrike, 130
& i^c^ wole þe ȝeuin, : nel i^c^ þe be-swike,
al aȝie & antioche, : *þat* beþ swyþe ryche.“

„Now alle þin be-hestis : clene i^c^ wille forsake,
& to Jh*e*su c*r*ist in heue*n* : now i^c^ me by-take;
he bouȝt me myd his flesch & blode, : he chal ben my make; 135
for alle þe good of þe world : i^c^ nolde him forsake.“

Þo be-spake olibrius: : „sone hit chal ben sene
vppo*n* wham *þat þou* leuist so : *þat þou* art so kene.
now hangeþ her*e* vp by þe feet, : her*e* lord forto tene,
& beteþ her*e* w*it* scourg*us*, : *þat* he her*e* ded wene!“ 140

Þo þey gonne anon : w*it þat* mayd to stryue,
& w*it* here courg*us* : þey bete*n* her*e* wel blyue,
þat þe blod orn out of her*e* lich : of wou*n*dis swyþe riue,
fort þey alle wenden : *þat* ȝhe wer*e* of lyue.

Þan be-spak olibrius, : byfore her*e þer* he stode: 145
„mayde mergr*e*te, : þinkeþ þis pin*us* þe gode?
þou haue mercy on þy flesch, : men spilliþ þy blode;
trow in our*e* god*us* & me : & torn to me þin mode!“

„I-blessid be my lord : *þat* bor*e* was in bethelem,
So glade is þis pinus on me : so is þe sonne-bem. 150
Þou dost so þe techiþ : satanas, þin em;
me þinkeþ þese pin*us* so swete : so child doþ melk*us* strem.“

Þa*n*ne seyde olibrius: : „ne stondeþ her*e* non eye,
of alle þat ȝe here deþ : neþincheþ her*e* but pleye.
ac, be my lord appolin, : seye what ȝe seye, 155
but ȝe torne her*e* þouȝt, : ȝe chol myd pine deye.

wit ȝour*e* charpe nayl*us* : her*e* flesch ȝe of drawe,
& techeþ her*e* I-her*e* : to mahound*us* lawe;
& ȝif ȝhe nele I-leue on him, : to-draueþ her*e* w*it* ȝour*e* pawe
here fleſche fr*a*m her*e* bon*us*, : so hou*n*dis hit haued I-gnawe!“ 160

Þe sergaunt*us* dede so he bade, : to her*e* hy gonnyn go
& leyden hond her*e* vppon, : & wend to don her*e* wo;
þey drowin fr*a*m her*e* whyte boon (!) : as þey hy woldin her*e* sle;
þe b*l*ood *þat* on her*e* was I-bleuid : orn adoun to her*e* to.

So*m*me *þat þer* stode : swyþe wel sory were 165
& hadde del of her*e* & pyte, : & seyde to her*e þer*e:
„mayde mergerete, : þis pin*us* vs þincheþ sore;
now kepe þe fr*a*m pyne : & leue on mahou*n*d*us* lore!“

---

121 tilge oþer. 150 pinus in pinys korr. 163 hy aus hir korr. 163 l. flo. 164 Ms. brood.

„Aweye, wikkid conseyleris, : why seyde ȝe nowȝ so?
Wit alle ȝoure myȝte : ȝe ne mow me nouȝt do. 170
Jhesu cristus aungelus : comeþ me to & fro.
for al hit is my ioye, : ne don ȝe me so wo.

Jhesu crist my lord, : ȝif hit þy wille wore,
haue mercy of þis men : þat doþ me pyne & sore!
& ȝeue me þin blessinge! : ne ȝeue ic for al here fare. 175
þey ic soffry þis for þe, : for me þou þoledist mare.“

Þan him spak olibrius : a corsid man was he —:
„by-leue, mayde, vppon my godus, : for ȝut ich rede þe.
Mayde mergerete, : ne myȝtouȝ nouȝt I-se?
bote þou leue vppon my lay, : aslawe þou chalt be.“ 180

„Þe godus þat þou leuest vppon, : ded beþ so þe stoon;
ac of my lordus ioye : tellen ne may nowiȝt non.
þey þou haue pouer of my flesch : & ek of my bon,
to pyne my soule I-wis : pouer nastou non.“

„Þou chalt in to preson : þat is so wikkid & ille, 185
amyd iren bendis me chal : þin body aspille.“
„To Jhesu crist in heuene : ic wole me clepy wel stille,
& he me may deliuery : whan hit is his wille.“

Þe mayde meregrete : in preson ȝhe was I-do.
þe holigost of heuene : wel sone here com to, 190
& to þat blisful mayde : þese wordus he seyde þo:
„by-leue vppon þis rode : þat crist was on I-do!“

ȝhe here set on here knes : & fayr ȝhe gan him grete.
„Jhesus, I-blessed ben þou euermo : myd wordus mylde & swete,
þat ic myn dedus her onerþe : may & her hem bete, 195
þat ic mowe to heuene come : whan ich my lyf lete.“

„Mayde meregrete, : so bryȝt so eny leme,
þe ic blessy to-day : wit myn ouen steme.
þis croys he haþ fram heuene I-sent, : for þou hast him I-queme
& holdin euer by-fore þe; : þe bet þe may ben seme. 200

Mayde meregrete, : ne dred þe of no wiȝte!
þin sete is mad in heuene : by-fore crist so bryȝte;
þer nis no tonge on erþe : þat half tellin myȝte
þe blis & ek þe ioye : þat þer is to þe I-dyȝte.“

„Fadir & sone & holigost, : þat þis me hedir sende 205
by þis holy aungel : þat to me hedir he wende,
I-blessed mot he euer be : þat alle he wole amende.
ne lete þou neuere olibrius : myn herte to chende!

Fayn ic wolde his lord : myd myn eyen I-se,
ȝif hit were þin wille : & so hit myȝte be. 210
þou kepe myn herte stedefast, : þat ich bidde þe,
& ek fram alle leþer wiȝtus : myn warant þou be!“

Þat mayde margarete : ȝhe loked here be-syde:
ȝhe say a greſeliche deuil : in þe erþe glyde;
he brende so doþ fure; : on here he ȝenyd wide; 215
& he was grene so þe gras : in þe somerus tyde.

---

176 mare aus more korr. 195 mend fehlt? 200 l. be-seme. 214 Ms. greseliche; doch soll die Abbrev. hier wohl *i* bezeichnen.

Þe fur barst out of his mouþ : so doþ brimston.
þe mayde was aferd so : þat ȝhe schok euery bon;
& ȝhe nom þe holy croys : in here hond anon
& be-þouȝt on Jhesu crist : þat bouȝt vs euery-chon. 220

Þe dragon tok here in his mouþ : & swolwid here anon.
ac þorwȝ verteu of þe croys : he to-barst atoon.
wel blyþe was þis mayde! : & stood here vp þo,
& þonkid Jhesu cristus face : : þat ȝhe ascaped so.

Mayde mergrete : vppon þe dragon stode, 225
wel blyþe was here herte, : wel ioyful was here mode.
„I-blessid be oure lord Jhesu crist, : his name is wel gode,
aslaue is þe dragon : þorwȝ verteu of þe rode.“

Þe mayde mergerete : fram þe dragon gan goon:
& seyȝ here be-syde aloþliche deuil : goinge to here com, 230
he hadde pikis on feet & knen, : It was a grisliche fo,
It was þe gr(i)ſlokeste best : þat myȝt on erþe go.

ȝhe wente to þe foule þing : wit here croys an honde,
ȝhe sette here foot on his rigge : & to þe grounde him þronge,
ȝhe nom here wimpil : & him aboute wonde 235
& þorw þe verteu of þe croys : wel faste ȝhe him bonde.

„Now sey me what þou art, : so loþliche aþinge,
& on what þou be-leuist : & who is ȝoure lordinge,
& who þe hedir sente : & who is ȝoure kinge,
& why þou hedire come : to don me storbinge?“ 240

„leuedy, for þy lordus loue : þat þou leuist on,
alyȝte alyte þy foot : þat stondiþ me vppon!
by water & by londe : so wide ich haue I-gon,
for neuer ȝit ich nesoffrid : so harde bendus non.

Belsabuk is now my name, : ich nole þe nouȝt lyȝe; 245
myne wey nys nouȝt In londe, : ac by þe lift to flyȝe.
ac ich ne may nouȝt dure : þe pine þat ic þolyȝe.
þin mood for to torne : for hedir ic gan hyȝe.

of alle myn seruyse : nouþe ich tellen þe:
for wher ich wist a woman : in chilbed for to be, 250
for þedirwardis ic wolde : wondirliche swyþe te,
& ȝif ȝhe nere I-blessid, : I-chent ȝhe chold be.

& ȝif it were onblessid : mayde oþer barne,
queinteliche Ich þenche : for to don hem harme;
oþer þe selue woman : ic wole here forfarne; 255
hem ic wole a-croky : þe foot oþer þe arme.

dolfin het my broþir, : leuedy, þat þou slouȝ:
for whil he was alyf : wondris he dede Inouȝ,
he made many aman aday : þat þey neuer ne þowe,
In helle he ȝaf hem mede, : so we tellin mowe. 260

In dragonus forme ic sente him to þe
to spillin þy memorye; : þou madist him to fle,
I-broke he is to pesis, : I-bounde hauistou me;
a mayde vs haþ ouercome, : wel lite is oure poste.

234 Ms. here rigge. 244, 248, 250, 251, 258 u. ö. tilge for. 247 Ms. þe pyne : þe pine.

Salomon þe wise king, : whil he was alyue, 265
he dede vs in a braſſat : & hidde vs in a clyue.
& þo he was of lyf I-drawe, : me leten vs out dryue,
& men of babyloyne : þat fat gonne to ryue.

Þey wende for to findin gold : & leten os out go.
somme flowin as þe wind, : as quik as eny ro, 270
& þeyȝ þer were in an herde : sixty þousend & mo;
& alle þat leuedin on Jhesu crist : men dede hem ful wo."

„Now haue þy pes, þou foule wiȝt, : & sinke in to helle!
þat þou noman ne derye : in fleſche noþer in felle,
ne be þou neuere so hardy : cristinme(n) to quelle! 275
& wend þou in to helle pit, : noleng þou here ne dwelle!" ....

Þo him spake olibrius : crist him was ful wroþ —:
„mayde meregrete, : hastou I-tornd þin oþ?
woltou ben my lemmon : & werin ryche cloþ
& by-leue on myne godus : & ne be him noþing loþ?" 280

„a-corsid be þin god : þat þou I-leuist inne,
for þey beþ alle a-corsid, : wit sorwe & wit sinne,
for þey beþ I-come of helle : of satanas his kinne;
& whan þou leuist in best lyf, : to deþe þey wolleþ þe a-winne,

but ȝif þou do swiþe wel : & lete þe makye a mon, 285
for fadir & sone & holigost : alle hy beþ on,
& to ben I-follid to-day : al one in þe fonston,
also Jhesu crist was : in þe flom iordon."

Þan seyde olibrius, : þer he set on his sete:
„oure godis beþ swiþe gode, : & fayre we wolliþ hem grete. 290
& for þat þou be-leuest so : on Jhesu, þe false prophete,
In oyle þou chalt ben I-boylid : & þer-in þy lif lete."

he het oyle fillin on here heued : & doun to here fote
& caldin here to deþe, : bot ȝhe chaungen here mode,
& seyde: „mergrete, : beþ þis paynus gode? 295
ffor bot þou torne to me þy lay, : ich holdin þe for wode."

Þe sergauns, so he haþ I-hote, : in oyle hy gonne here felle.
þe water orn adoun fram here : so strem deþ fram welle.
þe holigost here kepid, : for soþ Ich ȝou telle,
þat þey wit þilke pyne : ne myȝt here aquelle. 300

Þan seyde þe mayde : to olibrius anon:
„þy godus beþ deue : & doumbe so þe ston,
of myne lordus ioye : telle ne may nomon;
for of my body þou hast myȝt : & of my soule non."

vppon here heued oyle : þey gonnen on wende. 305
& seyde: „margerete, : to me þy þouȝt þou trende
& by-leue on my godus, : & þy pinus cholleþ amende."
& þo ȝhe seyde sone: : „Jhesu crist me defende."

Now alle acorse olibrius : þat mowe ete or drinke!
to bringe here to deþe : wel faste he gan him þinke: 310
In a fat ful of water : he bed me chold here schinke,
& but ȝhe tornyd here mode : me chold here adrenche.

---

272 men st. þey. 280 l. hem. 281 l. godes. 294 caldin = scaldin. 297 Ms. sergauns.

Þe sergauns deden son : as olibrius hem het
& to here lord*us* heste : þey weren euer wel sket.
„mayde mergerete, : woltou þy þou₃t torne ₃it, 315
& of þy pyne þ*ou* chalt ben : tolyuerid wel sket.“

„lord, ₃if þy wille be, : þis wat*er* þ*at* ich I-se,
for i^c wole ben I-follid : in þe name of þe.“
þe fat be-gan to berste : & þe folk to fle;
þe au*n*gel*us* here vp hente, : þat alle me*n* my₃t I-se. 320

Þey þ*at* sey₃ þis verteu : tornyd here mood blyue
& byleued on Jh*esu* *crist*, : ten þousend & fyue,
wit-oute smale childrin : & w*it*-oute wyue.
& alle þ*at* leuedin on Jh*esu* *crist* : me dedin hem of lyue.

Þo olibrius þis I-sey₃ : þ*at* me*n* ne my₃te her*e* nou₃t der*e*, 325
he let clepye ma(l)cus, : þ*at* was his chef man-queller*e*.
„& lediþ here out of toune : oþ*er* þat ₃e her*e* ber*e*,
& bringeþ here of lyue : w*it* swerd oþer wit spere!“

Þis sergau*n*tis deden as he hem heet, : & ladde her*e* out of toune;
& eu*er* as me*n* her*e* ladde : ₃he bade her*e* orisoūne: 330
„now Jh*esu* *crist* of heuene, : þ*at* for me þoledist passiou*n*,
þ*ou* haue m*er*cy of þis me*n*! : for hy nyte what hy don.“

Þo me come w*it*-oute þe tou*n*, : þ*er* me cholde her*e* sle,
alle folwedin her*e* to deþe : þ*at* my₃t myd here go.
þe erþe be-gan to quaki₃e, : þe sonne to wexen blo; 335
þe folke fillin to grou*n*de, : hy nyste of wele ne wo.

Mayde m*er*gerete : set her*e* akne:
„now Jh*esu* *crist* of heuene, : þou haue m*er*cy on me!
& on hem þ*at* heriþ my passiou*n*, : a bone ich seche þe,
þou hem I-her*e* wel sone : pur seint charite. 340

& eny wi*m*man myd childe ben : oþ*er* in eny langor,
þou þenche vp hem sone : & sende hem socour!
þou cheld hem fram þe fend*us* my₃t : in halle & ek in bour,
þat þey nabbe pouer non : to don hem no trechour.“

Wit (þat) ilke worde : þ*er* com an au*n*gel goinge; 345
„mayde mergere*te*, : þe greteþ our*e* heuene-kinge,
& *gran*teþ þe alle þin bone : þorw₃ þy besechinge,
& in heuene a riche place, : I-mad is þy wonyinge.“

„I-blessind be my lord : for his nam*us* seuyn,
þ*at* þus me haueþ I-solasid : myd an au*n*gel f*ra*m heue*n*! 350
for i^c desir*e* namor*e* : her*e* on erþe to bleuen;
body & soule i^c þe by-take : in to þin oue*n* steuin.

„wher beþ ₃e nou₃, sergauns? : doþ ₃our*e* lord*us* heste!
₃e bringin me of þis lyue : in to an oþ*er* feste,
& saue ₃ow fro wraþþe : & fro ₃our*e* lord*us* cheste, 355
& bringe me to þe ioye : þat eu*er*more chal leste.“

Þey smeten of her*e* heued : wel sone in a stou*n*de.
au*n*gel*us* þ*er* com f*ra*m heue*n* : & here soule I-fou*n*de,
& tok her*e* body f*ra*m hem : vp fro þe grou*n*de
& ber her*e* in to an oþ*er* stede, : þat body al I-sou*n*de. 360

314 Ms. weren een euer. 326 Ms. macus. 345 þat fehlt. 349 l. blessid.

& þus deyde þis virgine, : seint margerete,
& for oure lordis loue : pynes ȝhe þolid grete.
Now bidde we here bere oure erande : myd wordus mylde & swete,
þat we mote to heuene come : whan we oure lif doþ lete. Amen.

---

2. *Strafe des Ehebruchs.**

Aus Ms. Rawlinson 118.**

Man, of þi myschefe þou þe amende
And to my termys þou take goode hede!
ffro synnes seuyn þou þe defende,
þe lest of all it is to drede.

Of þe leste schal I now speke, 5
ffor sowle-helth I wyll ȝow teche.
Be ware, man! god wyll be wreke
Of hym þat is cause of spowse-breche.

The secund sacrament þat euer cryst made,
It was wedlak, in good fay. 10
leue ȝe it well, with-outyne drede:
lest it schall tyll domes-day;

ffor þat bonde we may not breke,
If we hys owyne worde wole holde,
Tyll deth come, þat all schall wreke 15
And lappe vs done in clay full colde.

The grettest kyng of all þis werde
Be sume cause hys crown he may forgone,
I take wytenes of kyng rycharde,
Of kyng Sabere & of kyng Absolon; 20

Kyng Dauid þat made þe sawtere-boke,
ffor synnes he dede with bersabele
Cryst fro hym hys crowne he toke,
And all was for synne euery-dele.

Þe grettest clerke þat euer þou seste, 25
To seke hym vndyre heuyn cope,
he may neuer take þe ordere of preste
But he haue lycens of þe byshope;

And he be gotyn in awoutrye
Oþir ellys barayn bastard borne, 30
þis cause I tell wele to þe
þe ordere of presthode he hath forlorne.

And if þou a bastard borne be,
Man, thow þou were þe emperourys sone,
þis cause I tell wele to þe, 35
To þe ordyre of prest þou may not come.

and þerfore, & þou wyst qwat it were
To take an oþire þan þi wyffe,
þou schuldyst raþere suffyre here
To be slayn whyke with a knyffe. 40

But wrecchys þenkyn in here hert
þat fele hem gylty in þat case,
with schryfte of mowth & penauns smert
þei wene here penauns forto vnbrase;

But & þei dey in soden deth 45
with-outen shryfte & repentauns,
To hell þei goo withouten lett,
þei con noght chese no bettyr chauns.

A fayre example I schall ȝow telle,
If ȝe to my tale wyll take good hede; 50
In Salmowthe þis case be-felle,
Thretty wyntere syþene þat dede.

Þere dwellyd two brethyrne in a towne,
Of on fadyre & on modyre gotyn & borne,
Two sqwyers of grete renowne, 55
As storyes vs told beforne.

Þe eldhest brothyre had a wyffe,
þe fayrest woman of all þat londe,
And ȝet he vsyd a cursyd lyffe
And browte hys sowle in byttyre bonde.... 60

28 byshope aus pope korr. 40 = quyke.

53 Hinter diesem Verse ist As storyes vs tolde be forne | þe eldest brothere ausgestr.

* Vgl. Altengl. Leg., Neue Folge p. 368. Ms. Rawl. ist etwas besser als die dort abgedruckte Hs.

** Dasselbe Ms. enthielt Capgrave's S. Katharina von derselben Hand.

Þese two brethyr*e* happyd to dey,
w*ith* enmys slayn*e* vpon a nyghte.
þe elder*e* brother*e* to hell toke þe wey,
þe ȝonger*e* to paradyse full ryght.

ffor þ*is* was [1] knowyn*e* i*n* sothenes, 65
lystenyth, lordyng*ys*, I wyll ȝow say!
ffor godd*ys* loue boþe mor*e* & lesse,
Loke ȝe ber*e* þ*is* tale a-way! ([1] Ms. is.)

Þ*e* elder*e* brother*e* had a sone to a clerke,
Well of fyftene wyntyr*e* of age; 70
he was holy & wyse i*n* werke,
To hy*m* shuld fall hys faderys herytage.

ffor hys fadyr*e* he made grete mone,
As comyth a good chylde of kynde;
Eu*er*y nyght to hys fadres *gra*ue wolde he gone, 75
To haue hys sowle i*n* specyall mynde.

Þ*e* chylde þ*at* was so noble & wyse
Stode at hys fadres *gra*ue late at eue:
þer*e* cam on i*n* a whyght surplyse
And p*re*uely toke hy*m* be þ*e* sleue. 80

„Come on, chylde, & goo w*ith* me,
Godd hath herd þ*i* p*ra*yere:
þ*i* ffadyr*e*, chyld, þ*ou* schalt se
wher*e* he bre*n*nyth i*n* hell-fyer*e*."

he ledd hym to an hogely hylle: 85
þe erthe openyd, & i*n* þe*i* ȝede.
Smoþ*er* & smoke þ*er* come owte wylde,
And many a gost glowend i*n* glede.

Þer*e* he saw many sory tornament,
how sowles wer*e* put to her*e* peyn-y*ng*. 90
he sawe hys fadyr*e* how he brent,
And be hys me*m*brys how he hyng;

ffendys bolde w*ith* crokys kene
Rent hys body lyth fro lyth.
„Chyld, þ*ou* couetyst þ*i* fadyr*e* to seene: 95
loke vp now & speke hy*m* wyth!"

„Alas, fadyr*e*, how stand þ*is* case,
þ*at* ȝe be i*n* peynys strong?"
„Sone", he seyd, „I may sey alas,
þ*at* euyr I dyd þ*i* modyr*e* wrong! 100

ffor sche was boþe fayr*e* & goode
And also bothe trost & trewe.
Alas, I was wel werse þa*n* wode,
þer*e* þ*is* bale byttyr dyd I brewe."

„ffadyr*e*, is þ*er* no seynt i*n* heuyn*e* 105
þ*at* ȝe wer*e* wont to haue i*n* mynde,
þ*at* myght lyft ȝow oute of þ*is* peyn*e*,
Our*e* lady mary or sume good frende?"

„Sone, all þe seynt*ys* þ*at* be i*n* heuyn*e*,
Nor*e* all þe aungell*ys* vndyr*e* þe try-nyte, 110
On here-brede oute of þ*is* peyn*e*
þe*i* haue no power*e* to lyftyn*e* me.

Sone, þow eu*er*y grell-ſpyre wer*e* a preste
þ*at* growyth up-on goddys grounde,
Owte of þese peyns þe*i* cowd not me relese, 115
Cowde þe*i* neuyr*e* make me vnbounde.

Þ*ou* schalt be a preste, I wote ryght wele,
Onys or þ*is* day seuyn ȝer*e*:
At mess, at mate*ns*, at mete, at mele
þ*ou* take me neu*er* i*n* þ*i* prayer*e*. 120

Loke, son, þ*ou* do as I þe say,
þerof I warn þe wel beforn*e*;
Eu*er* þe lenger*e* þ*at* þ*ou* pray,
My peyn̄ys þe*i* schalbe mor*e* & more.

ffar*e* wele", he seyd, „my swete sone, 125
þe fadyr*e* of heuy*n* I þe beteche.
Loke þ*ou* warn*e* eu*er*y ma*n* wher*e* þ*at* þ*ou* come,
þ*at* he be war*e* of spowse-breche!"

Þ*e* au*n*gell gan þe chyld forthe lede
Sone owt of þ*at* wrecchyd wone, 130
In to a forest, was long & brede;
þe sunne was up & bryght it schone.

he ledd hy*m* i*n* to a fayr*e* herber*e*,
I-closyd, round as a balle —
Swech on had he neu*er* se here; 135
þe ȝat*ys* wer*e* of cler*e* crystall*e*.

It semyd gold burnyschd bryth,
w*ith* turretys & w*ith* towr*ys* strong.
þe*i* herd upon þe ȝat*ys* on hyght
Mynstrelys lay & aungellys song. 140

Þ*e* ȝatys opyned hem a-geyn*e*,
þe aungell gan þe chyld forth lede.
Qwa*n* he was w*ith*-Inne vp-on þe pleyn*e*,
he þowte it a thowsand myle on brede.

Aleys þ*er* were full derely dyght, 145
ffayr*e* & grene, large & long.
þe*i* herd up-on þe trees on hyght
Many dyu*er*se fowlys song,

Þe pellycan & þe popyniay,
þe tenure of þe turtyll trewe, 150
A hundryd thowsand vpon an hay,
þe nyghtyngale with notes newe.

Þe trees were floryſchyd with frute & flour,
þe leues þeron were bryght & schene;
Euery þing had so swete odoure, 155
It were gret ioye þer-Inne to bene.

On a grene hyll he sawe a tre,
An huge tre, stark & stoure;
Pale it was & bleyk of ble,
lost it had boþe frute & floure. 160

A dolefull syght þe chyld gan se —
Of þat syght he had grete drede:
Out of a braunche of þe tre
þe rede blode downe gan blede.

„Alas“, seyd þe chyld, „how may þis be? 165
þe blode here-of bledyth so rede.“
„Chyld“, seyd þe aungell, „ʒondyre is þe tre
þat godd Adam þe frute forbedde.

Þere as þou seest it blede,
Grew þe appyll þat Adam bote, 170
And all was thorow Euys rede
And thorow þe deuyll, wel I wote.

Whan any synfull man cometh here-Inne,
As þou dost, child, here with me,
ffor wykkedenes all of þat synne 175
þe blode wol rede rennyth out of þe tre.“

he lokyth forthe þene to þe pleyne:
he was I-ware of a pauelyone pyght:
Sweche on had he neuyr seyne,
Of clothe of golde burniſſhd bryght. 180

Þere-vndyre sate a creature,
Also bryght as any sonne-bem.
þe aungel dyd hym gret honoure.
„lo, chyld“, seyd þe aungelle, „ʒon-dyre is þin heem,

Þi fadyrs brothere, þou may hym se 185
In ioy & blys with-outen ende —
And so myght þi fadyre ha be,
If he to wedlak had be kende.

Þerfore he hath ernde hym helle,
Endeles, þat depe dongone, 190
Euermore þere-in to dwelle,
ffore þere neuyr is redempcyoune!“

Now, man, of þi myschefe þou þe amende,
whyll þou lyuyst bothe sounde & sawte;
ffro dedely synne þou þe defende, 195
Or deth drawyth hys dredfull drawte.

ffor dey þou schalt, þou wotyst ryght wele,
It cometh to þe be course of kynde;
ffor deth is as trew as any stele,
he hath þe merkyd in hys mynde. 200

Jhesu cryst, þat neuyr wrowte ille,
þou saue vs oute of þe fendys wreche,
And graunt vs grace aftyr þi wylle
To be well ware of spowsbreche.

---

3. (*A Tale of an incestuous daughter.**)

Aus Ms. Rawlinson 118.

Jhesu, þat heuyn & erthe begane
And aftyr hys forme made man,
  As it was hys wylle,
he ʒeue vs grace, or we hens wende,
Of oure synnes vs to amende, 5
  hys hestys to fulfylle.

Synfull man, if þou it knowyth,
with goodwyll þou it owyth
  be day & eke be nyght
hym to honoure & to loue, 10
Jhesu þat syttyth vs all a-boue,
  Most of alle myght.

I wille ʒou telle of an auenture,
ffor to amend synnes ʒoure.
  lystyne & I wille ʒou telle; 15
And ʒe þat wylyne with good wille here,
Grete good ʒe mone here & lere —
  lystynythe to my spelle.

In þe byshopriche of gyane
A mane þer was of myche mayne 20
  And riche of lond & lede.
A wyfe he had gent & fre,
þe fayrest womane þat myth be,
  And fulle of almes-dede.

* Vgl. Altengl. Leg., Neue Folge p. 334.   19 l. Vyan.   20 Ms. mythe.

A dowter þei had hem be-twene, 25
þe fayrest woman þat mythe bene,
Makyd of fleshe & bloode.
But on hard chaunce hire was lent,
Or she out of þis world went;
But alle it turnyd to good. 30

Sweche a dede she had I-wrought,
In dedly synne she was I-brought
with-outen any oþer bote;
And swech a grace god hire lent
þat she come wele to amendment — 35
God leue þat we so mote.

Þe fend of helle ageyne skylle
put in to hire sweche wille
here faderes loue to wynne;
Also temptyd was þis mane 40
his owne dowter for to tane,
To do dedly synne.

What helpithe lenger to say?
þei come bothe to-geder on a day
OfIn to a priuy stede; 45
A loue he besouth his douter ȝarne,
nd she nold not hyme warne,
þorow þe fendys rede.

ffor he ne mythe hire noth for-goo,
Of loue he be-south his douter soo 50
his wille as for to haue.
In holy scripture as mene it fynd,
vp-on his douter ageyne kynd
he gate a wol fayre knaue. [e?]

þe tyme come thorow goddis grace 55
þat þe child I-bore was:
hire hert was fulle sore;
For she nold þat man wist it none,
Sche brake þe childys necke-bone —
hire synnes were þe more! 60

Ȝete she[1] coud neuer blynne, ([1] l. þei.)
But leuyd euer forthe in dedly synne,
In boke as we haue hard.
þe boke wittnessithe apertly,
iij knaue-childerin she had hym by, 65
And alle she heme forfard.

So preuyly to-geder þei wrought
þat mane on lyue ne wyst it nought
where-abouthe þei ȝede.
vp-one a day hire moder came 70
And to-gedyr she heme name
And fownd heme with dede.

„Allas“, she sayd, „þat ȝe weryne borne!
lyue & soule ȝe hane forlorne,
Day with-outene ende. 75
Ȝe ben I-tauthe to þe fend of helle;
with ȝoue wille I no lenger dwelle,
ffro ȝoue wille I now wend.“

Þe good mane be-gane to say:
„I-wis, she wille us be-tray 80
& brynge us in mekille wrake.“
„Sertis“, quod hire douter þore,
„Sche ne shalle sey no more,
& I may hire ouertake.“

And þorow þe fendys entysment, 85
After hire moder she is Iwent
Anone into þe halle,
And with a knyfe to hire she stirte
And smote hire modyr to þe herte,
To dethe she gane falle. 90

And whane þis dede was Idone,
Sche toke þe body swythe sone
& leyd it in a chist,
And beryed it þorow here boþers rede,
As she had I-be fayre dede, 95
þat no man it newyst.

Ȝete she coud neuer blynne
But leuyd euer forthe in dedly synne,
Be day & eke be nythe. —
þe good mane with good entent 100
To holy chyrche he is I-went
þorow grace of god almythe.

On knes he felle beforne þe rode
And thought wele & vnderstode,
his synne he wold forsake; 105
If he mythe haue forȝeuenans (!)
And for his synnes do penauns,
Shrift he wold take.

Quan alle þe folke was out of chirche
A prest to hyme he called anone, [goone,
Stille withoutene stryue,
he told alle to-geder end & orde
how he had done, iche a worde,
And alle to-geder his lyue.

Þe prest sayd: „hast þou good wille 115
Of þi dedis þou hast done ille
Shrift for to take,
þat þou ne shalt with þi douter dele,
At bed, at bord, at mete ne at mele,
hire þou most forsake. 120

If þou wolt penauns fonde,
Take þi wey into holylond,
þer god was qwicke & dede.“
„ȝis[1] forsothe, sere“, seyd he, ([1] Ms. ȝif)
„While my lyue lest me, 125
I wille done after þi rede.“

Þe prest soylyd hyme of his synnys;
þe good mane went home to his Innis,
þer his douter was.
his douter had here mete I-made, 130
She bad hyme sytte & make hym glade,
And mad hym fayre solas.

„Do way, dout*er*, swech þing,
I kepe no mor*e* of þ*i* pleyng,
My shrift I haue take, 135
þ*at* Ine shall*e* w*ith* the nomor*e* dele,
At mete, at bord, at bed ne at mele;
My sy*n*ne I haue forsake.“

„A“, she seyd, „wickyd mane,
hast þ*ou* her*e*-aboute I-gane? 140
wel*e* euyl it shall*e* þ*e* lyke.
þ*ou* hast made me my mod*er* to sle,
And my fayr*e* sones all*e* thre,
And now þ*ou* wilt me swike!“

She seyd: „sythin it is soo, 145
On anod*er* way it shal goo
Or to-morowyne p*ri*me.
þ*ou* hast me brought i*n* all*e* þ*is* gyle,
wele, I will*e* qwite þ*e* þ*i* qwile,
whan*e* I may se my tyme.“ 150

And wha*n* þ*e* nyth*e* was comy*n* anon,
þ*e* good ma*n* was to his bedde I-goon*e*,
his rest forto take;
ffor erly he wold w*ith* þ*e* day
In pylgrymage wend his way, 155
ffor his synnes sake.

And þorow þ*e* fend*ys* entysyng*e*
his dout*er* þouthe anoþ*er* þing*e*,
wele wers for to doo:
And whan*e* hir*e* fad*er* on slepe was, 160
She went her*e* þed*er* a wole gode pas
And cutte his þrote a-too.

She toke w*ith* hir*e* tresour*e* þer*e*,
As myche as she myth*e* ber*e*,
And hire felawes thre, 165
And went out of þ*at* town*e*
Into a borow of grete renown*e*,
And wonyd in þ*at* cyte.

Of þ*at* tresour*e* she spent fast,
All*e* þ*e* qwile þ*at* it wold last, 170
w*ith* grete dau*n*cyng*e* & p*ri*de,
w*ith* gentyll*e* me*n* of þ*at* cuntre,
hem to play w*ith* hir*e* be too & thre,
fast be ich*e* a syde.

All*e* þ*e* womme*n* þ*at* wold folies, 175
ȝorne þ*ei* come to hir scoles
ffull*e* fast, many & fele.
She ne forsoke p*re*ste ne clerke,
Ne non*e* þ*at* weryd brech*e* ne serke,
þ*at* w*ith* hir*e* wold dele. 180

She was ful fayr*e* of body,
She ȝaue hire al to lechery,
And to þ*at* dedly synne;
ffor she ne wend neu*er* mor*e*
ffor synne þ*at* she hadde do be-for*e* 185
heuyn*e*-blys to wynne.

Vpon a fryday þorow goddis sond
Sent Austyn*e* p*re*chid in þ*at* lond
And in þ*at* cyte;
All*e* þ*e* men*e* of þ*at* town*e* 190
went to his predicacion*e*,
hym*e* for to her*e* & se.

But þ*is* synfull woma*n*,
And hyr*e* felawes eu*er*y oon,
be-left at her*e* Inne. 195
woo was hem þ*at* ylke day,
þ*er* come no men w*ith* hem to play,
ne no syluyr*e* myght þ*ei* wyne....

To chyrch þ*ei* be I-went
In þ*e* name of godd *omni*potent 200
And hys modyr*e* marye.
þ*e* holy byschop, þ*er* he stode,
p*re*chyd word*ys* þ*at* wer*e* goode:
On hyr*e* he cast hy(s) eye.

ffour*e* fendys þ*at* were false 205
he sey abowte hyr halse,
And be four*e* cheynys hyr*e* ledde,
And be eyþur arm ledd hyr on;
þ*e* holy ma*n* sey he*m* eu*er*ychon*e*,
gret wondyr*e* þ*er*of he hadde.... 210

Thorow þ*e* g*ra*ce of godd allmyght,
A worde i*n* to hyr*e* gan lyght
þ*at* þ*e* byſchop þ*er* spake;
A tere fell oute of hyr*e* eye
And be hyr*e* it gan done flye, 215
And hyr*e* colour*e* brake....

Sche sett hyr*e* down*e* on hyre kne,
To godd sche besowght i*n* trynyte
& m*er*cy bega*n* to c*ra*ue,
And seyd: „syre byſchoppe, I a*m* sche,
All day þ*ou* hast p*re*c(h)yd of me,
& here þ*ou* mayst me haue.

I haue do all þ*e* dedely synne
þ*at* any woma*n* myght be-gynne
a-geyn*e* goddys lawe: 225
Be my fadyr*e* I haue do folye,
Thre chyldre I had hym bye,
& all I haue he*m* slawe;

My modyr I stekyd w*ith* a knyfe,
My fadyre I be-reft hys lyfe, 230
Ser*e* byschopp, I þ*e* seye.
Now i*n* þ*is* sted*e* þur charyte
Scryfte I aske of þ*e*,
ffor sorow or I deye.“

Þ*e* byschop seyd anon hyr tylle: 235
„Woma*n*, a lytyll whyle be stylle
Tyll my sermon be do.“
Sche was so full of sorow & care,
Sche fell i*n* swowny*n*g be-forne hy*m* [þare,
hyr hert brast a-too. 240

Whan þe byschop had seyd hys wylle,
he bad all þe pupyll sytt stylle,
A-none to hyre he lepte:
he fond hyre dede among hem alle.
On hyre he gan boþe clepe & calle 245
& sore fore hyre he wepte....

Þe byschop seyd an orysone.
An aungell[1] cam fro heuyn a-done,
þat he myght it here,
And seyd: „þe sowle of þis synfull [wyght
Is now in heuyn lyght
Before Jhesu cryst so dere.

Sere byschop", he seyd, „þou art wyse,
Asoyle þe body þat here lyse
& ley it in a graue. 255
ffor if any man do folye,
And he wyll of Jhesu aske mercye,
Mercy he schall haue."

Þe kyng þat is of myghtys most,
ffadyre, sone & holygost, 260
ȝeue vs myght & space,
Whan we haue do here oure ende,
In to ioye for to wende,
Amen, lord, for þi grace.

(1 l. voice.)

4. *Testamentum Christi.**

a) Ms. Vernon, Fol. 317 b.

„Jhesu, kyng of heuene and helle,
Mon and wommon, I wol þe telle
What loue I haue I-don to þe;
Loke what þou hast don to me. —
Of alle Joye þou weore out pult 5
Wiþ resoun and wiþ þin oune gult;
Pore þou weore I-dryuen a-way,
As a best þat goþ on-stray.

1 l. I, Jhesu.

b) Ms. Harl. 2382.

Wo-so wil ouer-rede this boke
and with gostly eyen ther-on loke,
to other scole dare he not wende,
to saue his soule fro þe fende,
Then for to do as this boke tellith; 5
for holi wryt for-sothe it spellith.
ther-for y pray yow for charite
that this boke shal rede or se,
that your herte & al your mynde
kep derworthly that ye here fynde; 10
and ful-filleth it in dede
that ye shal in this boke rede. —
Now ye shal here anon-righte
your sauyour speke to yow as-tyte
wordes of a chartour þat he hath wroght, 15
that ye may knowe in al your thoght.
and who this boke can vnderstonde,
teche it forth thurghe al the londe
vntil other þat this hath not sene,
to saue here soules right as here owne;
els ye shal not with-outen strif
fro this world passe to þe lond of lyf.
Now y wil be-gynne to rede þeron,
his pes he yeue vs euery-chone. —
„Jhesu, lord of heuene and helle, 25
man & womman, y wol yow telle,
loke what loue y do to the,
and loke what thu has do to me.
ffro paradise thu were out pilt,
with care & sorwe þu were out spilt, 30
forth thu were drawe a-way,
as a beste that goth astray.

31 l. driue.

* So der Titel im Ms. Harl.; besser The Charter of Christ. Das vortreffliche Gedicht ist vielleicht vom Dichter des Ipotis und Robert of Sicily.

ffrom my kindome I com doun,
Te seche þe from tou*n* to toun, 10

Min heritage, þat is so fre,
In þi mischef to ȝiue hit þe.
And whon þ*at* ȝifte I ȝiuen þe scholde,
I dude as þe lawe wolde:
To a Mayden I meked me, 15
ffor no chalange schulde be;
wel dernely I kepte þe and me
Til I my tyme wolde se,
ffourti wokes and fourti dawes,
To folfulle þe olde lawes; 20
þe Mayden was trewe, mylde & fre,
heo receyued me for þe.
þorw my monhede and my grace
þus co*m* sesyng furst on place.

And whon þe sesyng was do so, 25
fful gret envye hedde þe*n*ne þi fo;
þe*n*ne Belsebub and Sathanas
hedde gret wonder whi hit was:

þei fondede me wiþ felony,
wiþ pride, couetyse and gloteny, 30
And wel þei wuste I was a mon;
But synne in me fou*n*de þei non.
harde þei þreted me i*n* her þouȝt,
þat ilke sesyng schulde be deore abouȝt;
þei sende heore sergeau*n*s w*i*þ maystrie, 35
w*i*þ wo and serwe me to distruye,
And wel þei fou*n*de hem geyned nouȝt.
Anoþ*ur* help was in my þouȝt:
More siker þe to make
Aȝeyn þi foos, ful of wrake, 40
heuene and eorþe in p*re*sent
To make a chartre of feffeme*n*t;
In such amaner þen moste hit be
þat I moste ȝiue my lyf for þe:

ffor þ*ou* art ded, and I am lyf, 45
And I moste dye to ȝiue þe lyf.

ffro my right y cam a-doun*e*,
to seke the fro toun*e* to toun*e*,
to helpe the in thy myschef — 35
Derworth soule þu art me lef —
myn heritage, that is so fre,
in thi myschef to yef it the.
And when this ſeſyng y yeue shulde,
y dud as the Jewys wolde: 40
Til a mayde y be-toke me,
when þ*at* y conceuyd shuld be;
the mayde was trewe, mylde & fre,
she me receuyd for þe loue of the.
nyne mo(*n*)thes w*ith* her*e* y was, 45
to make a-mendys for thi trespas,
er y in to this world was born*e*
to saue man-kynde þ*at* was forlorn*e*.
thurgh my vertu & my grace
thus cam the ſeſyng first in place. 50
Virgyn Marie, mayden mylde,
w*ith* me went thus g*re*t w*ith* childe.
and when this ſeſyng was al ydo,
fful grete envy had thy foo,
that cursed fende Sathanas, 55
had gret wond*er* whi it was,
whi y loued so moche the,
that so vnkynde has ben to me;
wroth he was — it helped hy*m* noght,
the to helpe was al my thoght. 60
he tempted me in so gret foly,
pride, couetise and glotony,
and well*e* he wist y was a man;
but synne in me found he nan.
for-sothe, right hard he thretid me 65
that y shold dere abye for the,
to destroye me thurgh his myght
and put the for eu*er* out of my sight.
Now, derworth soule, herken to me
and a new ioye shal y telle the: 70
to make a charter of feffement,
heuene & erthe shal be p*re*sent;
but in soche a man*er* it most be
þ*at* y shal yelde my lyf for the —
and when y am ded, man, be þu kynde, 75
and haue this chart*er* in þi mynde.
for an enmy that hath the soght;
but yet shal y the leſe noght,
for y wol dye for thy foly
and bryng þ*e* in to my company. 80
I am a-lyue and thu art ded,
y wol yeue my lyf ayenst þ*e* qued,
for to helpe the y am redy,
to saue the eu*er* fro thyn enmy.

78 l. lefe.

Mony a wei haue I go
In hong*ur* and þurst, colde and wo
þritti winter and more þen two,
Or my dede weore al I-do. 50
Ne mihte I fynde no p*ar*chemyn
ffor to laste wiþ-oute*n* fyn;

Bote, as good loue bad me do,
Min oune skin I tok þer-to.

To gete me frendes, I ȝaf good mede— 55
So doþ þe pore þ*at* haþ gret nede:

On a þoresday a soper I made,
Boþe frend and fo to maken glade,
wiþ mete and drynk to soul*us* fode,

w*i*þ holi word my flesch and blode: 60

And þis I made for Monkynde,
Mi loue-dedes to haue in muynde —

hoc facite in meam commemoracionem.

Or I fro þe bord a-ras,
Of my frend bi-trayed I was;

he fond me goande in þe way, 65
As þe Leou*n* goþ to his pray —
Susceperunt me sicut leo paratus ad predam.

A curtul I hedde and cloþus mo,
And sone I hedde he*m* alle for-go —

---

for many a way haue y go, 85
in hunger, thurste, colde & wo,
xxx^{ti} wynter and thre þ*er*to,
or my disese were al y-do.
p*ar*chement to fynde wyst y none,
to make a chart*er* ayenst þ^{i} fone 90
that wil leste w*ith*-oute ende.
herken now to my word hende!
But, as trewe loue bade me do,
myn owne skynne y toke þ*er*to.
and when y had so y-do, 95
wel fewe frendus had y tho;
to gete me frendis y yeaf gr*et* mede,
as doth þe pore þ*at* hath gret nede.
but to yeue the y had no more,
for þ^{i} soule that was for-lore, 100
then my soule to yeue for the,
that for the dyed apon a tre.
apon a thursday a sop*er* y made,
to frend & foo, to make hem glade,
of bred & wyne the sacrament, 105
for eu*er* to be my Testament,
which is my fleshe & my blode,
to tho that lyuen in mylde mode,
and to þ^{o} that dyen out of charite
their dampnacion eu*er* to be. 110
her*e* wol y foure wordes yow teche —
and to þe peple loke ye hem preche:
hoc facite in meam commemoracionem;
that they haue hem eu*er* in mynde;
her*e* mede in heuene shal they fynde.
thes wordes twocheth þe sac*ra*ment 115
that men receueth, verrament.
It semeth many & is but one,
it semeth bred & it is none,
it is quyk & semeth ded:
it is my body in fo*ur*me of bred. 120
This made y only for mankynde,
my wond*er*ful dedis to haue in mynde —
who-so receueth it in clennes,
saued shal be & com to blys —
and to haue in mynde my passion, 125
that shal be thi saluacion. —
Or y fro the borde aros,
of my disciple be-trayed y was.
when y had soped, he ros anone,
to grete maistris he gan gone 130
and broght them w*ith* hym in þe way,
as a lyon þ*at* goth a-boute his pray —
Susceperunt (me) sicut leo paratus ad predam.
Anone they be-gunne to spoile me,
and seid y shuld dye on a tre.
my mantylle and other clothes mo 135
alle y had them sone for-go,

88 Ms. welle st. were.

So hedde I, þis chartre writen,
þo was I naked, wel may ȝe witen; 70
þei casten lot as wolde bi-falle,
wheþer on schulde haue hem or parten alle.
ffrend and fo þat wiþ me metten,
In my neode alle me for-letten;

And to a piler I was I-piht, 75
Togget and tauwed al þe niht
And waſſchen in myn owne blode,

And strayte I-streynet on þe Rode,
Streyned to druye on Rode-tre,
As parchemyn oweþ for to be. 80

Here now and ȝe schul witen
hou þis chartre was I-writen.
vppon myn neb was mad þe ynke
wiþ þe Jewes spittyng on me to stynke.
þe penne þat þe lettre was wiþ writen, 85
weore scourges þat I was wiþ smiten.
how mony lettres þeron beon,
Red and þou miht wite and seon:
ffif þousend foure hundred fyfti and ten
woundus on me, boþe blak and wen. 90
To schewen ou alle my loue-dede,
Mi-self I wole þis chartre rede.
ȝe Men þat gon bi þis weye,
A-bydeþ a luytel, I ow preye,

And redeþ alle on þis parchemyn, 95
ȝif eny serwe beo lyk to myn —
O uos omnes qui transitis per uiam;

Stondeþ and hereþ þis chartre red,
whi I am woundet and al for-bled.
Sciant presentes et futuri,

wite ȝe þat are and schal be-tyde,
þat Jhesu crist wiþ blodi syde, 100
þat was boren in Bedleem
And offred in to Jerusalem,

they cast lot emonges them alle
wheþer one shuld haue them or parte hem alle.
but alle my clothes fro me thei token;
and alle my frendis sone me for-sokene;
naked y stod emong my fone —
for other socoure had y none;
redy they were me to despise,
but none þer were me for to plese.
They made scourges hard & grete, 145
ther-with my body shuld be bete;
and thogh y wold haue pleyned me,
ther shuld to me no socur haue be.
ful sore a-ferd for-sothe y was,
when they led me so gret a pas! 150
To a piler y was bound al þe nyght,
togged & betyn til day-light,
and waſſhen with myn owne blode,
that al the erthe aboute cold stode.
and so y stod bounden al the nyght 155
til on the morwe þat it was bright
they strayned me hard apon a tre,
as parchement auȝhte to be. —

hereth now & ye shal wetyne
how this charter was y-writene. 160
ouer al my face felle the enke,
thornes in my hed gan to synke.
the pennys that þe lettris writene,
were scourges þat y was with ſmytene.
how many lettris that ther-on bene, 165
rede and thu may wete & sene:
v thousant v.cl & x then
wondes on my body, boþe red & wan.
ffor to shewe the of my loue-dede,
my-self y wol here þe charter rede. 170
O vos omnes qui transitis per viam, attendite & videte si est dolor sicut dolor meus —
Ye men that goth forth bi þe way,
be-holde & se bothe nyght & day
and redith apon this parchemyn,
yf any sorowe be as gret as myn.
Stondeth & herkeneth þe charter red,
why y am wonded & al for-bled.
Sciant presentes & futuri,
Wetyn þo here & tho þat be to come
that Jhesus of naȝareth, god is sone,
vnderstondeth wel & þo þat wol abide
that Jesus hath a blody syde, 180
that born was in Bethelem
and ouer-more offred in to Jerusalem,

Carta xpi.

158 Ms. auxhte. 167 a. R. nota de vulneribus.

þe kynges sone of heuene aboue,
wiþ mi ffadres wille and loue
Made a sesyng whon I was born, 105
To þe, Monkynde, þat was forlorn.
wiþ my cha(r)tre here present
I make nou a confirmament:
þat I haue graunted and ȝiuen
To þe, Monkynde, wiþ me to liuen 110
In my Rewme of heuene-blis,
To haue and to holden wiþ-outen mis,
In a condicion, ȝif þou be kynde
And my loue-dedes haue in Mynde,
ffre to haue and fre to holde, 115
wiþ al þe purtynaunce to wolde,

Myn heritage þat is so fre.
ffor homage ne for feute
No more wol I aske of þe,
But a foure-leued gras ȝeld þou me: 120

O lef is soþfast schrifte,
þe toþur is for synne herte-smerte,
þe þridde is „I wol no more do so“,
þe feorþe is „drede god euermo“;
whon þeose four leues to-geder ben set,
A „trewe loue“ men clepen hit.
Of þis Rente beo nouȝt be-hynde,
ffor þorw þe ȝer þou may hit fynde;
Elles mai þou not fynde hit in my wounde,
ffor þer mai „trewe loue“ wel be founde. 130

And ȝif þou falle and gretly mis-take,
Mi dede I wole neuer forsake;
And ȝif þou amende þe and Merci craue,
þin heritage ȝut schalt þou haue.'
Þe seles þat hit was seled wiþ, 135
þei were grauen vp-on a stiþ;
Of gold nor seluer weore þei nouȝt,
Of stel and Iren were þei wrouȝt:
wiþ þe spere of stel myn herte þei stongen
þorw myn herte and þorw my longen;

Iren nayles þurleden me
þorw feet and hondes to þe tre.
Þe selyng-wax was deore abouȝt,
Ate myn herte rote hit was souȝt,
And tempred al wiþ vermilioun 145
Of my rede blod þat ran doun —
Factum est cor meum tanquam cera in medio ventris mei. [*liquescens.*

the kyngis sone of heuene aboue,
a mercyful fader that wel y loue.
I made a seiſyng when y was borne, 185
to ſaue man-kynde that was forlorne.
But with my charter here in present
y make to mannys soule a feffement:
that y haue y-graunted & yeue
to mankynde, with me to lyue 190
In my kyngdom of heuene-blys,
to haue & holde with-outen mys,
with this condicion þat thu be kynde
and my workes to haue in mynde,
frely to haue and frely holde, 195
with al the purtenaunce to be-holde,
and in my blisse euer to dwelle
for the rente þat y shal the telle, [1146]
Myn heritage that is so fre.
for homage or els for fewte 200
no more wol y aske of the,
but a iiij-levid gras yeld þu me:

that one lef is verry shrifte,
þat other is for þi synne þe smerte,
the thirde is wille no more do so, 205
the fourthe þi penance mekely do;
when thes levis to-geder ben set,
a „trew-loue“ men callen hit.
Of this rent be not be-hynde:
the way to heuene then may þu fynde;

yf þu this rente truly pay me,
my gret mercy I shal shewe to the.
for if thu falle in gret mystake,
my charter wol I þe not forsake;
yf thu amende and mercy craue, 215
thyn heritage then shalt þu haue.' —
Thes selys that it is selyd with,
they were made alle at a smyth;
of golde ne siluer were thei noght,
of stile and yren were they wroght: 220
with a spere of stile myn hert was stonge
thurf my syde & thurf my lunge,
apon my side they made a wonde,
myn herte-blode ran doune to grounde;
with yren nayles they smyten me 225
thurghe fete & handes on þe rode-tre.
The selyng-wax was dere y-boght,
at myn herte rote it was sought,
al tempred with fyne vermylon
of my red blode that ran adoune —
Factum est cor meum tanquam cera in medio ventris mei. [*liquessens.*

ffyue seles weore I-set þeron:
ffader and sone, god and mon,
þe fyfþe is for to leeue most,
þat i-comen of þe holygost. 150

In pleyn pouwer þi stat to make,
A croune on myn hed (I gon) to take
Of þornus, in toknyng þat I am kyng
And freoly may ȝiue þe þi þing —

þis witnesseþ þis Jewes alle, 155
On kneos þei gunne to me falle
And seiden loude on heore scornyng
„heil be þou, lord and Jewes kyng.“
Bi-twene two men þis (chartre) was seeled,
þei boþe weore seke, þat on I heled, 160
Bi-twene two þeues on hih I-piht,
In toknyng þat I am mon of miht,
þat Norþ and West on heiȝ hille
þat I may deme boþe gode and ille —
Quia neque ab oriente neque ab occidente.

A-þhurst I was ful sore I-swonken,
þe beuerege moste nede be dronken:
A loue-drynke I asked of þe,
Eysel and galle þou ȝaf to me —

þis witnesseþ Matheu and Jon,
Luk and Mark and monyon, 170
And nomeliche my moder swete:
ffor heo lafte neuere teres to lete;

Ar þis chartre writen was,

fful ofte heo seide allas allas!

So bare I was of worldes gode, 175

150 l. i com? 152 I gon (con?) fehlt.

My sealis bene y-set ther-one:
fader & sone, god and man,
the firste, that is be-leve most,
that y cam of the holy gost.
ther-for here may thu now se 235
þat y am a kyng of gret poste;
in playn power thi state to make,
a crowne of thornes on my hed y take:
This croune be-tokeneth y am a kyng
and frely may yeue thyn owne thyng — 240
this wittenesseth wel þe Jewys alle,
on kneys they gonne be-fore me falle
and lowde seyd in here scornyng
„al haylle thu lord, of Jewys kyng.“
Be-twene ij thevis þe charter was selyd, 245
bothe were syke, þat one was helyd,

be-twene ij thevis high y-pight,
in token that I was lord of myght;
this be-tokeneth bothe good & ille,
atte day of dome to saue or spille. 250

fful dry y was & thursted sore;
but of soche drynke y myght no more:
for aysel & galle they yeaf to me.
but one drynke aske y of the:
that þu be louyng to-ward þi foone —
other drynke of þe aske y none;
yf thu me loue, haue this in mynde:
to þi enmyes thu be right kynde.
ensample þu mayst take here of me:
for loue of the y hong on a tre, 260
But (seid) „my fader, y pray now the,
apon myn enmyes thu haue pite“ —
And as y do, do thu to thyne,
and saued shalt þu be fro helle-pyne.
here (of) be wittenesse mo then on: 265
Mark, Mathew, Luke and Johñ,
and namely my moder swete,
that for me blody terys gan lete.
for there she stode vnder the rode,
she sawe my body al on blode, 270
that fro my fete vnto my hede
y was not els but al blode-rede;
No word to me þer myght she speke,
it semed ny here herte wold breke;
no wonder was thogh she were woo 275
when she sawe me on þe crosse y-do.
ffor sorwe of here y made a cry
and seid ful lowde *„heli lamaȝabathany.“*

233 l. fifte. 247 Ms. plight. 261 seid fehlt.

whon I schulde dye on þe Rode,

þ*at* I hedde nou꞉t wher-of to take,

Mi testame*nt* wher-of to make,

But of my leoue moder dere —

heo stod bi me w*i*þ serwful chere; 180

And whon I my cosyn hire bitoke,

heo caste me mony a serwful loke.

In knowleching I made a cri

„*Pater pater, lama꞉abatani.*“

Bi-hold þ*ou*, mon, w*i*þ herte and e꞉e, 185
ffor þi loue hou I schal dye:

anon*e* she fell*e* doun*e* in sownyng,
right be-fore me at myn endyng. 280
the peynes that y suffred wer*e* ful sore,
but for my moder they were the more.
when y layd my hed here & there,
my moder chaunged al her*e* chere;
ful fayn she wold haue holpe me, 285
but for the Jewys it myght not be.
my peynes wer*e* tho full*e* smerte,
the swerd of sorwe p*er*ced her*e* herte;
when to seynt Joh*n̄* y her*e* be-toke,
she cast on me a drewry loke, 290
as y had here all*e* forsake
and to a nother sone y had her*e* take;
and or this chart*er* writen was,
ful ofte she sayd alas alas.

Apon my shulder y leyd my hed 295
when y drow fast to my ded:
for so bare was y of worly good,
when y shold (dye) apon the rood,
that y ne had wher*e*-of to take,
rest of my hed wher*e*-of to make. 300
pore & riche, haue eu*er* in mynde,
when ye in this world no rest may fynde,
what rest y had only for the,
when y hong nayled apon a tre!
wel may þ^{n} knowe þ*at* y had non*e*, 305
for þ*er* y stode amonge my foone.
when thu amonge thi foen art broght,
be redy to suffre w*ith* all*e* thi thoght.
to stande at barre it is wel harde,
as ye be worthy to haue rewarde: 310
thu (þat) for me suffrest wrong,
þ^{u} shal be sothely on my right hond;
thu þ*at* vengest the apon thi brother,
thou standest not þ*er*, but on þ*at* other;
and yf thu wilt the sothe knowe: 315
right as þ^{u} sowest so shalt þ^{u} mowe.

I fele me now so ful of woo,
that out of this world y most go;
w*ith* peynes of deth hard am y bounde,
my soule shal passe her*e* in þ*is* stounde. 320
be-hold now, man, w*ith* herte & eye,
for thi loue how y shal dye.
y hong on crosse for loue of the:
forsake thi synne for loue of me,
mercy aske and amende þe fone 325
and y foryeue þe that is mysdone;
for ful of m*er*cy y am, truly,
to alle tho that cryen mercy.
what shal it g*re*ue to repente the
and in endeles ioye to dwelle w*ith* me? 330

279 l. swounyng.

Consummatum est, þis chartre is doon.
Mon, þou hast ouercome þi foon!

To helle I wente þis chartre to schewe
Bi-fore þi fo, Sathanas þe schrewe; 190
þo he was schent and brouht to grounde,
wiþ nayles bored and speres wounde,
A strayt couenaunt I-mad þer was
Bi-twene me and Sathanas:
Al my catel to haue away 195
þat he me refte wiþ false pray.

A ȝein I com and made a feste
AMong þe leste and þe meste —
A parti þo gunne knowe me,
þat I was mon of gret pouste. 200
þe feeste laste fourti dawes,
To do men knowe my newe lawes;
þat feeste was al of ioye and blis,
þat Esterday ȝit cleped is.

On endenture I lafte wiþ þe, 205
þat euer þou schuldest siker be:
In preostes hondes my flesch and blode,
þat for þe dyede on þe Rode.

A by-keye I tok þe also:
þe token þat I was on I-do, 210
To bere wiþ þe wher þat þou go;
þenne þar þe not drede of þi fo.

To my fader I moste gon,
ffor al his wille haue I don.

A cote-armour I bar wiþ me, 215
ffor þat I tok of þy liuere;
þe cloþ was riche and ful fyn,
þe chaumpe hit was of red camelyn.

---

ffor tho that wil no mercy crye,
they shal to helle when they dye.
now when y haue one word spoke,
myn eyen to-geder most y loke —
thu synful man, haue pite on me, 335
for thyn owne sowle for charite!
Thes wordes y most nedis speke,
and then my herte shal to-breke:
Consum(m)atum est, this charter is done.
man, þu hast now ouer-come al þi foone. 340
Anone y went to helle þat charter to shewe
be-fore Sathanas, þat olde shrewe;
there y hym shent & broght to grounde
thurgh my nayles pitous wounde.
and after a cownant made þer was 345
be-twene me and Sathanas:
alle my catelle to haue away
that he be-rafte me with his pray.

The thirde day y made a fest
to the moste and to the lest: 350
the fest was of ioye & blys,
that Ester-day called ys.
one indente y left to the,
where-of þ shalt euer syker be:
In prestys handes my fleshe & blode,
that for the was hanged on þe rode.
who-so-euer be-leveth ther-on,
endeles payn shal he fynde non;
al-thogh y dyed, yet dyeth not he,
for he shal rise & lyue with me. 360
A wel faire thyng y tok þe also:
a token of the crosse y was on do,
to bere with the so where thu go,
to kepe the euer fro thy foo.

to my fader y most gone, 365
for al his wille haue y done:
I take my lef, ye haue me seyne;
atte day of dome y come ageyne,
man to deme after his wirke —
this is the wille of al-holi kyrke — 370
and euer after in ioye to dwelle,
saue to be fro the peyn of helle.
A cote-armur I bere here with me,
the which y toke of thy lyuere;
this cote is riche & wel fyne, 375
the cherupe is now of red satyne;

---

191 u. 192 umzustellen.

A ful feir mayden to me hit wrouȝt,
Oute of hire boure I hit brouȝt; 220
Poudret wiþ fyue roses rede,
ffyf woundes þat I þoled dede.
whon I come eft aȝeyn to þe,
þer-bi þou maiȝt knowe me.
Þeose þat beoþ of rente be-hynde 225
And þeose dedes haue not in mynde,
ffal sore may þei ben a-dred
whon þis cha(r)tre schal be red:

Alle þeose schul go to helle-pyne;

And wiþ me to blisse schul go alle myne. 230

Pay þi rente, keep þe from gylt,
Cum and cleyme whon þat þou wilt,
þe blisse þat loste oure frende."
to þe whuche blisce crist vs bringe wiþouten ende.
A. M. E. N. Amen.

a wel faire mayde me it be-tought
and out of here boure I it broght;
poudred it is with v. roses red,
wondes y-suffred with peynes of ded.
And when y come ageyn to the,
bi this clothyng thu may know me.
tho þat ben of this rent be-hynde
and my wondes wilnot haue in mynde,
wel ſore shal they bene a-dred 385
when this charter shal be red;
of the hy Justice be they ful ware,
for-sothe thene shal he none spare,
for alle þe synnes þat thu has wroght
fram þi youthe, shalle be soght. 390
for power of my fader y haue
to saue alle thoo þat mercy craue,
Now pay thi rent, while þu has space,
yf thu wilt of me haue grace;
and yf thu dye ful sodenly, 395
apon þi soule y shal haue mercy.
A cownant is made betwene vs two:
as I haue done, so most thu do.
loke what þi pater noster seith to the:
„right as y foryeue, foryef þu me", 400
and do ther-after, yf thu wilt,
so that thi soule be not spilt.
Apon al-holi writ y may put me
where y be curteyse or no to the;
be thu lerid or be thu lewde, 405
the way to heuene y haue þe shewde
by the texte of holy writ,
in what place þu wilt seke it.
therfor y byd the pay thy rent,
that with the fend þu be not shent; 410
with me to blisse then shalt þu come,
and in my blisse þu shalt wone.
To that blisse y may the bryng
that of myght made al thyng."
*Explicit Testamentum xpi.**

* Dann folgt The child of Brystow, Testamentum Lydgate, Prophecia Merlonis

5. *(The messengers of Death)*

aus Ms. Vern., f. CCXCVII.

her biginneþ a tretis
Of þreo Messagers of deþ I-wis.

ÞE Mon þat is of wommon I-bore,
his lyf nis heere but a þrowe —
So seiþ Job vs heer bi-fore
Al in a Bok þat I wel knowe.
he hedde is Muynde al of his deþ, 5
wel sore he con grone and grunte,
And seide his lyf nas bote a Breþ,
heer mou we none stounde stunte.
ffrom deþ may no mon be fre,
ffor his riȝte wol he not lete. 10
Now beoþ þer Messagers þre
A-Mong Monkuynde for to meete:
Auentures, Seeknesse, and Elde —
Þeos beoþ Messagers of deþ;
To hem we moten vs alle ȝelde 15
And louten þer vr Maystres geþ.

Whon Deþ comeþ þat is so derk,
þer May no Mon him wiþ-stonde —
I take witnesse on a noble Clerk
þat wrot þeos vers wiþ his honde: 20
Mors necat athletas,
Ego mortis nescio metas,
I(n)ter Res letas,
Caueat sibi quelibet etas —
Deþ he sleth þis kempes kene, 25
And kynges in heore worþly won,
Riche & pore alle bi-dene,
ȝong ne Old spareþ he non.
þer is on of þis Messagers
þat of no mon wol take mede; 30
he is so hardi and so fers
þat alle Men of him haue drede:

ÞE Messager hette Auentours,
Aȝeynes him may beo no strif;
whon he comeþ to a Monnes hous, 35
he takeþ boþe hosebonde & þe wyf.
he takeþ þe child In his Cradel,
þeih he beo bot o niht old;
þe kniht and horse in his sadel
I-a(r)med, beo he neuer so bold. 40
Of him beo vche Mon I-war
And mak him clene, ar he beo hent;
ffor þer nis no ȝeyn-char,
whon Auentures comeþ to turnement.
Mony mon lihþ in dedly synne 45
And weneþ þat he beo not veyȝe,
And Auentures comeþ wiþ his ginne
And hontuþ til he haue his preye.
In dedly sunne ho is I-founde
wiþ-outen schrift and repentaunce, 50
he geþ in to helle-grounde,
þer to suffre his penaunce.
Seint Poul bit we schulden awake —
þis Clerkes witen as wel as I —
þat we schulden vs clene make 55
And of vr sinnes ben sori;
And bote we ben, we schulen abugge;
þer schal no pledur plede þat;
þer God vs fynt, he wol vs Jugge —
Nou vche Mon be war bi þat. 60
ffor Auentures wol come as a þef
Be nihte, whon men ben aslepe,
And taken awey þat him is leef —
Nou awakeþ, þat ȝe mowe him kepe.

A Noþer Messager þer is 65
Of Deþ, whon crist wol him sende:
Seknesse, Ichaue I-herd ar þis,
þe Messager is swiþe hende.

Whon Seeknesse comeþ to amon,
he may be war ȝif he is sleih, 70
And greiþen his In, ȝif þat he con,
And þenken þat deþ is swiþe neih.
ffor seknesse comeþ apertely,
he ne dareþ not in his den;
hit is vre lordes Cortesy 75
wiþ Seknesse for to warne men.
Mony Men, whon þat heo beoþ seke,
To Jhesu Crist a clepen and criȝe
And to his Mylde Mooder eke
And sigge: „now þou help, Marie! 80
ȝif þat we mowe be sound and saue
And keuere, þat we mowen habben vr hele,
Al þe good þat we haue
ffor Godes loue we wolen hit dele.“
We loue wel God in al vr þouȝt, 85
while we beo seeke & sore smerte;
whon we beoþ hol, we louen him nouȝt,
he nis no lengor in vre herte —
Cum fero langorem,
ffero Religionis amorem; 90
Expers langoris
non sum memor huius amoris.
Of crist ne takeþ he non hede,
he naþ no more wiþ him to donne;
To þonken him for his goode dede, 95
he þenkeþ no more þer-vpponne.
Suche men ben ofte al-one I-let
To pleye as þe foul in þe lift,
Til Auentures haue wiþ hem met,
Be-Reueþ hem boþe hosel and schrift. 100
Men ouȝten holden vp boþe heore honden
To God, while heo ben hol and feere,
To sende, whon he wol hem fonden,
Seeknesse to ben heore Messagere.
Seint poul seiþ, vre lordes kniht, 105
In a pistel þat he wrot,
þat he was strengest & most of miht
whon god him wiþ seknesse smot.

NOw ichulle siggen ou of Elde,
Of Messagers he is þe þridde. 110
whon Monnes hed biginneþ to elde,
he may not do but beodes bidde.
And he leoneþ vppon his Crucche,
whon deþ him bekneþ, comen he mot;
hit helpeþ nouȝt þauh he grucche, 115
he schal wiþ-stonde neuer a fot.
Also fareþ Elde as doþ a sweyn
þat stondeþ at his lordes ȝate
And mot not wenden in aȝeyn,
ffor þe po(r)ter þat is þer-ate; 120

---

21 Ms. vetat ath letas. 23 Ms. Iter. 40 Ms. amed. 49 Ms. he st. ho.

ffor no ȝiftes þat he may ȝiuen,
Ne feire wordes þat he mai speken;
he worþ out atte ȝate I-driuen,
Anon þe ȝate for him is steken.
Ȝif a Mon may libben heer 125
And ben of pouwer for to go
þe Elde of ffoure-score ȝer,
þat oþer del is serwe and wo.
ffor hose wole his lyf be-holde
ffrom biginnynge to þe ende, 130
wel ofte may his herte colde
þat not what wey he schal wende.
Wel we witen we schule be ded,
vr dwellyng her nis bote a while —
Jh*esu* crist vs wisse and rede, 135
þat neuer þe ffend ne do vs gyle.
Nou is deþ a wonder þing
And grislich for to þenken on;
he ne spareþ Emp*er*our ne kyng,
Ne Pope for al þe good þat he con. 140
Wher ben heo þat biforen vs weoren,
þat weore so mihti in heore deden,
houndes ladden and haukes beeren
An hontyng heiȝe vppon heore steeden?
Deþ hit haþ hem al by-raft, 145
wiþ hem þer nis no more pley.
And al þat beres monnes schaft,
Schal go þat ilke selue wey.
vche Mon may be sore aferd
þat haþ a soule for to saue, 150
whon he geþ bi a Chirche-ȝerd
And seoþ wher dede men beþ I-graue.
Riche men habbeþ riche stones,
þat alle men mouwe biholde:
þer-vnder liggeþ foule bones, 155
I-beddet al in Cloþ of colde.
Wel pore halle þer is I-maked,
wiþ-outen eny worldes winne;
Saue a Clout, men beoþ al naked,
whon deþ is comen I-cast þer-Inne. 160
Þe halle-Roof is cast ful lowe,
þer beoþ none Chaumbres wyde;
Me may reche þe helewowe
And þe wal on vche a syde.
heore bodies þat weore*n* so softe I-baþen 165
And I-brouȝt forþ wiþ Mete and drynk,
þer hit schal crepe ful of Maþen —
In al þis world nis foulore stynk.
A Mon þat such a bodi seȝe
whon wormes hit haþ þorw-souht, 170
he ouȝte wepe wiþ his eȝe
And eu*er*e haue him in his þouht.

Þer nis non so luyte ne so muche
þat is of fflesch, blod and bon,
þat we ne schule ben alle suche, 175
whon we ben huled vnder a ston.
hou may eny mon be proud
ffor eny þing þat he may gete,
whon he is huled vnder a schroud
þat þing þat is wormes mete? 180
Þat þing þat is vr moste fo,
þerfore we don a gret folye
To loue þat þing þat doþ vs wo,
And eke vr dedliche enemye.
ȝif a Mon may libben heer 185
As longe as dude Matussale —
Niȝene hundred & nyne & sixti ȝer
So longe on eorþe liuede he —
Þat nis not also muche tyme
Aȝeynes þe tyme þ*at* comeþ afterward 190
As fro þe so*n*ne-rysing to prime —
To su*n*fol men þat is ful hard.
Þat I schal seye nou takeþ kepe,
I drawe to witnesse seynt Austyn:
þat a Mon schal more wepe 195
þat dampned is to helle-pyn,
Þen is water vnder þe sonne,
And he wepe vche day a ter.
Auiseþ ow now, ȝif þat ȝe cunne,
And doþ þat ȝe ne come not þer! 200
A Mon þat dampned is to helle,
his peyne may not ben for-bouȝt,
Ac endeles he schal þer dwelle;
Almes-dede helpeþ him nouht.
Þei alle men þat libbeþ nouþe 205
weore prestes Masses to synge,
And duden al þ*at* þei euer couþe,
Ne scholde*n* hi*m* of pyne bringe.
Þat ilke soule þat is dryuen
wiþ fendes in atte helle-ȝate, 210
And his Juggement be him ȝiuen,
To bidde Merci hit is to late.
heuene hit is vre heritage,
To vre bihoue hit is diht,
(if) we han do feute and homage 215
To vre lord, as hit is riht.
Synful mon, ȝif þat he falleþ,
A-Rys vp and mak þi pees,
And cum to crist, whon þat he calleþ,
To Joye þat is endeles. 220
he þat is al-mihti kyng,
þat heiȝe sitteþ In Trinite,
Graunt vs alle his blessyng,
AMEN AMEN par charite.

215 if fehlt.

6. *Festum omnium sanctorum (et omnium animarum).**

aus Ms. Ashmol. 61, fol. 73.

Jh*esu* Cryst of my*ȝ*ht*is* most,
fad*er* & sone & holy gost,
Be at ou*r* begy*n*nenge
And saue mans kynd fro spylly*ng*,
And gyfe vs, *grac*e aft*er* to fynde, 5
holy chyrch to haue in mynde
And do þ*er*-aft*er* & to wyrche
As teches vs haly chyrch! —
Fey*r*e it is on to se
Off holy seynt*is* þ*at* haue be, 10
And haue þ*er* fest*is* in þe ȝere,
As is wryten*e* i*n* kalend*ere*.
Som*e* be halowyd & are souȝht,
And su*m* also be halowyd nouȝt;
Many thousand*is*, as I fynd, 15
In kalend*er* haue no mynd
Ne (be) wryten hye ne low
Ther*e* holy deys forto know;
Oute-take one þ*ei* knaw all,
All-halow-dey þ*at* men*e* call, 20
A dubull fest & eu*er* schall be
Thorow-oute all xpyante.
wele auȝt we halow þ*is* fest-deye
Off all seynt*is* þ*at* lastys aye:
In heuen þ*ei* be befor*e* Jh*esus* 25
And as we do, þ*ei* p*ray* fore vs.
lystins now fore god*is grace*
how þ*is* feste com*e* in-to place,
how it is fond, *on* what man*ere*,
And dubull-holy amonge vs here! 30
In Rome, þ*at* holy cyte, som*e*-tymes
was a te*m*ple of saryȝens,
Off pagayn*us* & saryȝens stoute & sterne,
And all þ*at* wer*e* of mysse-beleuyn*e*
To þ*at* te*m*ple þ*ei* gan draw, 35
To wyrschyp þ*er* god*is* in þ*er* law.
That *te*m*ple* was callyd panteon*e* —
In all þ*is* werld*e* was not sych one.
Panteon*e* is to sey in greke:
'Of all god*is* & deuell*us* eke'; 40
Thus was ordeynd þ*is* te*m*ple-hous
Off all deuyll*us*, to haue þ*er* cours.
In þe syte of Rome þ*at* tyme was
The holy pope Bonyf(as)e;
he was þe fort pope, sothly, 45
aft*er* seynt Gregory.
Of þ*is* erro*ur* he had enuy;
Forto destrew þ*at* mawme*n*try
That was ageyn*e* þe ryȝht beleue
And holy chyrch be-gan*e* to greue, 50
That te*m*ple son*e* in þ*at* cyte
he thouȝt it schuld amendyd be.
he com*e* befor*e* þe emp*erour*
And p*ra*yd for*e* hys grete hono*ur*
Grant*e* hy*m* þ*is* te*m*ple w*ith*-outen*e*
In þe syte þ*at* was þ*ore*, [mo*re*,
To do þ*er*-w*ith* what he wold,
That no man lete hy*m* schuld,
Crystindom*e* to encres sone
And þ*at* fals erro*ur* to for*e*-done. 60
Than þe emp*erour* & kynge
Grantyd þe pope hys askyng*e*,
Forto haue eu*er* fre
To holy chyrch & xpiante.
Pope Bonyfas son*e* anon*e* 65
To þ*at* place he gan*e* gone,
And toke hys clergy & hys powere, [f. 74]
Fore to make þ*at* temple clere,
And pute oute all þ*at* tyrandry
and sette þ*er*in hys clergy. 70
he wesche þe te*m*ple w*ith*-in & owte
and halowyd þe cherch all-aboute.
Thys holy chyrch he made holy
In þe worschyp of sey*n*t Mary,
Angell*us*, Pat*ri*arkys, p*ro*phet*is* mo, 75
apostell*us* & m*ar*tyres also,
Confessorys, v*er*gynes, þ*at* holy were:
all-hallow chyrch was made þ*ere* . . .
As crysten*e* mese dey holy i*n* þe ȝere,
T(he) fy(r)st dey of noue*m*byr*e*, 80
And dowbull fest, forto last ay,
And was callyd hall-hallow-dey.
The pope & hys clergy wyse
Ordeyned for*e* þ*at* dey s*er*uys,
als holy chyrch berys wytnes; 85
The pope sang þ*er* þe fyrst mes
Of all hallowys, & gafe p*ar*don.
Thorow þe grete cyte of Rome
Thys fals erro*ur* gan*e* to sese,
And crystendom forto encres. 90
Thruȝhe þe werlyd in eu*er*y lond
Pope Bonyfas sente his sond:
he co*m*mandyd to kepe hys heste:
All-hallow-dey a dowbull*e* feste

19 Ms. þ[i] Abbr. für þ*ei* (doch ist þ[i] aufserdem = þ*i*). 45 fort aus fyrst korr.

81 And st. a. 91 = werld.

* Der Text ist vielfach unheilbar verderbt.

Fore any seculere werkis told 95
with-outene ende forto be hold.
Fore grete skyll ordend it was,
Fore them þat hade done trespas,
Ageyne þe commandmentys of holy chyrche
That on þe holy dey dyde wyrche, 100
Slauth in godis seruys & in fastynge,
In byddynge þer bedys & in lettynge:
Thys all-hallow-dey be skylle
he may amend hym, if he wyll
To come to holy chyrch in clenesse 105
At euensonge, matyns, ourys & messe.
All trespas before þan is fore-gyffene,
And he be in gode lyffe & clene schryfene.
Alle gode seyntis forto sey
To Jhesu Cryst schall fore hym pray 110
To come to þe Joy abouene,
That þei be in with Cryst alone.
The Joy & blys within þat place
God grante vs fore his holy grace!

Crystyn mane, fore godis ore 115
herkens now & here more,
The solempnyte of þis feste
how hye it is thorow godis heste.
As I fynd in boke & rede,
God was payd with þat dede, 120
And þat it schuld euer be do
Off his grace he grantyd þer-to;
To saue mans saule fro pyne & sorow,
All-saule-dey vppone þe morow
was ordenyd, as ȝe may here, 125
To be a fest, on þis manere.
In Rome þat tyme, as I ȝow telle,
A holy man þer dyd duelle
In a hous of relygeone,
A munke of grete deuocyone; 130
he louyd god & kepyd hym clene,
And god louyd hym, & þat was sene.
Off all-hallow euyne in honour,
As he ley in hys dortour
with hys breþer in slepynge, 135
There come an angell fro heuen-kynge
And toke þe saule of hys bodye
And bere it in-to heuyne on hye
Before god in mageste,
And bade hym loke aboute & se. 140
he saw þer a blyſcfull thynge:
In mageste a worthy kynge.
Forthere-more he dyd sene
Before þe kynge þer come a quene,
vpone hyr hede a crowne off golde, 145
And with hyre meydens many-folde.
when sche was come before þe kynge,
Sche salute hym in thankynge
with grete honour in þat tyde,
And stude by þe kyngis syde; 150
Sethyn þe meydens dyd þem schew
And worschyped þe kynge on a rew;
Joy & blys amonge þem was;
They stude vp & toke þer place.
Semly men (dyd) cum sone xij 155
And worschyped þe kynge be theme-selue,
And, fore þei wold be nyȝe at hond,
Be-syde þe kynge þei gane stond.
There-after sone-ryghtis
Come a compeny of knyȝhtis 160
And stode to-geþer in a rowte
and worschyped þe kynge aboute.
Anone after þe saule gane se
Off clerkis a grete compene,
In whyte was all þer clothynge; 165
They knelyd done before þe kynge
And worschyped hym & dyd hym grete,
And after stude vpone þer fete.
The angell stud þe saule besyde
And seyd to hym in þat tyde 170
And bad he schuld not adrede be,
Fore þe Joy of gode he schuld se.
The prinsypall of þe twelue þane
Matyns of þe dey begane;
Than was þe fest of theme all, 175
To worschype god in hys halle;
A Joyfull seruys was seyd there
Off all þe seyntes þat there were,
with Joy & myrth in þat nyght —
The saule had a Joyfull syght. 180
Ȝit he wold wyte more;
The saule seyd to þe angell þore:
„What may all thys meruellus be
O þis peple þat I se?"
The angell seyd to hym anone: 185
„Thys kynge þat thow seys in trone,
Is Jhesu Cryst, owre sauyour,
That all þe peple doys honour.
The quene þat stondis hym bye,
Is hys modor, seynte Marye; 190
Fore all man-kynd sche do(ys) praye
That worschype hyre þis ilke deye.
Thes meydens þat with hyre geyth,
Be holy vergyns þat sofferd deth
And kepyd them clene in chastyte: 195
In heuen þerfore þei euer schall be.

95 l. fro. 105 tilge to. 116 Ms. how st. now. 141 Ms. blystful.

145 Ms. hys st. hyr. 190 Ms. modo mit Abbr. für *ur*; dieselbe Abbr. dient in þerfo, mo, o für *re*, *r*. 191 Ms. do.

Some in erth hath no mynd
Ne fest-dey amonge mane-kynd
Bot þis dey, þat is holy:
There-fore þei make þis melody, 200
And pray fore them in all wys
That worschype þis dey seruys.
Thes twelue þat stond so neyȝe abone,
Be apostellus with god alone,
The holy gost is with them, sothe; 205
They pray fore them þat worschype doyt.
The feyre knyȝhtis þat thow (hast) sene,
holy martrys þei bene
And sofferd in erth mekyll angwys:
There-fore þei be here in blys. 210
Clerkis in clothynge whyte as floures,
Be holy byschopys & confessoures
That kepyd theme euer in clenes
And pute þer bodys in grete destres,
In wakynge, fastynge & in prayere: 215
There-fore þei be in Joys here,
And pray fore them to our lord Jhesus
That worschype þem in erth thus.
More now ȝit I schall tell the
Of many seyntis þat here be 220
And hafe no fest-dey in mynde
Bot þis fest-dey, as I fyn(d)e,
Amonge all crystynd þat þer is:
There-fore þei make þis Joy & blys
And pray to god souerandly 225
Off all crystend to haue mersy,
In worschype of þem þat hallow aye
In clene lyfe all-hallow-deye.
he þat begynnes matyns of þe xij,
Is seynte Peter all hym-selue — 230
All crystend be in hys powere,
And all chyrches, ferre & nere.
Now pray I god of hys grace
Restore þe, saule, in-to hys place,
To þe body, þat it was Ine, 235
To haue þe strenghe of mane-kynne;
And tell þe pepull to & fro •
what þou hast herd & sene also!
Bot ȝit, or þou departe fro me,
Mo meruellus þou schall se.“ 240
To a place of meruellynge
The angell dyde þe saule brynge,
Als he wold at hys wylle,
And brouȝht hym to a hye hylle.
Aboute þe hylle he gane ryne, 245
water & fyre to-geþer gane bryne;
It myȝht be no wey be slakyd.
Many mene þer were in nakyd,
Ouer-all thyke euery dele
As in þe se is grauelle. 250
In þe water some were Ine
Depe pute vnto þer chyne,
Turment so, þei had no reste;
And sum stond vp to þe breste,
Some vnto þe fete were schoue, 255
And some vnto þe kneys abouen.
Thus he meruelд of þat syght,
The angell led hym forth ryght,
To anoþer hylle wente he,
Mo merueyles forto se. 260
There was Joy Inowȝe to sene:
A suete medow feyre & grene,
It was closyd fore þe nōnys
All-aboute with presyous stones.
In þis medew was to behold 265
Sytes schyneng all of gold,
Beddys of gold many þer were,
That were ordeynd to be there,
Bryȝht & suete of sauour
More thane any lycour. 270
The sall merueyled of þis aray.
As he stud þus, more he sey:
Off feyre ȝonge mene grete compeny
Com in-to þis medew sothanly,
All of an age, forto abyde; 275
Thyke þei come in euery syde,
Also thyke semyd they
as þe sterres in þe sky;
They pleyd & songe amonge,
Off Joy & myrth was all þer songe. 280
To sytte in þe setys some caste, [f. 76.]
And sum in þe beddys forto reste.
Joy & blys ouer-all was
In þat medew in euery plas.
As þei were glad in þer setys, 285
There were ordeynd dyuerse metes,
Full suete metis delysyous
Come before them in euery course —
There couth no man telle aryght
The kynd of þat mete how it was dyght. 290
As þei sate & ete there,
Sothanly come þem before,
when þei were most in þer gladynge,
Mekyll peple come on begynge;
So many þei were in (euery) dele, 295
That no mane myȝht telle þem wele.
They stude with-oute þe medew clos,
Forto bege was þer pourpos,
They begyd fast & cryed herd.
No mane toke of them werd, 300
Bot lete þem stond þer alone;
Fore þem made no mane mone.

---

209 And st. þat. 222 Ms. fyue. 234 hys st. thy. 245 gane st. saw?

271 sall := saule. 300 werd st. reward.

Than seyd þe saule *with* grysly chere:
„lord god, what do I here?
So many m*er*uell*us* be schewyd me to, 305
I know not how it is do.“
Than spake þe angell*e* to hy*m* anon*e*:
„I schall þe schew eu*ery*-chon*e*:
Thys medew þ*at* is so gren*e* þ*is* tyde,
Is p*ar*adys, w*ith* grete delyte, 310
Ther*e* Adam, þe fyrst fad*er*, was,
he was pute oute for*e* hys trespas.
Thys men þ*at* thou seys i*n* wat*er* here,
Be saulys to make hem clere;
wat*er* & fyre þ*at* thow hast sene, 315
Off po*ur*gatory it is þe peyne.
holy wryte þ*er*of hath mynde
In þe saut*er*, as we fynde:
Dauid þe p*ro*phete neu*er* þe late
Seys he passyd fyre & wat*er* — 320
lord, & þi wyll be,
Thy m*er*sy þ*ou* gra*n*te me!
Eu*ery* man, when he schall dyȝe,
hys saule fro þe body schall flye;
And if he be in gode speranse 325
And (has) vnd*er*-fonge gode pena*ns*,
That his body had (noȝt) full-fylled,
The saule he schall haue þe gylte:
In þ*is* fyre he schall be so,
To his pena*ns* be all do. 330
When it is don*e* all entere
And þe saule be made clere,
he schall com*e* to þe wele,
In-to p*ar*adys of hele,
The medew þ*at* thow se, befor*e*, 335
That all þ*is* men*e* in were.
They be saules þ*at* clene be,
In p*ar*adys þ*at* is so fre.
Thes setys & beddys of ryches
They be fales of bodys (!). 340
Ther*e* schall þe saules be hente
To þe dey of Jugeme*nte*.
When þ*is* dey is com*e* so neȝe
Of Jugeme*nt* (of) owre lord so fre,
Than schall þ*ei* all, god wote whyd*er*, 345
Body & saule cu*m* to-ged*er*;
All-man*er* men þ*at* eu*er* were
Or eu*er* schall be, lesse *or* more,
That dey þ*ei* schall cu*m* thus
Body & saule befor*e* Jh*esus*. 350
all þ*at* haue seruyd *on* þ*is* wyse,
Go into þe Joy of p*ar*adys,
They schall haue ono*ur* of hys
In hys blys befor*e* hys face,
Aye-lastyng*e* lyfe & god þ*er* frend, 355
Joy and blys w*ith*-outen*e* ende.
All þ*at* dyde not *on* þ*is* wyse,
In p*ur*gatory & in p*ar*adys
Des*er*uyd neu*er* forto com*e*,
Oþ*er* wey þ*ei* schall be nome, 360
dep*ar*tyd fro god þ*at* ilke dey
To þe peyne of hell þ*at* last*is* aye.“
The angell seyd þe saule vn-tylle:
„In þe fyre þ*ou* saw are-whyle ...
Thow saw in fyre vp to þe breste 365
And oþ*er* pena*ns*, þ*ei* had no reste:
In erth þ*ei* haue frend*is* trew
That thynke of them & of þ*em* rew,
In alm*us*-dede and offeryng*e*,
In p*ra*ynge & messe-syngi*n*ge, 370
and oþ*er* god ded*is* þ*at* they fynd*e*
Off þ*er* frend*is* þ*at* be kynd;
That makys þ*er* saules son*er* slake
And to p*ar*adys þe wey take:
Ther*e* þ*ei* be as I sey how 375
In m*er*th & in Joy I-now.

Thes men þ*at* stond & fast callys
w*ith*-oute p*ar*adys wallys,
That be nedfull of beggyng*e*
And no man*e* bed þ*em* no-thing*e*: 380
The be þe saules of þ*is* men
In erth hem-selue wold not ken*e*
Ne to þ*er* neyȝbor*us* wold be kynd;
Thefor*e* no man haue of hem mynd.
God send þ*em* catell grete plente 385
To do w*ith* and þ*ei* wold not se,
Neþ*er* to gyff neu*er* to lene,
To helpe þ*er* neyȝborys þ*at* w*er*e pore men*e*,
Neþ*er* gyffe þ*er* tythes to holy chyrche —
They louyd þ*at* not forto wyrch, 390
For*e* god*is* loue þ*ei* myght not spede
That w*er*e pore men, þ*at* had nede;
Riches & catell was all þ*er* thouȝt,
And fore seke men & pore þ*ei* had nouȝt —
Thys was þ*er* lyfe to þe ende: 395
Ther*e*-for*e* here haue þ*ei* no frende;
The bodys be dede, þe catell a-go,
Ther*e* saules be in care & wo;
In defaute of helpe & p*ra*yer*e*
They stond & bege i*n* myscheff here 400

327 noȝt fehlt.

360 Ms. dey st. wey. 384 Ms. The fore; dieselbe Form in diesem Ms. häufig, doch ist dieselbe wohl nur verschrieben st. thre- for, und the nicht als Instrum. zu fassen. 387 Ms. neuer st. ner.

with-outen p*ar*adys ȝate —
To bege here it is to late!“
Than seyd þe angell þe saule tylle:
„I haue þe schewyd all þ*i* wylle.
Now pr*ay* I god, most of myȝht, 405
In-to thy body þ*i* ſaule myȝht lyght;
And go & tell þe holy pope
what þ*ou* hast sene w*ith* gode hope;
As he hath ordeyned all-hallow-dey
To be wyrschyped eu*er* & aye, 410
So oñe þe morne amonge man-kynd
All crysten saules to haue þ*er* mynd,
There dey to be halowyd so,
And namely, to s*er*uys be do.
It is god*is* wyll & hys beheste 415
Crysten saules to haue þ*er* feste;
So þ*at* they (þat) no frend*is* haue
Thys is helpe w*ith*-outen*e* craue,
Off þ*er* peynes to haue p*ar*done,
To com*e* to saluasyone.“ 420
Anon þe Angell, as he thouȝt,
To þe body þe saule he brouȝt
And lefte them þ*er* alyfe to-gythere,
And toke hys wey, god wote whyd*er*.
Off þ*is* monke, þe holy mane, 425
When (fro) þe body þe saule was tane,
In tyme of all-hallow nyȝht,
The monke*s* to þe chyrch he*m* dyȝht,
Als þ*ei* were wonte þ*er* bokys brynge,
To sey þ*er* matyns & to synge. 430
Or þ*ei* be-gan*e* þ*er* ſeruys thane,
They myssed þ*er* broþ*er*, þ*at* holy mane —
For eu*ery* nyȝht þ*at* vsyd he:
The fyrst at matens he wold be.
For*e* wyrschype of hy*m* and hono*ur* 435
They souȝt hy*m* in þ*er* dort*our*.
When þ*ei* come to hys caban*e*,
Ther*e* þ*ei* fond þ*is* holy man
Feyre colo*ur*yd, whyte & rede,
And ley as he had*e* ben*e* dede. 440
The body was dede, it was no*n* oþ*er*.
They made grete sorow fore þ*er* broþ*er*.
And as þ*ei* wepe & hand*is* wronge,
They toke þ*er* consell þ*em* amonge
Wher*e* þ*ei* wold þ*is* body berye 445
That was so holy & so merye.
In s*er*teyn place þ*ei* toke þ*er* wytte,
And dyged þ*er* & made a pytte.
When þ*is* pytte was redy þ*ere*,
They feste þe body *on* a bere 450
And sete it don*e* þe pytte be-syde,
And seyd þ*er* ſ*er*uys in þ*at* tyde
w*ith* solempne deuosyon*e*,
as is þe man*er* off relygeon*e*.
They stode all aboute þe bere 455
And made full grete dole ther*e*.
When þ*ei* had þ*er* s*er*uys seyd,
The body schuld in graue be layd:
his saule in-to þe body lyȝht,
And stude vp quyke ano*n*-ryȝht. 460
Thes monk*is* w*er*e adred sore
and wold haue go þ*er* wey þ*er*fore.
he seyd vnto þ*em* louelyke
And seyd: „bred*er*, I ame now quyke.
Be no(t) a-ferd þ*at* I ame þ*us*: 465
It is þe *gr*ace of our*e* lord Jhe*sus*.
I pr*a*ye ȝou all, *or* þ*at* we gone,
Brynge me to þe pope anone!
Wher*e* I haue ben*e*, *in* what man*ere*,
I schall ȝou tell all in-fere.“ 470
The abot ano*n* & hys coue*n*t
W*ith* ther*e* broþ*er* forth þ*ei* wente,
To þe popys palys went*e* he
W*ith* full grete solempnyte.
When þ*ei* com*e* be-for*e* hys face, 475
The holy pope Bonyfas,
The mu*n*ke knelyd son*e* a-doñe;
The pope gaffe hy*m* hys benyson*e*.
Anon*e* þe abote in knelyng*e*
Told þe pope of þ*er* comyng*e*; 480
„Reu*er*and fad*er*“, seyd he,
„Thys monke, ou*r* brod*er*, þ*at* ȝe se,
On þ*is* holy all-hallow nyght,
When we were to ou*r* matyns dyȝht,
We myssed hy*m* at þ*at* stond: 485
Dede in ou*r* dort*our* we hy*m* fonde.
We couth no*n* oþ*er*, ou*r* state to saue,
Bot seyd hys dyregy & mad his *gr*aue.
When we schuld *in*to þe *gr*aue hy*m* do,
he rose vp quyke & spak vs to: 490
A(nd) comforth vs w*ith* a gode chere
And bad vs brynge hy*m* to ȝou here.
We m*er*uellyd gretly in þ*is* case
What he wold & why it was.
he has louyd god eu*er* in clenesse, 495
At euynsong*e*, matyns, oures & messe
Fyrst at þe cherch he wold be,
Oft-tyme be hy*m*-selue we myȝt (hym) se
In his bedys & hys pr*a*yers.
Wyte ȝe hys wyll, no(u) he is here!“ 500
Thys holy pope Bonyface
Was a-m*er*uylled of þ*at* case
how þ*is* mu*n*ke schuld be blyue
When he was dede to cu*m* to lyue.

---

428 Ms. monke mit übschr. s. hym st. hem.

490 Ms. spap. 491 Ms. A. 498 hym fehlt.

he schewyd to hym with grete wyte [f. 78.] 505
and spake to hym of holy wryte,
Namly fore hys saule euyne,
ȝiff he were in gode beleuyne,
An-anter if any wyked sprete
had brouȝt hym in mysse-delyte. 510
The munke ansuerd & seyd þis thynge:
„I beleue in god all-weldynge,
Fader & sone & holy goste,
I beleue þat god is moste,
he made þis werld all of nouȝht. 515
Message fro heuyn I haue brouȝht.
holy fader, I tell þe ryȝht,
As I ley þis all-hallow nyȝht
In oure dortour in sclepynge,
There come an angell fro heuen-kynge, 520
The saule he toke fro my body
And lede it in-to heuyn one hye
Before god in hys mageste.
and all seyntis þer I se,
Grete Joy þei made of þat feste 525
That is ordand at thy beheste."
Thus þe munke all hys wey
To þe pope he gane sey,
Off Joy & peynes all in-fere,
all to-geþer, as ȝe may here; 530
And as þe angell dyde hym charge,
To þe pope he seyd large:
„holy fader", seyd he,
„The angell bade me sey to the:
As þou hast ordeynd all-hallow-deye 535
To be wyrschyped & halowyd aye,
So on þe morne amonge man-kynd
All crystynd saules to haue in mynd,
And þer dey be ordend faste —
Thys word he send at þe laste. 540
After he made me with hym gone
And toke my body þe saule anone
And made vs þer to-geder quyke,
And wente hys wey preuylyke.
hys message now I do full-fylle. 545
God gyff vs grace to do hys wylle!"
Thys holy pope Bonyface
Off þis tydingis glad he was;
he knelyd done on hys kne
And thankyde god in trinyte 550
That he wold haue rememorans
Off þat grasyos ordynans.
he souȝht after, ferre & ney,
after all his grete clergy,
To all þe bysschopys þat were wyse, 555
Thys dey to orden þe seruyse.
when þei were come to-geder clene,
The pope there he held hys sene
And told þem of þis enchesone
Of þer congregasyone. 560
The were glad of þis tydinge
And thankyd god, heuen-kynge,
That seyntes þer schuld haue þer mynd
And all saules amonge man-kynd;
Ryght as þe pope wold do, 565
All þei assentyd þer-to.
The pope anone be all asente
Ordeynd be hys comandmente,
Thorow-oute all crystyante
all-halow-dey to halowyd be, 570
Double fest to be euer-more,
The fyrst dey of nouembere,
Men forto hallow fro all werkis,
To here seruys of prestys & clerkis;
all-salle-dey be one þe morow, 575
Fro peynes of purgatory them (to) borow,
And euer-more amonge man-kynde
To praye fore them & haue in mynde;
As all seyntys be halowyd ryȝht
To pray fore vs to god all-myȝht, 580
So all saules in þer manere
Be relefyd throw preyers here
And come to Joy of paradis clere,
There to lyue euer in-fere,
To þat it be domes-dey, 585
And than to be in oþer aray:
The saule with body throuȝt godis heste,
And cum before hym at þer feste,
In heuen abouen þer he is,
That is full of Joy & blysse. 590
There is no tonge þat may telle
The Joy & blys þer is to duelle.
God grante vs all here (so) to do
That we may cum þat Joy vn-to,
In-to þat Joyfull place 595
That he hath ordend with his grace,
Fore lufe to saue all man-kynne,
with-outene ende to duell þer-Ine.
Wyth gode hert, þat it so be,
Sey we amen, fore charyte! 600

---

530 may st. dyd. 539 Ms. he st. be. 546 Ms. hyll st. hys.

558 sene synodus.

7. *Romanze von Christi Auferstehung**

aus Ms. Ashmol. 61, fol. 138.

When Jh*e*su was in gr*a*ue leyd,
The bysschop vnto an-oþ*er* seyd:

„The best rede þ*at* we can*e* done,
To s*ir* Pylate we wyll gone,
To aske hy*m* conseyll; 5
W*ith*-outen hy*m* we may not do
The thing*is* þ*at* touch þe croune vnto,
w*ith*-outyn*e* any feyle.“

The Jues þ*ei* toke þ*er* gate,
To þ*ei* come to s*ir* Pylate, 10
To hy*m* þ*ei* gan to sey:
„That Jh*esus* seyd in hys lyue
Thynge þ*at* made vs to stryue,
— — — — — — — — — [f. 139.]

— — — — — — — — — — — —

And a-ryse vp þe thyrd dey
And brynge þe Jewys in blame.“ 15
Than seyd s*ir* Pylate sone anone:
„So ne schall it not gon*e*;
It w*ere* to vs grete schame.“

Syr*e* Pylat was so gryme,
Cayfas he callyd to hy*m*, 20
To aske hy*m* counseylle;
„Cayfas“, he seyd, „I þe beseche,
What to do þ*ou* me teche
W*ith*-outen*e* any faylle.

The prophet*is*“, he seyd, „þ*at* w*ere* wyse, 25
Seyd þ*at* Jh*esus* schuld aryse
vpon*e* þe thyrd dey
And brynge mans saule out*e* of helle.“
„That is a lesynge, I þe telle“,
Cayfas gan*e* to sey; 30

„Pylate, do as I þe kend:
Foure kny3ht*is* þ*ou* theþ*er* send,
Bold men & wyse,
And do þ*em* forto wake þe stone,
Tyll þe thyrd ny3ht be gone, 35
That Jh*esus* not vp ryse!

And Joseph of Aramathy all-so
In-to pr*e*son late hy*m* go,
For*e* doute of hys treson*e*;
For*e*, yff Jh*esus* be stolne awey, 40
My hede to wede I wyll ley,
It is thourght hys encheson*e*.“

And þa*n* s*ir* Pylate sone on hy3e
Send i*n*-to Aramathy
Joseph forto take, 45
And dyde hy*m* in a depe pr*e*son*e*,
Depe i*n* a stronge dongeon*e*,
For*e* Jh*esus* Cryst*is* sake.

He made a ston*e*-walle befor*e* þe dore,
And grete othys Pylate suere 50
He schuld þ*er* lye & dye.
A hole was in þe walle wrou3t,
There hys mete was to hy*m* brou3ht
That he had to hys lyuerey.

Pylat callyd to hy*m* kny3ht*is* 55
— — — — — — — — — — — —
Olde men þ*at* w*ere* wyse:
Syr*e* Cosdram & s*ir* Emorau*n*t*e*,
Syr*e* Arfax & s*ir* Gemorant*e*,
And told he*m* hys avyse:

„Com forth, s*ir* Amorant, 60
Syr*e* Arfax & s*ir* Gemorant*e*,
And Cosdram þe prowde,
Go & loke wele to þ*at* stone,
Tyll þe thyrd dey be a-gone,
That no man com*e* þ*er*-aboute!“ 65

Syr*e* Em*er*and seyd than:
„Thoff þ*er* com*e* a thousand men,
Ther*e*-of I ne reche;
Bot I sle þem i*n* a stound
And make them falle to þe grond, 70
Hew me all to flyches!“

Syr*e* Gem*or*ant seyd þo:
„Ther*e* iff þ*ei* com*e* syche two,
Stond I þ*er*-of no doutes;
Bot iff I do hem sle, 75
Saffly hew þ*ou* me
All to smale clout*is*!“

73 l. Thoff þer.

* Das folgende alte Gedicht ist, wie es scheint, nur in Ms. Ashm. 61, welches so manche alte Stücke gerettet, erhalten, leider in einem sehr verworrenen, überarbeiteten und lückenhaften Texte; ganze Partien sind aus der Ordnung geraten, andere an anderer Stelle wiederholt, manches scheint spätere Zudichtung zu sein. Interessant sind die Namen der vier Grabeswächter.

Syre Cosdram (seyd): „so mote I the,
Thoff þer come sych thre,
I ȝiff not þer-of an haw; 80
That ilke dey þat he vp ryste
That is callyd Jhesu Cryst,
I wyll be all to-draw."

Syre Arfax seyd: „I dred no dele,
We wyll kepe þe sepulkere wele 85
Aȝen þe thyrd nyȝht; [& some
Thoff all þei be twenty this many
To þe sepu(l)kere were I-come,
Thei schall dyȝe anone-ryȝht."

When þe knyȝhtis had þus seyd, 90
Syre Pylate was ryȝt wele apayd
And ȝaue hem hys blyssynge,
And bad hem be as trew as stele,
Fore to kepe þe sepulkyre wele,
With-outen any slepynge. 95

Syre Amorant seyd: „lysten to me!
Vs behouyth slyȝe to be:
— — — — — — — — — —
One behouyth at hys hede to wake,
Anoþer at hys (fet) hede take,
That he go not a-wey. 100

Kepe we wele both sydis,
What aventour so betydys,
That Jhesus not owte come!
Iff any come to hym here,
Smyte of hys hed in-fere, 105
Bot he be sone I-nome!"

Thus ganne þe knyȝtis to manas,
And drew þer suerdys in þat place,
The knyȝhtis euery-chone.
And a grete slepe þei gane take, 110
That þei had no powere to wake,
When Jhesus wold forth gone.

Syre Amorante seyd: „alas, alas!
Fore neuer so slepy I was
Fore all my lyffys dey. 115
Me behouyth to rest me a stoūnd, [f. 140.]
Thoff I wyst to be boūnd
And with a wyld horse drawe."

Syre Gemorant seyd so than:
„So sore oṅe slepe now I ame, 120
I ne may no lenger wake.
Me behouyth my hede doūne lye,
What so Pylate or Cayphas sey
Or what noys so þei make."

87 Ms. rome. 90 Ms. whem. 99 fet om. 105 hys st. our? 110 l. þem? 114 Ms. he st. I.

Syre Cosdram seyd: „what ayles me? 125
I ne may with myne eyȝen se,
I may not wake longe.
Me behoueth to rest me a thraw,
To þe cokys haue thrys crow,
Thoff I schuld be heyȝe honge." 130

Thus gane þe knyȝtis to slepe —
They had no powere forto wake,
When Jhesus wold vp ryse.
And Jhesus, as it was hys wylle,
Oute off þe sepulcour he rose full stylle, 135
And seyd on þis wyse:

„Fadere", he seyd, „þat arte in heuen,
With word, with myȝt, & with steuen
Now I thanke þe,
That þou wold late me be borne 140
To saue man-kynd þat was fore-lorne;
Mych hast þou done fore me.

I fast in erth fourty deys,
To full-fyll þe olde lawys
That here was sete in lond. 145
Fader, now I haue fulle-fyllyd
That man-kynd had mysse-gylte,
So as I vnder-stond.

Now is full-fyllyd þe profecy
That was seyd of Jeromy 150
And of oþer mo:
That a chyld schuld be borne
To saue man-kynd þat was fore-lorne
Out of peyn & wo.

Now it is all comply 155
And full-fylled þe prophesy
That seyd Danyell:
That a lombe schuld come beforne
And by þe folke þat were fore-lorne,
Man-kynd to saue wele. 160

The-fore I haue my blod spylde,
And now þe prophesy full-fylde
Of þat ilke lombe.
Herkyns, fadere, if þou wylte,
Wheþer I haūe bouȝht mans gylte 165
With hede, fote & honde.

I was nayled thourht hond & fete
And fore man saule my lyue I lete
And many peynes gane to fonde.
Man, if þat thow were kynde, 170
Thys dey þou awe to haue in mynde,
If þou it wold vnderstonde."

163-164 im Ms. umgest. 167 Ms. fote.

He callyd vp *with* myld steuyn*e*
Vn-to hys fad*er* in heuyn*e*,
And ryȝht as it was hys wylle: 175
„Fadere, þ*at* arte full of myȝht,
Send doune an angell*e* bryȝht,
To comforth hy*m* wele stylle!"

There come angelle Gabryelle,
W*ith* hys felow Raphaelle, 180
To Jh*e*su aȝen one hyȝht:
„Jh*e*su, blyssed mote þ*ou* be,
Fad*er* & god i*n* *tr*inyte!
Now is all*e* complyȝt."

They seyd: „þ*ou* þ*at* arte so gode, 185
That wold honge vpone þe rode
To saue all man-kynd,
Blyssed mote þe tyme be
That we may þe here se,
Jh*e*su, þ*at* arte so hende! 190

Lord Jh*e*su, heuyn*e*-kyng*e*,
Thow *gr*ante vs all þ*i* blyssing*e*,
Iff it þ*i* wylle be!
For*e* all þ*is* werld auȝht to be blythe
That þ*ou* arte rysen*e* fro deth to lyue. 195
Suete is þe loue off þe."

Jh*e*su seyd: „my blyssing*e* haue ȝe,
And all þ*at* beleue on me,
To-dey & eu*er*-mor*e*.
Ma*n*nys saule þ*at* was becauȝht, 200
W*ith* my blod I haue hy*m* bouȝht
Out off peynes sore.

Here I kepe to duell nouȝht,
In oþ*er* stedys is my thouȝht,
To fette oute one of myne 205
That hade me in graue brouȝht;
My loue he hath dere bouȝht
W*ith* sorow (&) stronge pyne."

„Come w*ith* me", he seyd, „Gabryell!
And leue þ*ou* here, Raphaell*e*, 210
To kepe þe iij Marys!
The one in Mary Jacobye,
Mary Mawdeleyn*e*, & Salome.
Thou schall gyffe them ansuere,

And sey þ*at* I ame rysen & gone 215
Oute of my *gr*aue-stone —
Make þe*m* glad & blythe!
Sey I ame gon*e* to Galyle
W*ith* ffull grete dygnite
And rysen*e* fro deth to lyue." 220

„Lord", seyd þe angell, „þ*i* wyll be do,
Both in heuyn*e* & erth also,
As þ*ou* arte heuyn*e*-kynge.
I schall kepe þe Marys thre
And wele ansuerd schall þ*ei* be 225
Thorow all thing*e*."

Thus seyd þe apostyll seynt*e* Johne
That Jh*esus* i*n* hys wey was gon*e*
To Jherusalem, þ*at* syte.
To þe p*ri*son*e* he we*n*t oñe hyȝe, 230
To Joseph of A*ra*mathe,
Ther*e* hy*m* deliu*er*d to be. —

Herkyns all þ*at* be hend:
I schall *you* telle word & ende
Of þe Marys thre: 235
How þ*ei* souȝht suete Jh*e*su
W*ith* o(i)nteme*n*t*is* of grete v*er*tu,
Hys wond*is* to alyȝe.

Full wo w*ere* þ*ei* þ*at* he was dede,
Bot þ*ei* couth non*e* oþ*er* rede 240
Bot wepyd w*ith* þ*er* eyȝen*e*.
Lystens now ou he seyd,
how sche gan*e* hyr*e* feleys rede,
The Maudeleyn*e* Mary.

He seyd to Mary Jacobe 245
And to Mary Salome:
„What is ȝ*our* best rede?
Now my lord is slaw
And w*ith* Jues all to-draw —
Synfull is þ*at* dede. 250

For*e* he mysse-gylt neu*er* man
That any tonge tell ca*n*ne,
Ne neu*er* (did) no trespas:
Sych a deth, I vnd*er*stonde,
Was neu*er* don*e* in no londe, 255
Ne none so sy*n*full was.

Alas", sche seyd, „my herte wyll breke
When þ*at* I here of Jh*e*su speke!
He was so myld of mode!
Neu*er* ȝit was none so myld, 260
Not þe mod*ur*e to þe chyld
Neþ*er* halue so gode.

Alas", sche seyd, „þ*at* I ame wo,
For*e* þ*at* I may not com*e* hy*m* to,
Hys body forto se! 265
Thyd*er* to go it w*ere* grete doute,
For*e* þe iiij knyȝht*is* stoute,
As it thinkys me.
It w*ere* grete doute þed*ur*e to gone
Thes synglē wemen*e* thre. 270

---

178 hym st. me? Nach 208 ist 179 bis 208 nochmals wiederholt, Anf.: Come *with* me he seyd gabryele And leue þ*ou* here raphaelle, To Jhesu aȝen *on* hyȝht etc.

234 l. ord. 244 Ms. and Mary. 245 he = hoe. 256 l. senful = schendfull. 268—9 sind Zusatz.

Go þ*ou*, Mary Jacobe,
And byde me þ*er* alone,
No noys þ*ou* ne make,
And of that iiij knyȝht*is*
Wete anone-ryȝht*is* 275
Wheþ*er* þ*ei* sle(pe) or wake.

Iff þ*at* þ*ei* slepe, anon*e* late se,
Hastely come anon*e* to me
And tell me how it is:
And we schall wend to suete Jh*es*u 280
W*ith* oyntme*n*t*is* of grete vertu,
And se hy*m* þ*er* he is."

Mary wente forth i*n* þ*at* sted,
As Mawdeleyn*e* hyr*e* had bede,
By hyr*e*-selue alon*e*: 285
And sey an angell*e* feyr*e* & bryȝht,
Was com*e* fro heuyne lyȝht,
Dyde rest hy*m* *on* þ*at* stone.

„Gode men", sche seyd, „what do ȝe?
Iff þ*at* ȝe wake, now speke w*ith* me, 290
As ȝe be knyȝht*is* hend!"
The knyȝht*is* lay styll & slepyd fast.
Sche lete hem lye & haue þ*er* reste,
Aȝen sche gan*e* to wende.

When þ*at* sche come to them aȝene, 295
Sche seyd to Mary Maudeleyn*e*:
„Go we in Cryst*is* name!
For*e* þe knyȝht*is* slepe eu*er*ychon*e*,
Sauely we may þed*er* gone
W*ith*-outyne any blame." 300

The thre Marys forth þ*ei* went*e*,
And com*e* to þ*at* monime*n*t,
As it was Cryst*is* wylle.
When þe angell gane he*m* sene,
He spake to Mary Maudeleyne, 305
He seyd to hyr*e* full stylle.

Thre Marys þ*at* be to Jh*es*u dere,
To þe sepulkyr*e* com*e* in-fere
And lokyd in þe stone:
There fond þ*ei* ryȝht nouȝt 310
Bot ryche clothes wele wrouȝt,
And Jh*es*u was forth gone.

When þ*at* Maudeleyn*e* was ware
That Jh*es*u hyr*e* lord was not ther*e*,
Sche suonyd & fell to þe grond. 315
The two Marys, þ*at* stode hyre by,
For*e* hyr*e* þ*ei* w*ere* full sory
In þ*at* ilke stonde.

— — —

Anon*e* Maudeleyne gan*e* to sey:
„W*er* is my lord, þ*at* here ley 320
In þ*is* monyme*n*t?"
The angell ansuerd here aȝene:
„In Galalye þ*ou* may hy*m* sene,
Theþ*er* he is went*e*."

Anon*e* þe Maudeleyn*e* Mary 325
To Galaly gan*e* hyr*e* hyȝe,
W*ith* Jh*es*u forto mete.
And in þe garthyn*e* feyre & styll,
As it was oure lord*is* wylle,
To hy*m* sche gan*e* to speke (!) . . . 330

Anon*e* þe Maudeleyn*e* Mary
Fell *on* hyr*e* kneys & began*e* to cry
And seyd: „Jh*es*u, thyn ore!
Late me do, lord, as Intente,
To hele þe w*ith* þ*is* oyntme*n*te 335
Thy wond*is* þ*at* are sore."

Jh*es*u seyd: „woman, com*e* not hend!
In-to oþ*er* stedys I must wende,
My ned*is* to full-fylle.
Go to my mod*er* & sey*n*t Jhon*e* 340
And to þe apostolys eu*er*-Ichon*e*
And sey to he*m* full stylle:

Sey, I ame resyn fro deth to lyue.
Thorow v*er*tu of my wond*is* fyue
The fend I haue ou*er*-come." 345
The Maudeleyn*e* forth went*e*,
To do Jh*esus* co*m*mandme*n*t:
To Jer*usa*lem sche is gone,

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

To oure lady Mary;
When sche fond he*m* all in-fere, 350
Sche grete hem w*ith* glad chere
That feyr*e* compeny,

And bade them all be glad & blyth,
Sche seyd: „Jh*esus* is rysen fro deth
to lyue,
As I ȝou telle may. 355
For*e* soþe, as ȝe may here of me,
I spake w*ith* hy*m* in Galale
Thys ilke same dey." —*

Two palmers in þ*at* tyde
The castell of Damas com*e* besyde, 360
And Jhesu Cryst þ*er* þ*ei* mette;
In palmers wede Jh*es*u went*e* also.
And when þ*ei* spake to-geþ*er* tho,
Jh*es*u them feyr*e* grete,

286—8 scheinen verderbt. 286 Ms. seyd st. sey. 301—6. Die Strophe ist überflüssig.

* Im Ms. folgt hierauf zunächst v. 408 bis 460, vor 359—407, obwohl deutlich Forts. der letzteren Partie. 360 l. Emaus.

And askyd what mene þei were, 365
And what thinge þat they souȝt þere,
And why þei were sory.
They ansuerd & seyd: „wotis þou nouȝt
How Jhesu was to deth brouȝht
On þe mounte of Caluery? 370

Among vs whyll þat he ȝede
He told vs of þat Ilke dede
What schall after þe iij dey þat syth,
The thyrd dey after, he dyde sey,
He schuld ryse fro deth to lyue þat dey 375
And schew hym with hys wondisV,
Amonge hys dyscipulus alle.
And now is þe thyrd dey gone
And word of hym hade we none,
Therefore we be agreuyd alle.“ 380

Jhesu ansuerd them aȝene:
„Now me thinke ȝe agreuyd bene
A party myff-beleuyd!
Haue not ȝe herd in prophesy
Off Moyses & of Isay, 385
And wryten in story,
That Jhesu schuld on þe thrid dey
Aryse vp as god veray
And sty to his glory?“

Glad were þei of þat, he seyd, 390
And wente in hys felow-rede
Tyll aȝen þe nyȝht;
There In þei toke all in-fere
And sett þem done at þer sopere
With Jhesu in þat plyȝht. 395

They had spred both bord & cloth,
And Jhesu Cryst betwen hem both
At þe soper he sate.
The bred he toke vpone þe borde
And blyssed it with holy worde 400
And brake it after þat.

By þe brekynge þei hym knew,
Boþe be hyde & by hew,
And seyd it was Jhesu.
And as he sate betwene hem I sey, 405
He vanysched sone fro hem awey
Thorow hys holy vertu.

Than þei gone to make grete mone
Fore Jhesus Cryst was fro them gone,
And þei wepyd with þer eyȝe. 410

Cleophas seyd: „fore soth it is:
Jhesu Cryst arysen is.
Both we (haue) hym sene.“

Than seyd þe palmere Lucas:
„Alon here with vs he was, 415
we couth hym not knowyne;
The prophesy he vs vndyde
And sate with vs in þat stede —
The blame is all oure awne.“

To Jerusalem swyth he ȝede 420
And told all hys feloys-rede
That were in grete longynge,
And seyd: „feloys, fore I-wys,
Jhesu Cryst arysen is,
Thys is no lesynge.“ — 425

That ilke deys what so befall
The apostylls toke þer Cene all
At on paleys of stone.
Dores & wyndos þei sperd faste,
Off þe Jues þei were agast; 430
And Thomas was oute gone.

As as þei were in, grete longynge
Off Jhesu to haue sone tydinge,
Amonge heme gane he stond.
All þei were in full grete care; 435
A gost þei weyned þat it ware.
He schewyd them fote & hond.

Jhesu seyd: „pes amonge ȝou be!
And drede ȝe not me,
Thoff I be come so late! 440
I ame god & man Jhesu,
I ame come In thorow my vertu,
They schyte beth dore & ȝate.“

When Jhesu had þus I-seyd,
He was gone sone in a breyd. 445
And in þer come Thomas.
The apostyll(s) seyd: „I-wys,
Jhesu Cryste rysen is,
Ryȝt now here he was.“

[f. 143.] 450
Thomas ansuerd & began to stryue:
„There may no man ryse fro deth to lyue
That sofyrd wondis syche.“
Peter ansuerd aȝene:
„Off Jhesu þou schall haue a syght
Ryȝht sone priuelyche.“ 455

371—380. Die Verse sind verderbt.

434 Ms to st. he. 435 l. awe. 436 l. þat þei sawe. 443 Ms. both st. beth. 450—521. Die ganze Stelle ist sinnlos verderbt.

When he com*e* besyde þe ston*e*,
Off Jh*es*u he had a syȝht anon*e*
  Besyde þe monyme*nt*.
Bot Thom*as* wold it leue nouȝt
That þ*er* was sych a m*er*acle wrouȝt
  That Jh*esus* forth was wente. 460

When his dyssipl*us* þ*is* word herde,
W*ith* mych Joy forth þ*ei* ferde
  For*e* loue of þ*at* tydinge.
Saue one discypull þ*at* þ*er* was, 465
Of Ynde his name was Thomas,
  he seyd it was a lesynge.

„How myȝht a man ryse fro deth
  to lyue
That sufyrd sych wond*is* fyue?
  Man, þ*at* myȝt neu*er* be. 470
For*e* no thynge þ*at* any man may sey,
Neu*er* leue þ*at* I ne may,
  Bot if þ*at* I it se."

Mary, Pet*er* & seynt*e* Johne
And þe apostyll*us* eu*er*y-chone 475
  They spoke to Thomas of Ynde:
„Pr*o*phet*is* þ*at* were wyse
Seyd þ*at* Jh*esus* schuld aryse
  To saue all man-kynde.

Thom*as* of Ynde", þ*ei* seyd all, 480
„Thou arte in wanhope falle
  And in mysbyleue.
Cry hy*m* m*er*sy, we þe rede,
Or body & saule þ*ou* arte bot dede
  W*ith*-outyn*e* any endynge." 485

Thom*as* gan*e* to wepe sore,
He durst not speke a word more
  To Jh*es*u ne to Mary.
Forth in hys wey he gan*e* to gon*e*
Tyll he vnto Galale com*e*, 490
  Jh*es*u m*er*sy to cry.

Eu*er*y wey as he ȝede
M*er*sy off Jh*es*u he bede.
  In þ*at* ilke stou*n*de
Jh*es*u Cryst aȝen hy*m* come 495
And be þe ryȝht hond he hy*m* nome
  And put it in hys wonde.

„Thom*as*", he seyd, „leuyst þ*ou*
  not ȝit
That I was nalyd thorow hond*is*
  & fete
  vpon þe rode-tre 500
And now I-ryse fro deth to lyue?
Ther*e*-aȝene may no man stryue,
  The soth þ*ou* may se."

„Lord", Thom*as* began*e* to sey,
„Now beleue it I wele may 505
  In þ*is* ilke stond.
Mannys soule, þ*at* was cauȝt,
W*ith* þ*i* blode þ*ou* hast it bouȝt
  Out of hell-gronde."

Jh*es*u seyd: „blyssed mot ȝe be 510
That beleue & not it se
  And o*n* my vp-rysing*e*.
And who so þ*at* beleue it nouȝt
In-to helle he schall be brouȝt
  W*ith*-outyne any endyng*e*." 515

When Jh*esus* had seyd þ*us*,
As yt hys wyll was,
  To Thom*as* of Ynde,
Thomas lokyd aft*er* hy*m* anon*e*
Wheþ*er*-ward Jh*esus* wold gone; 520
  He couth hy*m* no-wher*e* fynde. —

Late we now Jh*esus* & Thomas be,
And of þe iiij knyȝtys speke we
  That kepyd þe monime*nt*,
What noys þ*ei* gane make 525
When þ*ei* w*er*e fro slepe awake
  And Jh*esus* was forth wente.

Syr*e* Amora*n*t styrte vp anon*e*,
„Alas, ho hath don*e* awey þe ston*e*
  That on þe tombe ley? 530
It was an heuy ston*e* w*ith*-all,
I wote not how it is befall,
  It is remeuyd awey."

Syr*e* Gamora*n*t seyd tho:
„Is Jh*es*u Cryst from*e* vs go 535
  Oute of þe monyme*nt*?
What schall we sey to s*ir* Pylate
Now he is rysen & gon*e* hys gate?
  Sertys, we be schente."

Syr*e* Cosdram*e* seyd: „alas þ*is* dey! 540
Is Jh*es*u scapyd awey,
  Oute of þ*is* lond we muste fle.
For*e* iff we com*e* Pylat beforne,
W*ith* wyld hors we schall be torne,
  Full syker*e* may we be." 545

Syr*e* Arfax seyd: „be now stylle!
Thys is do by god*is* wylle,
  As ȝe may at me here.
Com*e* þ*er* no man Jh*es*u to stelen,
Noþ*er* hys body awey to beryn, 550
  There-of I make ȝou sykere.

---

511 l. i-se. 512 tilge And. 517 Ms. yt it. 529 Ms. he st. ho. 547 Ms. Arsax.

I slepyd no slepe þ*is* nyȝht,
Fro heue*n* I saw com*e* a lyȝht,
Sych*e* one saw I neu*er* none;
Syxty thousand angell*us* bryȝht 555
Come aȝen hy*m* þ*is* same nyȝht,
When Jh*e*su wold forth gon*e*.

Ther*e* com*e* wi*th* them sych*e* a smelle
As it hade be bame eu*ery*-dele
And oþ*er* spysery. 560
W*ith* he*m* Jhesu gan*e* forth glyde,
He bad an angell*e* þ*er* abyde
To kepe þe Marys thre.

We wyll sey as we haffe se,
Out off þ*is* lond we wyll not fle 565
Fore no-kyns thing*e*;
We wyll take þe ryȝht gate
To we com*e* to *sir* Pylate,
And tell*e* hy*m* þ*is* tydyng*e*."

The knyȝht*is* þ*er* wey nom*e* 570
To þ*ei* to *sir* Pylat com*e*,
And feyre þ*ei* gon hy*m* grete;
„Pylat", þ*ei* seyd, „wylt þ*ou* here,
Off vs may þ*ou* aw(n)tres lere
Off þ*is* vary *pro*phete. 575

Here we wakyd þ*is* nyȝht:
He is a man of mekyll myȝht
And of a grete poste,
Hy*m*-selue hath lyft vp þe ston*e*;
Wheþ*er* þ*at* he wold, he is gon*e*, 580
In-to Galale."

Than seyd Pylat: „sey not so,
Iff þ*at* ȝe wene wele to do,
Noþ*er* be dey ne nyȝht;
Bot sey, hys dyssiples cõme 585
And hys body fro ȝou nome
W*ith* gret stryff & myȝht:

And ȝe schule gode mede haue,
Also mych as ȝe wole craue,
Of syluer*e* & off gold." 590
Than w*ere* þe knyȝht*is* ryȝht feyn*e* —
They(had) wend þ*ei* schuld besleyn*e*—
And seyd as Pylat wold,

And suere be þ*er* god Mahu*nd*:
„We wyll it not telle in feld ne towne
Ne off non*e* oþ*er* thyng*e*
Bot þ*at* Jh*e*su dyssipull*us* com*e*
And hys body fro vs nome
W*ith* full grete fyȝhtyng*e*." —

This is (as) trew þ*at* I ȝou telle 600
As is þe trew gospell,
W*ith*-outyn*e* leeyng*e*.
They þ*at* þ*is* talkyng*e* herd sey,
God send he*m* *grace* to take þe wey
To þe blysse w*ith*-out endyng*e*. 605
Amen. q*uod* Rate.*

588 Ms. schuld, 589 wold.

* Dies ist nicht der Name des Dichters, sondern des Schreibers, der sich auch bei anderen Gedichten des Ms. unterzeichnet.

---

8. *De matre et VII pueris*

aus dem Ms. des Marquis of Bath.*

Of farly fair*e* who-so wolle finde, in forme fadres is fair*e* to rede;
Bot cristen folk shuld speke by kinde of Cristes law, as kens our*e* crede,
And goode ma(r)ters to have in mynde — for such mat*ers* may make vs mede —
how that thei were pursved and pinde and doone to deid by diu*ers* dede;
Because they Criste wold knaw, wer*e* many sakles slayne, 5
And sum for Moyses law wer*e* deid w*ith* diuerse payne.

---

* Das Ms. des Marquis of Bath enthält in einer Reihe von Gedichten im nördl. Dialekt einen grofsen Teil der alttestamentlichen Geschichte in ein und derselben Strophenform (der des nördl. Evangelium Nicodemi). Ich habe das Ms., welches im Jahre 1879 nach Cambridge geschickt war, zuerst angezeigt in den „Altengl. Leg., Neue Folge" 1881, woselbst auch zwei Strophen aus den Machabäern als Probe abgedruckt sind. Ich benutze hier die Abschrift eines Freundes. Hoffentlich jedoch wird es mir bald vergönnt sein, die ganze Sammlung selbst einzusehen und zu veröffentlichen.

And sone we shal sum ma(r)*ters* neven that wroght w*ith* Moises will*e* all-way:
Of aght then is it ordand even in holy kirk to sing and ſay:
how that the modre and the sonnes seven wer*e* doone to deid all on oon day,
All for they stoode w*ith* stably steven in mayntenance of Moises law — 10
he bad for hard or nesh his folke, grete and smallė,
Shuld forbere swynes flesh, for oght that might befall*e*.

This woman with hir childre*n* ying wayted full werly wher*e* they went,
To kepe and breke noght his bidding, therfore to be in bales bent.
Antiochus, a cursed king, when he herd tell of theire entent, 15
To bar he bad men shuld them bring, and said they shuld shamely be shent.
For he was paynym provde, w*ith* mavmentʒ sare vmsett,
Goddes law both still and lovde was his liking to let,

And all Ebrews that aftir*e* it wroght. therfore he charged men of might
That the wyfe w*ith* hir*e* sonnes seven wer*e* soght and sembled sone before his sight. 20
So unto bar sone wer*e* they broght w*ith* bedels and w*ith* brandes bright.
Bot of that noyce nothing they roght, their*e* hertes wer*e* hoale to heven on hight.
The modr*e* by manfull*e* ſteven both w*ith* hert and hand
Comforted hir*e* sonnes seven and*e* bad them stably stand.

„For the law of god both to life and dy, sonnes, in my blissing loke bowne ye be! 25
I shal yow say encheson why: noone may yov helpe bot oonly he.
how ye wer*e* bred in my body, that was noo-thing be the might of me,
God norisshed yov ther*e*, and not I, and broght you furth in fourme fre.
And, sonnes, he shal you save, if ye right spend your*e* space;
And all*e* that ye her*e* have is gyven at his goode grace. 30

I gave you nawthr*e* lif ne lym ne boones ne flesh to feſt you fast;
God gave you light, when ye wer*e* dym, and your*e* sawles in yo*ur* cors he kast.
Thogh erthly paynes be grete & grym, loves now god, & be noght agast,
Bot think that ye shal have w*ith* hym the ioy of life that evr*e* shal last!
Sonnes, thogh ye suffre sore, that sory space shal sone be spend, 35
And ye shal have therfore the heale that has noon end.“

Thus comforth she that company, bot(h) old and ying eu*er* as they yede.
The king spake full dispitusly, to make them have more dovte & drede;
he said: „of your*e* hests herd have I, who made you bold forto forbede
The flesh that lely men shuld life by and ordand is the folke to fede. 40
Ye say, the flesh of swyne shuld men forsake, certayne:
Ye shal be put to pyne, to ye ete it full fayne.“

They answerd ich-oon as a man, and said: „that sight shal neu*er* be sene.
The law, our*e* fourme fadres-began, eu*er* to mayntene shal we mene.“
The tirant toke the eldest than and trend him theim twoo betwene, 45
And thinkes, if he oue*r*come him can, then ar the othre oue*r*-comen clene.
With fairnes first he fared, and sith with noyes ay new.
The eldest eu*er* answered with stedfast trewth and trew.

7 Ms. maters. 10 l. lay. 13 Ms. his st. hir. 30 l. crave? 39 l. heste?

His hert ay to heven had he, and thus he said unto the king:
„what sech thou, *ser*, of vs to se? what wolle thou lere of our*e* lifing? 50
All goddes folk ow to be fre and honour*e* han ou*er* alkins thing.
his law we wolle noght leyve for the, ne for no bale that thou may bring.
To die, vs is wele leu*er*, than in that law forfet
That our*e* fadres vsed eu*er* and sith to vs is set."

Then was that fende fullfilled of ire and manaced him w*ith* all his mayne; 55
he sais: „thou shal have thy desire, w*ith* sorowes sere thou shal be ſlayne."
Se(rvandes) he made goo make a fire in the middis place of a playne,
And burn him vp both boone & lire; „bot first he shal fele feller*e* payne,
That othr*e* so may be war*e* and make him their*e* merrour*e*,
when they se him so fair*e*, to forsake that errour*e*." 60

The fire was made at his bidding of boghes and best birnand gere;
A lede of bras then did he bring, w*ith* pik fullfilled, him forto fere;
And when it was at welling, his tong he bad they shuld oute sher*e*,
And as a foyle, as for hething, shave of his hevid both hide and here.
All this was doone in dede. and woundr*e* was to lithe: 65
his brethr*e* saw him blede and bad he shuld be blithe,

And (said) he shuld noght chaunge his chere, bot w*ith* trew hert this *tur*mentȝ take,
„For god is of so grete power*e* of all mis may he mede make."
The modr*e* said: „sonne, we ar her*e*, redy to suffre for goddes sake,
For he wolle fetch vs all in-fer*e* with him to wonne and winly wake." 70
When the tirant herd tell noo tene might make theim tame,
he was more fers and fell, and soght to shape them shame.

Ther*e* might noo mirth to him be mete, when he saw their*e* sad semblandes;
he said: „we shal sone make theim grete! tite takes this harlot that her*e* standes,
And cut his tooes of both his fete and his fyngers of both his handes, 75
And haves him then into yond hete & betes him w*ith* the birnand brandes;
And if he lang*er* last, liggys him then in the leid
And make(s) fire vndr*e* fast, to boill*e*, to he be deid."

When all*e* this doyle was doone & dight, his (modre) that was most him ner*e*
And his sex brethr*en* saw this sight how he suffred the sorow & ſere: 80
And hevid their*e* handes to heven on hight & loved their*e* god w*ith* grete chere,
And said that he shuld se to right and reward all as worthy were;
„he wolle abayte all bandes and bete ich bitt*er* brayd
And solace his *ser*uandes, as Moises sum-time said."

Thus when the first had doone his det & suffred the ded w*ith* diu*ers* payne, 85
The second sonne was sesed & set, to se what he shuld say, certayne.
The king asked him if he wold et such flessh as his folk of wer*e* fayne,
Or be mesured w*ith* the same met like to his brothre, & so be slayne.
He answerd sone and said: „I am noght ferd therfore."
Then was the king evill paid and sone he marred him more. 90

60 L. fare. 63 Ms. bod.



Of his heid made he scrape the skyn, and then to him thus gan he say:
„Wolle thou yit of thy erroure blyn and amend thy mischefe, whilst thou may,
and lere the law that we life in, or lose thy lymes and lyve for ay?"
That othre bad blyve begyn, „for certes I drede noothing thy dray.
The lawes, oure fadres fand, to hold hertly I hete." 95
and then the king command to ket him hand & fete,

„and set the fire on ich a side, sith he wolle bid no better bede;
And if he may this bale abide, boill hym then, to he be deid."
Thus was (he) turment in that tide. and ar they stound him in that steid,
Unto the king full lowd he cride and said: „thou wretch with wiked reid, 100
By thi strenght thou distroys oure erthly lyfe in land,
Bot nedely thou the noys — oure life shal be ay-lastand.

God, that is king of creatures and demere both of dedes and sawes,
his seruandes sadly he succurs, that to his dome theire dedes drawes;
If we thus stand so strang in stoures and leyve this life here for his lawes, 105
He shal us rayse up with honoures to endles life, that thou noght knawes."
And so he gave the goste to god, by cours of kynde.
The king was made allmoste and moved all oute of mynde.

The third full throly then they thrett: that he shuld be more straitly sted,
Bot he belyve wolle drink and ete. for that dray was he noght dred: 110
The childes hert to heven was sett, such foode as his folk with were fed.
Or he was aythre boune or bett, his tong full boldly furth he bed,
His handes so gun he shew to bid that bitter brayd,
and his fete, for to hew, and on this wise he sayd:

„Of God of heven I had all thes, purtred thurgh his powere playne, 115
For his law now I theym dispise and profers theym to be put in payne.
For wele I wot that I shal rise and that god shal gyve me agayne
All new membres and more of prise. therfore to full thes, am I fayne,
For his sake that them sent and made theim mete to me;
If they take now turment, make them full hoale may he." 120

The king then spake wordes kene and to his counsell fast he cried —
Both he and they were combird clene of tales that were told that tide,
They say: „such sight was neuer sene that a yong man in his most pride
wolle nomore of his manhede mene, bot be bowne bitter bale to abide."
he roght noght of theire reid, ne of all the blis in erth. 125
So was he doone to deid. and furth they fett the fourt.

The fourt was fett furth theim before, and full fouly with him they ferde,
And said: but if he wisere were, his spech shuld sone be fro him sperd;
They manaced him both less & more. & when he all theire hething herd,
He had noo list to lere theire lore, bot hard(i)ly thus he answerd 130
And to the king he said: „thi-self the soth shal se:
The payne thou has purvaid, shal make merth unto me.

For God, my maister, most of mayne, wolle meng his mercy euer omell
with his seruandes that here ar slayne by tyrantȝ that ar fers & fell,
That they shall rise and lyve agayne and at his list in liking dwell. 135
Bot of that faire be thou noght fayne: thou shal neuer rise, but rest in hell.
Thes harmes, we have by the, with merth shal be amend;
Thy body and saul shal be in woo withouten end."

---

120 Ms. heale. 127 Ms. farde. 136 faire = fare.

Then thoght the king he lived to lang. his lymes the kytt of infere,
And putt him sith to paynes strang, to he was deid withoute fayle. 140
The modre melled hire euer amang, *with* mournyng made she mery chere,
And said that God shuld make them gang fro sorous sore to solace sere;
„Who-so sholle abide his boyne, theire bale full wele bes bet.“
Thus was the fourt fordoone, and the fift furth was fet.

The fyft full felly gun they fere, and ich-oon thret him in theire thraw. 145
The king by all his goddes gun swere: „thes lurdans shal be layd full law.“
His fingers fast he made of shere, both tong and teth he bad oute draw,
And then to boilling fast him bere. the childe answerd *with*-outen aw —
Unto the king he beheld, in thes stoures as he stoode,
And thus his tales he teld with sembland sad & goode: 150

„That thou art king in erth to ken, that shews thou by thi wark alway:
Thou proues thi might in erthly men *with* all the malice that thou may;
What-so the list, and where and when, that must be doone euerych a day.
Bot thou shuld wele avise the then to rewl thi dedes in right array.
allthogh we thus be taken and in thy pauste pynde, 155
God has us noght forsaken ne noon of oure kynde.

Bot suffre and thi-self shal se in litle space full mich spede,
How God shal by his grete pauste gyve unto ich man his mede
And how sere vengeance sent shal be both on thy-self and on thy sede.
Doo furth thy maistry now *with* me, for of thi dome have I noo drede!“ 160
And so he leved his lyve, or he his law wold let.
Thus ar they deid all fyve, and furth the sext was set.

The sext was set and sesed sone, to suffre deid with sorow sore.
He wold abide no better bone, but as his fellays fayred before.
When they had dight and to him doone such martirdome and mich more, 165
He lift his heved up anoone and to the king thus said he there:
„Thou cursed comaundere, that us has sakles slayne,
cese yit of thyn erroure! thou travels all invayne.

Thes paynes that thou has put us in after thi will and wiked thoght,
we suffre them all for oure syn that we agayns oure god has wroght, 170
To have his grace forto begyn, *with* sorowing thus oure synnes be soght:
And so we shal to welthes wyn when all (thi) wark shal wurth to noght.
For, be thou never so loth to lose this erthly lyfe,
Mon shal noght scape fro scath that agayns god wolle strife.“

And so he died be dyvers dede, he had no lenger wordes to welde. 175
Theire modre was wurth mich mede, she said ever: god shuld be their belde.
when that she saw hire sex sonnes blede, the same soer in hire-self she felde.
Bot of the yongest had she drede, that he shuld turn, for tendir elde.
She said ever: they shuld rise *with* right-wis men by raw
That here theime-self dispise for goddes luf and his law. 180

This cursed king Antiochus for woo in wit he was nere woode.
His knightes said: „*sir*, tent to us, (we) can the ken consell full goode.
Sith thes traiturs has tened the thus & no turment may turn theire moode,
Now with the yongest ſay the must with fairnes forto save that foode.
For men uses childre ying with faire wordes to tile, 185
and foyles *with* faire heting, forto wirk what men wile.“

---

139 the st. they. 140 fayle st. fere. 158 Ms. to suffre. 167 l. comaundoure. 184 Ms. say (= assay)?

The king was of this purpos payde, and curtasly then spake he:
„Save now thy-self, my sonne", he sayd, „for, certes, there shal noon wit bot we,
And for I wold noght thou were flayd, there shal noon mell of my menye.
Full richly shal thou be arrayd and have my helpe, that hete I the, 190
Thou shal have toure and towne, *with* forestes faire and fre,
and all bowand and bowne at thi bidding to be.

and tresoure all withouten tale shal thou have, in thi hurd to hide,
and next my-self, sonne, sit thou shale *with* solace sere on ich a side.
Then in thy heale thou shal be hoale and have maistry and mich pride — 195
So is better than to be in bale, as thi brethre has bene this tide.
Sonne, if thou wolle acord with oure foodes to be fed,
Thou shal life as a lord, and be oure lawes be led."

When the child herd all how he ment, he answerd even *with*-outen aw
and said that he shuld never assent to doo agayns his fadres law. 200
Then thoght the king him shamely shent, when the child set noght by his saw.
Bot to the woman yit he went, with whiles hire to his will draw.
Sith othre sex were slayne, that wold no mercy crave,
he wened she wold be fayne hire yongest sonne to save.

He spake to hire full curtasly and undre trayne all thus he told: 205
„wooman", he said, „woundre have I how that thi hert may be so bold
To suffre thus thy sonnes dy, and has no moo upon this mold.
To take thy yongest to mercy, that were my will yit, and thou wold.
He is a propre page and may prove to a man;
Now in his tendre age were tyme that he began 210

To lere the law, that ever shal last and in mif*ter* most amend him may.
Bestes of gold I shal doo kast to be his goddes full goode and gay."
The woman made hire forward fast that she shuld so hire sonne assay —
And thinkes, when she is fro him past, an othre poynt forto purvay.
To hide hire hert entent, she lovted unto him law, 215
So unto hire sonne she went and said to him this saw:

„My sonne, see to thi modre here! bot thou be wise, I am full woo.
Think, sonne, thou lay my hert ful nere neyn monethes & nightes moo,
And, sonne, I suffred sorowes sere, or-tyme we were twynned in-twoo;
I fed the of my flesh thre yere, or thou couth speke or graithly (go); 220
Fro barnhed I the broght, to the tyme that we come hidre:
Dere sonne, forsake me noght, let us all gang to-gedre!

Behald, sonne, to heven on hight and — — — — — — — — — — — —
To bestees and fishes and fowle(s flight) — — — — — — — — — — —
And how god made all *with* h(is might) — — — — — — — — — — 225
And men he made of reson (right) — — — — — — — — — — — — — —
He askes noght elles there — — — — — — — — — — — — — — — —
But that men shal ever m(ore) — — — — — — — — — — — — — — —

Thy brethre*n* in litle spa(ce) — — — — — — — — — — — — — — —
With hevenly foode nou — — — — — — — — — — — — — — — — — 230
Therfore, dere sonne, be noght a-dred of yond fals domesman, for oght that he may,
Bot lede thi life, as theirs is led, that we may wende all oone way.
Of blis covet I no more bot that the barnes, I boght so dere,
Sone when I shal come there, to fynd theym faire in-fere."

---

202 st. wiles

He assented to his modre saw; full wisely, although he were ying, 235
„Men“, spake he unto them all onraw that sat in consell with the king,
„Of youre highnes have I noon aw. why tarry ye thus of this thing?
I offre me here to my law, bot noght unto the kinges bidding.“
They thoght them then begyld, the king was welnere woode,
To be so sted with a chyld and might noght turne his moode. 240

Unto his turmenturs full wild he bad all paynes to purvay,
„Kitt of the lyms of this litle child and lere him so to lak oure law!
And the modre, that has made theim mad, punysh hire therfore all that ye may!“
To goo therto was she full glad. so were they deid all on oon day,
And under oon domesman, the modre and hire sonnes seven. 245
For they so wise were than, they have theire home in heven.

All mirthes in this world they mist, the lawes of Moses to mayntene,
For the lufe of god it was theire list to leyve all erthly comforth clene;
And in theire bloode they were baptist as Innocentis was sith sene:
And holy church has them canonist, as martirs euermore to mene. 250
God graunt us grace to trow in him and in all his
And to his biddingis bow, that we may abide in blis.

Antiochus, that hathen king, unto the Jewes had ever enuy,
And, in his bondom theim to bring, in all his cuntre made he cry:
If any Ebrew, olde or ying, that wold noght honour his mavmentry, 255
In prison sone men shuld them thring, with divers doyles to make theim dy,
Bot if they wold forgete the life that Moyses led,
and also bot they wold ete such flessh as he forbed.

And as they went, so were they war a prince, that was of powere grete,
An olde Ebrew, Eliaȝar, that noo forboden flessh wold ete. 260
Sone was he boune and broght to bar, and full throly they gun him threte,
That he shuld with Philistiens fare and use of theire maner of mete.
He said: that shuld he never, nauthre for even ne od;
To dye were him wele lever than breke the law of god.

So was he deid with doyle and woo. and furth the soght on ych a side, 265
and sone they wist of women twoo that theire twoo sonnes had circumcide,
Or they couth aythre speke or goo, and so they hoped them for to hide.
Bot full tite were they taken theim froo. and over the walles thei mad theym gl(ide).

And so th... — — — — — that of God had noon aw
— — — — — — — — — — — — — that lived by Moyses law. 270

— — — — — — — — — — — — — d that he might conquere ich cuntre
— — — — — — — — — — — — — ..t if he wold say to the see
— — — — — — — — — — — — — — wold bid so shuld it be.
— — — — — — — — — — — — — — such high pride in hert had he.
— — — — — — — — — — — — — — (b)uxum and bayne 275
— — — — — — — — — — — — — — — him agayne.

With all such maistries gun he mell, like unto him he ne leues one.
Jerusalem, where the Jewes gun dwell, wolle he distroy euer-ich a stoone:
For in the temple, herd he tell, gold and silvere was full grete woone;
To fetch it, and the folke to fell, his purpos has he taken anoone. 280
Bot god, theire governoure, wold noght theire linage lose:
He sent theim sone socoure and lettyd his will purpos.

Nach 238 fehlt wohl eine Strophe. 255 tilge that. 277 leues one unsichere Lesart.

He gedred sone grete company of alblasters and of othre gere,
Of chariots and of chyvalry, that wisest were to wende in werre.
Him-self was set full sękirly up in a chare, goddes folke to fere. 285
Bot thurgh grace of god almighty his spede was spilt *with*-outen spere:
For all his men omell, and most in his high pride,
Oute of his chare he fell and birsed both bak and side.

Such sekenes sone to him was sent that in a littere was he led.
He was so birsed upon that bent: wilde bestes in his bowels bred, 290
And quyk oute of his wombe they went. and in such stink then was he sted,
That noone to him wold take entent, his next frendes fast fro him fled.
When grete party were goone and he alloone was layd,
Falsly he made his moone and sorowand thus he sayd:

„Now in myself the suth se I, and care me catches kindely to knaw: 295
all erthly men, that ar deidly, of dew det evermore theim aw
To honour*e* a God almighty and serve him ever, in dede and saw.
Paynyms life wolle I leyve forthy and ler*e* to life by Ebrews law."
Thus with gabbing he gloses, noght for he his syn sore rews,
Bot for he so supposes to have frenschip of Jews. 300

For allways was he in dispayre of any help fro heven on hight.
He felyd his force fulfast gun payre, and lettres made he gayly be dight
unto the Jews, and prayd them fayre forto be frendly day and night,
Antiochus, his sonne and heire, forto releve in his right;
He hetes: and he may lyfe, all that he hade of theirs 305
The double agayne to gyfe fro him and fro his heirs,

And to be rewled aftre theire reid. his wark was waist *with*-outen were.
He might noght then be stird fro steid, ne for stink noman negh him nere.
So lay he bolne and bloo as leid, withouten belde of bed or bere.
with div*ers* doyles so was he deid — we trow he by his demyng dere. 310
Pray we to God forthy with the modre and hire sonnes seven
That we may be worthy to wonne with theim in heven.

---

9. *(Lamentacion of oure lady.)*

Aus Ms. Bodl. 596.

here bygynneth þe lamentacion of oure lady seynt marye, And al þe wordes þat were spoke betwexe hir sone ih*esus* and here in the tyme of his passioun.

„When that I, mary, ih*esus* moder, sat in Jer*usal*em In the holy feest of estern a-lone In my hous, for the moche multitude of peple þat cam to the Cete I closed my dores and sat a-lone as I was wonede to doo, and thought p*ri*uely on my swete sone ihesu, where he were and what þat
5 he dede: ffor on him was al my loue and al my desyre yset, willyng him for to se and hopyng þat the eue be-fore ester he wolde come to me; and bysily I sat p*ra*yinge my prayers, and bode him. And þanne sodeynliche after þe sunne goyng to rest I herde a grete noyse of peple In þe cete cryinge as wode peple. And whan I, mary, ih*esus* moder, sittyng
10 myself a-lone knew not þe cause of þe grete crying and of þe rennyng of the peple to-geders, þanne sayde I thise wordes to my-self: ‚wold god I were *with* my sone ih*es*u! A, who shal telle me any tydyng*is* of my

swete sone ihesu? for I drede me sore þat any thyng of hardnesse be fallyn to him: for I haue herd a fewe dayes here-be-fore þat þe Jewes han cast amongys hem his deth.' And whan I, mary, sory & ful sore aferde in þis maner sat and lokyd ȝif any of his apostelys wolde bryng to me any tydyngis of my swete sone ihesu, I herde anone(1) sodeynly on smyte at my dore; and I ros anone and ranne to þe fenestre of my chaumbre and loked oute. And þanne I sawe mary mawgdelene I-cloþede in blak and al by-wept and hir here a-doun al-aboute hir eyne, & sayde to me þise wordes: ‚Come to me doun, moste deuoute of alle women, mayde þat liest þere yhidde & moder byraueschyde of þi sone!' And þanne I, mary, ysmete with þe swerde of sorow, went doun and dyde vp my dore. And anone þe deuoute mawdelene cryed to me and sayde: ‚A, reuerende moder and moste reuerende of alle women, know ȝe any tydyngis of ihesu, ȝour swete sone & my reuerende mayster?' And þanne I, mary, moder of ihesu, ful of sorow sayde to hir: ‚Knowist þou any tydyngis, mawdeleyne, of my swete sone ihesu?' And þanne mawdeleyne al be-wept cryed to me and sayde þise wordes: ‚Ihesus, ȝoure sone & ȝour loue & my mayster, is now take and with cordes now ybounde and wikkedly & cruelly of þe iewes betyn & drawyne.' And when I, mary, herde þis, I was a-none ysmyten with þe swerde of sorow(2) through þe hert, and I fel doun a-none on þe erthe as a dede woman. And whan þise tydyngis was brought to me, it was In þe bygynny(n)g of þe nyght, & þe derknesse come aboute me, þat I weste neuer whedir I went; and mannys help had I none, but as I lay al þat nyght vpone þe erthe wepyng and crying, þat heuen myght be fyllyd þer-with, and al my hous I wette with weping of myn eyen. And þanne I sayde: ‚A, holy fader, where be þi trewe behestis? why woldist þou ordeyn me to be a moder and make me ryche with a childe, & now am be-reued(3) of my childe and am lefte a-lone most vnworthiest of alle wymmen? A, aungel gabriel, where is now þat ilk blisse þat þou behete me? where is now þat fulsumnesse of grace þat þou behete me? A, gabriel, why woldist þou scorne me, moste vnworthiest of alle moders? Beholde now, gabriel: for þe Joye þat þou behete me, now haue I payne, and for þe gladnesse now haue I sorow, and (for) þe moderhede I am bereuede of my childe, and for þe grace I haue schame, and for þe lyf I haue deth, and for the blissyng þat þou behete me now is come curs vpone me'. And þanne I sayde to my-self: ‚A, vnblissid moder and sorful moder, why woldist þou coueit a childe and bere a child and norſche a child, and thus sodeynly and wikkedly art bereued of thy childe?' With þise wordes and wepyngis and sorous and lamentaciouns and gretyngys of terys I spende þat nyght. Whan-tyme þe day began to sprynge and þe derknesse departede away, þanne spronge a derk fro(4) me; and þanne I ros vp fro the erthe as I had ben al-most dede and faillyng alle mannys help. And þanne come to me holy wymmen of galyle, þat deuoutely had ben in þe temple þat nyght In her prayers and whan þei herd þat my sone was take and cruelly bounde with þe seruauntys of þe byschope, to me vnblissed moder þe holy wymmen come with hast me to comfort. And þanne I sayde to mary mawdelene and to my susters and to þe holy wymmen of galyle: ‚Go we now a-none þat we mowe se my sone ihesu, þat is only þe(5) comfort of my lyf'. And þanne myght I not goo for febilnesse of my body, so sore I had bete it on þat nyght before of my swete sone ihesu, but as þe holy wymmen and my susteres susteynede me vp in her armes. And þanne as I went, I met with summe of my sonys disciplys sore wepyng, and to hem I sayde þise wordes: ‚Saugh ȝe

(1) Ms. I herde anone tydingis of my swete sone. I herde anone. (2) Ms. thorow. (3) Ms. be reueued. (4) Ms. for. (5) l. þe only.

not my swete sone ihesu? I pray ȝow telle me where (ye) lefte(1) him'. And þei sore wepyng sayde to me þise wordes: ‚We saugh him bounde with cordes and betyn with scourgis, and his face defoulyd with spittyng, & led forth with wykked seruauntes of Cayphas to be demyd vndir pylate; 5 and his lokyng was paal & his chere was gostful (2) & al his body chaunged, þat vnnethe we myght knowe him'. And þanne I, mary, ihesus moder, most soryest of alle moders & fulfilled with sorowe, sayde þise wordes: ‚A, ihesu my swete sone, what here I of þe? what bittir and harde tydynges be tolde of þe to me?' And þanne sayde I to some of his disciplys: 10 ‚May I se my swete sone ihesu in any maner, þat I myght haue him oute of here hondys?' And þei þat sauh me make þis sorow, sayde to me: ‚Gothe, lady, and tary not, ȝif ȝe wil speke with ȝoure sone alyue, for now he is lad with armede knyghtes in to pylatys palays, for þe Jewes þenke to dampne him to þe most dispytous deth.' And whan I, mary, 15 herde þise wordes, I was smyten euen thourgh þe hert with sorow, & as a dede woman I went forth, and was borne vp with my sustres, & vnneþe myȝth I come to pylatys palays for feynte. And whan I come & wolde a gone in to þe palays, I myght not come ny þe ȝates for þe multitude of peple; but as ny as I myght, I put me, & þere I stode as a stone 20 stykede in þe grounde. And þanne I vp myn eyne cast to þe fenestre of þe palays, ȝif I myght a seyn oute my swete sone ihesu. And þan at þe fenestre of þe palays come Pylatus & sayde to alle þe peple: ‚I fynde no cause on ihesu why þat he schuld be do to deth. Wheþer wil ȝe þat ihesu go oþer baraban þat is mansleer?' And whan I, mary, herde þis, 25 I lift vp my hert as though I had be arerede fro deth to lyue, & hopyd þat baraban þe mansleer schuld haue be put to deth and my swete sone ihesu lete go aliue. But þanne I herde an horrybyl voyce of alle þe peple criyng and sayde ‚Dothe ihesu on þe cros! dothe ihesu on þe cros!' And whanne I herde þis crying of þe peple, I was smete with þe swerde 30 of sorowe and as a dede woman I fel vpone þe erthe, semyng to þe peple as I had be dede. & so I lay longe til my susters gaderyd me vp and comforted me. And so I stode longe þere & abode ȝif þat I myght haue sey my swete sone ihesu or þat I myght haue spoken to pylate þat he wolde haue delyueryd to me my swete sone ihesu, þat lotheles lambe. 35 And þe wikked iewes, whanne þei herde me crye and saw me wepe sore, þei blamed me sore and sayde: ‚holde þi pes, thow theuys moder and norse of þis traytour! for þi sone is worthi to be dede, for he deseyueth þe peple; and þerfore þou schalt see him sone don on þe cros be-fore þin eyne.' And þanne a-none I fel doun as a woman in desceyre, þus 40 dispysed of alle þe peple. And anone I herde a voyce of þe peple crying as þei had be wode and sainge ‚Brynge oute to vs ihesu of naȝareth, þat he were done on þe croys!' And anone Pylatys assentyd to hem: & firste þei bete him with scourgys & þanne cloþede him in purpure, & afterward toke him to þe Jewes to spille on þe croys. And þan þei 45 brought oute be-fore þe eyne of þe wrecchyd moder ihesu, my swete sone, corounede with a coroune of þornes vpone his hed, & his eyne al paal & his face al rede of blode & þe her of his hed hangyng ouer his eyne al be-bled, and beryng a croys vpone his bak þat he schuld on dye, and a corde abowte his nek, as a comun thef put be-twene to theuys. And 50 whan I say þis cruel syght, þanne faylyd I al my strenkþe; and þanne waxid my sorow newe whan I say him & for moche pepyl I myght not come ny him, I cryed to him & he myght not here me for þe pepyl þat folowed him. And þanne sayde my sustere to me: ‚Go we, mary, be þis way, for þis is þe nere way, and þanne we schul mete with

(1) Ms. lete in lefe korr. (2) = gastful.

ȝoure sone and speke *with* him or he dey'. And þanne I ros vp anone as a woman strenthede *with* a newe spyryte, & went swythe on þat by-wey: & sodeynly I met *with* my sone ihesu, in þe hye-wey beryng þe croys vpon his bak. And þanne sayde I þise wordes to my swete sone Ihesu: ‚A, my swete sone ihesu, whider goost þou þus swythe so heuyly chargyd *with* þat croys? what thenkyst þou to do *with* þi moder to lete me þus alone & in dispeyre? thenkyst þou forsake me þus? A, my swete sone ihesu, take to me, þi moder, þat croys, and I shal bere it vp-on myn owne bake. And, sone, dey þou not *with*-oute þi moder ne go þou not fro þi moder, but, my swete sone, lete vs lyue to-gedrys and dey to-gedrys.' And þanne my swete sone ihesu, hauyng more rewþe on his owyn moder þan on his owyn payne þat he suffred, anone for my sorow he fel doun vndir his croys þat he bare. And anone for sorow of my swete sone ihesus I fel doun as a woman þat had ȝeuyn vp hir last spiryte. & þere were we bothe al to-troden of þe pepyl, and my sone ihesus constreynede to aryse and goo forth *with* his croys, and þe wikked iewes and cruel me (1), þe moder of ihesu, vyolently departed me fer fro my sone; and euer lay my sone vnder þe croys. And þe wikked iewes constreyned a man, we called him Symeon, to bere þe (2) croys to a place was clepid Caluarye. & þan þe cruel iewes smyte my sone ihesus *with* heer fete & bete him *with* scourgis, & made him-self bere þat croys vpon his bak vp at þe mounte of Caluarye: and þus hyed þe wykked iewes to offre vp þat lotheles lambe — and *with*-oute alle othe, þat was my swete sone ihesus. And þanne I, mary, most soroufulest of alle moders, pursuyd after my swete sone ihesu as fast as I myght, to se what deth þat lombe schuld suffre þat was my solas and my ioye. And vnneþe myght I come to þe mownte of caluarye, but as I was susteynede by my susters — so wery & ful woo was my body. And by þe tyme þat I come to þe mownte of caluarye, þe wykked iewes had do my sone vpon þe cros, & arered vp þe cros & put it in þe erthe. And þanne lokyd I vpon my swete sone ihesu *with* my wepyng eyne bitterly wepyng & crying, and sayde to him þise wordes: ‚A, my swete sone ihesu, A my most loue ihesu, why lokyst þou not vpon þy soreful moder? why spekyst þou not to þi soreful moder? why wolt þou leue me þus alone? whedir schal I go, my swete sone ihesu? In what hous schal I rest me, my swete sone ihesu? A, my swete sone, though þou haue no rewþe on þiselfe, haue rewþe on þi soreful moder!' And whanne my swete sone ihesus herde me þus crye & wepe, he cast his eyne vp-on me and vnneþe he sayde to me þise wordes: ‚Woman, be of good comforte, for herfore I come in to þis worlde and herefore I toke þis body of þe þat here hangyth on þe croys, to day (3) for helpe of mannys soule & to byy þe soules oute of peyne þat were lost for synne; and þerfore I suffre þis cruel & harde passion þat þou seeste. & þerfore, moder, rest now of þi wepyng & of þi crying: for þis is my fadres wille; and alsoo, moder, lat it be þi wille: for in my deyinge I shal sle deth & *with* þe victorie of my passioun I schal aryse þe thrid day. And þerfore, moder, þat ilk meyn-tyme take here Jon, my dyscyple þat I loue weel: lat him be þi sone, & be þou his moder; and to him I take þe to warde, for now I schal deye on þe croys'. And whanne my sone ihesu had seyde þise wordes, he cast vp his eyne in to heuene and bytoke his fader his soule, and so *with* a gret crye he ȝalde vp his spyryte. And þan I, mary, felle doun vp-on þe erthe, & alle þe pepyl wende I had be dede. And aboute þe houre of none þer come cruel knyȝtys & stode before my sone, & one of hem *with* a spere openyd his syde and clefe his hert on-two, & þat

---

(1) Im Ms. ist to vor me vorgeschrieben. (2) Ms. a. (3) l. dey.

sorowe cleft myn hert on-two. And whan my sonys syde was þus openyd & his hert clowyn a-two, þan went þe knyȝtys her way. And þanne come Joseph of Aramathie, a nobyl man and ryȝtful, and wolde a takyn doun my swete sone ihesus of þe croys. And whan I say him, I wax qwyk aȝeyne on my spyryte & toke strengthe to me and sayde: ‚A, my swete Joseph, wolt *þou* take doun þe body of my swete sone ihesu? now I *pray* þe, swete Joseph, take him doun & delyuir him to his wrecchyd moder, *þat* dede body of my sone’. And þan Joseph sayde ful curteysly to me: ‚A, mary & moder of ih*es*u, goddys sone of heuene! A, holy lady, & abowyn alle blyssyd, & euer holy! A, moder & mayde & moder *with*-oute (wemme) abyde alytil whyle and lete be þi wepyng & þi sorowe: ffor I vndirstonde *þou* be blissed amonge alle wy*m*men, and I beleue *þat* þi sone wil aryse fro deth to lyue in a schorte tyme. & þerfore, worthy lady, lete vs now in þe meyne-tyme worthyly bery þis holy body! for to-morow is halyday & we mowe not worche.’ & whan Joseph had sayde þise wordes to me, I was sumwhat comfortyd þ*er*-*with*, & helpyd to wasch my sonys body *þat* was defoulyd *with* spittyng, betyng*is* & bledyng. & whan we had waschid it, we wypyd it & anoyntyd it. And so at þe laste I was smete *with* a newe sorowe, & þanne I sayde þise wordes to my swete sone þ*er* he lay dede: ‚A, clene flesch & vnwemmyd *þat* lyest þ*er*, *þat* were of my flesch, why woldist *þou* þus deye on þe croys & be offeryd for synne? for *þou* art holy flesch & clene fro alle-maner synne; and thow hast sore bouȝte þe synne of alle men.’ And whan I had sayde þise wordes, I fel doun vp-on þe body of my swete sone ih*es*u wepyng bitterly & crying sore. & þan I kyste þe woundys of his hede, & þan of his handys, & þanne of his fete, & þanne þe wounde on his syde, & þanne I cleppyd al þe body in myn armes & kyssyd it & sayde þise wordes: ‚A, my swete sone ih*es*u! I, þi wrecchid moder, wende neu*er* to haue seyn þ*is* of þe, noþer þise sorowes haue suffrede for þe, but I wende for to haue had many ioyes & neu*er* a departyd fro þe’. And while I seyde þise wordes, Joseph & his felawes hyede hem swythe to wynde & bynde my sone in a clothe. And whanne þei had bounde *þat* o party of his body & wolde haue bounde *þat* oþer, I fel doun to þe woundys *þat* were bounde, & vnbounde hem aȝeyn, & efte aȝeyn; and þan was I smete *with* a newe sorow, *þat* I myght not suffre hem to bynde him, of a longe tyme; & for my sorow & for þe lamentacio*un* *þat* I made vnneþe myȝth þei alle *þat* þ*er* stode take þe dede body fro me. And so at þe last þei wolde bere him to þe sepulcre: I folowyd he*m* wepyng & crying wondyrly sore. & whanne þe come to his sepulcre, þei wolde haue byryed him anone. And I myȝth not suffre *þat* in no wyse, but mekely I prayed hem in þis maner & sayde: ‚A, ye nobyl men & ȝe holy wy*m*men, byry not ȝet my swete sone ih*es*u, but suffre me to haue my sone a lytil while in myn armys, *þat* I may kisse hym’. And whan þei say þe grete sorow *þat* I was In, þey mad gret lamentacio*un* and abode a lytyl while. So at þe last þei wolde nedys byry him. Þan cryed I & sayde: ‚byry me *with* him, for I may not lyue *with*-oute him’. And þanne Joseph & his felawys worschipfully departed me fro þe sepulcre, & honestly & worschipfully byryed my sone ih*es*u. & whan he was byryed, I stode *with*-oute þe toumbe wepyng & crying, & fulfyllyd al *with* sorow seyde þise wordes: ‚A, aungel gabryel, *þou* saydeste to me „hayle mary ful of grace”: and byholde! I am now ful of sorow. Þ*ou* saydest to me „oure lord is *with* þe”, & byholde, now my lord & my loue is put awey fro me, *þat* I may not him se. Also *þou* saydest to me „Blyssyd be *þou* amonge all*e* wy*m*men”, & byholde, now of all*e* wy*m*men I am tormentyd and cursyd. And at þe laste *þou* saydest to me „Blyssyd be þe fruyte of þi wombe”, & byholde, now my sone, *þat* is þe fruyte of my wombe, is here wykkedly I-sleyn & now lythe here in toumbe full*e* of woundys.’ And whan I had sayde þise wordes, I fel doun for sorowe vp-on þe erthe. & þanne Jon,

þat was chargyd of my sone on þe croys to be my sone, saugh me þus sorowe: he toke me vp in his armes. & for febylnesse of my body I myght not stonde, but as Jon & oþer wymmen lad me in to ierusalem. And as I went, I turnede my hede ofte aȝeyne for sorow þat I was departede fro þe sepulcre of my swete sone ihesu; & alle þat saugh me in þe wey were temptyd to wepe ffor þe sorow & lamentacioun þat I made. And þanne Jon lad me home in to my chaumbre & sayde to me þise wordes: ‚Now rest here, þe moder of my lorde, vpone (triste) of arysynge of þi swete sone ihesu & my lord, & cese of þi sorowe! And, lady, I am ȝouyn to be þi sone, þat am not worthy to be þi seruaunte, ffor Jon may not be lyknyde to ihesu, þe sone of ȝebede to þe sone of god, ne þe seruaunt to his lord, ne þe dyscyple to his mayster, ne no creature may be lyknyde to him þat made him. But neuer-þe-lasse, my reuerende lady, I schal worschippe ȝow in al þat I can, & with al my strenkþe serue ȝow'. With þise wordes, & many oþer wordes, Jon confortyd me ofte-tymes, and euer was redy me to plese, vnto þe resurreccioun of my swete sone ihesu. And whanne we saugh him aryse fro deth to lyue, þanne were we fulfyllyd with more ioye þanne we were raþer with sorowe, I-blyssyd my swete sone ihesu." And þus endyth oure ladyys lamentacioun with gret ioye of goddys resurreccioun. He graunt vs his benysoun.

Amen Amen Amen Amen

(Folgt Parce michi domine. Diese Hs. enthält früher The lyfe of Adam, und später, nach vielen wertvollen lat. chronistischen und geschichtlichen Notizen, noch Lydgates Marienleben.)

10. *Vita prothoplausti Ade.**

Ms. Queens Coll. Oxford 213, f. 1. (15. Jahrhundert.)

Cum expulsi essent Adam et Eua de paradisi delicijs, fecerunt sibi tabernacula & fecerunt dies luctus & lamentacionis & in magna tristitia. post autem dies septem ceperunt esurire et querebant sibi escas vt manducarent, & non inuenerunt. et dixit Eua ad Adam: „homo meus, esurio; vade, quere nobis escas vt manducemus, vsquequo videamus si forsitan miserebitur nostri & recipiat nos dominus deus et reuocet nos in locum quo eramus". Et surrexit Adam et ambulauit dies septem per omnem

* Vgl. Wilh. Meyer, Vita Adæ et Evæ, München 1879 (Abh. der bayer. Akad. d. Wiss. I, Bd. XIV, p. 186—250), der die Entstehung und Verzweigung des ursprünglich wohl noch vor Christus von einem Juden hebräisch verfaſsten, dann ins Griech. und (im 5. Jahrh.) ins Lat. übertragenen Adamsbuches aufdeckt und einen kritischen Text aus den verschiedenen Hss. zu geben versucht. Der sehr verstümmelt und umgestaltet erhaltene griech. Text ist ed. in Tischendorf, Apoc. apocr. 1866; Ceriani Monumenta sacra, Mailand 1868; Roensch, Buch der Jubiläen, Leipzig 1874. Der griech. und lat. Text enthalten nur Stücke des Urtextes, und zwar zur Hälfte verschiedene. Dillmann, „Das christl. Adambuch des Morgenlandes" (in Ewald, Jahrb. V) gab einen (aus dem Arab. übersetzten) äthiopischen Text in deutscher Übersetzung, Trumpp, „Das arab.-äthiop. Adambuch" (Abh. der bayer. Akad. Bd. XV, 1881) diesen Text selbst heraus. — Eine deutsche Bearbeitung, Lutwins Adam und Eva, wurde ed. von K. Hofmann und W. Meyer (Stuttg. Litt. Ver. 1881). — Da es für die engl. Bearbeitungen von Wichtigkeit ist, die in England verbreitete Gestalt der lat. Vita zu kennen, so gebe ich hier den (freilich arg entstellten) Text des Ms. Queen's Coll., der sich an Ms. 17151 der Codd. lat. Mon. anschlieſst.

patriam illam, & non inueniebat (escam) qualem habebant in paradiso. Et dixit Eua ad Adam: „Domine mi, putas ne moriamur fame? vtinam ego moriar! forsitan introducet te dominus iterum in paradisum, quia propter me iratus est tibi deus. vis interficere me & forte introducet te deus in
5 paradisum; mei enim causa expulsus es inde.“ „Noli“, respondit Adam, „talia dicere, eua! ne forte iterum aliquam malediccionem introducat super nos dominus deus; non enim fieri potest vt mittam manum meam in carne mea. Sed surge & queramus vt manducemus & non deficiamus.“ Et ambulantes septem diebus nichil inuenerunt sicut habebant in paradiso, Sed
10 hoc tantum inueniebant sicut animalia edebant. Et Adam ad Euam: „(hec) tribuit deus animalibus vt edant; nobis autem erat esca angelica; quapropter iuste & digne plangimus ante conspectum domini dei nostri qui fecit nos. sed eamus & peniteamus magna penitencia: forsitan miserebitur nostri deus dominus & disponet nobis vnde vescamur & viuamus.“ Et
15 dixit Eua ad Adam: „Domine mi, dic michi quid est penitencia, & qualiter penitebimus; ne forte laborem in nobis ponamus quem sustinere non possumus, & non exaudiantur preces nostre & conuertat dominus deus faciem suam a nobis, quia inique egimus. Quantum, domine mi, indica michi debeam penitere, quia ego induxi laborem et tribulacionem“. Et dixit
20 Adam: „non potes tot dies penitere vt ego. Sed quod ego precipio fac, vt salueris. Ego enim quadraginta dies laboro(se) debeo ieiunare; tu autem vade ad tigris flumen & tolle lapidem & sta super ipsum vsque ad collum in altitudine fluminis, et non egredietur sermo de ore tuo, quia indigni sumus rogare dominum nostrum, quoniam labia nostra polluta sunt de
25 ligno contradicto et illicito; et esto in aqua fluminis xxxiij diebus. Ego autem stabo in aqua Jordanis xl diebus, & forsitan miserebitur nobis dominus deus.“ Et ambulauit Eua ad Tigris flumen & fecit sicut dixit ei Adam. Similiter perrexit Adam ad iordanem & stetit vsque ad collum super lapidem in aqua. Et dixit Adam: „vobis dico, o aque Jordanis,
30 condolete michi & segregamini & circumdate me! Lugete pariter mecum, non vos sed me, quia non vos peccastis sed ego.“ Statim omnia animancia venerunt & circumdederunt illum, Et aqua Jordanis stetit ab illa hora non habens cursum suum. Et transierunt dies decem & octo: Tunc iratus est Sathanas & transfiguraruit se in claritatem angeli & abijt
35 ad flumen Tigris ad Euam, et inuenit eam flentem: & quasi condolens incepit flere & dixit ei: „Egredere de flumine & noli plorare! Jam cessa de tristicia & de gemitu tuo quo solicita es, & Adam vir tuus! Audiuit enim dominus deus gemitum vestrum & suscepit penitenciam vestram, & nos omnes angeli rogauimus pro vobis deprecantes dominum, & misit
40 me vt educerem vos de aqua & darem vobis alimenta que habuistis in paradiso, eo quod ita penitueritis. Nunc ergo egredere, & perducam vos in locum vbi paratus est vobis victus.“ Hec audiens Eua credidit et exiuit de aqua fluminis: et caro eius virida erat quasi herba, pre frigore. Et cum egressa esset de aqua, cecidit in terram: et erexit eam angelus
45 diaboli de terra & perduxit eam ad Adam. Adam autem cum vidisset eam & Sathanam antecedentem illam, exclamauit cum fletu dicens: „Quomodo iterum seducta es ab aduersario nostro, per quem alieni facti sumus de habitacionibus paradisi & leticia eius?“ Hec cum vidisset Eua & cognouisset quod diabolus fecisset eam egredi de flumine, & cecidit super
50 faciem suam in terra, & duplicatus est dolor & gemitus eorum. Adam autem exclamauit dicens: „ve tibi, diabolica inuidia, quod expugnas nos. Quid tibi contra nos? aut quid nobis malicia tua? Nunquid nos abstulimus gloriam tuam? aut quid fecimus tibi? quid fecimus quod persequeris?

2 Ms. putas mi putas. 10 hec fehlt. 21 Ms. laboro (*al.* om.). 30 *al.* seg. omnia natantia. 37 *al.* quid st. quo. 42 Ms. victum. 48 *al.* audisset. 49 *al.* cognovit (& om.).

Inimice impie invidiose ingemiscens, vade responde.“ Et diabolus dixit: „O adam, tota inimicia, invidia & dolus meus a te est, quoniam propter te est, quoniam propter te expulsus sum de gloria mea, & alienatus de claritate quam habebam in celis in medio angelorum propter te eiectus sum in terra.“ Respondit adam & dixit ei: „Que est culpa mea, cum non sis lesus a me? aut quid nos persequeris?“ Respondit diabolus & dixit ad adam: „Tu qui dicis nichil fecimus tibi, Tui causa eiectus sum. Quando enim tu plasmatus es, ego a facie dei proiectus sum & foras a societate angelorum missus. Quando insufflauit deus spiritum vite in te Et factus est vultus tuus & similitudo tua ad imaginem dei, & adduxit te Michael & fecit (te ad)orare in conspectu dei; Et dominus deus: ‚Ecce Adam ad imaginem & similitudinem nostram creatus est, adorate eum!‘ Et egressus Michael vocauit omnes angelos dicens: ‚Adorate imaginem dei sicut precepit dominus deus‘, Et ipse Michael primus adorauit, & vocauit me & dixit michi: ‚Adorate imaginem dei‘. Et ego respondi: ‚Ego nolo adorare Adam‘. Et cum compelleret me adorare Michael, dixi ad eum: „Quid me compellis? Non adorabo deteriorem me & posteriorem omnis creature. Antequam fieret, ego sum, & ille me debet adorare‘. Hec audientes ceteri angeli qui sub me erant, noluerunt adorare. Et ait Michael: ‚Adorate imaginem domini dei. Si non adoraueritis, irascetur vobis deus.‘ Et ego dixi: ‚Si irascatur michi deus, ponam sedem meam supra sidera & ero similis altissimo‘. Et iratus est michi dominus deus & iussit me expelli & foras mitti de gloria mea: Et tui causa exul factus sum de habitacionibus meis & proiectus sum in terra, Et statim factus sum in dolore de tanta gloria mea. Et quod te vidi in leticia deliciarum mearum, tolerare non potui: Et ideo dolo circumueni mulierem & feci te expelli de delicijs leticie tue, sicut ego expulsus sum de gloria mea.“ Hec audiens Adam (a) diabolo, exclamauit cum magno fletu & dixit: „Domine deus meus, in manibus tuis vita mea: fac vt iste aduersarius meus longe sit a me qui querit animam meam perdere, & da michi gloriam quam per ipsum perdidi.“ Et statim euanuit diabolus. Adam vero perseuerauit quadraginta diebus in penitencia, stans in aqua Jordanis. Et dixit Eua ad Adam: „Viue domine tu, domine meus! tibi concessum est viuere, quoniam nec primo nec secundo prȩuaricatus es nec seductus. Sed ego seducta sum & preuaricata, quoniam non custodiui mandatum domini dei, & nunc de flumine(!). Sed vadam ad occasum solis et ero ibi vsque moriar.“ Et cepit ambulare ad partes occidentis, Et cepit lugere & amare flere. Et fecit sibi habitaculum, habens in vtero Cayn. Et cum appropinquasset tempus partus eius, cepit doloribus conturbari: Et exclamauit ad dominum deum dicens: „Miserere domine, adiuua me!“ nec exaudiebatur; nec erat ei requies vlla. Et dixit intra se: „quis nunciabit domino meo Adam? Deprecor vos, o luminaria celi, dum ve(r)timini ad orientem, nunciate dolores meos domino meo Ade!“ Et dixit Adam intra se: „planctus venit: ne forte iterum serpens pungnet cum Eua?“ Et ambulans inuenit eam in luctu & gemitu magno. Et dixit Eua: „ex quo eua vidi te, domine mi, refrigerauit anima mea in dolore meo. Nunc autem deprecare dominum pro me, vt exaudiat te & liberet me de doloribus meis pessimis.“ Et deprecatus est Adam dominum pro Eua. Et venerunt duo angeli & due virtutes de celis, stantes a dextris & a sinistris eciam: et Michael stans a dextris tetigit a facie eius vsque ad pectus & dixit: „vere tu liberata es, Eua, propter (Adam), quoniam oraciones eius magne sunt ante dominum. Et missus sum ad te vt accipiat adiutorium vestrum.

1 ingem. nach Et zu vers. 3 te — te tilge. 15 l. adora. 26 Ms. dolore. Ms. deliciis tuis &. 31 *al.* ipse perdidit. Ms. perseuerauerit. 36 *al.* & nunc separa me a lumine vitæ istius. 47 Ms. deprecor. 49 eciam st. Eve. 51 Ms. propter quem. 52 *al.* accipias a. nostrum.

Et surge & parare ad partum!" Et peperit (filium) et erat lucidus. Et continuo surrexit infans & cucurrit animalibus suis tollere herbam. Et nomen eius vocatus est Cayn. Et tulit adam puerum & Euam & perduxit eos ad orientem. Et misit dominus deus ad Adam angelum Michaelem cum
5 seminibus diuersis & dedit illi: Post hec ostendit ei laborare & colere terram, ut haberet fructum & viueret, ipse & omnes generaciones post ipsos. Concepit iterum filium Eua, filium nomine Abel. Et manebat Cayn cum Abel in vno loco. Et dixit Eua ad Adam: „Domine mi, dormiebam & vidi quasi sanguinem filij nostri Abel ingredi in ore fratris
10 sui Caym et deglutiuit eum." Et dixit Adam: „Ve, ne forte interficiat Caym Abel, fratrem suum! Sed separemus eos ab inuicem & faciamus eis singulis mansiones." Et fecerunt Caym agricolam, Abel vero pastorem ouium, Et separauerunt eos ab inuicem. Post hec interfecit Caym Abel. Erat autem annorum Cxxx. Et post hec cognouit Adam vxorem
15 suam et genuit filium & vocauit nomen eius Seth: Et dixit Adam ad Euam: „Ecce genui filium pro Abel quem occidit Caym." Et postquam genuit Adam Seth, vixit annos ccc, & genuit filios xxx & totidem filias. Sic genuit filios & multiplicati sunt super terram in nacionibus suis. Et dixit Adam ad Seth: „Audi, fili mi Seth, & referam tibi quid vidi &
20 audiui. postquam eiecti fuimus de paradiso ego & mater tua Eua, cum essemus in oracione, venit ad nos Michael archangelus, domini nuncius: Et vidi currus tamquam nutus & rote eius erant ignee, & raptus sum in paradiso iustitie. Et vidi dominum sanctum, & in conspectu eius erat ignis incedens intolerabilis; & multa millia angelorum antecedebant
25 currum dei Et alia multa millia angelorum erant a dextris & a sinistris currus dei ... Et dixi: ‚conuerte, domine, animam meam in requiem tuam, quia morior Et spiritus meus exibit de corpore meo. Ne proicias me a facie tua quem de limo plasmasti, domine! Ne despicias quem nutriuisti gracia tua! Et ecce verbum (tuum) incendit me'. Et dixit ad me dominus
30 deus: ‚quoniam figuracio cordis & corporis mei factus es, diligens scienciam, propter hoc non tolletur semen tuum vsque in secula ad ministrandum michi.' Et cum hec verba audissem, prosterni me in terra & adoraui dominum dicens: ‚Tu es deus eternus & summus, Et omnes creature dent tibi honorem & laudem. Tu es super omne lumen effulgens lux
35 incomprehensibilis, virtus viuens: tibi dicam laudem & honorem spiritualem. viuentem me facies & omne genus humanum multitudine misericordie tue'. Et postquam adoraui dominum, statim Michael Archangelus dei apprehendit manum meam & eiecit me de paradiso visitacionis dei. & tenens in manu sua virgam tetigit aquas que erant ..... in hoc seculo
40 in tempore quo missurus (est) filium suum in terris generi humano saluando. Tunc apparebit in flamma deus & ex ore maiestatis sue dabit omnibus mandata & precepta, & sanctificabit illum in domum habitacionis maiestatis sue. Et edificabunt ibi domum domino suo qui apparuit illis. Et preteribunt preceptum eius, & incendetur sanctuarium eius et
45 terre eorum deserentur & ipsi dispergentur, propterea (quod) exacuerunt deum. & die tercio saluos faciet illos de desperacione illorum: & iterum edificabunt domum dei, et exaltabitur nouissime domus dei magis quam prius. Et iterum exsuperabit iniquitas equitatem. Et post hec habitabit deus cum hominibus in terris: Et tunc incipiet equitas fulgere & domus
50 dei ſeculorum honorabitur & non poterunt amplius nocere hominibus qui sunt in deo credentes. Et suscitabit dominus plebi sue saluatorem in

1 *al.* para te. 2 Ms. instans. *al.* et manibus suis tulit h. et dedit matri. 19 Ms. Vidi et audi. 20 Ms. mea tua. 22 *al.* currum t. ventum. 23 *al.* sedentem. 26 Ms. conuertere. 27 Ms. exiuit. 32 l. prostraui. 42 *al.* sanctificabunt eum in domo. 46 *al.* dispersione. 47 *al.* maior. 51 Ms. suscitabitur. *al.* plebem fidelem quam salvabit.

secula seculorum Amen: Et impij punientur qui noluerint amare legem ipsius; celum & terra noctes & dies & omnes creature obedient ei & non preteribunt preceptum eius nec mutabunt opera sua. Sed & hi omnes mutabuntur qui derelinquent mandata dei. In die illa repellet deus a iustis impios & illi permanebunt sicut sol in conspectu dei. Et tempore illo felix erit homo qui correxit animam suam, quando erit iudicium magnum dei in omnes mortales et inquirentur facta eorum a deo jůsto judice.“ Et postquam factus est Adam annorum nongentorum triginta, sciens quoniam dies vite sue finirentur, dixit: „Congregentur ad me vniuersi filij mei, & benedicam eis antequam moriar, & loquar cum eis.“ Et congregati sunt in tres partes in conspectu patris eorum ante oratorium vbi adorabat Adam dominum. Et cum congregati fuissent, omnes vna voce dixerunt: „Quid tibi, vt quid congregasti nos? Aut quare iaces in lecto?“ Respondit Adam & dixit: „ffilij mei, male michi est, doloribus afficior.“ Et dixerunt ei omnes filij: „Quid est, pater, male habere?“ Tunc filius eius Seth dixit: „Pater, ne forte desideres de fructu paradisi vnde edebas, & contristaris desiderio? Indica ergo michi, pater, si ita est, & vadam prope paradisum & mittam puluerem in caput meum & prosternam me in terra ante portas paradisi & plangam in lamentacione maxima deprecans dominum deum, & forsitan exaudiet me & mittet angelum suum, & afferet michi de fructo quod desideras, vt manduces & obliuiscaris.“ Respondit Adam: „Non, fili, non desidero, sed dolores pacior.“ Respondit Seth & dixit: „Quid est dolor, pater? noli nobis abscondere, sed dic nobis!“ Et respondens Adam dixit: „Audite, filij mei! quando fecit nos deus, me & matrem vestram, & posuit nos in paradiso & dedit nobis fructum omnis arboris ad edendum, & dixit nobis vt de arbore sciencie boni & mali que est in medio paradisi non comederemus; & ipse dominus partem paradisi dedit michi & matri vestre, scilicet partem orientis & boree que est contra aquilonem (dedit michi), & matri vestre dedit partem austri & partem occidentis. & dedit nobis dominus deus angelos duos ad custodiendum nos. Et vt venit hora, ascenderunt angeli in conspectu domini adorare. Statim habuit locum aduersarius diabolus absentibus angelis dei et seduxit matrem vestram vt manducaret de arbore illicita & contradicta. Et manducauit et dedit michi. Et statim iratus est nobis deus & dixit michi: ‚Quoniam dereliquisti mandatum meum quod statui tibi, ecce inducam in corpore tuo lxx plagas doloris, ab inicio capitis vsque ad vngulas pedum per singula membra torquens.’ Et deputauit inflacionem doloris vna cum ardoribus. hec autem misit dominus ad me & ad omne genus humanum.“ Hec dicens Adam ad omnes filios suos, comprehendit(ur) magnis doloribus, et clamans magnis doloribus constrictus dicebat: „Quid faciam infelix, positus in tantis doloribus?“ Et cum vidisset Eua eum flentem, cepit & ipsa flere dicens: „Domine deus, in me transfer dolores eius, quia ego peccaui & non ipse.“ Et dixit ad Adam: „Domine mi, da michi partem dolorum tuorum, quoniam hec mea culpa accidunt tibi.“ Et dixit ad eam Adam: „Exurge & vade cum filio tuo Seth & vade prope portas paradisi & mitt(it)e puluerem in capite vestro & prosternite vos in terra & plangite ante conspectum domini dei: forsitan miseribitur & mittet angelum ad arborem misericordie de qua currit oleum vite, & dabit vobis vt vngatis me ex eo, vt quiescam ab his doloribus quibus consumor.“ Et abierunt Seth & mater eius in partes paradisi. Et dum ambulabant, ecce subito (venit) serpens bestia & impetum faciens morsit Seth. Et cum vidisset Eua, fleuit dicens: „heu michi! maledicta sum, quia non custodiui precepta dei.“ Et dixit ad serpentem bestiam: „heu maledicte, quare non timuisti mittere te in imaginem dei, aut quare preualue(runt) dentes tui?“ Respondens bestia dixit voce

10 & st. ut. 14 Ms. doloribor. 15 paradisu. 28 Ms. Eburien st. boree.

humana: „O Eua, nunquid ad vos est malicia nostra? Nunquid contra vos est dolor furoris nostri? Dic michi, Eua, quomodo apertum est os tuum vt manducares fructum quo precepit dominus ne comederes. nunc autem non potes portare si tibi incepero pungnare!“ Tunc Seth dixit: „Increpet
5 te deus! Stupe & obmutescito, maledicte inimice confuse perdite, recede ab imagine dei vsque in diem quando deus te iusserit producere in probacionem.“ Et dixit bestia ad Seth: „Ecce recedo sicut dixisti, a facie imaginis dei,“ Statimque recessit bestia, sed plagato eo dentibus. Seth autem & mater eius ambulauerunt in partes paradisi. Tuleruntque pul-
10 uerem terre et posuerunt super capita sua, & prosternauerunt se in terram super faciem suam & planxerunt cum gemitu magno, deprecantes dominum deum vt misereretur Ade in doloribus suis & mitteret angelum suum vt daret eis oleum de arbore misericordie. Orantibus autem eis & deprecantibus horis multis, ecce angelus Michael apparens dixit: „Ego
15 missus sum a domino constitutus super corpus humanum. Tibi dico, Seth: Noli lacrimare orando & deprecando oleum de ligno misericordie vt pervngas patrem tuum Adam propter dolores; dico enim tibi quod nunc nullo modo ex eo poteris accipere. sed nouissimis diebus quando consummati fuerint quinque Millia & quingenti anni: Tunc veniet super terram
20 amantissimus dei filius xpus Ihesus resuscitare corpora mortuorum. Et ipse dei filius viuens baptiȝabitur in flumine Jordanis: Et cum egressus fuerit de aqua Jordanis, tunc de oleo misericordie sue omnes creature credentes in se accipient & (erit) oleum misericordie in generacionem & generacionem his qui renascentur ex aqua & spiritu sancto in vita eterna. Tunc descendet in
25 terris amantissimus dei filius & introducet patrem suum Adam ad arborem misericordie sue. Tu autem, Seth, vade ad patrem tuum, quoniam completum est tempus vite eius: Adhuc sex dies et exiet anima de corpore eius & videbis mirabilia in celo & in terra & in luminaribus celi.“ Hec dicens Michael statim recessit a Seth. Et reuersi sunt Seth et Eua.
30 Attulerunt autem secum odoromenta, idest nardum & crocum, calamum & cynamonium. Et cum peruenissent ad Adam, dixerunt quod serpens bestia morserat Seth. Et dixit Adam ad Euam: „Ecce quod fecisti nobis! Induxisti nobis plagam magnam, delictum & peccatum in omnem generacionem istam. Et hoc quod fecisti post mortem meam referes filijs
35 tuis! Quoniam sibi exsurgent ex nobis laborantes non deficient, sed maledicent nos, dicentes ‚he(c) mala intulerunt nobis parentes nostri qui fuerunt ab inicio'.“ Hec audiens Eua cepit lacrimari & ingemiscere. Post sex vero dies venit mors ad Adam. Qui cum cognouisset quia venit hora mortis sue, dixit ad omnes filios suos: „Ecce sum annorum nongentorum
40 & triginta. Et cum mortuus fuero, sepelite me contra dominum in agris habitacionis illius.“ Et factum est, cum cessasset loqui, tradidit spiritum. Tenebratus est sol & luna & stelle per dies septem. Et ecce Seth amplexatus est corpus patris sui lugens desuper. Et Eua cum esset respiciens intextas manus habens super caput & super genua, et omnes filij
45 flentes amarissime, Ecce Michael apparuit stans ad caput eius, & dixit ad Seth: „Exurge desuper corpus patris tui & veni ad me & vide quid disposuerit de patre tuo dominus deus qui misertus est ei.“ Et ecce omnes angeli cantantes tubis dixerunt: „Benedictus es, domine, qui misertus es prothoplausto tuo Adam.“ Et cum vidisset manum extensam
50 domini tenentem Adam, tradidit eum Michaeli Archangelo dicens: „Sit in custodia (tua) vsque in diem separacionis in supplicijs vsque in annis nouissimis, quibus conuertam luctum eius in gaudium: Tunc sedebit in tronum illius qui eum supplantauit.“ Et dixit ad Michaelem & Oraelem angelos:

2 Ms. Sic. 7 Ms. recede. 12 Ms. misereatur. 21 *al.* veniens. 25 *al.* tuum. 34 istam st. nostram. 35 sibi st. qui. *al.* lab. non sufficient sed def. et m. 39 Ms. sunt. 40 *al.* contra ortum dei. 44 *al.* resp. in terram. 49 *al.* Tunc vidit Seth.. et.

„Afferte tres sindones biffinas & expandite (super) corpus Ade & (aliis) sindonis vestite Abel filium eius." Et processerunt omnes virtutes angelorum ante Adam, vt sacrificarent dormicionem illius. Et sepelierunt eum & Abel in partibus paradisi, videntibus autem Seth & Eua, matre eius, alio nemine. Et dixerunt ad eos angeli Michael & Orael: „Sicut vidistis, ita sepelite mortuos vestros." — Post sex vero dies quas mortuus est Adam, cognouit Eua mortem suam: Et congregauit omnes filios & filias suas, videlicet Seth cum xxx fratribus & totidem sororibus, Et dixit Eua ad omnes: „Audite me & referam vobis: Postquam ego & pater vester trangressi fuerimus preceptum domini, dixit Michael Archangelus: ‚Propter prevaricaciones vestras generi vestro peccatum superinduxistis: dominus iram iudicij sui primum per aquam postea per ignem, In his duobus iudicabit dominus genus humanum. Sed audite, filij mei, ffacite ergo tabulas lapideas, & alias de terra luteas, & scribite omnem vitam patris vestri, que a nobis audistis & vidistis. Si per aquam iudicabit dominus genus vestrum, tabule lutee soluentur ..." Et cum hec omnia dixisset Eua filijs suis, expandit manus suas in celum orans Et inclinauit genua sua in terris adorans dominum deum graciasque agens tradidit spiritum. Et postquam factus est fletus magnus, sepelierunt Euam omnes filij eius. Et cum essent lugentes diebus iiij, apparuit angelus Seth dicens: „Ne amplius lugeatis quam sex dies mortuos vestros, quia septima dies signum resurrectionis est, Et in die septimo requieuit dominus ab omni opere suo quod patrarat." Tunc Seth fecit tabulas lapideas & luteas & scripsit in eis vitam patris sui Ade & vitam matris sue Eue, & posuit eas in medio (domus) patris sui in oratorium vbi orauit Adam dominum. Et adhuc post diliuium vise sunt a multis. Salomon namque sapientissimus inventis eisdem tabulis deprecatus est dominum; & apparuit ei angelus dicens: „Ego sum qui tenui manum Seth vt scriberet de ferro in lapides istos. Et ecce cognosces scripturam, vt scias vbi sunt lapides & vbi oratorium Adam et Eue vbi orabant dominum: Et ibi edificabis domum oracionis domino deo." Tunc Salomon suppleuit templum domino deo. Et vocauit illas litteras achilicas, quod est latine lapidicas, id est sine labijs doctrina scriptas digito Seth. Et in his lapidibus inventum est quod prophetauit septimus ab Adam Enoch ante diliuium de aduentu xpi: „Ecce ueniet dominus in sanctis suis, faciens iudicium de omnibus, & arguet impios de omnibus operibus suis quibus preuaricati sunt super terram. Adam vero, postquam passus est Ihesus, intrabit in paradisum."

Explicit vita Ade &c.

(Die Rückseite des Blattes ist leer, dann folgt:)

De ligno sce crucis *

Post peccatum Ade, expulso eo de paradiso propter peccatum, dum clamaret in misericordia domini indutus perizomate, ex benignitate suscepit promissum quod in fine seculorum daret ei deus oleum misericordie.

4 Ms. nomine st. nemine. 5 Ms. angelo. 14 Ms. salateas. vestris. 16 Ms. saluentur. 26 visi.

* Vgl. W. Meyer, „Die Geschichte des Kreuzholzes vor Christus", München 1881 (Abh. der bayer. Akad. d. Wiss. I, Bd. XVI. p. 103—166), wo auch der lat. Text nebst provençalischer Übersetzung abgedruckt ist (p. 131—148). Diese lat. Legende, häufig mit der Vita Adæ verbunden, ist ein erst seit dem 12. Jahrh. allmählich entstandenes Produkt der Sage. Vgl. auch Pieper, „Der Baum des Lebens", Berlin 1863; C. Schröder, „Van deme holte des hilligen cruzes", Berlin 1869; Mussafia Sulla legenda del legno della Croce (Sitzungsber. d. Wien. Akad.,

Venit enim in valle Ebron cum Eua, vxore sua, ubique pertulit multos labores in sudore corporis & in contricione cordis. Natique sunt ei duo filij, nomina quorum sunt: Caym & Abel. Cumque ex insti(tu)cione legitima in montibus sacrificarent, respiciebat dominus ad munera Abel, quia iustus
5 erat; ad munera Caym non, quia ex nequicia cordis offerebat. Cumque uideret Caym quod ad munera sua non respexit deus, accensus invidia occidit Abel. Cumque videret Adam quod Caym fratrem suum interfecisset, ait: „Ecce tot mala contingunt per mulierem! Viuit dominus non agnosco eam“, abstinuitque se ab ea ducentis annis. sed postea per
10 preceptum domini iterum recognouit eam. de qua accepit filium nomine Seth. Adultus vero Seth factus est iuuenis obediens patri. Cumque nongentis annis & triginta duobus uixisset in valle hebron Adam, fatigatusque extirpacione veprium inclinans super bipennem suam cepit contristari & intimo meditari quia multa mala videbat pululare ex posteri-
15 tate sua in mundo: Cepit enim tedere uite sue. vocauit ergo Seth, filium suum, ita dicens ei: „Fili, veni et mittam te in paradisum ad cherubin qui custodit atrium ligni vite cum gladio flammeo atque versatili.“ Ad quem filius: „Presto sum.“ Cui pater: „Vade & vice mea precato eum ut certitudinem michi renunciet de oleo misericordie quod michi promisit
20 dominus dum expelleret me de paradiso.“ Paratus autem Seth in hunc modum pergendum, ita premunitus est a patre: „Versus orientem in capite huius vallis inuenies viridem viam que te ducet ad paradisum. Sed vt illam cercius agnoscas, inuenies passus marcidos, qui sunt tam vestigia mei quam matris tue, Cum per eandem incederemus expulsi de
25 paradiso. Tanta enim peccata nostra fuerunt quod nunquam postea vbi pedes nostri calcauerunt, herba viridis potuit crescere.“ Taliter enim Seth edoctus a patre perrexit ad paradisum. In itinere uero stupefactus propter splendorem paradisi, credidit enim ardorem ignis; sed premunitus a patre, signauit se tetha, & prospero gressu peruenit ad paradisum. Cum-
30 que videret eum cherubin, sciscitatus est ab eo causam sui itineris. Seth ita respondit: „Pater meus senio confectus uite sue tedens misit me ad te: Orat enim te quatinus certitudinem olei a deo promissi ei renunciare digneris.“ Cui angelus: „Vade ad hostium paradisi, & intròmisso solummodo capite intuere diligenter que & qualia sunt ea que tibi in paradiso
35 apparuerint.“ Quod & factum est. Intromissoque capite, tantam intuitus est amenitatem quantam nulla lingua hominum possit enodare. Amenitas autem illa erat in diuersis generibus fructuum, florum & cantu ameno. In paradiso enim fontem lucidissimum intuebatur, vnde quatuor flumina manabant, Nomina quorum sunt hec: Phison, Gison, Tigris, Eufrates —
40 hec flumina totum mundum replent aquis. Super fontem autem magna arbor stabat valde ramosa, sed cortice & folijs nudata. Meditari ergo cepit Seth quare hec arbor nudata esset: & recolens marcidos passus propter peccata parentum suorum, eadem coniectura cepit meditari in corde arborem illam ita nudatam esse propter peccata parentum suorum.
45 Reuersus ergo ad angelum vniuersa que viderat diligenter narrat, pre-

phil. Kl., 1879); Zöcker, „Das Kreuz Christi“, Gütersloh 1875; A. Graf, La leggenda del Paradiso terrestre, Turin 1878. Stücke dieser Leg. sind in die engl. Bearbeitungen der Adamssage eingeschoben. Von der lat. Leg. sind nur wenige Mss. erhalten; ein anderes ist Ms. Laud 471, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (letztere Hs. enthält außerdem lat., franz. und engl. Homilien in buntem Durcheinander, nebst Sammlungen von lat. Narrationes, die hier noch nicht mit den einzelnen Predigten verbunden sind, sondern ad libitum für dieselben ausgewählt werden konnten. Mehrere dieser Narr. stimmen mit denen der nördl. Homiliensammlung).

9 *al.* cognoscam. 15 enim st. eum. 22 Ms. inveniens. 28 enim st. esse. 29 Ms. techa st. theta.

cepitque ei angelus ut iterum ad hostium rediret & alia videret. Intuitusque est serpentem circa arborem nudatam promeantem, & viso illo stupefactus redijt. precepitque ei angelus tercio ut rediret. Ipse vero ad hostium tercio regressus uidit arborem iam dictam usque ad celos eleuatam & in summitate arboris ut paruulum iam natum & pannis 5 inuolutum. Quo uiso stupefactus cum iam reclinaret super terram, uidit radices iam dicte arboris terram penetrantes usque ad infernum pertingere; vbi cognouit animam fratris sui Abel. sicque regressus tercio ad angelum, que uiderat diligenter narrauit. Cui angelus cepit dicere de pueri uisi benignitate: „puer quem modo uidisti, filius dei est, 10 qui deflet iam peccata parentum tuorum, & dabit, cum venerit plenitudo temporis, hic oleum misericordie promissum; qui & faciet parentibus tuis (&) posteritati eorum misericordiam. & hic est uera proprietas dilectionis.“ Seth ita edoctus ab angelo cum vellet discedere, dedit ei angelus tria grana pomerij de quo manducauerat pater eius, ita dicens ei: „Infra 15 triduum cum ad patrem ueneris, expirabit pater. Hec tria grana pomerij infra os eius pones: de quibus surgent tres arborum uirge: vna vero arbor erit cedrus, altera cipressus, tercia pinus. In cedro intelligimus patrem, quia ceteris arboribus alcius crescere consueuit. In cipresso filium, quia ceteris arboribus fragrancior dulcedinem nobis insinuat. In 20 pinu spiritum sanctum, quia multos generans nucleos dona sancti spiritus predicat.“ Regressus itaque Seth, prospero cursu venit ad patrem. Cumque patri omnia que audierat ab angelo et viderat nunciaret, gauisus pater risit & letatus est semel in tota vita sua. Ita letificatus Adam & certificatus, clamauit dicens: „Sufficit michi, domine, uita mea.“ Obijt 25 autem Adam infra triduum sicut iam dictum est ab angelo. Sepeliuitque eum Seth in valle hebron, & grana predicta subtus linguam eius posuit. ex quibus tres virge in breui surrexerunt tempore, vnius vlne longitudinem habentes. In ore autem Ade steterunt uirge ille ab Adam usque ad Noe, & a noe vsque ad Abraham, ab Abraham usque ad 30 Moysen, nunquam crescentes nunquam decrescentes, nunquam uiriditatem amittentes. Cumque Moyses propheta populum israeliticum ex egipto & seruitute Pharaonis trans mare rubrum educeret, dimerso Pharaone cum exercitu uenit in Ebron. Cumque castra fixisset Moyses, in vesperas sicco populo apparuerunt tres virge que in ore Ade stabant. arripiens 35 ergo illas in timore domini, spiritu prophecie clamauit: „Vere, iste tres uirge Trinitatem sanctam demonstrant.“ Dum autem illas Moyses ex ore Ade extraheret, tanta fragrancia totum repleuerunt exercitum ut se iam crederent in terram promissionis translatos. Tali namque indicio letificatus, Moyses panno mundissimo eas inuoluit & secum pro scanc- 40 tuario, quamdiu in desertum fuit, scil. xl quatuor annorum spacio, tulit: Cumque aliqui in excercitu percussi a serpentibus siue ex ceteris vermibus venenosis ueniebant ad prophetam, & deosculantur uirgas illas, ac sanabantur. Contigit ad aquam contradictionis, cum filij Israel murmurarent contra dominum & contra Moisen, (fol. 10) in ira locutus est Moyses ita 45 dicens: „Audite rebelles & increduli! Nunquid poterimus eicere aquam de petra hac?“ Et percussit bis scilicem: & egresse sunt aque largissime, ita ut biberent populi & iumenta. ffacto hoc miraculo, aperuit Moisi dominus dicens: „quia non sanctificasti nomen meum coram filijs Israel, non introduces populum hunc in terram promissionis.“ Cui Moyses: 50 „Quis ergo, domine, introducet eos?“ Cui dominus: „Nullus eorum ingredietur in terram promissionis preter Caleph & Josue.“ Intellexit ergo Moyses quod terminus uite eius appropinquauit: & ueniens ad radicem montis Thabor, uirgas iam predictas ad radicem montis plantauit: Juxta

6 *al.* recl. lumina. 13 *al.* hec. 18 Ms. intelligituus. 35 *al.* sanctificato st. sicco. 41 l. deserto. 43 *al.* deosculantes (& u. ac fehlt). 48 *al.* apparuit.

quas foueam sepulcralem parauit, In quam introiens expirauit. Steterunt ergo uirge ille mille annis ibi, usque ad tempus Dauid qui regnauit in Judea. Exactis ergo mille annis post obitum Moisi prophete, amonitus est dauid Rex per spiritum sanctum ut tenderet in Arabiam usque ad
5 montem Tabor, ita ut sumeret uirgas quas Moyses plantauerat, et asportaret usque in ierusalem — per illas enim deus prouidebat salutem fieri humano generi in misterio sancte Crucis. Perrexit dauid in Arabiam & nona die peruenit ad montem Tabor. Inuenit autem ibi dauid uirgas de quibus edoctus erat per angelum. Que secate, mira fragrancia dauid comi-
10 tatumque eius repleuerunt, ita ut crederent se deificatos.... Regrediente ergo Dauid, occurrerunt diuersis morborum generibus oppressi: & virtute sancte Crucis sanabantur, uoce prophetica exclamantes: „Quia hodie data est salus per uirtutem sancte Crucis.“ Intellexit ergo Dauid misterium sancte Crucis per spiritum sanctum, & cum gaudio repedauit ad patriam. Cum-
15 que dauid nona die in ierusalem rediret, meditatus est quo loco virgas plantare posset cum honore. Posuit ergo illas in cisterna que dicitur... secus turrim eius spacio noctis illius ita ut die & loco congruo illas plantaret; apositi sunt quidem custodes & luminaria. Quibus relictis abijt pausatum. Virtus vero diuina, que semper prouida est, que nec fallit
20 nec fallitur, erexit uirgas illas & in cisterna radicate sunt, ita ut stantes conglutinate sunt. Mane redeunte Rege, stantes inueniebantur. viso hoc miraculo ait Rex: „Paueant dominum vniuerse naciones terre, quia magnificatus & mirabilis dominus est in operibus suis.“ Noluit ergo eas amouere, quia dominus illas magnifice plantauerat; sed fecit murum circa
25 eas. Steteruntque ibi uestite a domino plantate, crescentes usque ad annos xxx. vnoquoque autem anno Rex dauid argenteum circulum circa arborem fecit, ut radicum (!) circuli, quantum arbor sancta cresceret spacio vnius anni, innotesceret ei. Ita usque ad annos xxx creuerunt, secundum quod creuerant spacio unius anni nouum circulum argenteum unoquoque
30 anno imponebat. Exactis ergo annis triginta adulta arbore sancta, post peccatum grande quod commiserat dauid, cepit sub arbore penitendo flere peccatum, dicens domino: „Miserere mei, deus, secundum magnam misericordiam tuam &c.“ Peracto autem psalmo cepit edificare templum domini in expiacione peccatorum commissorum. Operatus est dauid spacio
35 duodecim annorum circa templum domini. Sed quia uir sanguinum erat dauid, noluit dominus domum suam perfici ab eo, imo dixit ei: „Non edificabis michi domum in eternum, quia vir sanguinum es.“ Et ait dauid: „Quis ergo, domine?“ ait dominus: „Salomon filius tuus.“ Intellexit dauid se diutius non posse viuere: Vocauit ergo seniores principes ciui-
40 tatis, dicens eis: „Audite Salomonem tamquam me, quia eum elegit dominus.“ Mortuo ergo dauid & sepulto in orto Regum, Regnauit Salomon in iudea, & perfecit templum domini spacio xxx duorum annorum cum gaudio. In consummacione templi, quia non poterant artifices nec cementarij trabem in toto libano neque in ceteris nemoribus tocius regni in-
45 uenire, quasi ex necessitate constricti inciderunt arborem illam; de qua facta est trabes in longitudinem habens xxx et vnum cubitum. Hec de sancta arbore consecta uno cubito longior erat per linee mensuram: Cumque eleuaretur & suo ordine poneretur, inuenta est breuior uno cubito que per lineam ceteris erat longior. Tercio quidem deposita &
50 tercio eleuata, stupefacti artifices ad hoc spectaculum uocauerunt Regem. Hoc uiso, precepit Salomon ut in templo poneretur & ab introeuntibus honoraretur. Perquisieruntque artifices trabem idoneam & perfecerunt

---

6 *al.* providerat. 10 Ms. repleuerat. 16 *al.* quadam st. que dicitur. 17 *al.* om. ita. *al.* die sequenti l. c. 18 *al.* quidam 22 *al.* magnificus. 25 *al.* venuste. 27 *al.* per indicium circ. 29 *al.* anni et. 33 *al.* psalterio. 37 Ms. edificabit.

domum cum gaudio. Modus erat circa illas regiones, terminis constitutis in ierusalem templum domini uisitare & deum adorare. Contigit autem innumerabilem plebem trabem illam domini que & in templo iacebat uenerari. Aduenit ergo mulier Maximilla nomine, que incaute residebat super lignum sanctum: cuius vestes ut stuppe cremare ceperunt. igne stupefacta cepit clamare voce prophetica: „Deus & dominus meus ihesus xpus." Cumque iudei ab illa ihesum xpm nominari audierunt, uocauerunt eam blasphemam; et extrahentes eam, extra ciuitatem lapidabant. Hec prima martir fuit que mortem subijt pro nomine xpi. Extrahentes ergo trabem, extra ciuitatem proiecerunt illam in probaticam piscinam. Ibi enim abluebantur corpora mortuorum animalium que in templo offerebantur. Noluit ergo dominus arborem istam sanctam diuina carere illustracione, sed vnaquaque die inter horam terciam & sextam descendebant angeli in piscinam & tota mouebatur aqua: Quicumque autem descendisset prius post mocionem aque, sanus fiebat a quacunque detinebatur infirmitate. Visis ergo miraculis, Judei extraxerunt arborem sanctam ex piscina & fecerunt inde ponticulum quendam trans torrentem filoaticum, ut sanctitas ligni pedibus conculcancium adnichilaretur. Jacuit ibi trabes sancta donec Sibilla Regina uenit in ierusalem audire sapienciam Salomonis. Et per illam viam qua trabes sancta iacuit introiens, uiso ligno incuruauit se & adorauit illud & subtractis uestibus nudis pedibus transiuit torrentem illum, & uoce prophetica clamauit dicens: „Judicij signum tellus sudore madescit" &c. Cumque de multis cum Salomone conferret, repedauit ad propria. Jacuit autem ibi trabes sancta usque ad tempus passionis xpi. Cumque adiudicatus esset deus, ait quidam iudeorum ore prophetico: „accip(it)e arborem regiam que iacet extra ciuitatem, & conficite inde crucem Regi Judeorum!" Pergentes ergo Judei extra ciuitatem, ... fecerunt ex ea crucem dominicam septem cubitos habentem in longitudinem & tres in transuerso. Et fecerunt deferri in locum qui dicitur caluaria: & in ea crucifixerunt dominum nostrum in salute omnium credencium. cui laus est & honor & imperium per omnia secula seculorum Amen.

[Anno milleno .C. quater ter duodeno
Bis seno primo : fuit hoc scriptum memorando.
Nomen scriptoris factoris : qui fertur warde Nicholaus.
Pro quo letetur : et semper glorificetur.]*

Über Adams Körper und Namen findet sich am Schlusse des Ms. Rawlinson C 499 (15. Jhdt.), fol. 153, folgende Notiz:

Legitur in scripturis sanctorum quod celebracio vnius misse est xij dierum releuacio in penis purgatorij positis. Cum pro C animabus missa vel psalmus canitur, non minus quam si pro vna qualibet dicatur apud deum accipitur. || Corpus Ade de octo partibus factum est: prima pars de limo terre, vnde est corpus eius. Secunda de mari, inde est sanguis eius. Tercia de sole, inde sunt oculi eius. Quarta de nubibus, inde sunt cogitaciones bone & peruerse. Quinta de vento, inde est humor eius & flatus. Sexta de lapidibus terre, inde sunt ossa eius. Septima de spiritu sancto, que dicitur anima eius. Octaua de luce mundi, que interpretatur

1 *al.* mos. 17 Ms. filolaticum. 23 *al.* Que . . . collocuta. 29 Ms. que. 32 Ms. An do.

* Darauf folgt von derselben Hand: Testamentum Iacob in Genesi, fol 12b, nebst Incipit exposicio testamentorum duodecim patriarcharum filiorum Iacob, anf. Testam. Ruben de fornicacione, fol. 13b, bis zum Ende des Ms. (f. 50); im Anf. steht a. R. v. a. H.: Robertum grosthed opinor auctorem esse. Am Schlusse, fol. 50b, folgt dasselbe Quatrain wie oben (An. do milleno &c.).

xps: vnde totum corpus hominis illuminatur. & nos de istis partibus facti sumus. homo de tot partibus factus non potest esse quin trahat aliquam partem vel naturam harum partium. si de limo terre traxit, erit piger & pondorosus. si de mari, erit profusus & sapiens. si de sole, erit pulcer &
5 formosus. si de nubibus, erit leuis & luxuriosus. si de vento, erit validus membris et bellicosus. si de lapidibus, | erit durus ad credendum & latro. si de spiritu sancto, erit sapiencia diuinitatis repletus & agnoscens mandata dei. si de luce mundi, electus erit & preclarus, & omnia bona mundi accident ei. || Cum fecisset dominus Adam & non habebat nomen, vo-
10 cauit quatuor angelos et dixit: „querite nomen hominis istius". Micael abijt in orientem; vidit stellam cui nomen erat Anatalim, & tulit inde A, et adduxit ante dominum. Gabriel abijt in occidentem; vidit stellam cui nomen erat Dolys, & tulit inde D, et adduxit ante dominum. Raphael abijt in aquilonem; vidit stellam cui nomen erat Archon, & tulit inde A,
15 & adduxit ante dominum. Vriel abijt in meridiem; vidit stellam cui nomen erat Membreon, & tulit inde M, et adduxit ante dominum. & dixit dominus ad Vriel: „lege litteras". & dixit Vriel: „Adam". & dominus: „Sic vocetur nomen eius". Vnde versus (so weit).

(Nachträglich bemerke ich, dafs das unter 4 gedruckte Gedicht Testamentum Christi mit dem Discourse between Christ and Man im Cursor Mundi, Part III, p. 978 ff. [Ed. Morris] nahe verwandt ist und daraus selbständig entwickelt scheint.)

C. Horstmann.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. Von Dr. Gottlob Egelhaaf. 4. Aufl. Heilbronn, Henninger, 1886. VIII u. 160 S. 8.

Die zweite Auflage des bekannten Werkes von G. Egelhaaf wurde im Archiv Bd. 77, S. 417—419 anerkennend besprochen. Es wurde mit Recht hervorgehoben, dafs es, im Gegensatz zu zahlreichen Unternehmungen ähnlicher Art, auf gründlichen Studien beruht, dafs der Verf., mit den wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnissen vertraut, weise Beschränkung des Stoffes geübt hat, dafs die Darstellung präcis, wohlverständlich und geschmackvoll ist.

Gewifs ist es ein hervorragendes Verdienst dieses Buches, dafs alles Nebensächliche draufsen geblieben ist und, wie dies oft geschah, die Sucht nach Vollständigkeit nicht eine geschmacklose, nichtssagende Nomenklatur gezeitigt hat. Indessen wird der Norddeutsche wenigstens ungern einen Namen vermissen: Fouqué ist nirgends von Egelhaaf erwähnt worden. Mag man über Fouqué urteilen, wie man will, mag man mit Jakob Grimm „an ihm mit dem redlichsten Willen nichts Erbauliches finden können“ (A. f. d. A. 11, 97, Brief an v. d. Hagen), so ist doch seine Undine mit ihrem Einflufs auf spätere Dichtungen, mit ihrer Ausnutzung für die Oper in einer Geschichte der deutschen Litteratur unumgänglich.

Im einzelnen sei folgendes angemerkt: S. 3: die Namen ältere und jüngere Edda sind als mifsleitend aufzugeben; die prosaische lag vor, als die Sammlung der Lieder veranstaltet wurde. — S. 5: Freitag stellt sich trotz dies Veneris zu Frigg, ahd. Frîja. Die Formen der Namen bedürfen der Revision; „Freyja (so zu schreiben), Schwester Fros“ statt „des Frey (oder Freyr)“ ist etwas geschmacklos. — S. 7 war hervorzuheben, dafs die älteste Poesie chorisch war; auch sollte im Text wie in der Anmerkung die richtige Lesart *baritus* stehen. — S. 9: Der Beowulf gehört ebensowenig wie die Edden in die Geschichte der deutschen Litteratur. — Das Hildebrandslied ist nicht niederdeutsch, sondern mitteldeutsch (altthüringisch oder hessisch). — S. 10: Auch Ulfilas' Bibelübersetzung ist kein Denkmal der deutschen Sprache. — Otfrieds Werk heifst nicht Krist, ist auch keine Evangelienharmonie. — S. 12: Dafs J. Grimms Ansicht vom Alter und Charakter der Tiersage irrig, gehört nicht in diesen Zusammenhang, hat auch für die Leser des Buches keinen Wert. — S. 17: Die Sage von Hug- und Wolfdietrich ist keineswegs lombardisch, sondern fränkisch. — S. 18: Der Spuk der Identität der beiden Wernher sollte selbst in Parenthesen nicht mehr sein Unwesen treiben. — Eilhart und den Reinhart mifst man ungern. — S. 21: Eine Entwickelung der deutschen Lyrik vor Walther ist nicht einmal versucht. — S. 23: afrz. *graal*. —

S. 25: 827 Abschnitte à 30 Verse ist ein wenig geschmackvoller Ausdruck. — S. 27: Es war zu bemerken, von wem Gottfrieds Gedicht vollendet wurde. — S. 28: Wie kann man heut noch fragen, ob sich hinter dem Namen Freidank Walther verbirgt?! — S. 30: „Es wird sich wohl nicht bezweifeln lassen, dafs der ursprüngliche Kern der im Nibelungenliede vorliegenden Sage ein mythologischer ist.“ Im Epos ist sagenhafte und mythische Grundlage zu scheiden, hier wird beides vermischt. — S. 32: Die Darstellung der Nibelungenstrophe ist ungeschickt. Ausdrücke wie „nach der einen Ansicht“, „andere betonen“ halten wir in einem dem Unterricht gewidmeten Werke für übel angebracht; der Verfasser mufs den Mut haben, sich für eine Auffassung zu entscheiden. Auch kann man nicht behaupten, dafs in *sagen, klagen* -en stumm ist. Die Nibelungenstrophe besteht aus zwei Reimpaaren mit stumpfem Ausgang. Jeder Vers besteht aus zwei Halbversen (Kurzzeilen) zu drei Hebungen, die ungeraden Halbverse gehen klingend, aber reimlos aus; der letzte (achte) Halbvers trägt vier Hebungen. Diese Definition dürfte für den Zweck des Buches ausreichen. — S. 33: „Die Königinnen geraten in Zwist, ob Gunther oder Siegfried der vorzüglichere sei.“ Um weiter nichts? — S. 34: Wesentliche Momente fehlen: der Morgen, Kirchgang, der Tod des Hunnenfürsten. — S. 44: Ungenaue Erklärung des Wortes Fastnacht. — S. 72: Wielands freie Behandlung der Ottaverime erstreckt sich auf Reimstellung und auf Verkürzung oder Verlängerung der Verse. — S. 75: Der Inhalt des Siegwart ist durch diese drei Zeilen nicht erschöpft, das Gegenstück zu dem Verhältnis des Helden zu Marianne bildet die Liebe Kronhelms. — S. 77 begegnet die seltsame Wendung: „Lessing fand in der Bibliothek manches ... Manuskript, für dessen Veröffentlichung er dann wohl auch gesorgt hat.“ — Bei Herder und Wieland wird nicht bemerkt, wo ihnen ein Denkmal gesetzt ist, auch nicht einmal bei Schiller und Goethe.

Wilhelm von Humboldts Ästhetische Versuche über Goethes Hermann und Dorothea. 4. Auflage. Mit einem Vorwort von Herm. Hettner. Braunschweig 1882.

Dafs ein Werk von der Bedeutung dieser Versuche mehr denn achtzig Jahre brauchte, um es zu einer vierten Auflage zu bringen, darf um so mehr wunder nehmen, als Hermann und Dorothea einen hervorragenden Platz im Herzen des deutschen Volkes behauptet und dieses deutsche Volk bekanntlich sehr gern über seine Dichter und ihre Arbeiten liest. Die nicht eben glückliche Form der Humboldtschen Abhandlung, die ins Gebiet der Poetik fallenden Erörterungen, die Mannigfaltigkeit der behandelten Fragen, die nur zufällig in den gemeinsamen Rahmen des Buches versetzt zu sein scheinen — alles das mag schuld an der verhältnismäfsig geringen Verbreitung dieser Versuche tragen. Und doch ist es ein Werk voller Tiefe, Ernst und Anregung, sein Studium unumgänglich für Ästhetiker und Litterarhistoriker.

R. Sonnenburg: Wie sind die französischen Verse zu lesen? Berlin, J. Springer. 26 S.

Mit scharfem Ohr begabt, mit Text und Stift bewaffnet, hat der Verfasser an den besten Quellen, im Théâtre français und im Odéon, über den Vortrag des Alexandriners Studien gemacht. So ist er befähigt, über eine Sache Auskunft zu geben, über welche in Deutschland die widersinnigsten Ansichten in Umlauf sind, und berechtigt, mit Energie allen jenen verkehrten Angaben über jambische und trochäische Rhythmen im französischen Verse, über Aussprache des in der Prosa stummen *e*

u. s. w. entgegenzutreten, wie sie in weitverbreiteten Verslehren vorgetragen werden. Die Beobachtungen des Verfassers ergeben eine Reihe von Grundsätzen über die Aussprache dieses *e*, über Bindung des auslautenden *r*, über Cæsur und Reim, die zum Teil den allgemein bei uns aufgestellten Regeln widersprechen.* Die kleine Schrift verdient die weiteste Verbreitung und ist allen Fachgenossen dringend zu empfehlen. Eine eingehendere Würdigung wurde ihr Zeitschr. f. nfrz. Sprache und Litteratur VII, 58 f. von K. Foth und Charles Barrelet zu teil.

Französisch-deutsches Übungsbuch aus Alex. Freih. v. Hübners „Ein Spaziergang um die Welt“. Mit Genehmigung des Verfassers für den Gebrauch in Oberklassen höherer Schulen u. s. w. von Wilhelm Gebert. Leipzig, Weigel, 1887. V u. 270 S. 8.

Des Freiherrn von Hübner „Spaziergang um die Welt“ erschien bekanntlich zuerst in französischer Sprache in der Revue des deux mondes, dann erst in deutscher Bearbeitung von der Hand des Verfassers. Aus beiden Redaktionen ist das vorliegende Übungsbuch so zusammengestellt, daſs acht Abschnitte im deutschen und ebensoviele im französischen Text vorgelegt werden. Die Auswahl ist nicht unpassend getroffen; der bei weitem gröſsere Teil ist aus dem ersten Bande des Hübnerschen Werkes geschöpft und Amerika gewidmet, Japan und China sind in geringerem Umfange vertreten. Dagegen scheint uns die Sache überhaupt anfechtbar. Einmal deswegen, weil dieses Übungsbuch dem Schüler keinen nationalen französischen Schriftsteller zugänglich macht. Der Spaziergang um die Welt ist ein vortreffliches, ungemein interessantes und elegant geschriebenes Werk; durch die Bearbeitung in deutscher Sprache gehört es unserer Litteratur an, und kein Deutscher braucht, um es zu würdigen und zu genieſsen, nach dem französischen Text zu greifen. Will er aber Französisch lernen, so wird er sich mit ungleich gröſserem Vorteil eines Werkes bedienen, das der Feder eines geborenen Franzosen entstammt. Zweitens ist es gewiſs recht nützlich, über Amerika, China und Japan zu lesen, aber die Oberklassen unserer höheren Schulen können das thun, ohne die französische Stunde damit zu inkommodieren; vielmehr ist die französische Lektüre so zu wählen, daſs der Schüler durch sie mit Frankreich und seinen Bewohnern bekannt gemacht wird.

Auch in diesem Buche geht es nicht ohne Anmerkungen ab. Das Vorwort rechtfertigt sie mit einer gewissen schulmeisterlichen Emphase: „Für die Einrichtung des Anhanges war das Bestreben maſsgebend, dem Schüler bei der Vorbereitung alle unnütze Mühe möglichst zu ersparen, ihm aber andererseits die nützliche Arbeit nicht ungebührlich zu erleichtern. ... In den Anmerkungen zu den französischen Abschnitten werden Vokabeln und Wendungen aufgeführt, wenn anzunehmen war, daſs die in den Händen der Schüler befindlichen Wörterbücher keine ausreichende Unterstützung zu richtiger Übersetzung boten“ u. s. w. Daher werden Worte wie agrément, voyage d'agrément, plâtre, pierre de taille, colifichets, fonctionner, encre de Chine, coude, portefaix, la conduite d'eau (S. 238) und viele andere einfach mit der deutschen Bedeutung versehen, obgleich sie das gewöhnlichste Schulwörterbuch natürlich nicht vermissen läſst. Die Ausstattung des Buches ist recht ansprechend.

H. Löschhorn.

* Fast übereinstimmend mit dem Verf. äuſserte sich schon Breitinger in der Kritischen Dichtkunst (1740) p. 467: Wer französische oder italienische Verse herlesen will, muſs allen Silben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Prosa wäre, und nur acht haben, daſs er nebst der richtigen Zahl der Silben den hohen Accent auf dem Abschnitt und dem Ende des Verses ausdrücke.



Manuel de Lecture, de Style et de Composition par Ch. Marelle, Premier et Second Degré A et B. 2ème édition refondue. 3 Hefte. Frankfurt a. M., A. Gestewitz, 1886. Preis 4 Mk.

Der Verfasser, als Dichter des *Petit Monde* und als Heineübersetzer vorteilhaft bekannt, will mit diesem der immer mehr in Aufnahme kommenden analytischen Methode angepafsten Lehrmittel auch seinerseits zur Hebung des französischen Unterrichts beitragen. Etwas pomphaft nennt er seine Methode *naturelle, impressive et suggestive, enseignement esthétique et récréatif.* Wollte man nach der „Leçon modèle“ dieselbe in allen Konsequenzen durchführen, so käme man nur sehr langsam vorwärts. An das erste Stückchen knüpft Marelle nämlich 20 verschiedene Erklärungs- und Übungsstufen an: er verlangt eine *lecture orthoépique,* dann *logique,* dann *prosodique,* dann *expressive* oder *esthétique;* ferner eine *Analyse orthographique et orthoépique,* dann *grammaticale,* dann *étymologique et lexicologique,* dann *synonymique et autonymique,* dann *phraséologique,* dann *syntaxique ou logique* und schliefslich eine aus vier Abteilungen bestehende *analyse littéraire,* an welche versification, mémoration, production, variations, composition, version, rétroversion, questions, révision ou répétition sich anschliefsen. Dies alles an einem siebenzeiligen Gedichtchen vorzunehmen, wird keinem Lehrer einfallen, der den Schülern auch durch interessante Stoffe das Sprachgut vermitteln will. So hat es aber offenbar Marelle nicht gemeint: er bemerkt ausdrücklich zu den einzelnen Übungen: *„à faire successivement ou à réserver en partie, suivant les circonstances.“* Das läfst man sich eher gefallen.

Was die Auswahl der prosaischen und poetischen Stücke betrifft, so ist das Streben nach Selbständigkeit sehr anzuerkennen. Marelle geht völlig eigene Wege. Den Anfängern, soweit Anfänger überhaupt das Buch benutzen können (Marelle verlangt etwa hundert Vokabeln und einige grammatische Vorbegriffe), bietet er angemessene Fabeln, Märchen und Erzählungen mit Ausschlufs der seichten und wertlosen Anekdote. Perraults Märchen haben einen Ehrenplatz, den wir ihnen gern gönnen, auch selbst erfundene *(Bout-de-Canard)* von erheiternder Wirkung. Die kindlichen Briefe haben wir mit wahrem Vergnügen angetroffen. In der Achtung vor dem Texte scheint uns aber Marelle zu weit gegangen zu sein. Ein Lesebuch soll ja keine Sammlung litterarischer Urkunden sein, und darum kann und mufs der Verf. eines solchen geeignete Textänderungen vornehmen, um veraltete Ausdrücke, unverständliche Anspielungen und dergl. zu beseitigen, was z. B. Quayzin in seinen bei Paul Neff erschienenen „Premières Lectures“ ohne Rücksicht auf die Autoren trefflich durchgeführt hat. Beim *„Dîner de l'Abbé Cosson“* hätte z. B. noch mehr geschehen können.

Litterarisch wertvoll sind, aufser den reizenden, aus dem „Petit Monde“ des Verf. entnommenen Gedichtchen, die gleichfalls von Marelle gedichteten Übersetzungen zu Heys Fabeln, sowie die mitgeteilten, unseres Wissens in Deutschland bisher ungedruckten Volkslieder: le Miracle de St. Nicolas, le Roi François, Jeanne la grande Bergère etc. Das Liedchen „Il était un petit navire“ in der vorliegenden Lesart war dem Ref. unbekannt. In seiner Heimat Burgund wird dasselbe ganz anders gesungen. Leider kann er sich daraus nur so viel erinnern, dafs die erste Strophe folgendermafsen lautet:

Il était un petit navire (bis)
Qui n'avait ja-ja-jamais navigué.

Dann weiter: *„le sort tomba sur un petit mousse“*, und bei der Anrufung: *„O sainte vierge, ô ma patronne* (bis) *faites que je n' sois pas mangé!“* Dies ist eins der ersten Lieder, mit denen kleine Kinder in den

Schlaf gesungen zu werden pflegen, und die Melodie pafst ausgezeichnet dazu. Ein grofser Teil der Gedichte ist für das Auswendiglernen berechnet und geeignet. Bérangers „Souvenirs du Peuple“ und das folgende Gedicht von Désaugiers sind aber für das Jugendalter sicherlich nicht berechnet und daher zu überschlagen:

L'ombre s'évapore,
Et déjà l'aurore
De ses rayons dore
Les toits d'alentour;
Les lampes pâlissent;
Les maisons blanchissent,
Les marchés s'emplissent,
Il fait jour, grand jour.

Déjà l'épicière,
Déjà la fruitière,
Déjà l'écaillière
Saute à bas du lit.
L'ouvrier travaille,
L'écrivain rimaille,
Le fainéant bâille,
Et le savant lit.

De La Villette,
Dans sa charrette,
Suzon brouette
Ses fleurs sur le quai.
Et de Vincenne
Gros-Pierre amène
Ses fruits que traîne
Un âne efflanqué.

J'entends Javotte
Portant sa hotte,
Crier: Carotte,
Panais et chou-fleur!
Perçant et grêle,
Son cri se mêle
A la voix frêle
Du noir ramoneur. etc.

Ehe wir zum zweiten Teil übergehen, möchten wir den Wunsch aussprechen, dafs aus dem wirklich anmutenden, für unsere Kleinen bestimmten Kurs die Stücke mit den von Marelle offenbar geschätzten selteneren Deminutiv-, Pejorativ- und familiären Bildungen ausgeschieden würden. Unser Gefühl wird im Namenstagsgedicht Nr. 58 durch die beiden Metaphern *la boule* und *la caboche* (= Kopf) verletzt. Wozu *folichonner* (Nr. 1) für das häufigere *folâtrer*, das unseres Wissens in der französischen Vorlage steht? Wozu sollen deutsche Kinder Ausdrücke lernen wie *pattotte, friolet, mal loti, sans noise, trimer ses cliques et ses claques*, die ihr Lehrer kaum kennt?

Der zweite Teil eignet sich in hervorragender Weise zum Unterrichtsgebrauch, wenn er richtig benutzt wird. Hier tritt Marelle mit eigenen Texten mehr zurück und überläfst Mérimée, Hégesippe Moreau, Sarcey, Theuriet, Daudet, Coppée, Michelet, Brizeux, Musset und vor allem Hugo bescheiden den Platz. Seine Übersetzung der „Bösen Buben von Korinth“ ist sehr gelungen. Einen grofsen Wert legt Marelle aus Erfahrung auf den so sehr vernachlässigten Briefstil. Auf eine französisch geschriebene Anweisung zum Abfassen verschiedener Briefe folgt eine Reihe von Musterbriefen berühmter Schriftsteller (Sévigné, Voltaire, Rousseau, Mérimée, George Sand etc. etc.), von kleineren Geschäftsaufsätzen, Einladungsbriefen u. dgl.

Wir haben es hier mit einem eigenartigen und trotz des Widerspruchs, zu dem manche der verlangten Übungen reizt, sehr beachtenswerten Lehrmittel zu thun, dessen Wirkungskreis wohl vorzugsweise Real- und Töchterschulen umfassen dürfte.

G. Bornhak: Geschichte der französischen Litteratur, von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Berlin, Nicolai (R. Stricker), 1886. 587 S. Preis 9 Mk.

G. Bornhak hat den gleichen Gegenstand und in gleichem Umfange behandelt wie vor einigen Jahren der damalige Redacteur des „Magazin“ Eduard Engel, dessen Buch so verschiedenartige Beurteilungen erfuhr. Doch

ist in Bornhaks fleifsigem Werk der Ton ein ernster und sachgemäfser. Beiden Litteraturgeschichten kann indes der Vorwurf nicht erspart werden, dafs sie das im Titel Versprochene nicht durchaus halten: auch Bornhak bietet seinen Lesern nur dürftige Angaben über die altfranzösische Litteratur und widmet die Hälfte des ganzen Werkes dem 19. Jahrhundert. Der Titel sollte darum besser heifsen: „Geschichte der französischen Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der Neuzeit" oder dergl.

Die ganze Auffassung der Litteratur im Zusammenhang mit der kulturhistorischen Entwickelung des Landes ist bei B. durchweg richtig und lobenswert, das Urteil über die einzelnen Perioden und Autoren mafsvoll und wohlbedacht. Aber die durchgeführte Scheidung nach Gattungen scheint doch die Übersichtlichkeit zu beeinträchtigen: so mufs z. B. der Leser, der von V. Hugo ein Bild gewinnen will, an neun verschiedenen Stellen nachschlagen (pag. 324, 328, 343—46, 368, 396, 405 ff., 516, 546, 560), um sich dasselbe mühsam zusammenzustellen. Einen besonderen Wert verleihen dem Buche die ausführlichen und doch prägnanten Inhaltsangaben wichtiger und charakteristischer Werke. Hätte der Verfasser die Litteraturangaben auf den Laufenden gebracht, statt sich mit ausgewählten Notizen zu begnügen, und vor allem dem korrekten Druck der französischen Namen gröfsere Sorgfalt zugewandt — man vermifst z. B. die Accente dutzendweise, vgl. pag. 281, 282, 283, 284, 289 (4 Stück), 293, 295, 297, 307 und so fast auf jeder Seite —, so könnten wir seiner brauchbaren und namentlich für Laien aufserordentlich praktischen Litteraturgeschichte uneingeschränktes Lob spenden.

G. Schmeding: Victor Hugo, ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1887. 128 S. Preis 2 Mk.

Die Herausgabe dieser interessanten und von eingehenden Studien zeugenden Arbeit wurde durch die während der letzten Wahlperiode entstandenen Kriegsgerüchte beschleunigt, da der Verf. durch seine objektive Beurteilung des volkstümlichsten Dichters in versöhnendem Sinne wirken will. Schm. untersucht mit Gründlichkeit die Licht- und Schattenseiten der Hugoschen Dichtung, legt dessen Weltanschauung und politischen Standpunkt mit Klarheit und ohne Voreingenommenheit dar. Es ist für jeden Kenner des grofsen Dichters mit den grofsen Schwächen wohlthuend, einen deutschen Mann so unbefangen urteilen zu sehen. Haben doch gerade deutsche Blätter, Weltblätter, die sonst mit berechtigter Verachtung auf französische Chauvinisten herabblicken, über den heifsblütigen Victor Hugo Urteile gefällt, die durch Unkenntnis des Gegenstands und Mafslosigkeit der Sprache sich auszeichnen (cf. Köln. Zeitung!). Soll man sich da stark wundern, wenn französische Blätter jene „patriotischen" Urteile mit Behagen sammeln und dem „petit crétin d'écrivaillon prussien" den Ausdruck ihres tiefsten Mitleids darbringen? Es gehörte eine beredte Zunge dazu, die hohlen Schreier zur Objektivität zu mahnen. Diese ist Schmeding gegeben. Seine Schrift wird darum bei jedem Leser einen tiefen Eindruck hinterlassen. Sollen wir auch ein Desiderium aussprechen, so hätten wir eine Beschränkung in Vergleichen Hugoscher Verse mit denen deutscher und englischer Dichter nicht ungern gesehen. Auch irrt der geschätzte Verf., wenn er das Distichon über den Servilismus des Senats für weniger bekannt hält (p. 92): dasselbe steht in Hartmanns vortrefflicher Hugo-Chrestomathie.

Offenburg i. B. Joseph Sarrazin.



Voltaire: Guerre de la Succession d'Espagne (aus Siècle de Louis XIV), herausgeg. von Rud. Fofs. Leipzig, Renger, 1887.

Eine vollständige Ausgabe des Siècle de Louis XIV den Schülern in die Hände zu geben, dürfte im Hinblick auf den Umfang des Ganzen und den ungleichen Wert einzelner Partien nicht ratsam erscheinen. Die Wahl dieses interessanten Abschnittes ist daher vollkommen zu billigen. Die Lektüre desselben wird ein volles Semester beanspruchen, und mehr darf für ein einzelnes Werk nicht aufgewendet werden. Die Einleitungen sind gewandt geschrieben. Wertvoll sind die vorausgeschickten „Sprachlichen Bemerkungen", die an manchen Stellen den Kommentar entlastet haben. Nur scheinen dieselben zum Teil etwas engherzig: man darf nicht vergessen, dafs die Akribie Voltaires Tugend nicht war. Ferner wird auch heute niemand am Fehlen des zweiten *ce* Anstofs nehmen, wenn es heifst: de ce qu'il voulut et *qu'il* ne put faire, obschon Weglassung des zweiten *qu'il* vorzuziehen gewesen wäre. Der sachliche Kommentar — sprachliche Noten am Fufse der Seiten giebt es nicht — verdient volles Lob. Wir empfehlen die Fofssche Ausgabe allen, die statt des ewigen Charles XII in Untersekunda etwas anderes lesen wollen.

Mignet: Hist. de la Terreur (aus Hist. de la Rev. Franç.), herausgegeben von Ad. Ey. Leipzig, Renger, 1887.

Dieser Band soll gewissermafsen eine Fortsetzung zu dem aus Lamartines Geschichte der Girondisten zusammengestellten Bändchen 18 der gleichen Sammlung (Captivité, Procès & Mort de Louis XVI) bilden und eignet sich, wie jenes, zur Lektüre in Prima. Beide Historiker malen in etwas starken Farben; aber gerade der Jugend wird dies nicht mifsfallen. Ob Ey wohl daran that, an mehreren Stellen die Namensaufzählungen wegzulassen, bezweifeln wir, da dieselben nie lang sind und in Revolutionsgeschichte doch die Aneignung von Detailkenntnissen wünschenswert ist. Vielleicht hätten sie aber den bereits 22 Seiten starken, wertvollen Notenanhang allzu sehr erweitert. Eine Ungenauigkeit: Fauchet war kein Abt, sondern ein Abbé, d. h. einfacher Geistlicher, ehe er Bischof wurde. Beim Panthéon hätte bemerkt werden können, zu wessen Ehren der Tempel seiner Bestimmung wiedergegeben ward. Auch dieses Lehrbuch wird der Schule treffliche Dienste leisten.

Sz.

Lundehn und Meves, Choix de poésies française. Berlin, Friedberg & Mode.

Die älteren Sammlungen französischer Gedichte führten eine Menge Ballast aus französischen Schulbüchern mit, ohne den deutschen Schüler mit den neueren französischen bekannt zu machen. Die erste Sammlung, die fast ausschliefslich Stücke aus Dichtern des 19. Jahrhunderts brachte, ist die von Gropp und Hausknecht (Leipzig, Renger), welche mit Rücksicht auf die Mittelklassen auch eine Reihe Fabeln von Lafontaine brachte. Die Sammlung erfreute sich eines solchen Beifalls, dafs alsbald die vorliegende nach gleichen Grundsätzen gearbeitet ans Licht trat.

Beide Sammlungen gehen bis auf unsere Zeitgenossen Theuriet, Sully-Prud'homme, Coppée herab, die vorliegende aber greift bis auf Boileau zurück und nimmt also eine vermittelnde Stellung ein. Mit der Wahl der Stücke kann man sich einverstanden erklären: sie zeugt von Belesenheit und gutem litterarischem Geschmack. Doch hätten wir, so

sehr wir mit Lundehn und Meves das Vorwiegen des epischen Elements wünschen — den meisten Schülern ist die rein lyrische Gefühlswelt noch fremd — so grofse Abschnitte, wie die aus Parsevals schwülstigem Epos Philippe-Auguste (im ganzen 700 Verse!) lieber durch kürzere ersetzt. Dann wäre eine gröfsere Mannigfachheit und die Aufnahme von mehr als 40 Stücken möglich gewesen. Die beiden Bearbeiter, beide als Kenner französischer Poesie bekannt, stützen sich überall auf die neuesten und besten Vorarbeiten, so wird p. 205 die oben erwähnte Sammlung von Gropp-Hausknecht, für Lafontaine und Chénier die bekannten Ausgaben der Weidmannschen Sammlung angeführt, für Victor Hugo die treffliche Auswahl M. Hartmanns, für die Verslehre die zur Béranger-Auswahl von Jos. Sarrazin. Die metrischen Vorbemerkungen und die biographischen Notizen zu den 20 Dichtern, die das Büchlein vorführt, sind von Ernst Meves in sehr ansprechender Weise zusammengestellt. Bei Victor Hugo vermifst man das allerwichtigste Drama Hernani. Die Anmerkungen sind, wie bei allen Bänden der Rengerschen Sammlung, als Anhang beigegeben und genügen nach Form, Inhalt und Umfang allen billigen Anforderungen. Die Korrektheit des Druckes läfst einiges zu wünschen übrig: p. X: cicogne; XVIII: Josephe; XXI: Voix inferieures; p. 1: Neptun etc. etc. Die neuere Orthographie ist nicht beobachtet p. 144: rhythme, das französische I ist wie J gedruckt, was beim Wort „Iambes" p. 74 u. 205 zu einem komischen Leseversehen Anlafs geben mufs. Sachliche Unrichtigkeiten lassen sich nur zwei nachweisen: Millevoye wird von Meves den Dichtern des neueren Frankreich beigezählt, während dasselbe für die Poesie erst mit den Romantikern beginnt, und zu Nr. 40, 37 ist die Redensart *porter à l'ordre de l'armée* (= à l'ordre du jour de l'armée) falsch erklärt mit „ins Heer einreihen".

Der bei guter Ausstattung sehr wohlfeile Preis von Mk. 1,20 wird zur Verbreitung des neuen Choix de Poésies nicht minder beitragen als die oben erwähnten Vorzüge des Buches. Z.

F. Schumann: Schulgrammatik. Oppeln, Francks Buchhandlung (Georg Maske).

Unter den kleineren, für den Gebrauch in Mädchenschulen bestimmten Lehrbüchern der englischen Grammatik verdient die vorliegende Arbeit ganz besondere Empfehlung. Klarheit in der Darstellung und Beschränkung auf das Notwendigste ist es, was dem Ref. ganz besonders anspricht, und es erscheint unzweifelhaft, dafs die Mädchen beim Gebrauche dieses auf 100 Seiten abgeschlossenen Werkes ein hinreichend sicheres und klares grammatisches Wissen werden erzielen können.

Th. de Quincey: Bekenntnisse eines Opiumessers. Deutsch von L. Ottmann. Stuttgart, Robert Lutz.

Das berühmte Werk des geistreichen Verf. erscheint hier zum erstenmal in einer deutschen Übersetzung, die im allgemeinen alles Lob verdient, wenngleich sich nicht in Abrede stellen läfst, dafs dem sehr geschickten Übersetzer einige wenige Anglicismen mit untergelaufen sind. Das kleine Werk ist in hohem Grade interessant und auch in kulturgeschichtlicher Beziehung bedeutungsvoll.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Gladbach, Die Lautphysiologie im französischen Unterrichte. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.
G. Völcker, Die Reform des höheren Schulwesens auf Grund der Ostendorfschen These: Der fremdsprachliche Unterricht ist mit dem Französischen zu beginnen. (Berlin, Springer.) 4 Mk.
Vogt, Das Deutsche als Ausgangspunkt im fremdsprachlichen Unterricht. (Neuwied, Heuser.) 1 Mk.
Nochmals das Fremdwort. Gründe und Grenzen seiner Anwendung. (Berlin, Eckstein.) 50 Pf.

Grammatik.

Das französische partitive de in negativen Sätzen. Von W. Herforth. (Progr. des Realgymn. zu Grünberg.)
A. Barthe, Über die Präpositionen par und pur in einigen anglonormannischen Denkmälern. (Kiel, Lipsius.) 1 Mk. 20 Pf.
K. Beetz, c und ch vor lat. a in altfranz. Texten. (Strafsburg, Diss.)
P. Passy, Les sons du français, leur formation, leur combinaison, leur représentation. (Paris, Didot.) 75 c.
O. Schmidt, Über die Endungen des Präsens im Altfranzösischen. (Strafsburg, Dissert.)
H. Adley Cummins, A grammar of the Old Friesic Language. II Ed. (London, Trübner.) 6 sh.
W. Skeat, Principles of English Etymology. (Oxford, Clarendon Press.) 9 sh.

Lexikographie.

Grimms Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von M. Heyne. VII. Bd. 10. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
A. Hoppe, Englisch-deutsches Supplement-Lexikon. Zweite umgearb. und verm. Auflage. I. Abteilung. (Berlin, Langenscheidt.) 8 Mk.

Litteratur.

G. Gietmann, Die Idee der Gralsage. (Frankfurt a. M., Fösser.) 50 Pf.
W. Golther, Die Sage von Tristan und Isolde. (München, Kaiser.) 3 Mk. 20 Pf.
Otfrids Evangelienbuch. Mit Einleitung, erklärenden Anmerkungen, ausführlichem Glossar und Abrifs der Grammatik von Paul Piper. II. Teil. (Freiburg i. Br., Mohr.) 6 Mk.
W. Wittich, Zu Goethes Tasso. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
L. Geiger, Goethe und die Renaissance. Vortrag. (Berlin, Haack.) 80 Pf.
J. K. Wagner, Fauststudien. I. Goethes Ideal und Leben; Mephistopheles und Ariel. (Breslau, Zimmer.) 1 Mk. 60 Pf.
Herders Briefwechsel mit Nicolai. Herausgegeben von O. Hoffmann. (Berlin, Nicolai.) 3 Mk.

A. Kohut, Die deutsche Sappho (Anna Luise Karschin, ihr Leben und Dichten. (Dresden, Pierson.) 2 Mk. 50 Pf.

E. Gnad, Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. Neue Folge: Über Goethes Tasso; über Goethes Faust. Über Heinrich von Kleist. (Triest, Schimpf.) 2 Mk.

E. Faligan, Histoire de la légende de Faust. (Paris, Hachette.)

E. Castets, Deux manuscrits de l'histoire des fils Aymon. (Paris, Maisonneuve.)

Gaston Paris, Extraits de la chanson de Roland et de la vie de Saint-Louis par Joinville. Avec introduction, notes et glossaire complets. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.

F. Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la littérature française. IIIe série: Descartes, Pascal, Lesage, Marivaux, Prévost, Voltaire et Rousseau. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.

A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. Bd. III. (Leipzig, Vogel.) 12 Mk.

Les Grands Écrivains français, études sur la vie, les œuvres et l'influence des principaux auteurs de notre littérature. I. Victor Cousin par J. Simon. II. Madame de Sévigné par G. Boissier. (Paris, Hachette.) à 2 fr.

Lettres et billets inédits de Voltaire, publiés d'après les originaux du British Museum par G. Bengesco. (Paris, Lib. des Bibliophiles.) 3 fr.

G. Paris, Les romans en vers du cycle de la Table ronde. (Imp. nationale.)

J. Schipper, Die II. Version der mittelenglischen Alexius-Legende. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 20 Pf.

E. Hönncher, Fahrten nach Mond und Sonne. Studien insbesondere zur französischen Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 35 Pf.

G. B. Gelli, Letture edite ed inedite sopra la Commedia di Dante, raccolte per cura di Carlo Negroni. 2 voll. (Firenze, Fratelli Bocca.) L. 12.

Hilfsbücher.

H. Umhöfer, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. 3 Bde. (Halle, Anton.) 9 Mk.

Karl Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur erläutert. 7. Bd. (Cassel, Kay.) 1 Mk. 50 Pf.

C. P. Eichler, Französische Komponierübungen der Elementarstufe in zusammenhängenden Aufgaben. (Stuttgart, Metzler.) 1 Mk.

A. Hauser, Konjugations-Schema für französische Zeitwörter. (Innsbruck, Wagner.) 1 Mk.

La métromanie; Comédie par A. Piron. Mit Erklärungen von A. Krefsner. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 25 Pf.

La langue et la littérature françaises depuis le IXe siècle jusqu'au XIVe siècle. Textes et glossaire par Karl Bartsch, précédé d'une grammaire de l'ancien français par Adolf Horning. (Paris, Maisonneuve.) 15 fr.

Chrestomathie française. Texte, traduction et glossaire par E. Devillard. (Paris, Klinksieck.)

M. Gibsone, English reading book for the use of schools. (Münster, Schöningh.) 2 Mk. 40 Pf.

Lord Macaulay, Ranke's history of the popes. Students' edition. Erklärt von Thum. (Leipzig, Tauchnitz.) 70 Pf.

W. Shakespeare's Twelfth night. Mit Erklärungen von Herm. Conrad. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk. 40 Pf.

A. Krefsner, Comedias de Calderon. Mit erklärenden Anmerkungen. II. Teil: El alcalde de Zalamea. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 60 Pf.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLII. JAHRGANG, 80. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1888.

Inhalts-Verzeichnis des LXXX. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

*

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Wie Georg Brandes deutsche Litteraturgeschichte schreibt.

> **Ne gloriari libeat alienis bonis**
> **suoque potius habitu vitam degere ...**
> ***Phædrus.***

Den Stoff zu folgender Untersuchung liefert uns das vor kurzem erschienene Werk des genannten dänischen Litterarhistorikers: „Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Bd. II. Die romantische Schule in Deutschland. Leipzig 1887.“ Dies Werk kündigt sich in einer beigegebenen Erklärung als ein „Originalwerk“ an, in dem der Verfasser „nach reiflicher Prüfung seiner Jugendarbeit seine heutigen Anschauungen niedergelegt“; zugleich beklagt Herr Brandes (oder die Verlagshandlung für ihn) sich über Miſsbrauch seines geistigen Eigentums durch Neudrucke der von Strodtmann besorgten deutschen Übersetzung der ersten dänischen Bearbeitung.

Der Rec. dieses Buches im L. C. (1887. Nr. 17. S. 578 f.) hat nun festgestellt, „daſs nahezu zwei Drittel dieses angeblich ganz neuen und nach ganz anderen Anschauungen bearbeiteten ‚Originalwerks‘ fast wörtlich (mit nur wenigen, noch dazu meist unwesentlichen Abweichungen) eine Wiederholung der Strodtmannschen Übersetzung des früheren Brandesschen Werkes ist“. Mit Recht betont Rec., „daſs nach den Gesetzen litterarischen Herkommens und selbstverständlicher Sitte wohl jedenfalls statt jener pomphaften Ankündigung einer ganz neuen, originalen Umarbeitung des früheren Werkes einfach hätte gesagt werden müssen, daſs es sich lediglich um einige Berichtigungen und Erweiterungen des damaligen Textes handle“, giebt jedoch am

Schlusse seiner Besprechung sein Urteil über den Inhalt des Buches dahin ab, dafs, wenn auch im grofsen und ganzen eigentlich Neues über die romantische Schule nicht gesagt sei, doch die einzelnen Charakteristiken, die Brandes von den der romantischen Schule zugehörigen Personen und Richtungen entwerfe — da sie neben manchem schon Gesagten doch auch manches Neue oder schärfer Betonte enthielten —, neben den bekannten namhaften Werken über die romantische Schule, zumal in ihrer populären Fassung, einen nicht zu unterschätzenden Wert behaupten. Der geehrte Rec. des L. C. wird es uns nicht verargen, wenn wir einstweilen uns durch sein Urteil nicht beeinflussen lassen, es als für uns nicht existierend ansehen; und sollte sich gar im Laufe unserer Untersuchung herausstellen, dafs wir das Brandessche Buch ganz anders beurteilen müssen, so möge er dies nicht als eine ihm zugedachte Zurechtweisung, sondern vielmehr als eine berichtigende Ergänzung seiner Besprechung ansehen.

Wir wollen ja auch nicht eine Kritik des in Frage stehenden Buches geben, sondern an demselben die Arbeits- und Forschungsweise des Verfassers untersuchen, und zwar beschränken wir uns — wie wir in der Überschrift angedeutet haben — durchaus auf dasjenige, was der deutschen Litteraturgeschichte angehört. Unsere Untersuchung sucht demnach die Frage zu beantworten: Was läfst sich von dem Verfasser der „romantischen Schule in Deutschland" sagen betreffs seiner Kenntnis und Verwertung der Quellen?

Treten wir gleich ein „in medias res". — Brandes citiert S. 122 aus Wackenroder (Ein Brief Joseph Berglingers): „Die Kunst ist eine verführerische, verbotene Frucht; wer einmal von ihrem innersten, süfsen Safte gekostet, der ist unwiderruflich verloren für die thätige, lebendige Welt." Schlagen wir diese Stelle nach, so finden wir statt „süfsen" „süfsesten", statt „gekostet" „geschmeckt", statt „unwiderruflich" „unwiederbringlich". Wozu diese Entstellung des Originals? Was bezweckt der Verf. damit? Warum spricht er im folgenden statt von einem „verweichlichten Künstlergemüt" von einer „weichgebildeten Künstlerseele", warum setzt er für das Wackenrodersche „herumwühlen" das matte und hier unpassende „sich regen" ein? Wenn man einmal unter Anführungsstrichen citiert, so mufs man

doch genau citieren; die kleinste Abweichung vom Original ist hier verdammlich. Ja, ich sehe nicht, wie überhaupt ein derartiges Abweichen vom Original möglich ist, wenn man sich aus diesem selbst seine Excerpte gemacht hat. — Aber vielleicht benutzte Brandes die 1814 von Tieck herausgegebene neue veränderte Auflage der „Phantasien über die Kunst“?* Das wäre im höchsten Grade unkritisch, da die erste Ausgabe von 1798 — bis auf einiges im fünfzehnten und sechzehnten Aufsatze — doch den originalen Wackenroder bietet. Sei die Sache, wie sie wolle, jedenfalls haben wir es mit einem Falle von mangelnder Akribie zu thun.

Ähnliches findet sich in dem Passus über Novalis. — Wenn Br. S. 177 schreibt: „Alles, was er sieht und hört, scheint nur Riegel in seiner Seele beiseite zu schieben, ‚versteckte Tapetenthüren in ihm zu öffnen‘“, so mufs man doch glauben, dafs bis zu den Anführungsstrichen Brandes mit eigenen Worten redet. Wie verhält sich aber die Sache? Im Ofterdingen (Novalis’ Schriften, Tl. I[4]. Berlin 1826) lesen wir S. 90: „Alles, was er sah und hörte, schien nur Riegel in ihm wegzuschieben und neue Fenster ihm zu öffnen“, und S. 72: „Die Worte des Alten hatten eine versteckte Tapetenthür in ihm geöffnet.“ Was soll nun diese Verquickung beider Stellen, und warum die eine mit, die andere ohne Anführungsstriche? Will Br. den Schein erwecken, als rührten die ersten Worte von ihm selbst her, oder — sollte er den Ofterdingen gar nicht selbst gelesen haben? — Das wäre fast undenkbar und dennoch, wenn wir weiter lesen, nicht so ganz unwahrscheinlich. S. 242, Z. 3 wird uns erzählt, dafs Heinrich in tiefer Trauer Augsburg verläfst, in ein fernes Kloster kommt und schliefslich Ersatz für seine Mathilde findet. Dann fährt Br. fort: „Der zweite Teil ist nur flüchtig entworfen: Heinrich durchstreift die ganze Welt“ u. s. w. Ist es dem Verf. unbekannt, dafs der zweite Teil des Romans („Die Erfüllung“) damit anhebt,** zu erzählen, wie Heinrich Augsburg verläfst? oder

* Da mir die genannte Ausgabe leider nicht zur Hand ist, kann ich die Frage nicht entscheiden.

** Natürlich abgesehen von dem einleitenden Gedicht: „Das Kloster, oder der Vorhof.“

bezeichnet er mit „der zweite Teil“ die den abbrechenden Hardenbergschen Text ergänzenden Mitteilungen Ludwig Tiecks? Solche saloppe Ausdrucksweise wäre im höchsten Grade verwerflich, da sie den Leser notwendig irreführen mufs. Allein ein zweites Versehen von Br. zeigt, dafs seine genaue Kenntnis des Ofterdingen doch mehr als fraglich ist. Auf derselben Seite (242) heifst es im Fortgange: „Das Fest des Gemütes, der Liebe und der ewigen Treue wird begangen.“ (Das ist nichts anderes, als eine wortreichere Wiedergabe der Tieckschen Worte: „Das froheste Fest des Gemütes wird gefeiert“ [Novalis a. a. O. S. 182].) Darauf lesen wir weiter: „Der Schlufs ist nur leicht angedeutet: Heinrich pflückt u. s. w.“ Nun steht aber dieser Passus (Heinrich pflückt u. s. w.) zehn Zeilen vor dem oben angeführten. Wenn also Br. den Passus „Heinrich pflückt u. s. w.“ zum Schlufs rechnet, so müssen die Worte „Das froheste Fest u. s. w.“ doch erst recht zum Schlusse gehören, stehen sie doch dem Ende zehn Zeilen näher. — Ich frage: Kann ein solches Versehen jemandem widerfahren, der das Original genau kennt? (Man vergleiche die Darstellung von Haym, Die rom. Schule S. 388 f.)

S. 300 spricht Br. von Brentanos „berühmter Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Nannerl“. *N*annerl statt *A*nnerl, ist das als Flüchtigkeit oder als Unkenntnis aufzufassen? Hier können wir doch wohl nur das erstere annehmen, denn dafs ein Mann, der seine Leser über die romantische Schule in Deutschland belehren will, jenes Buch nicht gelesen, das wäre nach den gewöhnlichen Begriffen von Wissenschaftlichkeit unerhört. Und doch, wenn man bei der Lektüre jenes Buches den Namen Annerl so und so viele Male vor Augen gehabt hat, sollte es möglich sein, ihn falsch zu schreiben? — Erkläret mir, Graf Örindur, u. s. w. Doch wir bekommen noch schwerere Rätsel zu lösen. S. 89 f. lesen wir: „Im Jahre 1798* liefs Dorothea sich von ihrem Manne scheiden und folgte Schlegel nach Jena. ‚Uns bürgerlich zu verbinden‘, sagt sie in einem Briefe aus dieser Zeit, ‚ist eigentlich nie unsere Absicht ge-

* Unrichtig; Dorothea war Fr. Schlegel Anfang Oktober 1799 nach Jena gefolgt.

wesen, obgleich ich schon lange nicht für möglich gehalten habe, dafs etwas anderes als der Tod uns trennen kann. Zwar widerstrebt es durchaus meinem Gefühl, Gegenwart und Zukunft ausgleichen und berechnen zu wollen, aber wenn die verhafste Ceremonie die einzige Bedingung der Unzertrennlichkeit bliebe, so würde ich nach dem Gebote des Augenblicks handeln und meine liebsten Ideen vernichten." Ich mufs gestehen, dafs mir gleich beim ersten Lesen dieses Abschnittes ein Zweifel an der Wahrheit der Brandesschen Darstellung kam; solche Worte in dem Munde einer Frau, selbst einer Frau aus jener Genieperiode, wären ja geradezu unerhört. Ich schlug also nach und fand — unglaublich, aber wahr! —, dafs die von Br. der Dorothea in den Mund gelegten Worte sich in einem Briefe befinden, den Friedrich Schlegel unter dem 27. November 1798 an seinen Bruder August Wilhelm schrieb. So hat also Br. — der Historiker der romantischen Schule — jenen äufserst wichtigen Briefwechsel der Gebrüder Schlegel gar nicht in Händen gehabt; denn hätte er das, so konnte er sich doch nimmermehr über den Schreiber jenes Briefes täuschen; ja, noch mehr, Br. hat — ein wirklich recht wissenschaftliches Verfahren! — jenen Brief, wo immer er ihn gefunden, gar nicht einmal zu Ende gelesen,* denn dort heifst es im Fortgange: „Wenn ich aber davon und von allem übrigen wegsehe, so wäre schon die Verschiedenheit des Alters für mich Grund genug dagegen. Jetzt, da wir beide jung sind, macht es eigentlich nichts aus, dafs sie sieben Jahre älter ist. Aber, wenn es ihr nicht länger anständig ist, meine Frau in diesem Sinne zu sein" u. s. w. Was soll man zu einer solchen Arbeits- und Forschungsweise des dänischen Gelehrten sagen? So etwas ist, glaub ich, trotz Rabbi Ben Akiba noch nicht dagewesen. — Herr Brandes ist ja ein grofser Freund von Anekdoten; „am liebsten zeigte er stets das Princip in der Anekdote verkörpert" (Einl. S. 2). Ich möchte dieses Verfahren acceptieren und sein Princip, Litteraturgeschichte zu schreiben, illustrieren durch die Anekdote von dem famosen Brief der Dorothea Schlegel.

* Er konnte ihn bei Haym, a. a. O. S. 504 Anm., finden.

Nachdem wir so einen Einblick in die Kenntnis und Benutzungsart des Herrn Brandes betreffs einiger Quellen gethan haben, erübrigt uns zu betrachten, in welcher Weise der dänische Forscher seine deutschen Vorarbeiter benutzt hat, um daraus zu ersehen, inwieweit er sie überholt oder aber was er Originelles vor ihnen voraus hat.

Wenn ich den Rec. im L. C. recht verstanden habe, besteht das Wertvolle des Brandesschen Buches — abgesehen von den Ausblicken auf fremde Litteraturen — in einer andersartigen Darstellung und Charakteristik von Personen, Werken, Zeitrichtungen, und hierauf macht allerdings der Verf. voll und ganz Anspruch (Einl. S. 1; 2), hierin fühlt er seine Stärke.

Weil er als Däne schreibt, mufs und will er etwas anderes bieten, als seine deutschen Vorgänger.

Wie weit er diese seine Vorgänger kennt, in welcher Weise er sie benutzt hat, ob wir, auch wenn er nicht citiert, stillschweigend Benutzung voraussetzen sollen, darüber erfahren wir kein Wort. Sollen wir nun annehmen, dafs Herr Brandes selbstverständlich auf ihren Schultern steht, oder will der Verf. dadurch, dafs er keinen Dank ausspricht (wie das z. B. Haym in seinem Buche thut), andeuten, dafs er niemandem zu danken braucht? Darüber bleiben wir im Unklaren. Die einschlägigen Werke von Haym, Hettner, Schmidt, Eichendorff, Waitz u. a. werden in dem Buche einigemal citiert; wir müssen also „nach den Regeln litterarischen Herkommens und selbstverständlicher Sitte“ annehmen, dafs Br., wo er nicht citiert, mit eigenen Worten redet. Oder sollte vielleicht Br. dadurch, dafs er S. 94 statt „Haym S. 664“ zu citieren, schreibt „Haym S. 663 ff.“, andeuten wollen, dafs er dieses Buch im folgenden fort und fort benutzt? Das glaube ich nicht; denn wenn Haym ihm ein so treuer Berater gewesen wäre, dann hätte es doch auch die Pflicht der Dankbarkeit erfordert, ihn S. 126 nicht so ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Was Br. bei dem „sonst fast niemals fehlgreifenden Hettner“ vergebens gesucht und nun so zu sagen als seine Entdeckung ausgiebt, das hätte er bei Haym (S. 128) finden können. Doch nicht unhäufig pflegt es im Leben so zu gehen, dafs wir denen gegenüber mit unserem Danke kargen, denen wir vor allen verpflichtet sind. Undank ist nun einmal der Welt Lohn. Und

das trifft — um es nur gleich ohne viele Umschweife zu sagen — auch bei Br. zu. Der Schüler kennt seinen Lehrer nicht mehr, nachdem er ihm sein Wissen abgelernt hat. Der Schüler, sage ich — ja, ein wie fleifsiger Schüler Br. gewesen, mit welchem Eifer, mit welcher Beharrlichkeit er Hayms Werk studiert hat, davon legt sein Buch ein glänzendes Zeugnis ab. Wenn man von Haym zu Br. kommt, fühlt man sich gleich so heimisch — um nicht haymisch zu sagen —, es ist einem alles so bekannt, so vertraut, und zwar nimmt dieses Gefühl zu, je weiter man in dem Brandesschen Buche liest. Nicht allein die Gedanken, die ganze Darstellungs- und Charakterisierungsweise, nein, auch der Ausdruck, die Wortgebung klingt an Haym an. Ich verzeichne folgende Beispiele, die mir bei der Lektüre aufgestofsen:

Hölderlin.

Brandes S. 44.	Haym S. 296.
Wie die griechischen Landschaften H.s ungriechisch sind, wie sie in Farben glühen, die der freien Einbildungskraft entstammen...	Denn nicht in ihren eignen Farben leuchtet hier die griechische Landschaft; sie glüht in den Reflexen der idealisierenden Phantasie...
S. 45.	S. 309.
Deshalb jubelt H. über die Siege der Franzosen, über „die Riesenschritte der Republikaner", verhöhnt „all die Lumpereien des politischen und geistlichen Württembergs und Deutschlands und Europas", verspottet die „bornierte Häuslichkeit der Deutschen" und klagt über ihre „Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre und gemeinschaftliches Eigentum".	Er, der den Siegen der Franzosen, den „Riesenschritten der Republikaner" zujauchzte und dann wieder „all die Lumpereien des politischen und geistlichen Württembergs und Deutschlands und Europas" auszulachen sich vornahm, er hält sich nichtsdestoweniger berechtigt, über die „bornierte Häuslichkeit" der Deutschen, über ihre „Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre und gemeinschaftliches Eigentum" zu klagen.
S. 47.	S. 317.
Es zieht sich durch denselben (d. i. seinen Hellenismus) eine Innigkeit, die mit christlicher Andacht verwandt ist; seine poetischen Gebete an die Sonne, die Erde, den „Vater Äther" sind die Gebete eines Gläubigen.	Sein Glaube an die elementaren Mächte der Natur ist aufrichtiger religiöser Glaube, und niemals sind an irgend eine Gottheit innigere Gebete gerichtet worden, als die, mit denen er das heilige Licht der Sonne, die Erde mit ihren Hainen und Quellen und den „Vater Äther" anruft.

Brandes S. 48.

... die christliche Legende scheint in der Behandlungsweise (des Empedokles) durch. Empedokles steht den Pharisäern seiner Zeit gegenüber wie Jesus denen seines Landes. Empedokles ist wie Jesus der große Prophet, und der Kultus, der mit ihm getrieben wird, sowie sein freiwilliger Opfertod erwecken Stimmungen, die eine entfernte Ähnlichkeit mit den christlich-religiösen haben.

Haym S. 321.

So schimmert namentlich durch den Tod des Empedokles unter der griechischen Einkleidung und der pantheistischen Naturverehrung sehr deutlich die evangelische Geschichte und der Ideenkern des Christentums hindurch. Die göttliche Hoheit des Propheten, seine Stellung zu dem Volke von Agrigent und dessen Priestern, sein freiwilliger Opfertod, die demutsvolle Verehrung, die ihm ... jene Panthea zuwendet — das alles würde den christlichen Boden der Dichtung verraten ...

A. W. Schlegel.

S. 50 f.

Ein halbes Jahrhundert, bevor er und sein Bruder auftreten, hatten ebenfalls zwei Brüder Schlegel in der deutschen Litteratur einen Namen gehabt, Johann Elias, der in Kopenhagen lange lebte und sich Holberg anschloſs, in allem, was Dramaturgie betrifft, ein Vorläufer Lessings, und Johann Adolf, der Vater A. W.s und Friedrichs, der ohne hervorragende Originalität mit einer entschiedenen sprachlichen und formellen Begabung ausgerüstet war.

S. 143.

Über ein halbes Jahrhundert war es her ... erscheinen die Namen zweier Brüder: Johann Elias und Johann Adolf Schlegel. Man sagt nicht zuviel, wenn man den ersteren in allem, was sich auf ein richtiges Verständnis der dramatischen Poesie bezieht, als einen Vorläufer Lessings bezeichnet. Man darf dem anderen die Anerkennung nicht versagen, daſs er, wenn auch ohne hervorragende Selbständigkeit, doch mit Verstand und mit entschiedener Begabung für Sprache und Form die Richtung seiner Jugend in Theorie und dichterisch-rednerischer Praxis unermüdlich vertreten hat.

S. 51.

... sehnt Wilhelm sich leidenschaftlich danach, die Bekanntschaft Bürgers zu machen ...

Bürger, der sich in Göttingen wie ein Verbannter fühlte, nahm mit innigster Wärme den feinen, talentvollen Schüler auf ...

Schlegel lernte ihm alle Kunstgriffe der Mache ab.

S. 144.

Nichts war dem jungen Studenten ... angelegener, als den Sänger der Lenore kennen zu lernen.

Dem vereinsamten Bürger war die Hingebung des gelehrigen Schülers wohlthuend ...

(S. 146.) wie er ihm ... die Technik des Dichtens abzugewinnen sucht.

L. Tieck.

S. 60.

Schweres Blut, das Gespensterfurcht und Gespenster erzeugte, an-

S. 32.

... der alte Trübsinn stellte sich von neuem ein ... die Wallungen

Brandes.	Haym.
geborener Trübsinn bis zum Rande des Wahnsinns ...	seines Bluts verwandelten sich in Gestalten und Gespenster ... Zuweilen fühlte er sich dem Wahnsinn nahe ...
ib.	S. 30.
... vermochte schon als Jüngling die Elfenpoesie Shakespeares wie den Wemutston Ossians nachzuahmen ...	... Talent des Schülers ... traf ebenso geschickt den Ossianschen Ton düsterer Schwermut, wie ... die Shakespeareschen Elfenklänge ...
ib.	S. 35.
Unter der Anleitung seines Lehrers Rambach schreibt oder bearbeitet er im Geiste der Aufklärung die sentimentalen Geschichten edler Strafsenräuber ...	... der in Rambachs Schule und Umgang schriftstellern und aus den neusten Leihbibliotheksbüchern das Rezept zur Anfertigung beliebiger Zauber- und Schauergeschichten gelernt hatte.

Jedenfalls sind die angeführten Beispiele ein Beleg dafür, mit welch intensivem Eifer Br. die Worte des deutschen Lehrers seinem Gedächtnis eingeprägt hat. Ja, es kommt noch besser, um vieles besser; wir bekommen noch glänzendere Beweise von der ausgezeichneten Stärke des Brandesschen Gedächtnisses. Man vergleiche in folgendem Brandes' Darstellung mit der Haymschen:

Die der Lucinde entsprechende Wirklichkeit.

Brandes S. 89.	Haym S. 502 f.
Eine der begabtesten dieser jungen Frauen war Moses Mendelssohns kluge, selbständige Tochter Dorothea, welche aus Fügsamkeit gegen ihre Eltern dem Banquier Veit ihre Hand gereicht hatte, aber in einer geistig unbefriedigten Ehe mit ihm lebte. Nicht durch äufsere Schönheit, sondern durch ihren Witz und ihre leidenschaftlichen geistigen Interessen fesselte sie Fr. Schlegel. Er war damals fünfundzwanzig, sie zweiunddreifsig Jahre alt. In ihrem Wesen und Auftreten war nichts Sinnliches oder Frivoles; sie hatte grofse, brennende Augen, und eine männliche Härte lag in ihren Zügen.	Aus Fügsamkeit in den Willen ihres Vaters hatte Dorothea ... dem ungeliebten Manne ihre Hand gegeben, der weder ihrem Herzen noch ihren Ansprüchen an geistige Bildung Genüge that. ... Nicht durch körperliche Schönheit, sondern durch ... Verstand und Witz, durch leidenschaftliches Interesse für höhere Geistesbildung fesselte sie den ... jungen Mann ... So schlofs sich der seltsame Bund zwischen dem fünfundzwanzigjährigen Manne und der um sieben Jahre älteren Frau ... die Sinnlichkeit an der Erscheinung von Schlegels Freundin keinerlei Anhalt gefunden ... Man sagt uns, dafs in den Zügen Dorotheas eine gewisse unweibliche Härte gelegen habe.

Brandes S. 90.	Haym S. 509.
In seiner Abhandlung über „Diotima“ sowohl, wie in seiner scharfen Beurteilung von Schillers „Würde der Frauen“ hatte Fr. Schlegel der herkömmlichen Auffassung von der Gesellschaftsstellung des Weibes den Krieg erklärt ...	Er hatte in dem Diotimaaufsatz, sowie in der schnöden Beurteilung von Schillers Würde der Frauen der modernen Ansicht von dem Wert und Recht der Frauen den Krieg erklärt.
Es handelte sich für ihn um die sittliche und geistige Emancipation des Weibes ...	Dieser Forderung ... einer sittlichen und geistigen Emancipation des weiblichen Geschlechts ...
Geist und Bildung, mit Begeisterung vereint, waren die Eigenschaften, welche in seinen Augen ein Weib liebenswürdig machten. Die landläufigen Vorstellungen von Weiblichkeit verhöhnte er. Mit Bitterkeit sprach er von der Dummheit und Schlechtigkeit der Männer, die von den Frauen Unschuld und Mangel an Bildung verlangten; so würden die Frauen zur Prüderie gezwungen, und Prüderie sei Prätension der Unschuld ohne Unschuld. Wahre Unschuld könne sich bei dem anderen Geschlecht sehr wohl mit Bildung vertragen. Sie sei vorhanden, wo Religion, Fähigkeit zur Begeisterung vorhanden sei. Daſs daher eine schöne und edle Freidenkerei sich minder für Frauen als für Männer gezieme, sei nur eine der vielen allgemein geltenden Plattheiten, welche durch Rousseau in Umlauf gekommen. „Die Knechtung der Frau“ sei ein Krebsschaden der Menschheit. Sein höchster schriftstellerischer Wunsch ist, wie er sich naiv ausdrückt, „eine Moral zu stiften“. Als die erste sittliche Regung im Menschen bezeichnet er „Opposition wider das positive Gesetz und das konventionelle Recht“.	Geist und Bildung, verbunden mit Begeisterungsfähigkeit, das waren die Eigenschaften, welche in seinen Augen ein Weib liebenswürdig machten. Ganz verkehrt und unwürdig schienen ihm die gewöhnlichen Vorstellungen von Weibertugend. Mit Erbitterung spricht er von der Dummheit und Schlechtigkeit der Männer, die von den Weibern ewige Unschuld und Mangel an Bildung forderten; die Weiber würden dadurch zu Prüderie gezwungen, und Prüderie sei Prätension auf Unschuld ohne Unschuld. Wahre Unschuld könne bei dem anderen Geschlecht sehr wohl auch mit Bildung bestehen; sie sei vorhanden, wo Religion, Fähigkeit zum Enthusiasmus sei. Daſs dagegen „irgend eine gute und schöne Freigeisterei“ den Frauen weniger zieme als den Männern, sei wohl nur eine von den vielen gemeingeltenden Plattheiten, die durch Rousseau in Umlauf gekommen seien.... Er spricht geradezu von der „Knechtschaft der Weiber“ als von einem der Krebsschäden der Menschheit. (S. 511.) Sein höchster litterarischer Wunsch sei, so gestand er, „eine Moral zu stiften“... die erste Regung der Sittlichkeit sei „Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und konventionelle Rechtlichkeit, und eine grenzenlose Reizbarkeit des Gemüts“.

S. 91.	S. 528.
Schleiermachers Fragment im Athenäum: „Vernunftkatechismus für edle Frauen“ betritt ganz diesen Weg und verlangt von den Frauen, daſs sie sich von den Schranken ihres Geschlechtes freimachen sollen.	Das Schleiermachersche Fragment im Athenäum, der „Katechismus der Vernunft für edle Frauen“, der von den Frauen fordert, daſs sie sich von den Schranken des Geschlechtes unabhängig machen sollen ...

Brandes ib.	Haym S. 509.
Die Spitze desselben ist gegen die vielen gemeinen und unwahren Ehen, gegen „die mifslungenen Eheversuche“ gerichtet, welche der Staat in seiner Verkehrtheit mit Gewalt zusammenzuhalten sucht, und wodurch die Möglichkeit echter Ehen verhindert wird. Wie es in diesem Fragmente heifst, dafs fast alle Ehen nur provisorische und entfernte Annäherungen an eine wirkliche Ehe seien, so sagt Schleiermacher selbst, dafs viele Versuche nötig seien und dafs, „wenn man drei oder vier Paare zusammennähme, recht gute Ehen zu stande kommen könnten, falls man sie tauschen liefse“.	Die Spitze des Fragments ist jedoch nur gegen die vielen gemeinen und unwahren Ehen gerichtet, gegen die „misglückten Eheversuche“, die der Staat verkehrter Weise mit Gewalt zusammenzuhalten suche, wodurch denn die Möglichkeit echter Ehen verhindert werde... (S. 529.) Das... Fragment, ..., in welchem gesagt wird, dafs fast alle Ehen nur „provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe“ seien — man gerät, wenn man ... eine Äufserung liest, wie die, welche Schl. ... thut, dafs „oft, wenn man drei oder vier Paar zusammennimmt, recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften“ — u. s. w.
ib.	S. 525.
Er hegte eine starke und lebhaft erwiderte Liebe zu Eleonore Grunow, welche in kinderloser und höchst unglücklicher Ehe mit einem Berliner Prediger lebte.	Eleonore, die Frau des Predigers Grunow in Berlin, lebte mit ihrem Manne in einer kinderlosen, höchst unglücklichen Ehe ... Aus tief empfundenem Anteil ... hatte sich eine starke, tiefe Liebe entwickelt, welche diese von ganzer Seele erwiderte.
ib.	S. 526.
Er fand, dafs viel Unbildung und Plattheit, viel Philiströses und Pharisäisches bei der Wut über „Lucinde“ mit unterlief, die man zu derselben Zeit herunterrifs, wo man sich an Wielands und Crébillons lüsternen Romanen köstlich amüsierte. „Das erinnert mich an die Hexenprozesse,“ sagte er, „wo Bosheit die Anklage formulierte und fromme Einfalt das Urteil vollzog.“ Und was ihn besonders veranlafste, eifrig für das verfolgte Paar Partei zu nehmen, war, wie er sagt, der Umstand, dafs die Klage, welche über verletzte Decenz erhoben ward, bei den meisten nur ein Vorwand war, um mittels dieser Brücke der Privatperson Schlegel zu Leibe zu gehen.	Es lief ... viel Plattheit, viel philisterhafte und viel pharisäische Gesinnung mit unter. Man hätte an der „Lucinde“ sich nicht in moralischen Eifer hinein kritisieren sollen, wenn man doch an den lüsternen Romanen Wielands oder Crébillons seine Freude hatte ... Dieses Verfahren schien ihm eine schneidende Ähnlichkeit mit jenen Hexenprozessen zu haben, wo es doch die Bosheit war, welche die Anklage bildete, und die fromme Einfalt, die das Urteil vollzog ... nahm er sich des verschrieenen Buches an. Und zwar um so mehr, da er fand, dafs die erhobene Klage über verletzte Decenz bei den meisten nur Vorwand sei, um eine Brücke zu Schlegels Persönlichkeit zu finden. Er warf sich auf die Seite des Verfolgten und Geschmähten.

Brandes S. 92.	Haym S. 663.
Dorothea besafs eine kraftvolle Seele in einem schwachen Leibe... Sie bewies dem Manne ihrer Wahl die ausdauerndste Hingebung und die aufopferndste Treue. Sie teilt nicht allein seine Interessen und Bestrebungen, sondern erträgt seine Thorheiten und findet sich ohne Klage in die Launen des launenvollsten Liebhabers... Ihr Lachen klingt lustig zwischen Schleiermachers allzu subtile Reflexionen und Friedrichs transcendentale Ironie hinein.	Ein starker Geist wohnte in diesem schwächlichen Körper . . . Sie war der selbstlosesten Hingebung, der aufopferndsten Treue fähig und hat beides . . . dem selbstsüchtigen . . . Manne bewiesen. Es ist rührend, zu sehen, wie sie nicht blofs die geistigen Interessen, sondern, was schwerer ist, die Sorgen ihres Freundes . . . teilt und seine Launen erträgt . . . (S. 664.) wie oft sie mit einem herzlichen Lachen die überfeinen Reflexionen Schleiermachers unterbrochen oder Friedrichs transcendentale Ironie über den Haufen geworfen ...
ib.	S. 665.
Mit klopfendem Herzen sendet sie Schleiermacher das Manuskript des ersten Bandes zur Durchsicht und lächelt über die vielen roten Striche, mit welchen sie es zurückerhielt. „Der Henker steht immer da, wo Accusativ und Dativ stehen sollten."	Mit klopfendem Herzen und errötenden Angesichts schickt sie die Aushängebogen des Romans, als endlich ein erster Band im Herbst 1800 fertig geworden, an Schleiermacher, und alles Lob der Freunde konnte ihre bescheidene Meinung nicht ändern. Sie fuhr fort, sich ... ernstlich zu schämen und über die vielen roten Striche zu lächeln, die ihr Manuskript sich hatte gefallen lassen müssen, weil „immer der Teufel an den Stellen regierte, wo der Dativ und Accusativ regieren sollte".
S. 93.	ib.
... in Wirklichkeit ist ihr Roman auch ein Ausdruck für alle herrschenden Ideen, eine Nachahmung Wilhelm Meisters und Franz Sternbalds, eine Verherrlichung der harmonisch Gebildeten gegenüber den Gemeinen, des freien Vagabundenlebens, des Müfsiggangs und des schönen Leichtsinns, der Zwecklosigkeit, die inmitten der prosaischen, realen Welt keine „Absichten" hat.	Sehr deutlich steht der Florentin in der Mitte zwischen dem Wilhelm Meister und dem Sternbald. (S. 668.) Gegensatz der harmonisch Gebildeten gegen die „Gemeinen" ... vagabondierender Idealist ... Der „schöne Leichtsinn" ... (S. 667.) Die absolute Zwecklosigkeit ...
S. 94.	S. 666.
Seine Geburt ist in Geheimnisse gehüllt.	Geheimnisvolles Dunkel umgiebt die Geburt und die Herkunft des Helden.

Wackenroder.

Brandes S. 122.

Die „weich gebildete“ Künstlerseele steht der Wirklichkeit ratlos gegenüber. Diesen peinlichen Gemütszuständen wird Josef nur entrissen, so oft eine herrliche Musik ihn hoch über alle Plagen des Erdenlebens erhebt; aber er wird in Stimmungen hin und her geworfen ...

Haym S. 123.

Der Wirklichkeit ... gegenüber ist das „verweichlichte Künstlergemüt“ ratlos ... Aus solchen peinigenden Zweifeln — so berichtet Joseph Berglinger — reifse ihn dann wohl eine herrliche Musik mit eins wieder zurück, und die ganze kindische Seligkeit thue sich von neuem vor seinen Augen auf. Immer wieder werde er zwischen diesen entgegengesetzten Stimmungen und Zuständen hin- und hergeworfen ...

S. 124.

... dafs Tieck, der früher nur in den erlösenden Augenblicken des Schaffens frei spielend mit seinem schönen Talente sich hatte über das finstere Brüten in William Lovellschen Stimmungen erheben können, von Wackenroder lernte, an Phantasie und Kunst als Lebensmächte zu glauben ...

S. 126.

Nur in unbewufster, leichtfertiger Praxis der Phantasie, in dem kecken, freien, sich selbst geniefsenden Walten des Talents hatte er sich bisher über die Geister der Schwermut und der Glaubenslosigkeit erhoben. Nun jedoch lehrte ihn Wackenroder an die Phantasie und die Kunst als objektive Mächte glauben ...

S. 125.

Es ist eine Hinzufügung von Tieck, wenn der Maler Antonio hier nicht blofs die Kunst, sondern auch „die Mutter Gottes und die erhabenen Apostel“ anbetet, und wenn es heifst, die wahre Liebe zur Kunst müsse „eine religiöse Liebe oder eine geliebte Religion“ sein.

Am merkwürdigsten aber als Dokument ...

S. 128.

Nicht blofs die Kunst betet — in einem Tieckschen Abschnitt der Herzensergiefsungen — der Maler Antonio an, sondern er betet in den Bildern der grofsen Meister „die Mutter Gottes und die erhabenen Apostel“ an, und als er seinem Freund Jacobo gestanden, dafs er durch die Liebe zum Künstler geworden, so weist ihn dieser zurecht, diese Liebe müsse „eine religiöse Liebe oder eine geliebte Religion“ werden.

Ein merkwürdiges Dokument in der Geschichte der Romantik!

S. 126.

Von der Musik sondert er wieder die Instrumentalmusik aus, denn nur in dieser ist die Kunst wirklich frei ...

(S. 127.) ... wird für Tieck die in Stimmungen und Klingklang auf-

S. 127.

Vor der Vokalmusik bevorzugt er die Instrumentalmusik. Denn nur in dieser sei die Kunst unabhängig und frei ...

Ihm in der That ist die mit Stimmungen und Klängen musikalisch

Brandes.	Haym.
gehende Poesie die wahre, „die reine Poesie“.	spielende Poesie die wahre, die „reine Poesie“.

Verhältnis zu Kunst und Natur.

S. 147.	S. 129.
Der Brief des deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg wurde der Keim zu dem neuen Künstlerroman, welcher ... den Titel „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte“ erhielt.	Jener Brief des deutschen Malers in Rom an seinen Freund Sebastian ... wurde der Keim eines selbständigen Romans unter dem Titel etc.
S. 148.	**S. 138.**
Eine primitive Musik, auf dem Waldhorn oder der Schalmei, wird vorgetragen, ja so häufig, dafs der Verfasser sich später im „Zerbino“ selbst über seinen Überflufs an Waldhornmusik lustig macht.	Und zwar, je elementarer die Musik, desto besser: die bevorzugten Instrumente sind das Waldhorn und die Schalmei, ja mit dem ersteren wird ein derartiger Luxus getrieben, dafs der Verfasser demnächst im Zerbino sich selbst mit diesem Waldhornüberflufs verspotten mochte.

Ist in den angeführten Stellen die Verwandtschaft der Brandesschen Darstellung mit der Haymschen nicht die engste, die man sich denken kann? so eng, dafs böse Menschen leicht auf den Verdacht kommen könnten, Br. hätte sich, um sein Gedächtnis zu entlasten, bei der Lektüre des Haymschen Buches gleich der Feder bedient, um das, was ihm besonders gefiel, möglichst getreu in sein Buch hinüber zu retten. Oder sollte wirklich, sollte gegründeter Verdacht vorliegen —? Sehen wir erst weiter, ob wir Grund haben, einen solchen Argwohn in uns aufkommen zu lassen.

Romantische Reflexion und Psychologie.

Brandes S. 177.	Haym S. 388.
Alles, was er sieht und hört, scheint nur Riegel in seiner Seele beiseite zu schieben, „versteckte Tapetenthüren in ihm zu öffnen“. Am seltsamsten wird er jedoch ergriffen, als er in die* Höhle des Einsiedlers,	Alles, was er sieht und hört, „scheint nur neue Riegel in ihm wegzuschieben und neue Fenster in ihm zu öffnen“.... Am wunderbarsten aber ergreift es ihn, als er in der Höhle jenes Einsiedlers, des

* So steht im Text.

Brandes.	Haym.
des Grafen von Hohenzollern, ein geheimnisvolles Buch findet und in diesem Buche, ohne es noch deuten zu können, das Rätsel seines eigenen Daseins erblickt, wie dies Dasein schon vor seiner Geburt begonnen hat und sich in die Zukunft nach seinem Tode hineinerstreckt.	Grafen von Hohenzollern, ein mysteriöses Buch und in diesem Buche, ohne es noch deuten zu können, das Rätsel seines eigenen Daseins entdeckt, wie es in der geschichtlichen Vergangenheit, vor seiner Geburt schon, begonnen hat und wie es sich in die Zukunft, nach seinem Tode, forterstreckt.

Das romantische Gemüt.

S. 208.	S. 370.
In bewegtem Gespräch verbrachten sie den ersten Abend; sie erschlossen einander die Herzen . . . Tieck hat im „Phantasus“ diesem Abend ein Erinnerungsmal gesetzt.	Gleich der erste Abend schloſs in bewegtem Gespräch die Herzen gegeneinander auf. Tieck hat im Phantasus die Erinnerung dieser Nacht bewahrt . . .

Die romantische Sehnsucht; die blaue Blume.

S. 238.	S. 383.
Das in den Roman eingefügte Märchen enthält den Schlüssel zum Ganzen.	In diesem Märchen besitzen wir daher einen Schlüssel für den Plan des Ganzen . . .

ib.	S. 384.
Die Befreiung kommt von der Fabel, d. h. der Poesie, und ihrem Bruder Eros. Eros ist das Kind des geschäftigen unruhigen Vaters, des „Sinnes“, des Verstandes. Seine Mutter ist das treue, warme, schmerzlich bewegte Herz. Aber die Milchschwester des Eros ist die Frucht einer Untreue von seiten des Vaters. Die üppige Ginnistan, die Phantasie, die Tochter des Mondes, hat sie geboren. Neben diesen Gestalten steht als die Wächterin des Hausaltares Sophie, die himmlische Weisheit. Fabel nennt sich das Patenkind Sophiens. Aber feindliche Mächte gewinnen die Oberhand im Hause. Während die Liebe und Phantasie miteinander auf Reisen gehen, verwickelt „der Schreiber“ das Gesinde in eine Verschwörung. Der Schreiber ist der Geist der Prosa, die beschränkte, verstandesstolze Aufklärung . . .	Die Befreiung . . . wird herbeigeführt durch die Thätigkeit der Fabel, d. h. der Poesie, und durch deren Bruder Eros. Diese sind die Kinder eines geschäftigen Vaters, des Sinnes. Den Eros hat ihm die Mutter, das treue, warme, schmerzlich bewegte Herz geboren; des Eros Milchschwester aber, die Fabel, ist das Kind der verführerischen Ginnistan, der Phantasie, der Tochter des Mondes. Neben diesen Gestalten erscheint als die Verwalterin des Hausaltars die göttliche Weisheit: Fabel nennt sich „Sophiens“ Pate. Aber feindliche Mächte gewinnen in dem Hause die Oberhand. Während die Liebe mit der Phantasie auf Reisen geht, verwickelt „der Schreiber“ das Gesinde in eine Verschwörung: der Geist der Prosa, der beschränkten, verstandesstolzen Aufklärung . . .

Brandes S. 239.	Haym ib.
Auf sein Anstiften werden der Vater und die Mutter in Bande gelegt, der Altar wird zerschlagen. Zum Glück ist die kleine Fabel entkommen. Sie gelangt zuerst in das Reich des Bösen, wo die todbringenden Parzen hausen, aber sie vermögen ihr nichts anzuhaben. Sie tötet das Böse, indem sie es den Taranteln, d. h. den Leidenschaften preisgiebt. Jetzt sind Zeit und Sterblichkeit aufgehoben. . . . In einem allgemeinen Weltbrande erleidet die Mutter, das Herz, den Flammentod; auf dem Scheiterhaufen geht der glänzende Stern der früheren Welt, die Sonne, zu Grunde, die Flamme zieht gen Norden und schmilzt das Eis um Arkturs Palast. Eros und Fabel ziehen durch eine verwandelte und blühende Welt in denselben ein. Fabel hat ihre Sendung erfüllt; denn sie führt Eros zu seiner Geliebten, der Tochter des Königs. Das strenge Recht hat sein Reich an die Poesie und die Liebe abgetreten.	Vater und Mutter wird gebunden, der Altar zertrümmert. Zum Glück ist die Poesie entkommen. Sie gelangt zunächst in das Reich des Bösen, in welchem die todbringenden Parzen hausen. Ihr jedoch kann dasselbe nichts anhaben; sie vernichtet es, indem sie die unholden Basen den Taranteln, d. h. den Leidenschaften zum Raube giebt. Nun ist die Zeit und die Sterblichkeit aufgehoben.... Auch der Flammentod der Mutter... kömmt der neuen Welt zu gute. In dem flammenden Scheiterhaufen findet das glänzende Gestirn der bisherigen Welt, die Sonne, ihren Untergang; die Flamme zieht nach Norden, um durch ihre Wärme das Eis von Arkturs Palast zu schmelzen. ... Auf der Weisheit Geheifs ziehen dann Eros und Fabel durch die verwandelte blühende Welt in des Königs Palast. Fabel hat ihre Sendung vollendet, sie führt Eros seiner Geliebten, der Tochter König Arkturs, zu . . . das strenge Recht hat die Herrschaft an die Liebe und die Freiheit abgetreten.
Wie nun das Weltschicksal hier als ein Märchen dargestellt ist, so sollte im Roman das Menschenschicksal als ein romanhaftes, zuletzt in das Märchen übergehendes Ereignis dargestellt werden. So dunkel, so allegorisch dieser Roman ist, beruht doch das, was Wert in demselben hat, darauf, dafs er so vollständig wie jedes andere lebendige Dichterwerk erlebt ist. Die Verherrlichung des alten Meistersängers sollte auf eine Vergötterung der Poesie hinauslaufen; aber der Held dieser Apotheose ist Hardenberg selbst.	Das Weltschicksal konnte nur als Märchen, das Menschenschicksal sollte als eine romanhafte, nur zuletzt ins Märchen übergehende Begebenheit ... vorgeführt werden. ... (S. 387.) Auch der H. von Ofterdingen ... ist ein erlebtes Gedicht ... die poetisierte Lebensgeschichte des Dichters selbst. Es ist eine Apotheose der Poesie . . . — aber der Poet, der Held der Apotheose ist Hardenberg!
ib.	S. 388.
Heinrich, welcher zum Dichter geboren wird, lebt ein stilles Leben im Hause seiner Eltern zu Eisenach, wie Hardenberg in seinem väterlichen Hause. Ein Traum, der noch wunderbarer erscheint, weil der Vater einmal als Jüngling einen ähnlichen	Heinrich war von Natur zum Dichter geboren ... ist in bescheidener Enge in dem elterlichen Hause zu Eisenach aufgewachsen, ganz ähnlich, wie ja auch Hardenbergs Jugend verlief. Ein Traum, dessen Bedeutsamkeit doppelt fühl-

Brandes.

bar wird, weil schon sein Vater als Jüngling einst einen ähnlichen geträumt hat, läſst ihn vorahnend das geheimnisvolle Glück seines dichterischen Lebens und vor allem, in der Form einer wundersamen blauen Blume, das Ziel seiner Liebe erblicken. Jetzt tritt er in die Welt hinaus. Mit der Mutter und in Begleitung einer Anzahl Kaufleute wandert er zu seinem mütterlichen Groſsvater nach Augsburg. Mancherlei bunte Lebensbilder kommen ihm auf dem Wege dahin entgegen, bestimmt, zugleich mit den Reden und Erzählungen seiner Begleiter, seinen Gesichtskreis zu erweitern und die in ihm schlummernde Poesie zu entwickeln.

Auf einer Ritterburg trifft Heinrich ein morgenländisches Mädchen, das ihn an den kriegerischen Gegensatz zwischen Osten und Westen erinnert, wie derselbe im Mittelalter die Zeit bewegte.... (S. 241.) Die Poesie der Natur und Geschichte tritt Heinrich in den Gestalten eines Bergmannes und eines Einsiedlers entgegen. Im Buche des Einsiedlers findet er sein eigenes Lebensschicksal aufgezeichnet.

Endlich kommen die Reisenden nach Augsburg, und Heinrichs Bestimmung scheint sich rasch erfüllen zu sollen. In Klingsohr steht der entwickelte Dichter vor ihm .... In Klingsohrs Tochter Mathilde trifft Heinrich den Gegenstand seiner liebeerfüllten Sehnsucht. Ihm ist zu Mute wie beim Anblick der blauen Blume. Er scheint am Ziele zu stehen, wie Novalis, als er Sophie von Kühn gefunden hatte.

Da ertrinkt die Geliebte. In tiefer Trauer verläſst Heinrich jetzt Augsburg. Eine Vision ganz von der Art, wie Novalis sie selbst an Sophiens Grab gehabt, tröstet ihn, er sieht die Verstorbene und hört ihre Stimme.

Haym.

geträumt hat, läſst ihn das heimliche Glück seines Dichterlebens vorausahnen und zeigt ihm in Gestalt einer seltsamen blauen Blume das Ziel seiner Liebe. Jetzt tritt er hinaus in die Welt. Mit der Mutter und in Gesellschaft reisender Kaufleute zieht er zu seinem Groſsvater mütterlicher Seite in Augsburg. Vielerlei bunte Lebensbilder begegnen ihm unterwegs; sie sind bestimmt, im Verein mit den Erzählungen seiner Begleiter, seinen Gesichtskreis zu erweitern und die Poesie zu entwickeln, welche in seiner Seele schlummert ...

Auf einer der Ritterburgen, in denen die Reisenden vorsprachen, begegnet ihm eine Morgenländerin und erinnert ihn an den kriegerischen Gegensatz des Abend- und Morgenlandes, wie er die damalige Zeit, die Zeit des Mittelalters, bewegte. Die Poesie der Natur und der Geschichte tritt ihm in der Gestalt eines Bergmannes und eines Einsiedlers entgegen. . .*

Endlich sind die Reisenden in Augsburg angekommen, und rasch scheint sich hier die Bestimmung seines irdischen Lebens zu erfüllen. In Klingsohr steht der vollendete Dichter, in dessen Tochter Mathilde der Gegenstand seiner liebenden Sehnsucht vor ihm — ihm „ist zu Mute wie in jenem Traume beim Anblick der blauen Blume“. Heinrich scheint am Ziele zu stehen, — gerade so wie Novalis, als er im Besitz seiner Sophie ...

In den Fluten eines Stromes sinkt die Geliebte unter. In unendlicher Traurigkeit ... pilgert H. von Augsburg weiter. Da bringt ihm eine Vision, ganz wie die, welche Novalis ... am Grabe seiner Sophie gehabt hatte, den süſsesten Trost. Er sieht die Verklärte, er hört ihre Stimme ...

* Hier folgt bei Haym der von Br. S. 177 vorweggenommene Passus: „Alles, was — fortenstreckt“. Vgl. ob. S. 14.

Brandes.

In einem fernen Kloster, dessen Mönche, Priester zur Erhaltung „des heiligen Feuers in jungen Gemütern“, als eine Art von Geisterkolonie erscheinen, lebt er unter den Toten. Er durchlebt die Stimmungen, welchen Novalis in den „Hymnen an die Nacht“ Ausdruck gegeben hat. Aber er taucht wieder von den Toten empor. Ein neues, wunderbares Wesen hat sich ihm angeschlossen, es ersetzt ihm Mathilden ...

Heinrich durchstreift die ganze Welt. Nachdem er alles Irdische erlebt hat, „kehrt er wie in eine alte Heimat in sein Gemüt zurück“. Hier verändert die Welt sich zu einem rein poetischen Geisterreiche. Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt. Er findet Mathilden wieder, aber Mathilde ist nicht mehr von Cyane, seiner zweiten Geliebten, verschieden. Die Doppelliebe war, wie Novalis' eigene, nur eine — Alle Zeit- und Lebensunterschiede werden jetzt in der Einheit seines Gemütes aufgehoben. Das Fest des Gemütes, der Liebe und der ewigen Treue wird begangen. Bei diesem Feste feiert die Allegorie ihre schönsten Triumphe.

Haym.

In einem entlegnen Kloster, „dessen Mönche als eine Art von Geisterkolonie erscheinen“, findet er sich selbst wie ein Abgeschiedner. Er lebt unter Toten; — er durchlebt die Stimmungen, denen einst die Hymnen an die Nacht einen Ausdruck gegeben. Allein aus dem Tode taucht er wieder auf; ein neues, wunderbares Wesen, Cyane, hat sich ihm zugesellt. Sie ist ihm ein Ersatz für Mathilde ...

... so wendet er sich nun der Welt ... in neuen Weiten zu... Nachdem H. alles Irdische erfahren, mochte er „wie in eine alte Heimat in sein Gemüt zurückkehren“. Hier verwandelt sich die Welt in ein rein poetisches Geisterreich. „Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt.“ Er findet Mathilde wieder. Aber Mathilde ist nicht mehr verschieden von Cyane. Heinrichs Liebe, Novalis' eigene Doppelliebe, war nur eine: alle Zeit- und Lebensunterschiede lösen sich in der Einheit seines Gemüts. Das Fest des Gemüts, der Liebe und ewigen Treue wird gefeiert. Die Dichtung kehrt im Kreise zurück zu jenem Märchen, welches in sinnbildlicher Vorbedeutung den ersten Teil beschloſs.

Allerdings, der vorhin angedeutete Verdacht war vollauf begründet — eine solche, bis ins einzelnste genaue Übereinstimmung ist nur durch Entlehnung zu erklären. Es ging Br. wie jenem Tertianer, der einen Aufsatz, welcher ihm zu machen aufgegeben, aus einem Buche abschrieb, weil er — wie er sagte — es gern so gut als möglich habe machen wollen und sich nicht getraut hätte, es besser zu machen, als es in dem Buche zu lesen stand. Allerdings hinkt insofern der Vergleich, als der Schüler die Arbeit machen muſste, von Br. dagegen niemand es verlangt hatte. — Aber wäre es nicht möglich, daſs Haym und Brandes beide aus einer dritten Quelle geschöpft hätten? Da Novalis diese Quelle nicht ist, so ist die Annahme unmöglich. Es kann keine andere Quelle existieren, denn dann müſste ja auch Haym, der keine Quelle citiert, ein Plagiat begangen

haben, was allein zu denken abgeschmackt wäre. So bleibt denn das Plagium auf Br. sitzen; wasche er sich rein, wenn er kann!

Es ist in der That eine bodenlose Unverfrorenheit des dänischen Gelehrten, ja geradezu eine Verhöhnung der deutschen Leser, unrecht erworbenes Gut ihnen anzubieten, die Früchte deutschen Fleifses als selbstgezüchtete ihnen vorzusetzen. — Doch fahren wir fort, dem Brandesschen Buche unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Sonderbar! auf den folgenden Seiten suchen wir umsonst nach Anklängen an Haym; es ist, als ob der Verf. seinem getreuen Eckart den Laufpafs gegeben; er hat seine Arbeit gethan, er kann gehen. — War denn fortan die Hand, die bis dahin so treu geholfen, so gut geführt, nicht mehr zuverlässig? O ja, Herr Brandes hätte sie gewifs noch nicht fahren lassen, wenn der biedere Deutsche sie ihm noch weiter gereicht hätte. Wir müssen uns daran erinnern, dafs Haym die späteren Romantiker, die Arnim, Brentano, Eichendorff, Chamisso u. a., nicht mehr behandelt hat. So ist denn der dänische Forscher ganz auf sich selbst angewiesen? O nein; in Deutschland giebt es hilfreiche Hände genug, die gern jemandem aus der Not helfen. Wem hat nicht schon Goedekes Grundrifs aus der Not geholfen? Sollte er nicht auch Herrn Brandes seine Dienste geliehen haben? Br. hat allerdings den Namen Goedeke in seinem ganzen Buche nicht ein einziges Mal genannt; sollte er ihn vielleicht nicht kennen? Das können wir doch von einem so gelehrten Litterarhistoriker, wie Herr Brandes einer ist, nicht voraussetzen. So wird also wohl wieder „der Welt Undank“ hier sein Spiel treiben? Wir vermuten es nach der Lektion, die wir empfangen, und — glauben uns nicht zu täuschen. Man vergleiche nur einmal:

Eichendorff.

Brandes S. 271 f.	Goedeke III, S. 292 f.
Eichendorff wurde 1788 in Oberschlesien als Sohn eines grofsen adligen Hauses geboren.	Eichendorff, geb. 1788 ... in Oberschlesien, zweiter Sohn eines Edelmanns, der noch das glänzende, prunkvolle Leben führte, wie ...
Seine erste Erziehung ward, da die Familie katholisch war, von einem katholischen Geistlichen geleitet. An der Universität Halle, die er 1805 bezog, um Jurisprudenz zu studieren, hörte er unter anderen	Die (Erziehung) ... leitete, da die Familie katholisch war, ein Geistlicher ... 1805 bezog (er) die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Unter den dortigen Leh-

Brandes.	Goedeke.
Professoren Schleiermacher und Steffens, von denen der letztere ihn besonders mächtig anzog. Hier machte er auch die erste Bekanntschaft mit den romantischen Dichtungen, und Novalis eröffnete ihm eine neue, ahnungsvolle Traumwelt.	rern Wolf, Schleiermacher, Schütz, Steffens zog besonders der letztere mächtig an, wie sich denn auch hier die erste Bekanntschaft mit den romantischen Dichtungen ergab. Novalis erschloſs eine ganz neue ahnungsvolle, träumerische Welt...
S. 272.	S. 293.
Schon in den ersten Ferien besuchte er in Wandsbeck den alten Claudius, den er seit den Knabenjahren schwärmerisch verehrte, weil der Wandsbecker Bote damals, wenn er von seinem Hofmeister mit Kinderschriften im Geschmack der Aufklärungszeit geplagt wurde, sein Haupttrost gewesen war...	Schon in den ersten Ferien ... besuchten (die Brüder) in Wandsbeck den alten Claudius. (S. 292.) ... Bücher, ... (die) der Hofmeister durch Kinderschriften im Geschmack der Aufklärungszeit ersetzte, die E. ... gegen andere Bücher, besonders die Werke des schwärmerisch verehrten Wandsbecker Boten, austauschte.
1807 zog er nach Heidelberg, machte die Bekanntschaft der dort lebenden Romantiker, unter denen Arnim, Brentano nnd Görres die hervorragendsten waren, und arbeitete sowohl an der Ausgabe der Volkslieder im „Wunderhorn“ wie an Görres' Schrift über die Volksbücher mit.	1807 (gingen die Brüder) nach Heidelberg, wo damals die Romantiker Görres, Arnim, Brentano ... sich gesammelt hatten, mit denen E. in engere Verbindung kam. Er war für das Wunderhorn und für Görres' Schrift über die Volksbücher thätig.
1809 traf er in Berlin wieder mit Arnim und Brentano zusammen; er wurde hier auch mit Adam Müller bekannt, der auf ihn einen bedeutenden Eindruck machte, und wurde von den Vorlesungen Fichtes stark ergriffen.	(S. 294.) 1809 ... nach Berlin, wo er auch Arnim und Brentano wiederfand; durch letzteren wurde er mit Adam Müller bekannt, der ihm nicht wenig imponierte. ... stärkeren Eindruck machten die Vorlesungen Fichtes.
Da sich ihm in dem damaligen Preuſsen keine Aussichten eröffneten, ging er 1810 nach Wien, um in den österreichischen Staatsdienst zu treten, verkehrte mit Fr. Schlegel, schloſs eine herzliche Freundschaft mit dem Stiefsohn desselben, dem Maler Philipp Veit, und schrieb seinen ersten hyperromantischen Roman „Ahnung und Gegenwart“, ein allzu phantastisches und lyrisches Produkt, um dauernden Wert zu haben. Aber schon hier wollte er, wie in seinen späteren Erzeugnissen, „die innere Gesundheit und Frische des Menschen, den innigen Einklang mit der Natur in Wald, Strom und Gebirge, im leuchtenden Morgen, in der träumerischen Sternennacht gegen die leeren Vergnügungen der groſsen Welt und die gespreizte	... da sich in Preuſsen damals wenig Aussicht bot, wandten (die Brüder) sich 1810 nach Wien, um dort Staatsdienste zu nehmen.... ... fanden sich behaglicher im Verkehr mit Fr. Schlegel. Ein inniges Freundschaftsbündnis schloſs E. mit Schlegels Stiefsohn, dem Maler Ph. Veit ... vollendete den Roman „Ahnung und Gegenwart“. E. hatte darin die Töne der Romantik fast zu reichhaltig zusammengefaſst ... die Verwickelung zu phantastisch und die Darstellung zu springend und zu lyrisch ... Was E. darunter verstand (unter der Poesie), die innere Gesundheit und Frische des Menschen, den innigen Einklang mit der Natur in Wald, Strom und Gebirge, im leuchtenden Morgen, in der träumerischen Sternennacht,

Brandes.

Ziererei oder sittliche Verdorbenheit der Zeit“ stellen.

Goedeke.

gegen die leeren Vergnügungen der großen Welt und die gespreizte Ziererei oder sittliche Verdorbenheit und allgemeine Willenlosigkeit der Zeit, das hat er in diesem Roman darzustellen gesucht.

S. 273.

Hier, wie in allen seinen Werken, herrscht das Abenteuerliche vor; wenn er das Gebiet des lustigen, romantischen Treibens verläßt, läuft er Gefahr, dem Gespenstischen und Gräßlichen zu verfallen. ...

Er trat in das Lützowsche Freicorps ein und wurde später einem Landwehr-Bataillon überwiesen. Kaum entlassen, meldete er sich nach Napoleons Rückkehr von Elba wieder zum Kriegsdienste und machte den Einzug in Paris mit. ...

Er studierte auch Spanisch, übersetzte mehrere „Autos sacramentales“ von Calderon und trat unter diesen Studien und Bestrebungen den ultramontanen Führern immer näher. Am Schlusse seines Lebens behandelte er in katholischem Geist die neuere Litteraturgeschichte Deutschlands. Er stellte besonders die romantische Schule und ihre katholisierenden Tendenzen so dar, als seien diese Tendenzen die bedeutendste und wahrste Seite derselben, und als sei die Umkehr einiger Führer von diesen Bestrebungen ein Abfall von der Wahrheit und ein Zeichen des litterarischen Verfalls gewesen.

S. 295.

In allen seinen Dichtungen herrscht das Phantastische und Abenteuerliche; und, wo er aus dem lustigen ... romantischen Treiben heraustritt ... nähert (er) sich mit Vorliebe dem Gespenstigen und Gräßlichen...

... trat (er) in das Lützowsche Freicorps ... (dann) beim 17. schlesischen Landwehrregiment. ... Nach Napoleons Rückkehr von Elba stellte er sich wieder zum Kriegsdienste, und zwar bei ... das ... mit den übrigen Truppen in Paris einrückte.

Er lernte ... Spanisch ... machte sich durch die Übersetzung mehrerer „Autos sacramentales“ Calderons verdient ... diese Studien führten E. den ultramontanen Führern näher und veranlaßten ihn, die Litteratur der neueren Zeit im katholischen Sinne einer Durcharbeitung und Darstellung ... zu unterziehen ... indem er die Träger der romantischen katholisierenden Litteratur so darstellte, als sei in ihnen und ihrem Streben die Wahrheit zur Erkenntnis und zum Ausdruck gekommen, ihre Umkehr von den Verirrungen der Romantik ein Abfall von der Wahrheit und deshalb der eigentliche Grund des Verfalls dieser Litteraturperiode gewesen.

Arnim.

S. 284.

Ludwig Achim von Arnim, 1781 zu Berlin geboren, studierte in Göttingen Naturwissenschaften und machte dann Reisen in Deutschland, um Land und Leute zu studieren und Volkslieder zu sammeln...

1811 heiratete er die Schwester Brentanos, die später berühmt gewordene Bettina, und lebte nnn abwechselnd teils in Berlin, teils ... auf seinem Gute Wiepersdorf.

S. 37.

Ludwig Achim von Arnim, geb. ... 1781 zu Berlin, studierte in Göttingen Naturwissenschaften und machte dann Reisen in Deutschland, auf denen er ... deutsche Volkslieder ... sammelte.

1811 verheiratete er sich mit Brentanos Schwester Elisabeth (Bettina) und lebte von da an abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf.

Brentano.

Brandes S. 299.

1803 wurde Brentano mit der von ihrem Manne geschiedenen, geliebten Frau vereint und verlebte mit ihr ein paar glückliche Jahre, bis sie 1806 im Wochenbette starb.

In Heidelberg gab er mit Arnim das „Wunderhorn“ und mit Görres „Die Geschichte des Uhrmachers BOGS“ heraus.

Goedeke S. 30.

1803 verheiratete er sich mit der . . . geschiedenen Mereau, die ihm im Frühjahr 1804 einen Sohn gebar und . . . 1806 bei einer zweiten Geburt starb.

. . . in Heidelberg . . . gab er mit Arnim das Wunderhorn und mit Görres die Geschichte des Uhrmachers BOGS . . . heraus.

S. 300.

In Frankfurt lieſs er sich auf ein Verhältnis ein, . . . Er entführte ein junges Mädchen, Auguste Busmann, die Nichte des Banquiers Bethmann . . . nach Kassel, wo er sie heiratete. Es heiſst, daſs er ihr schon auf dem Wege zur Kirche hatte entlaufen wollen, daſs ihn aber die entschlossene Braut festhielt. Wenige Tage nach der Hochzeit schleuderte die Neuvermählte den Ehering zum Fenster hinaus. In sonderbarem Aufzug, mit Federn auf dem Kopfe, pflegte sie auf einem Pferde mit roter weithinflatternder Decke durch die Straſsen zu sprengen. Sie soll ihren Mann mannigfach gequält haben. Doch unter den Quälereien, die er zu erdulden hatte, war, heiſst es, „die Fertigkeit, mit der seine Frau mit den Füſsen an der Bettstatt die Trommel zu schlagen verstand (welchem Wirbel regelmäſsig ein mit den Nägeln der Zehen an den Betttüchern ausgeführtes Pizzicato folgte) so unerträglich, daſs er ihr entlief“.

Nach Berlin übergesiedelt, wurde Brentano . . . sehr gefeiert. . . . In Böhmen, wo sein jüngerer Bruder Christian das Familiengut Bukowan verwaltete, . . . verfaſste er das Schauspiel „Die Gründung Prags“. 1816 nach Berlin zurückgekehrt, schrieb er die berühmte „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Nannerl“, „Die mehreren Wehmüller“ und „Die drei Nüsse“. Hier bekehrte er sich . . .

S. 30 f.

In Frankfurt verlobte er sich mit einer Nichte des Banquiers Bethmann, Auguste Busmann, die sich von ihm entführen lieſs und die er in Kassel heiratete. Auf dem Wege zur Kirche hatte er entlaufen wollen, die entschlossene Braut hielt ihn jedoch fest. . . . Wenige Tage nach der Hochzeit schleuderte Auguste den Ehering zum Fenster hinaus; im verwunderlichsten Aufzuge, mit Schwungfedern auf dem Kopfe und mit roter, weithinflatternder Pferdedecke pflegte sie durch die Straſsen zu sprengen. . . . Brentano war der gequältere Teil. Von allen Quälereien, die er zu dulden hatte, war ihm die Fertigkeit, mit der seine Frau mit den Füſsen an der Bettstatt die Trommel zu schlagen verstand, welchem Wirbel regelmäſsig ein mit den Nägeln der Zehe an den Betttüchern ausgeführtes Pizzicato folgte, so unerträglich, daſs er ihr entlief.

B. flüchtete nach Berlin. . . . In Berlin wurde er sehr gefeiert. . . . Von Berlin ging er nach Böhmen, wo sein jüngerer Bruder Christian das Familiengut Bukowan verwaltete, . . . verfaſste dort sein Schauspiel „Die Gründung Prags“. . . . 1816 . . . nach Berlin. Er schrieb hier die Geschichte vom braven Kasperl, die mehreren Wehmüller und die drei Nüsse . . . wo er sich im Umgange mit einer schwärmerischen Frau bekehrte.

Sollen wir unsere Spionage noch weiter treiben? Es ist ein recht unerfreuliches Handwerk, und doch hat es wieder etwas Reizvolles, einer verdächtigen Persönlichkeit auf die Schliche zu kommen; man kann es kaum unterlassen, überall zu suchen und zu fahnden, bis man schliefslich immer noch etwas findet. So glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich für die Darstellung Chamissos die Aufzeichnungen J. Ed. Hitzigs (Chamissos Werke, Leipzig 1842. Bd. V u. VI) als teilweise Quelle bezeichne. Man urteile selbst, indem man miteinander vergleicht:

Chamisso.

Brandes S. 195.

In direktem Gegensatze zu Hoffmann war er kein Mann der Gesellschaft, aber umsomehr ein Mann der Natur. Er wünschte sich, an heifsen Sommertagen in seinem Garten nackt, mit der Pfeife im Munde, spazieren gehen zu können. In der modernen Kleidung, in den modernen Wohnungen und geselligen Formen sah er nur lästige Fesseln. Sein lebendiger Sinn für die Natur machte ihn zum Weltumsegler, machte gewisse Südseeinseln zu seinen Lieblingseilanden...

Hitzig, Bd. VI², S. 216.

War Chamisso kein Mann der Gesellschaft, so war er um so mehr der der Natur... (S. 218.) Es war ihm voller Ernst, als er einst gegen Hitzig den Wunsch aussprach, in heifsen Sommertagen, in eignem Garten nackt, mit der Pfeife im Munde, spazieren gehen zu können, ohne dadurch Anstofs zu erregen... In unserer Kleidung überhaupt, in der Einrichtung unserer Wohnungen, in allen unseren geselligen Formen erblickte er nur lästige Fesseln und sehnte sich in früheren Jahren, wo die Reiseeindrücke noch frisch waren, oft zurück nach seinem Lieblingseilande Radack...

S. 197.

Dann setzte das Jahr 1813, das die Kriegserklärung Preufsens an Frankreich brachte, den armen Deutsch-Franzosen auf die härteste Probe. Sein Herz war geteilt; er wünschte den Fall Napoleons, ... er empfand indessen gleichzeitig jede Schmach, die den aus Rufsland heimkehrenden Franzosen widerfuhr, und jede Verhöhnung des Kaisers als Franzose. Und dies so natürliche Gefühl wurde nicht einmal von seiner deutschen Umgebung geschont. Oft rief er in der Verzweiflung aus: „Nein, die Zeit hat kein Schwert für mich."

V, S. 381.

Das Jahr 1813 war erschienen, an freudiger Hoffnung reich für jeden Preufsen, peinlicher vielleicht für niemand, als für unsern Freund. Im Herzen geteilt, zwischen seinem Geburts- und seinem zweiten Vaterlande, empfand er bei aller Teilnahme für die deutsche Sache doch auch auf das tiefste jede Schmach, die den unglücklichen, aus Rufsland heimkehrenden Franzosen widerfuhr, jede Verhöhnung des persönlich von ihm verehrten Kaisers seines Volkes. Und wie wenig wufste man in ihm dies so natürliche Gefühl zu schonen! ... Wie oft rief er in der Verzweiflung aus: „Nein, die Zeit hat kein Schwert für mich!"

Auch hier hat Herr Brandes weder eine Quelle genannt, noch durch Anführungsstriche fremdes Eigentum von dem seinigen unterschieden. An wie vielen anderen Orten — aufser den angeführten — er dies ebenso gemacht hat, kann ich nicht feststellen, da mir die Mittel zur Untersuchung fehlen; es ist auch nicht mehr nötig, um sieh über Brandes' Arbeitsweise ein Urteil zu bilden, wenngleich es andererseits interessant wäre, zu erfahren, wieviel Eigenes, Originales denn eigentlich in dem Brandesschen „Originalwerk" stecken mag.

Meine Arbeit ist zu Ende. Ich überlasse es geübteren und mit besseren Hilfsmitteln bewaffneten Augen, dem Gefundenen ein Mehreres hinzuzufügen, wenn anders es der Mühe lohnen sollte. Ich übergebe diese Inquisitionsakten der Öffentlichkeit als ein trauriges Denkmal schriftstellerischer Ehrlichkeit und wissenschaftlicher Forschung.

Flensburg. Dr. Puls.

Ludwig Uhland als Romanist.

Eine litterargeschichtliche Studie.

„Uhlands Studien und Uhlands Dichtung gingen Hand in Hand."
R. v. Raumer, Geschichte der german. Philologie S. 567.

I.

Wie am Geburts- oder Todestage eines teuren Verstorbenen uns sein Bild wieder lebendig vor die Seele tritt und alle die kleinen Züge seines Wesens klar und deutlich werden, so fällt auch bei einer liebevollen Betrachtung, die man einem gewaltigen Helden der Geschichte, einem edlen Dichterfürsten, einem grofsen Meister der Wissenschaft am Gedenktage angedeihen läfst, manch neues Streiflicht auf seine geistige Bedeutung, und die feinen Eigenschaften, welche die Besonderheiten seiner Persönlichkeit begründen, werden oft in unerwartet anderer Weise als bisher erhellt.

Solch ein Gemälde will dieser Aufsatz entrollen, der gelegentlich des 100. Geburtstages von Ludwig Uhland entstanden ist. Die Absicht ist dabei, ein abgerundetes Bild von Uhlands gelehrt romanistischer[1] Thätigkeit zu bieten und die Gesamtergebnisse derselben darzulegen, in der Art, dafs der überreiche Stoff möglichst vollständig aufgeführt, die erreichbaren Quellen nachgewiesen und die wichtigsten und augenfälligsten Wechselbezie-

[1] Eine Charakteristik nach allgemeineren Gesichtspunkten hat der Aufsatz „L. U. als Gelehrter" in „Unsere Tage", Heft 50 (Braunschweig, Westermann 1863), S. 686—704 im Auge. Auch die Skizze von Oskar Jäger, L. U., in der „Festschrift zur Begrüfsung der 34. Versammlung dtsch. Philol. zu Trier" (Bonn 1879) S. 31, beabsichtigt den Forscher überhaupt und im ganzen darzustellen. Wertvoll sind aber die Bemerkungen in Wilh. Wackernagels (Baseler) Gedächtnisrede auf L. U., abgedruckt in H. Gelzers „Protestant. Monatsblätter" XXI, Jan. 1863, S. 1—20.



hungen[1] zwischen dem Romanisten und dem Übersetzer und Dichter Uhland, welche schon Friedrich Notter (L. Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen. 1863, S. 227) hervorhob, aufgedeckt werden. Der leichteren Übersicht wegen geschieht dies hauptsächlich in Anlehnung an seinen äuſseren Lebensgang.

Die Vorarbeiten zu einer Lösung dieser Aufgabe sind auſser Ferdinand Ginzels einschlägiger Abhandlung: „Ludwig Uhland und die altfranzösische Poesie“ (Grenzboten v. 28. April 1887), die aber auch bei diesem einzelnen Zweige noch vieles unerledigt läſst, nicht nennenswert, bis auf die trefflichen, zum guten Teile neuen Nachweisungen Hermann Fischers in „L. Uhland. Eine Studie zu seiner Säkularfeier“ (Cotta 1887) und besonders in Kochs Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte im Aufsatze „Uhlands Beziehungen zu auswärtigen Litteraturen“ (I, 365—391). Auch A. Toblers knappe Würdigung des Romanisten Uhland in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen am 26. April (Herrigs Archiv LXXIX, 91) sei erwähnt. Was über Uhlands Thätigkeit und Leistungen als Germanist (Raumer, Geschichte d. germ. Philol. 566—79) geschrieben ist, behauptet daneben eine hervorragende Geltung; da hier mancher Seitenblick auf das Gebiet unserer Erörterung fällt, so sei das Erwähnenswerteste angeführt: Franz Pfeiffer, L. U. Ein Nachruf. Wien 1862. — Mich. Bernays, Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung (Sonderabdruck aus: Im neuen Reich, Jahrg. 1872, S. 81—96), 1872. — O. Neumann-Hofer, L. U. der Sammler und Forscher (Deutsches Montagsbl. v. 25. April 1887). — Akademische Festreden zum 26. April 1887 von E. Sievers (Tübingen) und J. Seemüller (Wien). — Die Zeitungsfeuilletons zum gleichen Tage von Uhlands Fachgenossen M. Heyne-Göttingen (Weserzeitung), O. Erdmann (Breslauer Ztg.), A. E. Schönbach-Graz (Deutsche Ztg. v. 28. April, Wien) und R. Gosche-Halle (Saale-Ztg.). — Im übrigen liegt die Hauptquelle in Uhlands Briefwechsel mit befreundeten Gelehrten, namentlich im „Briefwechsel zwischen Freiherrn von Laſsberg und L. U., herausgegeben von Fr. Pfeiffer“ (Wien 1870),[2] und den vielen in seinen Lebensschilderungen von

[1] Vgl. obigen Satz von Raumer, sowie Sachse in Herrigs Archiv 19, 123.

[2] Vgl. dazu: Karl Janicke, Joseph von Laſsberg u. Ludwig Uhland. Hist.-polit. Blätter 1871, 1. Heft, S. 237—56.

Friedrich Notter (Stuttgart 1863), Otto Jahn (Bonn 1863) und seiner Witwe (Stuttgart 1865 und 1874) herausgehobenen Stellen aus der umfangreichen Korrespondenz. Die verschiedenen Beiträge zur Geschichte von Uhlands akademischer Wirksamkeit werden an gegebener Stelle Erwähnung finden, bringen aber eigentlich wenig oder nichts für unsere Frage. Erinnert sei noch an das (von Gustav Pfizer gegebene) treffliche Gesamtbild in dem Nekrolog der Allgemeinen Zeitung 1862, Beilage Nr. 338—45, und die Artikelserie von Hermann Fischer, ebenda 1887, 26. April ff., welche nun in desselben oben erwähnte Biographie übergegangen und verschmolzen ist, nachdrücklich gewarnt hingegen vor der schiefen und unrichtigen[1] Schilderung H. v. Treitschkes (Historische und politische Aufsätze[1] S. 278 ff.), der, was bei seinen unleugbar — trotz ihrer durchgängigen Einseitigkeit — hervorragenden Arbeiten in der Geschichte der modernen Politik zu beklagen ist, wie so häufig in Rodomontaden über ihm unbekannte Dinge schwelgt und dem ihm von Anton Springer verliehenen Titel „Posaunenbläser der modernen Historik“ durchaus Ehre macht. Diese entschiedene Abwehr macht sich durch die leider weite Verbreitung jenes Aufsatzes auch an dieser Stelle notwendig [dessen deutlich tendenziöse Färbung übrigens der in Treitschkes Darstellung des würtembergischen Ministers von Wangenheim (Preufs. Jahrb. 1863, Jan.), die in Uhlands politische Thätigkeit hineinspielt, auffallenderweise sehr nahe verwandt erscheint]. Weil es gegenwärtig wohl eine Seltenheit sein dürfte, sei schliefslich noch hinzugefügt, dafs Reinhold Bechstein in Rostock im deutschen Seminar des Sommersemesters 1887 Uhlands gelehrte Werke behandelt hat;[2] vgl. ders., Blätt. f. litt. Unterh. 1867, Nr. 7, 14, 27.

[1] Damit das folgende Urteil nicht einseitig erscheine, sei auf den lutherischen Abt Dr. Uhlhorn verwiesen, der in seiner neuesten Schrift „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der socialen Frage“ aus H. v. Treitschkes „Der Socialismus und seine Gönner“ zwei für die „volksfreundliche“ Gesinnung des „berühmten Forschers“ bezeichnende Stellen anführt und vom positiv-christlichen (!) und allgemein-menschlichen Standpunkte dessen Geschichtsauffassung verwirft (vgl. auch Allgem. deutsche Lehrerztg. v. 17. Juli 1887, S. 286). Über Einzelheiten s. S. 65, A. 2. Die Tonart des Lobes, wie es Tr. U. zollt, schlägt schon ein verwandter älterer Geist an: H. Gelzer, Die deutsche poetische Litteratur seit Klopstock (1841) 458 ff.

[2] Leider ist dessen Rostocker Universitätsfestrede (gedruckt 1887 bei

Viele Fachgenossen Uhlands erkennen die meisten seiner wissenschaftlichen Leistungen heute nicht mehr an. Doch sind seine gelehrten, im besonderen seine romanistischen Arbeiten, einschliefslich ihrer Nutzbarmachung für die Dichtkunst, längst nicht nach Verdienst bekannt, obwohl sie seinerzeit bahnbrechend und für Jahrzehnte bestimmend wirkten. Freilich gehört liebevolle Hingabe zu ihrer Durcharbeitung ebenso wie zu ihrer Würdigung; Uhland selbst sagt darüber einmal: „Wer sich nicht mit meinen Studien befafst hat, kann nicht über mich schreiben."

Zunächst ist im allgemeinen festzustellen, dafs Uhland durchaus nicht, wie viele seiner Zeitgenossen, mit leeren Voraussetzungen in den weiten Feldern der modernen Sprach- und Litteraturwissenschaft umhertastete. Nachdem er sich einmal die Grundbegriffe angeeignet hatte, liefs er sich nicht mehr auf kühne, durch keine sichere Quellenunterlage oder ein unbestrittenes Denkmal gestützte Annahmen ein. Denn obgleich ihn sein feiner, durch eigenes dichterisches Schaffen geschärfter Instinkt hier meist leicht auf die richtige Fährte leitete, bewies sich Uhland gerade darin als echter deutscher Philologe, dafs er erst mit allem Rüstzeug versehen, welches die genaue Kunde der lebenden Sprache nebst ihren Bedingungen an die Hand giebt, an die litterarhistorische Durchforschung der altertümlichen Dichtwerke Deutschlands und Frankreichs ging. Es kam hier dem Gelehrten nicht wenig die Eigenschaft zu gute, die auch den Dichter in den bescheidenen Grenzen seiner Begabung zurückhielt und dem Politiker die angeborene ruhige Mäfsigung allezeit wahrte, jene trockene Kühle, welche scharf und fest das abgesteckte Gebiet der bestimmten Thätigkeit überschaut.

Die Hauptmasse des auf den folgenden Blättern Betrachteten reicht in eine Zeit zurück, wo die sogenannte „moderne Philologie" noch in den ersten Anfängen lag. Es fehlten noch

---

Adlers Erben in R.), welche namentlich auf Uhlands gelehrte Thätigkeit eingeht, im Buchhandel nicht zugänglich; betitelt ist dieselbe: „Zu Uhlands Gedächtnis". — Zum Folg. vgl. Rich. M. Meyer in der Deutschen Litteraturztg. v. 9. Juli 1887 in der Besprechung von Meifsners Bearbeitung der Lieder Steinmars: „Hier wie in so vielen neueren Arbeiten zur mhd. Litteraturgeschichte vermifst man eine genaue Kenntnis von Uhlands noch lange nicht genügend gewürdigten herrlichen Schriften."



an der Wende des 18. Jahrhunderts vielfach nicht bloſs umfassende und gut geordnete öffentliche Büchereien, Sammlungen von Quellen und Texten und die übrigen Hilfsmittel der neueren Forschung, auch an Fachleuten selbst zeigte sich ein bedenklicher Mangel. Ein philologisches oder gar neuphilologisches Sonderstudium verstand man in Uhlands Jugendzeit eigentlich noch nirgends; wer eben nicht Lust hatte, Arzt oder Rechtsgelehrter zu werden, der muſste sich, wenn er nicht vorzog, als immerhin verachteter Litterat zu leben, der Gottesgelahrtheit in die Arme werfen, mit der er nach Belieben die alten Sprachen verbinden konnte oder nicht; selbst die klassischen Philologen der Gymnasien hatten fast ausnahmslos eine theologische Vorbildung genossen. Gerade in Würtemberg war in Uhlands jungen Jahren dieser Gebrauch noch ziemlich durchgreifend,[1] wie wir denn Schiller in allen drei genannten Fächern sich versuchen sehen, und Uhland fand, als er die Universität Tübingen bezog, neben Philipp Conz, dem Professor der klassischen Philologie und Eloquenz, der aber auch von Haus aus Prediger war, überhaupt keinen Vertreter eines Lehrstuhles für das von ihm bald allein gepflegte Feld der neueren Litteratur. Jedoch hatte hier die gelehrte Forschung im Sinne unserer modernen Philologie schon damals Fuſs zu fassen begonnen, und F. D. Gräter konnte 1791 in Verbindung mit einer Reihe gleichstrebender Genossen verschiedenster Lebensstellung die erste germanistische Zeitschrift: Bragur („Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit“), gründen, die auch romanistischen Beiträgen Aufnahme gewährte. Ein merkwürdiges Zeugnis für die Art, in der sich Regungen dieser Richtung noch in den unmittelbar vorhergehenden Jahrzehnten äuſsern muſsten, bieten verschiedene Abschnitte der lateinischen Universitätsrede des Leipziger Juristen Karl Ferdinand Hommel: „De iure arlequinizante“ (Byruthi apud J. A. Lübekum 1761), namentlich p. 55 ff., wo ein Rechtshandel zwischen

---

[1] Vgl. „Uhlands Leben v. s. Witwe“ S. 15. Daher ward Latein gründlich getrieben und Uhland hat von seinen Schuljahren an oft antikromanische Formen und Stoffe verwendet: Leben von seiner Witwe S. 8, von Notter S. 19 und 21 (vgl. aber 411), von Jahn S. 108 ff., besonders H. Fischer, Kochs Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte I, S. 379—381. Zum obigen Text vgl. auch J. Scherr, Schiller und seine Zeit I, 65 f.

Rollo Normannorum dux und Carolus Simplex durch beigezogene Stellen aus dem Roman de Rou, Picardus narrationes ridiculæ, Dudo de moribus et actis Normannorum und des Albericus Chronicon erläutert wird, sämtlich Schriftwerken, welche erst die philologische Erforschung der altfranzösischen Litteratur oder die hier mit derselben Hand in Hand gehende deutsche Rechtsgeschichte wieder ans Licht gezogen zu haben wähnt. Man vergleiche hierzu: „Goethe und das deutsche Altertum." Von H. Grosse. (Dramburger Gymnasialprogr. 1875.) S. 1 u. 8.

Die Grundlage von Uhlands romanischen Kenntnissen bildete natürlich das Französische in der Gestalt, wie es jenseits des Rheins im Umgang und täglichen Schriftgebrauch verwandt wurde. Im Schwabenlande hatte sich von jeher das Volk und selbst die Mehrzahl der Gebildeten dem französischen Wesen abhold gezeigt, aber Revolution und Invasion trugen Sprache und Sitte unserer gallischen Nachbarn tief ins westdeutsche Bürgertum hinein. Um 1800, von welchem Jahre ab auch Uhlands Lektüre ziemlich genau bestimmt werden kann, beherrscht er aufser einer sonstigen guten Bildung auch die natürlich nicht auf dem Gymnasium erlernte französische Sprache. Mit Vorliebe las er damals romantische Rittergeschichten und Ossian, und die eigenen Gedichte aus dieser Zeit atmen ganz denselben Geist. 1801, erst vierzehn Jahre alt, wurde Uhland wegen eines in Aussicht stehenden Stipendiums „gegen meines Herzens Drang" als studiosus iuris an der heimatlichen Hochschule immatrikuliert; doch beschäftigte er sich, seinem Hange folgend, in den ersten Semestern beinahe ausschliefslich mit Sprach- und Litteraturstudien.[1] Gewichtige Anregungen für die Wissenschaft brachte dann 1806 das Erscheinen der für damalige Verhältnisse überreichen Sammlung von Volksliedern, „Des Knaben Wunderhorn", veranstaltet von Achim von Arnim und Clemens Brentano.[2] Es

[1] Wie vor ihm die ebenfalls in Tübingen offiziell Jura studierenden Wieland und Heinse (Ofterdinger Wielands Leben und Wirken u. s. w. S. 30; Schober, J. J. W. Heinse S. 13 f.).

[2] Uhlands Urteil über das „Wunderhorn" steht in einem Briefe vom 24. Dezember 1836 in „Uhlands Leben v. s. Witwe" (1874) S. 261. Auch kritisch nahmen die Romantiker offen und bewufst in diesen Bestrebungen Herdersche Gedanken auf; vgl. D. F. Strauss, Kleine Schriften (1862)

wurde hier der grofse Herdersche Gedanke (Stimmen der Völker, 1778), die Reste alter Volksdichtung, wie sie sich in Wort und Lied jahrhundertelang durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt hatten, in möglichst alle Gesichtspunkte beleuchtender Auswahl vorzuführen und für die Litteraturgeschichte nutzbar zu machen, von der „Gesamtpoesie“ — dies war eines der damals vielverwandten Schlagworte für die kosmopolitische Anschauung der Litteratur — auf die deutsche beschränkt. Hier setzte die junge weiterstrebende Forscherreihe ein, um den von Herder aufgebrachten, von Goethe anerkannten und gepflegten, von den deutschen Romantikern mit stürmischer Begeisterung verfochtenen Gedanken der „Weltpoesie“ wissenschaftlich zu vertiefen und zu belegen. Dies sind die ersten Anfänge des modernen Betriebs vergleichender Litteraturgeschichte. Namentlich auf Uhland haben wir gewaltige Wirkungen zu verzeichnen. Seit dieser Zeit läfst sich sein rüstiger Fleifs in der Erlernung der fremden Sprachen beobachten, und zwar kommt nun hier aufser dem Englischen zunächst das Französische, wohl schon mit den Mundarten der sprachgeschichtlichen Entwickelung, in Betracht, sodann aber die nordischen Sprachen und später das damals wenig getriebene Spanische. Offen schwebte ihm hierbei die klare Erkenntnis vor, dafs neben liebevoll eingehendem Studium vorerst volle Sprachkenntnis notwendig sei, nicht nur um jene alten, ihn so ansprechenden Lieder aus allen Gegenden Europas — er war mittlerweile auch auf Herders Volksliedersammlung und dadurch auf die Aufsehen erregenden „Reliques of ancient english poetry“, edited by Percy (zuerst 1765), aufmerksam geworden — im Urtexte verstehen zu können, sondern überhaupt unerläfslich bei jeder Beschäftigung mit fremden Litteraturen, welche sich nicht mit einem flüchtigen Naschen an der Oberfläche bescheiden will.

Auf diesem Wege gelangte Uhland an der Hand der Romantiker zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den volkstümlichen Gedichten des Mittelalters, den Heldensagen, Volks-

---

S. 127—31. Zu den ersten Arbeiten des im folgenden gekennzeichneten Beginns vergleichender Litteraturgeschichtschreibung gehört A. W. Schlegels „Comparaison des deux Phèdres“, 1807. Herders Volkslieder: U.s Leben 21.

märchen und -Liedern,[1] mit denen er bereits in seiner ersten Studentenzeit (er erwähnt die Nibelungen, das Heldenbuch, Walther von Aquitanien, Saxo Grammatikus), in der Hauptsache durch seine Universitätslehrer Seybold,[2] Rösler und Weisse, welche ihm ihre Bibliotheken zur freien Verfügung stellten, näher bekannt geworden war; der erste, Conz' Vorgänger als Professor der alten Philologie, scheint in ähnlicher Art Uhland für sein späteres Studium beeinflufst zu haben, wie zur selben Zeit in Marburg der Jurist Savigny Jakob Grimm. Uhland fand in der Heldensage damals „frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigt und anspricht".

Gleichzeitig leitete ihn die künstlerische Richtung der deutschen Romantik auf die Beobachtung der farbenprächtigen Phantasiebilder, wie sie aus der bunten Welt des mittelalterlichen Märchenzaubers hervorstiegen, und es war gerade die romanische Litteratur, die zu derartigen Betrachtungen reichen Stoff darbot. Vor den kritischen, namentlich den ästhetischen Ausschreitungen der Romantiker bewahrte Uhland sein gesunder nüchterner Sinn und sein freier, nie umflorter Blick. Man ersieht die Abwehr jeder nicht reinlitterarischen Tendenz aus seinem trefflichen Aufsatze „Über das Romantische", den er für das mit Justinus Kerner und anderen Genossen geschriebene „Sonntagsblatt für ungebildete Leser" [3] verfafste. In diesem entwarf er von der Ideenwelt des romanischen Rittertums, wie sie besonders in den Troubadours verkörpert lebte, ein höchst anschauliches Bild und um-

---

[1] Für diese Frage und verschiedene weiterhin berührte sei verwiesen auf die Schrift von G. Hassenstein, Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung u. d. Volkstümliche in seinen Gedichten (Lpzg. 1887), 6—20.

[2] Über diesen berichtet der Vielschreiber Fr. Schulz in den angeblich an seine Schwester gerichteten „Litterarischen Anekdoten auf einer Reise durch Deutschland an ein Frauenzimmer geschrieben" (anonym, 2. Aufl. 1790) S. 189, recht ungünstig über Conz S. 95. Biographische Daten bringt Fr. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Univers.-Bibl. 1941—95), für ersteren S. 496, für letzteren S. 81.

[3] Vgl. die Mitteilungen von Uhlands Freund, dem Dichter Karl Mayer, in: L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 1867 (schon vorher: K. Mayer, Das Sonntagsblatt. Eine Erinnerung. Weimar. Jahrb. V, 33—51). — Der Aufsatz fällt ins Jahr 1807.

schrieb scharf die Gegensätze zwischen klassischer und romantischer Lebens- und Dichtungsanschauung. Anregend und fruchtbar ist eine Vergleichung dieses im Tone jugendlicher Begeisterung gehaltenen Aufsatzes mit den engverwandten Kundgebungen der Brüder Schlegel.[1] Bei Uhland tritt bereits die innige Betrachtungsweise der im Volk lebenden Gefühle und Sitten und deren Beziehung zu Sprache und Schrifttum deutlich hervor; auch die Edda, die mittelalterliche Minne- und Elfenpoesie, sowie Ossian werden erwähnt. Otto Jahn knüpft an Uhlands Skizze folgende Bemerkungen: „Diese merkwürdige Betrachtung weist Uhland schon dadurch unter den Romantikern einen eigentümlichen Platz an, daſs sie so entschieden darauf ausgeht, den Begriff des Romantischen festzustellen und die Aufgaben für die geschichtliche Forschung zu bezeichnen, durch welche die Entwickelung des Romantischen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern aufzuklären sei. Dieses innere Bedürfnis nach klarer, auf verstandesmäſsigem Begreifen beruhender Einsicht, und namentlich der Trieb nach historischem Verständnis,[2] verbunden mit der Überzeugung, daſs dieses nur durch wissenschaftliche Forschung zu gewinnen sei, und mit der Freude an ernsthaftem Arbeiten, scheidet ihn bestimmt von den specifischen Romantikern.“

Verhältnismäſsig schon früh begann Uhland eine tiefergehende Forschung auf dem liebgewonnenen Felde. Ende 1806 klagt er in einem Briefe an Leo v. Seckendorf, den Herausgeber eines poetischen Almanachs: „Dazu kommt, daſs mir keine ansehnliche Bibliothek offensteht, aus der ich verborgene Schätze hervorziehen oder mich auch nur mit dem schon Vorhandenen vertraut machen könnte.“ Schon damals wurde er auf die alten Volksromane, deren Tieck einige gesammelt und bearbeitet hatte, aufmerksam

[1] August Wilhelm: „Ursprung und Geist des Romantischen“, und Friedrich: „Über die romantische Idee“. Man vergleiche den ausführlichen Exkurs am Ende dieser Abhandlung: „Uhland in seinem Verhältnis zur Romantik, namentlich als Romanist“. Worin die Stimmführer der Romantik ihre Aufgabe erblickten, zeigt Friedrich Schlegels „Geist der Poesie“, während zu einer tieferen Erkenntnis sein Lehrgebäude „Geschichte der alten und neuen Litteratur“, die nötigen Winke giebt.

[2] Vgl. Anm. 2 S. 56.

und bemerkt bereits Seckendorf gegenüber ausdrücklich: „Aber nicht bloſs ursprünglich deutsche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Groſsen u. s. w., sowie die altnordischen Erzählungen verdienen alle Aufmerksamkeit." Auf desselben Seckendorf Rat trat Uhland wohl auch 1807 Dante näher und machte sich an die Dramatisierung eines von jenem empfohlenen Stoffes: „Francesca da Polenta",[1] aus dem Inferno. Daſs er überhaupt in der Divina comedia wohl zu Hause war, beweist wohl ein Zug, den Notter (L. U. S. 132 f.) anführt; man darf auch annehmen, daſs Uhland in Paris das dem Ausgange des 12. Jahrhunderts entstammende satirische Epos „La Voye ou le Songe d'Enfer" von Raoul de Houdanc, die angebliche Quelle Dantes, kennen gelernt hat.[2] Auch die nach Jahren erst unternommene Bearbeitung des „Fortunat"

[1] Eine Notiz von U. bei Keller, U. als Dramatiker S. 92: „Eine der berühmtesten Stellen der ‚Comedia divina' (vgl. A. W. Schlegels Übersetzung dieser Stelle. Horen 1795. 3. St. S. 40 ff. Bouterwek, Geschichte der Poesie, 1. Bd.", näml. S. 125). U. schreibt Rimino, nicht Polenta. So nennt U.s Witwe die Arbeit ihres Gatten, vielleicht nach unmittelbarer mündlicher Mitteilung (wie sonst öfters). Alle anderen Biographen nennen den Entwurf, über den hinaus der Dichter, dem „Muſse, innere Ruhe, Lebensregung fehlte", das Stück kaum förderte (vgl. Keller, U. als Dramatiker S. 88 ff., den genauen Plan und die im blank verse ausgeführten Teile aus dem Nachlaſs), „Francesca da Rimini", wie Dante selbst und die verschiedenen übrigen Bearbeiter des äuſserst dankbaren Stoffes (Paul Heyses Drama 1850, E. v. Wildenbruch in den „Novellen" u. a.); Francesca, aus dem Hause der Polenta, war an den Herrn v. Rimini vermählt. U.s Zeitgenosse, Silvio Pellico, wurde mit seiner fünfaktigen Haupttragödie „Francesca da Rimini" Romantiker. Zu erwähnen ist noch der Vollständigkeit halber Leigh Hunt, „Story of Rimini" (1816), eine treffliche Umgestaltung zu einer Erzählung (Adam v. Festenbergs gleichbetitelte Novelle, in der Grenzbotensammlung 1883, spielt in der allerjüngsten Vergangenheit). Die Beziehung auf die bretonische Quelle im „cycle d'Arthur" (Dante lui emprunte un trait de son délicieux épisode de Francesca da Rimini: Demogeot hist. d. l. litt. frçs. au moyen âge, Goebels Bibl. 38, S. 119) ist für U. abzuweisen. Prutz, Die deutsche Litteratur der Gegenwart I, 226 f., findet in Heyses Erstlingsdrama nicht bloſs „Bühnenwidrigkeit", sondern „sittliche Widerwärtigkeiten" des Stoffes, was Uhlands Abstehen genügend erklärt. Vgl. Anm. 2 S. 108.

[2] „Le Songe d'Enfer par Raoul de Houdanc" i. d. „Mystères inédits du XVe siècle" p. p. A. Jubinal II. Paris 1837.



hatte Seckendorf angeraten. In seiner Antwort (vom 6. März 1807) auf des letzteren Brief läſst Uhland das für uns wichtige Wort fallen: „Durch Herrn Kölle hoffe ich Notizen über altdeutsche Manuskripte in der Bibliothek zu Paris zu erhalten.“ Er hatte nämlich am 26. Januar an seinen älteren Freund, den Legationsrat Kölle (Friedrich Kölle, würtembergischer Diplomat, später Gründer der Cottaschen Vierteljahrsschrift; vgl. Goedeke, Grundriſs[1] III, 346), welcher ihn seltsamerweise mit Byron verglich (s. Notter S. 45), eine ausführliche Anfrage über den Pariser Handschriftenschatz gerichtet; darin heiſst es u. a.: „Allein sehen Sie nicht ausschlieſsend auf deutsche Altertümer, achten Sie auf die romantische Vorwelt Frankreichs. — Wo Sie in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen“ (L. U.s Leben v. s. Witwe, S. 36 ff.). Kölle verstand, denn er erwiderte: „Der deutsche Codex, den Tieck benützte, ist beinahe der einzige deutsche poetische der kaiserl. Bibliothek. Ungefähr 200 alte Romane, teils in Romanzo, teils schon in der langue d'oui (der Quelle des heutigen Französischen) liegen da. Ich fange, wie billig, meine Lektüre bei dem Romane von der Rose an. Jede Entdeckung werde ich mit meinen Freunden teilen.“ Uhland bedankte sich umgehend und schrieb u. a.: „Nächstes Frühjahr hoffe ich frei zu sein. Paris aber scheint nicht in meines Vaters Plan zu liegen“; doch heiſst es in einem Briefe an Karl Mayer aus dem Februar 1808: „Vielleicht gehe ich dann nach Paris“, d. h. nach dem bevorstehenden zweiten juristischen Examen. 1809 trat er, nebenbei bemerkt, auch der englischen Litteratur, zunächst Shakespeare, namentlich dem „King Lear“, näher, sandte an Justinus Kerner übertragene Stellen aus Kyds „Spanish tragedy“ und verdeutschte Strophen von John Dryden. Auch die genannte Bearbeitung aus Dante[1] nahm er wieder auf, neben der Dramatisierung einer schottischen Ballade (Tamlan and

[1] Mit diesem scheint er sich in jenen Jahren überhaupt eingehender beschäftigt zu haben. „Süd-Deutsche Miscellen für Leben, Litteratur und Kunst.“ Herausgg. von P. J. Rehfues. Erster Jahrg. Karlsruhe 1811. Nr. 103 (25. Dez.), S. 413—15. Nachtrag zu den Kommentarien über die „Comedia divina“ von Dante. Unterzeichnet L. U. Abgedruckt von Holland im „Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft“ I. Lpz. 1867. S. 119—125.

Jannet). Aber trotz alledem brachte er sein Fachstudium durch die im Frühjahr 1810 auf Grund einer Dissertation, die „ein Muster von Feinheit, Schärfe und Reichhaltigkeit“ war,[1] erlangte Promotion zum Dr. iuris vorläufig zu einem befriedigenden Abschlufs.

Wenige Wochen darauf, am 6. Mai, trat Uhland mit grofsen Hoffnungen im Herzen die Reise nach Paris an. Längst schon hatte er auf dieses Wunsches Erfüllung hingearbeitet, freilich nicht die Absicht des Vaters im Auge, wonach er sich mit dem französischen Recht und Gerichtsverfahren, deren Kenntnis seit Einführung des Code Napoléon für junge Rechtsgelehrte von unberechenbarem Vorteil wurde, an Ort und Stelle vertraut machen sollte. Kerner und die Freunde glaubten übrigens (Notter, Seite 108 ff.), er wolle in Paris Kunststudien machen. Er hoffte hier, am Stapelplatze der französischen Bildung und Gelehrsamkeit, wertvolle Urkunden für die Geschichte der mittelalterlichen Sagenpoesie zu finden. Willkommen war es ihm daher natürlich, dafs die Anwesenheit bei den Verhandlungen der Gerichte nur mit grofsen Umständen zu erlangen war.[2] So konnte er denn mit aufserordentlichem Fleifse und der gröfsten Hingabe[3] auf der kaiserlichen Bibliothek in den Handschriften arbeiten, und daneben erweiterte er seine romanistischen Kenntnisse bedeutend, besonders durch Beihilfe Immanuel Bekkers, der ihn als Entgelt für die Bekanntmachung mit dem Nordischen ins Spanische tiefer, ins Portugiesische neu einführte. Dieser auf preufsischer Schulbank stramm gedrillte Philolog wies ihn erst in eine wahrhaft wissenschaftliche Behandlung seiner Lieblingsstudien; namentlich aber hatte ihm Uhland die wichtige Bereicherung seines Gesichtskreises durch das Provençalische zu danken. Auch der kenntnisreiche Varnhagen von Ense,[4] damals in diplomatischer Stellung

[1] Vgl. Vangerow, Leitfaden der Pandekten-Vorlesungen I, 644; betitelt war die (von Notter S. 39—41 in ihrer Bedeutung für Uhland gewürdigte) Schrift: De iuris Romani servitutum natura dividua vel invidua.

[2] Abgesehen von d'Hernans „Cinq codes“ und Malevilles „Commentaire zum bürgerlichen Gesetzbuch des französischen Kaiserreichs“ hat U. sicherlich kaum andere juristische Ausbeute aus Paris mitgenommen; diese Werke blieben übrigens „sein ganzes Leben hindurch so gut wie unaufgeschnitten“ (Notter, a. a. O. S. 107).

[3] Näheres hierzu bei Pfeiffer, Ludwig Uhland S. 8 f.

[4] Derselbe schrieb schon Ende November 1808 eine kleine vorzüg-

in Paris, ein Freund alter Mären und Geschichten, der nationale Zwitter A. v. Chamisso und der französische Gelehrte (?) Jourdain — dieser half ihm bei der Lektüre nach — waren wohl nicht ohne Einfluſs auf die Förderung seiner Arbeiten; Chamisso vermittelte ihm die Bekanntschaft verschiedener älterer französischer Volkslieder, zum Teil wohl aus Flugblättern, deren eines als „Königstochter“ in trefflicher Übertragung später in die „Gedichte“ überging.[1] Mit Bekker las Uhland u. a. Camões' „Lusiaden“ und Lopes „El rei Bamba“; sollte Uhland bei dieser Lektüre auch litterarhistorische Gesichtspunkte nicht auſser acht gelassen haben, so führte ihn die letztere vielleicht auf den Kreis, dem der Stoff des freireproduzierten „Sanct Ildefons“ entstammte, denn des Bischofs Ildefonsus von Toledo mit ihm litterarisch eng verbundener Schüler und Nachfolger, Julianus, verfaſste „Librum historiæ de eo quod Wambæ principis tempore Galiis exstitit gestum“.[2] In jener Zeit las Uhland auch Rousseaus „Nouvelle Heloise“ mit hohem Interesse, welches er, wie verschiedene Zeugnisse besagen, für die neufranzösische Litteratur überhaupt hegte.

Im ganzen aber vereinigte sich seine Kraft mehr und mehr im Studium der altfranzösischen Sagenepen. Auf dem Pont St.-Michel kaufte er „Guerras civiles de Granada“,[3] was ihm zu-

liche Charakteristik Uhlands (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften III, S. 96), in der es u. a. heiſst: „er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unseren Becker sogar.“ So wird also das innige Zusammenarbeiten mit Immanuel Bekker — denn kein anderer ist gemeint — leicht erklärlich. Ganz ähnlich spricht sich D. F. Strauſs aus: „Kleine Schriften“, Neue Folge (1866) S. 304. „Ferd. Freiligrath.“ Ein biograph. Denkmal von Schmidt-Weiſsenfels (1876) S. 45.

[1] Zu Chamissos Pariser Aufenthalt im Jahre 1810 vgl. G. Hesekiel in „Chamissos Werke“, Hempelsche Ausgabe I, 23. Über das Quellenverhältnis der „Königstochter“ siehe den ausführlichen Exkurs am Ende dieser Abhandlung.

[2] Siehe A. Ebert, Allg. Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande I, 570. In Kerners „Poetischer Almanach“ für 1812 steht bei dem S. 63 mitgeteilten „Sankt Ildefons“ die Notiz: „Aus dem König Wamba des Lope de Vega d.“.

[3] Die „Historia de las g. c. d. Gr.“ war Uhland aus der häufigen Anführung in Herders Volksliedersammlung bekannt, dem sie die Hauptquelle für seine Kenntnis der älteren spanischen historischen Romanzen bildete.

fällig in die Hände geriet, und stöberte auch sonst bei den „fliegenden“ Buchhändlern eifrig nach alten Drucken umher. So glückte ihm die Auffindung einer grofsen Zahl altfränkischer Sagen, welche Pipin und Karl den Grofsen mit seinen Helden betrafen; eine kurzgefafste Notiz im Tagebuche zum 1. Novbr. 1810 gehört in diesen Zusammenhang: „Hoffnung zur Auffindung einer Reihe fränkischer Sagen, Sage von Pipin. Bestimmtere Auffassung der Tendenz meiner Sammlung altfranzösischer Poesien. Hauptsächlich Sage, Heldensage, lebendige Stimme mit Hintansetzung des Künstlichen, Bürgerlichen u. s. w. Erkaufung einiger Bände der ‚Bibliothèque des Romans‘.“ Desgleichen ein weiterer Eintrag vom 3. Dezbr.: „Ich hatte morgens im ‚Lope de Vega‘ die Romanze vom Kaiser Karl u. s. w. gelesen. Mit dem Gedanken an diesen Fabelkreis ging ich gegen die Notredame-Kirche, auf dem Pont St.-Michel vergeblich nach alten Büchern suchend, bis ich endlich ganz unerwartet beim Louvre den Volksroman von Karl dem Grofsen fand.“ Er verwendete diese Funde teils wissenschaftlich, teils zu eigener Übersetzung und Bearbeitung. Die Poesie feierte hier nicht; denn unter dem befruchtenden Einflusse der alten, im ganzen unverfälschten Volksdichtung verdanken wir dem Pariser Aufenthalt aufser der mustergültigen Verdeutschung von vier altfranzösischen Gedichten (Gedichte[5], S. 411 ff.) ein Dutzend vollreifer eigener Schöpfungen lyrischer[1] und epischer Art, welche sich auch in der Mehrzahl an die Stoffe seiner damaligen Studien mehr oder weniger frei anlehnten. Bei den oberen Seinebrücken entdeckte er das Volksbuch „Les quatre fils d'Aymon“, auf der Bibliothek u. a. „Guillaume d'Angleterre“, wozu das Tagebuch knapp bemerkt: „Herr-

[1] Diese und ein launiger Brief an eine junge Verwandte (den die „Allg. Ztg.“ vom 28. März 1887, S. 1276 aus dem „Staats-Anzeiger für Württemberg“ mitteilt) sind eigentlich fast die einzigen Zeugnisse dafür, dafs U. damals nicht ganz im Gelehrten aufgegangen war. (Für das Verhältnis von U.s damaligem Dichten zu seiner Forschung vgl. „Allg. Ztg.“ 1862, No. 338.) Doch scheint sich U. in Paris unter seinen nur norddeutschen Landsleuten ganz wohl gefühlt zu haben; man vergleiche die Stelle aus einem Briefe W. Grimms an Karl Roth (1851): „U. gehört zu den Süddeutschen, die das nördliche Deutschland ohne Abneigung betrachten“ (mitgeteilt von Stengel i. d. „Frankf. neuphilolog. Beitr.“ 1887, Seite 69).

liche Stellen in dem Romane Wilhelms von England — Begeisterung dadurch.“ In einem Briefe an den Baron de la Motte Fouqué vom 29. Oktbr. 1810 berichtet er ausführlich über seine altfranzösischen Studien. Er schreibt hier: „Gegenwärtig ist meine liebste Zeit, in der ich mich mit altfranzösischen Dichtungen beschäftige. Ich habe besonders eine Reihe normännischer Kunden von eigentümlicher Trefflichkeit aufgefunden, von denen ich bereits einige übersetzt. Eine, die ich als Volksroman getroffen, hab' ich in Balladenform zu bearbeiten begonnen. Ich wünschte überhaupt eine Sammlung von Übersetzungen und Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen zusammen zu bringen. Diejenigen Dichtungen nämlich, die mir in der Form, in welcher ich sie vorfinde, schon vollendet erscheinen, übersetze ich getreu; andere, die durch unangemessene Einkleidung, besonders durch Weitschweifigkeit, entstellt sind, such' ich zu bearbeiten, denn hier scheint mir die Treue darin zu bestehen, daſs die lebendige Sage von der schlechten Einkleidung befreit und ihr ein Gewand gegeben wird, in dem sie unentstellt erscheint und frei sich bewegt. Wieviel ich leisten kann, wird zum Teil von der Dauer meines hiesigen Aufenthaltes abhängen. Das Abschreiben ist sehr mühsam und die Übersetzung in zweischlägigen Hans Sachsischen Reimen, worin die meisten Erzählungen verfaſst sind, hat manche Schwierigkeiten. Eine gröſsere Dichtung, ‚König Wilhelm von England‘, die Ähnlichkeit mit dem ‚Oktavianus‘[1] hat, aber in originellem Geiste aufgefaſst und durchgeführt ist, rein poetisch, kindlich phantastisch, wünschte ich sehr, abgeschrieben zu haben, um sie nach meiner Zurückkunft übersetzen zu können. — Ich weiſs nicht, ob andere die Begeisterung teilen würden,“ fährt er dann, sich gewissermaſsen entschuldigend, fort, „zu der mich diese Gedichte hingerissen, und wenn ich so die schlichten Worte

[1] Diesen Volksroman kannte U. (an Seckendorf 18. Okt. 1807) aus der Erneuerung Ludwig Tiecks (vgl. S. 33 u. 35), die 1804 erschienen war. In einem von K. Mayer (vgl. Anm. 3 S. 32) im Weimarschen Jahrbuch von Hoffmann u. Schade V, S. 34 f. mitgeteilten Briefe an Uhland aus dem Jahre 1807 heiſst es: „Ihr Florens erinnert mich sogleich an den Florens in Tiecks ‚Kaiser Oktavianus‘. ‚König Wilhelm von England‘ (vgl. Text zu Anm. 3 S. 44) liegt dem 1289 auf 90 gedichteten ‚Wilhelm von Wenden‘ des Ulrich von Eschenbach zu Grunde (das frz. Original angeblich von Chrestien), ed. Toischer, Prag 1876.

stundenlang abschreibe, werde ich zuweilen selbst irre; allein wenn mir dann dem Buche fern die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandelt wie ein Geist, der seinen Grabstein verläfst, dann kann ich nicht glauben, dafs es nur selbstsüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben ist, was mich so mächtig überströmt, so mein eigenes Dichten verschlungen hat."[1] Kurz darauf lautet eine Tagebuchnotiz: „Nachsuchung nach dem ‚Fierabras', wozu ich mir das Manuskript N. geben liefs, worin ich zwar nicht das Gesuchte, aber die ‚Belagerung von Vianes' fand" (Gerars de Viane publ. p. J. Bekker i. d. préface von „Der Roman von Fierabras". Berlin 1829).

So breiteten sich seine Forschungen mehr und mehr aus, dafs das Rechtsstudium allmählich ganz zurücktrat, und er schrieb offen an die Eltern: „Auf der Bibliothek beschäftige ich mich mit deutschen und französischen älteren Manuskripten."

Das Hauptergebnis dieser im einzelnen verfolgten Forschungen während des Pariser Aufenthalts, der im Januar 1811 zu Ende ging, waren die Grundlagen der in der Heimat ausgearbeiteten Abhandlung „Über das altfranzösische Epos".[2] Die ersten Anregungen hierzu empfing Uhland 1808 aus einer deutschen Übersetzung der „Noches de Invierno", eines spanischen Sammelwerkes, welches die bekanntesten altfranzösischen Sagen in prosaischer Umarbeitung enthielt. Damals kam Uhland der Gedanke eines Decameron altfranzösischer Erzählungen, den er 1812 in anderer Art mit viel reicheren Kenntnissen zu verwirklichen gedachte. Er plante wohl eine Blütenlese altfranzösischer Sagenberichte, soweit sie ihm damals zugänglich waren, in freier Wieder-

[1] Dieses wichtige Schriftstück ist mitgeteilt in „U.s Leben von seiner Witwe" S. 69.

[2] Gegenwärtig ist neben den bedeutenden Leistungen französischer Gelehrter, besonders Gaston Paris, Histoire poétique de Charlemagne (zuerst 1865), und desselben „La poésie du moyen âge" (deux. éd. Hachette 1886), auf diesem Felde wohl das italienische Werk „Le origini dell' epopea francese indagate da Pio Rajna" (Firenze, Sansoni) 1884 am hervorragendsten. Das ganze Material gab 1842 Grässe, Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte II, 3, S. 262—396 (mit gebührender Rücksicht auf Uhland; was diesem bekannt sein konnte, mag man aus Hagens und Büschings „Grundrifs" [1812] 158—181, 189, 538—40, 242, 98 f., 105 ff., 153 f. schliefsen, einbegriffen die romanischen Quellen).

gabe in eine selbstgeschaffene Erzählung gekleidet. Derartige in eine zusammenhaltende Umrahmung eingesponnene Novellencyklen nach italienischem Muster waren damals sehr gebräuchlich; aber schon die deutsche Litteratur in den Jahrhunderten nach den Kreuzzügen hatte diese bequeme Form den Märchenerzählern des mohammedanischen Ostens abgelauscht. Daſs Uhland bei dem Entwurfe seines „Decamerone“ und des ähnlich angelegten „Märchenbuch des Königs von Frankreich“ (1812) von Tiecks in Form und Tendenz allerdings noch verwandtem „Phantasus“ (1812—16) beeinfluſst worden sei, wie verschiedentlich angenommen wurde, widerlegt schon ein Blick auf die Erscheinungszeit der Tieckschen Sammlung. Uhland arbeitete unmittelbar nach den bekannten romanischen Vorbildern, und zwar in erster Linie nach Boccaccio;[1] doch kommen wahrscheinlich auch Bandello und der „Heptaméron“ der Königin Margarethe von Navarra in Frage. Die alte orientalische Manier nahm bald nach Uhlands Versuchen sein junger strebsamer Landsmann Wilhelm Hauff wieder in Beschlag in den hübschen Geschichten „Das Wirtshaus im Spessart“, besonders in „Die Karawane“ und „Der Scheikh von Alessandria“.[2]

[1] Dieser muſs ihm schon frühzeitig bekannt gewesen sein, oder vielmehr mittelbar durch seine bezeugte Beschäftigung mit der deutschen Erzählungslitteratur des 15. und 16. Jahrhunderts, welche von der weltlitterarisch bedeutsamen Novellistik des Florentiners gänzlich durchtränkt ist, wie auch die neuesten Studien der vergleichenden Litteraturgeschichte (vgl. u. a. Neumann und Bolte in Kochs „Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch.“, I. Bd., 2. Heft) bestätigt haben. „The Canterbury tales“ von Chaucer hat Uhland damals sicherlich noch nicht gekannt. Weshalb sollte U. nicht schon damals den „Boccaz“ aus Heinrich Steinhöwels Bearbeitung (welche sein Schüler Keller später erneuerte) gekannt haben? Vgl. „L. U. und die deutsche Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert“ (Magazin für Litteratur des Auslandes 1867, Nr. 13). Über die Cyklen mit Rahmenerzählung in den romanischen Litteraturen vgl. Körting, Encyklopädie der rom. Philol. I, 473, der auch auf Bulwer, The Pilgrims of the Rhine, und des Provençalen Guirant Riquier (1250—94) Dichtung hinweist, wo eine Liebesgeschichte sechs Pastourellen zu einem epischen Ganzen aneinanderreiht (G. Kellers „Sinngedicht“).

[2] Goedeke, Goethes smtl. Werke (Cottasche Weltbibl.) XV, 8: „Den Rahmen der ‚Unterhaltungen‘ fand G. bei den älteren Novellisten des Orients und Occidents vor. Irgend eine bestimmte Veranlassung führte

Soweit erstreckten sich die ersten Vorstufen der Arbeit, deren Grundstock nun die Pariser Studien lieferten. Hier fand Uhland auf der Bibliothek zunächst die sogenannten Fabliaux, über deren Eindruck ein ausführliches Schreiben an Fouqué vom 19. Dezember 1810 unterrichtet, welches Otto Jahn abgedruckt hat. Neben einigen bereits mitgeteilten Zügen überrascht hier eine Fülle ganz neuer wichtiger Gesichtspunkte. „Ich beschäftige mich hier mehr," leitet er seinen Bericht ein, „mit der Poesie der guten, alten Zeit als mit der eigenen. Die altfranzösische Poesie ist herrlich, wenn man bis zu ihrem eigentlichen Kern vordringt. Dies gelang mir zu spät, um zu einiger Vollständigkeit zu gelangen. Ich hielt mich mit dem minder Wichtigen auf, weil mir das Wichtigere unbekannt war, und noch dazu fielen die Ferien der Bibliothek in die Zeit meines hiesigen Aufenthalts. Man mufs sich durch die lieblichen Fabliaux nicht abhalten lassen, bis zur eigentlichen Heldenpoesie vorzudringen, die bald nur in einzelnen, aber mächtigen Kunden erscheint, bald sich zum wahren Epos gebildet hat und nach verschiedenen Volksstämmen verfolgt werden mufs. Ich habe eine Reihe normännischer Kunden zusammengebracht[1] und bin jetzt mit den fränkischen von Karl dem Grofsen, seinen Pairs und seinen Geschlechtern beschäftigt, die einen wahrhaft epischen Cyklus bilden, den ich nimmer ermessen kann, da ich nur noch kurze Zeit hier bleibe. Doch hoffe ich, dafs meine Sammlung hinreichen werde, die Wichtigkeit der mittelalterlichen Poesie einleuchtend zu machen und vielleicht andere zu vollständigeren Arbeiten anzuregen. Ich werde nach meiner Zurückkunft das Gesammelte zu übersetzen und zu bearbeiten suchen, letzteres hauptsächlich nur durch Entkleidung der Sage vom entstellenden Gewande."

Menschen zusammen, unter denen, bis die Veranlassung aufhört, Geschichten erzählt werden." Vgl. Goedeke XVIII, 3 (zu den Wanderjahren), auch XV, 12 („Die Romantiker fufsten auf dem Goetheschen Muster und bildeten danach ihre ebenso willkürlichen Märchen"). XV, 8 zählt Goedeke aufser andern auf: „Die sieben weisen Meister", „Tausend und eine Nacht" und die unvollendeten „Gartenwochen" des Cervantes (diese drei mag U. gekannt haben).

[1] Man halte die entsprechenden Stellen in dem oben mitgeteilten Briefe, welcher vom 28. Oktober datiert ist, daneben, um die sorgfältige Genauigkeit in Uhlands litterarischer Berichterstattung zu würdigen.



Es ist genau nachweisbar, wie methodisch Uhland vorging, als er an die eigentliche Durchforschung der Manuskripte getreten war. Mit seiner hergebrachten kritischen Peinlichkeit und streng philologischen Sauberkeit machte er sich mit der allgemeinen Beschaffenheit der Überlieferung vertraut, um dann durch scharfsinnig kombinierende Untersuchungen eine Geschichte der einzelnen „Kunden“, wie er die litterarische Fixierung der einzelnen Sagenelemente bezeichnete, aus den selbst geformten Backsteinen zu errichten; die glückliche Gabe, stets geeignete Parallelen und wohl gewählte allgemeinere Gesichtspunkte zu systematischer Verflechtung scheinbar andersartiger Glieder einer Entwickelungsreihe bei der Hand zu haben, lieferte ihm den verbindenden Mörtel, wenn es eine neue Schicht an das verwickelte Gefüge anzusetzen galt. Hatte sich so irgend ein Wechselverhältnis als gesichert herausgestellt, so drang er, auf dem eben gewonnenen Zusammenhange sogleich weiter bauend, mit ruhiger Besonnenheit — überall bricht auch beim Gelehrten Uhland diese Eigenschaft des Schwaben durch — zum nächsten Stücke vor, um auch dies anatomisch fein zu zerlegen, ehe es gewissermaſsen zur Einordnung in das groſse Ganze der Denkmälergruppe reif war. In dieser Weise nahm er den mächtigen Band 7535 gründlich vor, wo er unter anderem „Girarz de Viane“ (d. i. Gérard de Vienne) und „Aimery de Narbonne“ fand;[1] im Codex 7182 stöberte er eine von dem beim Antiquar erstandenen Exemplar der „vier Haymonskinder“ abweichende Gestalt dieses Volksbuches auf, stieſs in Nr. 7183 auf den „Roman de Maugis d'Aigremont“,[2] in 7188 auf „Berte

[1] Vgl. „Aimiry, der Jongleur“, Roman von Max Waldau, 1852; in der Sage ist sein Bruder „Der heilige Willehalm“ Wolframs von Eschenbach.

[2] Inhalt genau bei Ettmüller, Handb. d. deutsch. Litteraturgesch. S. 198 f. Über den verwandten holländischen Malegis (Madog) des „Willem van Utenhove“ s. Mone, Übersicht d. niederl. Volkslitteratur älterer Zeit (Tübg. 1838) S. 42, und J. Stecher, Histoire de la Littérature Neerlandaise en Belgique (1887) im 2. Kapitel. Th. Süpfle (Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit bes. Berücksichtigung d. litter. Einwirkung I. Gotha 1886, im 2. Kapitel) rechnet Maugis ebenso wie Bertha, die Spinnerin (s. Anm. 1 S. 41), zu den mythischen Resten germanischen Glaubens, wodurch Uhlands Ansicht neu belegt wird. Vgl. auch Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II, 88 f., sowie Rückerts Gedicht „Herr Malagis“ (episch): Gesammelte poetische Werke (Frankfurt, Sauerländer) XII, No. 9; Follens Roman 1829.

aux grans piés"[1] und den „Girarz d'Amiens" und vertiefte sich dann in den normannischen „Roman de Rou" in 6987, den wohl sicherlich noch stark mit altbretonisch-walisischen, also keltischen Elementen voll durchsetzten bretagnischen „Tristan"[2] in 6776 und schliefslich die interessante, ihn später zu eigener dramatischer Arbeit anregende „Histoire des gestes de Galien li Restoré" (Galyen Rhétoré) im Codex 7548; von No. 7498 heifst es, dafs er sie „gleichfalls eingesehen habe". Von verschiedenen Einzeleditionen abgesehen, sind diese Texte jetzt trefflich herausgegeben von Guessard, Les anciens poètes de la France 1858 ff.

Uhlands Hauptthätigkeit auf der Bibliothek bestand in einem umfassenden Excerpieren, und diese genauen und sauberen Kopien gaben ihm dann in der Heimat den Boden ab für seine kühnen Vermutungen und Sätze, „und noch viele Jahre später konnten seine Freunde Immanuel Bekker und Adalbert Keller von den Erträgnissen seines Fleifses zehren, jener in seiner Ausgabe des ,Flore et Blanceflore' (Berlin 1845), dieser in einer Übersetzung des ,Guillaume d'Angleterre' (im ersten Bande seiner altfranzösischen Sagen. Tübingen 1839, S. 188 ff.), beide auf Abschriften Uhlands beruhend."[3] Den fertigen Plan zur Abhandlung brachte

---

[1] Für den Roman „Berta de li Gran Pié" sei auf die treffliche Textkonstitution von Mussafia (Romania III u. IV) verwiesen. Philippsthal behauptet in These II seiner Dissertation (Halle 1886): „Diese Fassung und die in dem Roman ,Aquilon de Bavière' (herausgg. von Thomas, Romania XI) enthaltene und von Feist in seiner Abhandlung ,Zur Kritik der Berta-Sage' (Marb. 1885) nicht berücksichtigte, gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück." Vgl. Scheler, Li Roumans de Berte aus grans piés par Adenés li Rois. Bruxelles 1874.

[2] Neuerdings ist dies Werk nach allen Seiten genau untersucht, aufser in Bossert, Tristan et Iseult (Paris 1865), und Fr. Vetter, La légende de Tristan (Marb. 1882), besonders von Heinzel, Lichtenstein und Kölbing. J. Brakelmann und H. Suchier, Untersuchungen über den altfrz. Prosaroman von „Tristan und Isolde" in „Ztschr. f. dtsch. Philologie" 18, 81—94. Schon Goethe, dem nur die 1484 erschienene Prosaauflösung des allerdings auf französischer Grundlage fufsenden „Tristrant" des Eilhart von Oberge in Feyerabends „Buch der Liebe" (Frankf. 1587) vorlag, fühlte, ohne eine Kenntnis von der Urgestalt der Sage zu haben, dafs der Tristanstoff in gallischer Muttererde wurzle (vgl. „Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel" S. 37), lange Zeit vor Uhlands Forschungen.

[3] Franz Pfeiffer, Ludwig Uhland S. 8 f. Vgl. noch „Du roi Guillaume d'Angleterre par Chrestien de Troyes" in Chroniques Anglo-Normandes.

er kaum mit nach Hause; in Hinblick auf die kurze Spanne Zeit, in der er diesen schier unendlichen Stoff bewältigt hat, ist der Gedanke abzuweisen, daſs er schon damals die litterarhistorische Gestaltung des gewonnenen Reichtums in festen Umrissen ausgeführt hat. Dagegen ist die Ausarbeitung von genauen und freien Verdeutschungen sicher bezeugt. Uhland nennt die mit Muſse ausgearbeitete und mehrfach umgeschriebene Abhandlung „Versuch“; er hat sie aber mit gewohnter Genauigkeit langsam und sicher ausreifen lassen. Er lieſs sogar den fertiggestellten Aufsatz eine Weile im Pult liegen, bis er ihn an Fouqué (und Neumann) für „die Musen“ überlieſs, die ihn im I. Jahrgang, Quartalband III, S. 59—109 brachten;[1] dieser Originaldruck ist, da das Unternehmen in der schweren Zeit sich nicht hielt und die gesamten Restvorräte eingestampft wurden, heute eine wirkliche Rarität. Das entworfene Schema teilt W. L. Holland im Vorwort zum 4. Bande der Schriften Uhlands S. IV f. aus dem Nachlasse mit. Daraus ersieht man, daſs Uhland die von ihm zu Grunde gelegte Einteilung und Anordnung des Stoffes bei der Ausarbeitung streng eingehalten hat; ja noch bei seiner Universitätsvorlesung über die Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker 1831 und 32 befolgte er genau dieselbe Gruppierung und gelangte auf ganz anderen Wegen zu denselben Schlüssen.

Uhland umgreift seine Aufgabe so, daſs er zu zeigen suchen will, daſs in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, welche durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objektivität

Recueil d'extraits et d'écrits relatifs à l'histoire de Normandie et d'Angleterre pendant les XIe et XIIe siècles publ. p. Fr. Michel III“ (Rouen 1840), p. 39—173.

[1] Vgl. „Uhlands Leben v. s. Witwe“ S. 83 u. 92. Als Robert Prutz später Uhlands Erlaubnis zu einem Neudruck der Abhandlung im „Deutschen Museum“ nachsuchte, schlug er es ab mit der Begründung, er müsse sich, um dieselbe wieder auf die Höhe der Wissenschaft zu bringen, eine durchgreifende Umarbeitung vorbehalten. (L. Eckardt, Wandervorträge aus Kunst und Geschichte [1868] S. 161.) Einen Nachruf auf den Dichter veröffentlichte H. Prutz unter der Überschrift: „L. U. als Litterarhistoriker“ (Dtsch. Mus. 1866, Nr. 17 u. 18).

und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung und Beständigkeit der Versweise, endlich durch die Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und des Nibelungenkreises[1] bewähren (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage IV, 329).

Zunächst trennt Uhland die eigentlichen Volksepen, Chansons, sozusagen Geschichtsbilder in Liedform, von den nach Stoff, Gehalt und Ausdehnung untereinander sehr verschiedenen sagen- und märchenhaften Contes, (Lese-) Romanen, Erzeugnissen selbstthätiger Schöpferkraft, wenn auch meist an uralte, in der Regel altbretonische Mythenstoffe angelehnt; für die ersteren setzt er eine starke Berührung mit germanischen Bezügen voraus, in der anderen Reihe herrsche das Gallisch-Nationale vor. Die durchaus gleichberechtigten sogenannten „Lokalgesten", wie sie einzelne Territorien zu specifischer Ausbildung brachten, stellt er als besondere Nebengattung auf (was die vorgeschrittene Forschung unserer Tage, freilich auf einem ungleich vollkommneren Apparate fufsend, zurückweisen mufs), allerdings, indem er sie eine Stufe tiefer weist. Sein feiner Blick fand somit lange vor Lachmann (Über Singen und Sagen 1833), zwar nicht so streng bewiesen und deutlich, das durchgreifende Unterscheidungsgesetz in der epischen Dichtung des Mittelalters, welches „jetzt eine Grundvoraussetzung der Arbeit auf diesem Gebiete ausmacht" (A. E. Schönbach).[2]

Hieran reiht sich die Betrachtung des Umfangs, welchen der karolingische Sagenkreis in der Litteratur einnahm;[3] die inneren Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Epen und Bruchstücken werden dargelegt, wobei Uhland geistvolle Vergleiche mit

---

[1] Vgl. Osterhage, Anklänge an die germanische Mythologie in der altfrz. Karlssage, in Gröbers Ztschr. f. rom. Phil. 1887, XI, 1—21 u. 185 bis 211 (bes. über die „Haimonskinder" u. „Maugis"); Veckenstedt, Die Farbenbezeichnung im „Chanson de Roland" und in „Der Nibelunge Not" in Lazarus-Steinthals „Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Sprachwissenschaft" XVII (2. Heft), S. 157 f. u. öfter.

[2] Vgl. auch Wilh. Grimm, Die deutsche Heldensage S. 373—77. Uhland, Schriften zur Gesch. der Dicht. u. Sage I, 315.

[3] Vgl. F. E. Scharlach, Die Karolinger-Sage in ihrer allmählichen Entwickelung. 1869. Diehl, Die Karlssage in der altfrz. Poesie. Marienwerder 1867.

den entsprechenden „deutschen Heldenliedern“ zieht;[1] dann spricht er sich über den ethischen Grundzug in ihnen aus und giebt eine Skizzierung der gemeinsamen Eigentümlichkeiten. Darauf folgt die Beschreibung der handschriftlichen Quellen mit eingehender und sorgsamer Kritik, und an diese knüpft er einige scharfsinnige Vermutungen über verlorene oder noch nicht aufgefundene Glieder. So schloſs er aus dem ihm allein bekannten „Roman de Roncevaux“ auf ein groſses Rolandlied, in dem er die Perle und den Gipfel der altfranzösischen Heldenpoesie sah, erkannte den provençalischen Fierabras als Ableitung aus einem nichterhaltenen nordfranzösischen Urtexte, was Fr. Diez später klar erwies,[2] ahnte das Gedicht von Karls des Groſsen Reise nach Jerusalem, das 1836 X. Francisque Michel anglonormannisch (neuerdings E. Koschwitz in Försters altfrz. Bibl. II. 1880; darin Exkurs 10: Dramatische nachgelassene Bearbeitung von Uhland) herausgab, bestimmt aus einem alten lateinischen Romane von einer fränkischen Kreuzfahrt voraus, wozu er den Eingang des „Roman de Galien“ verglichen zu haben scheint (vgl. Morf, „Kaiser Karls Pilgerfahrt“ in Barths „Nation“ 17. Sept. 1887, S. 750—53). Hieraus und den historischen Untersuchungen von Foncemagne sowie der Deutschen Dippolt[3] und Friedrich Wilken (Geschichte der Kreuzzüge I)

[1] Vgl. hierzu und zum folgenden: Nicolai, Über d. Bezhgn. d. frz. u. deutsch. Poesie im Mittelalter (Prag-Meerane 1877), bes. S. 7 ff. Eine klassische Übersicht der ganzen Stellung und Bedeutung des kerlingischen Sagenkreises Vilmar, S. 104 ff. Reichhaltig im einzelnen und wertvoll durch die Eigenartigkeit der Beleuchtung ist das ältere Werk: E. J. Delécluze, Roland ou la chevalerie. 2 vol. Paris 1845, welches ein kultur- und litterarhistorisch getreues Bild des geschichtlichen Entwickelungsganges gewährt, den das fränkische, bretonische und altfranzösische Rittertum genommen hat, sofern die epische Dichtung dessen Charakterzüge überliefert; in der Mitte dieses Gemäldes steht eben Roland. Uhland greift auf dieses Gebiet nur hinüber, soweit es die von ihm besprochenen Gedichte verlangen.

[2] Vgl. Groeber, Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste „Fierabras“ (1869) p. V f., Diez' „Leben und Werke der Troubadours“ (1829) S. 614 (s. Herrigs Archiv 26, 139 f.), Sachs in Herrigs Archiv 26, 143 ff.

[3] „Leben Karls des Groſsen“, Tübingen 1810 (vgl. „U.s Schriften“ IV, S. 333, Anm. 2). Uhland an Ferdinand Weckherlin, 29. Aug. 1812: „Als ich vor geraumer Zeit Ihnen Dippolts ‚Leben Karls des Groſsen‘

entwickelte sich das 1877 von Keller in „Uhland als Dramatiker“ mitgeteilte (S. 313 ff.) kurze Bruchstück eines dramatischen Gedichts „Karl der Groſse in Jerusalem“ (zwischen 1809 und 1814 liegend), welches nach H. Düntzer (U.s Balladen u. Romanzen 224 ff.) mit der bekannten „Schwäbischen Kunde“ zusammengehört; auch Ginzel (Grenzb., a. a. O. S. 220 f.) sucht diese Verbindung glaubhaft zu machen; aber sie bleibt doch sehr zweifelhaft, trotz des gleichfalls an Hans Sachs anklingenden Tones in dem Entwurf, wenn auch die „kurzen Reimpaare“ des Fragments zu denken geben.[1]

Uhland zog auch zuerst den Charakter des Rhythmus und metrische Eigentümlichkeiten zur litterarhistorischen Verwertung heran und unterschied auch so kerlingisches und bretonisches Epos; denn während jenes durchweg Alexandriner oder einfache fünffüſsige Jamben verwendet, finden sich in letzterem meist vier-

---

zurücksendete, war ich verhindert, einen Brief beizulegen, daher ich meinen verbindlichen Dank nunmehr nachhole. Einzelne Notizen des Anhanges ‚Über Poesie und Sagen von Karl dem Groſsen‘ waren mir sehr erwünscht; in der Ansicht des Ganzen konnte ich jedoch keineswegs mit dem Verfasser übereinstimmen, was sich leicht dadurch erklärt, daſs ihm die eigentlichen Quellen des Studiums unzugänglich waren. Das Beste, was ich über diesen Gegenstand kenne, steht in Görres' Volksbüchern unter dem Artikel ‚Heymonskinder‘. Görres hat Manches vorgeahnt, was die Aufschlieſsung der Quellen seiner Zeit bewähren wird.“ Wilkens Werk, seit 1807 erscheinend, hat eine hohe Bedeutung (Scherer, Gesch. d. d. Litt. 631) in der Entwickelung der deutschen Historik.

[1] Paul Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen (Berlin, Weidmann 1879), eine fleiſsige, an neuen Gesichtspunkten reiche Schrift, liefert sowohl hierzu wie sonst für das Thema dieser Abhandlung nennenswerte Beiträge, besonders (S. 1—54) in dem Abschnitte, welcher schon 1874 erschienen war: „U.s französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt“ (Festschrift zur 3. Säkularfeier des Berl. Gymn. z. grauen Kloster). Da die darin niedergelegten Ergebnisse als vollkommen gesichert gelten müssen, nachdem sie Scherer, ohne Widerspruch zu erfahren, in seiner Litteraturgeschichte annahm, so werden sie hier an jeder Stelle stillschweigend vorausgesetzt. Jedoch nimmt die Quellenuntersuchung in dieser Arbeit einen ganz andersartigen Gang. — Zu der oben berührten Ähnlichkeit mit Hans Sachs vgl. Marc-Monnier, Histoire générale de la littérature moderne I (Paris 1884), p. 241, wo Uhland der Nachfolger der Nürnberger Meistersänger heiſst (vgl. oben S. 39). Zum obigen Text vgl. A. Birlinger, Uhlands schwäbische Kunde „Im neuen Reich“ 1879, Nr. 5.

füſsige Kurzzeilen mit Schlagreimen (von denen man die Brücke zu den mittelhochdeutschen „kurzen Reimpaaren“ hat schlagen wollen). Auſserdem sei dieser Alexandriner dem Nibelungenvers, welcher in seinem gleichen Aufbau sehr ähnlich gemessen werde, verwandt, was ihm wieder als ein Beweis für die Einwirkung des deutschen aufs karolingische Heldengedicht herhalten muſs. Im Gegensatz zu dieser Theorie Uhlands, die wenig Anhang gefunden hat, ist seine ebenfalls mit ungläubigen Mienen betrachtete Bemerkung, daſs der in den französischen Epopöen herrschende Geist, obwohl diese selbst in ihrer überlieferten Gestalt fest im französischen Boden wurzeln, vielfach germanische Herkunft verrate, ganz neuerdings durch Süpfles (vgl. Anm. 2 S. 43) geistreiche Ausführungen im Anschluſs an kulturhistorische Belege[1] sicher gestützt und die Welt- und Lebensanschauung mit der des mittelhochdeutschen[2] Heldengedichts als durchaus verwandt erklärt worden (vgl. Anm. 1 S. 46).

Auch bei den folgenden Beobachtungen über den Redeton, die Besonderheiten der Darstellung und solche des Stils kann Uhland die Lust zum Vergleichen nicht unterdrücken und fühlt überall Ähnlichkeiten mit dem deutschen[2] und dem althellenischen nationalen Heldengedicht heraus. Über die Vortragsweise gab er lange vor Paulin Paris feste Gesetze an, die dieser, auf dieselben Belegstellen hin, ungefähr zwei Jahrzehnte später vorbrachte, mit

[1] Von diesem Gesichtspunkt geht auch die freilich wenig gehaltvolle Schrift J. v. Mörner, Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Kulturgeschichte, 1886, aus. Mit mehr oder weniger Glück hat man auch nach Uhland eine hiermit noch verwandte Frage betrachtet, deren Erledigung er sich bei dem damaligen Stande der Sprachforschung wohl nicht gewachsen fühlte; aber berührt hat er diese zuerst wohl von L. Schacht, De elementis germanicis potissimum linguae francogallicæ (Berol. 1853), u. a. ventilierte Beobachtung trotzdem, wenn auch nur leise andeutend.

[2] Mahn, Über die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der roman. Philologie (Berl. 1863) S. 11: „Die altromanischen Litteraturen, namentlich besonders die altfranzösische, übten auf die altdeutsche, d. i. hier mittelhochdeutsche, einen so bedeutenden Einfluſs aus, daſs ohne eine ausgedehnte Kenntnis in der altdeutschen Litteratur vieles, was die Stoffe, die Sitten, die Metrik und selbst die Sprache und Ausdrucksweise anbetrifft, dunkel und unerklärbar bleibt.“

dem fälschenden Beisatze: C'est ce qui ne paraît pas encore avoir été remarqué! (Vgl. Lachmann, Wolfram von Eschenbach[1], pag. XL, Note.)

Der nächste Abschnitt bietet Uhlands eigenste Arbeit, das Prachtstück der klassischen Abhandlung, das genaue und knappe Bild der Entstehung der altfranzösischen Heldendichtung. Aus kleinen Liedern entwickelten sich durch Zusammenballung umfangreiche Gedichte, die besonders im 12. Jahrhundert gelehrte Geistliche in bestimmte Gefüge faſsten, so daſs sie im ganzen den uns überlieferten Zuschnitt annahmen.[1] Dies Hauptergebnis bestätigt die neuere Forschung. Auch die groſse Menge der mariages sind von claircs, die ja gelehrte Bildung besaſsen, aber doch im wesentlichen die alten epischen volkstümlichen Gesänge kompilatorisch bearbeiteten,[2] wodurch die Frage nach der wiederholten Behandlung dieses Themas höchst einfach erledigt war. Turpins († 811!) vermeintliche Bedeutung, die selbst noch Zimmermann 1856[3] und andere aufrecht erhalten, wird hier zerstreut;[4] die Chronik, welche fälschlich den Namen des Erzbischofs von Rheims trägt, steht in der Bearbeitung des Karlsmythus, die in den prosaischen Stücken der Bibliothèque bleue endigen, mitten drin.[5]

[1] Ferd. Wolf, Über die altfranz. Heldengedichte S. 28, nimmt die Fixierung der uns überlieferten Gestalt zwischen den ersten beiden Kreuzzügen an.

[2] Im Gegensatz zu den den deutschen „Fahrenden“ oder „Vaganten“ entsprechenden jongleurs; ein solcher clairc Lambert war nach Jakob Grimm (Gött. gel. Anz. 1835, St. 66) der Verfasser der französischen „Alexandreis“. Über die fahrenden Sänger als Vermittler der von Norden kommenden Sagen und Mären vgl. Klein, Geschichte des Dramas XIII, 376 ff.; F. Walter, Das alte Wales (1859) S. 34, A. 18.

[3] „Geschichte der Poesie aller Völker“[2] (Stuttgart 1856) S. 122.

[4] Vgl. Gaston Paris, De Pseudo-Turpino. Paris 1865. Druck: Reiffenberg, Chronique rimée de Phil. Mousquet I, 489—518.

[5] Koberstein (Grundriſs der Geschichte der deutschen National-Litteratur § 85) sagt über die fränkisch-kerlingischen Sagen und Dichtungen: „Als ein Gemeingut der fränkischen Eroberer des alten Galliens scheinen sie bis zum Anfang des zwölften Jahrhunderts nur in verlorengegangenen Volksgesängen fortgelebt zu haben, aus welchen auch sicherlich, wenigstens einem groſsen Teil nach, die lateinische Chronik des Pseudo-Turpin zusammengeschrieben ist, die man ehedem, nebst der Erzählung von einer angeblichen Fahrt Karls des Groſsen nach Konstantinopel und Jerusalem, fälschlich für die Grundlage aller Gedichte dieses Fabelkreises hielt. Im

Der Aufsatz schliefst mit einer kurzen, aber genügend belehrenden Übersicht der bretonischen Romane des Artuskreises (man vergleiche Villemarqué, Les Romans de la Table ronde et les Contes des anciens Bretons, Paris 1861, bes. die Einleitung) und des normannischen Sagencyklus von Robert-le-Diable[1] und seinem Sohne Richard-Sanspeur, dessen Geisterbegegnis Uhland nach des Dichters R. Wace, des „clerc de Caen“ (gest. um 1184), Reimchronik[2] so unübertrefflich getreu nach Stilgepräge und Behandlungsart bearbeitete: man achte auf den alles Überflüssige meidenden[3] und von köstlicher Laune gewürzten Vortrag; letztere

Zeitalter der Kreuzzüge wurden diese Lieder in Frankreich gesammelt und unter dem Einflufs der damals herrschenden religiös-politischen Ideen zu grofsen epischen Werken zusammengefügt, die noch in dieser Umwandlung durch Inhalt, Geist und Form den ursprünglich germanischen Charakter der ihnen zum Grunde liegenden Sagen und Gesänge bezeugen.“ Das von ca. 1050—1119 von Pfaffen kompilierte Werk des Pseudo-Turpin galt seit der Erklärung von Calixtus II. (1122) als lautere Geschichtsquelle; vgl. hierzu aufser F. Wolf, Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte, insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise (Wien 1833) S. 23, Anm. 2, besonders F. W. V. Schmidt, Über die ital. Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des Grofsen (Berlin u. Leipzig 1820) S. 43 ff. Ausgabe des Turpin von Ciampi, Florenz 1822.

[1] 1820 dichtete Schwab die „Romanzen von Robert dem Teufel“, nach Klüpfel (G. Schwab als Dichter und Schriftsteller. 1881. S. 39): „nach der altfranz. Volkssage. Uhland hatte diesen von ihm aufgefundenen Stoff an Schwab überlassen, und dieser bearbeitete ihn mit Lust in einem Zuge. Diese Frische der Komposition durchdringt das Gedicht, in welchem der Glanz des mittelalterlichen Rittertums in einer ans Märchenhafte anklingenden Weise zur Darstellung kommt.“ Man vgl. noch: de Martonne, Du dict de Robert le Diable. Paris 1845. Voigt, Die Mirakel der Pariser H. S. 819, welche epische Stoffe behandeln (Lpzg. Diss.), 1883, S. 31—40.

[2] E. Du Méril, La vie et les ouvrages de Wace. Jahrb. f. rom. und engl. Litt., hrsgg. von Ebert, I, 1 ff. — Keller, Maistre Wace (Diss. Zürich). St.-Gallen 1886. — Lorenz, Der Stil in Waces Roman de Rou. Leipz. Diss. 1885. — Nicolai, Über d. Beziehungen d. franz. u. deutsch. Poesie im Mittelalter (Progr. Meerane 1877) S. 24 ff. — „Graf Richard Ohnefurcht“ fälschlich als Original aufgefafst: Becker-Lyon, Der deutsche Stil (1883) S. 573. Schriften VII, 662 u. VIII, 180 ff.

[3] Vgl. zu dieser Einfachheit der Darstellungs- und Gesprächsform Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur (1836) I, 62 f.

Färbung hat er in mehrere auf romanischem Urboden entkeimte Gedichte, wie „Schwäbische Kunde“, „Frühlingslied des Recensenten“, „Der kleine Däumling“ und andere, durch glückliche Verschmelzung der im Stoff gegebenen Grundstimmung mit schwäbischem Mutterwitz und der heimischen Spaſs- und Necklust hineinzutragen gewuſst. Auch die entsprechende deutsche Sage[1] vom „Junker Rechberger“ hat er, vielleicht durch ein halb unbewuſstes litterarhistorisches Interesse[2] veranlaſst, daneben gestellt (Gedichte[5] S. 319). Franz von Gaudy lieferte übrigens in der Folge eine selbständige Bearbeitung des ganzen „Roman de Rou et des ducs de Normandie“, Glogau 1835, und in den nächsten Jahren erschien die gelehrte Edition „Chronique des Ducs de Normandie par Benoit, publ. p. Fr. Michel.“ 3 vol. Paris 1836. 38. 44. Uhland übertrug ferner aus Wace die seinem schwäbisch-mittelalterlichen Gemüt sicher sehr zusagende prächtige Humoreske von den Mönchen von St.-Quain, ein kleines Kabinettstück der in der altfranzösischen Dichtung so schwach vertretenen gemütlichen Heiterkeit, welche hinter sich die abgespiegelte Wahrheit thatsächlicher Vorkommnisse sieht. Wir besitzen unter den älteren französischen Poesien eine Reihe kürzerer Reimerzählungen dieser Art, die, dem täglichen Leben entnommen, bald im frohen Scherz, bald in ernster Moral ihre Spitze suchen; F. Wolf findet (Berl. Jahrb. 1834, Aug. Nr. 30, 31) die Quelle dieser altfranzösischen Novellenpoesie in bretonischen Lais.[3] (Diese hat er charakterisiert: „Über

[1] Gleichfalls sehr alt; z. B. in H. W. Kirchhofs Schwanksammlung „Wendunmuth“ von 1563 (nämlich 1, 67, worauf nach Holland im Kommentar zu „U.s Schriften etc.“ E. Schmidt, Anzeiger f. dtsch. Alt. 4, 228, wieder hinwies), bereits unter die landläufigen Geschichten eingereiht. Vgl. U.s Ballade „Junker Rechberger“ und ihre Quellen: „Hamburger Nachrichten“ 12. Dez. 1886, Sonntagsbeilage.

[2] Auch sonst ist dem feinen Blicke Uhlands gewiſs nicht die Wiederkehr zahlreicher Motive und Themen der „tradition celtique et chevaleresque du cycle d'Arthur“ in den romanischen und von diesen infizierten germanischen Litteraturgebieten entgangen. J. Demogeot, Histoire de la littérature française au moyen âge (Goebels Bibliothek 38. Münster) pag. 118 f., weist diese für Dante, Pulci, Boiardo, Ariosto, Tasso, Chaucer, Spenser, Shakespeare (genaueres hierzu Koch in der neuen Shakespeareübersetzung d. Cottaschen Weltbibl. X, 7 f.) und W. Scott nach.

[3] In der Poesie höheren Stils war der Vorgang entsprechend; vgl. Goossens „Über Sage, Quelle und Komposition des ‚Chevalier au lyon‘“

die Lais, Sequenzen u. Leiche“ S. 58 f.) Uhland hat als erster erkannt, wie deutlich die namentlich in den Formen willkürlicher abändernde und in der Auswahl und Gestaltung des überkommenen Stoffs sich freier ergehende Eigenart der bretonischen Poesie hier sich herausstellt; denn die französischen Dichter trugen bei der Bearbeitung dieser nicht nationalen Stoffe ein leichteres Gewissen zur Schau (vgl. Ad. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, S. 4 f., auch Koberstein-Bartsch, Grundriſs[5] I, 144).

Die wenigen Männer der Wissenschaft, denen einiges Urteil zustand, waren betroffen von der Fülle der aufgespeicherten Gelehrsamkeit, der Feinheit der Behandlung und Schärfe des Urteils. Bewundernswürdig hatte er besonders den auſserordentlichen Stoffreichtum durch überlegtes Sichten eingeschränkt, das Unwesentliche ausgeschieden und überall planvoll weitere litterarhistorische Gesichtspunkte eingeführt. Die Wirkung war eine verschiedene, äuſserlich zunächst eigentlich wenig durchgreifende und nachhaltige. Zwar heiſst es nicht viel, daſs „Die Erholungen“, eine sonst namenlose süddeutsche Zeitschrift, eine sehr anerkennende Besprechung brachten. Jedenfalls ahnten die französischen Gelehrten[1] nichts von dem Goldschatze, der noch zu heben war; dann freilich waren sie verblüfft. Challemel-Lacour, der Uhland so gut verstanden und gezeichnet hat, wie ein Franzose einem so durchaus deutschen Geiste gegenüber vermag, und richtig von Uhlands Gedichten sagt: „Um sie zu genieſsen, ja zu verstehen, gehört eine Unschuld des Geistes, welche heute weder pariserisch, noch selbst französisch ist,“ giebt offen zu, „daſs Uhlands Schrift über diesen damals gänzlich dunklen Gegenstand, trotz der Unter-

(Münst. Diss. 1883) S. 58—62: „Art und Weise des Überganges der bret. bezw. welsch. Sagenstoffe in die frz. Epik“.

[1] Vgl. Karl Lachmanns gehaltvolle Worte in der Vorrede zu „Wolfram von Eschenbach“, I. Ausgabe, p. XXIV, welche 1833 geschrieben sind. Eine recht anerkennenswerte und vorurteilsfreie Besprechung von Uhlands romanistischen Leistungen namentlich für das altfranzösische Epos gab schon früh Victor Leclerc in „Discours sur l’état des lettres au 14e siècle“, eine ausführliche liebevolle Charakteristik. P. Challemel-Lacour, Revue germanique, t. 31, p. 451—477 (woraus obige Stelle), eine kürzere derselbe in der „Nouvelle biographie générale“ (Didot) 45, 773—777, S. R. T. in der „Biographie universelle nouv.“ éd. 12, 338—42. und (Loménie in) „Galerie des contemporains illustres par un homme de rien“, t. IX.

suchungen von Lacurne de Saint-Palaye,[1] das hohe Lob Littrés verdient, dafs sie den französischen Gelehrten erst Mafs und Richtung, Gedanken und Fingerzeige gegeben hat und alle seine Schlüsse von der späteren Forschung im vollsten Umfange bestätigt worden sind." Obwohl aber Roquefort, De l'état de la poësie française dans le XIIe et XIIIe siècle (Paris 1821), Edgar Quinet, Rapport sur les épopées françaises du XIIe siècle (1831) und L'épopée française (1837) und Fauriel, De l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen âge (Abdruck aus der „Revue des deux mondes"), Paris 1832,[2] auf Uhlands Ergebnissen weiterbauten und auch die folgenden Forscher, wie Paulin Paris, und neuerdings Gaston Paris und Paul Meyer, deren „Romania" die heutige hochakademische Romanistik der Franzosen vertritt, in Ausgangspunkten und Grundlagen sich gar vielfach an Uhland anlehnen, haben sie doch seither wenig von seinem gewaltigen Verdienste anerkannt; ja Leon Gautier nennt in dem grofsen Werke „Les épopées françaises. Étude sur les origines et l'histoire de la littérature nationale (1865)" nicht einmal Uhlands Namen.[3]

Auch mancher deutsche Gelehrte[4] lächelt heute vornehm

---

[1] Dessen Hauptleistung auf dem Gebiete realhistorischer Erläuterung der altfranzösischen Litteratur war der deutschen Wissenschaft schon „aus Klübers für seine Zeit vorzüglicher Bearbeitung ‚Das Ritterwesen des Mittelalters', Nürnberg 1786" (Lichtenstein, Haupts Anzeiger f. d. L. VIII, 14), zugänglich geworden. Das oben gemeinte Werk ist: „Remarques sur la langue Française des 12 et 13 siècles, comparée avec les langues Provençale, Italienne et Espagnole"; par M. de la Curne de Sainte-Palaye i. d. Memoires de l'Académie des Inscriptions T. 24.

[2] Inhaltsreiche Besprechungen in drei Nummern des „Journal des Débats" 1833 (oct. 21, nov. 14, déc. 31). Man sehe dazu aufserdem bei Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter (1835) I, S. 15 ff. wertvolle Nachträge. Vgl. auch unten S. 97.

[3] Wenigstens führt er Immanuel Bekkers Ausgabe von „Flore et Blanceflore" und des „Girarz de Viane", die auf Uhlands Abschriften fufsten (s. Anm. 3 S. 44), an. Für Gaston Paris vgl. Anm. 2 S. 40; von Paul Meyer kommen besonders „Recherches sur l'épopée française" in Betracht.

[4] Eine rühmliche Ausnahme macht im Verein mit wenigen deutschen Romanisten der im Eingange erwähnte A. Tobler (Referat i. d. Berl. Gesellschaft f. d. Stud. d. neuer. Sprachen: Herrigs Archiv 79, 91), welcher



über die Chrestien von Troyes vindizierte Vaterschaft des „Roman de Rou“, vielleicht den einzigen auffallenden und eigentlich mehr grillenhaften Irrtum Uhlands, und andere kleine Versehen. Freilich ist ja mancherlei wesentlich modifiziert worden; um einen wichtigen Punkt zu erwähnen, sei nur auf das Verhältnis von Wace zu Stoff und Ausarbeitung des Rolandliedes hingewiesen, wie es jetzt Gustav Körting, zuerst in der Schrift „Über die Quellen des Roman de Rou“ (1867), auffaſst (vgl. Anm. 2 S. 51). Ferner ist längst die merkwürdige Annahme beseitigt, daſs Taillefer in der Schlacht bei Hastings das (von uns so genannte) „Rolandslied“ angestimmt habe. Man darf aber doch behaupten, daſs Uhlands Thesen über die altfranzösische Metrik, über Vortrags- und Fortpflanzungsart der Heldenlieder u. s. w. noch maſsgebenden Wert behalten werden, wenn den Romanisten des zwanzigsten Jahrhunderts für viele rhythmische, phonetische und lautphysiologische Theoreme der Gegenwart Übergang zur Tagesordnung beschlossene Sache sein wird.

Nach der Sammlung des Stoffes hatte sich Uhland mit dem gesamten ihm zur Verfügung stehenden litterarischen Apparat bekannt gemacht; so ist bezeugt, daſs er nach der Rückkehr aus Frankreich Friedrich Bouterweks groſse „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem 13. Jahrhundert“ und Giov. Mario de Crescimbenis ältere litterarhistorische Werke[1] mit Eifer studierte. Diese Gründlichkeit in Uhlands Untersuchungen erkannte zuerst am besten Friedrich Diez, der ihm 1826 die „Poesie der Troubadours“ mit einer warmen Anerkennung seiner Verdienste sandte; Uhland erwiderte am 12. Mai 1827 eingehend.[2] Aus Diez'

von der Pariser Zeit sagt: „In der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hat er das altfranzösische Epos geradezu entdeckt und kurz darauf meisterhaft dargestellt.“ Vgl. O. Jahn, L. Uhland S. 69. G. Körting, Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie I (1884), S. 163, stellt U. nur unter die Vorbereiter der romanischen Philologie, und zwar neben die beiden Schlegel, Rückert (!) und Tieck, eine unrichtige und gegen U. entschieden ungerechte Rubrizierung.

[1] „Istoria della volgare poesia“ (zuerst Rom 1698) und dazu „Commentari intorno“. 4 vol. (zuerst Rom 1702—11), II, 1, 11 ff. z. B. für „Rudello“, 174 ff. für „Bertran“.

[2] Vgl. die Beilage. Diez, Leben und Werke der Troubadours 179 ff. über „Bertran“.

späterem Werk empfing er die Anregung zu „Bertran de Born“. Scherer stellt beide Männer an die Spitze der modernen Romanistik und sagt:[1] „Wie er über das altfranzösische Epos schrieb, so nachher Friedrich Diez über die Poesie und das Leben der Troubadours.“[2]

Uhlands Forschungen auf dem Gebiete der romanischen Philologie sind heute teilweise veraltet und überholt, aber seine geistvolle gedankentiefe Abhandlung über die altfranzösische Poesie hat das unbestrittene Verdienst, zuerst die Hauptfragen der älteren französischen Litteraturgeschichte angeregt, mit Volleifer und scharf eindringender Erkenntnis diskutiert und gründlich, zum guten Teil auch abschliefsend beantwortet zu haben; durch seinen Aufsatz ist eigentlich die französische Litteraturgeschichte von modernen Grundsätzen aus in Flufs gekommen, so dafs Wilhelm Scherer, Uhlands — genau 54 Jahre jüngerer — grofser Geistes- und Fachgenosse, mit vollstem Rechte (a. a. O.) rühmen darf: „Schon im ersten Decennium unseres Jahrhunderts dehnte er seinen Gesichtskreis auf das französische Mittelalter aus und wurde mit Wilhelm Schlegel der Begründer der romanischen Philologie in Deutschland.“ Die schönste Anerkennung erfuhr Uhland von seiten des berühmten Romanisten Ferdinand Wolf, der selbst die treffliche Abhandlung „Über die altfranzösischen Heldengedichte aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise“ (Wien 1833) lieferte, wo auch die reiche deutsche, spanische und italienische Litteratur herangezogen ist. Diese ehrende Würdigung, gegeben in dem Begleitschreiben vom 16. Aug. 1833 zu obiger Schrift an Uhland, ist mitgeteilt in „Ludwig Uhlands Leben von seiner Witwe“ S. 250.[3] Uhland selbst äufserte sich

[1] „Geschichte der deutschen Litteratur“ S. 639.

[2] H. Weismann (U.s „Ernst von Schwaben“, Cottasche Schulausgabe[8] 1886, S. VI) sagt, seit seiner Untersuchung über das altfranzösische Epos hätte U. erfolgreich eine Bahn beschritten, die ihn von den Verirrungen der Romantiker weg und „zu klarer Einsicht in die mittelalterliche Vorzeit“ und dem gesuchten „historischen Verständnis“ hingeführt habe.

[3] „Indem ich mir die Freiheit nehme, Ew. Wohlgeboren ein Exemplar meines Werkchens über das altfranzösische Epos zu übersenden, erfülle ich nur die Pflicht der Dankbarkeit, denn fast auf jeder Seite habe ich Ihren trefflichen Aufsatz über diesen Gegenstand benutzt und angeführt, und er ist trotz der neueren Leistungen der Franzosen mein sicherster Führer, ja die Grundlage meines Büchleins geblieben.“ Vgl. übrigens

unter anderem in späterem Alter, bescheiden wie immer, über seine Arbeit: „In Paris habe ich den Aufsatz ‚Über das altfranzösische Epos‘ geschrieben. Eigentlich ist es ein deutsches Epos aus Karls des Grofsen Zeit. Fünfzehn Jahre, nachdem ich den Aufsatz geschrieben, wurde er hervorgezogen und anerkannt.[1] Gedichte, deren Existenz ich ahnte, wurden dann aufgefunden.“ Von deutschen Forschern, die im unmittelbaren Anschlufs an Uhland die verschiedenen aufgeworfenen und nicht endgültig gelösten Fragen zu vertiefen, weiterzuführen und fortschreitend zu modifizieren suchten, seien blofs die fleifsigen Arbeiten von Frd. Wilh. Val. Schmidt[2] genannt: „Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie“ (Berlin 1818), „Über die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des Grofsen“ (Berlin u. Leipzig 1820; eigentlich der Ergänzungsband zu der zweibändigen Übersetzung des Boiardo von seiner Frau), vgl. „Wiener Jahrb. d. Litt.“ XXXI, S. 99 ff.; vgl. auch Ideler, Geschichte der altfranzösischen Nationallitteratur (1842).

Als weitere Frucht lieferte Uhlands Studium der altfranzösischen Litteratur eine beträchtliche Reihe von Übersetzungen und Bearbeitungen, die wir im folgenden als Ergänzung zu den

auch Wolfs Schrift: „Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte, insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise; nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts“, Wien 1833; dieselbe ward mir nur durch Citierung bekannt und ist möglicherweise von obengenannter nur durch den Titel verschieden.

[1] Diese Anspielung bezieht sich wohl nur auf Diez (s. S. 55).

[2] E. Stengel, Beiträge zur Gesch. d. rom. Philol. in Deutschl. (1886) S. 15—21 („Als der verdienteste Vorläufer der romanischen Philologie in Deutschland mufs, abgesehen von L. Uhland, unstreitig Fr. W. Valentin Schmidt gelten“); auch er war 1787 geboren. 1842 übersetzte F. de Roisin eine Kritik Schmidts über Dunlop, History of fiction, als „Les Romans en Prose des Cycles de la Table Ronde et de Charlemagne“ (in Mémoires de la Société des Antiquaires de la Morinie) mit folgender begleitender Bemerkung: „W. Schmidt est avec le poète Uhland, un de ces Allemands, dont le zèle scientifique ne voulait pas se restreindre aux limites d'une nationalité, et qui, les premiers, sollicitèrent éloquemment la France de porter ses regards en arrière et de ressouvenir d'un passé littéraire glorieux. Certes, un tel homme était appelé à rendre d'éminens services à a restauration des lettres romanes.“

bereits gegebenen Mitteilungen überschauen (vgl. R. Foss, Zur Karlssage. Programm der Victoriaschule, Berlin 1869).

Uhland übersetzte — gleich nach der Heimkehr — 36 Tiraden aus dem „Girarz de Viane“: 1—5 in Kerners „Musenalmanach“ von 1812 als „Roland und Aude“ [1] abgedruckt und in demselben Jahre mit den 31 übrigen in Fouqués „Musen“ in durchgesehener Fassung; in der Sammlung der „Gedichte“ [5] S. 420—24 stehen nur die bei Kerner gedruckten, vielleicht weil die übrigen für den nichtgelehrten Leser den netten Eindruck, welchen der Eingang hervorbringt, abschwächen mufsten. Die nicht übertragenen Teile gab Uhland in den „Musen“ zu Anfang, nach der 5. Tirade und am Ende in ergänzender Inhaltsübersicht. Die deutsche Wiedergabe trägt den Stempel grofser Selbständigkeit; Uhland hat durch keinerlei gelehrte Rücksicht sich in der freien Beweglichkeit hindern lassen. Bemerkenswert ist, dafs er den Reim der Vorlage durch einfachen Gleichklang ersetzte, dagegen den fünffüfsigen Jambus samt dem „dreifüfsigen Abfall jeder Tirade mit weiblicher Endung“ nicht verwarf, welche Eigenheiten er gerade für den deutschen Tonfall höchst angebracht fand. Die beigegebenen Erläuterungen, die Uhland wieder als vergleichenden Litteraturforscher zeigen und zugleich seine reiche Belesenheit sowie sein feines Verständnis schriftstellerischer Erscheinungen erweisen, nehmen sowohl auf philologische Exegese wie auf die Darlegung des Stofflichen Rücksicht und bahnen so die Pfade zum fruchtverheifsenden Arbeitsfelde einer neuen Disciplin, der vergleichenden Litteraturgeschichte, welche sich erst in unseren Tagen zum Kerne einer neuen Forschungsthätigkeit herausgebildet hat. Dafs Uhland gerade in diesem Punkte die Wissenschaft unendlich gefördert hat, zeigt Max Koch in seiner Übersicht der

[1] „‚Burg Vollmerstein‘ ist das Lieblichste, was ich von Ihnen gesehen habe; es hat so recht den goldenen Himmel und die Farbenhelle altdeutscher Gemälde. Wenn das altfranzösische Fragment zu der Romanze von ‚Roland und Alda‘ die Veranlassung gegeben hat, so ist dies gerade die Frucht, die ich von meinen Studien zu gewinnen mehr wünschen, als hoffen durfte. Das herrliche Altertum soll nicht blofs für die Wissenschaft aufgedeckt sein, sondern im Dichten lebendig fortwirken.“ (Uhland an Fouqué, 8. August 1812.) Cf. „Rolando und Albina“. Eine Geschichte romantischen Inhalts vom Verfasser des „Burggeists“. Wien 1811.



bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete:[1] „Wie konnte man eine vergleichende Litteraturgeschichte des Mittelalters[2] schreiben zu einer Zeit, da man noch aus theoretischen Gründen die Unmöglichkeit einer epischen Poesie bei den Franzosen bewies (und den jüngeren ‚Titurel' für das Hauptwerk des deutschen Mittelalters erklärte)."

Eine unmittelbare Übersetzung (22. Oktober 1810) aus dem altfranzösischen Urtexte ist die „Legende", allerdings ohne die zahlreichen, den glatten Flufs aufhaltenden wiederholten Stellen und Formeln; die Vorlage selbst ist in einer Pariser Pergamenthandschrift (Manuscrits français 375, ancien. 6987, Blatt 346 b) enthalten. „Die Jagd von Winchester" (Gedichte[5], S. 302), für deren Grundlage Uhlands Tagebuch auf den „Roman de Rou" verweist, ist eine verkürzende, teilweise recht unabhängig von der benutzten Unterlage durchgeführte Bearbeitung. Es wird angenommen (vgl. Ginzel, a. a. O. S. 218), dafs der — freilich von anderen abgeleugnete — düster-fatalistische Zug, welchen der Traum des Königs hereinbringt, auf die sichere Bekanntschaft Uhlands mit der „Historia ecclesiastica" des Ordericus Vitalis, der nachweislichen[3] Grundlage des französischen Romans, zurückzuführen sei. (Unmöglich ist dies nicht, denn das Gedicht entstand in Paris am 10. November 1810, unter rastloser Bibliotheksarbeit.) Vgl. Eichholtz, Uhlands altfrz. Balladen (1874) 22 ff.

„Höchst charakteristisch ist es, dafs Uhland seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das Epos des normannischen Sagenkreises richtet; darin ist charaktervolle Kraft, das süfse von den südfranzösischen Troubadours hergebrachte Getändel der nordfranzösischen Lyrik mag er nicht. Dagegen wie kräftig mutet

[1] „Zeitschrift f. vergl. Litteraturgesch." I, 1, S. 7 f. (1886).

[2] Dafs U. thatsächlich eine solche im Auge hatte, beweist seine Bemerkung in einem ausführlichen Briefe an Weckherlin (29. Juli 1812): „Wenn ich irgend Mufse und Gelegenheit hätte, so wäre meine liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererseits durch die verschiedenen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder; im Mittelalter ist der Zusammenhang unverkennbar."

[3] Doch gehen die Ansichten hierüber sehr auseinander; auf dem entgegengesetzten Standpunkte steht z. B. Gustav Körting in seiner Dissertation (Lpzg. 1867) „Über die Quellen des ‚Roman de Rou'" S. 9 f.

uns sein ‚Taillefer‘ an, der aus jener erstgenannten Anregung entstanden, wenn auch erst in der schwäbischen Heimat, vom 10. bis 12. Dezember 1812 gestaltet worden ist! Wenn andre mehr pikante als wahrhaft dichterische Themen, wie das von dem Kastellan von Couci, uns von dorther entgegenklingen, so hat den Dichter hier mehr völkerpsychologisches Interesse gereizt.“ [1] „Taillefer“ ist aus verschiedenen Bezügen des „Roman de Rou“ zusammengeschweifst und dann zu einem trefflichen einheitlichen Lebensbilde gestaltet. Allerdings beruht der gröfsere Teil auf eigener Kombination; noch nicht genügend klargestellt ist indes die Berechtigung der öfters wiederholten Frage, was hier etwa von englischen Bezügen eingeflossen ist. „Taillefers Gestalt zeigt die Einheit des Sängers und des Helden, die zu Uhlands Lieblingsvorstellungen gehört,“ sagt Gustav Liebert in seiner trefflichen Skizze „Ludwig Uhland“ (Hamburg 1857), wo S. 35 bis 37 eine ausgezeichnete Wertschätzung unseres Gedichtes steht. Im „Taillefer“ hat Uhland ebenso wie im „Bertran de Born“ sehr frei mit dem gegebenen Stoffe geschaltet. Während „Taillefer“ als ein unmittelbares Ergebnis der altfranzösischen Studien 1812 gedichtet ist, fällt „Bertran de Born“, wie schon gesagt eine Frucht der Diezschen Untersuchungen, ins Jahr 1829 und ist sonach ein einsamer Spätling; nur der „Waller“ steht ihm nahe, um zwei Jahre jünger. Es ist hier nicht der Ort,[2] die hohen Schönheiten dieser beiden, dem kurzen aber herrlichen Nachsommer des Dichters entstammenden Schöpfungen analysierend durchzugehen. Nur soviel: sie zählen formell und gedanklich mit zu dem Vollendetsten der neueren deutschen Lyrik epischer

[1] Richard Gosche (Saale-Zeitung, 26. April 1887).

[2] Scherer, a. a. O. S. 654: „Sein bestes Können fafste sich im ‚Taillefer‘ zusammen.“ Eichholtz (U.s altfrz. Balladen S. 25 ff.) bezeichnet diese balladenartige Dichtung als „die reifste Frucht von Uhlands altfranzösischen Studien“. Vgl. noch Clédat, Du rôle historique de Bertran de Born, Paris 1879, und den im Juliheft der „Preufs. Jahrb.“ 1887 abgedruckten Vortrag von Schwan, sowie die Arbeiten von Mary-Lafon und Stimming über „Bertran de Born“; auch Rochats fleifsige Studie, Vevey 1859. Über das Quellenverhältnis bei Uhlands „Bertran de Born“ vgl. Götzinger, Deutsche Dichter I², 410 u. 527 ff. (nimmt an, dafs U. auch Millot, Histoire littéraire des Troubadours, 1778, gekannt habe), u. Hiecke bei Viehoff-Herrig, Archiv 2, 213 ff.

Stimmung und sind jedenfalls die edelsten Sprossen, welche aus Uhlands gelehrter Forschung im Romanischen sein eigener Garten zeitigte, und zwar „Bertran de Born“, „der dichterischen Idee nach die Krone von Uhlands Schöpfungen, während ‚Der Waller‘ es der Form nach ist.“ [1]

„König Karls Meerfahrt“,[2] das „Muster rhapsodischer Charakteristik“ (Liebert S. 21),[3] ist auf Andeutungen im Volksroman „Galyen“ zurückzuführen, wozu einiges geschichtliche Thatsachen gaben, welche die erwähnten Historiker festgestellt hatten; die merkwürdig ähnliche Behandlung im Altfranzösischen war Uhland 1812 entgangen, und zwar ihm wahrscheinlich überhaupt keine bekannt gewesen.[4] Diese sinnige Illustration des Satzes „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, der durch ein „Facta demonstrant“ gekrönt wird, rechnet ohne Zweifel zu den gelungensten Beispielen für Uhlands Fertigkeit, Angeeignetes mit Selbsterdachtem zu Gebilden ursprünglichen Klanges zu verbinden.

In der Hauptsache blofs freie Anwendung eines altfranzösischen Motivs zeigt auch die Einleitung zu dem dramatischen Gedicht „Normännischer Brauch“ (Gedichte[5] S. 128 ff.), die sich

[1] Notter in „Schwaben wie es war und ist“, herausgg. von L. Bauer, Karlsruhe 1842.

[2] Vgl. R. Fofs, Zur Karlssage (1869) S. 10; auch R. H. Hiecke, Gesammelte Aufsätze zur deutschen Litteratur (1864) S. 20 f.

[3] Th. Echtermeyer, Unsre Balladen- und Romanzenpoesie (Einleitung zur „Auswahl deutscher Gedichte“ zuerst 1836 und seit 1880 wieder) S. XXI (nach einer Charakteristik der modernen Rhapsodie): „Unter den Deutschen wüfste ich keinen zu nennen, der in diesem Genre der epischen Lyrik mit so glücklichem Erfolg sich versucht hätte, wie L. Uhland. ‚Graf Eberhard der Rauschebart‘ dürfte obenan stehen; ‚Taillefer‘, ‚König Karls Meerfahrt‘, ‚Klein Roland‘, ‚Der Schenk von Limburg‘ und andere schliefsen sich würdig an.“

[4] Die verwandten Züge der alten deutschen Sage mögen Uhland manches ergänzend beigesteuert haben (vgl. Osterhage l. c. [Anm. 1 S. 46] 208 ff.: „Für das Epos ‚Voyage de Charlemagne‘ findet man in der germanischen Mythologie noch ausgiebige Erläuterungen“). Gervinus (Gesch. d. dtsch. Dichtung I, S. 196 f. u. 56 ff.) hat zuerst auf die Ähnlichkeit des Karls-, Artus- und Dietrichskreises, die sich an Christus mit den zwölf Jüngern anschlössen, hingewiesen. Für die Karlssage in der Litteratur hat Gervinus (S. 177—192) diese Beobachtung bis ins einzelne durchgeführt. Vgl. die Charakteristik der Helden durch den Litterarhistoriker Uhland: „Schriften“ II, 85.

an eine Stelle bei Jean Chapelain „Le dict du Sacristain de Cluny“ anlehnt. Dieselbe ist u. a. bei Méon, Nouveau recueil de fabliaux (Paris 1823) mitgeteilt, geht im übrigen aber auf eine altherkömmliche Sitte[1] zurück. Der Wortlaut ist:

Usages est en Normandie
Que qui hèbergiez est qu'il die
Fabel ou chançon à son oste
[Ginzel unrichtig: Fable ou chançon die à l'ost.]

Man vergleiche noch C. Lenient, La Satire en France au moyen âge. Nouv. édit. Paris 1877. p. 72. Diese seinem Freunde Fouqué gewidmete dialogisierte Märchenromanze enthält nicht nur außerordentlich wohlklingende und schön gebaute Verse, sondern setzt auch Gefühle, Gedanken und Anschauungen rein gallisch-nationaler, ja fast provinzieller Art durch Verleihung eines gewissen allgemeineren Hintergrundes, die das Ganze in den Kreis der überall gleichen menschlichen Empfindung rückt — „die alte rührende Geschichte vom Verlieren, vom Suchen und vom Wiederfinden ward selten einfacher erzählt, als hier,“ sagt Liebert S. 41 — in einen universell-poetischen Stil um, dessen edler Ton schon allein die anziehendste Wirkung ausübt. Vgl. Keller, U. als Dramatiker S. 311 f.

Die mannigfachen Fassungen des Rolandstoffes lockten Uhland zu verschiedenen Zeiten zur Bearbeitung an. Schon 1808 hatte er hierzu unmittelbare Anregung erhalten. Er berichtet darüber selbst in einem Briefe an Alexander Kaufmann:[2] „‚Klein Roland‘ hat zur Quelle eine Erzählung in nachbezeichnetem Buche, einer

[1] Siehe F. Lotheissen, Königin Margarete von Navarra[2] (1885) S. 323.

[2] Von diesem mitgeteilt in Herrigs Archiv, 19. Jahrg., 35. Bd. (1864), S. 476 f. Vgl. zum „Klein Roland“ ferner Foſs, Zur Karlssage S. 20; Hiecke, a. a. O. S. 16. S. Levy (Schnorrs Archiv XII, 481 f.) bemüht sich, Shakespeare, As you like it II, 7 als Quelle zu erweisen; letztere Fassung ist aber sichtlich verschieden von der Gestalt in Uhlands Gedicht, das mit seiner spanischen Quelle und der ältesten italienischen Behandlung im ganzen übereinstimmt. Der Name Orlando (Sohn des Roland de Boys) beim Engländer deutet auf eine von der altfranzösischen Karlssage unmittelbar abhängige Vorlage. — Uhlands spanische Quelle enthält einen wichtigen Zug, den unter den zahlreichen Bearbeitungen der Bertasage sonst nur die Prosafassung der Berliner königl. Bibliothek (Hs. 130) „Histoire de la reyne Berte et du roy Pepin“ bietet, nämlich „die bekannte Angabe über das Verhältnis Karls zu seiner Schwester Gille und

Art von spanischem Decamerone: Noches de Inuierno, Winternächte etc. Aus dem Spanischen in die Teutsche Sprache versetzet etc. durch Matthaeum Drummern von Pabenbach. Nürnberg, Verlegts Joh. Leonhard Buggel 1713. 12. Das Abenteuer des jungen Orlando findet sich dort im achten Cap. S. 359 ff. Die Form ‚Orlando‘ deutet auf italienische Abkunft, die spanische wäre ‚Roldan‘; ich habe die Reali di Francia nicht zur Hand, um darin nachzusehen. Eine ältere, in der Grundlage verwandte, sonst aber bedeutend verschiedene Darstellung aus Rolands Knabenzeit ist, nach meiner Abschrift aus dem Cod. Paris. reg. 7188, gedruckt in den Zusätzen folgenden Buchs: Der Roman von Fierabras. Provenzalisch. Herausgeg. von Immanuel Bekker. Berlin, bei G. Reimer. 1829. 4. S. 156 ff. — ‚Roland Schildträger‘ ist Erfindung, angeregt durch die Beschäftigung mit der Karolingischen Heldensage.“ Die „Noches“ verfaſste Antonio de Esclava 1609.

Zu dieser genauen Quellenangabe sind nur wenige Ergänzungen notwendig. Daſs beide Gedichte trotz der dazwischenliegenden vier Jahre reicher, u. a. auch der altfranzösischen Studien einen engen inneren Zusammenhang aufweisen, liegt auf der Hand, trotz der ungleichen Behandlung von Sprache, Vers und Darstellung;[1] ja, man darf mit Fug „Roland Schildträger“

zu Roland“ (Feist, Zur Kritik der Bertasage S. 10). Als er „Klein Roland“ dichtete, kannte Uhland die spanischen Bearbeitungen der Sage, wie sie die Drucke von 1530 und 1586 als „madama Berta por sobrenombre de los grandes pies“ geben, sicherlich nicht; doch wird er sie in Paris nicht unbeachtet gelassen haben (vgl. S. 43; 44; 101, 3). Mittelbar brachte U. vor der eingehenden Beschäftigung mit der Rolandsfabel die Arbeit an „Francesca da Rimini“ (Anm. 1 S. 34) in eine, wenn auch mehr äuſserliche Art von Beziehung; denn ganz besonders beliebt war die Rolandssage mit ihren Anhängseln unter dem Volke „il cazzo d'Orlando“ 3 miglie von Rimini (es sei hier nur darauf hingewiesen, mag auch die Wahrscheinlichkeit bezüglich der Kenntnis U.s nicht eben groſs erscheinen); vgl. Eusèbe Salverte, Des sciences occultes II, 233. — Übrigens enthielt das U. vielleicht bekannte Volksbuch „Die Rolandsknappen“ die ganzen Ingredienzien der Fortunatsage (s. S. 71 f.). Zu Kl. R. s. Schleusinger, Progr. Ansbach 1876.

[1] Über den Grund des gemeinsamen halbepischen Charakters von Uhlands an romanische Vorbilder angelehnten Gedichten, wie „Don Massias“, „Bertran de Born“, den Rolands- und Karlsliedern, siehe H. Baumgart, Handbuch der Poetik (Stuttgart 1887) S. 74. Vgl. unten S. 67 f.

als Fortsetzung bezeichnen. Dabei ist aber das Quellenverhältnis, wie schon aus Uhlands Mitteilung ersichtlich wird, durchaus verschieden; für „Klein Roland“ sind später stoffliche Grundlagen nachgewiesen, im Venetus 13 und in den „Reali di Francia“, welche namentlich Ludwig Ettmüller (Handb. d. dtsch. Litteraturgesch. S. 23—29) trefflich zur Erklärung des karolingischen Sagenkreises ausgenutzt hat. Man vergleiche ferner Foſs, Zur Karlssage, Seite 20 u. 26, Hiecke, Ges. Aufs. S. 16; über Jung Roland im altfrz. Roman und im provençalischen Epos Sachs in Herrigs Archiv 26, 146.

Des weiteren bearbeitete Uhland im „Girarz de Viane“, wie schon bemerkt (vgl. S. 58 u. 43), ein Stück der groſsen Rolandssage. Wann und auf welchem Wege er Ariosts „Orlando furioso“ [1] kennen gelernt, kann nicht festgestellt werden; die Thatsache selbst steht fest nach seiner Vorliebe für italienische Dichtung, wenn auch das Epos des Italieners natürlich auf Uhlands Bearbeitung nach Stoff oder Tendenz keinen Einfluſs ausüben konnte.[2] Schlieſslich teilte Uhland in seinem Kolleg über „Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker“ [3] Proben eigener Übertragungen aus der ihm allein bekannten nachklassischen Behandlung des Rolandmotivs, dem „Roman de Roncevaux“, mit; nie gedruckt, sind sie nur nach Mitteilungen aus zweiter Hand zu beurteilen: sie boten einige Scenen, welche ungemein drama-

[1] Ariost hat aber ebenso wie Bojardo, Pulci (Il fatti di Carlo Magno e de suoi Paladini, Venezia 1481, und „Morgante“, Firenze 1482) u. s. w. aus den „Reali di Francia“ und deren Niederschlag in vielen Volksromanzen geschöpft (was W. Grimm [Ruolandes lied, 1838] und Vilmar [22] S. 105 übersahen). Über die frühe Bekanntschaft Italiens mit dem Mythus von Roland vgl. Gautier, La chanson de Roland [7], p. XXXVI.

[2] Dabei ist recht wohl denkbar, daſs sich U. in der nationalisierenden und individualisierenden Aneignung des Rolandstoffes den Ariost zum Muster nahm (vgl. S. 72 u. 95), der durch die kunstvolle Erfassung und meisterhafte Gestaltung des Motivs fast einzig dasteht (Bernhardi, Volksmärchen und epische Dichtung. 1871. S. 69 f.). Vielleicht war U. auch die treffliche Verdeutschung Ariosts aus dem 17. Jahrhundert durch Diederich von dem Werder zugänglich gewesen, was von der Prosaübersetzung Wilhelm Heinses (1782) doch anzunehmen ist; auch Gries' Übertragung fiel schon 1804—9. „Ariost in Deutschland“: E. Schmidt, Charakteristiken 45 ff.

[3] „Schriften zur Geschichte der Sage und Dichtung“ VII, Stuttg. 1873.

tische Lebendigkeit verraten und so vielleicht bei ihm einen derartigen Plan wachriefen. In den kurzen Bruchstücken erscheinen Roland und Olivier, die beiden einzigen übriggebliebenen Kämpfer, in den letzten Stunden ihres thatenreichen Lebens.

Uhlands Balladen, welche sich in Stoff und Art der romanischen Litteraturen einzuleben versuchen, tragen einen deutlichen Zug wie von zeitgenössischer Niederschrift. Wunderbar ist es dem Dichter gelungen, den Geist der Chevalerie wie ein provençalischer Troubadour, ein spanischer Romanzier oder ein Jünger Petrarcas[1] in Worte zu bannen und den mittelalterlichen Ritterbegriff, wie ihn die romanische Welt Jahrhunderte hindurch festgehalten hatte, in den ganz abweichenden Anschauungskreis deutscher Dichtung zu verpflanzen; Treitschke in seinem (Seite 27 erwähnten) Aufsatze sagt aus Sachunkenntnis hierüber das gerade Gegenteil und widerspricht sich aufserdem zweimal direkt.[2] Hiermit tritt Uhland in das Gebiet der südromanischen Poesie hinüber. Er versetzt durchaus in die allgemeine Empfindungsweise eines längst entschwundenen Zeitalters, läfst die verklungenen Sagen des älteren romanischen Schrifttums wieder aufleben und

---

[1] Sein Verhältnis zu diesem bezeichnet das dessen Namen tragende Sonett; im einzelnen sehe man S. 92 ff.

[2] Der richtige Gesichtspunkt für eine Betrachtung der Uhlandschen Romanzen nach dieser Seite hin liegt in der Mitte zwischen einem Aufgehen in fremdes Volkstum und einer gezwungenen Versetzung auf rein deutschen Boden; vgl. Roquette, Gesch. d. dtsch. Dichtung II³, S. 419, u. Fischer, Kochs Ztschr. I, S. 390 f. Treitschke spricht hier in einem Atem folgende Widersprüche aus: „U. hat sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe besang. Sehr tief hat er sich eingelebt in den Geist der südländischen Sänger des Mittelalters: durch ‚Ritter Paris‘ weht ein Hauch schalkhafter Grazie, darum ihn jeder Troubadour beneiden könnte. Fast scheint es, als singe hier wirklich ein alter Südfranzose, als erfülle sich die wehmütige Verheifsung des modernen provençalischen Dichters: o moun pais, bello Prouvenço, toun dous parla pou pas mouri. Und doch ist dies nur ein Schein: aus U.s südländischen Gedichten so gut wie aus seinen angelsächsischen und französischen Balladen weht uns heimatliche Luft entgegen, er behandelt diese fremden Stoffe mit der gemütlichen Innigkeit und in der tiefbewegten Weise der Germanen, nicht mit der feierlichen Grandezza und dem rhetorischen Pathos südlicher Romanzen. Nicht immer freilich ist ihm dies gelungen....“ Seltsam schillerndes Zerrbild verworrener Gelehrsamkeit!

kleidet so die Ergebnisse seiner und anderer Romanisten gelehrten Forschung in das duftige Gewand der lyrischen Romanze mit einer Kunstvollendung, daſs selbst die Stoffe der Gedichte wie von eigener poetischer Intuition eingegeben scheinen; ja, einzelne, wie „Der schwarze Ritter",[1] tragen den Anstrich durchaus frei empfundener Märchen.

Uhland verfügte ebenso über die feurige Glut, den farbenprächtigen Glanz und die einschmeichelnde sinnberückende Sprache der Romanze, wie sie in erster Linie bei den südromanischen Völkerschaften geschaffen, ausgebildet und rege gepflegt worden ist, wie ihm die harte, eckige, oft abgehackte und springende Manier der nordischen Ballade, welche ihm im Normannischen wie im älteren Nordfranzösischen überhaupt in mannigfachen Anklängen entgegentrat, nicht minder zu Gebote stand. Denn wenn diese ein Geschenk seiner eigenen Veranlagung ist, so lernte er jene in der poetischen Schulung bei den Romantikern.

In verschiedenen Lebensaltern hat sich Uhland über die südliche Dichtart ausgesprochen,[2] am deutlichsten 1812 in einem Briefe an seinen für dieselbe schwärmenden Altersgenossen Otto Graf von Loeben: „Ihre bilderreiche Sprache mahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüt das der deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichtum geziemt die Pracht der Rede, je voller der Strom, um so höhere Wellen schlägt er." Auch über das Sonett spricht er sich hier[3] aus.

Julius Klaiber, Wilhelm Hauffs Neffe, bemerkte bei der Stuttgarter Uhland-Centenarfeier: „Schon als Student hatte er mit dem Altdeutschen das Altfranzösische und Altspanische ver-

[1] Bei Otto Jahn, Ludwig Uhland S. 226, ins Jahr 1815 gewiesen.

[2] Er bevorzugte die romantisch-südländischen Strophenformen seit seiner Bekanntschaft mit den Romantikern auffallend. Von 1809—16 dichtete er 21 Sonette, was ungefähr den fünfzehnten Teil der Gedichtsammlung ausmacht; 1807—19 entstanden die Oktaven, 1813 und 14 die Glossen. Im Kampfe gegen die Antiromantiker vertrat er entschieden das Recht der südländischen Formen (die Briefstelle [Leb. v. s. W. S. 40] nicht dagegen); vgl. Fischer, Kochs Ztschr. I, 374.

[3] „U.s Leben von seiner Witwe" S. 79 ff. Düntzer, Erltrg. 20, 42 f., 97 f.

bunden; später trat das Nordische hinzu; neben den Sprachen dieser Völker und ihren zahllosen Denkmälern zogen ihn ihre Sagen, ihre Märchen, ihre Anschauungen von Gott und der Welt, die Bräuche und Sitten, die Normen des Rechts, die Ordnungen in Staat und Gesellschaft an, und mehr und mehr erweiterte sich vor seinem hellblickenden Geiste der Kreis seiner Studien zu einer die gesamte Kultur des christlichen Mittelalters umfassenden und die einzelnen Völker desselben bis zu den fernsten Spuren ihres Lebens und Denkens verfolgenden wissenschaftlichen Erkenntnis."[1] Haben wir auch wenig thatsächliche Beweise dieser wissenschaftlichen Studien, so spielt um so reicher der Farbenglanz der südromanischen Romantik in den Formen und Stoffen bei dem Dichter herein, und wir stofsen auf eine grofse Reihe ganz im Geiste der Calderonbegeisterten deutschen Romantik gehaltener Schöpfungen, welche Hermann Fischer in seinem trefflichen Aufsatz (Allg. Ztg. 27. April 1887, S. 1698) zusammenfafst als „die spanischen Romanzen und die mit ihnen verwandten Gedichte".[2] Über dieselben führt Fischer folgendes aus: „Sie stehen in der Gedichtsammlung unmittelbar beisammen und sind auch stilistisch durchaus miteinander verbunden. In der Zeit reichen sie von 1809 bis 1815; in Kerners erstem Almanach standen noch zwei weitere, „Casilde" und „Sanct Ildefons", welche dieser Veröffentlichungszeit zufolge in oder vor das Jahr 1810 fallen müssen. Ich nenne die ganze Gruppe spanisch, obgleich manche der Gedichte ihren Schauplatz in der Provence, in Italien

[1] Vgl. Anm. 2 S. 59. „Er vergleicht die Volksdichtung der modernen Kulturvölker, schweift dabei weit über die Grenzen Europas hinaus, untersucht, wie derselbe poetische Einfall von den verschiedenen Nationen ausgedrückt wird, forscht nach den Grundkräften aller Poesie und ihrer Verbindung. Es sind die neuesten Aufgaben der deutschen Philologie, an deren Lösung sich Uhland mit Methoden gemacht hat, die jetzt fast wiederum entdeckt worden sind. Hier (und anderwärts) kann er uns alle noch vieles lehren." (A. E. Schönbach, Wiener „Deutsche Zeitung" vom 28. April 1887.) Siehe auch S. 78 f., 113 u. ö.

[2] Alle diese (Gedichte[5] S. 253—83), nach Stil, Stoffwahl und Form zusammenzufassend, müssen eigentlich Ritterromanzen im Geiste der provençalischen Troubadours heifsen. Eine Ausnahme bildet „Die Bidassoabrücke" (1834), ein politisches Tendenzpoëm in Form eines sinnigen Stimmungsbildes.

oder an gar keinem bestimmten Orte haben. In Spanien spielen die beiden eben genannten Gedichte, welche mit den zwei anderen, „Der Sieger" und „Der nächtliche Ritter", zuerst von allen veröffentlicht worden sind. „Casilde" ist eine spanische Legende, „Sankt Ildefons" aber eine Übersetzung aus Lopes „König Wamba".[1] Spanisch ist das Versmaſs, welches in dem zuletzt genannten Gedichte treu dem Original nachgebildet ist: es sind die in der spanischen Dichtung häufigen trochäischen Vierfüſsler, deren gerade Zeilen durch Assonanzen verbunden sind. In diesem Versmaſs sind noch fernerhin gedichtet: „Der kastilische Ritter", „Sankt Georgs Ritter", „Romanze vom kleinen Däumling"; während in den übrigen, im ganzen nach jenen gedichteten die Assonanzen durch den genauen Reim ersetzt sind: „Romanze vom Recensenten", „Ritter Paris", „Der Räuber", „Sängerliebe" und „Liebesklagen".[2] Das spanische Versmaſs ist es nicht allein, was diese Gedichte verbindet und zu der Romantik in Beziehung setzt; es ist auch in den meisten von ihnen die für diese charakteristische Neigung zum Spielen, sei es mit romantischer Ironie oder mit troubadourmäſsiger Galanterie, deutlich ausgesprochen; diejenigen aber, welche durchaus ernst gehalten sind, wie z. B. „Dante", zeigen doch eben durch ihre Zusammenstellung mit den anderen, daſs der Dichter selbst sich der Gleichheit der Stilisierung in denselben bewuſst gewesen ist." Zu dieser fast erschöpfenden Skizze von Uhlands Landsmann ist nur weniges

[1] Vgl. Anm. 2 S. 37 nebst dem Texte zu derselben, sowie Ebert, a. a. O. S. 568 f. Ähnlich geht wohl „Ritter Paris" auf Hermann von Sachsenheims „Mörin" (1453) zurück.

[2] Dies sind die beiden Nummern „Der Student" und „Der Jäger", für die (in einem leicht ins Keck-Naive überschlagenden, aber ungemein anmutigen Tone gehalten) nach Notter (S. 403 f.) „offenbar der nicht ausgeführte Entwurf eines heiteren Liederspiels" (Die Serenade, Notter S. 84—88) als Ausgangspunkt zu nehmen ist. „Der Student" (1814) hat neben „Don Massias" allein vollen und richtigen Reim, die anderen meist die assonierenden Auslautsilben der romanischen Vorbilder. „Michiels hat in seiner Umdichtung des nächtlichen Ritters nicht einmal die Trochäen beizubehalten gesucht, sondern den fünffüſsigen jambischen Doppelzeiler gewählt, wodurch das Gedicht seinen Charakter als romanische Romanze ganz eingebüſst hat." Ottiker v. Leyk, Die deutsche Lyrik in der französischen Übersetzungslitteratur. I. Uhland. Herrigs Archiv 71, (53 bis 72) S. 71. Zu Obigem s. Düntzer, Erläuterungen S. 56, 166 f.

hinzuzufügen. Das vollendetste der „spanischen“ Gedichte ist wohl „Durand“; die Eigenart der spanischen Dichtersprache ist hier wunderbar gewahrt: getragen von einer geradezu einschmeichelnden Diktion erhebt sich eine Dichtung voll wahr empfundener Gemütsinnigkeit. Von „Rudello“ sagt Notter (S. 400) — vgl. die älteren kritisch-monographischen Angaben bei Chabaneau, Les Biographies des Troubadours Touls. 1885 s. v. Jaufre Rudel —, dafs dieses Gedicht „wegen seiner etwas chronikmäfsigen Fassung der Idee der Romanze nicht völlig entsprechen dürfte“. Jaufre Rudel, Prinz von Blaya, war auch in seinem Leben eine durchaus romantische Persönlichkeit: Diez, L. u. W. d. Trb. S. 52. Künstlerisch steht am höchsten von Uhlands sogenannten spanischen Romanzen das heitere und lebendige Gedicht „Ritter Paris“, das Notter (S. 403) „zu den nach spanischem Vorbild entworfenen Romanzen“ rechnet; doch sei wenigstens die Vermutung hier ausgesprochen, dafs Uhland den französischen „Roman du Chevalier Paris, natif de Dauphine et de la belle Vienne“ gekannt hat. Im „Kastilischen Ritter“ steht dem „Ritter Paris“ ein knapp entworfenes ernstes Lebensbild gegenüber; „Ritter Paris“ soll eine launige Persiflage sein (Notter S. 163 f.).

Der Cyklus „Sängerliebe“ fafst Stoffe aus verschiedenen romanischen Litteraturen zusammen, zum grofsen Teil auf Bruchstücken und Andeutungen fufsend. Strobl[1] hat versucht, die sehr versteckten Quellen aufzufinden, und H. Düntzer bringt mit einigen Ergänzungen das Gefundene in seinem Kommentar.[2] Beim „Kastellan von Couci“ — die Grundlage[3] bildet die dem Kreise der altfranzösischen Heldendichtung entnommene „L'histoire du Châtelain de Coucy et de la Dame de Fayel“ (Li Roumans dou

[1] J. Strobl, Quellen zu drei Romanzen Uhlands. Wien 1864. (Beilage z. „Wiener Ztg.“).

[2] Vgl. auch Herm. Dederich, Ludwig Uhland. Quellennachweise zu den episch-lyrischen Dichtungen u. litterarhist. Beilagen und Bemerkungen. Gotha, Perthes 1886, eine mehr populäre und in der Quellenuntersuchung unphilologische Arbeit. Thatsächliches bei Stimming, Jaufre Rudel. 1887.

[3] K. Frenzel (Büsten und Bilder, 1864, S. 147) sagt von U.s Behandlung mittelalterlich-romant. Poesie: „Sie ist reproduktiver Art; im Stoffe hängt sie von der Chronik ab.“ — Gedichtet ist „Der Kastellan von Coucy“ 17. Juni 1812; die Symbolisierung desselben Gedankens schon im Sonett „Vermächtnis“ vom 23. Aug. 1811. Vgl. Goethe an Frau v. Stein, 27. Jan. 1776.

Chastelain de Coucy et della Dame de Fayel, publ. par Crapelet, Paris 1829) — ist der Charakter des Chronikartigen wohl bewufst gewahrt. Die Sage selbst knüpft sich in der französischen Überlieferung an die Namen der trouvères Reignault und Guillem de Cabestaing, während der Namensträger ein geschichtlich gar wohlbekannter Minnesänger ist; Näheres hierüber in „Chansons du Châtelain de Coucy“ publ. p. Fr. Michel (Paris 1830) und Fath, Die Lieder des Kastellan von Coucy (Heidelb. Diss. 1883), 11 ff. Für Uhlands Gedicht weist Ginzel auf Bouterweks „Litteraturgeschichte“ hin, welche er auch für „Don Massias“ (s. Anmerk. S. 74 a. E.) und „Dante“ als Quelle bezeichnet; sicher ist nur aus Uhlands Anmerkungen zum Volksliede vom Brennenberger[1] zu ersehen, dafs ihm die allerdings stellenweise sehr ähnliche Darstellung Bouterweks (V, 25 ff.) bekannt war. Jedenfalls hat Uhland die ihm aus zwei Quellen (vgl. S. 52) entgegentretende Idee in ihrer frappanten Doppelgestalt fein gefühlt und zum Bewufstsein gebracht. Bei der Quellenfrage darf vielleicht auch an Maler Müllers dramatisches Fragment „Der Tod Coucys“ und Bürgers zu breit ausgesponnenes Gedicht „Lenardo und Blandine“ erinnert werden.[2] (Hierzu Pröhle, G. A. Bürger S. 144, und bei A. Ellissen,

[1] „U.s Schriften“ IV, 68. Reinmar von Brennenberg, ein bayerischer Lyriker, der 1276 gewaltsamen Todes starb, lebte noch im Volksliede des 15. Jahrhunderts fort; auf diesen Ritter übertrug man die grausige Geschichte vom gegessenen Herzen, welche auf alte Märchenherkunft hinweist.

[2] R. Köhler, Zu B.s Lenardo und Blandine, Ztschr. f. dtsch. Phil. 1884, S. 362 f. Vgl. Konrad von Würzburgs „herzmaere“ (ed. Roth, Frankfurt 1846) und dazu Pannier, Kleinere Dichtungen von K. v. W. (1879) S. 10 f. Beschnidt, Die Biographie des Trobadors Guillem de Capestaing und ihr historischer Wert (Marbg. Diss. 1879) S. 17 ff. [hier Parallelen aus der indischen Tierfabel, der nordisch-eddischen und deutschen Sage. Also darf Treitschke hier nicht entrüstet U. vorwerfen, er habe „aus den romanischen Stoffen auch legendenhafte Wundergeschichten mit herübergenommen, die den modernen Hörer kalt lassen, oder häfslich phantastische Züge“ und die weltberühmte tragische Romanze „fremd und verletzend“ nennen, zumal die romanische Umformung die harte Aufsenseite der Fabel entschieden noch gemildert hat (Beschnidt S. 20).] Vgl. E. L. Rochholz in Zachers Zeitschrift I, 181—198; Bartsch, Nibelungenlied, Einltg. p. XV; G. Paris, Rom. VIII, 243 u. Hist. litt. XXVIII, 352 ff.; Immermann, Die Opfer des Schweigens (1837), und Straufs, Kl. Schr. 213—17, sowie Immermanns „Cardenio und Celinde“ mit Börnes Besprechung (Werke, New-York IV, 91 ff.). Man vgl. Boccaccio giorn.

Polyglotte der europäischen Poesie I, S. 290 ff., eine griechische Fassung; Schopf, Beiträge zu ... Peire Vidal [1887] 8 u. 35.)

Zweifellos verstand es Uhland, seine Quellenunterlagen mit feinsinniger Überlegung zu benutzen und die gegebenen Züge geschickt zu verwerten, so z. B. bei „Sankt Georgs Ritter", über dessen Verhältnis zur Vorlage (vgl. C. Chabaneau, „Vie de Sanct George" in „Revue des langues romanes", März 1887) er selbst bemerkte, daſs der ganze zweite Teil aus dem Gedankengange des in jener Gefundenen ergänzt sei. Die Überlieferung erzählte nämlich nur, wie St. Georg für Pascal Vivas eintritt, während Uhland in der zweiten Abteilung die neugeschaffene Übertragung einer Heldenthat von diesem auf jenen hinzufügte. (Ein ähnliches supplierendes Verfahren schlug er öfter ein, wie beispielsweise beim „Taillefer".) Düntzer, Erläuterungen 145 ff. [Aschbach, Ommajaden in Spanien II, 199 ff.]

Uhlands romanistischer Thätigkeit nach den Befreiungskriegen mangelt der feste Zusammenhang, der dieselbe bis dahin geleitet hatte; denn ganz andere Aufgaben zogen jetzt den reifen Mann von seinen Lieblingsarbeiten ab. Den Entwurf von einem „Märchenbuch des Königs von Frankreich", dessen wirklich ausgeführte Stücke offenbar in einzelnen Ablegern seine Gedichte enthalten, trug er schon bei der Rückkehr von Paris in sich. Der Gedanke war sicher ein ähnlicher wie bei dem 1808 geplanten „Decamerone"; ein von Jahn mitgeteilter Brief an Fouqué spricht sich eingehend hierüber aus.[1] Dagegen wurde der schon 1807 geplante „Fortunat" wenigstens teilweise ausgeführt; in den Jahren 1814 bis 1816 entstanden zwei Bücher desselben. Sie weisen die Kunst des Erzählens und Schilderns im romantischen Sinne in schönster Vollendung auf; der Stil ist hier merkwürdig flüssig, der Ton

IV, nov. 1 u. 9; auch des Andreas Gryphius „Cardenio und Celinde" (erneuert von Arnim).

[1] Goedeke, Grundriſs[1] III, 322: Er entwarf den Plan zu einem groſsen Gedichte „Das Märchenbuch des Königs von Frankreich", in dem, wie er an Fouqué schrieb, die verschiedenen französischen Stämme durch poetische Darstellung stammeigner Sagen vertreten werden sollten; Ritter und Frauen erzählten diese Stoffe bei einem königlichen Feste, die von einem Kaplan aufgezeichnet und mit der genannten Aufschrift im königlichen Schatze niedergelegt wurden. Der Plan blieb unausgeführt, da die Masse des Abzuschreibenden der alten Dichtungen zu sehr in Anspruch nahm.

streift oft ans Galante, und die beredte Sprachgewandtheit entwickelt sich bis zur farbenreichsten Stimmungsfähigkeit und berechneten Wort- und Klangmalerei. Uhland wandelt hier ganz auf den Pfaden südländischer Vorbilder, die die Schlegels eröffnet und Tieck zuerst beschritten. Eine unmittelbar vorschwebende Musterarbeit gab es hier nicht, denn der „Don Juan“ von Byron, die klassische Repräsentanz des modernromantischen und dabei leicht ironisch angehauchten Epos, begann erst 1819 zu erscheinen. Aber dafs die alten italienischen Meister von verschiedenartiger Einwirkung waren, ist sehr deutlich, und die komisch-parodistische Übertragung der romantischen Heldensage in den graziös-märchenhaften Ton, wie sie Ariost und seine Genossen wunderbar verschmolzen, ist trefflich gelungen.[1] Mayr (Der schwäbische Dichterbund. 1886. S. 59, Anm. 110) führt zwanzig Stellen aus dem „Fortunat“ an, in denen er unberechtigte Neologien, sprachliche Härten und prosodische Fehler erblickt; aber schon Fischer hat dies (Kochs Ztschr. I, 372) als nicht stichhaltig zurückgewiesen: seine Ausführungen gipfeln in dem Gedanken, dafs gerade die etwaige Freiheit des Wortgebrauchs und der Betonung die bewufste Eigenheit des Dichtwerkes, die Schreibart und Formgebung der italienischen Stanze anzustreben, nur beförderte. Ebenfalls Mayr gegenüber konstatiert Fischer — wie schon in seiner im Eingange genannten Jubiläumsschrift über Uhland

[1] Kein Uhlandforscher hat bisher für den „Fortunat“ die Quellenfrage gestellt. Nach meinen Untersuchungen kommen in Betracht: Chamissos Fragmente von „Fortunatus' Glückssäckel und Wünschhütlein“ („Katzennatur“, Hempel I, 103, „Wechselgesang aus ‚Fortunatus‘“ I, 487 f. und dessen letzte drei Strophen mit dem Sondertitel „Der Schatz“ I, 190), vgl. Fulda, Chamisso und seine Zeit (1881) S. 70 f. u. 102; Das deutsche Volksbuch (G. Schwab, Die deutschen Volksbücher[6], 1870, p. VI, in der 1835 geschriebenen Vorrede, wo aber statt 1509 falsch 1609 steht; K. Mayer, L. Uhland I, S. 120), aufserdem vielleicht die Bearbeitung des Hans Sachs und „Old Fortunatus“ des Engländers Thomas Dekker, eine romanische Fassung der Pariser Bibliothèque impériale und auch etwa noch die alte Grundlage der Geschichte i. d. „Gesta Romanorum“; Tieck kommt gewifs nicht mit in Frage (s. S. 101). (Ausführlichere Angaben wird meine Abhandlung „Fortunat in Sage und Dichtung“ im nächsten Bande der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ bringen.) Zuerst lernte Uhland den Stoff jedenfalls in Görres' Volksbüchern S. 81 ff. (Anm. 3 S. 17) kennen.

— eine ganz wesentliche Abweichung von der bisher maſsgebenden humoristisch-satirischen Art Wielands und weist, wie schon Notter (S. 418) andeutete, auf Paul Heyse, namentlich dessen „Braut von Cypern“, hin; der von ihm gedachten trefflichen Betrachtung Uhlands über das komische Epos im Stilistikum (bei Holland [Anm. 2] Seite 56) sei auch hier nicht vergessen. Übrigens bedankt sich Heyse selbst („Die Braut von Cypern“, 2. Ges., Str. 1—3, in „Novellen in Versen“ II, 14) bei U. für die dessen „Fortunat“ entlehnte Strophe.

Noch nach 1816, wo fast nur nationale Vorwürfe die Unterlagen von Uhlands Dichtungen bildeten, fällt der im Nachlaſs gefundene Entwurf einer Dramatisierung der Geschichte des spanischen Nationalhelden Bernardo del Carpio;[1] dieser, von Keller

[1] Steht als Liebling der Volksüberlieferung fast ebenbürtig neben Cid, wenn sich auch seine Gestalt aus einem gewissen mythischen Nebel nicht deutlich heraushebt. Während aber die Mehrzahl der Forscher für die historisch beglaubigte Persönlichkeit des Cid im wesentlichen eintritt, ist man bezüglich des Bernardo noch zu keinem greifbaren Ergebnis gelangt. F. Wolf hat diese Streitfrage mehrfach gründlich untersucht und sein Endurteil in folgenden Worten zusammengefaſst: „Es liegt durchaus nichts daran, ob eine Person dieses Namens wirklich existiert hat oder nicht; sie ist aber durchaus eine nationale Gestalt, der unter einem bestimmten Namen und gegebenen Verhältnissen personifizierte Nationalcharakter, und wenn nicht ein Spanier, so gewiſs ein Spanier, und ist als solcher nicht nur eine wirkliche, sondern auch eine historische Existenz.“ Also fällt auch die wiederholte Behandlung des Bernardo-Motivs unter die zahlreichen historischen Romanzen der altspanischen Poesie, welche Lope de Vega richtig „Iliaden ohne Homer“ genannt hat. „Die Romanzen über Bernardo gaben späteren Zeiten einen reichen Stoff zu Schauspielen, Erzählungen und verschiedenen Heldengedichten“ (Dohm, Die spanische Nationallitteratur. 1867. S. 17). Leider wissen wir über U.s Verhältnis zu diesen Bearbeitungen und den Studien seines Freundes Wolf nichts Näheres. (Fr. Diez gab 1818 den „Altspanischen Romanzen“ eine litterarhistorische Würdigung in der Vorrede bei, wo es u. a. heiſst: „In der Romanze klingen Schwertschläge und Liebesklagen in alter Weise fort, die Türme von Paris liegen noch da, der heilige Karl sendet seine streitbaren Apostel, die an der Tafel ihr Brot essen, aus, alle Welt zu belehren mit dem Schwert... der groſse Tag von Roncesvall rückt heran; K. verliert alle zwölfe; der gefeite Siegesgeist der Christenheit unterliegt dem Bernaldo del Carpio, ein spanischer Herkules vernichtet den, der die Kraft von Frankreich in sich sammelte, und Hispania setzt sich auch hier noch ein stolzes Gedächtnis“, eine auf Uhland gewiſs nicht einfluſslose Notiz.)

(Uhland als Dramatiker S. 427 ff.) abgedruckt, ward in der Hauptsache 1819 skizziert und ausgeführt, während der Rest des unvollendeten Dramas ins Jahr 1822 gesetzt werden muſs. Die erhaltenen Bruchstücke zeigen einen edlen Ausdruck und sind teils in Prosa, teils in Blankversen oder (eine Scene) den beliebten spanischen Trochäen abgefaſst; doch steuert der gehobene Stil in der Prosa sichtlich auf den metrischen Umguſs los.

Dann ruhte die Romanistik mit der gelehrten Arbeit überhaupt jahrelang infolge der Überhäufung mit juristischen Geschäften und namentlich der politischen Wirren. Nur vereinzelte Spuren, daſs das alte Interesse noch fortlebt, sind zu verzeichnen. So wendete er sich, mit „Wolfram von Eschenbach" beschäftigt, im Spätherbst 1824 nach Bern wegen einiger französischer Handschriften, die ihm „zu gründlicher Behandlung dieses Dichters unentbehrlich schienen" (an Laſsberg, 16. April 1825). Es folgt im nächsten Jahre die erwähnte Verbindung mit Professor Friedrich Diez in Bonn und Uhlands wichtiger Briefwechsel mit demselben. Seine Universitätsvorlesung „Sagengeschichte der

— Den Schauplatz in Spanien hat übrigens auch das 1809 mit J. Kerner geschriebene possenhafte Singspiel „Der Bär" (Keller, U. a. D. S. 193 ff.); die Gesänge darin gehören Uhland nach seiner eigenen brieflichen Äuſserung (Notter, Ludwig Uhland S. 84) an und sind auch merkwürdigerweise in jenem spanischen Versmaſse der ungereimten trochäischen Tetrapodie abgefaſst. — Zeitlich näher steht dem Bernardo-Fragment die Verdeutschung eines Liebesgedichts von Don Juan Rodriguez de la Cámara (oder del Padrón), eines vertrauten Jüngers des Don Macias und Landsmannes desselben. Der von Uhland benutzte (wo?) handschriftliche Urtext wurde erst durch Caroline Michaelis de Vasconcellos nebst neuer Übertragung in „Schnorrs Archiv" XIV, 189 f. bekannt gemacht. U.s Übersetzung erschien im „Taschenbuch für Damen", Jahrg. 1820, S. 200 f. (Das tragische Schicksal des Macias d. Verliebt. erzählt nach Argote de Molina Ludwig Clarus, Span. Litt. im Mittelalter II, 146.) Über den Lyriker Rodriguez und sein Verhältnis zu Macias war U. aus derselben Quelle unterrichtet, die ihn jedenfalls auch zuerst mit der Gestalt des letzteren selbst bekannt gemacht hatte; es sind die von Dieze seiner 1769 erschienenen Übersetzung von J. L. Velasquez' „Geschichte der spanischen Dichtkunst" beigegebenen Anmerkungen, von denen Boxberger (Schnorrs Archiv VIII, 137—142) S. 102—107 nebst der Stelle über Macias aus Bouterwek IV, 17 f. als „Die Quellen von Uhlands Romanze ‚Don Massias'" abgedruckt hat. Macias erscheint übrigens schon bei Cronegk — und zwar fast als Typus —, Schriften (1761) II, 134.

germanischen und romanischen Völker im Mittelalter" (1831 bis bis 1832 [1]) nahm seine Lieblingsforschung in ausgedehnterem Umfange wieder auf. Auch in seinem privatissime gehaltenen Stilistikum, über welches, als ein Teilnehmer Uhlands bedeutendster Schüler, Adelbert von Keller, sowie Wilhelm Ludwig Holland (Zu Uhlands Gedächtnis. Mitteilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit. Leipzig, Hirzel 1886 [2]), ferner Karl Klüpfel, gleichfalls Augenzeuge, in seinem Lebensabrifs Uhlands (in „Unsere Zeit", s. Anm. 1 S. 79) berichten, mögen nicht selten einschlägige Fragen im Anschlufs an das Kolleg zur Sprache gekommen sein. Aufser in der genannten fand er natürlich auch in der Vorlesung über „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" bei der Behandlung der französisch-bretonischen Stoffe und der Karlssage vielfach Veranlassung zur Hereinziehung des altfranzösischen Epos. Im allgemeinen überall auf demselben Standpunkte verharrend, fügte er die neue Scheidung der erzählenden Dichtung in die weltlichen und die geistlichen Charakters hinzu und erläuterte diese Begriffe durch Aufdeckung der trennenden feinen Eigenheiten.

Dafs Uhland den alten Studien fortdauernd seine Teilnahme bewahrte, beweist u. a. sein Brief aus dem Jahre 1833, wo er die wichtige Verbindung mit Ferdinand Wolf, dem bedeutenden Romanisten in Wien, anknüpfte; er schreibt demselben antwortend: „Mit Herzen blieb ich gleichwohl der alten Sage und Liederdichtung treulich zugethan, und so habe ich auch alles, was Sie für dieses Feld teils in eigenen Schriften, teils in den ‚Wiener Jahrbüchern' und den ‚Altdeutschen Blättern' geleistet, zu meiner Belehrung und Freude mit regem Anteil verfolgt. Die jüngere Zeit war auch unserem gemeinsamen Interesse für die altfran-

[1] Dreimal wöchentlich, im Wintersemester 1831 mit 41 Zuhörern, einer für damalige Tübinger Verhältnisse grofsen Zahl.

[2] Die fleifsig ausgearbeitete Handschrift seiner Bemerkungen und Kritiken für das Stilistikum, das er nach dem seines Lehrers Conz eingerichtet hatte, enthaltend; inhaltsreiche Recensionen in den wissenschaftlichen Beilagen zur „Leipz. Ztg." 1886, Nr. 99 (von R. Bechstein) und zur „(Münch.) Allg. Ztg." 1887, No. 52. Zu U.s akademischer Wirksamkeit siehe auch Adolf Rümelin, L. Uhland. Stuttgart 1887. (Württembergische Neujahrsblätter von Hartmann IV.)

zösische Sagengeschichte überaus günstig. Durch die rüstige und einsichtsvolle Thätigkeit Michels und anderer öffnen sich die Quellen ergiebiger: und doch, wie vieles ist hier noch zu thun. Weitverzweigte Adern des karolingischen Epos sind kaum geschürft." Fünf Jahre später folgte eine Reise nach der österreichischen Hauptstadt, wo er (Leben v. s. W. 270; Notter 268 f.) „viel Interessantes von altfranzösischer und altenglischer Poesie" vorfand, was ihm der gefällige Wolf zugänglich machte, da er kaiserlicher Bibliothekar war. Unmittelbar vorher war er in Strafsburg gewesen, nach Lenaus Angabe[1] in einem Briefe an seine Schwester: „eines alten Manuskriptes wegen"; er suchte nach altdeutschen und -französischen Handschriften, die ihm sein Fachgenosse Professor A. W. Strobel gern zur Verfügung stellte. Auch die ihn darauf im Dezember 1839 erfreuende Übersendung vom „Meistergesang über des Brennberger Fahrt nach Frankreich" durch Wilhelm Grimm (Leben v. s. W. S. 280) erhielt ihn verschiedentlich mit den romanistischen Studien in Berührung, wie schon oben bei der Besprechung des „Kastellan von Couci" (vgl. Anm. 1 S. 70) sich herausstellte. Dafs später Uhlands Interesse für den karolingischen Sagenkreis und die verwandte Poesie[2] gesunken sei, ist kaum anzunehmen, doch nicht aus dem Umstande zu erweisen, dafs er, als 1847 Heinrich Zschokke zur Krönung mit dem Tiedgepreis Ettmüllers (1846 zu Zürich erschienenes) romantisches Volksepos „Kaiser Karl der Grofse und das fränkische Jungfrauenheer" vorschlug, nicht derselben Ansicht war;[3] denn erstlich wufste Uhland dies nicht, dann hätte er — und zwar mit Recht — den von ihm vorgeschlagenen Mörike über Ettmüller gestellt, und endlich hatte er überhaupt auf das Preisrichteramt verzichtet.

Im Laufe der Jahre scheint dann Uhland, so oft es ihm seine knapp bemessenen Mufsestunden erlaubten, seinen alten

---

[1] In „Lenaus Leben" von Anton Schurz (1855) I, 347.

[2] 1843 suchte U. auf seiner Forschungsreise in Norddeutschland auf der Stadtbibliothek zu Zwickau i. S. nach altfranzösischen Liedersammlungen („Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach", herausgg. von Wendeler, S. 28 u. Anm. 3; vgl. auch Goedeke, Grundrifs III, 326).

[3] S. Herman Grimm, Zu Uhlands hundertjährigem Geburtstage (Deutsche Rundschau, Aprilheft 1887) S. 67.



Lieblingsgedanken[1] vergleichender litterar- und kulturgeschichtlicher Betrachtung des Mittelalters wieder aufgenommen zu haben. Freilich, er blieb hier seiner gewohnten Gediegenheit im Arbeiten treu, ohne sich den augenfälligen Fortschritten der Wissenschaften zu verschliefsen, was Friedrich Vischer[2] meint mit dem Satze: „Uhland war ein Gelehrter mit Geschmack.“ Überhaupt zog ihn die Ur- und Vorgeschichte der modernen Kulturvölker in allen ihren Erscheinungen aufs innigste an. So schreibt er am 1. Febr. 1844 an Professor Schreiber in Freiburg näher über eine von diesem ihm zugesendete Abhandlung aus der keltischen Altertumskunde (Leben v. s. W. S. 318), und noch in hohem Alter verfolgte er die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete dieser Lieblingsstudien seiner Jugend — Michelet und Kemble nennt er (Leben v. s. W. S. 465) — mit Aufmerksamkeit oder liefs sich im Behinderungsfalle wenigstens von Keller und Holland auf dem Laufenden halten.[3]

Noch 1861, also ein Jahr vor seinem Tode, brachte er einen Aufsatz „Walther von Wasgenstein“ zu Ende, zu dem er eingehende Lokalstudien[4] in dem damals noch französischen Elsafs gemacht hatte, und kam somit auf die erste Anregung zu seinem Lebensstudium zurück, die er als junger Student durch Professor Seybold empfangen hatte. In demselben Jahre widmete Wilhelm Hertz die von Uhland selbst geförderte Übertragung der originalen „Chanson de Roland“ „dem Herrn Dr. Ludwig Uhland in

---

[1] Vgl. Anm. 2 S. 59, Anm. 1 S. 67.

[2] In seiner geistvollen Charakteristik Uhlands (Kritische Gänge, IV. Heft, S. 155). Uhlands Art zu arbeiten entspringt vielleicht der Seite seines Wesens, die Goethe meint, wenn er (an Zelter, 4. Oktober 1831) schreibt: „Aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen.“ Goethes Urteile über Uhland bei Notter S. 376 f., Anm. Vgl. „Lenaus sämtl. Werke“ von Barthel (1883) p. XLVI. L. Sintenis, Einflufs Goethes auf U.: Masius' „Jahrb. f. Pädagogik“ 1872, S. 363 ff.

[3] Uhland an seine Frau, 29. Juli 1848 (vom Frankfurter Parlament aus!): „Leben v. s. W.“ S. 363 u. 473.

[4] Liebevoll gewürdigt von Franz Pfeiffer, Ludwig Uhland S. 16 f. Über den Plan einer grofsen Sammlung von Landessagen, welchen U. ein Jahrzehnt vorher gefafst hatte, siehe „Frankfurter neuphilologische Beiträge“, Festschrift 1887, S. 69, Note 2.

dankbarer Verehrung", und ganz kurz vor seinem Tode Heinrich Michelant ihm die erste vollständige Ausgabe der „Fils d'Aymon" (Stuttgart 1862. Bibliothek des Litter. Vereins No. 67), sämtlich Früchte der von ihm zuerst bebauten Felder romanistischer Wissenschaft. Befriedigt und neidlos blickte er auf diesen rüstigen Fortgang der Gelehrsamkeit und räumte bescheiden der jungen Generation das Recht ein, die alten Anschauungen, die sich als überwunden erwiesen, auch seine eigenen, zu stürzen. In diesem Sinne äufserte er hochbejahrt zu seiner treuen Frau folgende kennzeichnenden Worte:[1] „Meine litterarischen Forschungen sind nun teilweise veraltet, die Wissenschaft ist über sie hinausgeschritten. Dennoch kann ich sagen, dafs sie nicht ganz ohne Erfolg waren. Mein erstes Werk ‚Über das altfranzösische Epos' wurde bald von den Franzosen anerkannt und oft citiert." Die letztere Bemerkung mag die genau berichtende Frau Emilie[2] verhört haben oder sie ist auf Rechnung der allzugrofsen Bescheidenheit Uhlands zu setzen; mit der Wirklichkeit stimmt sie, wie nachgewiesen, ganz und gar nicht (Leclercs Anm. 1 S. 53 angeführte Skizze kannte er nicht).

Der durchgehende Grundzug von Uhlands wissenschaftlicher Forschung ist in seinen romanistischen Arbeiten nicht weniger wie auf dem Gebiete der deutschen Philologie in einer ausgesprochenen Neigung zu vergleichender Litterarhistorik, namentlich soweit sich dieselbe auf sagengeschichtlichem Felde bewegt, zu suchen. Dieses letztere, damals noch wenig gepflegte Wissenschaftsgebiet betrat er mit namhaftem Erfolge, wie, von Kleinig-

---

[1] „Leben v. s. W." S. 455. Zu Uhlands Gedanken über den Erfolg seiner Werke vgl. Kohut, L. Uhland und sein Verleger (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Jahrg. 1887, Nr. 93, S. 218 f.).

[2] „Karoline Herder, Ernestine Vofs und Emilie Uhland haben durch die Erinnerungen, die sie ihren Gatten gewidmet, zugleich bewiesen, dafs in den langen Jahren ihres glücklichen Ehelebens ihr geistiges Wachstum derart gediehen ist, dafs sie nicht nur die dichterischen Entwürfe ihrer Gatten zu beurteilen, sondern auch deren wissenschaftliche Bestrebungen zu unterstützen vermochten. Die Gunst des Geschicks gewährte ihnen ein Menschenalter und darüber, um Hand in Hand zu gehen mit Männern, welche Deutschland unter seine besten Söhne rechnet." F. Sintenis, Immermanns Münchhausen und Goethe u. Fürst Pückler-Muskau (Dorpat 1875) S. 3. — Zu Hertz' Huldigung für den Meister vgl. Schmidt, Charakteristiken 56.

keiten abgesehen, seine klassische Abhandlung „Mythus von Thôr“ (Stuttgart u. Augsburg 1836) beweist, so daſs ihn H. Steinthal den genialsten Mythenforscher, der je gelebt hat, nennen darf; man sehe hierzu auch W. Jordan, U. als Sagenforscher (Deutsche Vierteljahrsschrift 1863, Nr. 103, III. S. 172—198). Charakteristisch spricht sich Uhland einmal über besonders verwickelte Probleme in dieser Wissenschaft aus: „Gerade diese dunkleren und anscheinend undankbaren Zeiträume gewähren der geschichtlichen Forschung einen höheren Reiz als diejenigen, welche schon licht und fruchtbar zu Tage liegen; denn bei den ersteren muſs sie selbstthätiger, auf eine dem dichterischen Schaffen verwandte Weise in Wirksamkeit treten.“ [1] Hier steht wiederum die Erörterung der dem Volksleben entlehnten und in dasselbe hineingreifenden Stoffe und Beziehungen im Vordergrunde, was sein Studium des ziemlich veralteten Werkes „Crescimbenis“ (Anm. 1 S. 55) erklärlich macht. Daſs schon früh eine derartige Stimmung in ihm sich regte,[2] beweist das schöne Gedicht „Die Lieder der Vorzeit“ (1807), und wieder aufgenommen erscheint diese den Heidelberger Romantikern abgewonnene Betrachtungsweise in dem sinnigen poetischen Bekenntnis „Märchen“, unmittelbar nach der Pariser Reise entstanden, welches eine fein durchdachte Theorie der Dichtkunst, wie sie das fleiſsige Litteraturstudium erzeugt hatte, mit groſser Gemütstiefe und Anschaulichkeit enthüllt. Die herzlichste und hingebendste Liebe zu dem vollen Innerleben des Volkes in den verschiedenartigen Äuſserungen des Denkvermögens und Erfindungstriebes begleitet Uhland von Anbeginn seiner dichterischen und wissenschaftlichen Thätigkeit — hier ragt sein Hauptwerk, die mächtige Volksliedersamm-

[1] Ein vertrauter Freund äuſserte über Uhland: „Der Lieblingsboden seiner Forschungen war das Ineinandergreifen von Sage und Geschichte; es war ihm ein besonderer Genuſs, in einer Sage oder Mythe die geschichtlichen Bestandteile, die örtlichen Anschauungen, den persönlichen, religiösen oder naturwissenschaftlichen Kern nachweisen zu können.“ Zum folgenden vgl. Karl Mayer, Album S. 8: „Im ganzen liebte er an aller poetischen und verwandten Litteratur jederzeit mehr den nationalen, als den subjektiven Charakter.“ Vgl. „Joh. Ludw. Uhland“ (Brockh., Lpz.): „Unsere Zeit“ VII (1863), 74. Heft, S. 105; Notter S. 133. Vilmar, Lebensbilder 155.

[2] Varnhagen schrieb Ende 1808 von U.: „Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er hallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung.“

lung hervor — und ein Hauch davon ist auch in dem Geiste zu spüren, welcher uns aus seiner romanistischen Bethätigung entgegensteigt.

Trotz alledem aber sind die Lorbeeren, welche Uhland als Gelehrter geerntet, nicht von jenem frischgrünen Schimmer, wie die des allverehrten Volksmannes einst gewesen sind und wie sie dem Dichter noch heute gewunden werden. Aber wir müssen eben in ihm nicht bloſs den tüchtigen Forscher und Anreger ehren, sondern ihn feiern als einen der Väter der modernen Germanistik und Romanistik, namentlich als den Schöpfer einer auf wissenschaftlichem Boden fuſsenden Erforschung der Volksdichtung[1] in allen ihren Zweigen: Volkssage, Volkslied, Volksepos, Volksdrama. Leider war seine Thätigkeit zu unterbrochen und zerstückelt, seine Aufmerksamkeit zu oft abgelenkt, seine Mittel vielfach zu beschränkt, um die kühne Absicht einer Geschichte der mittelalterlichen Volkspoesie der germanischen und romanischen Völker zu verwirklichen. So besitzen wir von dem klar geplanten und mit genauer Kenntnis der gesamten Materialien entworfenen Bau eigentlich nur die Grundmauern, welche uns in ihrer massiven Festigkeit eine Probe von der Gediegenheit des Gebäudes selbst geben. Danach erkennt man auch seine romanistischen Studien gleichsam als eine Arbeit in den Steinbrüchen, und die verschiedenen Ergebnisse der leider arg zersplitterten Forschung haben dann als schon behauene Bauklötze zu gelten.

[1] Vgl. die Anm. 1 S. 32 angeführte Schrift S. 6 f. Man vergleiche auch Lenaus treffliches Urteil über U.s „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" bei E. Niendorf, Lenau in Schwaben[2] (1855) S. 129: „U. hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter. So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft wieder einmal an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo alles Abstraktion, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volksliede viel wert. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und diese Spürkraft, die U. hat! Wie der Indianer im Grase weiſs er die leiseste Spur zu finden."

Beilage *(vgl. Anm. 2 S. 55).*

Der sehr interessante Brief Uhlands an Friedrich Diez lautet nach dem Abdruck in „Uhlands Leben v. s. W." (1874) S. 217 ff.:

Verehrter Herr Professor!

Sie haben uns mit Ihrem Werke über die Poesie der Troubadours ein so erfreulich überraschendes Geschenk gemacht, daſs ich mir sehr vorwerfen muſs, Ihnen meinen herzlichsten Dank nicht früher ausgedrückt zu haben. Dieses Werk, dem die verdiente Anerkennung gewiſs nicht fehlen wird, konnte wohl doch niemand erwünschter erscheinen, als mir, der ich mit der verwandten Poesie der deutschen Minnesänger seit einiger Zeit mich näher beschäftigt hatte. Dabei kommt mir nun dasselbe mit unentbehrlichen Untersuchungen über den provençalischen Minnegesang entgegen, welche weit vollständiger sind und mir einen sichereren Anhalt gewähren als diejenigen, welche ich selbst anzustellen im Fall gewesen wäre. Hierüber aber hätte ich mich ausführlicher mit Ihnen zu unterhalten gewünscht, als mir bisher möglich war, und ich erspare es auch besser, bis ich Ihnen meine Ansicht über die deutschen Minnelieder einmal im Zusammenhang werde vorlegen können, wobei Sie jedoch nicht gerade erhebliche Entdeckungen zu erwarten haben.

So sehr ich Reynouards Leistungen dankbar erkenne, so hat es mir doch patriotische Befriedigung gewährt, zu erkennen, wie die Betrachtung des Gegenstandes durch das deutsche Werk an Tiefe, Schärfe und Übersicht gewonnen hat. Fauriels geschichtliche Darstellung ist mir noch nicht zugekommen.

Mögen Sie doch bald den zweiten Teil mit dem Leben der Sänger und, wie ich hoffe, mit zahlreichen Übertragungen charakteristischer Lieder nachfolgen lassen, wodurch das geschichtlich-poetische Leben jener Zeit zur volleren Anschauung gebracht werden wird.

Bei Abfassung des Buches war Ihnen eine provençalische Handschrift noch nicht bekannt, welche sich in der Bibliothek des Fürsten von Wallerstein befindet, von der Sie aber vielleicht wohl seitdem erfahren haben: das epische Gedicht von Fierabras, dessen einstiges (?) Vorhandensein in altfranzösischer Sprache

ziemlich vereinzelt dasteht, während es nordfranzösisch in einen vollständigen Cyklus einträte, in welchem es bisher vermifst wurde. Die Alexandrinerform und der epische Stil sind dieselben, wie in den nordfranzösischen Chansons de Geste. Übrigens wäre die Bekanntschaft mit diesem Gedicht für Ihr Werk mehr nur der litterarischen Seltenheit wegen von Interesse gewesen, da der Nerv der provençalischen Dichtung doch im Lyrischen liegt. Der Anfang, woraus zugleich der nordfranzösische Ursprung sich bestätigen möchte, lautet so: — —. Sie erwähnen zweier altfranzösischer Gedichte, wovon ich einst Nachricht gegeben. Von allen Quellen entfernt, habe ich die altfranzösischen Studien früher beiseite liegen lassen. Sollte Ihnen die Kenntnis dieser Stücke von Interesse sein, so würde mir es Freude machen, Ihnen solche zu jedem Gebrauche mitzuteilen. Wie sehr wäre überhaupt zu wünschen, dafs Ihre Bemühungen auch auf die Poesie der Nordfranzosen, welche gerade in ihrem besten und ergiebigsten Felde, dem epischen Kreise und dem romantischen Rittergedicht, noch so gänzlich vernachlässigt ist, sich erstrecken möchten. Allerdings wäre hier noch ein unübersehbarer Stoff zu behandeln und ein längerer Aufenthalt in Paris wohl unerläfslich; aber welch ein Schatz neuer Entdeckungen und wichtiger Aufschlüsse für die Geschichte der gesamten Poesie der neuen Völker müfste dem mutigen Forscher lohnen! Mit der aufrichtigsten Hochachtung

Der Ihrige

Stuttgart, 12. Mai 1827. L. Uhland.

Exkurs zu Uhlands „Königstochter" *(Anm. 1 S. 37).*

Die Bezugsquelle Uhlands zu dem Gedicht „Die Königstochter" ist längst nicht nach Verdienst Gegenstand der Untersuchung geworden, trotz des sicher lohnenden Gewinnes für den Forscher; man stöfst nämlich bald auf eine unendliche Mannigfaltigkeit der seelischen Motive und eine reiche Abwechselung in dem Stile, in welchem die aufgegriffenen Bestandteile dieser auf romanischem Boden weit verbreiteten Volkssage feste Form annahmen, da ja die aufserordentliche Zahl von Fassungen, welche nach und nach gesammelt worden sind, hinreichend erweist, welche

Wandlungen der beliebte Stoff erlebt hat. In allerjüngster Zeit haben H. Steinthal in seiner „Ztschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw." (XVII, S. 131 f., vgl. ebd. XV, S. 478) und C. Aldenhoven in Barths „Nation" (1887, Nr. 37, S. 551) wichtige Beiträge zu dieser Frage geliefert, indem sie bei der Verfolgung der bekannten Sage vom „Taucher" durch die romanische Volkspoesie auch die Geschichte von der Königstochter in den Kreis ihrer Besprechung zogen. Beider Bemerkungen seien hier im Auszuge mitgeteilt, da sie, auf verschiedenen Grundlagen und Absichten fufsend, unabhängig voneinander teilweise zu sehr ähnlichen Ergebnissen gekommen sind, welche die Beziehung der Uhlandschen französischen Vorlage zu den anderen Gliedern ihrer Sippe wesentlich geklärt und vereinfacht haben.

Aldenhoven sagt in einem Beitrag „Zu Schillers Taucher" (a. a. O.): „Man hat in neuerer Zeit behaupten wollen, die Geschichte von Cola Pesce sei die durch einen wirklichen Vorgang veranlafste litterarische Formulierung einer weitverbreiteten Sage, welche einer Anzahl von französischen und italienischen Volksliedern zu Grunde liege. Ursprünglich aber sind die italienischen Lieder dieser Art gerade im Süden nicht bekannt gewesen. Sie sind nahe verwandt mit einer französischen Romanze, welche Uhland übersetzt hat in dem Gedicht: ‚Des Königs von Spanien Tochter ein Gewerbe zu lernen begann'. Diese Romanze scheint besonders im Westen Frankreichs verbreitet gewesen zu sein.

Den wesentlichen Inhalt geben die Verse:

Qu'avez-vous donc, la belle,
Qu'avez-vous à pleurer?
Je pleure mon, anneau d'or
Qui est tombé au fond.
Ne pleurez plus, la belle,
Je vais vous le retrouver.
Le premier coup qu'il plonge,
Le sable a rapporté.
Le second coup qu'il plonge,
L'armeau d'or a sonné!
Le troisième coup qu'il plonge,
Le garçon s'est noyé.

Die Einleitung ist mannigfach abgeändert, indem Namen und Ort verschieden angegeben werden, und ebenso der Schlufs, in welchem der unglückliche Seemann oder Ritter den Wunsch ausspricht, man möge seiner Mutter oder dem Fürsten nicht sagen,

daſs er ertrunken sei, sondern daſs er das schönste Mädchen im Lande gefreit habe. Einmal wird auch die Sirene angerufen:

Chante, chante sirène,
T'as moyen de chanter
Tu as la mer à boire
Mon amant à manger.

Öfter wird hinzugefügt, wie er begraben wird: vier Lorbeerbäume wachsen auf seinem Grabe:

Sur la plus haute branche
Rossignol a chanté.
Chante, beau rossignol,
Toi qui as le coeur gai.
Le mien n'est pas de même,
Il est bien affligé.

Die Melodie dazu ist eintönig und schwermütig, wie der Wellenschlag des Atlantischen Oceans. Doch findet sich auch in Frankreich eine heitere Fassung des Liedes, welche der frischen italienischen Weise entspricht mit ihrem Schluſs:

Non voj ne cento scudi
Ne borsa ricamà,
Un basin sol d'amore
Il mio cuor inamorera.

Mir scheint hiernach ein französisches Gedicht vorzuliegen, das im Munde des Volkes die vornehme Romantik abgestreift hat und in der harmloseren Gestalt nach Oberitalien übertragen ist. Der Zusammenhang mit Cola Pesce bleibt dabei unklar, und er wird immer zweifelhafter, je weiter wir die Erzählung zurückverfolgen, was nach den fleiſsigen Zusammenstellungen verschiedener Gelehrter (auch in der Pariser Zeitschrift ‚Mélusine') keine Mühe macht."

Steinthal spricht sich (a. a. O. S. 131 ff.) im Vorbeigehen wie folgt aus: „In allen diesen echten Volksliedern in nord- und südfranzösischem und celtischem Dialekt erscheint ein Mädchen, meist eine Schifferstochter oder eine Wäscherin, einigemal auch eine spanische Königstochter, welcher meist ein Ring vom Finger in das Wasser fällt; sie weint darüber, ein junger Mann will den Ring wiederholen, versucht es zweimal vergeblich und ertrinkt beim dritten Versuch. Die Mutter oder Vater und Mutter des Jünglings sehen dessen Tod. — Anderswo in Frankreich ist dieses Lied noch nirgends gefunden." Nachdem Steinthal darauf in

kurzem Überblick die italienische Pesce-Cola-Sage besprochen, heifst es: „Diese Sage spielt in Messina, ward dort von Priestern erzählt, ist aber auch nach Barcelona gelangt, wo sie in einem Volksbüchlein erzählt ward. ..... An einen unmittelbaren Zusammenhang Pesce-Colas mit dem französischen Volksliede ist nicht zu denken. Wenn nur nicht Schillers ‚Taucher‘ eine Brücke zwischen Sage und Volkslied bildete — und wenn wir nur wüfsten, welche Vorlage Schiller hatte! — Auch ein deutscher Forscher hat in den letzten Jahren Untersuchungen über unsere Lieder und Sagen angestellt: Ullrich, Beiträge zur Geschichte der Tauchersage, in einem Schulprogramm (Dresden 1884), erweitert im ‚Archiv für Litteraturgeschichte‘, Bd. XV, 1885. Dieser weist nach, dafs ein provençalischer Dichter gegen Ende des 12. Jahrhunderts des Nicolas erwähnt und als Heimat desselben Bar (Bari in Apulien) genannt wird, genau so, wie ich es (a. a. O. S. 479) vermutet hatte. ... Aber die Volkslieder? sie haben nur eine Seitenverwandtschaft mit jenem Nicolas.“

Einzelne Ergänzungen sind hier noch hinzuzufügen. Die für die Kenntnis französischen Volkstums in Sitte und Sprache sehr ergiebige Zeitschrift „Mélusine“[1] hat in verschiedenen Jahrgängen eine ziemliche Reihe von Varianten der Tauchergeschichte in ihren vielverzweigten und häufig modifizierten Behandlungen zusammengebracht, und zwar ausschliefslich, was ja kaum merkwürdig, aus den nordwestlichen und westlichen Seelandschaften, nämlich in Volksliedern aus der Bretagne und der Normandie,[2] sodann aber auch aus Poitou, Périgord und den Meerpyrenäen. Hält man letzteres mit der Erwähnung des Cola Pesce bei dem genannten Provençalen und der gleichfalls angeführten Bearbeitung der aus

[1] Vgl. bes. „Étude sur la chanson populaire de ‚Plongeur‘“ Mél. II, 5. Oben angeführter Aufsatz: „Die Tauchersage in ihrer litterarischen und volkstümlichen Entwickelung“ von Herman Ullrich, Schnorrs Archiv 14, 59—102 (S. 102 wird Uhlands Geschmack bei der Verdeutschung rühmend anerkannt). Den französischen Text giebt Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen S. 21, nach „Leben und Briefe von A. von Chamisso“, herausgg. von Hitzig, I, 259. U. selbst spricht sich über seine Übersetzung aus in einem Briefe an Chamisso vom 23. Dez. 1810.

[2] Z. B. „Bulletin de la société des antiq. de Normandie“ IX, 1: Le Hérichier, Ebouche d'une néréide populaire de Normandie.

Italien verpflanzten Sage in einem Volksbüchlein zu Barcelona zusammen, so darf man, wenn man an die an Übereinstimmung grenzende Ähnlichkeit des Catalanischen von Barcelona und gewisser südfranzösischer Mundarten denkt, welche sich ja auch auf die Gleichheit des geistigen und insbesondere des litterarischen Entwickelungsganges erstreckt, hier die Brücke schlagen zwischen dem Sagenstoff, welcher u. a. in Uhlands „Königstochter“ erscheint, und dem erwiesenermaſsen italienischen — übrigens zum guten Teil wohl auf antiken griechisch-sicilischen Erinnerungen (Charybdis u. s. w.) beruhenden — Tauchermythus, wie er bei uns durch Schillers Bearbeitung populär geworden ist. Die provençalische Erzählungslitteratur kennt übrigens, wie die Anführung bei Raimon Jordan beweist, den Taucher als „Nicola de Bar“,[1] d. i. von Bari im östlichen Unteritalien (wie auch Gervais de Tilbury[2] den Nicolaus Piscis als „hominem de Apulia oriundum“ bezeichnet); man sehe zum Stoffe die Bemerkungen von Felix Liebrecht, Zur Volkskunde S. 49 f. Trotz alledem ist natürlich hierbei eine allgemeine romanische, sich in allen möglichen Variationen ergehende Überlieferung eines uralten, vielleicht auf zersetzte Reste einer naturreligiösen Idee stützenden Themas nicht ausgeschlossen. Freilich übersieht man da leicht, daſs nicht nur zahllose Einzelzüge und nebensächliche Beziehungen, sondern ganz verwandte Grundmotive, die in höchst auffallender Weise nicht selten bis auf den Wortlaut anklingen, sich in der germanischen Volkspoesie wiederfinden; beispielsweise blicken in einer groſsen Reihe alter deutscher Lieder, deren Stoff ebenfalls gewaltige Wanderungen durchgemacht und dabei natürlich auch groſse Wandlungen erfahren hat, sehr ähnliche Gedanken durch. Während also hier im germanischen Norden die Königstochter gewöhnlich die Hauptrolle spielt, weiſs z. B. Athanasius Kircher in seinem 1678 erschienenen Werke „Mundus subterraneus“, wo er die Geschichte des berühmten Schwimmers Nicolaus Pesce in der von Schiller im wesentlichen herübergenommenen Gestalt

[1] Birch-Hirschfeld, Über die den provençalischen Troubadours des XII. und XIII. Jahrhunderts bekannten epischen Stoffe, S. 90.

[2] In den schon um 1211 geschriebenen oder zusammengestellten „Gervasii otia imperialia“.

mitteilt, noch nichts von einer liebenden Prinzessin. Vertreter der Uhlandschen Theorie von der starken Einwirkung des germanischen Elements auf die ältere französische Dichtung können hieraus vielleicht eine Bestätigung ableiten durch die Annahme, in dem betr. französischen Volksliede seien deutsche Bezüge zu verspüren.

Exkurs „Uhland in seinem Verhältnis zur Romantik, namentlich als Romanist“ *(Anm. 1 S. 33).*

Die Romanistik in ihrer heutigen Verfassung dankt, soweit sie auf deutschem Boden erwachsen, einen guten Bruchteil ihrer Grundlagen Uhland als dem Zögling der Romantik.[1] Während die deutsche Philologie schon geraume Zeit der Spielplatz dilettantischer Liebhaber gewesen war, erhob sich erst durch seine Forschung, die sogleich auf strengwissenschaftlichem Unterbau mit mafsvoller Methodik einsetzte, die junge „neuphilologische“ Gelehrsamkeit. Im übrigen schlug die Wirkung der Romantiker bezüglich der germanistischen Studien bei verschiedenen strebsamen Geistern ein;[2] sind doch die Brüder Grimm unmittelbar aus der Schule jener hervorgegangen, ein geistiger Beigeschmack, den sie niemals ganz verwinden konnten, zumal er ihnen auch reiche Frucht getragen hat. Aber Uhland allein griff scharfsichtig die jungfräulich unberührte romanische Forschung auf und that mit seiner angeborenen Thatkraft die ersten Hammerschläge in dem kaum erbrochenen Schacht.

Zum wahrhaften Verständnis dieser Beziehungen Uhlands zu den Romantikern mufs man die Wurzel ihrer Hinneigung zu der-

[1] L. Hirzel in „Zeitschr. f. dtsch. Altertum u. dtsch. Litt.“ 26. 192 f. belegt das Wort „romantisch“ (welches S. Hirzel bei Friedländer, Über Entstehung und Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur, 1873, S. 45, bis 1740 zurückdatiert hatte) schon für 1734; doch wechseln, wie derselbe nachweist, die Ausdrücke „romantisch“ und „romanisch“ (z. B. für Curtius Rufus) damals noch ziemlich beliebig, und Romanschreiber heifsen bei ein und demselben Schriftsteller bald „Romanisten“, bald „Romantisten“ (Fischarts „Romanisten“ steht für „Papisten“).

[2] Neuerdings ist das kurz überschaut worden von K. Bartsch, Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg, Heidelb. 1881, und von Fr. Pfaff, Romantik und germanische Philologie (Frommel-Pfaff, Vorträge XV, 9), Heidelb. 1887. Lefmann, Allg. Ztg., Beil. 1886, Nr. 199.

artigen Studien suchen. Sie erklärt sich aus der ganzen inneren Geistesrichtung, welcher sie in der ästhetischen, kritischen und socialen Anschauung des anbrechenden 19. Jahrhunderts zum Siege verhelfen wollten. Im schroff ausgesprochenen Gegensatze zu den Vertretern des klassisch-poetischen Princips, welche sich, Goethe — den die Romantiker vergeblich für sich reklamierten — und Schiller voran, durch langjährige eingehende Forschung überzeugt, tief in die Kunsttheorie des Altertums versenkt und begeistert aus den lauteren Quellen antiker Schönheit die fruchtbarsten Gedanken für die auf idealer Unterlage realistisch neu zu belebende deutsche Dicht- und Denkweise gesogen hatten, erhob sich die Opposition der romantischen Schule.[1] Sie stand mehr auf wissenschaftlicher Grundlage wie die geistesverwandte — übrigens bedeutend jüngere — École romanesque[2] (so lautet der offizielle Titel Victor Hugos und seines Anhangs), welche aber ebenfalls von kritisch-theoretischen Anläufen — im „Globe" wie die deutsche im „Athenaeum"[3] — ihren Ausgang nahm. Die deutschen Romantiker wirkten aber gleich den französischen auf einen vorbildlichen Einfluſs des Mittelalters[4] hin und wollten

[1] Namentlich die Entwickelung von deren poetisch-reformatorischen Absichten in ihrem Einflusse auf Uhland und seinen Busenfreund Justinus Kerner beleuchtet scharf David Friedrich Strauſs, Kleine Schriften, N. F. (1866) S. 307 ff. Die beste und unmittelbarste Auskunft erteilen A. W. Schlegels „Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst", herausgg. von Minor (Seufferts Neudrucke) 1884, besonders der dritte Teil. Die Romantiker als Romanisten: Vilmar, Lebensbilder deutscher Dichter 122—27.

[2] Einseitig günstig für die Franzosen fällt der Vergleich aus, welchen Stephan Born anstellt in „Die romantische Schule in Deutschland und Frankreich", Heidelberg (Frommel-Pfaffs Vorträge II, 4) 1879; die hohen wissenschaftlichen Verdienste der deutschen Vertreter werden ganz übersehen.

[3] Besonders Jahrg. 1798, Fragmente S. 30 die Auseinandersetzung, daſs „die romantische Poesie eine progressive Universalpoesie ist u. s. w.", und Fr. Schlegels epochemachendes „Gespräch über Poesie" (vom Herbst 1799) im Jahrgang f. 1800.

[4] Ihre Absichten bezüglich der alten Ritterromane, Volksbücher, -Märchen und -Lieder kennzeichnet, auch in den Wirkungen, gut (A. Tellkampf), Phantasus. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker. Mit einleitenden Bemerkungen über die romantische Schule. (Hannover 1853 u. Erfurt 1883) S. 23 f.

namentlich aus letzterem die von phantastischem Geiste erfüllte farbenprächtige Welt der Dichtkunst, „die blaue Blume der Romantik“, wiedererwecken, das heifst, die trockene und nach ihrem Urteile geistesöde Gegenwart aus diesem Borne reformieren. Ist es da zu verwundern, dafs sie, so bald, in Stoff und Inhalt ihrer bewunderten Muster befangen, in politische und religiöse Abhängigkeit verfielen?

Unter ihren bedeutenderen Schülern ist es nur Uhland völlig gelungen, diese beiden verschiedenen Ansatzpunkte geistigen Schaffens streng zu scheiden und unbekümmert um die einseitige Beschränktheit seiner Vorlage in Welt- und Lebensanschauung eigene Wege zu gehen und eine wahre Aussöhnung zwischen Leben und Dichtung durchzuführen.[1] So blieb er nicht, wie die meisten Jünger der Romantik, im Banne der Tendenz haften. Da er nun einmal ein rückhaltsloser Vertreter der Volksrechte nach heiligster Überzeugung war, so verleugnete er diesen Hauptzug seines ganzen menschlichen und schriftstellerischen Wesens auch in der Stellung nicht, welche er gegenüber den rückschrittlichen Bestrebungen der Romantiker einnahm. Freilich, er ist wenigstens in den Lehrjahren ganz und gar in ihr Gefolge einzureihen, aber nichtsdestoweniger wufste er sich von ihren katholisierenden und feudalen Neigungen, welche sich bei ihnen besonders infolge eifrigen Studiums der romanischen Litteratur des Mittelalters entwickelten, völlig freizuhalten. „Keine verlockende Mode, keine bestrickende Neigung der Geister konnte ihn in die gehätschelten Verirrungen des Tages ziehen. Trotz bot er der ins blaue Nichts hinein verdämmernden ‚mondbeschienenen‘ Zaubernacht der Romantiker“ (Wehl, Am sausenden Webstuhl der Zeit II, 166 f.). Er verstand es, vermöge seiner gesunden und ruhigen Sinnesart, die doch mit weichem Gefühl und empfänglichem Gemüt aufs schönste gepaart war, z. B. Calderons geistliche Dramen im Geiste des romantisch-kirchenstrengen Rittertums gebührend anzuerkennen und sogar in ihre Tendenz sich zu vertiefen, ohne selbst mit Herz und Sinnen in den Zauberkreis

[1] R. Fofs, Über Uhlands Gedichte (Herrigs Archiv 35, 129 ff.), spricht sich (S. 129—131 u. 142 f.) sehr richtig über die geistige Stellung desselben zum Mittelalter aus.



dieser fremdartigen Welt gezogen zu werden, und er war gar wohl im stande, Dantes hochpoetische Ergüsse, welche ja übrigens den schlimmen Schäden kirchlichen Unwesens scharfe Angriffe keineswegs ersparten, gerecht als den ideal-phantastischen Ausbruch eines katholisch frommen Geistes zu würdigen, ohne dabei den Seitenblick auf den freidenkenden und billig urteilenden Menschen und den feurigen Republikaner zu unterdrücken.

Das eigentliche Verhältnis Uhlands zu der romantischen Schule ist ein zwiefaches, nämlich bezüglich seines dichterischen Schaffens und seiner wissenschaftlichen Forschung. Nicht nur hat er auf beiden Geistesgebieten die gewaltigste Anregung erhalten, sondern sich auch voll bewufst an ihre Arbeiten und Mitteilungen angelehnt. Die Selbständigkeit der persönlichen Individualität hat er jedoch beiderseits allezeit gewahrt. Gervinus (Handb. d. Gesch. d. poet. Nationallitt. der Deutschen⁴ S. 307) hat dies für die erstere Beziehung hübsch mit den folgenden Worten gekennzeichnet: „Seine Dichtung steht gegen die südliche (und orientalische) Lyrik der Romantiker durch die vaterländische Tendenz in einer ähnlichen Festigkeit, wie das einheimische Epos des deutschen Mittelalters gegen die entlehnten Ritterromane des Auslandes." Dagegen eignete er sich von ihnen an die Weite des dichterischen Stoffgebietes, die sorgfältige und wirkungsvolle Wahl der Ausdrücke und Darstellungsmittel und besonders die genaue Kenntnis der romanischen Sprachen, ihrer Geistesschätze und Formen. Nicht blofs regten die Romantiker hier durch ihre mustergültigen Beispiele wohlthätig zu fleifsiger Übersetzungs- und Bearbeitungsthätigkeit an (Uhland ahmte ihnen darin bald eifrig nach), sondern sie ermöglichten nun erst eine auf die Quellen selbst gestützte ästhetisch-kritische Würdigung der poetischen Werke und schufen so die moderne Litteraturgeschichte.[1] Nicht zum wenigsten aber bewegte sich diese Arbeit im Studium des

[1] „Auch bei Uhland ging die Litteraturgeschichte mit der Übersetzungskunst Hand in Hand" (Scherer, Gesch. d. dtsch. Litt. S. 639). Während A. W. Schlegel in der „verwünschten Kunstrichterei" seine natürliche Bestimmung erkannte (A. W. Schl.s sämtl. Werke VII, 25 u. 156), ergriff er die andere Seite seines Berufs, die poetische Übersetzungskunst, noch mit gröfserer Neigung (Werke IV, 126): D. F. Straufs, Kl. Schriften S. 126 f.



Spanischen und Portugiesischen, des Italienischen und teilweise des Französischen, und bemüht, die fremden Meisterschöpfungen in vollendeter Verdeutschung wiederzugeben, waren sie auch bedacht, deren Geist und Gehalt ihren Landsleuten zu vermitteln und ein sicheres Verständnis und Urteil für die Bedeutung jener anzubahnen.

Es läfst sich im einzelnen genau verfolgen, wie weit sich hier Uhlands unmittelbare Vorbilder erstreckten. Bisher hat man sich immer mit allgemeinen Sätzen begnügt, dafs Uhland auf jenem Felde rüstig weiter geackert habe, ohne durch besondere Beobachtungen den Grad seiner etwaigen Abhängigkeit festzustellen. Zunächst gilt eine solche betreffs der spanischen Romanze und Strophenformen; erstere war zwar schon durch Herder in den „Stimmen der Völker“ (1778) und in gröfserem Umfange im „Cid“ (1803), wenn auch freilich beidemal durch französisches Mittelglied, der deutschen Litteratur einverleibt worden,[1] aber ausgedehnteres Bürgerrecht in der Poesie verlieh ihr erst der Gebrauch der Romantiker. Damit hängt die Anwendung der sogenannten trochäischen Tetrapodie, bei Uhland in den spanischen Romanzen (s. Anm. 2 S. 67) gebräuchlich, eng zusammen; seit der Einführung dieses Versmafses durch die Lyrik der romantischen Schule ward es das gewöhnliche bei den Dichtern deutscher Romanzen und romanzenartiger Lieder. Der diesem Rhythmus eigene Charakter des Schweren und Ernsten, feierlich Abgemessenen, Ruhigen und Nachdrücklichen ist bei Uhland stets notwendige Vorbedingung; aber er hat jenen auch gelegentlich mit offenbarem Geschick variiert und modifiziert (vgl. Anm. 2 S. 68, nebst Text). Hierher rechnet natürlich auch die häufige Verwendung der Sonettform, sowie die mehrfachen Versuche in Oktaven und Glossen (vgl. Anm. 2 S. 66). Für die letzte eigentümliche Reimstrophe — Inhalt und Bau bringen hier das ausgebildetste Kunstgedicht zuwege — sei nur darauf aufmerksam

[1] Becker-Lyon, Der deutsche Stil S. 587: „Die Romanze (aus Romanice cantare) führte Gleim 1756 in unsere Litteratur ein, indem er sich dabei den Spanier Gongora und den Franzosen Moncrif zum Vorbild nahm.“ Ihm folgte der aus Lessings dramaturgischer Thätigkeit bekannte J. F. Löwen (Romanzen, nebst anderen komischen Gedichten. 1762).



gemacht, dafs Uhland das schon von Schlegel (später auch von Platen) als Glosse behandelte Thema Tiecks:[1]

> Süfse Liebe denkt in Tönen,
> Denn Gedanken stehn zu fern;
> Nur in Tönen mag sie gern
> Alles was sie will verschönen

in den üblichen vier Decimen unter der Aufschrift „Der Recensent" durchführte. Ganz besonders aber bediente sich Uhland nach dem Vorgange seiner poetischen Lehrherren des durch sie gleichsam kanonisierten (man denke an A. W. Schlegels geistreiche Charakterisierung) Sonetts, welches Dante hoch ausgebildet, Petrarca zur eigentlichen Kunstform erhoben und Camoens zur klassischen Vollendung geführt hatte; diese drei Meister der südromanischen Kunstpoesie waren Uhland sicherlich wohl vertraut, bestimmt soweit, dafs er ihnen die technischen Kunstgriffe in der Sonettgestaltung ablernen konnte. Tieck und Schlegel hatten das Sonett von Bürger, der diese anscheinend bequeme Form mit grofser Fertigkeit gehandhabt, übernommen und zu staunenswerter Geschmeidigkeit der kunstvollen Verschlingung, Klangfülle und weich-melodischer Empfindung geleitet. Zur Behandlung des Sonetts bei den Romantikern und ihren Zeitgenossen giebt L. Boehme, Zur Würdigung Platens (Progr. Annaberg 1879) S. 13—20, genaue Beobachtungsergebnisse. Ambros Mayr (Der schwäbische Dichterbund. Innsbr. 1886. S. 25) leugnet Uhlands Vorliebe fürs Sonett, indem er die (mit Fischer in Kochs „Ztschr. f. vergl. Litteraturgesch. I, 374) entschieden ironisch aufzufassenden Gedichte „Bekehrung zum Sonett" und „Der Recensent" falsch auslegt.

So lag für Uhland die Veranlassung nicht fern, dem unstreitig kunstgerechtesten, formgewandtesten und sinnreichsten Sonettisten, Petrarca, näherzutreten (vgl. Anm. 1 S. 65). Doch wandelte er schliefslich auch hier in den Geleisen der Romantik. Denn war Petrarcas Einflufs auf die deutsche Litteratur seit den Tagen von Niclas von Wyle, Hans Sachs, Martin Opitz und der

[1] Der damit seinen „Phantasus" schlofs; vgl. zu diesem klassischen Belege der „nach Calderonschem Muster ins Unendliche" variierenden Lyrik der Romantik: Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts, übers. von Strodtmann, II, 97.



jüngeren schlesischen Dichtergenossenschaft[1] schon bis auf die fragwürdigen kritischen Auslassungen Morhofs, Gottscheds[2] und Bodmers ein verhältnismäſsig ausgedehnter gewesen, so lenkte um die Wende des Jahrhunderts die italienische Formvollendung anstrebende Partei die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Schöpfer der weltberühmten Lauragedichte, den bereits 1748 Klopstock in dieser Eigenschaft durch eine Ode gefeiert hatte. Petrarca spielt, wie Werner Söderhjelm in der sonst wenig gründlichen und erschöpfenden Schrift „Petrarca in der deutschen Dichtung“ (München-Helsingfors 1886) geschickt nachweist, in der Geschichte der deutschen Romantik eine wichtige Rolle. Namentlich der kritische Hauptkämpe und akademische Vertreter der Schule, August Wilhelm Schlegel, stand in einem näheren Verhältnis zu dem oft miſsverstandenen Italiener. Nachdem Schlegel schon vorher einzelne Petrarcasche Gedichte übertragen hatte, faſste er dieselben in einer umgearbeiteten Gestalt 1804 zusammen durch die Aufnahme in die „Blumensträuſse der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie“. Diese Verdeutschungen[3] weckten und erwärmten die Teilnahme der maſsgebenden Kreise, und so stehen denn neben ihnen Goethe mit dem Sonett „Epoche“, Zacharias Werners „Sonette auf Petrarca“ und die 1806 in Hamburg erschienene fünfaktige dramatische Dichtung „Petrarca“ (ein Versuch, Goethes „Tasso“, gewissermaſsen dem Gange der Zeitströmung Rechnung tragend, im allgemeinen Geschmacke zu ersetzen!). Schon früher war die Gestalt des Petrarca erschienen in Tiecks „Zerbino“ (1799),[4] im

[1] Zur letzteren vgl. da M. v. Waldberg, Die galante Lyrik. Straſsburg 1886. S. 115.

[2] Max Koch verweist für diesen auf „Handlexikon der schönen Wissenschaften“. 1760. S. 1277.

[3] Über seine Befähigung zum Übersetzer s. u. a. O. F. Gruppe Deutsche Übersetzerkunst[2] (1866) S. 94 f.; Scherer, Gesch. d. dtsch. Litt. S. 634 f.; Tycho Mommsen, Die Kunst des deutschen Übersetzers aus neueren Sprachen (1858 u. 1887) S. 14, 24, 31, 33.

[4] In Uhlands 1809 gedichtetem „Nachspiel zu Kerners Eginhard“ (vgl. Keller, U. als Dramatiker S. 120 ff. König Eginhard, S. 184 ff. Nachspiel zum König Eginhard, also jedenfalls stofflich der Karlssage nahestehende Versuche) findet Notter (S. 105) „einige aus Tiecks ‚Zerbino‘ entnommene Impulse“.

Zaubergarten der romantischen Poesie. Dies sind die wesentlichen Anregungen für Uhlands Stellungnahme zu Francesco Petrarca, soweit sie von den Romantikern ausgingen.

In Petrarca sowohl wie in Dante feiert Uhland den Sänger des höchsten menschlichen Gefühls der Liebe, wie er es selbst klar ausgesprochen hat in dem Gedichte, welches Dantes Namen trägt, „welchem ird'scher Liebe sich zu himmlischer verkläret". Bei Dante fand er auch z. B. die Karlssage in den überreichen Kreis seiner Personenstaffage einbezogen; denn „Inferno" 31, 16 f. u. 32, 122 erscheint Ganelun (Gan von Mainz), der eidbrüchige Verräter, und zwar an der zweiten Stelle für seine schwarze That büßsend, während an ersterer Rolands Hilferuf infolge des Verrats als eine allgemein bekannte Thatsache — offenbar auf den Pseudo-Turpin gestützt — erwähnt wird. Hier fand Uhland auch die erste Verarbeitung der Geschichte des tapferen und unglücklichen Bertran de Born. Dieser echte Vertreter der provençalischen Troubadours, selbst eine durch und durch poetische Figur, erscheint schon bei Dante (Inferno 28, 118—142) dichterisch verklärt, und zwar in einer Darstellung, aus welcher genügend erhellt, daſs Bertran schon früh in der Volksanschauung die Weihe eines im mutigen Kampfe umgekommenen Dichterheroen empfangen hat;[1] aber doch hat ihm erst Uhlands unvergleichliches Gedicht den nie verwelkenden Lorbeer ums Haupt gewunden.

Eigentlich ergiebt sich weniger aus bestimmten Angaben oder deutlichen Anspielungen als aus den zwingenden Schlüssen litterarhistorisch-psychologischer Kritik die Thatsache, daſs die

---

[1] Vgl. Laurens, Le Tyrtée du moyen âge ou l'histoire de Bertrand de Born (doch teilweise zu romanhaft), auch Karl Frenzel in „Dichter und Frauen" I, 155—185; bei Dante heiſst er Beltram di Bornio. An einer anderen Stelle (de vulg. eloquent. II, 2) nennt Dante Bertran „in armis" (d. h. wohl „im Kampfliede") gröſsten trobador; aus Bertrans 29. Lied findet sich sogar ein Citat bei Dante. Auch sonst traten Uhland aus der „Comedia divina" auſser den oben beispielsweise herausgehobenen Gestalten der altfranzösischen Sage entgegen; so erscheint da z. B. der italienische Fürst Ugo d'Alvernia, sonst auch mehrfach in Verbindung mit diesem Mythenkreise (so behandelt ein Manuskript der Turiner Bibliothek seine Geschichte neben der des Karl Martell; vgl. Graf, Di un poema inedito di Carlo Martello e di Ugo d'Alvernia i. d. „Giornale di Filolog. roman." I, 92).



Tragweite von Uhlands Beziehungen zu sämtlichen grofsen italienischen Dichtern bisher weit unterschätzt worden ist, und zwar genau genommen, weil man das Haupthilfsmittel, sein Verhältnis zu den romanistischen Studien der Romantiker, nicht hinreichend benutzt hat. Aus dem Umfange und dem Wesen derselben erklärt sich auch, in welch verschiedener Weise er den fünf typischen Charakterköpfen des klassischen Parnasso italiano nähergetreten ist. So trat beispielsweise Tasso, welcher erst verhältnismäfsig spät in Deutschland entdeckt und für die moderne Poesie beschlagnahmt wurde, in einer Zeit in seinen Gesichtskreis, wo seine romanistische Forschung in der Hauptsache, seine poetische Entwickelung ganz abgeschlossen hinter ihm lag. Es ist bei der Besprechung von Uhlands wissenschaftlichem und dichterischem Schaffen gelegentlich hingewiesen worden, wie jene grofsen Meister der italienischen Poesie nicht blofs theoretisch manchen Faden zu seinen litterarischen Geweben lieferten; aber ein volles Verständnis solcher augenfälligen Beeinflussung, wie sie auf Grund untrüglicher innerer und äufserer Anzeichen behauptet werden mufs, läfst sich eben nicht erreichen ohne eine vertrautere Rücksicht auf die erfolgreichen Arbeiten der Romantiker.

Der Einflufs der romanischen Sprachen und Litteraturen auf die deutsche Kunst und Wissenschaft im Beginne des 19. Jahrhunderts wurde von den Romantikern hervorgerufen und durch ihre rastlose Agitation gewaltig und durchgreifend.[1] Offen bezeichneten sie es als eine Hauptseite ihres Berufs, durch volle „Aneignung der grofsen Dichter des Auslandes (Shakespeare, Dante, Cervantes, Calderon), namentlich der Dichter des romanischen Südens, den poetischen Horizont zu erweitern“ (A. Stern). Hier rissen sie viele unabhängige Koryphäen der vorigen Generation mit sich fort, belebten selbst den litterarisch ruhenden alten Goethe und fesselten aufser den Schwaben und zahllosen vereinzelten jüngeren Kräften, wie Freiligrath, die drei Selbstautoritäten Platen, Immermann und Heine, welche, sich autonom

[1] Diese nackte Thatsache wird anschaulich geschildert bei T. Mommsen, a. a. O. S. 3 ff. Das Verhältnis der ästhetischen Richtung Uhlands zu den gleichzeitigen Regungen in der romantischen darstellenden Kunst bestimmt J. Grosse, Über die Bedeutung der modernen Romantik mit Rücksicht auf die bildende Kunst (1854) S. 4 u. 9; (vgl. auch S. 22 u. 30).

wähnend, später so viel über die Herren von der Romantik gespöttelt haben, an ihre Spuren. Diese allgemeinen Einwirkungen, welche in mancher Hinsicht so tief griffen, daſs die umwälzende Geistesentwickelung unserer Zeit sie noch nicht ganz beseitigt hat, sind oft genug recht trefflich auseinandergesetzt worden, wenn auch, trotz Hettners und Hayms gründlichen Einzelschriften, die Betrachtung keineswegs zu erschöpfender Allseitigkeit gelangt ist; hier gilt es, unter Ausschluſs von Äuſserlichkeiten, wie Titeln und Aufschriften, sowie von abgestandenen Redensarten über die sogenannte Geistesströmung und das poetisch-kritische Fahrwasser der romantischen Schule, an der Hand bestimmter Thatsachen alle jene Sätze zu erhärten. Billig steht hier August Wilhelm Schlegel voran, denn das unbestreitbare Verdienst ist ihm einzuräumen, daſs er die Gesamtheit der romanischen Kunstpoesie dem deutschen Leser gewonnen hat. David Friedrich Strauſs hat in seinem trefflichen Aufsatz über ihn[1] S. 137—140 sein Verhältnis zu Dante, den er für Deutschland eroberte (vgl. das Sonett auf sich selbst), Petrarca, Boccaccio, Calderon u. s. w. ausführlich und gediegen besprochen. Schlegels fleiſsige Thätigkeit ward hier so fruchtbringend und maſsgebend, daſs alle jüngeren Übersetzer romanischer Klassiker, besonders Gries,[2] Soltau und Kannegieſser, dann die drei Übersetzer der „Göttlichen Komödie", Karl Streckfuſs, Philalethes und Witte, auf seinen Schultern stehen. Uhland muſste ihm aber nicht bloſs hier zu groſsem Danke verpflichtet sein, sondern mehr auf wissenschaftlichem Gebiete, wo auſser den bereits angeführten Arbeiten nur noch sein „Spanisches Theater" (1803—1809; fünf Calderonsche Dramen), die „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur" (gehalten 1808

[1] „Kleine Schriften biographischen, litterar- und kunstgeschichtlichen Inhalts." Leipzig 1862. S. 122—84. In einem besonderen Punkte bringt eine willkommene Ergänzung Humbert, „Schlegel u. Molière" (in Körtings „Zeitschr. f. neufrz. Sprache u. Litteratur", Supplem. III). Anspielend auf Tiecks Übersetzung des Cervantes schrieb A. W. Schlegel gelegentlich an ihn: „Ich stehe nicht dafür, daſs ich nicht in Ihr kastilianisches Gehege komme." Über sein ganzes einschlägiges Wirken vergleiche man jetzt J. Minor, A. W. v. Schlegel in den Jahren 1804—15 (i. d. Zeitschr. f. d. österr. Gymnas., 38. Bd., Heft 8 u. 9). Schlegel gegen Molière: Scherer S. 635.

[2] Dieser übersetzte auch Bojardos „Verliebten Roland" (Orlando innamorato); vgl. oben Anm. 1 S. 64.

in Wien, erweitert und gedruckt 1808—11), sein bedeutendstes litterarhistorisches Werk, und die „Observations sur la langue et la littérature provençales“, Paris 1818, genannt seien; die letzte Arbeit, älter als diejenigen von Raynouard, Fauriel und Diez, wurde während des vorübergehenden Aufenthaltes in Frankreich, als Begleiter der Frau von Staël, geschrieben und ist in „Oeuvres de Mr. A. W. Schlegel écrites en français et publiées par E. Böcking“ (Leipzig 1846) mit abgedruckt. 1833 brachte das „Journal des Débats“ aus Schlegels Feder eine Studie: „De l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen-âge“, die nur als raisonnierende Recension zu betrachten ist (scharfe Kritik Lachmanns, Wolfram[1] XXIII u. XXVIII f.).

Neben A. W. Schlegel ist besonders Tieck zu nennen, von dem sichtbare Strahlen zu Uhland führen. Eine gröſsere Zahl von Einzelheiten hat in der obigen Abhandlung selbst Erwähnung gefunden, so daſs hier nur verschiedene abseits liegende Beziehungen zusammenzustellen sind. Tieck, ein durchaus romantisch gestimmter Charakter, der sich spät und schwer von den Excentricitäten seiner Genossen losmachte, fühlte sich jederzeit zur romanischen Welt hingezogen.[1] Wie die Schauspielerin Karoline Bauer in ihren Erinnerungen „Aus meinem Bühnenleben“ (Berlin 1871)[2] berichtet, besaſs Tieck eine so gründliche Kenntnis des Französischen, daſs er auch äuſserlich den ihn aufsuchenden Nationalen in der Eleganz der Konversation gleichkam; die französische Litteratur beherrschte er wie ein Fachmann, namentlich das neufranzösische Theater. Das Merkwürdigste ist aber, daſs später, als er im eigenen Heim an der Elbe Hof hielt, in seinem Gesellschaftssalon fast ausnahmslos Leute verkehrten, deren geistige Thätigkeit sich in der Pflege der verschiedenen Zweige romanischen Kulturlebens zusammenfand. Adolf Stern giebt in seinem Säkulärartikel „Ludwig Tieck in Dresden“[3] (S. 27 ff.) eine

[1] 1805 war er in Rom („Italienische Reise“: freie reimlose Rhythmen), 1817 in Paris, 1818 in London, um auf den dortigen groſsen Bibliotheken mittelalterliche Poesie zu studieren. Vgl. den in der Abhandlung (oben S. 35) mitgeteilten Brief Kölles an Uhland (Leben v. s. Witwe S. 38).

[2] Von einigen Seiten bezeichnet man heute dieses Buch als „erwiesenermaſsen dreiste Fälschung des angeblichen Herausgebers Arnold Wellmer“.

[3] „Zur Litteratur d. Gegenw.“ Lpz. 1880. S. 1—44. R. E. Hahn, Bilder aus d. Dichter- u. Künstlerwelt (1870) S. 103 ff.: Ein Abend bei Ludwig Tieck.

interessante Übersicht über die ständigen Besucher von Tiecks Vorlesungsabenden und Empfangscirkel. Unter diesen befanden sich: Otto von Löben (vgl. S. 66), „der sich ritterlich-christlich-romantisch zugleich als Tiecks ‚Paladin' und als Paladin des Liederkreises zu empfinden wußte"; der von A. W. Schlegel als Dramatiker in die Litteratur eingeführte Erzromantiker Wilhelm von Schütz, welcher durch „Romantische Wälder" (1808) die Kanzone und Sestine in Deutschland einbürgern wollte und die „Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt", ein allerdings wenig romantisches Produkt, bearbeitet hat; Felix von Rumohr, der genaue Kenner der Kunstgeschichte Italiens (Italienische Forschungen. 3 Bde.), woselbst auch seine vorzügliche Novelle „Der letzte Savello" spielt; der empfindungsvolle und formvollendete Karl Förster, meisterhafter Übersetzer des Petrarca (wichtige Kritik von Fr. Diez i. d. „Heidelberger Jahrbüchern" 1819, S. 823 ff.), Tasso und von Dantes „Vita nuova"; der rege Kunstförderer Quandt, welcher Lanzis „Geschichte der Malerei in Italien" ins Deutsche übersetzte; Graf Wolf Baudissin, nicht nur ein gründlicher Kenner Shakespeares, Ben Jonsons und ihrer Zeitgenossen, sondern auch der Verfasser der besten Wiedergabe Molières und der geschmackvollen Sammlung „Italienisches Theater" (1877); der treffliche Übersetzer von Manzonis „Promessi sposi", Eduard von Bülow, welcher in seinem vierbändigen „Novellenbuch" vorzügliche Bearbeitungen altitalienischer, -spanischer und -französischer Novellen gab, und zahlreiche andere. Tieck selbst, welcher als Dramaturg der Dresdener Hofbühne für Calderon, den „unverdaulichen Spanier", wie ihn der sächsische Residenzphilister nannte, immer eine besondere Vorliebe zur Schau getragen hatte,[1] er regte infolgedessen allerseits zur Bearbeitung italienischer und spanischer Stücke an; so übersetzte Werthes die dramatischen Dichtungen Gozzis, mit denen Tieck seit seiner

[1] Vgl. Prölss' „Gesch. des neueren deutschen Dramas" II, 401 ff. Gutzkow, der Jungdeutsche und Moderne, urteilte, bevor er zu reiferer Einsicht in dieser Frage gelangt war, 1836 ähnlich: „So sehr er die Alten kennt, und bis zum Ekel die Namen Calderons, Shakespeares, Ariosts, deren Heiligkeit niemand antastet, wiederholt, so sind ihm die Zeitgenossen doch unverständlich" (Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur I, S. 51). Zu Rumohr s. Curtius, Altertum u. Gegenwart I[2], 53.

Jugend vertraut war, wie seine Märchendramen (1797—99) beweisen; Gries den Calderon; ebenso Ernst Otto von der Malsburg denselben, wie auch einiges (Stern, Scepter und Blume, 1824) von Lope de Vega, an welch letzteren sich auch „Der Stern von Sevilla“ des Österreichers von Zedlitz anschloſs, während Grillparzer „Die Jüdin von Toledo“ frei nach Lope bearbeitete, dessen Autorschaft für verschiedene Motive er selbst in dem vaterländischen Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende“ nicht verleugnen kann. Sehr nahe steht diesem ganzen Kreise sodann Joseph von Eichendorff, Übersetzer der „Geistlichen Schauspiele“ Calderons, welcher der einzige romantische Dichter ist, der, trotz der angeborenen feudal-ultramontanen Weltanschauung,[1] in seiner Lyrik, dem eigentlichen Felde seiner Begabung, sich zu einer geläuterten und von den Beisätzen romantischer Elemente gesäuberten Stimmungspoesie emporschwang, und in ihrem Durchgangsweg durch die Verquickung mit der unbewuſst sich aufdrängenden Tendenz wie auch in ihrem Endziele erscheint dieselbe also der Uhlands sehr verwandt (von dessen litterarhistorischen Arbeiten freilich die liebevoll angelegten und mit gutem Verständnis durchgeführten Eichendorffs, welche oft geradezu klerikalen Geist atmen, weit auseinanderzuhalten sind).

Eine eingehende Betrachtung verdient Tiecks eigene praktische Thätigkeit auf dem Gebiete der romanischen Litteratur. Daſs Uhland ihm hier viel verdankte, darf nach der bezeugten Bekanntschaft mit den betreffenden Arbeiten als sicher gelten. Deshalb folgen die einzelnen in übersichtlicher Kürze. Für sein erstes Stück „Karl von Berneck“[2] stellt Tieck den spanischen Einfluſs, welchen man darin witterte, entschieden in Abrede, indem er das spanische Drama bis dahin noch gar nicht gekannt haben will. Schon „Der Blaubart“ kann aber den entschiedenen Einfluſs des spanischen Ritterstücks nicht verleugnen. Die späteren Märchendramen „Der gestiefelte Kater“ (1797), „Die verkehrte Welt“ (1798) und „Prinz Zerbino“ (1799) gehen unmittel-

[1] Vgl. R. Dietze, Eichendorffs Ansicht über romantische Poesie im Zusammenhange mit der Doktrin der romantischen Schule aus den Quellen dargelegt. Leipzig 1884.

[2] Hier spukt schon die Calderonsche Schicksalsidee wie im „Abdallah“.

bar von dem Italiener Gozzi[1] aus, dem Schiller die „Turandot" nachdichtete. Dies beweist schon äufserlich der Zusatz auf dem ersten Einzeldrucktitel „Aus dem Italienischen" und die Nennung von Bergamo als Verlagsort; sonstige innere Zeugnisse bringt R. Prölss' „Geschichte des neueren Dramas" III, 2, S. 131 bei. Von Tiecks gleichzeitigem (1798) Roman „Franz Sternbalds Wanderungen" sagte Friedrich Schlegel: „Es ist der erste Roman seit Cervantes, der romantisch ist und darüber", eine feine Bemerkung, wenn man an die später (1799 ff.) von Tieck unternommene geniale Bearbeitung des „Don Quixote" denkt. Am „Sternbald" hatte Wackenroder Anteil, welcher mit dem Litterarhistoriker Erduin Julius Koch in Verbindung stand. Alle diese Dichtungen wurden von Uhland sehr bald nach dem Erscheinen gelesen, was auch von den „Volksmärchen des Peter Lebrecht" (1797), den „Romantischen Dichtungen" (1799 f.) und den Bearbeitungen der sogenannten, zum grofsen Teil auf romanische Vorbilder zurückgehenden „Deutschen Volksbücher" gilt; über das 1804 erschienene sogenannte Lustspiel „Kaiser Octavianus", vgl. Anm. 1 S. 39 (Gesammelte Schriften I, XLI), sagt Tieck, dafs dasselbe seine Absichten in der Poesie am deutlichsten ausdrücke, wozu R. Köpke, L. Tieck (1855) II, S. 173 die ergänzende Äufserung bringt, er habe hier nur darstellen wollen, wie die Poesie in einer bestimmten Zeit erschienen sei.[2] Besonders wichtig für die Vorgeschichte von Uhlands Forschungen und Dichtungen zur Karlssage ist aber die Behandlung der „Haimonskinder" in den „Volksmärchen" (1797), denn er eröffnete damit den Reigen in der Verwertung dieses fruchtbaren Stoffes. Es folgten bald Dorothea Schlegel mit der Erneuerung von

[1] A. Hauffen, Zu Ludwig Tiecks Nachlafs (auf der Berliner königl. Bibliothek), Schnorrs Archiv 15, 316 ff. enthält u. a. S. 317 Bemerkungen über Gozzi und die italienische Komödie in einem Briefe, S. 320 f. Notizen über Tiecks musikalisches Märchen „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald", welches nach der Angabe in den „Schriften" 11, 150, wie Hauffen auch im einzelnen nachweist, an Gozzi sich anlehnt. S. 321 f. werden aus handschriftlichem Nachlasse aufser fragmentarischen Skizzen zur altdeutschen, gälischen und englischen „Notizen zur spanischen Litteratur" erwähnt. Vgl. oben 98. Vilmar, Lebensbilder deutscher Dichter[1] S. 138.

[2] O. Kaiser, Der Dualismus Ludwig Tiecks als Dramatiker u. Dramaturg (Leipzig), Diss. 1885, S. 58; Calderons Einflufs im Octavian S. 38.

„Loher und Maller“ (1805), Fouqué, Uhlands genauer Freund[1] und sein Vertrauter in der romanistischen Arbeit, mit den „Romanzen vom Thal Ronceval“ (1808 [vgl. Immermanns Trauerspiel „Das Thal von Ronceval“]), dem Schauspiel „Eginhard und Emma“ (1811), welches Thema beinahe zur selben Zeit Helmina von Chézy behandelte, und später mit dem Ritterlied „Karls des Großsen Geburt und Jugendjahre“ (1816). Von Nachzüglern dieser Richtung[2] seien noch erwähnt, weil sie doch nicht ohne Beziehung zu Uhland sind, A. L. Follens nennenswerter Roman „Malegys und Vivian“ (1829; s. Anm. 2 S. 43) und Karl Simrocks epische Bearbeitung des Volksbuchs „Bertha, die Spinnerin“ (1853; s. Anmerkung 1 S. 44).[3] Tiecks Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva“ (1798) führte ebenfalls in jene Zeit zurück,[4] und mannigfache Anzeichen

[1] „Uhlands alter Freund Baron la Motte Fouqué“, sagt U.s Frau 1865 (L. Uhland. Eine Gabe für Freunde. S. 220).

[2] Eigentlich gehören auch zwei Arbeiten der Brüder Schlegel selbst hierher, und zwar von Friedrich: „Roland.“ Ein Heldengedicht nach Turpins Chronik (in assonierenden Versen, ähnlich wie U.s spanische Romanzen) in „Poetisch. Taschenbuch“, herausgg. von Fr. Schlegel. II. Berlin 1806, von A. W. Schlegel eine (1800) in vollendeten Oktaven begonnene Bearbeitung von Gottfrieds „Tristan“ mit Benutzung der altfranzösischen Romane (Werke I, 100).

[3] Es ist der Versuch der poetischen Verwertung einer wissenschaftlichen Entdeckung (wie bei U. so oft). Denn auch die erste Gestalt des fränkischen Volksmärchens, dessen erste altfranzösische Bearbeitung durch Adenez le Roy vorliegt, verschwamm in der Verquickung mit uralten religiösen Vorstellungen. Übrigens besteht einige Ähnlichkeit mit einem anonymen deutschen Gedichte des 13. Jahrhunderts: „Die gute Frau“ (Poema de Caroli Magni origine et genealogia), ed. Sommer, Haupts Ztschr. II, 393. Der Stoff lebte nämlich in der eigentlich deutschen Volkssage fort. Eine neuere Ballade „König Pipins Jagd“ von Heiler in „Von der Isar“, Jahrbuch des Vereins für deutsche Dichtkunst in München f. 1851, S. 156—58.

[4] Die geschichtliche Pfalzgräfin Genoveva wird um 731 gesetzt, mit der „Histoire de Geneviève de Brabant“ des Jesuiten Cerisier (1638), der Grundlage des späten legendarischen Volksbuchs „Historie von der unschuldig betrengten heiligen Genoveva“. Um 1780 dichtete der Maler (Friedrich) Müller unter Goethes Einfluſs sein bedeutendes Drama „Golo und Genoveva“, das erst 1808, nun wohl mit romantischem Aufputz verbrämt, in der Heidelberger „Einsiedlerzeitung“ von Arnim und Brentano

sprechen dafür, daſs durch dasselbe bei Uhland nicht nur ein äuſserliches Interesse wachgerufen wurde. Kaiser (in der Anm. 2 S. 100 angeführten Schrift S. 36 f.) bezieht sich unter den von Tieck — vorher schon im „Zerbino“ — angewandten künstlichen Mitteln, „das klare Verständnis der Sprache in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen“, besonders auf „Archaismen, die hier wohl zugleich aus dem Bestreben hervorgegangen sind, für den altdeutschen Stoff auch die Sprache altdeutsch zu färben — ein Bestreben, das schon vor Jahren von Wieland empfohlen und von Goethe geübt worden, zum Teil auch von Uhland“; hierzu ziehe man die Bemerkung A. W. Grubes, Biographische Miniaturbilder I[5], 281, in der Skizze über Uhland: „Gleich den Romantikern mit Vorliebe dem Mittelalter zugewandt, verlor er doch nie die Gegenwart über der Vergangenheit, das Nahe über dem Fernen. Berühren manche altertümliche Sprachformen und Wendungen, wie ‚ein Schloſs lustsam‘, ‚lieb Bruder mein‘, ‚Tuch zur Wat‘, ‚das war Jungfrau Sieglinde, die wollte früh aufstehn‘ etc., etwas hart und seltsam unser nicht mehr daran gewöhntes Ohr, so erscheint uns doch fast alles, trotz des altertümlichen Kleides, so natürlich und ungezwungen, daſs wir in der poetischen Welt Uhlands bald heimisch werden.“ Nachdem Kaiser a. a. O. eine gröſsere Anzahl derartiger Ausdrücke und Verbindungen angeführt hat,[1] fährt er fort: „Diese archaistische Schminke gewährt auch vielfach einen läppischen und süſslichen Anblick. Andererseits wieder reden Golo und Genoveva oft eine solche Sprache, brechen mitten im elementaren Gefühlsleben derartig in Reflexionen aus, daſs wir in der Gegenwart, nicht aber in der Zeit Karls des Groſsen zu sein glauben.“ Uhland hat solche Formfehler stets in seinen Bearbeitungen ähnlicher Stoffe mit feinem Takte ver-

erschien, wo Uhland mitarbeitete. Der Stoff ist jedenfalls ganz wie nach romantischem Rezept zugeschnitten, weshalb seine Beliebtheit in einem gleichgestimmten Zeitalter wenig verwunderlich ist. Mitte des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts lieferten die Kupferstecher Brüder Riepenhausen eine mit Tiecks Stück gleichbetitelte Facharbeit; Goethe besprach ihre Darstellung 1806 in Schütz' „Jenaischer Allg. Lit.-Ztg.“ (Strehlkes Ausgabe von G.s Schriften zur Kunst. Hempel, S. 812 ff.).

[1] Ähnliches citiert er S. 40 f. zu dem zeitweise bei Uhland sehr beliebten „Octavian“. Vgl. Steudener S. 3 ff. Uhlands Volkslieder Nr. 15.

mieden, indem er sich durch liebevolles Studium ganz in jene längst entschwundene Welt einzuleben versuchte. In dieser Beziehung rühmt Tobler (vgl. oben S. 26) S. 91 f. von ihm: „Gab er mehrfach treue Übersetzungen altfranzösischer Gedichte, so befähigte ihn seine innige Vertrautheit mit mittelalterlicher Empfindungs- und Ausdrucksweise, freier zu Werke zu gehen, ohne dabei die innere Wahrheit zu verletzen." Im besondern bemerkt er sodann weiter: „Dem Sagenkreise Karls des Groſsen hat U. mehrfach Stoffe entnommen oder auch neue Glieder zugefügt, wie denn z. B. ‚Roland Schildträger' und ‚Karls Meerfahrt' ganz, und zwar in glücklichster Weise, von ihm erfunden sind, während in anderen Fällen Stoffe zwar vorhanden waren, aber unter seiner Hand merklich gewonnen haben." Wie verständig Uhland überhaupt mit bestimmten alten Vorlagen verfuhr, ist in obiger Abhandlung S. 71 z. B. für „St. Georgs Ritter" dargelegt worden, wozu die ähnliche Behandlung vom „Lerchenkrieg" durch Notter (L. Uhland S. 402 f.) zu vergleichen ist. In der sicheren und guten Wahl der altertümlich oder mundartlich färbenden Worte[1] dürfte bei Uhland nur selten ein Tadel sich notwendig machen, wie z. B. Notter S. 166, Anm. Um diese Ausführungen mit einer doch vielleicht nicht ganz wertlosen Kleinigkeit abzuschlieſsen, sei eine Bemerkung Grubes (s. oben) S. 295 angeführt: „Verkleidungen aus dem Stegreif gelangen ihm vortrefflich, und lange nachher wuſste man noch von einer spaſshaften Darstellung der Charade

[1] Aus seiner gründlichen Beschäftigung mit den verschiedensten germanischen und romanischen Perioden verleibte er dem Sprachschatze Worte, wie „Brünne", „erkiesen" u. s. w., ein. So merkt man den Philologen im vollen Strom des Liedes. Man vergleiche J. Schulzen, Mittelhochdeutsche Anklänge bei Uhland; Progr. Thann 1879. „Altdeutsche (405—9) u. dialektische (409—12) Anklänge in der Poesie Ludwig Uhlands u. s. w." Eine Skizze von Rich. Fasold, Herrigs Archiv 72, 405—14; auch Becker-Lyon, Der deutsche Stil (1883) S. 137 u. 161 f.; H. Schults, Der Einfluſs des Volksliedes und der älteren Dichtung auf die Uhlandsche Poesie, Herrigs Archiv 64, 11—24. — Zu Uhlands „Hang zum Altertümlichen" und seinem „recht innigen Versenken in die Schachten des deutschen Altertums" (ein bei ihm beliebtes Bild: vgl. oben S. 76 im Briefe an Wolf 1833, ähnlich schon 1806 S. 33 und aus späten Jahren S. 79) vgl. die kurzen Andeutungen von E. Schmidt, Anzeiger f. dtsch. Litt. I, 229 in der eingehenden Würdigung von Hollands kritischer Uhlandausgabe.

‚Genofeva‘ zu erzählen, in welcher Uhland den ‚Schmerzensreich‘ vorstellte.“ Ob man hierunter vielleicht eine karikierende Behandlung einer Tieckschen Idee zu vermuten hat, mufs dahingestellt bleiben (die Anekdote bei Notter S. 221).

Von den folgenden einschlägigen Arbeiten Tiecks ist zunächst die für die Romanistik bedeutungsvolle — die Vorrede eröffnet Ausblicke auf italienische Poesie, Cervantes u. s. w. — Erneuerung altdeutscher „Minnelieder“ (1803) als eine auf Uhland besonders einflufsreiche zu erwähnen. Von den späteren mufs namentlich sein letztes dramatisches Werk, welches zugleich seinen poetischen Abschied von der Romantik bedeutet, das umfangreiche Märchendrama „Fortunatus“, genannt werden. Denn dieses, welches in der litterarischen und Lesewelt aufserordentlich einschlug, liegt zeitlich unmittelbar vor der gleichnamigen Dichtung Uhlands. Nach einer Notiz bei Solger, Nachgelass. Schriften I, 536 schrieb er das Werk 1816 (nach anderen 1815) im ganzen so nieder, wie er es schon 1800 innerlich ausgearbeitet hatte; somit hätte Tiecks Gedicht also die Priorität, wenn es auch, weil die Herausgabe erst 1819 erfolgte, Uhland füglich recht wohl unbekannt bleiben mufste. Kaiser, welcher S. 42 f. der mehrfach citierten Schrift eine treffliche Analyse dieses gewagtesten Stückes, was Tieck je geliefert (bei Solger I, 481 giebt er dies selbst zu), vornimmt, hat geschickt den Kern der Tendenz herausgefunden: „Der Fortunat ist mit entschiedener Ironie gedichtet, dem Lebenselement und Todeskeim der Romantik“, und hier dürften wir unschwer die Brücke zu der Uhlandschen Auffassung dieser alten Volksbüchererzählung schlagen, welche Uhlands folgsamer Schüler[1] Gustav Schwab, der einen ähnlichen poetisch-ästhetischen Bildungsgang wie Uhland selbst durchmachte, trefflich als „Fortunat und seine Söhne“ nach der Originalquelle bearbeitete, welch letztere übrigens auch Tiecks Grundlage gebildet hat. Auch die offenbare Mangelhaftigkeit der Komposition in Uhlands vielversprechendem Ansatz, das äufserst dankbare Problem zu modernisieren, darf man auf Kosten der romantischen Einflüsse setzen;

[1] Vgl. K. Klüpfel, G. Schwab als Dichter und Schriftsteller (Stuttgart 1881) S. 31 f. Ebenda S. 32 f. über die Fortbildung der von Uhland gepflegten (romanischen) Romanze durch Schwab.



derselbe Fehler macht sich bei allen epischen Versuchen der Schwaben Uhlandscher Observanz geltend, wie Stern (Zur Litteratur der Gegenwart S. 213 f.) für Mörikes „Idylle vom Bodensee“ nachweist, weil sie eben hier von den romantischen Lehrern abhängig sind, während Uhland sowohl wie Mörike, die beiden volksmäſsigsten Lyriker Schwabens — H. Fischer, Ed. Mörike (Stuttgart 1881) S. 17 will sie hier zwar streng auseinanderhalten —, in der frischen Liederdichtung die Männer vom fertigen Wurfe heiſsen müssen.

Wenn nun endlich auch diejenige Dichtgattung, welche Tieck den Romanen abgewann und durch den Umwurf eines rein poetischen Kunststils zu mustergültiger Vollendung erhob, von Uhland wenig oder gar nicht in die That umgesetzt worden ist,[1] so sind doch unanfechtbare Zeugnisse zur Stelle, daſs er mit dem Eifer wissenschaftlicher Forschung die Gesetze der neugeschaffenen Erzählungspoesie studiert hat. Jakob Minor hat in dem Aufsatz „Tieck als Novellendichter“, welchen die von O. Sievers herausgegebenen „Akademischen Blätter, Beiträge zur Litteraturwissenschaft“ (1884) enthalten, S. 129 f., 134—137, 200—204 den Charakter der auf Grund der südromanischen Novellistik von Tieck und seinen Genossen geschaffenen romantischen Erzählungslitteratur untersucht; S. 210 f. verbreitet er sich über Tiecks „Märchennovellen“, von denen allerdings Uhland manches gelernt haben mag, als er sich mit dem Plane seines „Decamerone“ (1808) und des „Märchenbuchs“ (1812) befreundete. Fast unmittelbar von der neufranzösischen Romantik beeinfluſst, entstand die letzte gröſsere Arbeit Meister Ludwigs, der mit südlicher Glut und romanischem Farbenglanz ausgestattete Roman „Vittoria Accorombona“[2] (1840), zu dessen Erscheinungs-

[1] Über den etwaigen Einfluſs von Tiecks „Phantasus“ (vgl. Minor, Besprechung von Utis' 1887 erschienener Nachahmung „Neuer Phantasus“ i. d. „Dtsch. Litteraturztg.“ 15. Okt. 1887) s. oben S. 41. Die meisterhafte Schilderung von dem traurigen Ausgange des unglücklichen Camoens in der Novelle „Des Dichters Tod“ ist unvergessen. Tiecks Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen“ und sein umfangreicher Roman „St. Evremont“ schlagen ebenfalls in das romanische Stoffgebiet.

[2] Thomas Carlyles feines Urteil bei J. A. Froude, Das Leben Thomas Carlyles. Aus d. Englischen übersetzt von Fischer. (Gotha 1887.) II, 136.

zeit Uhland allerdings dem Dichterhandwerk längst Valet gesagt hatte. Da lassen sich sicher Einwirkungen der Romanzen, in denen Tieck schon früh Siegfrieds Jugend besungen hatte, viel eher nachweisen (Uhlands „Jung Siegfried"); Friedrich Schlegel hatte dann später die altdeutsche Poesie in einer freilich oberflächlichen Übersicht abzuschildern versucht, während sein Bruder, hier entschieden mit schärferem Blick, in seinen (Winter 1803 auf 1804) in Berlin gehaltenen Vorlesungen von demselben Thema ausging und ein farbiges Bild des mittelalterlichen Volksepos, insbesondere des Nibelungenliedes, entrollte. Wie er gedachte auch Tieck[1] das letztere dem schon im voraus begeisterten Publikum bald vorzulegen, worin ihnen aber v. d. Hagen, der fleifsigste der vielen germanistischen Dilettanten jener Tage, welcher durch Schlegels Vortrag ganz für diese Studien eingenommen war, wenige Jahre darauf zuvorkam. Tieck beschenkte dafür die junge Wissenschaft der deutschen Philologie 1812 durch die Drucklegung von Ulrich von Lichtensteins „Frauendienst" und 1817 durch das „Deutsche Theater", eine trefflich ausgewählte Mustersammlung unserer älteren dramatischen Litteratur.

Es erübrigt noch, in gedrängtester Kürze die etwa in Betracht kommenden Arbeiten der übrigen Romantiker aufzuzählen; ihr Verhältnis zu Uhland liegt zum guten Teil offener zu Tage, als bei den Schlegels und Tieck. Im Vordertreffen steht hier Görres, später der streitbare Vorkämpfer der überwundenen Ideen des Mittelalters in Staat, Kirche, Gesellschaft und Geistesleben. In seiner Arbeit über „Die deutschen Volksbücher", welche später Uhlands Jünger Schwab zu der dankenswerten populären Umgestaltung unter gleicher Überschrift anregten, fafste er schon 1807 alle diese Studien der Romantik mit gediegenem wissenschaftlichen Sinne zusammen, welch letzterem Uhland bezüglich dieser Leistung noch im Herbst 1812,[2] als er seine altfranzösischen Untersuchungen schon längere Zeit beendigt hatte, deutlich seine

[1] Auch eine Neubearbeitung des auf italienisch-normännischen Berichten beruhenden Spielmannsgedichtes vom „König Rother" begann T. und veröffentlichte 1808 ein Stück in der „Zeitschrift für Einsiedler", dem kurzlebigen offiziellen Organ der romantischen Gelehrsamkeit. U. galt Tiecks „Deutsches Theater" als Musterkompendium: Anzg. f. dtsch. Litt. 13, 293.

[2] Vgl. den Schlufs des in Anm. 3 S. 17 mitgeteilten Briefes.



Hochachtung bezeugte. Er vereinigte hier alles ihm erreichbare Material zur Geschichte der deutschen Volkslitteratur des ausgehenden Mittelalters, in welche ja zahllose romanische Beisätze teils unauslöslich eingesprengt, teils unmerklich übergeflossen sind, was aus Scherers[1] Inhaltsangabe ersichtlich wird: er „lieferte eine zuweilen wunderschön charakterisierende Übersicht der gesamten auf Jahrmärkten verkauften und in den unteren Schichten der Nation noch geschätzten Litteratur der Traum-, Arznei- und Rätselbücher, der Wetterprophezeiungen, der Handwerkssprüche, der fabelhaften Reisebeschreibungen, der Legenden und Romane von Genovefa, Gregorius auf dem Steine, Magelone, Melusine, Kaiser Octavianus, vom gehörnten Siegfried, Herzog Ernst, Heinrich dem Löwen, vom Eulenspiegel, Doktor Faust und ewigen Juden". Auch Arnim „plante eine umfassende Wiederbelebung der älteren und volkstümlichen Litteratur". Hieraus entsprang die gemeinsam mit Brentano unternommene Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn", deren tiefgreifende Einwirkung[2] auf Uhland (s. Anm. 2 S. 30 nebst Text) dargelegt worden ist. Auch machte sich Arnim, wie es von Tieck mitgeteilt wurde, an eine Erneuerung verschiedener Erzählungen und Dramen des 15. bis 17. Jahrhunderts, während sein Genosse Brentano Jörg Wickrams „Goldfaden", einen nach Stoff und Tendenz schon modernen Roman des Reformationszeitalters, aber romantischen Gepräges, bearbeitete und in einer spaſsigen, aber scharfen Satire wider das spieſsbürgerliche Vorurteil auf die genialste deutsche Lügengeschichte, „Schelmuffsky", deren Verfasser erst vor wenigen Jahren Friedrich Zarncke in Christian Reuter entlarvt hat, als eine kunstvolle und erfindungsreiche Schöpfung ohne Rivalin hinwies. Nicht unmöglich ist es, daſs Fr. Novalis' schwärmerisch-weiche Erzählung „Sängerglück" (in dem unvollendeten Bekenntnisromane „Heinrich von Ofterdingen") Uhland zur „Sängerliebe" ermutigte; er gesteht selbst einmal: „Das Dunkelklare ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie, wie bei Novalis." Später erschien bei Uhlands Ver-

[1] „Geschichte der deutschen Litteratur" S. 636. Arnim: Schmidt, Charakteristiken 493.

[2] Über den gewaltigen Eindruck auf die ganze litterarische Gesellschaft s. Koberstein, Grundriſs III[4], 2556 f., Anm.; Briefe U.s 1806 u. 1807.

leger von seinem Freunde Fouqué: „Sängerliebe." Eine provençalische Sage in drei Büchern. 1816.

Wenn sonach das Verhältnis Uhlands zu den Romantikern[1] sowohl für seine originale und reproduzierende Dichtung, wie für seine ausgebreitete gelehrte Forschung eine ungemein anregende und fruchtbare, im allgemeinen auch segensreiche genannt werden darf — denn der ins Hyperphantastische übergreifende Zug, welcher sich oft in Sentimentalität verliert und infolge der Neigung zu Allegorie und Symbolik nicht selten ans Spiritualistische streift, konnte seine gesunde Kernnatur nicht berühren —, so hat er sich doch den Gehalt der von ihm poetisch verwerteten Stoffe der romanischen Poesie erst wissenschaftlich erarbeitet, und eine gedankenlose Herübernahme derselben oder der Dichtformen mufs bei seiner Gründlichkeit litterarischer Aneignung als ausgeschlossen erscheinen. Seine energische Unabhängigkeit in dieser Hinsicht ist schon mehrfach betont worden. Für Uhlands allezeit unentwegtes deutschnationales Bewufstsein bürgt dokumentarisch, dafs er die zahlreichen dramatischen Stoffe, welche er aus der romanischen Litteratur entnahm, wie Francesca da Rimini aus der italienischen, Bernardo del Carpio aus der spanischen, „Karl der Grofse auf der Reise nach Jerusalem" aus der französischen, schliefslich liegen liefs und nur zwei durchweg deutsch-volkstümliche[2] Vorwürfe fertig ausgestaltet hat. Hier, wo das Leben und

---

[1] Unter den Prosaerzählungen der Romantiker haben viele den Stoff dem romanischen Litteraturgebiet entlehnt oder wenigstens in Ländern romanischer Zunge ihren — absichtlichen und charakteristischen — Schauplatz. Dahin gehören: Arnims Novelle „Der tolle Invalide" (in Südfrankreich), A. W. Schlegels „maurische Erzählung" „Morayzela" (nach einem spanischen Originale, das auf eine alte Volkssage zurückgeht, und wahrscheinlich der Bearbeitung Florians in „Gonzalve de Cordoue"), Eichendorffs gestaltenreiche „wilde Spanierin" (im Cyklus „Dichter und ihre Gesellen"), von acht Erzählungen des deutschnationalen H. v. Kleist fünf; von Th. A. Hoffmann: „Das Fräulein von Scudery" und „Doge und Dogaressa" aus den vier Bänden der „Serapionsbrüder", die phantastische Geschichte „Prinzessin Brambilla", in einer Hinsicht auch die Musiknovelle „Don Juan".

[2] Uhland legte auch einen grofsen Wert auf das geschichtlich Greif- und Begreifbare, wenn die Frage der Stoffwahl an ihn herantrat. Die drei genannten romanischen Probleme besafsen, obwohl sämtlich schon in



die geschichtliche Vergangenheit unseres Volkes laut und vernehmlich spricht, ist jede Spur geistiger Auslegung im Sinne romantisch-absichtlicher Parteilichkeit abgestreift, und das Mittelalter darf im Glanze deutscher Kaiserherrlichkeit nicht als Beleg für die feudalen Regungen der Neuromantiker herhalten. Überhaupt war Uhland so weit selbstbewufst, dafs er der romanischen Strömung in Auffassung und Darstellung seiner vaterländischen Stoffe keinen Eingang gewährte. Die nach romantischem Muster in Anlehnung an die romanischen Litteraturen geschaffenen Dichtungen schieben sich gewissermafsen wie ein auf fremder Wiese gepflückter Straufs in die Sammlung ein. Dieser Zweig blieb am Baume der Uhlandschen Poesie eben nur ein eingepfropfter, doch war diese Okulation meisterlich und des vollkommensten Gärtners würdig. Bezüglich seines Gesamtverhältnisses als Romanist zu den Romantikern sei blofs auf Scherers (S. 639) Wort zurückverwiesen: „Er wurde mit Wilhelm Schlegel der Begründer der romanischen Philologie in Deutschland".

Anhang.

Philipp Strauch in Tübingen veröffentlicht in einem der jüngsten Hefte des „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur" (13. Bd. S. 292 ff.) zwei ungedruckte Briefe Uhlands an Adelbert von Keller, aus der Zeit des Pariser Aufenthalts des letzteren (Juni 1834 bis Juli 1835), welche weit deutlicher, als dies bisher bekannt war, zeigen, dafs Uhland auch in späteren Jahren nicht blofs ein allgemeines Interesse für die

dichterischer Behandlung erprobt, in seinen Augen dies Erfordernis nicht; denn hier konnte er weder seinem angeborenen wissenschaftlich-historischen Sinn genügen, noch fand das Gemüt des Poeten seine Rechnung. G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums[2] I, 575 weist Dantes und Petrarcas Beziehungen zu den „in Politik und Waffenkunst, aber auch im Mäcenate der Künste und Wissenschaften" hervorragenden Malatesta von Rimini nach. Sie leitete also auch persönliche Teilnahme; S. 579—82 ein interessantes geschichtliches Seitenstück (Ghismondo di Pandalfo) zu dem Passus bei Dante.

romanistische Wissenschaft an den Tag legte, sondern in Anlehnung an seine Studien über Sagengeschichte und Volkslieder des Mittelalters mit lebendiger Hingabe und seinem alten Eifer sich an der rastlos fortschreitenden Forschung beteiligte. Zahlreiche vereinzelte und wenig aufgeklärte Beobachtungen treten erst durch diesen wichtigen Bericht in das helle Licht vollen Verständnisses, so daſs verschiedene der oben teils kurz angedeuteten, teils ausgeführten Hypothesen nunmehr die Bestätigung durch urkundlichen Beleg erhalten. Der erste der beiden Briefe, datiert Tübingen, den 11. Januar 1835, enthält folgende bezeichnende Stellen: „Zuvörderst meinen verbindlichsten Dank für die willkommenen Notizen, die Sie mir über die Codd. von Parcival u. a. gegeben. Zwei der von Ihnen nachgesehenen Handschriften enthalten freilich wieder nur die oberflächlichere Behandlung der Gralssage von Chrest. de Troyes und seinen Fortsetzern; bedeutsamer erscheint das unvollständige Gedicht[1] in Nr. 1987, vielleicht dasselbe, dessen in Roquef.[2] Gloss. II, 758 als ‚Ensierrement de Merlin ou Roman du S. Graal‘ unter Bouron (Robert de) erwähnt ist. — Mit den altfranz. Liederhandschriften möchte ich Ihnen durchaus nicht beschwerlich werden, mein Absehen ist mehr auf ältere, besonders balladenartige Volkslieder gerichtet, von denen im Laufe des 16. Jahrhunderts manche Sammlungen, meist in 12°, gedruckt wurden, als Trésors, Sommaires, Fleurs, Rosiers etc. de Chansons. Ich kenne zwei solche Sammlungen:[3] ‚Les chansons nouvellement assemblés‘ von 1538 und ‚Sommaire‘ etc. von 1581. Während die letztere fast schon durchaus Modernes enthält, giebt die erstere noch viel Altvolksmäſsiges; doch sind auch hier die zuchtlosen Lieder gegen die romantischen überwiegend; in noch älteren Drucken dieser Art würde vielleicht auch noch mehr unseren deutschen Volksliedern Ähnliches zu finden sein. Im ‚Globe‘, als dieser noch litterarisches[4] Journal

[1] „Le petit S. Graal“ Roberts von Boron im Ms. 20047 der Bibliothèque nationale, fonds S. Germain No. 1987; vgl. Hucher, Le Saint-Graal 1, 367 ff.; Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral S. 144 ff.

[2] Roquefort, Glossaire de la langue romane.

[3] Die Titel bei M. Haupt, Franz. Volkslieder S. 172 u. 175.

[4] Seit 1830 politisch; vgl. E. Hatin, Bibliographie historique et critique de la presse périodique française. 1866. S. 352 a.

war, stand einst ein unvollendet gebliebener Aufsatz[1] über die Volkslieder der verschiedenen französischen Provinzen. Die Romanzen in dem übrigens verdienstlichen ‚Romancero von Paris'[2] neigen doch mehr zur Kunstpoesie hinüber. In den Vol. 6 und 13 der ‚Joyeuretez,[3] Facecies etc.' vermutete ich Abdrücke älterer, volksmäfsiger Liedersammlungen; allein bei dem nach Ihrer Beschreibung ziemlich mageren Inhalt ... verzichte ich auf dessen Erwerb. Dagegen wäre mir erwünscht, wenn ich die in Techeners Bulletin[4] No. 2 p. 5 verzeichneten ‚Christmas Carols etc.' by W. Saudis (London 1833) durch Ihre gefällige Vermittelung erlangen könnte.

Die ‚Vaux-de-Vire d'Olivier Basselin etc.' par J. Travers[5] habe ich inzwischen erhalten; wenn es Ihnen aber nicht wirklich lieber ist, das für mich angekaufte Exemplar selbst zu behalten, so weifs ich davon recht gut Gebrauch zu machen.

Es freute mich, zu vernehmen, dafs Ihre weiteren Forschungen über die sieben Meister erfolgreich waren. Der vorläufige Abdruck des französischen Textes würde allerdings für Leute vom Fache interessant sein; allein da dieser immer nur wenige sind ... so würde doch vielleicht die beigefügte Abhandlung der Sache förderlich sein."

Im folgenden dankt Uhland durch Keller einem französischen Philologen A. Jubinal für Übersendung verschiedener Arbeiten desselben (ebenso im Briefe vom 17. März desselben Jahres), welche Strauch nach den Exemplaren der in die Tübinger Universitätsbibliothek übergegangenen Bücherei Uhlands genau bestimmt; eine derselben, „La pais et la charte aus englois, documents inédits" u. s. w., trägt die Widmung: „A M[r] Vlhand, avec remerciment de ses bonnes observations, son très dévoué serviteur. A. Jubinal." Weiterhin bedauert er, dem Litterarhistoriker Ch. Magnin für die Vorstudien zu den (1838 erschie-

---

[1] Chants populaires de la France. 1'article. Chants de Béarn. Le Globe 1829, Bd. 7, No. 34, S. 271.

[2] „Le romancero françois" par P. Paris. Paris 1833.

[3] Titel und Inhaltsangabe der 16 Bände (Paris, Techener 1829—34) bei Brunet, Manuel III, Sp. 586 ff.

[4] „Bulletin du bibliophile et de l'amateur." 1834.

[5] Paris 1833.

nenen) „Les origines du théatre moderne. I.“ nichts Neues von Bedeutung anführen zu können. Dann fährt er fort: „Die Nachrichten, welche Sie mir über die bevorstehende Herausgabe der ‚Romans du Brut‘,[1] de ‚Robert l. Diable‘[2] etc. geben, waren mir sehr interessant; Sie haben wohl die Güte, wenn solche wirklich erschienen, mir die Verleger zu bezeichnen.... Es wäre zu wünschen, daſs die französischen Litteratoren ihre Thätigkeit in diesem Fache nicht zu sehr an einzelne, luxuriöse Kuriositäten zersplitterten, sondern auf Werke, wie die genannten, auf gröſsere Sammlungen, namentlich auch auf eine rasche Fortführung der von Paris begonnenen Herausgabe der Kärlingischen Epopöien[3] verwendeten.

In der Vorrede zu Pluquet, Contes populaires etc. du Bayeux[4] werden angeführt: ‚Croyances et Traditions du Dauphiné, par J. Ollivièr‘,[5] und ‚Chroniques et Traditions provençales par Alph. Denis‘[6] (die eben dort bemerkten ‚Chroníques etc. de la Flandre par H. Berthoud‘[7] besitze ich, es sind mehr moderne Verarbeitungen); auch sind zu Paris 1826 erschienen: ‚Ballades et Chants populaires de la Provence;[8] das letztbemerkte Buch zu erhalten, wäre mir jedenfalls erwünscht, und in Beziehung auf die beiden anderen würde ich um einige Notiz vom Gehalte derselben bitten, wenn Ihnen solche etwa bei Freunden dieser Studien zu Gesicht kommen sollten.“

Aus dem zweiten der von Strauch abgedruckten Briefe, welcher, wie bemerkt, am 17. März 1835 auf eine Büchersendung nebst neuen litterarischen Mitteilungen Kellers erwidert, seien hier nur zwei kurze Stellen herausgehoben. Die erste derselben lautet: „Daſs sich Ihnen für die sieben Meister immer Weiteres eröffnet, habe ich mit vielem Vergnügen vernommen. Nur ist

---

[1] Publié par Le Roux de Lincy. Rouen 1836—38.

[2] Publié par G. S. Trébutien. Paris 1837.

[3] „Romans des douze pairs de France“ I—X. Paris 1832—46.

[4] Rouen 1834.

[5] Ein Aufsatz in „La France littéraire“, recueil de littérature publié par Ch. Malotome VIII, p. 5—34; IX, p. 287—317.

[6] Toulon, Paris 1831.

[7] „Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre.“ Paris 1831.

[8] Publié par M. Aycard.

mir leid, dafs auch ich Ihnen über das deutsche Gedicht, dessen nähere Kenntnis Sie vermissen, nichts Förderndes zu sagen weifs, da ich niemals dasselbe gesehen habe.“ Und weiterhin: „Ich habe mich neuerlich meist damit beschäftigt, die sagengeschichtlichen Studien, die ich während meines akademischen Berufs zum Gegenstande einiger Vorlesungen gemacht hatte, tiefer zu begründen und weiter auszubilden. Indem ich hiebei von vorn anfieng, mufsten mich zunächst die nordischen Mythen in Anspruch nehmen. Neben diesem habe ich für das ältere deutsche Volkslied und dessen Beziehungen zur Volkspoesie anderer Völker manches gesammelt und geforscht. Aber zur Herausgabe habe ich bis jetzt nichts bereit.“ Von Interesse ist sodann noch ein Notabene: „Könnten Sie mir wohl den Titel des neuen Werkes von de la Rue über die ‚Jongleurs‘ nebst Verlagsfirma angeben? auch was Sie vom Werte dieses Buches halten, wenn es Ihnen bekannt ist?“ Das angezogene Werk führt den Titel: „Gde La Rue Essais hist. sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands et anglo-normans, suivis des pièces de Malherbe. Caen Mancel 1834. 3 tomes.“

Dieser ausführliche Auszug nebst den dem kurzen, aber völlig ausreichenden Kommentar Strauchs mit bestem Danke entnommenen Anmerkungen hat den Zweck, die leider nicht mehr für die Arbeit selbst verwendbaren willkommenen Ergänzungen als wertvollen Zusatz zu den obigen Auseinandersetzungen darzubieten. Zugleich ergeben sich aus einer Weiterführung und fruchtbaren Ausnutzung dieses neu eröffneten Stoffes wichtige Folgerungen für die Ansichten bezüglich Uhlands Studien über das französische Volkslied, u. a. auch für das Gedicht „Die Königstochter“.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Berlin. Ludwig Fränkel.

Nachträge zu den Legenden.

*Kalender in Versen, von dan John Lydgate.**

b. Ms. Douce 322, f. 2.

Januarius habet dies xxxi, luna xxx.

III	A			Jhesu lorde, for thy holy *Circumsicioun*,	
	b	IIII	N.	In the begynnyng of the newe yere,	
XI	c	III	N.	Kepe me euer from all*e* confusion;	
	d	II	N.	Whan I shall*e* stande at myne answere,	
XIX	e	Nonas		Graunte me grace well*e* to appere,	5
VIII	f	VIII	Id.	And for thy worshipfull*e* *Epiphany*	
	g	VII	Id.	Graunt me good lyfe and well*e* to dy.	
XVI	A	VI	Id.	Nowe pray for me, seynt *lucian*,	
V	b	V	Id.	That I may be had vnto youre daunce,	
	c	IIII	Id.	where god rewleth aungelles and man	10
XIII	d	III	Id.	In trewe loue w*ith*outen variaunce.	
II	e	II	Id.	yeue me som comfort of aqueyntaunce,	
	f	Idus		Confessour*e* and byſſhop seynt *hillary*,	
X	g	XIX	Kl.	w*ith* seynt *Felyce*, that ioyeth the by.	
	A	XVIII	Kl.	O Abbot *Maure*, kepe me from vyce,	15
XVIII	b	XVII	Kl.	w*ith* helpe of pope and martyr *Marcelle*.	
VII	c	XVI	Kl.	I pray the to teche me, seynt *Sulpice*,	
	d	XV	Kl.	w*ith* virgyne *Prysce*, to syng nowell*e*.	
XV	e	XIIII	Kl.	Byſſhop *Wlstan*, yeue me good counsell*e*,	
IIII	f	XIII	Kl.	And these martires: *Fabian* and *Sebastian*,	20
	g	XII	Kl.	w*ith* virgyne *Agnes*, that wel helpe can.	
XII	A	XI	Kl.	Set my pacience, seynt *Vincent*,	
I	b	X	Kl.	That hit may growe in my soule.	
	c	IX	Kl.	Conuert vs from all*e* euel entent,	
IX	d	VIII	Kl.	The glorious conuersion of seynt *Poule*,	25
	e	VII	Kl.	That we ascape the fendys all*e*;	
XVII	f	VI	Kl.	helpe vs, seynt *Julian*, to be vnbounde,	
VI	g	V	Kl.	w*ith* virgine *Agnes*, nowe the secounde.	
	A	IIII	Kl.	Kepe vs from all*e*-maner synne,	
XVIIII	b	III	Kl.	Quene *Batilde*, in speciall*e* from pryde.	30
III	c	II	Kl.	Suffer vs neuer to dye there-inne,	

* Von diesem Kalender sind mir bis jetzt die folgenden drei Mss. bekannt geworden: Ms. Harl. 4011 (das einzige Ms. des Brit. Museums), worin das erste Blatt mit den beiden ersten Monaten ausgefallen ist, Ms. Douce 322 und Ms. Rawlinson 408. Die Feste sind in den Mss. rot oder durch Unterstreichung markiert. Alle Hss. sind mehr oder minder verderbt; im ganzen liefert Ms. Douce den besten Text; Ms. Harl. erscheint als Überarbeitung. Der Urtext ist aus diesen drei Hss. allein kaum herzustellen.

c. Ms. Rawlinson 408.*

Januarius.

O Jhesu lorde, for þi *Circumsicyon*,
In þe begynnyng as of þe new ȝere,
Kepe me euer from al confusyon;
When þat I shal stonde at myne answere,
Lorde, graunt me grace wel for to apere,
And for þi worshipful *Epyphanye*
Graunt þou me good lyfe and wel for to dye.

Now pray for me, blessid *Seynt Lucyan*,
That I myght be hadde forth vnto ȝoure daunce,
There god reulith both angel and man
In right true loue with-outen variaunce.
Ȝiffe me some comfort as of acqueyntaunce,
Confessour and bisshop *Seynt hillary*,
with good *Seynt felice*, þat ioyeth þe by.

O sacred abbot *Maure*, kepe me from vyce,
with help of þe pope and martir *Marcel*.
I pray þe teche me, blessid *Seynt Sulpice*,
with þat holy virgyn *Prisce* syng nowel.
O byshhop *Wlstan*, ȝif me good councel,
And þese martirs: *Fabian and Sebastian*,
wiþ þe virgyn *Agnes*, þat wel help can.

Sette my pacience, halowed *Vincent*,
That hit may grow with-ynne my inwarde saule.
Conuert þou us from al euel entent,
Glorious conuersion of seynt *Paule*,
That we escape þe wikked fendes braule;
help us, *Seynt Julyan*, to be vnbound,
with þe virgyn *Agnes*, now þe secound.

Kepe us dayly from al maner of synne,
Quene *Batylde*, in especyal from pryde.
Suffer us neuer for to dye þere-ynne,

---

* **Diese Hs. enthält das wichtige Chartulary of Godstowe (bei Oxford), natürlich im Dialekt von Oxford. Der Kalender geht diesem auf den ersten Seiten voran. Die Zeilen enthalten hier durchgängig, offenbar zur Erzielung von fünftaktigen Versen, ein Wort mehr.**

Februarius habet dies xxviij, luna xxix.

	d		Kl.	Jhesu, for thy virgyne seynt *Bryde*.	
XI	e	IIII	N.	O *puryfyed lady,* be nowe oure gyde.	
XIX	f	III	N.	Teche vs to lyue welle, O byſſhop *Blase* —	
VIII	g	II	N.	For alle thys wreched lyfe ys but a mase.	35
	A	Nonas		LEde vs, virgyne and martir *Agase,*	
XVI	b	VIII	Id.	And the byſſhops *Vedast* and *Amand:*	
V	c	VII	Id.	We walke nowe here in derknesse, allas,	
	d	VI	Id.	Teche vs the trewthe to vnderstand,	
XIII	e	V	Id.	That we be delyuered fro the fendys band.	40
II	f	IIII	Id.	Helpe vs, holy virgyne seynt *Scolast,*	
	g	III	Id.	Tylle thys short lyfe be ouerpast.	
X	A	II	Id.	BE of good comfort, hert myne!	
	b	Idus		Wel mayst thow glad and lusty be:	
XVIII	c	XVI	Kl.	For, as I hope treuly, seynt *Valentyne*	45
VII	d	XV	Kl.	wylle shewe hys loue and ioye w*ith* me.	
	e	XIIII	Kl.	O virgyne *Juliane,* I chese nowe the	
XV	f	XIII	Kl.	To my valentyne, w*ith* hert and mouthe —	
IIII	g	XII	Kl.	To be trewe to the wold god I couthe!	
	A	XI	Kl.	I hope to lerne for to pursewe	50
XII	b	X	Kl.	After these valentines by thys meter;	
I	c	IX	Kl.	I loue alle welle, bothe olde and newe.	
	d	VIII	Kl.	w*ith* the *Cathedracion of seynt peter*	
IX	e	VII	Kl.	Nomore of loue I me entermete:	
	f	VI	Kl.	I pray the now, apostylle seynt *Mathy,*	55
XVII	g	V	Kl.	For crystes trewe loue to lyue & dy.	
VI	A	IIII	Kl.	A trew Valentyne ys he to me:	
	b	III	Kl.	Alle hys body on the crosse he sprad,	
XIIII	c	II	Kl.	And, for my soule hys spouse shulde be,	

a. Ms. Harl. 4011,* f. 138.

Mar(ch).

III	d		Kl.	With his bloode savid he did me wedde.	60
	e	VI	N.	Pray for me now, *Seint Chedde,*	
XI	f	V	N.	That y may to hym my covenaunte holde	
	g	IIII	N.	That for me was bought and solde.	
XIX	A	III	N.	here shalle I not longe ben,	
VIII	b	II	N.	To another countrey I am bought:	65
	c	Nonas		Now pray for me, *Seint Perpetue vergen,*	
XVI	d	VIII	Id.	That in my wey I erre nought,	
V	e	VII	Id.	But that my werkes, worde and thought	
	f	VI	Id.	Be so plesaunt vnto thi spouse,	
XIII	g	V	Id.	That I may be servant in his hye house.	70

* Im Ms. Harl. fehlen die zwei ersten Monate. Die Feste sind oft nicht markiert; r. bezeichnet in rot. Statt -oñ hat die Hs. meist -on' (eigentlich = one); ich habe dies jedoch ebenfalls durch -oun aufgelöst.

Februarius.

Jhesu, for þi holy virgyn *Seynt Bryde*.
O puryfied lady, be now oure gyde.
Teche us to lyue wel, o byſſhop *Seynt Blase* —
For þis wrecchid lyfe is but as a mase.

Lede þou us, virgyn and martir *Agas*,
And þe biſſhopes *Vedast and Amand:*
we walke now here in þis derkenes, alas,
Teche us þe trouth for to vnderstond,
Delyueryng us from the fendes bond.
help þu us, holy virgyn *Seynt Scolast*,
Vntil þis short lyfe here be ouer-past.

Be of good comfort and ioye now, hert myne!
wel mayst þu glade and verray lusty be:
For, as I hope truly, *Seynt valentyne*
wil shewe us loue and daunsyng be with me.
O virgyn *Julyan,* I chese now the
To my valentyne, both with hert and mouth —
To be true to þe wold god þat I couth!

I hope and trist to lerne for to pursewe
Aftur þese valentynes be metre;
I loue þem al wel, both olde and newe.
with cathedracion of *Seynt petre*
Nomore of loue y me entremete:
I pray þe now, apostil *Seynt Mathye*,
For cristes true loue I to lyue and dye.

O true valeyntyne is oure lord to me:
Al his body on þe crosse he spredde,
And, for þ*at* my soule his spouse shuld be,

b. Ms. Douce 322.

Marcius habet dies xxxi, luna xxx.

W*ith* hys blood *Dauid* (!) he dyd me wedde.
Pray for me nowe, *seynt Cedde*,
That I to hym my couenaunt holde
That for me was bought and solde.

HEre shal we nat longe be,
To another contre we be bought:
Now helpe vs, holy virgyne *perpetue*,
That we in oure wey erre nought,
But all*e* oure werkes, worde and thought
Be so pleasyng vnto thy spouse,
That we be seruauntes in hys hygh*e* house.

c. Ms. Rawlinson 408.

Marcius.

With his blode *Seynt dauid* he did me wedde.
Pray for me now, with sacred *Seynt Chedde*,
That I to hym my couenaunt wole holde
That for me was both bought and solde.

In þis world here shul not we longe ben,
vn-to a noþer contrey we ben bought:
Now pray for us, moost holy virgyn,
That in oure wey no-wise we erre nought,
But al oure werkes both in worde and þought
Be made so plesaunt vnto þi hyȝe spouse
That we may ben s*er*uantes in his hyȝe house.

II	A	III	Id.	O holy doctour *Pope Gregoure*,	
	b	III	Id.	That sent Seint Austyn into Englonde,	
X	c	II	Id.	In my temptacion I fynde socoure	
†	d	Idus		By confort of thi gracious sonde.	
† XVIII	e	XVII	Kl.	yit by (thi) writynge I vndirstond	75
VII	f	XVI	Kl.	That alle this world is now fulle harde:	
†	g	XV	Kl.	Pray for me, martir *Seint Edwarde*.	

XV	A	XIIII	Kl.	I am fulle moche in goddes dette:	
IIII	b	XIII	Kl.	*Seint Cuthbert*, now pray for vs,	
	c	XII	Kl.	with the, holy abbot *Seint Benette*,	80
XII	d	XI	Kl.	helpe, while it stondeth now thus,	
I	e	X	Kl.	That oure good lord swete Jh*esus*	
	f	IX	Kl.	Make therof a fulle myttigacioun,	
IX	g	VIII	Kl.	In reuerence of her mercyfulle *Annunciacioun*. (r.)	

	A	VII	Kl.	O blissed lady with this emanuelle,	85
XVII	b	VI	Kl.	Now for his glorious *Resurreccioun* (r.)	
VI	c	V	Kl.	helpe me, w*ith* thi aungelle *Gabrielle*,	
	d	IV	Kl.	ffor his so worshipfulle salutacioun,	
XIIII	e	III	Kl.	And for his so mervelous Incarnacioun	
III	f	II	Kl.	That wrought was þrough þe holy gost,	90

April XXX.

	g		Kl.	Kepe me, lady, vndir thi poost.	
XI	A	IIII	N.	Now thynke on me, gentile rose,	
	b	III	N.	ffor the prayers of *Seint Richard*,	
XIX	c	II	N.	And for the love of *Doctour Ambrose*,	
VIII	d	Nonas		ffor this world is now fulle hard;	95
† XVI	e	VIII	Id.	Turne not, lady, thi chere awayward:	
V	f	VII	Id.	ffor alle-though I synfulle be,	
	g	VI	Id.	The more nede y haue to the.	

XIII	A	V	Id.	Who spareth to speke, spareth to spede:	
II	b	IIII	Id.	Therfor I crye day and nyght,	100
†	c	III	Id.	Now helpe me, good lady, in my nede,	
X	d	II	Id.	As thi sonne is fulle of myght;	
	e	Idus		Of the sonne-beam yeve me some light,	
XVIII	f	XVIII	Kl.	ffor *Seint Tiburce* and *Valeryan*,	
VII	g	XVII	Kl.	And shew thou art a gentile womañ.	105

O holy doctour pope *Gregory*,
That sent seynt Austyn in to englond*e*,
In my temptacion I fynde socoure
By comfort of thy gracious sond*e*.
But yet by thy wrytyng I vnderstond*e*
That all*e* thys lyfe ys here full*e* harde:
Now pray for vs, kyng seynt *Edwarde*.

O holy doctour blessid pope *Gregoure*,
That sendist seynt Austyn in to Englonde,
In my temptacion I may fynde socour
By comfort of þi moost gracyous soonde.
But ȝit by þi writyng I vndurstonde
That al þis wrecchid lyfe, is here ful harde:
Now pray for us, blessid kyng *Seynt Edwarde*.

We be full*e* moche in goddys dette:
Good byſſhop *Cuthbert*, pray thow for vs,
And thow, holy abbot seynt *Benet*,
helpe, whyle hit standeth now thus,
That oure good lorde swete Jhesus
Make therof a full*e* mytigacioun,
In reuerence of her mercifull*e* *Annunciacioun*.

We ben ful myche dayly in goddes dette:
Good biſſhop *Cuthbert*, pray þu now for us,
And þou, holy Abbot good *Seynt Benette*,
help, whyle we stond in þe myre now þus,
That oure good lord now swete ihesus
May make us þerof a mytigacion,
In reuerence of his *Annunciacion*.

O blyssed lady *with* thys emanuel,
Now for his glorious *Resurreccioun*
helpe vs, *with* thyne angell*e* *Gabrielle*,
For hys so worshipful salutacioun.
And for hys so mercifull*e* Incarnacioun
That wrought was thorow the holy goste,

O blessid lady with þis Emanuel,
Now for his glorious *Resurreccion*
helpe us, with þine angel *Gabriel*,
For his worshipful salutacion,
And for his mervelous incarnacion
Which þat wrought was þorgh þe holigost,

Aprilis habet dies xxx, luna xxx.

Aprilis.

Kepe vs, lady, vnder thy poste.

Kepe us, lady, vnder þi blessid ost.

NOw thynke on vs, gentyll*e* rose,
For the prayeres of seynt *Richarde*,
And for the loue of doct*our* *Ambrose*,
For thys worlde ys nowe full*e* harde;
Turne nat, lady, thy chere aweywarde:
For all*e*-though I synful be,
The more nede, lady, we haue to the.

Now thenke on gentil oft chose(!),
For þe riȝt good prayer of *Seynt Richard*,
And for þe huge loue of doctour *Ambrose*,
For þis world is now ful fals and hard;
Turne not, swete lady, þi chere awayward:
For al-þogh þat we ryȝt synful be,
The more nede, lady, haue we now to þe.

Who spareth to speke, spareth to spede:
Therfore we crye both*e* day and nyght,
Now helpe vs, good lady, in oure nede,
For thy son ys full*e* of myght;
Of thy son-beame yeue vs som lyght,
For seynt *Tyburcy* and *Valerian*,
And shew thow art a gentyll*e* woman.

Who spareth to speke, he spareth to spede:
Therfor we aught to cry both day & nyght,
Now helpe us, good lady, in oure nede,
For þi halowed sone ys ful of myght;
Of the blessid sonne-beem ȝeue us su*m*me light,
For *Seynt Tyburce* and for *Valerian*,
And shew us þu art a gentil woman.

A XVI Kl. Whiles I leve, I wille not cease
XV b XV Kl. To crye on hym that is my liege:
IIII c XIIII Kl. Kynge Jhesu, now send vs pease,
d XIII Kl. ffor the holy prayers of *Seint Alphiege.*
XII e XII Kl. I wille now walke fro siege to siege 110
I f XI Kl. And pray, to help me, every seynt,
g X Kl. ffor vnto hem I make my compleynt.

IX A IX Kl. *Seint George* (r.), oure lady knyght,
b VIII Kl. To that lady thou pray for me!
XVII c VII Kl. yeve me, *Seint Marke* (r.), some gostly light, 115
VI d VI Kl. That I may my-selfe the better se —
e V Kl. Allas, myn eyen ben blynd in her degre.
XIIII f IV Kl. I pray the, martir *Seint Vitalle,*
III g III Kl. helpe me to live whan I dye shalle.

A II Kl. And the appostels now bothe in-fere, 120

May.

XI b Kl. *Philip* and *Jacob* (r.), maketh menciou*n*.
c VI N. To god for me in youre prayere!
XIX d V N. Now for the holy Crosse *Inuenciou*n (r.)
VIII e IIII N. heven-blisse I aske for my penciou*n*.
f III N. Thurgh merite of the *Ascensiou*n divyne, 125
XVI g II N. with help of *Seint Joh̄n atte porte latyne.*

V A Nonas Now, *Seint John* of Beverlay,
b VIII Id. I pray the, drawe nat abacche,
XIII c VII Id. Gader me the floures of hevenly May,
II d VI Id. with the *martirs Gordian* and *Epimache,* 130
e V Id. and cureth therwith oure sowles ache!
X f IIII Id. Now, *Nerey, Achilley* and *Pancraffe,*
g III Id. Seeth a foryeuenesse of my trespasse.

XVIII A II Id. Make we alle oure sowles hole
† VII b Idus Ayenst the hie fest of *pentecost,* 135
† c XVII Kl. That I may be clothed in a white stole
XV d XVI Kl. Thurgh the vertu of the holy gost,
IIII e XV Kl. he me confort, of myghtes most,
f XIV Kl. Thurgh the prayers of *Seint Dunstone* —
† XII g XIII Kl. ffor with-oute hem I may not wele done. 140

Whyles I leue, I wylle nat sese
To crye on hym that ys my lege:
Jhesu cryste, nowe sende vs pece
For the prayer of seynt *Alphege.*
I wolle now walke fro sege to sege
And pray, to helpe me, euery seynt,
For vnto hem I make my compleynt.

O seynt *George,* oure lady knyght,
To that lady thow pray for me!
yeue me, seynt *Marke,* som gostly syght,
That I may my-self the better see —
Allas, myne eye ys blynde in hys degre.
But I pray the, martir seynt *Vital,*
helpe me to lyue welle when I dye shal.

And the aposteles now bothe in-fere,

Maius habet dies xxxi, luna xxx.

Phylyp and *Jacob,* maketh mensyon
To god for vs alle in youre prayere!
Nowe for the holy crosse *Inuencyon*
heuen-blysse we haue (!) for oure pensyoun,
Thorough meryte of *crystys Ascension* deuyne,
with helpe of seynt *John at portlatyne.*

Now, seynt *John* of Beuerley,
I pray the, drawe nat abache,
Geder vs the floures of heuynly may,
with the martires *Gordian* and *Epimache,*
And cure ther*with* oure soules ache!
Now, *Nerey* and *Achelley* and *pancrace,*
Seche foryeuenes of oure trespace.

Make ye alle oure soules hole
Ayenst the hyghe *Fest of Pentecost,*
That we be clad in a whyte stole
Thorough the vertew of the holy gost;
he vs comfort, of myghtys most,
with the holy prayeres of seynt *Dunstone,*
For *with*oute hym wel we may nat done.

Whiles þat I lyue, y wil no-wyse sese
To crye on hym þat ys my souerayn lege:
halowed kyng Jhesu, now sende us pese,
For þe holy prayer of *Seynt Alphege.*
I wil now me walke from sege to sege
And pray, to help me now, euery saynt,
For vn-to hym I made þere my complaynt.

O sacred *Seynt George,* oure lady knyght,
To þat lady þu pray now for me!
ȝeueth me, *Seynt Marke,* some goostely sight,
þat I may my-self þe bettur to se —
Alas, myne yȝe is blynd in his degre.
But ȝitte y pray þe, martir *Seynt vital.*
helpe me to lyue wel when þat I dye shal.

And ȝe two apostelis now both in-fere,

Mayus.

Philip and Jacob, maken (!) mencyon
To god of us al in ȝoure good prayere!
Now for the holy *Crosse Inuencyon*
heuen-blisse we axe for oure pension,
Thorgh meryte of þy dyuyne *Ascencion,*
with þe helpe of *Seynt John at porte latyne.*

Now, glorious seynt *John of Beuerlay.*
I pray þe hertely, draw not a-bache,
Gadre us floures of heuenly maye,
with martyrs *Gordian and Epimache,*
And cureth þer-with oure grete soules ache!
Now, *Nerei, Achille and Pancrace,*
Seyth forȝeuenesse as of oure trespace.

Good seyntes, make ȝe al oure soules hole
Aȝenst þe hyȝe fest as of *Pentecost,*
þat we ben cladde in a snow-whyȝt stole
Thorgh þe vertue of þe holy goost;
he us comfort þat is of myghtes moost,
with þe holy prayers of seynt *Dunstan,*
For with-out hym forsoth wytte haue we noon.

I	A XII	Kl.	God that is but one in persones thre,	
	b XI	Kl.	The holy *Trinite* *with*-oute begynnynge,	
IX	c X	Kl.	Send me grace that I may saved be,	
	d IX	Kl.	whan I shalle passe at þis lyves endynge.	
XVII	e VIII	Kl.	helpe me, *Seint Aldelme*, to myn̄ amendynge,	145
VI	f VII	Kl.	*with* the fest of *Corpus xpi*, & *seint Austyne*	
	g VI	Kl.	That taught vs the feith to enclyne!	

XIIII	A V	Kl.	O holy bisshope *Seint German*,	
III	b IV	Kl.	I pray the my peticion to fulfille;	
	c III	Kl.	And I pray the same, as hertly as I can,	150
XI	d II	Kl.	helpe me, *virgyn Seint Petronylle;*	

June.

	e	Kl.	Also, *Seint Nichodeme*, I pray þi good wille;	
XIX	f IIII	N.	Teche me youre Daunce, *Marcellyne* & *Petir*,	
VIII	g III	N.	vnto whom I *pray with* this symple metir.	

XVI	A II	N.	I crye to you alle now on a row,[1]	155
V	b Nonas		In especialle to the, martir *Bonyface*,	
	c VIII	Id.	with alle thi felawes hye and low,[2]	
† XIII	d VII	Id.	That ye gete me repentaunce & space.	
II	e VI	Id.	*Medard* and *Gildard*, where is now *your grace*?	
	f V	Id.	Pray for my synnes with *Seint Edmond*,	160
	g IIII	Id.	And after this lyf to haue the second.	

	A III	Id.	Now, *Seint Barnabe*, for me thou *pray*,	
XVIII	b II	Id.	*with* good *Basilde*, martir and prest,	
VII	c Idus		That I may be clothed in youre array,	
	d XVIII	Kl.	where as ye sitte atte fest.	165
XV	e XVII	Kl.	kepe me, y pray you, *Vite* and *Modest*,	
IIII	f XVI	Kl.	*Cirice* and *Julite*, kepe me fro þe wolf,	
	g XV	Kl.	and light my gost eclipsed, *Seint Botulphe!*	

---

[1] on a row ausradiert und as y kan v. a. H. hintergeschr. [2] hye and low ausradiert und seynt Wolstan v. a. H. nebengeschr.

God that ys but one in persones thre,
The holy *Trinite* withoute begynnyng,
Sende vs grace that we saued be,
when we shalle passe at thys lyues endyng.
helpe vs, seynt *Aldelme,* for oure amendyng;
with the *fest of Corpus xpi,* and *seynt Austyne*
That taught vs hys feythe vs to the enclyne.

O thow byſſhop seynt *German*,
I pray the my peticion to fulfylle;
And I pray the same, as hertyly as I can,
helpe vs, gentylle vyrgyne seynt *Pernille;*[1]

Junius habet dies xxx, luna xxx.

Also, seynt *Nichomede,* I pray thy good wylle;
Teche me youre daunce, *Marcellyne* and *Petyr,*
vnto whom I synge with thys sympylle metyr.

I cry to yow alle nowe and now (!),
In specialle to the, martir *Bonyface,*
with alle thy good felous hyghe and lowe,
That ye gete to vs repentaunce and space.
Medard and *Gyldard,* where ys youre grace?
Prayeth for vs with seynt *Edmunde,*
After thys lyfe to haue the secunde.

Now, seynt *Barnabe,* for vs thow pray,
with good *Basilde,* martir and preste,
That we be clothed alle in youre aray,
where as ye syt in the feste.
helpe now, I pray yow, *Vite* and *Modest,*
Cirice and *Julyte,* kepe vs from the wolfe,
And lyghten oure gost eclypsyd, seynt *Botholfe!*

God þat is but one in persones thre,
holy *Trynyte* with-oute begynnyng,
Sende us such grace þat we saued may be,
when we shal passe at þis lyues endyng.
helpe us, *Seynt Aldelme,* for oure amendyng,
With þe feste of *corpus xpi,* and *Seynt Austyne*
which þat taught us to his feyth enclyne.

O þou blessid byſſhop *Seynt German,*
I pray þe my petycyon fulfyl;
I pray þe same, as hertily as I can,
helpe us, gentil virgyn *Seynt Petronyl;*

Junius.

Also, *Seynt Nichomede,* I pray þy good wille;
Teche me ȝoure daūnce, *Marcellyne and petre,*
To whom I syng with þis sympul metre.

I cry vn-to ȝow now al on a rowe,
In special to (þe), martyr *Boneface,*
with al þi felowes both hyȝe and lowe,
That ȝe gete to us repentaūnce and space.
Medard and Gildard, now where is ȝour grace?
Prayeth for oure synnes with ...
And aftur þis lyfe to haue þe secund.

Now, blessid *Seynt Barnard* (!), for us þu pray,
with þe good *Batylde,* þe martyr and preste,
That we be cloþed al in ȝoure aray,
where as he sitteth at his ryal feste.
Kepe ȝoue now, I pray ȝoue, *Vite and Modeste,*
Cyryce and Julytte, kepe us fro þe wulfe,
And lyght oure goost eclipsed, *Seynt Botulfe.*

[1] Ms. Pernelle in Pernille korr.

XII	A	XIIII	Kl.	Pray now for me, *Marcellian & Marke*,	
I	b	XIII	Kl.	w*ith* *Geruase* and *Prothase*, martirs ilkone.	170
	c	XII	Kl.	This world now, *Edward*, wexeth derke,	
IX	d	XI	Kl.	ffor my inward sight is almost gone.	
	e	X	Kl.	Lede me, our first martir *Seint Albone:*	
XVII	f	IX	Kl.	*Ethelrede* of Ely, I pray now help me,	
VI	g	VIII	Kl.	with *Seint John Baptist the Natiuite* (r.)	175
	A	VII	Kl.	Brynge me to mydsomer of hevenly blisse,	
XIIII	b	VI	Kl.	I pray yow martirs, *Pawle and John*,	
III	c	V	Kl.	where of myrthe I shall*e* never mysse,	
	d	IV	Kl.	where that *seynt Leo* is not alone.	
XI	e	III	Kl.	Now, *Petir* and *Paule* (r.), I trust you vpon̄,	180
	f	II	Kl.	And *seint Paule* the commemoracion*n*	

July.

XIX	g		Kl.	Help me ever to my saluacioun.	
VIII	A	VI	N.	O ye martirs, *Martynyan* and *Processe*,	
	b	V	N.	Now all*e* floures begynne to fade;	
XVI	c	IIII	N.	In this erthe, *Martyne*, is but wrecchednesse	185
V	d	III	N.	Sithe Adam put ther-in his spade.	
	e	II	N.	Now mercyfull*e* god that all*e* thinge made,	
XIII	f	Nonas		(For the *translacion of)*[1] *Seint Thomas*	
II	g	VIII	Id.	Brynge me ones to that endlesse solas.	
	A	VII	Id.	Lo now passeth the chery faire:	190
X	b	VI	Id.	Therfor I pray you, *Brethren seven*,	
	c	V	Id.	That I may be one of *Benettes* haire,	
XVIII	d	IIII	Id.	where as ye are in the Relikes of heven*e*.	
VII	e	III	Id.	Gentile brother Jhesu, brynge me ther*e* even —	
	f	II	Id.	That were to me a gracious fortune.	195
† XV	g		Id.	Now help*e* ther-to, *bisshope Swythyne*.	
IIII	A	XVII	Kl.	I mette a while w*ith* *Seint Botulphe*,	
	b	XVI		*Seint Kenelm*, *with* the now I mete,	
† XII	c	XV	Kl.	Prayinge the hertly, w*ith* *Seint Arnulphe*,	
I	d	XIIII	Kl.	To bryng me to þ*at* Joye so swete!	200
	e	XIII	Kl.	A, gentile maiden, *Seint Margarete* (r.),	
IX	f	XII	Kl.	And *Praxede*, let me bere your trayn,	
	g	XI	Kl.	And youres also, *Seint Mary Magdaleyne* (r.)!	

[1] Fehlt im Ms.

Prayeth for vs now, *Marcelly* and *Marke*, [ylkone.
with *Geruayse* and *Prothase*, martires
Thys world now, *Edward*, wexeth fulle derke,
For oure inward syght ys almost agone.
Lede vs, oure furst martir seynt *Albone*,
with *Etheldrede* of Ely, now helpe me,
with *seynt Johñ Baptystis Natiuite*.

Brynge vs to mydsomer of heuynly blysse,
I pray yow martires bothe, *Poule* and *Johñ*,
wher of myrthe we shalle neuer mysse,
For that *leo pope* endureth alle-ooñ (!).
Now *Peter* and *Paule* trust vs vpoñ, [cioun
And seynt *Paule* the commemora-

Julius habet dies xxxi, luna xxx.

helpe vs euer to oure saluacioun.

O ye martires *Martinian* and *Processe*,
Now alle oure floures begynne to fade;
In thys erthe, *Martyne*, ys but wrechednesse,
Sythe adam put thereyn hys spade.
Now mercifulle god, that alle thyng made, [*Thomas*
And for the *Translacion of seynt*
Brynge vs onys to hys endeles solace.

Lo, now passeth chery feyre:
Therfore I pray yow, *Bretheren seuen*,
That I may be one of *Benettys* heyre,
Where as ye bene in the relykys of heuene. [euen —
Gentylle brother, brynge vs there
That were to me a gracious fortune.
Now helpe therto, holy byſſhop *Swythine*.

I mete a whyle with seynt *Botolphe*,
Now, seynt *Kenelme*, with the I mete,
Praying the hertyly, with seynt *Arnulphe*,
Bryng vs to that daunsyng so swete.
A, gentylle mayden seynt *Mergarete*,
And virgyne *praxed*,[1] let me bere youre trayne,
And youres also, lady *Magdaleyne*!

[1] Ms. prayed st. praxed.

Prayeth for us, *Marcellyan and Marke*,
wyth *Geruase and Prothase*, martyrs ylkone.
This world now, *Seynt Edward*, wexyth darke,
For oure ynward syght ys al-most a-gone.
Lede us, oure first martyr *Seynt Albone*,
Etheldrede of Ely, I pray now helpe me,
wyth *Seynt John Baptist* þe *natiuite*.

Bryng us mydsomer of heuenly blys,
I pray ȝow martyrs both, *Paule and Johñ*,
Wher of gladsom myrth we shal not mys,
For þat *Leo pope* endureth al-one.
Now, *Petre and Paule*, I trist ȝow vpon,
And *Seynt Paule*, þi *commemoracyon*

Julius.

Helpe us euer to oure saluacyon.

O ȝe martirs *Martynyan and Processe*,
Now al oure floures begynneth to fade;
In þis erthe, *Martyn*, is but wrecchidnesse,
Syth þat *Adam* put þeron his spade.
Now mercyful god, þat al þing hath made,
For þe translacyon of *Seynt Thomas*
Bryng us ones to his endeles solace.

Lo now tyme passith of chyrry fayre:
Therfor I pray ȝou þen, *Brethreñ seuyn*,
That I may be one of *Benet-ys* heyre,
Where ȝe ben yn *Relyques of heuyn*.
Jentyl broþer Jhesu, bryng us þer euyn —
That were to me a gracyous fortune.
Now help þe holy byſſhop *Swithine*.

I mette a while with blessid *Seynt Botulphe*,
Now, sacred *Seynt Kenelme*, with þe I mete,
Prayng þe with hert þis *Seynt Arnulphe*, [swete.
Bryng me to þat mery daunsyng so
A, gentyl mayden *O seynt Margarete*,
And noble *Praxede*, lete me bere ȝoure trayne,
And ȝoure also, *Lady Magdalayne*!

XVII	A	X	Kl.	*Apollynare*, teche me youre games;	
VI	b	IX	Kl.	Make me,[1] *Seint Cristyne*, an hevenly lepers,	205
	c	VIII	Kl.	Lette me dispute with *Seint James* (r.),	
XIIII	d	VII	Kl.	Brynge me, *Seint Anne* (r.), to your vespers,	
III	e	VI	Kl.	Make me to studie the *Seven slepers;*	
	f	V	Kl.	Brynge me, *Seint Sampson*, to þe hye ſcoles,	
XI	g	IV	Kl.	ffor thedir, *Felice*, came no foles.	210

XIX	A	III	Kl.	To *Abdon* and *Semen* I me redresse;	
	b	II		Good *Seint German*, bringe me to heven-blisse;	

Auguste.

VIII	c		Kl.	The boundes of *Seint Petir* atte lammaſſe	
XVI	d	IIII	N.	Vnbynde me, with *pope Steven*.	
V	e	III	N.	And *Steven*, the dekon of heven,	215
	f	II	N.	helpe with thi merites many-folde,	
XIII	g	Nonas		with kynge and martir *Seint Oswolde*.	

II	A	VIII	Id.	*Seint Sexte* pope, for goddes sake,	
	b	VII	Id.	with *Donate* bisshope, do thi diligence,	
X	c	VI	Id.	Also with thi felawes, *Seint Ciriake;*	220
	d	V	Id.	with *Seint Roman*, help my conscience,	
XVIII	e	IIII	Id.	O thou worthi martir *Seint Lauerence* (r.);	
VII	f	III	Id.	Pray for me, *Seint Tiburce*,	
	g	II	Id.	I hope it wille be never the worſe.	

XV	A	Idus		*Seint Ypolite*, here my petycioun,	225
IIII	b	XIX	Kl.	with *Seint Euseby*, the holy confessour.	
	c	XVIII	Kl.	Now, lady, for thyn hye *Assumpcioun*	
XII	d	XVII	Kl.	yeve me thyn honde and thi socour,	
I	e	XVI	Kl.	That I may stye in to thi towr,	
	f	XV	Kl.	There *Seint Agapte* is with the;	230
† IX	g	XIIII	Kl.	Lady, with *Seint Magne* help thou me!	

†	A	XIII	Kl.	To my valentyne, Lady, I chese now the,	
XVII	b	XII	Kl.	whom I wille chaunge for no new.	
VI	c	XI	Kl.	Now pray for me, *Seint Tymothe*,	
	d	X	Kl.	To my lady that I be trew.	235
XIIII	c	IX	Kl.	helpe me, I pray the, *Seint Bartholomew* (r.),	
III	f	VIII	Kl.	So worthi appostle as thou art one —	
	g	VII	Kl.	Better helpe than prayer can I none.	

[1] l. vs.

Appolinare, teche me youre games,
Make vs, seynt *Cristine*, heuenly lepres,
lete vs dispute *with* the, good *James*,
Brynge vs to seynt *Anne* in to oure vespres,
And make vs to study the *vij Slepers;*
lede vs, seynt *Sampson*, to hys scolyȝ,
For theder commeth, *Felyce*, no folys.

Seynt *Appollinare*, teche me ȝoure games,
Make us, *Seynt Crystyn*, heuenly [lepars,
Let eus dispute with þe, good *Seynt James*,
Bryng us to *Seynt Anne* to oure verse pars(!),
Make us to study þe *seuen slepars;*
Lede us, *Seynt Sampson*, to þe hyȝe scoles,
For þedir, *Felyce*, comen no foles.

To *Abdon* and *Sennen* I me redresse;
Seynt *German*, brynge vs to blysse euene;

(T)O[1] *Abdon and Sennen* I me redresse,
Good *Seynt German*, bring us to heuen-blys;

[1] Ms. O.

A u g u s t u s habet dies xxx, luna xxx.

The bondys of *seynt Peter of lammasse*
vnbynde vs, *with* the pope *Steuen*.
And *Steuen*, the Dekene of heuen,
helpe *with* thy merytes manyfolde,
with kyng and martir seynt *Oswolde*.

A u g u s t u s.

The bondes of *Seynt petur of lammesse*
vnbynde us, (with) blessid pope *Steven*.
And sacred *Stephen deken*,
help with þi merytes many a folde,
with þis kyng and martir: *Seynt Oswolde*.

Seynt *Syxte* pope, for goddis sake,
with Donate byſſhop, do thy diligence,
And also *with* thy felowes, seynt *Siriake;*
with seynt *Romane*, helpe oure conscience,
O thow worthy Martir seynt *Laurence*.
Pray for vs now, seynt *Tyburce*,
I hope hit wolle neuer be the worse.

Seynt Sixte þe pope, for goddes loue and sake,
with *Donate* Byſſhope, do þi diligence,
And with þi felowes, *Seynt Cyriake;*
with *Seynt Romane*, helpe þu oure conscience,
O þow worthy martir *Seynt Laurence*,
Pray for us now with þis *Seynt Tyburce*,
I hope now hit wil be neuer þe wurse.

Seynt *Ipolite*, here my peticion,
with seynt *Euseby*, the holy confessoure.
Now, lady, for thy hyghe *Assumpcion*
yeue vnto vs thy hande of socoure,
That we may stye vp in to thy toure,
where seynt *Agapite* ys *with* the;
Lady, *with* seynt *Magne* helpe thow me!

Seynt Ypolyte, here my peticyon,
with *Seynt Euseby*, the holy confessoure.
Now, lady, for þyne hyȝe *Assumpcyon*
ȝeue us þi hande and þi holy socoure,
That we nowe mowe styȝe in to þ*i* hyȝe toure,
where þat glorious *Seynt Magne* is *with* þe;
Lady *in octabis* (!) only socour me!

To my valentine, lady, I chese the,
whom I wylle chaunge for no new.
Now pray for me, seynt *Thimothe*,
To my lady euer that I be trewe.
helpe now, I pray, *seynt Bartilmew*,
So worthy apostle as thow art one —
Better helpe than prayer can I none.

To my valentyne, lady, I chese þe,
whom þat I wyl chaunge neuer for no newe.
Now pray for me, halowed *Seynt tymothe*,
To my lady þat I euer be trewe.
help me nowe, I pray þe, *Seynt Bartilmewe*,
So worthy apostil as þow art one —
For better helpe þan prayer can I none.

XI	A	VI	Kl.	Helpe me, *Seint Ruphe,* þe martir of crist,	
XIX	b	V	Kl.	And *Seint Austyne,* the worthi doctour,	240
	c	IIII	Kl.	*with* the decollacion of *Seint John baptist,*	
VIII	d	III	Kl.	*Seint Felice,* pray our saviour,	
	e	II	Kl.	*with Seint Outhberge,* þ*at* virgyn floure,	

September.

XVI	f		Kl.	That I may Joye *with Seint Gyle*	
V	g	IIII	N.	In heven after this litell*e* while.	245
	A	III	N.	All*e* this world is full*e* of peyne:	
XIII	b	II	N.	Now pray for me, *Seint Outhbert,*	
II	c	Nonas		with the holy abbot *Seint Bertyne,*	
	d	VIII	Id.	helpe that I may graciously aftert.	
X	e	VII	Id.	Yit y pray the with all*e* myn hert,	250
	f	VII	Id.	Lady, for thi Joyfull*e Natiuite* (r.),	
XVIII	g	V	Id.	with *Seint Gorgony,* thou help me!	
VII	A	IIII	Id.	Lady, thyn vtas I[1] done holde	
	b	III	Id.	Of *Prothe* and *Jacyncte* a co*m*memoraciou*n*;	
XV	c	II	Id.	Moche grace of the haue I herd tolde:	255
	d	Idus		Now helpe me, lady, in my temptaciou*n*,	
XIII	e	XVIII	Kl.	ffor thi sonnes holy Crosse *Exaltacion.*	
†	f	XVII	Kl.	Pray for me, *Seint Eufemyn,* at nede,	
	g	XVI	Kl.	*with Seint Edithe* for the better spede.	
	A	XV	Kl.	Now bisshope and martir *Seint Lambert,*	260
IX	b	XIIII	Kl.	Pray for me to Jh*e*su crist,	
	c	XIII	Kl.	That he purge my sowle and hert	
XVII	d	XII	Kl.	ffro[1] all*e* synfull*e* and derkly myst.	
VI	e	XI	Kl.	helpe me, *Seint Mathew Euangelist* (r.),	
	f	X	Kl.	And all*e* the felawes of *Seint Maurice,*	265
XIIII	g	IX	Kl.	*with Seint Tecle* to have a spice.	
III	A	VIII	Kl.	That hevenly spice is full*e* swete:	
	b	VII	Kl.	helpe me therof, *Seint Firmyne;*	
XI	c	VI	Kl.	*Ciprian,* yf it wold be gete,	
	d	V	Kl.	*with Cosme* and *Damyan* wold I dyne.	270
XIX	e	IIII	Kl.	lede me thedir as right as a lyne,	
VIII	f	III	Kl.	*Seint Mighelle* (r.), to that hevenly kyngdom*e*,	
	g	II	Kl.	helpyng*e* the holy doctour *Seint Jerome.*	

[1] l. we.

[1] Ms. ffor.



Helpe vs, seynt *Ruphe*, martir of cryste, [doct*our*,
And seynt *Austyne*, so worthy a
w*ith* the decollacion of seynt *John* the baptyste,
Seynt *Felice*, pray oure sauyoure,
w*ith* seynt *Cudburge*, that virgine floure,

September
habet dies xxx, luna xxx.

That we may ioye w*ith* seynt *Gyle*
In heuen after thys lytylle whyle.

All*e* thys worlde ys ful of pyne:
Now pray for vs, holy byſſhop *Cuthbert*,
w*ith* that holy Abbote, seynt *Bertyne*,
That we may graciously astert.
Yet I pray the w*ith* all*e* myne hert,
Lady, for thy ioyful *Natiuite*,
That w*ith* seynt *Goryon* ye thynke on me.

Lady, thyne vtase we done holde,
Of *Prother* and *Jacincty* w*ith* a commemoracion;
Moche grace of the haue I herde tolde:
Now helpe vs, lady, in oure temptacioun,
For thy sonys holy crosse *Exaltacion*.
Pray for vs, martir *Eufemy*, at oure nede,
w*ith* the virgyne *Edythe* for the better spede.

NOw byſſhop and martir seynt *Lambert*,
Pray for vs to swete Jh*esu* cryste,
That we purge oure soules and hert
Fro all*e* synfull*e* and derke myste.
helpe vs, seynt *Mathew* euangelyste,
And all*e* the felous of seynt *Mauryce*,
w*ith* the virgine *Tecle* to take a spyce.

That heuynly spice ys full*e* swete:
helpe vs therof, good byſſhop *Firmyne;*
Ciprian, yef hit wolde be gete, [dyne;
w*ith* *Cosme* and *Damyane* wolde I
Lede vs theder as ryght as any lyne,
Seynt *Myghel*, to that heuynly kyngdome, [*Jerome*.
helpyng that holy doct*our* *seynt*

helpe us, *Seynt Ruphe*, þe martir of crist, [doctour,
And *Seynt Austyn*, þe worthy hyȝe
with *Decollacyon of Seynt John̄ Baptyst*, [savioure,
Seynt Felice, pray Jh*esu* xpyst oure
with blessyd *Seynt Cuthburge*, þat virgyn floure,

September.

So þat we may daūnce with holy *seynt Gyle*
In heuen an hyȝe aftir þis litul whyle.

Al þis world ys ful of care and pyne:
Now pray for us, holy byſſhop *Seynt Cuthbert*,
with þe holy Abbot *Seynt Bertyne*,
That we may now gracyously astert.
Ȝitte I pray to þe with al myne hert,
Lady, for þi ioyful *Natyuyte*, [on me.
That with *Seynt Gorgone* þow þenke

Souerayn lady, þyne *Vtas* we done holde, [racyon;
w*ith* *Prothe and Jacincte* a commemo-
Muche grace of the, lady, haue I herde tolde:
Now helpe, lady, in oure temptacyon,
For thy (sones) holy *Crosse Exaltacyon*.
Pray for us now, martyr..., atte oure moost nede,
with virgyn *Edythe* for þe bettyr spede.

Now, þow byſſhop and martyr *Seynt lambert*,
Pray here for us al to swete Jh*esu* crist,
That he pourge and clense oure soules and hert
Fro al wikked synful and derkely myst.
help us, *Seynt Mathew* þe *euangelist*,
And al þe[1] felowes of *Seynt Mauryce*,
with þe virgyn *Tecle* to take a spyce.

[1] Ms. þi.

That heuenly spyce hit is ful swete:
help us þerof, good byſſhop *Fermyne;*
Sacred *Cipriane*, ȝif hit wold be gete,
with *Cosme and Damiane* wold I dyne.
Lede us þederward as ryght as a lyne,
Seynt Myghel, To þat heuenly kyngdome,
helpyng þe holy doctour *Seynt Jerome*.

October.

XVI	A		Kl.	Now, *Seint Remige,* with alle *aungels,*	
V	b	VI	N.	Thurgh the prayer of *Seint Leodegare,*	275
XIII	c	V	N.	Brynge me fro this wrecchednesse	
II	d	IIII	N.	ffulle of synne, sorow and care:	
	e	III	N.	I Leve this world, I wille be ware:	
† X	f	II	N.	Now, *Seint Feithe,* bringe me to your werke,	
	g	Nonas		By help of þe *martirs Marcelle & Marke.*	280
XVIII	A	VIII	Id.	I wille be as stille as ony stone:	
VII	b	VII	Id.	helpe with thi felawes, *Seint Dionise,*	
	c	VI	Id.	That I may dwelle with *Seint Gereone*	
XV	d	V	Id.	And *Seint Nichase* in hye paradise —	
IIII	e	IIII	Id.	ffor of this lyf I sette but litell prise.	285
	f	III	Id.	I pray *Seint Edwarde* confessour & kynge,	
XII	g	II	Id.	That I may with *Seint Kalixt* synge.	
I	A		Idus	Teche me the way, *Seint Wolfran,*	
	b	XVII	Kl.	To *Mighelle in the mounte* wold I ride —	
IX	c	XVI	Kl.	Flesh is my horse, my sowle is the man.	290
	d	XV	Kl.	I pray the, *Seint Luke* (r.), to be my gide,	
XVII	e	XIIII	Kl.	help me, virgyn *Seint Frideswide,*	
VI	f	XIII	Kl.	One of the floures here of Inglonde,	
	g	XII	Kl.	with alle the holy virgynes *XI thousande* —	
XIIII	A	XI	Kl.	That was a present alle in oo day	295
III	b	X	Kl.	ffulle worthi to god, *Seint Roman;*	
	c	IX	Kl.	Whos floures are in October & in May,	
XI	d	VIII	Kl.	God gadir *Crispyne* and *Crispynyan.*	
XIX	e	VII	Kl.	Some of hem fadeth & wexeth alle wane,	
	f	VI	Kl.	ffor her names ben so rude.[1]	300
VIII	g	V	Kl.	Pray for me, *Seint Symond & Jude* (r.).	
	A	IIII	Kl.	I seche alle seintes to my valentyne,	
XVI	b	III	Kl.	Truly I hold it for the best.	
V	c	II	Kl.	Teche me to daunce, *Seint Quyntyne,*	

November.

	d		Kl.	With *Alhalowe* (r.) in this hye feste.	305
XIII	e	IIII	Non.	Alle *Cristen Soules* (r.) god yeve hem rest,	
II	f	III	N.	*Seint Wynfride,* pray for hem þat are in purgatory,	
	g	II	N.	whiche suffreth there paynes fulle sorowfully.	

[1] Dies bezieht sich auf St. Rusticus (26. Oktober).

October habet dies xxxj,
luna xxx.

NOw, seynt *Remyge, with* alle the
aungeles
Thorough the prayer of seynt *Leode-
gare,*
Brynge vs fro thys wrechednesse
Ful of synne, sorow and care.
I loued thys worlde, I wol be ware:
hit ys tyme to leue that warke,
By helpe of martires *Marcelle* and
Marke.

I wylle be stedfast as eny stone:
helpe *with* thy felows, seynt *Dyonyse,*
That I may dwelle *with* seynt *Geryone*
And seynt *Nychase* in hyghe para-
dyse —
For of thys lyfe I set lytelle pryse.
I pray the, seynt *Edwarde* confessour
and kyng,
That I may *with Calixt* daunce and
syng.

TEche me the wey, seynt *Wolfram,*
To *Michael in the mounte* wolde I
ryde — [the man.
Fleſſhe ys myne horse, my soule ys
I pray the, seynt *Luke*, to be my gyde;
helpe, gentylle virgyne *Fredeswyde,*
One of the floures here in engelonde,
with alle the holy virgines *xj thow-
sonde* —

That was a present alle in a day
Full worthy to god, seynt *Roman;*
hys floures ar in Octobre aswelle as
in may,
God gadereth *Cryspine* and *Crispi-
nian.*
Som of them faden and wexen al wan,
why? for her names ben so rude.
Prayeth for vs, seynt *Symon* and *Jude.*

I chese alle seyntes to my valentine,
Trewly, I holde hit for the beste.
Teche me to daunce, seynt *Quintine,*

November habet dies xxx,
luna xxx.

Wyth *Alhalowen in hys hyghe feste.*
Alle *Crysten soules* god yeue hem
good reste,
Abydyng hys mercy in purgatory,
Suffryng for synnes paynes heuy.

October.

Now, holy *Seynt Remyge,* with al
angeles,
Thorgh þe prayer of *Seynt Leodegare,*
Brynge us now from al wrecchidnesse,
Beyng ful of synne, wrecchid sorow
and care. [ware:
I wyl not loue þis world, I wil be wel
For me hit is tyme as to leue þat warke,
By help of ȝow martirs, *Marcelle and
Marke.*

I wyl be as stedfast as any stone:
helpe with þi felowes, *Seynt Dyonyse,*
So þat I may dwelle with *Seynt Gerone*
And with *Seynt Nichase* in hyȝe para-
dyse —
For of þis lyfe I sette ful litul pryce.
I pray þe, *Seynt Edwarde* confessour
and kynge,
That I may with *Kalyxte* both hoppe
and synge.

Teche me þe way, glorious *Seynt
Wolfran,*
To *Myghel in þe mou̅nt* wold I ryde —
Fleſſh is my hors, sowle ys þe man.
I pray *Seynt Luke* for to be my gyde,
helpe me, Jentyl virgyn *Seynt Frys-
wyde,*
One of þe floures here of Englonde,
with al holy virgyns *Eleuen þowsond* —

That was a present made al in a day
Ful worthy to god *Seynt Romaman* (!),
hys floures in october as wel as I may,
God gaderyth *Seynt Cryspyn and
Cryspynian.* [wan,
Some of þem fadeth and wexith al
why? for her maners be so lewde and
rude. [*Jude.*
But prayeth for us now, *Symon and*

I chese al seyntes to my valentyne,
Trewly, I hold hit ryght as for þe
beste. [*Quyntyne,*
Teche us for to Dau̅nce, blessid *Seynt*

Nouember.

With *Al halowen* in þis moost hyȝe
feste. [reste,
Al *Cristen sowles* God ȝeue þem good
Abydyng hys mercy in purgatory, [ly.
Suffryng for her synnes peynes bittur-

X	A	Nonas		A, lord Jhesu, tho paynes ben fulle smart!	
	b	VIII	Id.	Now, *Seint Leonard*, help hem therfor,	310
XVIII	c	VII	Id.	Make hem easy with thi swete hart;	
VII	d	VI	Id.	And the *IIII crowned*, I pray you, evermore;	
	e	V	Id.	helpe *with* thi ſawtry, *Seint Theodore*,	
XV	f	IIII	Id.	That I[1] may aswage somwhat our peyne,	[1] l. hit.
IIII	g	III	Id.	with the prayers of *Seint Martyne*.	315

	A	II	Id.	ffor this daunce mynystralcye is good:	
XII	b	Idus		Now, *Seint Bruce*, helpe me *with* þi lute,	
I	c	XVIII	Kl.	That crist wassh me *with* his precious blood.	
	d	XVII	Kl.	Now pray for me *Seint Macute*,	
† IX	e	XVI	Kl.	*Edmond* of pontenay, in your shoute[1]	320
	f	XV	Kl.	I wold I were, with *Seint Hew*,	[1] l. sute.
† XVII	g	XIIII	Kl.	whether hit be in white or blew.	

VI	A	XIII	Kl.	I wold be clothed in Criſtmasse lyveray:	
	b	XII	Kl.	help me therto, *Edmond* the kynge!	
XIIII	c	XI	Kl.	Of alle that feſt ther is but o day;	325
III	d	X	Kl.	Ther *Seint Cecilie* is ever beynge,	
	e	IX	Kl.	That day *Clement* is ever durynge;	
XI	f	VIII	Kl.	Brynge me, *Grisogone*, with my Valentyne,	
	g	VII	Kl.	That I may ioye, with *Seint Kateryne*!	

XIX	A	VI	Kl.	Yeve me thyn hond, *Seint Lyne pope*,	330
VIII	b	V	Kl.	wold god I coude thi stappes sew;	
	c	IIII	Kl.	helpe me to daunce vndir thi cope,	
XVI	d	III	Kl.	*with Seint Saturnyne*, the martir trew.	
V	e	II	Kl.	Pray for me, the appostle *Seint Andrew* (r.),	

December.

	f		Kl.	Ayenst our lordes second Advent	335
XIII	g	IIII	N.	Atte domes-day that I be not shend!	

LOrde Jhesu, her paynes (ben) fulle sharpe!
Now, seynt *Leonarde*, helpe vs therfore,
Make hem easy *with* thy swete harpe;
And the *iiij Crowned*, I pray yow, euermore;
helpe *with* thy sauter, seynt *Theodore*,
That hit may aswage somwhat oure payne,
with the prayers of seynt *Martyne*.

Lord Jhesu xpist, þo peynes ben ful scharpe!
Now, *Seynt leonard*, helpe us þerfore,
Make þem easy with þy moste dowcet harpe;
And þe *Foure crowned*, I pray ȝow, euermore,
helpyng with þy sawtry, *Seynt Theodore*,
That hit may aswage some-what oure grete peyne,
With þe prayers of holy *Seynt Martyne*.

For thys daunce mynstra(l)cy ys good:
Now seynt *Bryce* helpe vs *with* hys lute,
That cryste waſſhe me *with* hys precious blode.
Pray for vs alle nowe, seynt *Macute*,
Edmunde of pountney, in youre shute
I wolde I were, *with* seynt *Hewe*,
wheder hit be whyte, rede or blewe.

For þis holy daunce mynstralcy ys goode:
Now, *seynt Bruce*, helpe *with* þy sownded lute,
That cryste waſſhe me with his precyous blode.
Pray for us now, al-sacred *Seynt Machute*,
Edmunde of Pounteney, now in ȝoure sute
I wold þat I were, with sacred *Seynt hewe*,
Wheþer hit were coloure whyte, rede or blewe.

I wolde be clothed in crystmas lyuerey:
helpe me therto, *Edmonde* the kyng!
Of alle that feste there ys but a day,
where seynt *Cecile* ys euer beyng,
That day seynt *Clement* ys euer duryng;
Brynge me, seynt *Grysogony*, *with* my valentyne
That I may ioye, *with* seynt *Kateryne*.

I wold be cloþed in cristemasse lyueray:
helpe me þer-to, holy *Edmund* þe *kyng!*
Of al þat huge feste þere ys but a day,
where þat *Seynt Cecily* ys euer beyng,
And þere *Seynt Clement* ys euer enduryng;
Bring me þere, *Grysogone*, with my valentyne
So þat I may daunse, with *Seynt Kateryne*.

YEue me thyne hande, seynt *Leo* the pope —
wolde god I coude thy stappes sewe —
helpe me to ioy vnder thy cope,
wyth seynt *Saturne*, the martyr fulle trewe.
Pray for vs, the Apostylle seynt *Andrewe*,

Ȝeue me þy blessid hond, *Seynt Lyne* þe pope —
wold god I cowth þy steppes wel to sewe —
helpe me to daunse in þy halowed cope,
with *Seynt Saturne*, þe martyr ful trewe.
Pray for us þen, Apostel *Seynt Andrewe*,

December habet dies xxxj, luna xxx.

Ayenst oure lorde hys *secunde Aduent*
At Domysday that we be (not) shent.

December.

As aȝenst oure lordes *Secund aduent*,
So at domes-day þat we be not shent.

	A	III	N.	A, lorde Jhesu, to the now I crye,	
X	b	II	N.	whom I haue offended *with* synnes, allas!	
	c	Nonas		haue mercy, for þe love of þi modir marye,	
† XVIII	d	VIII	Id.	And for the love of *Seint Nicholas* (r.)!	340
VII	e	VII	Id.	As truly, lord, as thi modir was	
	f	VI	Id.	Kepe fro synne in her holy *Concepcion* (r.),	
XV	g	V	Id.	wasħ me fro synne *with* thi passiou*n*!	

IIII	A	IIII	Id.	Save, lord, thi spouse, all*e*-holy chirche,	
	b	III	Id.	ffro errours and heresies þ*at* now do sprynge.	345
XII	c	II	Id.	And teche me *with* feith truly to wirche,	
I	d	Idus		with *Seint Lucy*, thyn owne dirlyng*e*;	
	e	XIX	Kl.	Graunt me in hert to ioye and syng*e*,	
IX	f	XVIII	Kl.	*with* all*e* seyntes in thi presence,	
	g	XVII	Kl.	Thi worthi songe, o *sapience!*[1]	350

† XVII	A	XVI	Kl.	Kepe all*e* thi peple that ben on live,	
VI	b	XV	Kl.	hem in especiall*e* that I haue of mynde;	
	c	XIIII	Kl.	And all*e* sowles *with* thi woundes five,	
XIIII	d	XIII	Kl.	whan it pleaseth the, fro peynes vnbynde;	
III	e	XII	Kl.	Graunt me to syng*e with Thomas of ynde* (r.),	355
	f	XI	Kl.	with all*e* seyntes in this cristmasse,	
XI	g	X	Kl.	Cryng*e* nowelle (whan) I shall*e* hens passe.	

IX	A	IX	Kl.	Lo now is come the glorious fest,	
XIX	b	VIII	Kl.	The holy *Natiuite of crist* (r.) our lord.	
VIII	c	VII	Kl.	*Steven* (r.), make vs all*e*, most and lest,	360
	d	VI	Kl.	with *Seint John̄* (r.) in vertues to accorde,	
XVI	e	V	Kl.	That I may sitte atte *Innocentes* (r.) borde,	
V	f	IIII	Kl.	*with Seint Thomas of Caunterbury* (r.) our frend.[2]	
	g	III	Kl.	Now save me, fadir, with thi worde,	
XIII	A	II	Kl.	And *Seint Siluestre*, at my last ende! AMEN.	365

---

[1] Über Sapientia als Kirchenfest vgl. Orologium Sapientiæ (Anglia 1887).
[2] Durchst. v. a. H. u. in one fyend korr.

O lorde Jhesu, to the now we cry,
Whom we offendyd *with* synnes allas!
haue mercy on vs, for thy moder mary,
And for the loue of *seynt Nicholas!*
As trewly, lorde, as thy moder was
Kept from synne in her holy *Concepcion*,
wasshe vs from synne *with* thy swete passyoun!

Saue, lorde, thy spouse, alle-holy churche,
Fro errours and herysyes that now doth spryng,
And teche vs thy feythe trewly to wurche,
with seynt *Lucye*, thyne oune derlyng;
Graunte vs in herte to ioy and syng
with alle other seyntes in thy presence
Thy worthy swete songe, *O Sapience!*

Kepe alle thy peple that ben alyue,
hem in specialle that I haue in mynde;
And alle sowles *with* thy woundes fyue,
when hit pleased the, fro paynes vnbynde;
And graunt vs alle to synge *with* seynt *Thomas of ynde*
A careles caralle in thy Crystmasse,
Crying nowel, when we shalle passe.

A, nowe ys come the glorious feste,
The holy Natiuite of Cryste oure lorde.
Steuen, make vs alle, most and leste,
with seynt John in vertues thacorde,
That we may syt at *Innocentes* borde,
with seynt Thomas of Caunterbury, oure frende.
Now saue vs, fader, *with* thy flesshe, thy worde,
And that *seynt Siluester* be at oure last ende! Amen.

Thys ys a Kalendare of englysshe made in Baladys by dan John Lydegat Monke of Bury, whyche ys a fayre prayer, and hit ys made after the forme of a compote Manuelle.

A, lord Jhesu xpist, to þe now I cry,
whome þis þat we offende *with* synnes alas!
Lord, haue mercy, for þy moder mary,
And also for þe loue of *Seynt Nicholas!*
As truly, lord, as she, þy moder, was
Kepte from fylthed in her *Concepcyon*,
wassh us from synne with þy swete passyon!

Saue, lord, þy blessid spowse, holy-church,
From erroures and heresyes þat doon spryng,
And teche with feythe truly for to wurche,
with deuoute *Seynt Lucy*, þyne owne derlyng;
Graunt us þyne hert as for to ioye and syng,
with al oþer seyntes in þy presence,
Thy worthy so grete song, *O sapience!*

Kepe al þy peple which þat ben on lyue,
Them especyal þat I haue of mynd;
And al good sowles *þat* with þy woūndes fyue,
whoom hit pleasith þe, from peynes vnbynde.
Graunt us for to be with *Thomas of ynde*,
A curyous caral in þis Crystemasse
As to syng nowel, when þat we hens passe.

Lo now ys come þe moost glorious feste,
The holy Natyuyte of oure lorde.
Goode *Stephen*, make us al, moste and leste,
with *Seynt John* in vertues to acorde,
That we may sitte at *Innocentes* borde,
with *Thomas of Caunturbery*, oure frende.
Now saue us, fader, *with* oure flessh, þy worde,
For *Seynt Siluester* loue at oure laste ende!

Syntaktische Studien
über
Scarrons Le Roman Comique.

Der nachstehenden Untersuchung über die Stellung, welche Scarron in seinem Hauptwerk „Le roman comique“ zur älteren und neueren Syntax einnimmt, habe ich die Ausgabe von Victor Fournel, Paris 1857, 2 vol. zu Grunde gelegt. Dieselbe ist in ihrem ersten Teile nach der im Jahre 1651 bei Toussaint Quinet „avec privilège du roi“ erschienenen, in ihrem zweiten Teile nach der 1657 bei Guillaume de Luynes veröffentlichten Originalausgabe hergestellt und bietet daher den ursprünglichen Text. Diese Ausgabe, welche nach Fournel (Vorrede p. 86) nur die Bibliothèque de l'Arsenal zu Paris besitzt, befindet sich auch in der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Berlin, und zwar aus der Bibliothek der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Von den von Baumet, Paris 1877, herausgegebenen „Œuvres de Scarron d'après l'édition de 1663“ sind, soweit mir bekannt, nur die beiden ersten Bände, welche Gedichte enthalten, erschienen.

Von weiteren Ausgaben des Roman comique war mir noch eine ohne Angabe des Herausgebers bei David, Durand et Pissot 1752 zu Paris erschienene, zur Hand, welche bei einzelnen zweifelhaften Stellen zum Vergleich herangezogen wurde.

Der dem Offray zugeschriebene dritte Teil des Roman comique ist, obwohl der Verfasser Scarron nachahmt, in unverkennbar älterem Stile geschrieben. Einige im Gegensatze zu Scarron stehende, oder auch die angeführten Beispiele erweiternde Merkmale habe ich geglaubt aus diesem Teile hinzufügen zu sollen.

Bei den Citaten bedeuten I und II die Bände der Fournelschen Ausgabe; die den römischen Ziffern folgenden Zahlen geben die Seite an.

I. Substantivum, Adjectivum, Zahlwort.

1) Eine Anzahl Substantiva hatte in der älteren Sprache ein vom Nfrz. verschiedenes Geschlecht oder schwankte zwischen Masculinum und Femininum (Darmsteter et Hatzfeld, Le seizième siècle en France, Paris 1878, § 136; Ulbrich, Zeitschr. für roman. Philologie III, 289; Glauning, Versuch über die Archaismen bei Montaigne, Herrigs Archiv 1872, Bd. 49, p. 327). Von diesen begegnen noch im Roman comique:

estrade, Masc., I, 66 sur le plus riche estrade que l'on ait jamais vu.

intrigue, Masc., I, 231 que ce pretendu intrigue fût supposé (cf. le Dict. de Furetière), dagegen Fem. II, 91 son intrigue amoureuse.

trophée, Masc. I, 320 un trophée.

gens, das vor demselben stehende Adjektiv hat die mask. Form I, 11 quels gens, die fem. Form I, 103 les vieilles gens.

Bei Offray finden sich aufserdem als Masc., während sie heute nur Fem. sind:

192 un *fourmi,* 240 quel *dot,* 264 quels bons *affaires.*

2) Der im Afrz. häufig vorkommende Prädikatsaccusativ (Stimming, La syntaxe de Commines, Ztschr. f. rom. Phil. I, 196; Grosse, Syntakt. Studien zu Calvin, Herrigs Arch. 1876, Bd. 61, p. 252; Haase, Zur Syntax Pascals, Ztschr. f. neufrz. Sprache etc. IV, 109; Haase, Zur Syntax Robert Garniers, Französ. Studien V, 2) zeigt sich bei avoir in Verbindung mit agreable I, 125 je ne sçavois pas si elle l'auroit agreable, I, 285 s'il l'auroit agreable, I, 273 le baron de Sigognac l'auroit agreable, ferner I, 65, 70. Ferner begegnet avoir nom, neben welchem das nfrz. pour nom nicht beobachtet ist: I, 108 L'aîné avoit nom Saint-Far, 222 Son vieil ecuyer avoit nom Rodrigue Santillane, 200 Cette operatrice avoit nom dona Inezilla del Prado, 231 une dame qui ait nom Lucrèce de Montsalve.

3) Das Nfrz. verbindet bei den Personennamen, welche ursprünglich Gattungsnamen sind, nur in italienischen Namen den Artikel mit den Kasuspräpositionen de und à (Lücking, Französ. Gramm. § 166, Anm. 2; Mätzner, Gramm. p. 460). Diese Regel, welche Ménage (Observations sur la langue française, Paris 1672) zuerst aufstellte, billigte T. Corneille (cf. Remarques sur la langue française par Vaugelas, nouvelle édition par Chassang, Paris 1880, I, p. 397).

Scarron flektiert den Artikel auch bei französischen Namen: le Destin, I, 295 du Destin, I, 22 au Destin, ebenso 291, 297, 299, 332, II, 51, 54 u. s. w.

4) Von den Personennamen zeigen Pluralendung: II, 56 les Portails, des Ragotins. Das Schwanken Scarrons in der Flexion der Personennamen zeigt folgende Stelle, in welcher von den als Gattungsnamen gebrauchten Eigennamen der erste ein s hat, die übrigen ohne s stehen: il ne promettoit pas moins que de faire un roman en cinq parties ... qui effaceroit les Cassandres, Cleopâtre, Polexandre et Cyrus. Cf. I, 110 les Astrées.

Vaugelas (II, p. 476) hielt das Pluralzeichen in diesem Falle, obgleich gegen die Grammatik, da Eigennamen nur im Singular dekliniert werden könnten, dennoch für „une grâce nompareille“ der Sprache.

5) Das nachfolgende Appositum kann auch nfrz. mit dem bestimmten und unbestimmten Artikel stehen (Lücking, Gramm. § 183), wenn auch die Weglassung des Artikels das Gewöhnlichere ist. Auch Scarron setzt den Artikel z. B. I, 279 Il etoit accompagné de sa nièce, une bonne et agreable fille, 247 c'est de Leandre, le valet de mon frère, II, 25 espousant Zaïde, le frère de l'infidèle Amet. Bemerkenswert dürfte jedoch der Teilungsartikel sein, den Scarron einmal, I, 345, bei der Apposition gebraucht: Les valets de Saldagne, de francs ivrognes, laissèrent tout faire au valet de Verville, während zwei Zeilen weiter steht: cinq paysans, ivrognes aussi grands qu'eux.

6) Bei den Adjektiven, welche eine doppelte Form für das Masculinum haben, fällt der Gebrauch von vieux, vieil auf.* Scarron zieht noch die Form vieil, auch vor konsonantisch anlautenden Wörtern, vor. Nur einmal ist vieux beobachtet worden: I, 14 le vieux comedien, dagegen vieil sehr häufig: I, 22 son vieil valet, 25 vieil singe, 29 vieil tailleur, 79 vieil chapeau, 106 vieil prêtre, 274 vieil duc, 294 vieil soldat, 295 vieil curé, 298 vieil drap u. s. w.

* In der alten Sprache stand vieil sowohl vor Konsonanten als Vokalen. Vaugelas gab die heute geltende Regel (II, 85), vieil niemals an das Ende der Wörter oder vor Substantiva, die mit einem Konsonanten anfangen, zu setzen, erlaubte auch das noch heute (Lücking, Gr. § 103, 3b) gebräuchliche vieux vor Vokalen, wenngleich vieil besser sei. Die Obs. de l'Acad. dagegen verwerfen die letztere Freiheit und fordern strenge Unterscheidung zwischen vieux und vieil.

Das Adjectivum droit findet sich im 17. Jahrh. zuweilen ohne Femininendung, wie im Afrz. die Adjektiva, welche von lateinischen Adjektiven der dritten Deklination herkommen, z. B. Boileau Sat. 4: L'un à droit, l'autre à gauche. Th. Corneille, le festin de Pierre, acte 1, sc. 1. Soudain, à gauche, à droit, par devant, par derrière. So auch bei Scarron I, 179: il se trouva ecuyer à droit et à gauche.

7) Zur Unterscheidung von Regenten gleichen Namens dienten im Afrz. (Diez III³, 17) und Mfrz. (Darmsteter § 183, Stim. Com. p. 500, Grosse, Calv. p. 280) die dem Substantivum nachgestellten Ordinalzahlen. Auch Vaugelas (I, 215) hielt die Anwendung derselben noch für allein richtig, während Patru, Ménage, Bouhours und die Observations de l'Académie française sur les Remarques de M. de Vaugelas 1704 sich für die heute allein gebräuchlichen Kardinalzahlen erklärten, da der allgemeine Gebrauch sie autorisiert habe. Im Rom. com. begegnet der alte Gebrauch: I, 176 Des le regne d'Henry quatrième. I, 48 les spectacles publics que le vice-roi de Naples donna au peuple aux noces de Philippe second, troisième ou quatrième. O. 206 la reine mère du roi Louis treizième.

II. Die Pronomina.

A. Das Personale.

1) Die afrz. Freiheit, das betonte Personalpronomen mit à anstatt des Dativs der unbetonten Pronomina zu setzen, begegnet abweichend vom Nfrz. nur noch bei parler, bei welchem sich dieser Gebrauch noch bis ins 18. Jahrh. erhalten hat (Geſsner, Zur Lehre vom franz. Pronomen, 1873, I, p. 11). I, 150 la fille ... parloit un moment à lui, ferner 228, II, 74, 113. II, 85 de ne parler point à elle. I, 226 parlant à elle et à son père, I, 278. Doch ist der nfrz. Gebrauch der unbetonten Pronomina vor parler bei Scarron vorherrschend, z. B. I, 141 de lui parler, 192 je vous viens de parler, ferner I, 61, 139, 151, 178, 184, 260, 284 u. s. w.

2) Das betonte Personalpronomen, welches einem Substantivum oder Pronomen koordiniert ist, wird im Nfrz. nur in seltenen Fällen (Geſsner I, 10) unmittelbar mit dem Verbum verbunden, obgleich auch das Dict. de l'Académie von 1878 noch Beispiele dafür liefert. Gewöhnlich findet jedoch eine Zusammenfassung von Pronomen und Substantiv durch ein entsprechendes tonloses Fürwort vor dem Ver-

bum statt (Diez III, 64). Scarron unterläßt die Hinzufügung desselben beim Subjekt noch immer und meistens beim Objekt (cf. Haase zu Garnier p. 4). I, 154 Mes jeunes maîtres et moi y faisions quelquefois des armes, ib. ses enfans et moi en avions chacun une clef. 287 sa fille et moi eûmes. 269 ma mère, l'autre comedienne et moi étions. 341 mon père et nous le souffrons. II, 39 mes camarades et moi trouvâmes. I, 146 Verville ... mena sa maîtresse dans une allée couverte, après avoir bien recommandé à la suivante et à moi de faire bon guet. 226 Il lui fit ses premiers complimens en homme d'esprit, et parlant à elle et à son père s'abstint ... de toutes les sottises. I, 186 Mademoiselle de la Boissière me montra des lettres ... qui *la* rendoient, sa fille et elle, les plus affligées personnes du monde, wo man statt la den Plur. les erwarten würde.

3) Das Reflexivum soi wurde im Afrz. ohne Beschränkung auf ein bestimmtes persönliches Subjekt bezogen, wie andererseits lui in Beziehung auf eine unbestimmte Person angewandt werden konnte (Geſsner I, p. 12). Den Unterschied zwischen lui und soi, wie er heute besteht, machte zuerst Bouhours, dem Th. Corneille beistimmte (cf. Anm. zu Vaugelas I, 275), während Vaugelas sich nur über die Beziehung von soi auf Pluralia aussprach. Doch wurde von der Regel noch im 17. Jahrh. und auch später oft genug abgewichen (cf. Haase zu Pasc. 141, zu Garn. p. 4, List, Syntakt. Studien über Voiture, Straſsb. Diss. 1880, p. 6). Auch Scarron gebraucht soi in Beziehung auf Personen, aber nicht mehr auf Pluralia (Mätzner, Französ. Syntax I, 257). Soi steht für lui: I, 180 Ragotin qui tiroit après soi Angelique. I, 311 Il n'osa sortir de la ruelle du lit ... de peur ... d'attirer sur soi la raillerie. I, 322 Cependant qu'il admire en soi-même, on leur vint dresser trois lits. I, 333 Ragotin ... le trainant après soi ... II, 7 de façon qu'il ne pût rien entreprendre contre soi-même. Soi steht für elle: 103 Elle ... hasarda aussi de s'en nourrir soi-même. I, 180 La Caverne ... tirant après soi Ragotin. Dagegen findet sich lui einmal in Beziehung auf eine Sache gebraucht: II, 114 le flambeau qui eclairoit la chambre acheva de brûler et s'eteignit de lui-même.

4) Das in komparativen Nebensätzen (mit que) auf den unmittelbar vorhergehenden Satz hinweisende neutrale Objekt le ist auch nfrz. nur fakultativ (Lück., Gramm. § 209, I, 2, d, β). Vaugelas (II, 425) hielt die Auslassung desselben in diesem Falle für eleganter

(List zu Voiture p. 3 irrt darin). Bei Scarron ist das Objekt bei dem recht häufig vorkommenden verbum vicarium nie beobachtet worden, z. B.: I, 4 ce seroit trop de temps perdu à une personne qui l'employe si utilement que vous faites; I, 33 il cria encore plus fort qu'il n'avoit fait; 35 la Rancune qui dormit toute la nuit aussi paisiblement qu'auroit fait un homme de bien; ferner I, 98, 99, 119, 125; II, 85 etc.

5) Die Regel, welche bestimmt, dafs ein vorhergehendes Adjektiv vor dem Verbum durch le ausgedrückt werde, gehört erst der neueren Zeit an (Littré unter le); in der älteren Sprache konnte auch das Femininum la die Beziehung auf ein Adjektiv übernehmen. (Auch bei Voiture findet sich ein Beispiel, cf. Ulbrich, Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. III, 294.)* Scarron bietet an zwei Stellen Belege für diesen Gebrauch: I, 151 je me vis en tête la même personne que j'avois entretenue et que j'avois trouvée si spirituelle. Elle me *la* parut encore plus qu'elle n'avoit fait. II, 18 Au second jour de notre navigation j'etois encore plus affligée que je ne *la* fus la sinistre nuit.

6) Dafs die unbetonten, eng mit dem Verbum verbundenen Pronomina noch im 16. Jahrh. mitunter ihre etymologische Kraft äufsern und den Anschlufs eines Relativsatzes gestatten, zeigt Haase (Zur Syntax Garniers p. 5). Bei Scarron findet sich nur die auch nfrz. (Mätzner, Gramm. p. 542) noch vorkommende Beziehung eines Relativums auf ein persönliches Fürwort der dritten Person im Accusativ. Die Beispiele bieten aufserdem jedesmal denselben Inhalt des Relativsatzes, so dafs diese Ausdrucksweise bei Scarron formelhaft erscheint. I, 142 La mère de Leonore l'avoit trouvée qui m'ecrivoit une lettre. I, 248 Je l'ai tantôt surprise qui ecrivoit à son Leandre. I, 290 Je vous dirai seulement ... que sa fille ne lui obéit pas, et que, l'ayant surprise qui m'ecrivoit, elle la traita si cruellement.

7) Die Wiederholung der Subjektspronomina, welche das Afrz. entbehren konnte (Diez, III, 418; Mätzner, Synt. II, 32), und noch Vaugelas (II, 143) anfangs nicht für nötig erachtete, später aber (II, 382) bei Verbindung von affirmativen Verben mit negativen

* Vaugelas (I, 87) tadelt diesen Gebrauch von la als einen Fehler, den fast alle Frauen von Paris und bei Hofe machten. Er wie T. Corneille zweifeln, ob die Grammatik in diesem Falle über die Gewohnheit siegen werde. Die Obs. de l'Acad. verlangen strenge Befolgung der Regel.

forderte, wurde von den Observ. de l'Acad. von 1704 (Vaugelas II, 143) für alle Fälle streng verlangt. Scarron wiederholt die Pronomina gewöhnlich nicht bei gleichen Zeiten der Verba. Beispiele sind häufig. Dagegen findet sich die der alten Sprache geläufige (Mätzner, Syntax II, 240) und namentlich auch im 17. und 18. Jahrh. häufige (Littré unter il N. 7, Haase zu Pasc. 136) Aufnahme eines Substantivs mit einem prädikativen Particip durch eine Subjektsform des Personalpronomens, ein Pleonasmus, der heute veraltet und nicht mehr statthaft ist (Lücking, Gramm. § 356, Anm. 2 und § 360, Anm. 4). I, 242 Dom Fernand l'ayant ouverte et voyant Dom Pedro accompagné d'un commissaire, *il* leur dit avec beaucoup d'assurance qu'il etoit avec sa femme. O. 205 J'eus pour parrain un seigneur de place fort riche, dont mon père étoit voisin, lequel ayant appris de madame sa femme la grossesse de ma mère, après un si long temps de mariage, *il* lui demanda son fruit pour le presenter au baptême.

8) Die Stellung der persönlichen Fürwörter in Fällen, wo ein Infinitiv von einem unmittelbar vorhergehenden Verbum abhängt, ist heute vorzugsweise vor dem Infinitiv (Diez III, 472), mit Ausnahme bei den Verben des Veranlassens und der Wahrnehmung und nicht selten der Bewegung (Lücking, Gramm. § 208, 3). Im Afrz. und noch im 16. Jahrh. (Darmst. § 333, 334) stand das Pronomen gewöhnlich vor dem Verbum finitum. Scarron schwankt, wie seine Zeitgenossen (cf. Haase, Zur Synt. Pasc. 139), in der Stellung desselben, doch läſst sich bei ihm die Neigung nicht verkennen, dem Pronomen seinen Platz vor dem regierenden Verbum zu geben, wie auch Vaugelas (II, 84) behauptet, daſs zu seiner Zeit „je ne le veux pas faire“ gebräuchlicher gewesen sei als „je ne veux pas le faire“, was Coëffeteau forderte. Von Seite 5—105 folgt Scarron dem alten Gebrauche 52 mal, während die moderne Stellung nur 12 mal begegnet.

a) Beim reinen Infinitiv z. B.: I, 9 on ne s'en pouvoit aider adroitement. I, 39 il les en fallut tirer par le cou et par la queue. I, 59 Ils se separèrent là-dessus, lui fort en doute s'il la devoit croire. 71 Je n'ai point deguisé ce que je vous ai voulu donner. 73 plusieurs demoiselles richement parées les etant venus recevoir, chacun un flambeau à la main, l'Invisible ne le fut plus. 74 Dom Carlos ... embrassa ses genoux, et lui pensa manger les mains à force de les baiser. 27 passant devant la chambre de la Rappinière, (il) lui alla

donner le bon jour. 71 je n'ai point voulu que vous vous pussiez repentir de l'avoir reçu. 69 il avoit la liberté de s'aller promener dans le jardin.

b) Beim präpositionalen Infinitiv; Beispiele nur für venir de, wo Th. Corneille (Anm. zu Vaugelas II, 84) schon die Stellung des Fürwortes vor dem Infinitiv vorzieht. I, 11 Le jeune homme dont je vous viens de parler prit la parole. I, 86 ceux (les vers) que vous me venez de lire.

B. Die Adverbien en und y.

1) Das pronominale Adverb en, auf Personen bezogen, findet sich im Rom. com. nur, wie noch heute (Lücking, Gramm. § 212), zur Vertretung des Pronomens der 3. Pers. mit de, nicht mehr wie im Afrz. (Diez III, 55) und noch bei Pascal (Haase 142) statt eines Pron. der 1. Pers. Im Sinne von de und der 3. Pers. gebraucht es Scarron sehr häufig und namentlich auch beim Passivum zur Bezeichnung des Urhebers (s. p. 166). In einem Satze stehen beide Ausdrucksweisen nebeneinander: I, 163 on ne parlait non plus de ses sœurs que si jamais il n'en eût eu, soit qu'il ne se souciât point *d'elles,* ou qu'il eût défendu à ses gens *d'en* parler.

Für den pleonastischen Gebrauch von en findet sich nur ein Beispiel, in welchem es nach einem von entre begleiteten Relativum steht (Mätzner, Synt. I, 373): I, 45 Revenons à la pauvre mademoiselle de l'Etoile, obsedée de provinciaux, la plus incommode nation du monde, tous grands parleurs, quelques uns très impertinents, et entre lesquels il s'en trouvoit de nouvellement sortis du collège.

2) Das statt eines Unausgesprochenen in Formeln wie il y a, il y va etc. (Lücking, Gramm. § 216, 4) stehende Adverb y war im Afrz. und Mfrz. entbehrlich (Diez III, 197; Darmst. § 198) und fehlt auch zuweilen noch im 17. Jahrh. (List zu Voiture p. 26, Haase zu Pasc. p. 143). So auch im Rom. com. einmal bei il y va: I, 69 C'est la princesse Porcia qui vous a enlevé; elle ne considère rien quand il va de se contenter.

Der im Afrz. häufige Gebrauch von y zur Vertretung persönlicher Substantiva (Mätzner, Synt. I, 370), der sich auch später erhielt (Grosse zu Calvin p. 281) und sogar bei Pascal häufig begegnet (Haase p. 143), wurde von Vaugelas (I, 177) als grober Fehler getadelt und ist heute aufgegeben (Lücking, Gramm. § 215, Anm.).

Scarron gebraucht y in diesem Sinne bei songer: I, 295 Pour revenir à cette grosse petite femme, qu'il me semble que je vois toutes les fois que j'y songe, elle se maria avec son soldat.

Pleonastisch steht y II, 25: Des le jour suivant on nous fit monter dans un chariot couvert, et prendre le chemin de Fez, *où,* si Amet y fut reçu de son père avec beaucoup de joie, j'*y* entrai la plus affligée et la plus désespérée personne du monde.

C. Das Possessivum.

1) Die betonten Formen des Possessivs konnten in der alten Sprache attributiv mit dem bestimmten und unbestimmten Artikel vor ein Substantiv treten (Geſsner I, 22). Vaugelas (II, 64 u. 452), Th. Corneille, die Obs. de l'Acad. sowie die übrigen Grammatiker des 17. Jahrh. (cf. Haase zu Garnier p. 10) verwarfen diesen Gebrauch; doch findet sich derselbe, was den unbestimmten Artikel anbetrifft, noch heute in der familiären Rede (Lücking, Gramm. § 224, Anm. 2). Die letztere Anwendung begegnet im Rom. com. I, 201: il n'y avoit rien en sa presence qu'il ne pût esperer de lui, j'usqu'à une charge d'archer et *une sienne nièce* en mariage. O. 209 *un mien oncle.*

2) Die Verbindung des adjektivischen Personalpronomens mit même ist heute veraltet (Lücking, Gramm. § 270[1]). Scarron gebraucht sie attributivisch vor dem Substantiv: I, 96 Il lui apprit ... qu'il se trompoit fort si *leur même ennemi* n'etoit un homme inconnu. I, 349 il ouvrit les yeux et se decouvrit au Destin pour être *son même valet.*

D. Das Demonstrativum.

1) Der im Afrz. sehr beliebte Gebrauch des neutralen ce in eingeschobenen Sätzen (Geſsner I, 36) gehörte nach Vaugelas (I, 418) schon zu seiner Zeit dem „stile bas“ an, findet sich jedoch noch heute in der familiären Rede (Lücking § 229), obgleich schon die Obs. de l'Acad. ihn auch hier gemieden wissen wollten. Scarron hat es nur zweimal: I, 27 Je vous ai dit, ce me semble, qu'il coucha avec le valet de la Rappinière. I, 47 Eh bien! ce dit il, je m'en vais vous conter une histoire.

2) Die afrz. Verwendung des demonstrativen Pronomens im

Plural (ceux) vor de und einem Substantivum in der Bedeutung „Leute, Einwohner“ (Diez III, 75) findet sich bis ins 17. Jahrh. (List zu Voiture p. 7; Haase zu Pascal 147), bei Scarron häufig: I, 25 Il trouvoit à redire en tous ceux de sa profession. 78 Mademoiselle de la Caverna detacha ceux de sa ceinture. 114 tous ceux de ma nation me ressembloient. 178 le Destin et ses camarades firent aussi des merveilles, et ceux de l'assistance ... avouèrent que ... 216 tous ceux de la compagnie se mirent à l'entour d'elle, ebenso p. 77. Ferner I, 285 vous excuserez un jeune homme qui ... vous croyoit fait comme le sont d'ordinaire ceux de votre profession. 346 le Destin ... ne doutant point que le valet de Verville n'eût fait prendre à ceux de Saldagne un chemin contraire au sien.

3) Statt des nachdrucksvollen celui-là, das die neuere Sprache vor seul und même als Antecedens eines Relativs verlangt (Lücking, Gramm. § 235, 2, Anm. a) steht bei Scarron nur celui; I, 240 il falloit donner cela à la pudeur d'une jeune fille de condition, laquelle, dans une action si hardie, auroit peine à s'accoutumer d'abord à la vue de *celuimême* pour l'amour de qui elle la faisoit.

4) In betreff des adjektivischen ce ist bei Scarron bemerkenswert, daſs derselbe die von ci und besonders là begleiteten Demonstrativa auffallend häufig zur Hervorhebung eines einzelnen Substantivbegriffes gebraucht, auch ohne daſs ein Gegensatz vorhanden ist (Mätzner, Synt. I, 465). I, 24 Le comedien la Rancune, un des principaux héros de notre roman, car il n'y en aura pas pour un dans ce livre-ci. I, 27 On a voulu dire qu'il en avoit été battu; mais ce bruit-là n'a pas duré longtemps. ib. sur ces beaux talens-là, I, 29 ce malheur-là, ebenso 78. I, 95 il l'avoit discerné dans la foule de leurs auditeurs, quoiqu'il se cachât le visage de son manteau, et que, pour cette raison-là, il s'etoit mis un emplâtre sur le visage. 144 ces discours-là; ce faubourg-là. 153 cette fois-là. 165 ce côté-là. 179 ce service-là. 184 ces paroles-là. 218 ce bel equipage-là. 279 cette condition-là. 302 cette tranquilité-là u. s. w. In allen diesen Stellen würde des Demonstrativum allein ausreichen.

E. Der bestimmte Artikel.

1) Die nfrz. Setzung des bestimmten Artikels vor Eigennamen von Völkern, Ländern und Flüssen erhielt schon in der zweiten

Hälfte des 16. Jahrh. (Darmst. § 142) den Vorzug gegenüber der afrz. Freiheit ihn zu unterdrücken. Auch Scarron bietet keine Ausnahme davon, während Offray noch einmal 210 schreibt: Londres, capitale d'Angleterre. Auch der Artikel vor Personennamen ist nfrz. Regeln gemäfs gesetzt oder unterdrückt, z. B. I, 207 Je ne crois pas que defaut Phaeton ... ait été plus empêché. I, 43 il avoit perdu un bon ami en feu Rotrou. I, 207 l'infortuné Ragotin. 332 l'impétueux Ragotin. 245 la pauvre la Caverne. Dagegen ist das von Littré unter le Nr. 10 angeführte Beispiel aus dem Rom. com. I, Kap. 23: „la l'Esvile (mufs heifsen l'Etoile) lui dit qu'au lieu de lui faire etc." sowohl in der Originalausgabe von 1651 als in der unsrigen und der anderen in der Einleitung bezeichneten Ausgabe nur ohne la zu finden, und die Bemerkung: „L'article se joint quelquefois aux noms propres, quand on parle familièrement ou legèrement de personnes qui ont une notorité" entbehrt so des Beispiels.

2) Wie vor Eigennamen setzt Scarron auch vor Abstrakten den Artikel nach nfrz. Sprachgebrauch. Dagegen fehlt der Artikel, sowohl der bestimmte wie unbestimmte, vor Abstrakten in zahlreichen, zum Teil noch heute gebräuchlichen formelhaften Redensarten, in denen sich das Verbum mit dem Substantiv zu einer Einheit des Begriffs verbindet (Diez III, 31), z. B. I, 25 il n'y a qu'heur et malheur en ce monde. I, 203 il avoit de plus toujours eu grande aversion pour le poète. I, 323 il avoit fort mauvais visage. I, 224 Il offrit même à Rodrigue et à sa femme place dans sa maison. I, 95 ces trois petits mots latins à qui je n'ai pu refuser place ici. I, 38 La Rappinière se chargea d'obtenir du lieutenant general permission de jouer. I, 230 attendre reponse. I, 237 une dame ... à qui dom Fernand avoit promis mariage. II, 42 L'empereur fut obligé ... de demander au roi de France passage par ses États. I, 115 je leur donnai peut-être mauvaise opinion de mon esprit. I, 319 il avoit occupé ... à lui donner bonne opinion de son esprit. I, 287 elle reçut ma lettre et ne m'en fit pas plus mauvais visage. I, 29 (ils) firent grand plaisir à la Rancune. I, 88 ce neveu avoit fait grande amitié avec le partisan. I, 16 elle (la comedie) s'en alla être conduite à bonne fin. I, 174 il ne doutoit point ... qu'il ne l'aimât à bonne intention. I, 309 ils ne l'avoient pas fait à mauvaise intention.

Hier mag auch das von Littré unter More Nr. 2 angeführte und aus Molière belegte formelhafte de Turc à Maure Erwähnung finden, I, 17 on n'y fait quartier à personne, tout le monde y vit de Turc à Maure.

3) Die Plurale des attributiven tout stehen noch nfrz. ohne Artikel vor dem Substantivum in Formeln wie I, 202 à toutes rencontres, tous momens, 291 toutes sortes, 259 courir à toutes jambes etc. (Lücking, Gramm. § 264, Anm.). Dagegen dürfte der Artikel nicht mehr wie in der älteren Sprache (Mätzner, Synt. I, 471; Darmst. § 148 u. 155) fehlen I, 308 Tous actes d'hostilité cessèrent donc de part et d'autres.

4) Auch attributives même konnte in der älteren Sprache (Darmst. § 148), wie zuweilen noch heute (Lücking, Gramm. § 270), den bestimmten Artikel entbehren. Notwendig wäre er jedoch nfrz. an Stellen wie I, 223 un de ses cousins, de même nom que lui, avoit fait ce mariage. I, 337 je crois vous devoir dire que la demoiselle qu'ils m'ont preferée ressemble à votre sœur ma compagne, a même son de voix, et que je ne sçais qu'en croire.

5) Der Artikel vor dem unbestimmten Pronomen on stand in der alten Sprache unbeschränkt (Mätzner, Synt. I, 436). Erst Vaugelas (I, 64—69) gab über den Gebrauch desselben bestimmte Regeln, von denen jedoch von den Autoren des 17. Jahrh. noch oft genug abgewichen wurde. Scarron verstöſst besonders häufig gegen die Grammatikervorschrift, welche on statt l'on fordert, wenn das folgende Wort mit l beginnt (Lücking § 125, Anm.; Vaugelas I, 68). I, 47 le petit homme ne se rebuta point et, à force de recommencer son histoire autant de fois que l'on l'interrompoit, il se fit donner audience. 57 la maison où l'on lui donnoit de si favorables audiences. 59 elle le favorisa autant que l'on le peut. 64 Il crut facilement qu'on ne lui vouloit point de mal où l'on l'avoit si bien logé. 125 Il s'en alla chez mademoiselle de la Boissière, où l'on le prit d'abord pour moi. 129 parceque l'on le faisoit aller plus vite. 245 en l'etat où l'on la voyoit. 107 c'est ainsi que l'on l'appela du nom de son père. 187 (le) chapeau que l'on lui avoit coupé avec des ciseaux. I, 5 moi qui ai la mauvaise coûtume de ne faire bien souvent ce que je donne à imprimer que la veille du jour que l'on l'imprime. II, 118 Cet animal ... entra même dans les chambres, où l'on lui donnoit souvent à manger.

F. Der unbestimmte Artikel.

Wie der bestimmte Artikel, so hatte auch der unbestimmte in der älteren Sprache (Darmst. § 143; Glauning p. 168) noch nicht die ausgedehnte Verwendung des nfrz. Sprachgebrauchs. Auch die Autoren des 17. Jahrh. setzten den Artikel noch oft nicht, wo er heute unerläſslich ist (Haase zu Pasc. p. 104). Auch Scarron bietet einige Abweichungen:

1) Die heutige Sprache verlangt den unbestimmten Artikel vor dem Substantiv nach c'est, ein Gebrauch, den schon T. Corneille (Rem. zu Vaugelas I, 353) festgestellt und für welchen er einige noch heute übliche Ausnahmen anführt. Scarron schreibt einmal wie sein Zeitgenosse Pascal (Haase p. 104) I, 140: Ne me le dites donc point, me dit-elle: car, quand on doute si on voudra bien entendre une chose, c'est signe qu'elle n'est pas intelligible ou qu'elle peut deplaire.

2) Das noch nfrz. (Lücking § 181) bestehende Schwanken des Sprachgebrauchs beim prädikativen Substantiv zeigt auch Scarron, z. B. in demselben Satze I, 94: Mademoiselle de l'Etoile paroissoit plutôt fille de condition qu'une comedienne de campagne; ferner I, 16 il etoit excellent comedien; I, 44 elle etoit très honnête fille. 45 il etoit menteur ... et assez mauvais poète. 94 ils etoient plus grands amis que proches parents. 232 dom Fernand fut si galant homme u. s. w. Andererseits z. B. I, 58 Vous n'êtes qu'une fanfaronne, und oft.

3) Das von einem Adjectivum begleitete Substantivum verlangt im Nfrz. den unbestimmten Artikel, während Scarron ihn unterdrückt:

a) beim Objekt: I, 269 Mon père ... emmena ma mère faire sa première campagne, qui en avoit plus grande impatience que lui;

b) beim attributiven oder prädikativen Genitiv: I, 106 la mère de l'enfant etoit une fille de fort bonne maison et fort riche. 173 L'ouverture du theâtre, et autres choses qui ne sont pas de moindre consequence. II, 94 Diègue, homme d'aussi grande condition que lui. I, 212 les exemples imitables etoient pour le moins d'aussi grande utilité que ceux que l'on avoit presque peine à concevoir;

c) nach Präpositionen: I, 21 Mademoiselle de la Rappinière reçut la compagnie avec grande civilité. 105 avec grande precipitation; 108 avec grand soin; 306 avec grande frayeur; 216 avec

grande confusion. II, 52 Je sais seulement avec certitude que jamais homme n'a eu tant de vices ensemble et en plus eminent degré. II, 53 vous m'avez pour aussi dangereux ennemi que je vous ai été utile protecteur. I, 335 Ma mère ... se jeta toute furieuse sur le premier qu'elle trouva, et le mit en si pitoyable etat que ... il fut contraint d'appeler ses compagnons à son aide.

4) Die Substantiva der Quantität können in der älteren Sprache (Glauning p. 166; Haase zu Garnier p. 29) und einige noch heute (Lücking § 282 a) den unbestimmten Artikel entbehren. Bei Scarron ist wie bei Voiture (cf. Ulbrich, Ztschr. f. nfrz. Sprache u. Litt. III, p. 289) die Weglassung des unbestimmten Artikels vor demi-douzaine und demi-lieue bemerkenswert. I, 24 puisqu'il n'y a rien de plus parfait qu'un héros de livre, demi-douzaine de heros ou soi-disant tels feront plus d'honneur au mien qu'un seul. I, 86 Je ne m'y trompe guère: je sens un poète de demi-lieue loin. 217 (elle) s'etoit retirée en une maison qu'elle avoit sur les bords du Tage, à demi-lieue de Tolède. 344 A demi-lieue de là, l'Etoile commença de se plaindre. II, 75 les gentilshommes, qui etoient frères et fort actifs de leur naturel, lui purent donner demi-douzaine de soufflets.

Dagegen une demi-journée, z. B. I, 218 (il) lui dit ... qu'il venoit de Tolède, et qu'allant à Madrid pour des affaires d'importance et s'etant amusé à jouer à une demi-journée de Tolède, où il avoit dîné le jour auparavant, que la nuit l'avoit surpris.

G. Die Indefinita.

1) Im verallgemeinernden Konzessivsatze begegnen bei Scarron nur die nfrz. relativen Indefinita. Dagegen bedient sich Offray noch des heute veralteten attributiven quel mit folgendem qui für quelque ... qui (Lücking, Gramm. § 249, A[1]), z. B. p. 267 L'evêque donna les mains et pouvoir au prieur de les epouser en quelle eglise qu'il voudroit.

2) Aucun, das seiner ursprünglich rein affirmativen Bedeutung gemäfs noch im 16. Jahrh. sehr häufig (Darmst. § 171) und sogar bei den Klassikern des 17. Jahrh. (Gefsner II, 25) begegnet, ist im Rom. com. nur einmal in einem affirmativen Satze beobachtet, und hier scheint es mehr dem englischen any zu entsprechen als für quelque zu stehen. I, 25 Il avoit assez d'esprit et faisoit assez bien

de mechans vers; d'ailleurs homme d'honneur en aucune façon, malicieux comme un vieil singe et envieux comme un chien.

3) Das im Afrz. die höchste Stufe der Unbestimmtheit anzeigende homme ohne Artikel (Diez III[3] p. 87) vertritt auch bei Scarron noch einmal das unbestimmte Pronomen: I, 233 Il escrivoit aussi bien qu'homme qui fût en Espagne.

H. Das Relativum.

1) Substantivisches qui statt eines bedingenden Satzes (= si l'on), wenn der Hauptsatz sein eigenes Subjekt hat, war im Afrz. sehr häufig (Diez III[3], 384; Mätzner II, 249; Geſsner II, 14) und hat sich heute nur noch nach comme erhalten (Lücking, Gramm. § 246, Anm. 3). Im Rom. com. ist der alte Gebrauch noch einmal beobachtet I, 31: Que l'on dresse un lit à ce gentilhomme. — Voire qui en auroit, dit l'hôtesse.

2) Das auf einen Satz bezogene Neutrum des Relativpronomens ist bei Scarron nicht mehr ohne das heute notwendige determinative ce bemerkt worden, während Offray dasselbe noch dem alten Sprachgebrauch gemäſs (Diez III, 386; Geſsner II, 11; Darmst. § 159) zuweilen unterdrückt, z. B. 197 il le pria d'agréer qu'il l'accompagnât, ce que le marchand accepta, à condition qu'ils partiroient aussitôt que la lune seroit levée, *qui* etoit environ une heure après minuit, ce qui fut executé.

3) Das im Afrz. seltene Relativpronomen quoi gelangte erst im Mfrz. zu ausgedehntem Gebrauch (Geſsner II, 4). Aber obgleich noch von Vaugelas (I, 125) für elegant erklärt, wurde es schon von den Obs. de l'Acad. von 1704 auf seinen heutigen Gebrauch beschränkt (Lücking, Gramm. § 542 a u. Anm. 3). Scarron bezieht es, wie seine Zeitgenossen (Haase zu Pasc. p. 149), noch öfter in attributiven Relativsätzen auf Substantiva. I, 131 Cela fit un effet à quoi l'on ne s'attendoit point. II, 17 Je me jetai sur lui, nonobstant la foiblesse que m'avoit laissée ma pâmoison, et avec une adresse vigoureuse à quoi il ne s'attendoit pas, et que j'avois acquise par mon education. II, 53 La Rappinière fut foudroyé de ce discours à quoi il ne s'attendoit pas. II, 84 Mais si leur merite leur causoit tant de fatigues dans les lieux publics et dans les eglises, il leur attiroit souvent devant les fenêtres de la maison de leur père des

divertissemens qui leur rendoient supportable la sevère clôture à quoi les obligeoient leur sexe et la coutume de la nation.

4) Das Relativum lequel fand ebenso wie quoi erst im 15. und 16. Jahrhundert ausgedehnte Verwendung (Gefsner II, 5). Vaugelas (I, 207—210) tadelt den Gebrauch desselben als Nominativ statt qui, gestattet es jedoch noch am Anfang einer wichtigen Erzählung, während T. Corneille und die Obs. de l'Acad. es auch hier verwerfen. Scarron beschränkt es noch nicht auf seine heutige Anwendung und gebraucht es in unmittelbarer Verbindung mit seinem Determinativ auch als Nominativ, besonders als Femininum, z. B. I, 27 Sur ces beaux talens-là il avoit fondé une vanité insupportable, laquelle etoit jointe à une raillerie continuelle. I, 180 il s'attira sur le corps la Caverne laquelle le soutenoit davantage du lieu.

Andererseits würde die neuere Sprache (Lücking, Gramm. § 240 b) zur Vermeidung einer Unklarheit lequel setzen: I, 192 Mais je fus bien etonné de voir notre bateau fort avant dans la rivière qui ramenoit mes gens à Paris sans moi et sans me laisser même un petit laquais. I, 322 Il parla aussi des femmes qui sçavent aussi bien ecrire que les hommes qui s'en mêlent, et quand elles ne donnent point au public les productions de leur esprit, qui ne le font que par modestie.

Ebenso zieht das Nfrz. lequel vor, wenn das Relativum abhängig von Präpositionen sich auf Sachnamen bezieht, eine Regel, welche schon Vaugelas, T. Corneille und die Obs. de l'Acad. (I, 125) streng beobachtet wissen wollen, gegen die aber noch heute von Dichtern und Prosaikern verstofsen wird (Mätzner, Synt. II, 226). So auch von Scarron z. B. I, 95: Ceux qui n'entendront pas ces trois petits mots latins (non plus ultra), à qui je n'ai pu refuser place ici, tant ils se sont présentés à propos, se les feront expliquer, s'il leur plaît.

Auch nach de verlangt das Nfrz. stets lequel, wenn das Relativum Attribut eines von einer Präposition abhängigen, vorangestellten Substantivs ist, und de qui ist in diesem Falle selbst in Beziehung auf Personennamen veraltet (Lücking, Gramm. § 240, A [1]). Scarron bedient sich noch desselben I, 240: il falloit donner cela à la pudeur d'une jeune fille de condition, laquelle, dans une action si hardie, auroit peine à s'accoutumer d'abord à la vue de celui même pour l'amour de qui elle la faisoit.

5) Die relativen Adverbia.

a) Zur Hervorhebung eines von einer Präposition abhängigen Substantivs bedient sich Scarron schon regelmäfsig des nfrz. c'est-que, während bei Offray noch die in der früheren Sprache (Mätzner, Synt. I, 28; Darmst. § 166) beliebte Attraktion zu finden ist, z. B. 272: il semble presque que c'est dans son sein où la pomme de discorde a plus fait eclater ses funestes effets.

b) Dont, im Afrz. seiner Ableitung gemäfs Adverb des Orts (Mätzner, Synt. I, 371), findet sich als solches im Rom. com. nicht.

In seiner pronominalen Verwendung steht es heute regelmäfsig im Sinne des Genitivus possessivus als Attribut eines Substantivs, welches Subjekt, passives Objekt oder Prädikatsnamen des Relativsatzes ist (Lücking, Gramm. § 244). Bei Scarron erleidet es in diesem Falle häufig Beschränkung durch de qui: I, 17 les deux jeunes hommes de qui l'on avoit pris si librement les habits entrèrent dans la chambre en caleçons. I, 62 son invisible, de qui l'esprit l'avoit charmé dans les conversations. I, 183 J'etois assez bien vêtu, comme il est nécessaire de l'être à ceux de qui la condition ne peut faire excuser un mechant habit. I, 321 un comedien, de qui l'esprit a ordinairement de plus etroites limites que la memoire. I, 291 un marchand de qui l'amitié lui etoit assurée. I, 307 lui, de qui la resistance commençoit à se faire craindre. II, 23 celui de qui tu n'as pu gagner l'amour.

Auf einen ganzen Satz bezogen steht nfrz. in der Regel ce dont (Lücking § 244, 2 b). Scarron folgt noch dem afrz. Gebrauche, welcher das determinative ce entbehren konnte (Gefsner II, 12). I, 76 Les mains de l'autre ... tombèrent ... sur le haut de sa tète, et si pesamment qu'elle entra dans son chapeau jusques au menton, dont le pauvre petit homme eut le siege de la raison si ebranlé qu'il ne savoit plus ... I, 100 L'hôtesse avoit été saisie par quelques uns des spectateurs, dont elle se mit en si grande colère ... I, 123 Il m'apprit la charitable visite que sa mère et elle m'avoit rendue, dont j'eus une extrême joie. I, 201 La Rancune lui promit encore plus qu'il n'avoit fait à Ragotin, dont cet avant-coureur du bourreau ne conçut pas de petites esperances. I, 324 le Destin ne put s'empêcher d'en sourire, dont il se fâcha bien fort. II, 60 Son corps nu ... fut bientôt couvert et piqué de mouches ... dont pourtant il ne fut point eveillé. II, 64 L'abbesse et les religieuses, tirées du

carosse, aperçurent de loin la figure nue de Ragotin qui venoit droit à elles, dont elles furent fort scandalisées.

III. Das Verbum.

A. Die Arten des Verbums.

1) Von der großen Anzahl unpersönlicher Verben der alten Sprache (Diez III[3], 195) ist im Rom. com. keins mehr bemerkt worden. Das im Afrz. nur unpersönlich gebrauchte il souvient ist auch heute noch im Gebrauch, wenn auch schon zu Vaugelas' Zeit (cf. Vaugelas I, 265) das persönliche Verbum am Hofe üblicher war. Es begegnet I, 81 il me souvient qu'.. on disoit, I, 134 il vous souviendra que, und I, 174.

Statt des nfrz. ce qu'il y a mit partitivem de zur Umschreibung eines substantivisch gebrauchten Adjektivs sächlichen Geschlechts und namentlich des Superlativs findet sich wie bei Voiture (cf. Ulbrich, Zeitschrift für nfrz. Sprache III, 290) einmal ce qui est de. I, 185 Un matin, le valet et la servante ne se trouvèrent plus, et, ce qui fut de plus fâcheux, l'argent de la pauvre demoiselle disparut aussi.

2) Von den persönlichen Verben, welche ihre Konstruktion im Nfrz. geändert haben, findet sich bei Offray noch contredire à qu (Darmst. § 195). 283 il n'osèrent lui contredire.

Bei Scarron ist das Schwanken der Rektion von assurer bemerkenswert. Die nfrz. Konstruktion (Lücking, Gramm. § 274, Anm. 2, 3) assurer quelque chose à quelqu'un findet sich nur I, 233: Elvire lui assura que.., dagegen assurer quelqu'un quelque chose öfter: I, 106 il assura mon père que.. I, 147 Verville ... assura cette Madelon que.. I, 234 en l'assurant que.. I, 301 Ragotin assura le Destin que.

In dem von faire abhängigen Acc. c. Inf. setzte auch schon das Afrz. das logische Subjekt des Infinitivs in den Dativ (Diez III, 134; Tobler, Vermischte Beiträge zur franz. Gramm., Leipzig 1866, p. 166 ff.). Scarron gebraucht einmal den Accusativ statt des Dativs: I, 127 Mademoiselle de la Caverne fit souvenir le Destin qu'il devoit le lendemain tenir compagnie à la Rappinière.

3) Die Neigung des Afrz., intransitive Verba der Bewegung zu reflexiven Verben zu machen (Diez III, 192), hat sich noch

im 17. Jahrhundert erhalten (Haase zu Pascal p. 156). Bei Scarron findet sich

s'en aller mit folgendem Infinitiv statt des einfachen Verbums zur Umschreibung des Futurs sehr oft, z. B. I, 47 je m'en vais vous conter; I, 16 elle s'en alloit être conduite; I, 55 ils s'en vont faire; ferner 58, 111, 133, 134 u. s. w.

s'en courir, I, 36 Il ... s'en courut tout transporté frapper à la porte.

s'en retourner, I, 21 le charretier ... s'en retourna en son village. I, 100 les autres s'en retournèrent dans leurs chambres, I, 107 u. s. w.

s'en revenir, I, 116 Je cherchai partout où je crus les pouvoir trouver, et m'en revins au logis.

4) Umgekehrt konnten reflexive Verben ihr Reflexivpronomen im Afrz. entbehren (Diez III, 193). Dieser Gebrauch hat sich nfrz. noch beim Infinitiv nach faire und bisweilen nach laisser und voir erhalten (Lücking, Gramm. § 379, Anm. 2) und war auch bei letzteren Verben noch im Anfang unseres Jahrhunderts gewöhnlich (Haase zu Garnier p. 36). Während aber Wendungen wie I, 35 faire coucher, 235 faire asseoir, 260 faire taire, 127 faire souvenir etc. noch heute gebräuchlich sind, dürfte das Nfrz. das Reflexivpronomen in folgenden Stellen kaum entbehren können: I, 33 La Rancune le laissa embarquer bien avant dans le sommeil. I, 77 tous ceux de la compagnie jugèrent à propos ... de faire comme une barrière entre Ragotin et celui qui l'avoit offensé, que l'on fit sauver, tandis que les charitables comediennes relevèrent le petit homme. I, 228 On la vint appeler en même temps pour revenir trouver son serviteur, qui avoit achevé avec son père ce qui les avoit fait retirer en particulier.

B. Die Umschreibungen.

1) Die afrz. Umschreibung der einfachen Zeiten des Aktivs durch être mit dem Part. Präs. und aller mit dem Gerundium (Diez III[2], 199—201; List, Synt. Studien über Voiture, Diss. Straßburg 1880, p. 10 ff.) findet sich bei Scarron nicht; dagegen bietet Offray noch ein Beispiel der Umschreibung mit être und dem Participium: 141 tant s'en faut qu'il fût consentant à son enlèvement, qu'ayant trouvé les ravisseurs, il avoit hasardé sa vie pour la secourir.

C. Person und Numerus.

Der Gebrauch von Person und Numerus bietet bei Scarron im allgemeinen keine Abweichungen vom Nfrz. Bemerkenswert erscheinen folgende zwei Stellen:

1) La rencontre qu'il fit un peu après du curé de Domfront dans le desordre que vous avez vu, auprès d'un homme mort et d'un cheval tué d'un coup de pistolet, lui assurèrent qu'il ne s'etoit pas mepris. In dieser Stelle würde das im Singular stehende grammatische Subjekt auch für das Verbum den Singular (assura) erfordern; aber die mit dem Subjekt durch die Präposition auprès de verknüpften weiteren Einzelvorstellungen haben eine ad sensum stattfindende Anwendung des Plurals bewirkt (Mätzner, Synt. I, 169).

2) Un tas de faquins ... se jetèrent à la foule dans notre cabane. Ils se présentèrent plus de trente à se charger de deux ou trois petits paquets. In diesem Satze müfste heute der Singular des Verbums mit neutralem il stehen.

D. Der Gebrauch der Tempora.

1) Der afrz. Gebrauch, das Personalpronomen eines reflexiven Verbuns im Infinitiv vor das Verbum finitum zu setzen und dieses dann selbst wie ein reflexives Verbum in den umschriebenen Zeiten mit être zusammenzusetzen (Stimming, Synt. des Commines, Ztschr. f. rom. Phil. I, p. 209), findet sich bei Scarron noch öfter: I, 74 Elle lui dit qu'elle ne s'etoit pas voulu fier à une autre personne qu'à elle-même. I, 108 Et si je ne me trouve enfin qu'un malheureux comedien, c'est sans doute que la fortune s'est voulu venger de la nature. I, 153 Il ne s'etoit point voulu retirer dans son logis sans moi. I, 290 Je ne perdrai point de temps à vous redire tout ce que deux jeunes personnes qui s'entr'aiment se sont pu dire.

2) Die Tempora in den hypothetischen Sätzen entsprechen im allgemeinen dem nfrz. Gebrauche.

a) Die irrealen Bedingungssätze der Gegenwart sind immer durch das Imperf. Indik. im Bedingungssatze und das Imperf. des Futurs im Folgerungssatze ausgedrückt. Dagegen zeigen die irrealen Bedingungssätze der Vergangenheit noch gewöhnlich die im Mfrz. übliche, im Nfrz. nicht so häufige Konstruktion von Plusqupf. Konj.

in Haupt- und Nebensatz. Diese Fügung findet sich im ersten Bande unserer Ausgabe auf 352 Seiten 29 mal in vollständigen hypothetischen Sätzen und 23 mal in unvollständigen, während die im Nfrz. als gewöhnlich geltende Konstruktion von Plusqupf. Indik. im bedingten und Plusqupf. des Futurs im bedingenden Gliede, welche noch bei Garnier überhaupt nicht vorkommt (Haase zur Synt. Garn. p. 45), bei Scarron zweimal vertreten ist: I, 68 Mais, Madame, m'auriez-vous trouvé digne de votre affection, si vous m'aviez cru capable d'être infidèle? I, 222 M'auroit-il caché son nom, s'il avoit été sincère?

Auch nach comme si und que si überwiegt Plusqupf. Konj. ganz erheblich. Dasselbe ist 32 mal auf 352 Seiten angewendet, während das Plusqupf. Indik., für welches sich in diesem Falle bei Garnier (Haase p. 46) ebenfalls keine Beispiele finden, nur dreimal begegnet: I, 28 il fait l'entendu comme s'il etoit sorti de la côte de saint Louis. I, 86 aussi, d'abord que je vous ai vu, vous ai-je connu comme si je vous avois nourri. I, 255 Vous avez pour mari un des plus illustres hommes du siècle ... qui de tout temps a eu l'ame si grande qu'il ne s'est servi de son bien qu'à en faire comme s'il ne s'etoit reservé que l'esperance.

b) Zu dem nfrz. Gebrauch des Imperf. Indik. im Haupt- und Nebensatze irrealer Bedingungssätze der Vergangenheit (Lücking § 297, Anm. 1) bildet den Übergang die im Mfrz. häufige Konstruktion von Imperf. Indik. im Folgerungssatze und Plusqupf. Konj. im Bedingungssatze (Haase zu Garnier p. 44). Auch Scarron bietet für diese Fügung noch Beispiele: I, 19 Vraisemblablement ils devoient tous perir par coups d'escabeaux ..., si quelques uns des magistrats de la ville ... ne fussent accourus à la rumeur. I, 276 son deplaisir, qui ne devoit être que très leger, s'il eût été raisonnable, nous causa depuis le plus grand malheur. II, 29 quand elle eût pu trouver un vaisseau chrétien, belle et jeune comme elle etoit, elle pouvoit trouver entre les hommes de sa loi ce qu'elle avoit eu peur de trouver entre des Maures.

E. Der Indicativus und der Conjunctivus.

1) Der Konjunktiv im Hauptsatze zum Ausdruck des Wunsches und der Aufforderung kann im Nfrz. nur noch in wenigen Fällen

der Einleitung durch que entbehren (Lücking § 307, 308), während früher das bloſse Verbum genügte (Diez III³, 213 f.). Noch im 16. Jahrh. wurde que gern unterdrückt (Darmst. § 200). Scarron zeigt schon den modernen Gebrauch, und nur an einer Stelle wäre que heute unerläſslich: I, 50 Sache le sot qui s'en scandalise que tout homme est sot en ce bas monde.

2) Der Konjunktiv steht abweichend vom heutigen Sprachgebrauch:

a) noch zuweilen nach einigen nicht verneinten Ausdrücken der Gewiſsheit, wo der Konjunktiv der Annahme in der früheren Sprache häufig war (Mätzner, Synt. I, 148; Darmst. § 202): II, 106 c'est ce qui me faisoit avoir envie de voir dom Juan pour lui persuader d'avoir pour vous les sentimens d'amour qu'il a pour moi après l'avoir desabusé de l'*esperance* qu'il a que je *puisse* jamais consentir à l'epouser. I, 71 il suivit la resolution ... de lui ôter toute sorte d'*esperance* qu'il *pût* jamais être à elle. I, 84 Pour moi, je *croirois* que ce *fût* lui, s'il n'etoit point mort. O. 180 elle se moucha aussi et se mit en etat de parler, quand M. de Saint-Louis voulut sortir, *croyant* qu'il y *eût* quelque secret mystère. O. 198 Alors le marchant et Ragotin, *croyant* que ce *fût* effectivement le pendu, se mirent à courir bien fort.

b) In attributiven Relativsätzen, in denen Scarron sonst den Konjunktiv schon ganz nach nfrz. Gebrauche setzt; doch dürfte die Anwendung dieses Modus im Relativsatze im Sinne der Einräumung (cf. Haase zu Garnier p. 50) bemerkenswert sein: I, 233 il ecrivoit aussi bien qu'homme qui fût en Espagne.

Auffallend ist der Konjunktiv in folgenden zwei Stellen, in denen dieser Modus im Relativsatze durch die Vorstellung der Unwirklichkeit, welche der Aussage zu Grunde liegt, hervorgerufen zu sein scheint: I, 106 elle lui dit qu'elle n'etoit point offensée des galanteries de dom Juan par l'aversion qu'elle *eût* pour sa personne und ib. Il m'est plus indifferent que haïssable, lui dit Feliciane, et si je vous ai dit qu'il me deplaisoit, ç'a été plutôt par quelque complaisance que j'ai voulu avoir pour vous, que par une veritable aversion que j'*eusse* pour lui.

3) Der Indikativ steht statt des heute gebräuchlichen Konjunktivs:

a) zweimal nach reprocher, nach welchem, wie im Afrz. und Mfrz. häufig nach den Verben des Affekts, der Inhalt des abhängigen

Satzes als Thatsache hingestellt wird (List zu Voiture p. 16). Nach anderen Ausdrücken des Affekts setzt auch Scarron schon nach nfrz. Auffassung den Konjunktiv. I, 314 ils reprocheroient, en cas de besoin, à un homme, qu'il fait des livres, comme ils lui reprocheroient qu'il fait de la fausse monnoie. II, 112 je vous delivrerai bientôt d'un homme qui vous pourroit reprocher toute votre vie que vous l'avez trahi.

b) Einmal in einem Konzessivsatze nach si ... que im Sinne des adverbiellen quelque que, wo früher beide Modi üblich waren, jetzt aber nur der Konjunktiv des Zugeständnisses steht (Lücking § 332, Anm. 2). I, 333 Leandre et elle ne se caressèrent que de leurs yeux, qui se dirent bien des choses, si peu qu'ils se regardèrent. Dagegen der Konj. 279. Nach tout ... que, wo auch nfrz. beide Modi möglich sind, setzt Scarron den Indikativ, z. B. I, 159, 167, 283, 290, 343.

Hier mag auch bemerkt werden, daſs sich einmal der ehemalige Gebrauch des Imperf. des Futurums als Vertretung des Konjunktivs in Konzessivsätzen nach encore que findet (Lücking § 331, Anm. 1): I, 314 De plus, il etoit bel esprit, par la raison que tout le monde presque se pique d'être sensible aux divertissemens de l'esprit, tant ceux qui les connoissent que les ignorants presomptueux ou brutaux qui jugent temerairement des vers et de la prose, *encore qu'ils croient* qu'il y a du deshonneur à bien ecrire, et *qu*'ils *reprocheroient,* en cas de besoin, à un homme, qu'il fait des livres.

F. Der Infinitivus.

1) Der reine Infinitiv steht einmal in einem Komparativsatze nach que, ein Gebrauch, den auch Vaugelas (II, 310 ff.) noch für richtig hielt, wenn der zweite Infinitiv nahe bei dem ersten steht, während T. Corneille diesen Unterschied verwirft und die heutige Regel aufstellt. I, 67 j'aurai la satisfaction de ne m'être point cachée par honte ou par finesse, et d'avoir mieux aimé me faire mepriser par mes defauts *que me faire* aimer par mes artifices.

2) Der Accusativus cum Infinitivo, welcher im Afrz. sehr selten ist, aber im 16. Jahrh. zu ausgedehnter Anwendung gelangt (Diez III, 249), ist bei Scarron wie bei seinen Zeitgenossen (cf. Haase zu Pascal p. 165; List zu Voiture p. 17) schon auf die noch heute gel-

tenden Fälle (Lücking § 379 b) beschränkt. Nur in einer Stelle ist der Gebrauch desselben als veraltet zu bezeichnen, nämlich nach s'apercevoir: I, 186 Mademoiselle de la Boissière me lut une lettre par laquelle une femme de ses amies lui mandoit qu'une personne qu'elle ne nommoit point, et *que* je m'aperçus bien *être* le père de Leonore, avoit eu commandement de se retirer à la cour.

G. Die Participia.

1) Das appositive Particip des Präsens, welches sich in der älteren Sprache häufig anakoluthisch auf eine durch ein Possessivum angedeutete Person bezog, ist nfrz. in dieser losen Beziehung selten (Lücking § 362, Anm.) und auch im Rom. com. nur einmal so beobachtet: II, 17 Figurez-vous quel dut être mon desespoir, me voyant sans dom Carlos.

2) Die Kongruenz des mit avoir konjugierten Participium Perfecti mit dem voranstehenden Accusativobjekt ist erst durch den nfrz. Sprachgebrauch zur Regel geworden (Mätzner, Gramm. p. 435). Von der afrz. Willkür in der Flexion dieses Particips bis zu den heutigen festen Gesetzen haben vielfache, oft weit auseinander gehende Ansichten über die Veränderlichkeit desselben bei den Grammatikern bestanden (cf. List zu Voiture p. 19 f.; Darmst. § 213; Haase zu Pascal p. 175 f.). Scarron zeigt nur wenige Abweichungen vom nfrz. Sprachgebrauch:

II, 48 findet sich ein Beispiel der Nichtübereinstimmung, in welchem dem Participium ein prädikatives Adjectivum folgt: Je suis Sophie, qui ai souffert des maux incroyables pour un homme qui ne méritoit pas d'être aimé et qui m'a *cru* capable de la dernière infamie.

In diesem Falle verlangte auch Vaugelas (I, 291, IV. Beispiel) die Unveränderlichkeit des Particips, ebenso die Grammaire générale de Port-Royal par Arnauld et Lancelot, Bouhours und die Akademie (cf. Vaugelas, Nouv. édit par Chassang I, 289—304), während T. Corneille (I, 299) und Ménage (Observations chap. 22) sich für den heutigen Gebrauch erklärten.

Ein Schwanken der Flexion zeigt das Part. Perf. von laisser, wenn das passive Objekt des folgenden Infinitivs ein reflexives Pronomen ist. I, 125 C'est un emportement qui a souvent bien fait du mal à ceux qui s'y sont *laissé* aller. Dagegen I, 239 Elvire . . .

qui ne s'étoit laiss*ée* aller à epouser dom Fernand que par la deference.

Auch T. Corneille (Anm. zu Vaugelas II, 273) bemerkt, dafs laisser dasjenige Verbum sei, „qui embarrasse le plus dans l'usage du prétérit participe," und fordert die Nichtübereinstimmung des Part. von laisser nach Analogie des Gebrauchs von faire.

Die Unterlassung der Kongruenz des Part. Perf. von venir mit folgendem Infinitiv scheint ein Druckfehler zu sein: I, 73 Enfin, plusieurs demoiselles richement parées les etant ven*us* recevoir, chacune un flambeau à la main, l'Invisible ne le fut plus; denn es begegnet sonst unter denselben Verhältnissen Kongruenz, z. B. I, 157 ma femme de chambre m'etant venu*e* apprendre. In der Originalausgabe der Berliner Universitäts-Bibliothek steht jedoch im ersten Beispiele, I, 73 plusieurs demoiselles ... les etant ven*u* recevoir, venu ohne jede Flexion, und dies könnte von Scarron mit Absicht geschrieben sein, da auch Vaugelas (II, 281) und die Obs. de l'Acad. die Unveränderlichkeit der Participien venu und allé bei folgendem Infinitiv fordern, während T. Corneille sich auch hier für die moderne Regel entscheidet.

3) Das attributive Particip des Perfekts steht im Nfrz. regelmäfsig hinter dem Substantiv (Lücking § 352). Die alte Sprache verfuhr in betreff der Stellung desselben freier (Mätzner, Synt. II, 317). Erst T. Corneille (Rem. zu Vaugelas I, 312) wies dem adjektivischen Participium seinen Platz hinter dem Substantivum an. Scarron setzt es, wie Voiture (List p. 39) noch öfter voran: I, 74 elle etoit une des plus considerées personnes du royaume. I, 156 Il me dit que j'etois fou, et me suivit le plus affligé homme du monde. ib. Verville en fut aussi etonné que moi, mais, en recompense, le plus satisfait homme du monde. I, 186 sa fille et elle, les plus affligées personnes du monde. I, 299 Le Destin tâcha de consoler l'affligé Leandre. II, 25 j'y entrai la plus affligée et la plus désespérée personne du monde.

IV. Die Adverbia.

1) Von den Adverbien, welche im Nfrz. veraltet oder in ihrem Gebrauch beschränkt sind, begegnen im Rom. com.:

a) lors, von Vaugelas (I, 360—363) und seinen Kommentatoren auf die Verbindung mit pour, des und que (pour lors, des lors, lorsque)

beschränkt, noch häufig in der alten Bedeutung von alors. I, 12 Le sieur de la Rappinière etoit lors le rieur de la ville. I, 33 Le pauvre marchand, qui eût lors donné tout son bien pour dormir son soûl, lui repondit ... I, 44, 56, 139 u. s. w. II, 24, 62 u. s. w.

b) voire, nfrz. noch in voire même (Darmst. § 266), hat die afrz. Bedeutung von vraiment I, 31: Que l'on dresse un lit à ce gentilhomme. — Voire qui en auroit, dit l'hôtesse; von même I, 202: Il se croyoit donc admiré de tous les comediens, voire de la Rancune.

c) possible = peut-être, von Vaugelas (I, 248), T. Corneille und den Obs. de l'Acad. für veraltet erklärt und selbst nicht im familiären Stil erlaubt, noch öfter: I, 261 la presence de deux hommes d'assez bonne mine fut possible cause qu'il n'en temoigna rien. 344 Verville fut enfermé le reste du jour avec le Destin, ayant peine à le quitter après une si longue absence, qui possible devoit être suivie d'une autre plus longue encore. II, 45 on ne m'accuse pourtant pas comme vous ... de l'avoir tuée, et possible le jeune Claudio aussi. II, 61 Le lecteur discret est possible en peine de sçavoir ce que les paysans vouloient à Ragotin.

d) quasi = presque, heute nur noch familiär, in der Schriftsprache veraltet (Sachs, Wörterbuch), schon von Vaugelas (I, 82) und T. Corneille getadelt, aber von Patru und den Obs. de l'Acad. aufrecht erhalten: I, 52 En disant cela, elle decouvrit à l'Espagnol la plus belle main du monde et lui presenta une bague qu'il reçut, si surpris de l'aventure qu'il oublia quasi à lui faire la reverence lorsqu'elle le quitta.

e) vitement, von Littré noch bei Molière, Bossuet und Sévigné belegt: I, 69 Dom Carlos entra vitement dans le jardin. I, 105 cette jeune fille le conjura d'emporter vitement la petite creature. I, 207 si je n'etois obligé, en conscience, de le tirer vitement du peril où il se trouve. II, 64 Il fit tourner vitement les dos aux bonnes mères.

f) petitement, dem modernen Sprachgebrauch zuwider, für peu: II, 94 Dorothée, qui avoit son galant etranger dans la tête, n'en pouvoit parler petitement.

g) oui bien, das in der älteren Sprache gebraucht wurde, um eine Steigerung des Gedankens einzuleiten (Darmst. § 259), bei Offray 266: on passa les contrats de mariage. Je ne vous en dis point les clauses (car cette particularité n'est pas venue à ma connoissance), oui bien qu'ils se marièrent.

h) davantage, das noch nicht wie im Nfrz. von plus unterschieden ist (Mätzner, Gramm. p. 442) und häufig nach dem im 16. Jahrh. entstandenen Gebrauche (Littré, davantage No. 2) einen Nebensatz mit que nach sich hat. I, 181 il s'attira sur le corps la Caverne, laquelle le soutenoit davantage que sa fille. 240 l'amoureux gentilhomme lui fit cent remerciments, lui promettant encore davantage qu'il ne lui avoit donné. 267 Les deux comediennes ... n'avoient pas dormi davantage que le Destin. II, 8 la rage que j'ai de ne t'avoir pas tué me tourmente davantage que ne fera tout ce que tes bourreaux pourront inventer contre moi. II, 23 le moyen en est aisé si tu me veux croire, et quoiqu'il demande beaucoup de resolution, il ne t'est pas besoin d'en avoir davantage que celle que tu as eue. II, 32 elle ne pouvoit davantage les desobliger qu'en refusant ce gage de leur amitié. II, 37 Peut-on l'être davantage que l'a été cette imprudente fille. II, 90 cet etranger lui plaisoit davantage que tous les cavaliers de Seville. II, 106 vous ne pouvez m'affliger davantage que de me le dire. II, 112 je m'afflige davantage de ce que je ne dois plus vous aimer, que de ce que vous en aimez un autre. II, 115 Dom Juan eut la patience de laisser parler Dorothée sans l'interrompre, pour en apprendre encore davantage qu'elle ne lui en devoit decouvrir.

Davantage mit folgendem partitiven de, das ebenfalls oft begegnete (Littré unter No. 1), findet sich noch bei Offray 183: Nous representâmes environ quinze jours, cette ville-là n'etant pas capable de nous entretenir davantage de temps.

i) tant, in der früheren Sprache gebraucht vor doppeltem Komparativ zur Einführung einer Vergleichung (Mätzner, Synt. II, 208; Darmst. § 293), von Vaugelas (I, 98) und seinen Kommentatoren als überflüssig und veraltet erachtet, begegnet bei Scarron nicht mehr, dagegen bei Offray zweimal: 164 il se mit à rire et à regarder fixement la Rappinière, lequel tant plus il le consideroit, tant plus il s'imaginoit de l'avoir vu autrefois. 283 Enfin, tant plus il s'empressoit par l'accoster, plus elle faisoit de diligence pour le fuir.

2) Die Adverbien der Negation.

a) non statt pas vor plus nach einem durch ne negierten Verbum ist ein dem 16. und 17. Jahrhundert eigentümlicher Gebrauch (Ulbrich, Ztschr. f. rom. Phil. III, 289; Haase zu Garnier p. 68 erklärt diesen Gebrauch). Auch Scarron bedient sich desselben öfter:

I, 64 notre Espagnol ne s'en emut non plus que s'il eût été en son hôtellerie ou auberge. I, 85 dans deux ans on ne parleroit non plus de Corneille que l'on fait à cette heure de Hardy. I, 163 on ne parloit non plus de ses sœurs que si jamais il n'en eût eu. I, 325 il ... lui parla un quart d'heure durant en termes de son art, qui n'etoient non plus à propos au sujet que s'il lui eût parlé du prêtre Jean. I, 346 je crois que l'on ne se souvint non plus d'eux que si on ne les eût jamais vus.

b) Die bloſse Negation ne ohne pas oder point genügte bis zum 16. Jahrhundert, um ein Verbum zu verneinen (Darmst. § 296). Im 17. Jahrh. wurde ne-pas zur Regel, und auch Scarron weicht nur einmal vom nfrz. Gebrauche ab, nach einem Ausdruck des Affekts (cf. List zu Voiture p. 82): I, 85 Vous êtes bien malheureux, et nous aussi, que vous ne vous donniez tout entier au theâtre, während Formeln wie de toute la nuit (I, 34 j'aime bien mieux vous le donner et ne dormir de toute la nuit) auch nfrz. pas entbehren (Lücking § 395, Anm. 3, 3).

c) Abweichend vom Nfrz. steht pas und point zur Verstärkung der Negation:

α) vor dem beschränkenden que, wo es heute durchaus veraltet ist (Lücking p. 325), im 16. und 17. Jahrh. jedoch nicht selten begegnet (Ulbrich, Ztschr. f. rom. Phil. III, 293; Haase zu Pascal p. 182). So auch bei Scarron dreimal: I, 116 il ne m'y avoit pas voulu mener qu'à la veille de mon depart. I, 283 Il battit un grand pays, et ne s'arrêta point que sur les deux ou trois heures. II, 76 de plus on remarqua que de toute l'après-dinée il n'avoit pas ouvert la bouche que pour dire les quatre malheureux mots qui lui attirèrent cette grêle de souffletades.

β) Vor attributivem nul: I, 313 il avoit de l'esprit, comme je vous ai déjà dit, et ne se croyoit point homme de province en nulle manière.

γ) Im zweiten Gliede einer Vergleichung der Ungleichheit, im 16. Jahrhundert häufig (Darmst. § 298): II, 37 un etranger que je ne pourrois aimer, quand il seroit encore plus riche qu'il n'est pas.

d) Die im Anfang des 17. Jahrh. häufige Verwendung von pas un für aucun (Ulbrich, Ztschr. f. rom. Phil. III, 294) ist bei Scarron nur zweimal angetroffen: I, 170 tous les facetieux de l'hôtellerie se

rejouirent sur la musique sans que pas un d'eux pût deviner celui qui la donnoit. I, 181 les comediens enrageoient contre Ragotin, qui enrageoit plus que pas un de ceux qui enragèrent.

e) Bemerkenswert ist die Negation ne in folgenden Fällen:

α) Sie steht einmal dem heutigen Sprachgebrauch entgegen (Lücking § 321, Anm. 1) in dem von affirmativem il s'en faut abhängigen Satze, wo sie auch bei Fénelon ausnahmsweise begegnet (Mätzner, Gramm.[2] p. 451): I, 206 la maudite carabine qu'il portoit en bandoulière ... s'etoit mise malheureusement entre ses jambes sans qu'il s'en aperçût, tellement qu'il s'en falloit beaucoup que son cul ne touchât au siége de la selle.

β) Das Nfrz. setzt bloſses ne gewöhnlich (Lücking § 405, 5 c) in dem von einem negierten Verbum der Gewiſsheit abhängigen verneinenden Konjunktionalsatze mit que; wenn dieser in Verbindung mit jenem ein affirmatives Resultat giebt (Mätzner, Synt. I, 397); so auch Scarron: I, 258 Ce n'est pas à dire qu'il n'y en (des comediennes) ait de la profession qui n'en (de vertus) manquent point. I, 170 je ne voudrois pas jurer que quelques uns de ces maudits chiens ne levassent la jambe et ne pissassent contre les orgues renversées. I, 100 Il en fit ouvrir les portes, et ne croyant pas, selon le bruit qu'il avoit entendu, qu'il n'y eût pour le moins sept ou huit personnes sur le carreau, il fit cesser les coups au nom du roi.

Wie nach ne pas nier heute, so findet sich bei Scarron auch nach ne pas desavouer im abhängigen Satze ein volkslogisches ne: I, 242 vous ne pouvez plus desavouer que Victoria Porto-Carrero ne soit votre femme. Nach Analogie von ne pas douter steht ne: I, 241 Elle entra dans la chambre où etoit Dom Fernand qui n'eut pas la moindre défiance qu'elle ne fût Elvire.

γ) Im Sinne von à moins que — ne gebraucht Scarron outre que mit folgendem ne und Konjunktiv abweichend vom Nfrz. (Lücking § 513, 8), und im Sinne von avant que steht plus tôt que ne. I, 231 Victoria lui dit ... que très assurement le mariage ne passeroit pas, outre que dom Pedro ne fût assuré par un gentilhomme de Seville de ses amis, qu'il etoit aller chercher exprès, que ce pretendu intrigue fût supposé. II, 39 Nous forçames les portes de notre prison, et favorisés de nos amis, nous eûmes plus tôt gagné les montagnes les plus proches de Valence que le vice-roi n'en pût être averti.

f) Die Negation fehlt dem heutigen Sprachgebrauch entgegen:

α) Einmal in dem von avoir peur abhängigen Nebensatze, in welchem das Afrz. die Negation ne entbehren konnte (Diez III, p. 443) und auch spätere Autoren dieselbe zuweilen auslassen (Darmst. § 300; List p. 34; Haase zu Pascal p. 181, zu Garnier p. 72). Der Ausdruck der Furcht wird in unserer Stelle nicht in Abrede gestellt, da Sätze mit comme si nicht etwas Unwirkliches, sondern etwas Wahrscheinliches bezeichnen (Lücking § 320b, Anm. 1). I, 143 mon père me tira hors de son logis avec empressement, comme s'il eût eu peur que je l'eusse deshonoré.

β) Einmal in dem auf einen nicht negierten Komparativ bezüglichen Vergleichungssatz, wo im Afrz. selten, aber noch später zuweilen ne ausgelassen ist (Diez III, 443). II, 12 ils n'eussent pas différé de nous marier ensemble, si nous eussions été moins jeunes que nous etions.

g) Ne — aussi war im Afrz. gemeinhin die Form der Anknüpfung negativer Zusätze und findet sich in dieser Verwendung bis in das 18. Jahrhundert (Mätzner, Synt. I, 60). In der heutigen Sprache ist es veraltet und durch non plus ersetzt (Lücking § 530, Anm. 3). Im Rom. com. ist non plus in dieser Verwendung nicht beobachtet, dagegen häufig aussi. I, 62 Ce jour-là même il ne manqua pas de se trouver à sa grille à l'heure accoutumée, et il ne manqua pas aussi ... d'être saisi par quatre hommes masqués ... I, 87 Le petit homme etoit si troublé d'en avoir tant dit qu'il repondit: Je ne sais. — Ni moi aussi, dit la Rancune. I, 86 vous êtes un méchant homme de ne vous enrichir pas, et nous aussi. I, 147 Mademoiselle de Saldagne ... dit que sa femme de chambre n'etoit pas aussi une fille à mepriser. I, 155 je ne puis dormir, lui repondit Verville. — Et moi, dit Saint-Far, je ne puis dormir aussi. I, 157 Je ne sçais, lui dis-je, ... — Je ne sçais pas aussi avec qui je suis venue. II, 86 vous ne songez peut-être pas que vous ne faites que passer par Seville, et peut-être ne sçavez-vous pas aussi que je ne trouverois pas bon ..., und sonst.

h) In betreff der Stellung der Negation bei dem Infinitiv zeigt Scarron die Neigung, ne pas durch den Infinitiv zu trennen, sowohl wenn derselbe allein steht, als auch wenn er ein Objektspronomen vor sich hat; z. B. I, 86 de ne vous enrichir pas. 87 pour ne perdre pas. 92 pour n'avertir pas. 99 pour ne demeurer pas, ferner 100, 106, 179 u. s. w. Die im Nfrz. gewöhnliche Stellung von ne pas

vor dem Infinitiv (Lücking § 154) ist nur beobachtet II, 51: pour ne se pas faire raison. II, 55 pour ne point recevoir.

i) Schliefslich sei noch bemerkt, dafs ne jamais sich zweimal in der Bedeutung „nicht mehr" findet: I, 87 Il repeta quatre ou cinq fois le même mot, dont le comedien s'impatientant, lui dit: Vous avez raison, c'est une fort belle fille. Cela acheva de le defaire. Il ne put jamais dire celle à qui il en vouloit. I, 345 Ils burent avec excès, s'enivrèrent de même et ne purent jamais se lever de table.

V. Die Präpositionen.

A. Die Präposition de.

1) Zur Bezeichnung des Urhebers oder der Ursache beim Passiv bedient sich Scarron noch oft nach afrz. und mfrz. Gebrauche (Mätzner, Synt. I, 210; Darmst. § 226, 5) der Präposition de, während das Nfrz. par vorzieht (Lücking § 414, a); z. B. I, 45 Mademoiselle de l'Etoile, obsedée de provinciaux ... I, 90 une femme qui etoit entretenue du maître d'hôtel. I, 98 elle ... lui santa aux yeux, assistée de deux servantes. I, 129 trois cavaliers, soutenus de deux fantassins. I, 134 le cheval mort fut mangé des loups ou des mâtins. I, 210 Les comediens furent fort bien reçus du maître de la maison. I, 233 une promesse de mariage, attestée de témoins. II, 38 l'injustice, appuyée de la force. II, 67 ses religieuses ... escortées du reverend père Gifflot. II, 107 Isabelle, qui avoit été gagnée de dom Juan. I, 95 il s'étoit mis un emplâtre sur le visage ... pour se rendre meconnoissable à son ennemi, ne se trouvant pas en etat de s'en defendre s'il en etoit attaqué la force à la main. I, 347 votre valet m'apprit que vous aviez trouvé les ravisseurs d'Angelique et que vous en aviez été fort blessé. I, 284 je crois ... qu'il a eu quelques demêlés avec eux et en a été maltraité u. s. w.

Zuweilen begegnen de und par nebeneinander, z. B. I, 8 Cette charette etoit attelée de quatre bœufs maigres, conduits par une jument poulinière. I, 19 ce parent fut investi par un ami de la Rappinière pour faire diversion; celui-ci le fut d'un autre, et celui-là d'un autre.

2) Zur Bezeichnung der Absonderung steht im Nfrz. nach défendre nur das sächliche Substantivum mit de, Personennamen dagegen mit contre. Scarron gebraucht auch bei diesen zuweilen de

(neben contre) (cf. Haase zu Garnier p. 73): I, 95 il s'etoit mis un emplâtre sur le visage ... pour se rendre meconnoissable à son ennemi, ne se trouvant pas alors en etat de s'en defendre. II, 6 le prince ... fut reduit à songer moins à attaquer qu'à se defendre d'un si dangereux ennemi; ebendaselbst une femme qui se defendoit contre un homme.

3) Zur Bezeichnung des Mittels ist die Präposition de statt des heutigen avec verwandt: I, 11 Le jeune homme ... prit la parole, et, sans mettre les mains au turban (parceque de l'une il tenoit son fusil, et de l'autre la garde de son epée, de peur qu'elle ne lui battit les jambes) lui dit ... I, 20 Les museaux furent lavés d'eau fraîche.

4) Zur Bezeichnung der Art und Weise findet sich nach älterem Sprachgebrauch (Darmst. § 226, 5) noch öfter die Präposition de, wo das Nfrz. avec, en oder eine andere Präp. setzt: I, 154 Saldagne ... chargea Verville de furie. I, 166 En disant cela, il vint à moi de furie. I, 121 Je vous ai donc aimée, belle Leonore, et d'une amour si respectueuse que vous ne m'en devez pas haïr. I, 172 La musique chargea les orgues sur le dos de la servante du châtré, qui se retira en son logis de fort mauvaise humeur. I, 274 Ce grand sot de page ... dit de fort mauvaise grâce et tremblant comme un criminel: II, 63 Quelqu'un m'accusera peut-être d'avoir conté ici une particularité fort inutile; quelque autre m'en louera de beaucoup de sincérité. II, 82 Je ne vous dirai point les particularités du repas; vous sçaurez seulement qu'on s'y rejouit beaucoup et qu'on y mangea de grande furie.

5) Der Infinitiv mit de, welcher in der älteren Sprache statt des heute regelmäfsigen reinen Infinitivs als Objekt nach den Zeitwörtern der Vorstellung angewendet wurde (List p. 22), kommt noch bei Offray vor: 265 elle ne croyoit pas de l'avoir jamais vu. 266 il ne croyoit pas d'en être refusé.

espérer findet sich bei Scarron nur einmal I, 185 (elle esperoit recevoir) mit dem reinen Infinitiv; sehr häufig dagegen mit de, das heute nur nach dem Infinitiv espérer selbst steht (Lücking § 377 a, Anm. 1), z. B. I, 143, 180, 287, 291, 281, 332, 344; II, 56 u. s. w.

6) Von den Adjektiven und Verben, welche in der älteren Sprache den Infinitiv mit de nach sich haben (Darmst. § 195), während der moderne Gebrauch à verlangt (Lücking § 469), begegnen im Rom. com.: prêt de, neben à, doch herrscht de vor; s'offrir, s'at-

tendre, réduire, bei denen de ausnahmsweise und à schon gewöhnlich ist: I, 223 ayant ouï parler de lui et de sa fille qu'il etoit prêt de marier, il avoit cru lui faire plaisir ... I, 283 le carosse qui les devoit mener au Mans etoit prêt de partir. I, 105 elle etoit prête d'accoucher. I, 141, 303; II, 25 u. s. w. (Mit à z. B. I, 224 il seroit prêt à lui rendre service.) I, 46 Quand le Destin et ses compagnons entrèrent dans la chambre, il s'offrit de leur dire ... I, 147 Je m'attendois après cela d'apprendre tous les secrets de la maison de Saldagne. I, 189 elle fut contrainte de temoigner devant moi la peine où elle etoit de n'avoir personne pour la mener, afin que je m'y offrisse, ce que je fis avec autant de joie qu'elle avoit de depit d'être reduite de me mener avec elle.

7) Andererseits gebraucht auch Scarron den Objektsinfinitiv mit à neben de nach oublier vergessen und empêcher, Verba, welche im Nfrz. stets de nach sich haben (Lücking § 377, Anm. 2, und § 413, Anm.), früher aber in ihrem Gebrauche schwankten (Darmst. § 195 f.). I, 52 il oublia quasi à lui faire la reverence. I, 65 j'oubliois à vous dire. I, 280 je me servois contre son deplaisir de toutes les raisons dont une fille de mon âge etoit capable, n'oubliant pas à lui dire que ... Dagegen mit de: I, 283 Il y trouva une assez bonne hôtellerie ... et n'oublia pas de s'informer ... empêcher mit de: I, 299 Mon frère ... ne pouvoit s'empêcher d'en rire encore toutes le fois qu'il y songeoit; ebenso I, 320; mit à: I, 254 sa fille qui etoit bien empêchée à leur repondre. I, 278 Ses compagnons, bien empêchés à le soutenir, ne songèrent point d'abord à courir après cet assassin. II, 29 u. s. w.

8) Das von Vaugelas (II, 400) geforderte partitive de nach dem Neutrum des unbestimmten Fürwortes rien findet sich dem alten Sprachgebrauch gemäſs (Darmst. § 139 u. 226, 2) einmal vor plus unterdrückt, wie nfrz. noch in rien moins (Lücking § 451, II, 2): II, 13 il déclara à dom Carlos qu'il n'avoit rien plus à pretendre en sa fille.

9) Auch der von Vaugelas (II, 406) getadelte Gebrauch, dem von einem Adverbium der Quantität abhängigen Substantivum de mit dem bestimmten Artikel vorzusetzen, wie es im Afrz. und später üblich war (Haase zu Garnier p. 79), begegnet zweimal: I, 22 La Rappinière, qui avoit de la mauvaise gloire autant que barbier de la ville, dit en entrant que ... I, 202 il etoit bien en peine de sçavoir si la femme de l'operateur avoit beaucoup de l'esprit.

10) Der Teilungsartikel kam im Afrz. nur spärlich und mehr seinem ursprünglichen Sinne gemäfs vor (Diez III, 46). Noch im 16. Jahrh. schwankte die Sprache in der Anwendung desselben, neigte sich jedoch schon dem heutigen Gebrauche zu (Darmst. § 149 u. 150; Glauning p. 172). Erst im 17. Jahrh. bildete sich die Syntax desselben vollständig aus, doch finden sich auch hier noch vereinzelte Abweichungen von der jetzigen Gebrauchsweise (List p. 4; Haase zu Pascal p. 106), und so auch bei Scarron: I, 94 elle meritoient d'être aimées autant que comediennes de France. I, 413 Les cardinaux et autres personnes de condition les font entretenir avec grand soin. Vor autres fehlt de ferner I, 31 autres choses memorables, ebenso I, 173, 298; I, 300 autres accidents; nur einmal ist de vor autres beobachtet: I, 128 ayant aussi achevé d'autres affaires qui ne sont pas venues à ma connoissance, il partit de l'hôtellerie. I, 116 Enfin, ne pouvant avoir nouvelles de mes inconnues ... je payai mon hôte et preparai mon petit equipage pour partir. I, 115 Enfin, plutôt par signes qu'autrement, il me fit sçavoir qu'elles lui etoient inconnues. I, 115 Comme je n'etois pas accoutumé à pareilles rencontres ... je ne leur fis que de fort mauvais compliments quand elles s'en allèrent. I, 53 il se faut battre avec armes pareilles.

Andererseits findet sich wie in früherer Zeit (Stimming, Syntax des Commines p. 198; Darmst. § 151) und auch bei Pascal (Haase p. 107), so auch im Rom. com. öfter de mit dem bestimmten Artikel als Teilungsartikel bei einem Substantiv, dem ein Adjektiv vorangeht, ein Gebrauch, den Vaugelas (II, 6) und seine Kommentatoren streng untersagten. I, 30 un homme qui avoit racommodé des vieilles hardes toute sa vie. II, 71 la plupart des gros bourgeois qui logèrent des personnes de qualité ou des nobles campagnards de leurs amis salirent en peu de temps tous leurs draps fins et leur linge damassé. O. 138 plusieurs personnes en pleurèrent, principalement des jeunes demoiselles. O. 218 nous les (les veillées) passions à jouer à des petits jeux d'esprit. O. 253 quoiqu'elle fût déjà avancée en âge, elle avoit pourtant encore des beaux restes. O. 274 il semble que ce lui fût un sujet pour prendre plus de soin à faire des nouveaux galans. O. 277 des parens, lesquels ... etoient des grands et puissants seigneurs. O. 286 Je la suis allé chercher là où des plus malheureux que moi l'ont fatalement trouvée.

11) Bemerkenswert erscheint der Gebrauch von de in folgenden Fällen:

a) Es findet sich zur Einführung des Subjekts (Tobler, Verm. Beiträge etc. 1886, p. 5 ff.): II, 74 La Baguenodière en fut si peu emu, qu'il se retourna vers le theâtre comme si de rien n'eût été.

b) Besonders häufig steht de vor dem Infinitiv, als Objekt zu den Wendungen von faire, die als Ersatz für die Einschränkung der Personalform dienen (Lücking § 398, 2, Anm. 2). I, 242 il ne pouvoit faire autrement que de le mener en prison. I, 287 je ne pus faire autre chose que de l'aimer. II, 7 Il defendit à ses gens de lui faire autre chose que de l'attacher. II, 23 Pauvre fille! que vas-tu faire, en te tuant, que d'assurer davantage à Sophie la possession de dom Carlos? II, 75 sans que le dogue en fasse autre chose que d'aller. II, 75 sans que la Baguenodière fît autre chose que de le regarder. II, 102 il guerit sans y faire autre chose que de vivre de regime. II, 110 Il ne put faire autre chose que de le suivre. Dagegen findet sich nur dreimal der reine Infinitiv: I, 90 La Rancune ne faisoit autre chose qu'emplir les deux verres. I, 118 je ne fis rien ... que regarder. I, 161 il ne fit autre chose que s'aller coucher.

c) Zur Bezeichnung des Merkmals, welches für das Urteil maßgebend ist (Haase zu Pascal p. 116) steht de: I, 159 si elle n'eût cessé de parler d'elle-même, je n'eusse jamais osé l'interrompre, de la façon que j'etois etonné et de l'autorité avec laquelle elle m'avoit fait tous ces reproches.

d) Bei prier findet sich die Sache, um welche man bittet, mit de ausgedrückt: I, 312 Il pria les autres de la même chose, und so auch im Passiv: II, 18 Il me donna le bal, et toute la ville en fut priée.

e) Die Übertragung des partitiven Begriffs von dem Ganzen auf die einzelnen Teile scheint die Anwendung von de bewirkt zu haben. I, 210 Ils eurent à choisir d'un grand bois et d'un beau jardin.

f) avoir à faire de qu. und à qu. sind gleichbedeutend gebraucht, wie beweisen die gleichen Beispiele: I, 80 Ils dinèrent en un cabaret aux depens d'un bourgeois qui avoit à faire de la Rappinière. I, 81 Le marchand ... offrit la moitié de son lit à la Rancune, soit qu'il eût à faire à la Rappinière ou qu'il fût obligeant de son naturel.

g) In lokalem Sinne scheint de zu stehen bei agreable: II, 94 Ce rival de dom Sanche etoit riche, de bonne maison, et etoit agreable de dom Manuel (annehmbar von seiten).

B. Die übrigen Präpositionen.

1) Die Präposition à findet sich abweichend vom heutigen Sprachgebrauch:

a) Bei Zeitbestimmungen wie im Afrz. und Mfrz. (Darmst. § 219; Mätzner, Synt. I, 186) nur einmal: II, 5 le prince Mulei, fils du roi de Maroc, se trouva seul et à la nuit, après s'être egaré à la chasse.

b) Für das ausdrucksvollere pour steht, wie häufig im 16. und 17. Jahrh. (Haase zu Pascal 121) der Dativ des Personalpronomens oder à im Sinne eines Dativs: I, 4 ce seroit trop de temps perdu à une personne qui l'employe si utilement que vous faites. I, 125 je fus extrêmement triste, quelque peine que prît Verville à me divertir par une bonté extraordinaire à une personne de son âge. I, 281 Je suis pauvre ... et c'est à moi beaucoup perdre que de ne gagner pas. I, 319 Il ne sçavoit où les mettre, et en tenoit une en chacune de ses mains pour leur trouver place quelque part. I, 342 Il m'a dit que ce gentilhomme ... ne lui avoit pu trouver de retraite en toute la province.

Auch dient à für nfrz. pour zum Ausdruck der Vertretung als Verwechselung und Vergeltung (Mätzner, Gramm. p. 407): I, 88 Les comediens arrêtèrent le brancard à un ecu.

c) à steht statt en (Ulbrich, Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. p. 292): I, 66 Tout ce qu'il avoit vu de beau dans la salle ... n'etoit rien à comparaison de ce qu'il trouva en celle-ci.

à statt en oder au: O. 152 ce qui lui fit quitter l'etrier et mettre à même temps la main à sa carabine.

à wechselt mit de vor einem Infinitiv als Attribut zu einem Substantiv, was wohl eine Folge der Flüchtigkeit ist, mit welcher der Autor schrieb: I, 236 J'avois déjà averti qu'il etoit homme à prendre son plaisir partout où il le trouve, et même de le chercher aux depens de sa reputation.

2) Der Gebrauch der Präposition en zeigt noch mehrfache Abweichungen vom Nfrz., welche auch andere Autoren dieser Zeit bieten (List p. 23):

a) Es steht statt nfrz. dans häufig vor dem bestimmten und unbestimmten Artikel (jedoch nicht mehr vor les), vor dem Demonstrativum und Possessivum; z. B. I, 15 en l'hôtellerie, en une comédie. I, 65 en l'état où il etoit. I, 30 en un cabaret (dagegen I, 22 au cabaret). I, 315 en la comedie. I, 21 en son cœur. I, 32 en la bonne place. I, 58 en une si belle assemblée. I, 21 en notre vaillant comedien. I, 23 en ce monde. I, 41 en la même hôtellerie. I, 75 en des façons de parler. I, 49 On profane les églises en ce pays-là aussi bien qu'au nôtre, wo en mit à wechselt und beide = nfrz. dans, u. s. w.

b) Es steht für à: I, 20 les meubles furent aussi remis en leur place. I, 221 Miserable que je suis, disoit-elle en elle-même.

Häufig nach songer neben dem selteneren à: I, 64 songeant continuellement en elle. I, 71 quoiqu'il songeât continuellement en son inconnue. I, 118; II, 49, 91 u. s. w.

3) Die Präposition dans wechselt im 17. Jahrh. gern mit à (Haase zu Pascal p. 126). Vor Städtenamen stehen à und dans ohne Unterschied, vor Ländernamen en und dans; auch vor pluralischen Ländernamen begegnet dans, wo die heutige Sprache durchaus aux verlangt (Lücking § 476, Anm. 2). I, 286 dans la cour. I, 28 dans Paris. I, 55 dans Naples. I, 112 dans Rome u. s. w. I, 237 un gentilhomme d'honneur ne devoit point songer à se marier à Madrid, l'etant déjà dans Tolède. II, 88 dans le Perou. I, 10 dans les Indes.

4) Devant ist wie in der früheren Sprache (Diez III, 183; Darmst. § 230; Mätzner, Synt. I, 263) nicht von avant geschieden. Scarron gebraucht es noch häufig in zeitlicher Beziehung; z. B. I, 118 devant et après le dîner. I, 137 devant le souper. II, 36 un jour devant celui que j'avois choisi. II, 83 Dorothée ... qui, comme aînée, devoit être mariée devant sa sœur ... u. s. w.

5) Pour findet sich in dem nach Sachs (Wörterbuch) veralteten tête pour tête II, 109: Il se retira en diligence dans la rue où le combat avoit commencé, et de cette rue dans une autre, au milieu de laquelle il trouva tête pour tête un vieux cavalier qui s'eclairoit d'une lanterne.

Ferner begegnet zweimal das von Littré unter pour angeführte ne ... pas pour un = pas seulement un: I, 12 il n'y a point de petite ville qui n'ait son rieur; la ville de Paris n'en a pas pour un, elle en a dans chaque quartier. I, 24 Le comedien la Rancune, un des principaux heros de notre roman, car il n'y en aura pas pour un dans ce livre-ci ...

6) Veraltet sind heute folgende Präpositionen, welche früher sehr gebräuchlich waren:

a) devers für nfrz. vers (Haase zu Garnier p. 86): I, 74 Il tourna encore la tête devers lui, le regarda, et se retourna vers le theâtre.

b) à l'entour = autour de (List p. 25): I, 8 le poulain alloit et venoit à l'entour de la charette. I, 10 la canaille qui s'etoit assemblée à l'entour de la charette ... I, 216 tous ceux de la compagnie se mirent à l'entour d'elle. I, 259 il se sentit sauter en croupe quelque homme ou quelque diable, qui lui passa les bras à l'entour du col.

c) joignant im Sinne von auprès (Darmst. § 235): O. 216 Un jour que j'etois occupé à faire faire du cidre à un pressoir du faubourg de la Barre, qui est tout joignant le parc, la du Lys m'y vint trouver.

VI. Die Konjunktionen.

1) Wie devant im Sinne des nfrz. avant steht, so findet sich auch die Konjunktion devant que sehr oft für avant que. Noch Vaugelas (I, 435) hält devant que und avant que für gleich gut, wenn letzteres auch (namentlich am Hofe) üblicher sei. T. Corneille zieht avant als Präposition der Zeit vor und ebenso avant que, das die Obs. de l'Acad. von 1704 allein gelten lassen. Im 17. Jahrh. findet es sich auch bei anderen Autoren (cf. List p. 31; Haase zu Pascal p. 185). I, 15 nous jouerons devant que la nuit vienne. I, 56 devant que l'amour l'eût defiguré. I, 91 La Rancune s'habilla devant que Ragotin fût éveillé. Ferner 107, 117, 228, 230 u. s. w.

Auch beim Infinitiv mit de beliebt: I, 14 nous divertirions quatre ou cinq jours messieurs de la ville devant que de gagner Alençon. I, 36 il avoit demandé à voir le comedien le Destin devant que de mourir. I, 53 j'ai voulu vous connoître devant que de me laisser voir. I, 71, 196, 285, 298 u. s. w.

2) Cependant que für pendant que (Darmst. § 274), von Vaugelas (I, 358 und II, 207) und seinen Kommentatoren getadelt, da cependant immer Adverb sei und nicht wie die Präposition pendant que nach sich dulde. Dennoch begegnet es vereinzelt sogar bis in unser Jahrhundert (Müller, Remarques sur la langue des classiques franç. au 17 siècle, Leipzig 1871, p. 82). Scarron gebraucht cependant que sehr häufig: I, 12 Cependant que ses bêtes mangèrent, l'auteur se

reposa. I, 114. I, 240 Cependant qu'il s'habillera et qu'il enverra querir un commissaire, retournons voir ce qui se passe chez Victoria. I, 261, 303, 322, 346; II, 46 u. s. w.

3) In Kausalsätzen gebraucht Scarron noch häufig die nach Sachs (Wörterbuch) heute veraltete Konjunktion à cause que (daneben auch oft parce que). I, 26 il n'etoit plus souffert dans la troupe qu'à cause qu'il avoit vieilli dans le metier. I, 30 à cause qu'il etoit bien blessé, la Rancune, après avoir soupé, alla coucher dans une hôtellerie voisine. I, 37, 40, 77 u. s. w.

4) Die Konjunktion que wurde im Afrz. gewöhnlich nach einem Zwischensatze wiederholt (Diez III, 342, Anm.; Mätzner, Synt. II, 8). Vaugelas (II, 196) und seine Kommentatoren tadeln die Wiederholung derselben und fordern die nochmalige Anführung des den Satz mit que regierenden Verbums, für den Fall daſs es nötig ist, nach einem zu langen Zwischensatze den Gedanken von neuem aufzunehmen. Bei Scarron begegnet die Wiederholung von que häufig: I, 56 un ecuyer revèle que son maître est un tel, fils d'un roi tel, et qu'il n'y a pas un meilleur prince au monde, et *qu'*encore qu'il soit pour lors le plus beau des mortels, *qu'*il etoit encore toute autre chose devant que l'amour l'eût defiguré. I, 88 je crois *que,* s'il lui eût nommé Angelique ou sa mère la Caverne, *qu'*il eût oublié le coup de busc de l'une et l'âge de l'autre. I, 163 j'ajoutai *que,* s'il croyoit que ce fût moi qui eût attenté sur sa vie ... *qu'*assurement il ne soupçonnoit rien encore de l'intelligence que ses sœurs avoient avec nous. I, 191 il me dit *que,* si nous n'avions point de logis arrêté, *qu'*il nous meneroit loger, si nous voulions, chez une femme de sa connoissance. I, 230 Il lui dit *qu'*encore que deux visites lui fussent pardonnables ... *qu'*il ne venoit pas tant pour la voir que pour demander ses lettres. I, 230 Elle lui repondit ... *que* si sa curiosité ne l'avoit pas beaucoup satisfaite, *qu'*elle lui ávoit appris, en recompense, que ceux qui se marioient ensemble devant que de se connoître hasardoient beaucoup. 1, 237 il repondit *que* si l'attachement avec la dame de Seville etoit une fourbe, *qu'*il etoit aisé de la detruire. I, 150 Il me vint en l'esprit ... *que,* si la fille que j'avois entretenue le voyoit vilain comme il etoit ... qu'assurement elle ne le soupçonneroit point d'être celui qui avoit accompagné Verville.

5) Andererseits fehlt nach afrz. Gebrauche (Mätzner, Syntax II, 216) einmal ein que in dem auf einen Komparativ bezogenen

Nebensatz (entsprechend dem lat. quam ut). Im 17. Jahrh. wurde das Zusammenstoſsen der beiden que gewöhnlich durch Einschiebung von non pas vermieden (Ulbrich, Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. III, 293), doch findet sich auch bei anderen Autoren noch die afrz. Auslassung des einen que (Haase zu Pascal p. 187). I, 237 Dom Pedro les trouva avec sa fille, qui etoit bien empêchée à leur repondre, quand, pour la justification de dom Fernand, ils ne demandoient pas mieux que l'on s'informât dans Seville même s'il y avoit jamais eu une Lucrèce de Montsalve.

6) Die Formel „et qu'ainsi ne soit", welche als Ellipse zu erklären ist und nach T. Corneille (Rem. zu Vaugelas II, 340) bedeutet: et si vous dites qu'il n'est pas ainsi, galt schon der Akademie von 1704 als vollständig veraltet. Bei Scarron begegnet sie nur einmal: I, 15 J'ai joué une pièce moi seul, dit la Rancune, et ai fait en même temps le roi, la reine et l'ambassadeur. Je parlois en fausset quand je faisois la reine; je parlois du nez pour l'ambassadeur etc. . . . et qu'ainsi ne soit, si vous voulez contenter notre charretier et payer notre depense en l'hôtellerie, fournissez vos habits, et nous jouerons devant que la nuit vienne.

VII. Koordinierte Satzglieder und Sätze.

1) Die im Nfrz. notwendige Wiederholung des Artikels, der attributiven Pronomina, der Präpositionen de und à vor mehreren durch et verbundenen Substantiva wurde von Vaugelas (II, 253, 300, 316, 378, 393, 399) als Gesetz aufgestellt und von T. Corneille und der Akademie bestätigt. Die Schriftsteller des 17. Jahrh. vernachlässigen dieselbe nur noch selten (cf. List p. 28; Haase zu Pascal p. 103 u. 118), und so auch Scarron, z. B. I, 202 les évêques et grands seigneurs. I, 296 les valets et servantes. II, 90 leurs balcons et jalousies. I, 26 il jouoit les rôles de confidents, ambassadeurs, et recors. I, 199 ajoutant à sa vanité, bravoure et poesie, un quatrième folie. I, 225 entre les mains des medecins et chirurgiens du pays. I, 322 de bons compagnons qui rient des allusions et equivoques licencieuses. I, 11 La conversation finit par quelques coups de poings et jurements de Dieu. I, 208 il commença de se teindre et raser.

2) Die ältere Sprache besafs die Freiheit, koordinierte Satzteile zu trennen, welche nach dem heutigen Gebrauche vereinigt werden

müssen (Stimming, Commines p. 194; Darmst. § 335). Spuren dieser Freiheit begegnen noch bei Scarron, wenn ein vor dem Verbum stehendes Personalpronomen mit einem Substantivum oder betonten Pronomen hinter dem Verbum verbunden wird. II, 7 La femme ... le surprit, et toute sa cour aussi par sa bonté. II, 45 On ne m'accuse pourtant pas ... de l'avoir tuée, et le jeune Claudio aussi. II, 47 on ne l'accusoit pas moins que de l'avoir tuée et le page aussi. I, 86 vous êtes un méchant homme de ne vous enrichir pas, et nous aussi.

3) Den Wechsel der Konstruktion hielt Vaugelas (II, 114) nicht für fehlerhaft, während T. Corneille und die Akademie sich dagegen erklärten. Bei Scarron ist derselbe selten. Dreimal begegnet die namentlich im Afrz. häufige (Mätzner, Synt. II, 317) Verbindung eines substantivischen Objekts und eines Satzes mit que, welche auch heute noch zuweilen vorkommt (Lücking § 560, Anm. 1): I, 95 Il lui appris ensuite le grand nombre de brancards qu'ils avoient trouvés ... et qu'il se trompoit fort si leur même ennemi n'etoit un homme inconnu. I, 177 il s'en excusa, promettant de leur conter une autre fois la vie du poète tout entière, et que celle de sa femme y seroit comprise. I, 339 Le Destin ... se resolut d'y aller, esperant d'apprendre de lui des nouvelles de son ennemi Saldagne, qu'il ne doutoit point d'être l'auteur de l'enlevement d'Angelique, et qu'il n'eût aussi entre ses mains sa chère l'Etoile (Relat. und Konjunktion que).

Ferner ist einmal das zum Subjekt gehörige und durch et verbundene zweite Prädikat durch das Relativum mit dem Objekt verknüpft: II, 14 Il se jeta à mes pieds, me prenant les mains, et qu'il mouilla de ses larmes.

Die früher ebenfalls häufige Koordination eines substantivischen Objekts und eines indirekten Fragesatzes ist nur einmal bemerkt worden: II, 10 Zulema donna bon ordre à sa femme d'apprendre de la chretienne les particularités de sa vie, et par quel accident elle etoit devenue esclave d'Amet.

Im Nfrz. können Substantiva oder Adjectiva und ein Relativsatz durch et oder mais verbunden werden (Lücking § 559, Anm.), bei Scarron auch durch ou: I, 174 le poète ... disant du ton d'un homme de condition, ou plutôt qui le fait à fausses enseignes. I, 193 je vis deux ou trois gentilshommes, ou qui avoient la mine de l'être. I, 189 huit grands pendards ivres, ou qui le devoient être. I, 243 Dom Diegue de Maradas fit cent protestations d'obéissance à son

beau père, ou du moins qui le devoit bientôt être. II, 105 Dorothée, remarquant sa sœur si changée, ou qui feignoit de l'être ...

4) In beigeordneten Nebensätzen konnte die ältere Sprache die Wiederholung der Konjunktion vor dem zweiten Satze entbehren (Mätzner, Synt. § 318). Bei Scarron ist die Nichtwiederholung selten; dreimal fehlt que, „dafs", und einmal que zur Vertretung von quand. I, 82 La Rancune ... dit ... qu'on en loueroit une partie, et l'autre seroit faite de carton. I, 138 J'allois voir tous les jours mademoiselle de la Boissière et sa fille, si aveuglé de ma passion que je ne remarquois point le froideur que l'on avoit pour moi, et considerois encore moins que mes trop frequentes visites pouvoient leur être à la fin incommodes. I, 223 il faut que j'apprenne ... que les dames en Espagne ont des duegnas auprès d'elles, et ces duegnas sont à peu près la même chose que les gouvernantes. I, 151 Je lui allois parler à mon tour du baron d'Arques et de ses enfants, quand la porte du jardin ... s'ouvrit, et nous vîmes entrer M. de Saldagne.

5) Si, quand und comme werden im Nfrz. nur selten im zweiten Satze koordinierter Nebensätze wiederholt und gewöhnlich durch que vertreten (Lücking § 562), ein Gebrauch, den auch Vaugelas (I, 137 u. II, 115) und seine Kommentatoren für viel französischer und eleganter als die Wiederholung halten. Scarron setzt für comme im zweiten Satze immer que, z. B. 104, 141, 205; dagegen ist si häufiger wiederholt (sechsmal) als durch que ersetzt (zweimal); quand findet sich einmal wiederholt. I, 161 les deux sœurs se trouvèrent l'une auprès de l'autre quand il entra et quand nous sortîmes. I, 4 si vous le recevez pour plus qu'il ne vaut ou si la moindre partie vous en plaît ... I, 4 si vous daignez ... et si vous croyez. I, 198 si elle me perdoit, ou si quelque malheur me separoit ... I, 229 si ce que l'on dit de vous est veritable, et si vous ne songez plus ... I, 281 si le baron parloit ..., et si ma mère pouvoit ... II, 48; dagegen I, 280 s'il veut ... et que je consente. I, 72 si vous aviez obligé ... et que ... vous l'eussiez obligé ...

Charlottenburg. W. Hellgrewe.

Die E-Reime im Altprovençalischen.

Einleitung.

Während das Nordfranzösische ein wohlbebautes Feld in der romanischen Sprachforschung bildet, liegt das provençalische Gebiet noch ziemlich öde und brach da; die Forschung befindet sich hier erst in ihren Anfängen. Über vieles, was uns im Nordfranzösischen hinlänglich gesichert ist, sind wir im Provençalischen noch vollständig im Dunklen oder wenigstens im Trüben. Es ist daher nur zu wünschen, daſs auch in dieses Gebiet mehr Licht und Klarheit komme.

Eines der schwierigsten Kapitel der provençalischen Grammatik bildet die Geschichte des Vokalismus, der bis jetzt nur spärlich behandelt worden ist. Die wenigen Arbeiten, die hierher gehören, sind folgende: Pfützner, „Über provençalisches A". Hall. Dissert. 1885; P. Meyer, „Über provençalisches O" in den Mémoires de la société de linguistique de Paris I 145.

Für die E-Laute kommen nur zwei Arbeiten in Betracht: P. Meyer, „L'Imparfait du Subjonctif en Es en provençal", Romania VII 155, und Wiechmann, „Über die Aussprache des provençalischen E", Hall. Dissert. 1881.

P. Meyer liefert uns mit seiner Arbeit in kurzen Umrissen einen trefflichen Beitrag zur Flexionslehre im Provençalischen. Ein gröſseres Ziel verfolgt die zweite Arbeit. Dieselbe blieb jedoch unvollendet.

Zuletzt erwähnte Arbeit nochmals aufzunehmen und auf Grund der inzwischen veröffentlichten Texte zu erweitern und womöglich zu vervollständigen, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit.

Die Lösung dieser Aufgabe war mir nur möglich durch die Unterstützung meines verehrten Lehrers, des Herrn Prof. Dr. Neumann,

der mir überhaupt die erste Anregung zu meiner Arbeit gab. Ich stehe daher nicht an, ihm an dieser Stelle öffentlich meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Zu nicht minderem Dank bin ich dem Herrn Professor Dr. Levy verpflichtet, der mir in bereitwilligster und zuvorkommendster Weise seine überaus reichhaltige provençalische Textbibliothek, sowie auch mehrere Manuskripte zur Verfügung stellte.

War ich auch auf das sorgsamste bestrebt, das hierher gehörige Material vollständig zu geben, so bin ich mir doch bewufst, dafs mir — bei der ungeheuren Masse des Materials — doch noch manches entgangen ist; ich glaube aber dafür auf die Nachsicht meiner Leser resp. Kritiker rechnen zu dürfen. Jede Berichtigung oder Ergänzung werde ich dankbar annehmen.

Zum Schlusse möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dafs ich meine Reimliste in erster Linie nur mit Rücksicht auf das vorliegende Thema, die Scheidung der beiden E-Laute, angelegt habe und infolgedessen manches wegliefs, was hierfür von minderem oder gar keinem Belange war.

Verzeichnis der benützten Werke nebst Abkürzungen.

Aig. et Maur.	A. Scheler, Aigar et Maurin. Bruxelles 1877.
Anc. poés. rel.	P. Meyer, Anciennes poésies religieuses en langue d'oc. Bibliothèque de l'École des chartes. 1860.
Arch.	L. Herrig, Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Litteraturen. Braunschweig 1846 ff.
Arn. Dan.	Canello, Arnaldo Daniello. Halle 1883.
Ausg. et Abh.	E. Stengel, Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie.
Az.	G. Azais, Dictionnaire des idiomes romans du midi de la France. Montpellier.
B. D.	Bartsch, Denkmäler der provençal. Litteratur. Stuttgart 1856.
Bern. v. Vent.	Hofmeister, Reime Bernarts v. Ventadorn. Ausg. u. Abh. X.
Bertr. de Born	A. Stimming, Bertran de Born, Leben u. Werke. Halle 1879.
Bibl. de l'Éc. d. ch.	Bibliothèque de l'École des chartes. Paris 1860 ff.
B. Lb.	Bartsch, Provenç. Lesebuch. Elberfeld 1855.
Brev.	Azaïs, Ermengaud lo breviari d'amor. Paris et Béziers.
Canz. prov.	Cesare de Lollis, Il canzoniere provenzale. Roma 1886.
Chrest. prov.	Bartsch, Chrestomatie provençale. 4. Auflage. Elberfeld 1880.

Comput	Chabaneau, Comput en vers provençaux. Paris 1881.
Crois. alb.	P. Meyer, La chanson de la Croisade contre les Albigeois. Paris 1875.
Daude de Prad.	Stickney, Daude de Pradas. Florenz 1879.
Daur. et Bét.	P. Meyer, Daurel et Béton, chanson de geste provençale. Paris 1880.
Déb. d'Izarn	P. Meyer, Le débat d'Izarn et de Sicart de Figueiras. Nogent-Le-Rotrou 1880.
Dern. troub.	P. Meyer, Les derniers troubadours de la Provence. Bibl. de l'Éc. d. ch. 1869.
Don.	Stengel, Die beiden ältesten provençal. Grammatiken. Marburg 1878.
Duc.	Ducange, Glossarium mediæ et infimæ Latinitatis.
Dz. Et. W.	Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 4. Auflage.
Dz. Gr.	Diez, Grammatik der roman. Sprachen. 4. Aufl.
Dz. L. u. W.	Diez, Leben und Werke der Troubadours.
Flam.	P. Meyer, Le roman de Flamenca. Paris 1865.
Folq. v. Lunel	Eichelkraut, Folquet de Lunel. Berlin 1872.
Franz. Stud.	Körting und Koschwitz, Französ. Studien. III.
G. Anelier	Gisi, Guilhem Anelier von Toulouse. Solothurn 1877.
G. Fig.	Levy, Guilhem Figueira. Berlin 1880.
Giorn. di fil. rom.	Giornale di filologia romanza. III. Roma 1886.
Gir. v. Ross.	Müller, Die Assonanzen im Girart v. Rossillon. Franz. Stud. III 5.
Gram. lim.	Chabaneau, Grammaire limousine. Paris 1876.
Grundr.	Gröber, Grundriſs der romanischen Philologie. Straſsburg 1886.
Guerre de Nav.	Francisque-Michel, Histoire de la guerre de Navarre. Paris 1856.
Guilh. IX	A. Keller, Lieder Guillems IX. Tübingen 1848.
Guilh. v. Berg.	A. Keller, Guillem von Berguedan. Leipzig 1849.
Guilh. v. Cab.	Hüffer, Guillem de Cabestanh. Berlin 1869.
Jahrb.	Ebert, Jahrbuch für romänische und englische Litteratur. I.
Jaufre	Roman de Jaufre. L. R. I 48—173.
Jaufre Ergzg.	Hofmann, Ergänzungen des Jaufre, Sitzungsber. d. bair. Akad. d. Wiss., philos.-philol. Kl. 1868.
Jeux floreaux	Chabaneau, Jeux floreaux. Auszug aus d. Hist. générale du Languedoc. Édition Privat X.
Joyas	Las Joyas del gay saber.
J. Rud.	Stimming, Jaufre Rudel. 2. Aufl. Berlin 1886.
Leys d'am.	Las Leys d'amors.
Lied. B. v. Vent.	Tobler, Ein Lied Bern. v. Vent. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1885.
L. R.	Raynouard, Lexique roman.
Mém.	Mémoires de la société de linguistique de Paris. I.
Misc.	Miscellanea di filologia e linguistica, in memoria di Napoleone Caix e Ugo Angelo Canello. Firenze 1886.
Mistr.	Mistral, Tresor dou Félibrige. Paris 1879.
M. v. Mont.	Klein, Der Mönch von Montaudon. Ausg. und Abh. VII.
M. G.	Mahn, Gedichte der Troubadours.
M. W.	Mahn, Die Werke der Troubadours.

Pass. du Christ	Edström, La passion du Christ. Göteborg 1877.
Paul. de Mars.	Levy, Paulet de Marseille.
P. Rotg.	Appel, Leben und Lieder Peire Rotgiers. Berlin 1882.
P. Vid.	Bartsch, Peire Vidals Lieder. Berlin 1857.
Poés. inéd.	Chabaneau, Poésies inédites des Troubadours du Périgord. Paris 1885.
Ponz de Capd.	v. Napolski, Ponz de Capduoill, Leben u. Werke des Troubadours. Halle 1879.
Prov. geist. L.	J. Bekker, Provençalische geistliche Lieder des 13. Jahrh. Abh. d. königl. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1842.
Rec.	P. Meyer, Recueil d'anciens textes Bas Latin-Provençal. Paris 1874.
Ren. et Geof. de Pons	Chabaneau, Les troubadours Renaud et Geoffroy de Pons. Paris 1881.
Rev.	Revue des langues romanes.
Rime prov. di Ramb. Buv.	Casini, Le rime provenzali di Rambertino Buvalelli. Firenze 1885.
Rom.	Romania.
Rom. Stud.	Böhmer, Romanische Studien I—IV.
S. Agnes	Bartsch, Sancta Agnes. Berlin 1869.
St. André	Fazy, Mystère de Saint-André. Aix 1883.
St. Ant.	Guillaume, St. Anthoni de Viennès. Paris 1884.
Ste. Enimie	Sachs, La vie de Ste. Enimie v. Bertran v. Marseille. Berlin 1857.
St. Hon.	Sardou, Sant Honorat. Nice 1875.
S. D.	Suchier, Denkmäler prov. Litteratur u. Sprache. Halle 1883.
Troub. de Béz.	Azaïs, Les troubadours de Béziers. Béziers 1869.
Wiechmann	Wiechmann, Über die Aussprache des provençalischen E. Dissert. Halle 1881.
Zorzi	Levy, Der Troubadour Bertolome Zorzi. Halle 1883.
Zsch.	Gröber, Zeitschrift für rom. Philologie I—IX.

1. Abschnitt.

I.

Wir haben auch im Provençalischen, wie bei den meisten übrigen romanischen Sprachen, beim Vokale *E* zwei verschiedene Qualitäten zu unterscheiden, das offene *e* (ę) und das geschlossene *e* (ẹ). Diese Scheidung wurde schon von den ältesten provençalischen Grammatiken gemacht, dem Donat proenzal des Uc Faidit, aus der Mitte des 13. Jahrh., und den Leys d'amors des Guilhem Molinier, aus der Mitte des 14. Jahrh. Dort findet sich für ę der Ausdruck e larc und für ẹ der Ausdruck e estreit, hier e plenisonan und e semisonan.

Lange Zeit faſste man diese Unterscheidung bei den Grammatikern falsch auf und bezog die Ausdrücke larc und estreit resp. plenisonan und semisonan auf die **Quantität** der Vokale und nicht

auf ihre Qualität; man nahm sie als kurz und lang, statt offen und geschlossen. So noch Diez, Gr.[4] I 490.

Die richtige Deutung der Ausdrücke larc — estreit, plenisonant — semisonant verdanken wir Mila y Fontanals „De los trovadores en Espagna“ S. 461 und E. Böhmer, Rom. Stud. IV 487.

Aufser dem Zeugnisse der provençalischen Grammatiker sprechen aber noch weitere Argumente für die oben gemachte Scheidung der E-Laute, nämlich

1) die Weiterentwickelung der betreffenden Laute in den modern-provençalischen Dialekten, und

2) das Hauptargument, der Reimgebrauch der altprovençalischen Dichter.

II.

Wir sehen ab von Nr. 1, da dieser Punkt eingehendes Studium sämtlicher neuprov. Dialekte erfordern würde, und wenden uns sofort zu Nr. 2.

Fragen wir nunmehr, wie verhalten sich die altprovençalischen Dichter in ihrer Reimbindung zu dieser Scheidung der E-Laute? Diese Zusammenstellung der E-Reime soll den Hauptgegenstand unserer Arbeit bilden und damit für viele lautgeschichtliche Untersuchungen auf dem Gebiete des Provençalischen Material und Basis geben.

Prüfen wir ihre Reime genau, so finden wir, dafs auch sie in ihren Reimbindungen den Unterschied zwischen ẹ und ę streng einhielten. Wo wir trotzdem eine Ausnahme finden, ist es meist nur eine scheinbare, die sich auf dem Wege der Analogie oder der Satzphonetik oder sonstwie erklären läfst. In den allerwenigsten Fällen haben wir es wirklich mit einer Ungenauigkeit im Reime zu thun. Diese Ungenauigkeit kann dann einen vierfachen Grund haben.

1) Kann dieselbe in der Zeit liegen. So sehen wir bei denjenigen Dichtern, welche am Ausgange des Mittelalters, in der Verfallzeit der altprovençalischen Litteratur lebten, bisweilen eine Ungenauigkeit im Reim.

2) Haben wir die Heimat eines Dichters dabei ins Auge zu fassen. Hier können wir die Wahrnehmung machen, dafs Dichter, welche aus einer Gegend stammen, die dem nordfranzösischen, katalanischen oder italienischen Sprachgebiete benachbart ist, sich infolge-

dessen manchen Verstoſs in ihren Reimen zu schulden kommen lassen. Noch mehr. Wir wissen, daſs sich selbst Ausländer, z. B. Italiener und Spanier, der provençalischen Sprache für ihre Dichtungen bedienten. Von ihnen können und dürfen wir nicht erwarten, daſs sie mit derselben Reinheit reimten wie ein einheimischer provençalischer Dichter.

Ein dritter Grund mag auch wohl für diesen und jenen Dichter in seiner mehr oder minder groſsen poetischen Begabung und seinem Bildungsgrade liegen.

Einen vierten und letzten Grund haben wir in dem Umstande zu suchen, daſs uns eine groſse Anzahl, ja noch weitaus die meisten altprovençalischen Gedichte, in einem Zustande vorliegen, der keineswegs den Namen und das Prädikat kritisch verdient. In dieser Hinsicht wird eine genaue und sorgfältige Textkritik noch manchen uns vorliegenden Verstoſs gegen die Reime zu beseitigen haben.

Nachdem wir bisher die Thatsache konstatiert haben, daſs auch im Provençalischen eine Scheidung der E-Laute besteht, wie wir sie in den meisten anderen romanischen Sprachen antreffen, wollen wir im folgenden Abschnitte die Quellen der verschiedenen E-Laute durchgehen.

2. Abschnitt.

Quellen von provençalischem e.

A. Quellen von ẹ.

Provençalisches ẹ geht zurück

1) auf klassisch-lateinisches langes betontes *e* in freier Stellung;
2) auf klass.-lat. kurzes betontes *i* in freier Stellung;
3) auf klass.-lat. langes betontes *e* in gedeckter Stellung;
4) auf klass.-lat. kurzes betontes *i* in gedeckter Stellung;
5) auf jedes klass.-lat. *e* unmittelbar vor der Tonsilbe, und
6) auf klass.-lat. kurzes betontes *e* vor Nasal.

Im Vulgärlatein fiel Nr. 1 und 2 im Laute ẹ̄ nach dem bekannten Ten Brinkschen Gesetze zusammen: „Kurze betonte Vokale in freier Stellung werden gelängt“; Nr. 3 und 4 im Laute ẹ̆ nach dem Gesetze „Lange betonte Vokale in gedeckter Stellung werden gekürzt“. Bei der gedeckten Stellung ist es einerlei, ob wir primäre, d. h. schon klass.-lat., oder sekundäre, d. h. erst romanische Position haben.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet — denn für uns ist zunächst nur das Vulgärlatein mafsgebend — läfst sich auch sagen, prov. *ę* geht zurück 1) auf vlglat. *ę́*, 2) auf vlglat. *ę̆́*, 3) auf vlglat. *e]*́, *e[*́, 4) auf vlglat. *ĕ́[Nas.*, *ĕ́]Nas.*, und zwar ist es gleichgültig, ob wir dentalen oder labialen Nasal haben.

Erläutern wir das eben Gesagte durch Beispiele; jedoch wollen wir, um die Reimlisten nicht in einer die Übersichtlichkeit störenden Weise auseinanderzureifsen, die vier Fälle nicht einzeln, sondern zusammen behandeln. Es folgen dabei die Beispiele in alphabetischer Reihenfolge.

-ę-

Chrest. prov. S. 19 *me* (*mē*) : *te* (*tē*). 51 *cre* (*credo*) : *merce* : *jasse* : *re* (*rem*) : *te* (*tenet*). 64 *ve* : *desse* : *se* : *re* : *te* : *se* : *te* : *mescre* (1. Ps.) : *merce* : *esdeve* : *ve* (*vĭdet*) : *be* (*bĕne*) : *recre* (1. Ps.) : *rete* : *me* : *recre*. 98 *cove* : *merce*. 103 *Jaufre* : *cove; fre* : *rete*. — M. v. Mont. Nr. 12 *me* : *cove; fe* : *ganre*. Nr. 16 *re* : *merce* : *palafre* (*palaverēdum*). — G. Fig. Nr. 2́ *ve* (*vĭdet*) : *vere* (*venenum*) : *ve* (*venit*). Nr. III *palafre* : *sere* : *me*. — B. de Born Nr. 21 *se* : *re* : *be* : *fe* (*fĭdem*). — B. D. S. 2 *jase* : *te* (*tenet*). 111 *fre* (*frēnum*) : *re*. — S. D. S. 304 *Jaufre* : *que* (*quĭd*) : *me*. — Flam. V. 68 *cente* : *se*. — Brev. 5525 *vinte* : *sinque*. 29041 *Matfre* : *fre*. 9959 *merce* : *be*. 6325 *comtę* (*computum*) : *contę́* (= *tenet*). 27721 *celclé* : *prueyme*. — Poés. inéd. III 169 *be* : *jasse*. — Ponz de Capd. VII 32 *cre* (*credo*): *malastré* : *me*. — Troub. de Béz. S. 77, 42 *fe* : *ancse*. — St. Hon. S. 144 *Diode* : *be*. 180 *Pancoste* : *re*. — St. Ant. V. 133 *onclé* : *veyré* (Fut.). — Pass. du Chr. 115 *me* : *me*. 704 *be* : *merce*. — Rev. La cour d'amour XX 723 *pe* (?) : *merce*. — Jaufre 61, II 25 *se* : *Jaufre*. — Joyas S. 236 *ve* : *s'apreste* (= *apertę*). — M. W. I 99 *de* (*dē*) : *Egipté*. 323 *fre* : *ve*. 330 *soste* : *millé*. 336 *terrę* : *serę* (*-enum*). II 91 *fre* : *be*. 211 *vere* (*venenum*) : *ve*. 235 *esple* : *conre*. III 187 *dessove* : *esdeve*. 287 *be* : *recre* : *re* : *centę*. 298 *milę* : *be*. IV 238, 24 *cre* : *res*. — M. G. 684, 3 *ve* : *rede* : *abc*. 946 *Tisbé* : *sove*. — Rom. XIV 510, 365 *me* : *estarie*. — Arch. 34, 178 *que* : *re*.

Anm. Für die Wörter *-ę* (= *ęn*) aus *-en* wie *be*, *re* etc. vergl. unten.

Eine besondere Bemerkung verdienen hier die Wörtchen *ancse*, *desse* und *jasse*, die man gewöhnlich von *semper* herleitete. Cf. Dz. Et. W. 676. Diese Erklärung läfst sich aber aus lautlichen Gründen nicht aufrecht erhalten. *Semper* hätte stets nur *sempre* ergeben

können, aber nicht *se*. Nun kommt *sempre* thatsächlich auch vor, also müssen wir für *se* eine andere Erklärung suchen. Ebensowenig läſst sich Thomas' Erklärung Rom. XIV 574 aufrecht erhalten. Ich glaube, daſs Gröber Misc. 44 das Richtige getroffen hat. Man hat danach auszugehen von *dessé* = alsbald, *desse que* = sobald als, d. h. zu jener Zeit, von der Zeit an, da; also vom lat. *exin*, verkürzt aus *exinde*, das mit *cum* verbunden, spätlat. genau im Sinne von *desse que* verwendet wird. Durch *de* erweitertes *exin* (**deexin*, cf. *deinde* oder romanisch *des* = *de* + *ex* u. dergl.) wurde regelrecht prov. *desse*; eigentlich sollte sich zwar *deisse* ergeben, jedoch bei dem proklitischen Gebrauch des Wörtchens dürfte sich das Fehlen des paras. *i* leicht erklären. *Ja(m)* + *exin* verschmolz ebenso zu *jasse* (cf. *des* aus *deex* oder *desai* aus *de ecce hac*) und erhielt die Bedeutung von „bereits von da an“, d. i. immer (in Zukunft). Da in *ancse* (= immer) nicht der Begriff ununterbrochener Dauer in der Vergangenheit liegt, so ist nicht *ante exin* (**antexin* durch *antesin* zu *ancse* ist überdies eine nicht beweisbare Entwickelung) bei *ancse* zu Grunde zu legen, sondern eine Übertragung des *se* von *ja-se* auf das synonyme *anc* (= je) anzunehmen, also eine Erweiterung von *anc* durch *se* nach Analogie von *jasse*.

Wenn neben der Form *merce* auch *merci* vorkommt, so ist letzteres als Lehnwort aus dem Nordfrz. zu betrachten, wie derartige Entlehnungen ja in groſser Zahl vorkommen.

Die Form des Pron. pers. *mi* entspricht lautlich nicht einem lat. *me*, sondern *mihi*. Es übernahm hier, wie noch in anderen Fällen, der Dat. die Funktion des Cas. obl. Vergl. ganz dieselbe Erscheinung im Pic., wo die Form ebenfalls *mi* lautet. F. D'Ovidio, Archivio glottologico italiano IX 65, Anm. Cf. *i*-Reime.

Oft findet sich auch statt *ę[* *ei*, ohne daſs ein paras. *I* vorliegt, z. B. *fei* = *fidem*, *quei* = *quid*, *mei* = *me*, *sei* = *se*, *rei* = *rĕm*. *mercei* = *mercedem*; *palafrei* = *palaveredum*; *trei* = *tres*; *crey* = *credo* etc., cf. *ei*-Reime. Gewöhnlich faſste man diese Entwickelung als aus dem Nordfrz. entlehnt auf; allein Wörter wie *rei* = *rĕm* beweisen, daſs wir es — wenigstens in einigen Fällen — mit einer specifisch prov. Entwickelung zu thun haben, wo — allerdings nur in gewissen Dialekten — *ę[** zu *ęi* überging.

---

* *[* bedeutet in freier, *]* in gedeckter Stellung.

Trei = *três* darf wohl als Analogiebildung nach *dos* — *dui* angesehen werden.

Crei (= *credo*) wird Analogiebildung nach dem Inf. *creire* sein, wo sich *ẹi* lautgesetzlich aus der Gruppe *dr* entwickelt hat.

-ẹc.

Chrest. prov. S. 67 *dec* (*dĕdecus*) : *sec* (*siccus*) : *s'esplec* : *s'abreg* (ahd. *bergan*) : *dezasẹc* : *parec* : *estec* : *m'azec*. — S. D. S. 28 *aparẹc* : *dec* (*debuit*). — Flam. V. 100 *dec* (*debuit*) : *plẹc*. 5758 *parec* : *dec* (*debuit*). — Ste. Enimie V. 538 *dẹc* (*dĕdecus*) : *sec* (* *sēduit*). — St. Hon. S. 30 *lec* (*licuit*) : *sẹc* (*siccum*). 161 *aparec* : *lec*. 183 *parec* : *cazec*. — Zorzi I 27 *quecs* (*quisque*) : 55 *cẹcs* : 82 *dẹcs* (*dedecus*) : 89 *precs* (Bitte). — Rev. XXVIII Cantique périgourdin en l'honneur de St. Jean-Baptiste. 11 *fec* (*fecit*) : *aparec*. — Jaufre 65, I 21 *parec* : *cazec*. — Manuscr. Bibl. nat. fr. 13514. Incipit vita beatissimi Trophini. *sec* (* *seduit*, Hs. *seset*) : *dec* (*debuit*). — M. W. III 322 *sec* : *mec* (stumm) : *sec* : *redec* : *sec* : *parec* : *sec* : *crec* : *sec* : *dec* : *sec* : *quec* (*quisque*) : *sec* : *bec* (*bibuit*) : *sec* : *dec* (*debuit*) : *lẹc*. — M. G. 223 *sec* : *endec* (?) : *dec* : *lec*. 323 *trafec* : *plec* : *nec* : *dec* : *plec* : *crezec*. 353 *sec* : *redec* : *parec* : *sec* : *crec* : *sec* : *bec* : *sec* : *dec* : *lec*. 880 *m'ec* : *s'esperet* : *sec* : *crec* : *lec* : *dec* : *sec* : *parec*. 942 *fabrec* : *quec* : *desplec* : *parec* : *membrec* : *lec* : *crec* : *fec* : *s'ec* : *dec* : *sec* : *s'esperec*. — Anc. poés. rel. 77 *aparec* : *bec* (*bibuit*). — Arch. 34, 393 *stec* : *dec*; *crec* : *sec* : *splec*. 50, 264 *bec* (*bibuit*) : *sec*.

Anm. Wie aus den Reimen hervorgeht, ist Dz. Et. W. 560 zu berichtigen, wo *dec* auf *edictum* zurückgeführt wird; *edictum* hätte jedoch nur ein *edeit* oder *edech* ergeben können. Außerdem haben wir genau zu scheiden zwischen *dẹc* und *dec*; letzteres entspricht dem lat. *dĕcus*, ersteres, wie schon Suchier bemerkt, lat. *dĕdecus*, wobei wir allerdings wieder analogische Anlehnung ans Gegenteil *dec* annehmen müssen; sonst hätte *dĕdecus* lautlich zu *detges* werden müssen, wie **judicem jutge* oder *medicum metge* oder *ficatum fetge* ergab. Die lautgesetzliche Entwickelung dürfte uns das Verbum *dechar* bieten.

Wenn *ec* = *æquo* zu *ẹ* reimt, so haben wir es hier auch nicht mit einer lautlichen Entwickelung zu thun, sondern mit einer analogischen; denn lautlich muſs *æquo* stets *ęc* ergeben. Wir haben vielmehr, wie ich glaube, eine Übertragung des *ẹ* aus den endungsbetonten Formen anzunehmen, wo unbetontes *ę* regelrechterweise zu *ẹ* wird. Daſs dem wirklich so sei, schlieſse ich aus der ganz parallelen Entwickelung der *O*-Laute, wo wir für unbetontes *ǫ* häufig die Schreibung *u*, also *ọ* antreffen und wo dieses *ọ* auch bisweilen auf

stammbetonte Formen übertragen ist. In den weiteren Reimreihen werden wir noch mehr Beispiele finden, wo ẹ von den endungsbetonten Formen des Verbums gelegentlich auch auf stammbetonte übertragen wird.

Anders verhält es sich mit den Reimwörtern *cazec, redec, crezec, esperec.* Hier haben wir es wohl wirklich mit ungenauen Reimen zu thun; denn die Endung der 3. Sg. des schwachen Perf. *ec* statt *ęt* ist lautgesetzlich stets offen. Oder sollten wir eine analogische Beeinflussung durch starke Perfekta wie *lęc, sęc, paręc, dęc, bęc, cręc* etc. annehmen dürfen? Die Erscheinung, dafs sich starke und schwache Perfekta gegenseitig beeinflussen, ist uns hinlänglich aus dem Nordfranzösischen bekannt.

-ęcha.

M. W. I 50 *drecha* : *brecha* : *decha* : *lecha.* IV 96, 26 *destrecha* : *decha.* — Rom. XIV 492 *vengua* : *decha* (*debeam*). — Arch. 33, 336 *dreicha* (*dirēctiat*) : *bercha* : *deicha* : *leicha.* 35, 102 *adreicha* : *decha* : *espleicha* : *lecha* : *destrecha* : *ebrecha* (*ébrège*) : *secha* : *flecha* (*flèche*).

-ęda.

Rev. Cour d'amour XX 169 *s'esfreda* (*exfrĭdat*) : *monedo.* 1595 *seda* (*setum*) : *moneda* (*monneta*). — M. W. II 220 *monedas* : *fedas* : *sedas.* — M. G. 279 *s'esfreda* : *moneda.* 320, 7 *peneda* (*pœnit'at*) : *veda* (*vetat*) : *reda* (*reddat*). — Rec. 129, 193 *ceda* : *queda* (*quieta*). — B. Lb. 36, 50 *s'esfreda* : *moneda.*

-ędre.

Flam. 4545 *penedre* (*pœnitere*) : *rendre.*

-ęga.

Leys d'am. I 256 *rega* (Furche) : *pega* (Pech) : *prega* : *plega* : *abrega* : *lega* : *bega* (*bibat*) : *s'emplega* : *crega* (*crēdat*) : *fega* (Verb.) : *reversega* : *plega* : *tezega* : *nega.* I 260 *crega* (*crēdat?*) : *fega* (*feca*). — Flam. 1043 *prega* (Streit) : *eissega.*

-ęgon.

Flam. 7123 *desplegon* : *bregon.*

-ęgne.

Ste. Enimie 695 *regne* (*rēgnum*) : *digne.* — M. W. IV 231, 889 *regnes* (*rēgnum*) : *dignes.*

Für *digne* = *dignus* dürfte wohl ohne Bedenken *degne* gesetzt werden, da uns das Wort *dĭgnus* mit Doppelquantität überliefert resp. aus dem Romanischen zu erschliefsen ist. Cf. frz. *deintie*.

-ęgra.

Bern. v. Vent. *degra* : *estegra* : *queregra* : *escazegra* : *paregra* : *negra*.

-ęi.

Chrest. prov. S. 18 *rei* : *crei* : *autrei*. 32 *esfrei* : *vei* : *mei* : *lei* : *quadatrei* : *plei* : *agrei* : *mandacarrei* : *rei* : *castei* : *crei* : *somnei* : *fei* : *mercei* : *plaidei* : *conrei* : *sei* : *palafrei* : *desautrei* : *malavei* : *sei* : *sei*. 73 *deslei* : *abnei* : (*abnego*) : *soplei* : *mei* : *mercei*. 75 *envei* (*invideo*) : *estei* : *mescrei* : *fei* : *vei*. 98 *mei* : *vei*. — Manuksr. C 245 a. 2, 13 *adrey* : *fey* (*fidem*) : *autrey; reverdey* : *estey* : *vey*. 2, 37 *ley* (*illæ ei*) : *dompney* : *vey; dey* : *mercey* : *drey*. — M. v. Mont. Nr. 5 *deschazei* : *espley* : *rey* : *autrey* : *foley* : *drey*. — Bern. v. Vent. *esplei* : *soplei* : *esbaudei* : *guerrei* : *reverdei* : *seinhorei* : *sordei* : *dompnei* : *fei* (*fīdem*) : *mey* (*me*) : *fei* (*fēcit*) : *drei* (*directum*) : *mercei* (*mercedem*) : *rei* (*regem*). — B. de Born Nr. 11 *lei* : *adrei* : *estei* : *autrei* : *plaidei* : *gerrei*. 20 *rei* (*regem*) : *rei* (*rem*) : *crei* (*credo*) : *trei* : *correi* (*corrigium*) : *tornei* : *dompnei*. 31 *sordei* : *trepei* : *grei* : *sei* (*se*) : *destrei* : *correi* : *esfrei* : *Francei* : *desrei*. — Brev. d'am. 33841 *domnei* : *crei*. 19562 *diei* (*debeo*) : *lei* (*legem*). — Rec. Nr. 9 *verdei* : *drei* : *esbaudei* : *quei* : *dompnei* : *malavei* : *frei* : *destrei*. Nr. 18 *esbaudei* : *desplei* : *fei* (*fecit*) : *lei* : *barrei* : *trafei* : *vei* : *dei* : *arnei* : *renei* (*reneget*). — Guilh. de Cab. V *deslei* : *abnei* : *soplei* : *mei* (*me*) : *mercei* : *envei* : *estei* : *mescrei* (*-ēdo*) : *fei* (*fīdem*) : *vei* (*video*). — Poés. inéd. I 3 *autrei* : *vei*. 124 *dei* : *estei*. III 137 *sopley* : *estei*. — Lied. B. v. Vent. *esbaudei* : *reverdei* : *envei* : *soplei* : *fei* (*fecit*) : *crei* (*credo*) : *vairei* : *mei* : *estei* : *folei* : *cabalei*. — Aig. et Maur. III 42 *navei* : *estrei* : *mei* : *lei* : *folei* : *agrei* : *kei* (*quid*) : *drei* : *esplei* : *St. Elei* : *conrei* : *baldre[i]* : *parei* : *galei* : *frei* (*friscum*) : *rabei* : *torney* : *fei* (*fecit*). — Ponz de Capd. XXVII 6 *estei* : *m'esbaudei*. — St. Hon. S. 31 *barei* : *rey* : *navey* : *arney*. 115 *borlley* („*appareil de guerre*") : *rey*. 204 *navey* : *barey*. — Crois. alb. 1764—1776 *guęi* (*vadum*) : *tornei* : *dei* : *crei* : *autrei* : *rei* : *chaplei* (Blutbad) : *gabei* : *pręi* (*pratum*) : *crei* : *arnei* : *conrei*. — Jaufre Ergzg. 354, 8 *mei* (*me*) : *rei*. — Manuskr. 245 a. Guilh. P. de Cazal *es(bau)dey* : *condey* : *recrey* :

adrey : *fey* (*fĭdem*) : *autrey* : *reverdey* : *estey* : *vey* : *l e y* (*illæ ei*) : *dompney* : *vey* : *dey* : *mercey* : *drey*. — M. W. I 50, 29 *crey* : *mercey* : *jassey* : *rey* (*rem*) : *tey* (*tenet*). 154 *mey* (*me*) : *vey*. 163 *esbaudei* : *estei* : *vei* : *autrei* : *mercei* : *mei*. 167 *domnei* : *conrei* : *desrey* : *lei* (*legem*) : *estei* : *trei*. 168 *vey* : *ley* : *rey* : *desneg* : *a b n e y* : *dey* : *a g r e i* : *autrey* : *envey*. 182 *domney* : *bordey* (Tanz). 204 *autrey* : *feuney* : *domney* : *conrey* : *desrey* : *lei* : *estey* : *trei* : *galaubey* : *rey*. 206 *castey* : *g r e i* (*grĕviet*). 209 *vey* : *ley* : *rey* : *desrey* : *a b n e y* : *dey* : *a g r e y* : *autrey* : *envey*. II 87 *desrey* : *domney* : *autrey*. 128 *condei* : *gabei* : *malmei* (-*ĭnat*) : *apparei* : *l i e i* (*illæ ei*) : *autrei* : *desplei* : *malei* : *desrei*. 191 *fey* (*fecit*) : *ley* : *barrey* : *trafey* : *arney* : *r e n e y* (*renégo*). 194 *rey* : *ley* : *barrey* : *sopley* : *charrey* : *torney* : *trafey* : *fey* (*fecit*) : *envey* : *arney* : *fey* (*fecit*). 238 *trafey* : *ley*. 241 *rei* : *barei*. 242 *drei* : *d e c a z ẹ i*. III 135 *despley* : *desrey* : *mercey* : *plaidey* : *rey*. 187 *rey* (*rĕm*) : *m'azatey*. 221 *trei* : *dompnei* : *mercei* : *manei*. 269 *vey* : *ley* : *fei* (*fĭdem*) : *sey* (*se*) : *drey* : *Francey* : *conrey* : *vei* : *Carcassey* : *vey*. 280 *senhorey* : *ley* : *estey* : *maney* : *vey* : *trey* : *crey* : *rey* : *folley* : *estei* : *rei* : *sordei*. 289 *domney* : *folley* : *quey* (*quid*) : *vey* : *ley* : *maney* : *estey* : *dey*. 348 *domnei* : *guerrei* : *g r e i* : *estei*. 367 *torney* : *mey* (*me*). — M. G. 12 *frei* (*frigidum*) : *trei* : *aurei*. 57 *cortei* : *dompnei* : *recrei* (-*ēdo*). 211 *envey* : *sopley* : *estey* : *fey* (*fĭdem*) : *dompney* : *rey* : *dey* : *autrei* : *vey* : *recrey* (-*edo*) : *esfrey* : *mey* (*mē*) : *autrey* : *estey*. 233 *esbaudey* : *domney* : *g r e y* : *autrey* : *vey* : *torney* : *trey* : *m'essaurey*. 296 *effrey* : *vei* : *lei* : *trei* : *plei* : *mandacairei* : *rei* : *castei* : *crei* : *somnei* : *fei* (*fĭdem*) : *mercei* : *plaidei* : *conrei* : *sei* (*sē*) : *palafrei* : *desautrei* : *malavei* : *sei* (*sē*). 334 *verdei* : *drei* : *s'esbaudei* : *quei* (*quid*) : *dompnei* : *malavei* : *frei* (*frigidum*) : *destrei* (-*ĭctum*). 370 *vei* : *nei* : *fei* (*fĭdem*) : *drey* (*directum*). 563 *vei* : *fei* (*fĭdem*). 618 *derrei* : *lei*. 650 *autrei* : *soplei* : *mercei* : *g r e i*. 795 *rei* : *sei* (*sĭt*) : *senhorei* : *desplei*. 796 *mei* : *trei*. 832 *arnei* : *dei* : *drei* : *sei* : *felnei* : *estei* : *rei*. 838 *lei* : *mercei* : *trei* : *follei* : *amnei* (?). 845 *desrei* : *a b n e i* : *estei* : *fadei* : *senhorei* : *g r e i*. 855 *lei* : *rei* : *autrei* : *desrei* : *vei* : *feunei* : *seinhorei*. 947 *condei* : *vei* : *feunei* : *follei* : *dei* : *vei* : *mercei* : *a g r e i* : *estei* : *vanei* : *a b n e i* : *lei* : *domnei* : *vei* (*vĭdet*) : *dei* : *sordei*. 972 *rei* : *barrei*. 1306, 3 *fadei* : *dompnei* : *quei* (*quid*) : *vei* : *lei* : *manei* : *sei* (*sit*) : *dei*. — Prov. geistl. L. 2, 1 *corei* : *sei* (*se*). 18, 113 *Barnabei* : *soplei*. — Dern. troub. S. 525 *barey* : *sopley* : *parei* : *r e n e y*. — S. D. S. 22 *rẹy* : *ciey* (!). — B. Lb.

61, 70 *deslei* : *a b n e i* : *soplei* : *mei* (*me*) : *mercei*. 62, 6 *envei* : *estei* : *mescrei* (*-ēdo*). 116 *mei* : *vei*. 135, 15 *rei* : *quei*. 138, 73 *tornei* : *mei*. 145, 1 *rei* (*rĕm*) : *ei* (*habeo*). 145, 29 *trei* : *lei*. 147, 68 *crei* (*-ēdo*) : *lei*. — Arch. 33, 422 *vei* : *feunei* : *segnorei*. 34, 433 *fej* (*fidem*) : *mej* : *autrej* : *desej* (Adv.) : *rej* : *donnej* : *lej* : *oendorney* (?) : *mercey* : *mej*. 35, 105 *vei* : *estei*. 50, 282 *arnei* : *fei* (*fecit*). 51, 21 *dei* : *mei* : *crei* (*-ēdo*) : *fei* (*fĭdem*).

Unter diesen Reimen befinden sich besonders viele Verba, welche entweder l a t. Verben auf *-icare* entsprechen oder erst auf Grund und nach dem Muster dieser im Romanischen n e u gebildet wurden. Von diesen Verben ist wieder eine ganze Anzahl Subst. abgeleitet. So erklärt sich auch das Subst. *malavei* vom Verbum *malavejar*. Cf. Zsch. III 374. Wie wir sehen, befindet sich unter diesen Reimen auf *-ẹi* auch das Pron. *lei* resp. *liei*. Gewöhnlich finden wir es im Reime zu *-ęi*, was beweist, daſs Thomas Rom. XII 332 das Wort richtig auf lat. *illæ ei* zurückführt. Dasselbe gilt für *lęis* = *illæ ejus*. Wenn *lei* trotzdem zu *-ẹi* reimt, so haben wir ungenauen Reim anzunehmen. Oder sollte sich diese Erscheinung aus dem Princip der Satzphonetik erklären lassen, daſs *lęi* (*liei*) die hochtonige, *lẹi* die nebentonige Form wäre? Cf. oben das über die Entwickelung von unbetontem *e* Gesagte.

-ẹ i n s.

Flam. 3826 *geins* (List) : *meins* (*mĭnus*).

-ẹ i r e.

Chrest. prov. S. 365 *veyre* (*videre*) : *seyre* (*sedere*). — Bern. v. Vent. *creire* : *veire*. — Flam. 2615 *preveire* (*presbyterum*) : *creire*. 5518 *creire* : *S. Pęire*. — Brev. d'am. *preveire* : *creire*. — Zsch. VII 194 *recreire* : *beveire* (*bibĭtor*) : *peire* (*pĕdere*) : *veire*. — B. D. S. 295 *tenheire* : *creire*. — M. W. II 208 *toleire* : *preveire* : *creire*. 217 *veyre* (*videre*) : *seyre* (*sedere*). — M. G. 320 *creire* : *veire* (*vitrum*) : *meire* (?). — Daude de Prad. 469 *dizeire* (Sprecher) : *creire*. — Dern. troub. 664 *creire* : *veire* (*videre*).

A n m. Es mögen hier gleich diejenigen Verba aufgezählt werden, welche eine m e h r f a c h e Gestaltung im Infinitiv haben. Vergl. die betr. Reime; auſserdem Fischer, Ausg. u. Abh. VI.

cabẹ́r / *con-*, *de-* etc. *cẹ́bre* *căpĕ́re* — *cípere*	*cozer* / *cozir*	*cŏ́quere*
	creire / *crezẹ́r*	*crēdere*
corre / *corrẹ́r* *corir* *cúrrere*	*es-lire* / *elegir*	*exlegere*

movér / moure	*movere*	*sezér / seire*	*sedere*
offerre / ofrir	*offerre*	*tazér / taire*	*tacere*
ordir / ordre	**ordire*	*tenér / tenir*	*tenere*
penedre/penedir/re-pentir	**pœnĭtere*	*tólre / tolér*	*tollere*
querre querér / querir	*quærere*	*tráire / traïr*	*trahere*
remanér / remanir		*vezér / veire*	*videre*
segre / sequir	vlgl. *sequere*	*vénser / venser*	*vincere*

Cf. M. W. II 49 *plazer* : *venser*.

Eslire ist Lehnwort aus dem Nordfrz. *penedre* charakterisiert sich als Fremdwort durch die Erhaltung der Gruppe *dr*.

Von der lat. zweiten Konjugation traten durch Analogiewirkung in die dritte Konjugation folgende Verba im Provençalischen über

Prov.	Lat.
ardre (*arder* Crois. alb. 321)	*ardere*
respondre	*respondere*
somonre	*submonere*
tondre	*tondere*
tordre	*torquere*

Umgekehrt von der lateinischen dritten Konjugation traten in die zweite über

cazér cadere *rezemér redimere* *tremér tremere*

Von der lat. zweiten Konjugation gingen folgende Verba in die vierte Konjugation im Provençalischen über:

complir adimplere *florir florere* *languir languere* *possezir possidere*
complir complere *jauzir gaudere* *merir merere*

Endlich eine letzte Klasse, Verba, die von der lat. dritten Konjugation in die vierte übergingen im Provençalischen. Hierher gehören:

colhir colligere *faillir fallere* *morir *morere* *sofrir sufferre*
covertir convertere *fugir fugere* *regir regere*

Auf Grund der Reime Brev. d'am. 27231 *calfes* : *estes* (*stĕtisset*) und Rom. XIV 523, 85 *calfes* : *conjures* dürfen wir, in Übereinstimmung mit dem Italienischen, ein *calfar* (= *calefacere*) nach der ersten Konjugation annehmen. Dieser Übertritt wurde wohl durch die Doppelform des Inf. *faire* — *far*, sowie durch das Fut. *farai* hervorgerufen.

-ẹis.

Chrest. prov. S. 67/68 *creis* (*crescit*) : *pareis* : *freis* (*frigidum*) : *leis* : *feis* (*finxit*) : *pareis* : *adreis* (*addirēctus*) : *destreis* (*-inxit*) : *malaveis* : *conqueis* : *leis* : *mezeis* : *plaideis* : *reis*. 94 *meteis* : *entrepreis*. — B. de Born. Nr. 1 *enceis* (*-ensus*) : *depeis* (*-inxit*). Nr. 38 *ateis* (*-inxit*) : *peis* (*pĭscis*) : *correis* (*corrigium*) : *torneis* : *eis* (*ipse*). — B. D. S. 302 *meteis* (*metipse*) : *dizen*. — Brev. d'am. 19578 *leis* (*leges*) : *mezeis*. — Daude de Prad. 1098 *mezeis* : *feis* (*finxit*). — Ste. Enimie 1973 *eys* (?) : *esteys* (?). — Aig. et Maur. IV 63 *torneis* : *apres* : *Bles* : *Daneis* : *Espaneis* : *Looneis* : *cortes* : *Frances* : *Espes* (*spĭssus*) : *Galeis* : *Orles* : *tiones* : *mes* : *caies* : *aurfres* : *es* : *remanes* : *treis* : *pres* : *es*. — St. Hon. S. 14 *s'esteys* : *reis*. — Rom. I 412 *corteys* :

eys (*est*). — Rev. Cour d'amour XX 47 *donneis* : *orfreis.* — St. Eustache XXI 325 *promeys* : *eys.* XXII 1212 *eys* : *corteys.* 1908 *preys* : *arneys.* — M. W. I 7 *casteis* : *deveis* (*defensum*) : *treis.* 81 *freis* (*frigidum*) : *feis* (*-inxit*) : *leis* : *adreis* : *malveis* : *l e i s* (*illæ eius*) : *mezeis* (*metipse*) : *plaideis.* 377 *Greceis* (*-ĭscus*) : *ceis* (*-inxit*) : *arneys* : *torneys.* II 125 *gabeis* : *sordeis* (Adv.) : *sobradeis* (anmaſsend). III 66 *torneys* : *dompneys* : *pareys* : *descreys* : *creys* : *leys* : *mezeis* (*metipse*) : *arneys.* IV 164, 22 *acreis* : *preis.* — M. G. 239 *forceys* (Kompar.) : *m'enpeis* : *anceis* (Kompar.) : *leys.* 822 *reis* : *mezeis* (*metipse*) : *pareis* : *genseis* (Kompar.). 885, 4 *forseis* : *nespeis* (?) : *anseis* : *leis.* 1189 *esteis* : *maccoreis* (?). — B. Lb. 35 *Domneis* : *aurfreis.* 114, 61 *esteys* : *creis* (*-ēscit*). 146, 5 *l i e i s* (*illæ eius*) : *autrieis.* — Brev. d'am. 9315 *leys* (*legem*) : *mezeis.* — Arch. 33, 335 *leis* : *conques* (Partic.). 51, 133 *pareis* : *leis* : *pareis* : *destreis* : *conqueis* : *mezeis* (*metipse*) : *reis* : *leis.*

Hier verdienen vor allem die vier Adv. im Kompar., *anceis* : *forceys, genseis, sordeis,* eine Bemerkung. Nach A. Thomas, Rom. XIV 574, haben wir folgenden Entwickelungsgang anzunehmen:

ántius anzíus anzeos anzees anzeis.

Diese Erklärung ist jedoch keineswegs haltbar. Geben wir auch die Accentverschiebung zu, so hätte das Wort auf der zweiten Stufe stehen bleiben müssen — ähnlich wie *pius* so erhalten bleibt —, nach einem bekannten vulgärlateinischen Gesetz, wonach ein b e t o n t e r Vokal mit einem u n m i t t e l b a r folgenden u n b e t o n t e n, ausgenommen *a,* zum Diphthongen verschmilzt. — Am meisten Wahrscheinlichkeit hat Gröbers Erklärung für sich, wonach die Formen auf analogischem Wege entstanden sind. Nach dem Muster *peis, peire* — *peior* bildete man *genseis, genser* zu *gensor, forzeis* zu *forżor.* Cf. Gröber in Wölflins Archiv für lat. Lexikographie u. Grammatik II 437.

-ẹissa.

Flam. 1001 *esdreissa* (*exdirēctiat*) : *destreissa* (Qual). 2522 *dreissa* (*dirēctiat*) : *destreissa.* 5782 *dressa* (*dirēctiat*) : *cabeissa.* 7115 *meseissa* (*metipsa*) : *eissa* (*ipsa*).

-ẹit.

In gewissen Dialekten haben wir dafür auch *-ẹt, -ẹch, -ẹg.*

Brev. d'am. 17582 *malaveg* : *dreg* (*dirēctum*). 24605 *dreg* : *deleg* (*delĭctum*). 24635 *naleh* (*neglēctum?*) : *dreg.* — Folq. v. Lunel IV

dreg : *naleg* : *deg* : *eleg* : *maleg* : *desadreg* : *dreg* (nach Tobler *pleg*) : *destreg* : *veg* (*video*) : *leg* (*legem*) : *deg* (*debeo*) : *dreg* : *espleg* (*-ĭcito*) : *adreg*. — St. Hon. S. 187 *lieg* : *Benezęg* (*Benedictus*). S. 30 *labech* (*libycum*) : *pelech* (*pelagum*). — Zorzi I 1 *adręgs* : *respęgs* : *dełęgz*. 29 *estręgs* : *destregz* : *elegz*. 57 *dregz* : *nelegz* : *fregz*. — Rev. XXVIII Ste. Marie Madeleine V. 194 *naleit* : *estreit*. 226 *naleg* : *dreyt*. — Daude de Prad. 1575 *leg* (*legem*) : *dreg*. — Jaufre Ergzg. S. 197, 30 *destreitz* : *veitz* (*video*). 343, 8 *dreitz* : *deitz* (*debeo*). — M. W. I 70 *dreg* : *eleg* (*eléctum*) : *freg* : *adreg* : *pesseg*. 385 *endreg* : *freg* : *leg* (*legem*) : *espleg*. IV 22, 30 *leg* (*legem*) : *eleg* (*electum*). 72, 21 *pleg* : *destreg* : *adreg* : *endreg* (*-ēctum*). 134, 174 *neleg* : *adreg*. 193, 87 *dreg* : *naleg*. 218, 322 *deg* (*debeo*) : *dreg*. — M. G. 234 *adreg* : *folheg*. 341 *neleg* : *adreg*. 560 *destreg* : *neleg* : *adreg* : *veg* (*video*). 566 *pleg* : *corteg* : *estrech* : *adreg* : *freg* : *naleg* : *reg* (*regem*) *dreg*. 796 *dreg* : *eleg*. 1030, 5 *veg* (*video*) : *a leig* : *adreig* : *freig* : *autreg* : *dejg* : *mala-veg* : *serejg*. 1074 *dreg* : *neleg* : *eleg* : *deg* (*debeo*). 1078 *destreg* : *dretz* : *quetz* (Hs. *quecs*) : *valens* : *abretz* : *Folquetz* : *adretz* : *vetz* (*vĭcem*) : *eletz* (Part.) : *paretz*. 1210 *apleg* : *fabreg* (*-ico*) : *pesseg*. — Arch. 32, 401 *doneich* : *s'adreich*. 32, 402 *eleich* : *deich*.

-ẹita.

Rev. XX, Cour d'amour V. 217 *benedeita* : *dreita*. — M. W. II 207 *cobeitas* : *dreitas* : *enpleitas*.

-ẹja.

B. de Born. Nr. 33 *blancheja* : *panteja*. — B. D. S. 62 *pleja* : *naveja* (*navigat*) : *arqueja* : *flaqueja* (*flaccicat*). — Daude de Prad. 1041 *veya* (*videam*) : *deya* (*debeam*). — Guilh. de Cab. I 26 *enveja* : *merceja* : *sopleja* : *greja* (*grĕviat*) : *autreja* : *veja*. — Troub. de Béz. S. 147 *senhoreja* : *autreja*. — Manuskr. C, fol. 247 a. Guil. P. de Cazal *deya* (*debeam*) : *greya* (*greviat*). — M. W. I 59 *enveja* : *nedeya*. 138 *deia* : *seya* (*sim*). 154 *domneya* : *maneya*. II 22 *enveia* (S.) : *sopleya* : *sordeya* : *neya* (*negat*) : *greya* (*grĕviat*). 85 *esbaudeya* : *enveya*. 204 *baileyas* : *enveyas* : *sopleyas*. III 126 *deia* : *recreia* : *seignoreia* : *correia* (S.) : *creia* : *guerreia*. 171 *desreya* : *senhoreya*. 177 *plai-deia* : *folleia* : *seignoreia* : *autreia*. 205 *esteja* (** steam*) : *maneja* : *autreja*. 300 *esdesleya* : *guerreya*. 342 *torneia* : *despleia* : *refreia* : *veia* : *s'esbaudeia*. 345 *guerreia* : *enveia* : *segnoreia* : *deia* : *desreia* :

felneia : *pleia*. 352 *veya* : *blanqueia*. 357 *enveia* : *nueia* (S.). 365 *correya* (S.) : *esteja*. IV 204, 181 *deya* : *peleya*. — M. G. 52 *coindeia* : *peceia* : *feuneia* : *merceia*. 121 *s'esbaudeia* : *domneia* : *esteia* : *enveia*. 209 *greya* (*greviat*) : *veya* : *feuneya* : *recreya*. 545 *veya* : *recreya* : *esfreya* : *desleya* : *veya* : *pesseya* : *peleya* : *deya*. 559 *veia* : *enveia*. 600 *enveia* : *pleia* : *vaireia* : *sordeia* : *guerreia* : *foleia* : *guabeia* : *torneia* : *dompneia* : *maneia* : *blanqueia* : *senhoreia* : *merceia* : *s'autreia*. 722 *coreia* (S.) : *s'amoreia*. 1172 *deia* : *pareia* : *coindeia* : *pezeia*. 1276 *esteia* : *guerreia*. — B. Lb. 129, 21 *correja* : *veja*. 136 *veja* : *esteja*. — Arch. 34, 179 *veia* : *enveia* : *autreia* : *deia* : *seignoreia* : *acorteia* : *seia* (Hs. *sia*) : *sopleia*. 35, 110 *soleia* : *pareia*. 35, 443 I *dereia* : *veia*. 50, 264 IX *altreia* : *deya*. 273 *salmeja* : *recreia* (Hs. *recia*). — Brev. d'am. 7120 *freja* (*frigida*) : *veja* (*videat*).

Wie aus den Reimen ersichtlich, gehören hierher unter anderen ganz besonders viele Verba auf *-icare*, teils schon lateinische, teils erst romanische Neubildungen. Diese Bildungen setzen eine Betonung mit dem Accent auf dem *i* voraus.

-ęl.

S. D. S. 13 *ell* (*ille*) : *meravill* (*-ĭlio*). [34/5 *el* (*illum*) : *cęl*.] — Flam. 1559 *sel* (*ecce ille*) : *pel* (*pilum*). 3621 *el* : *donzel*. — Rom. II 178 *aquel* : *castęl*. 188 *els* : *els* (*illos*); *el* : *donzel*. 189 *donzel* : *castęl; donzel* : *aussęl; donzel* : *castęl*. 190 *el* : *coltęl*. 192 *donzel* : *hostęl; donzel* : *auzęl*. 199 *donzel* : *castęl; donzel* : *conselh*. — Ste. Enimie 1580 *els* : *vels* (*vela*). 1653 *el* : *el*. — St. Hon. 22 *donzels* : 25 *ellx*. — 168 *cabellx* : *artellx* (*-ĭculum*); *cabeyll* : *espeyl*. 174 *cabellx* : *cellx* (*cilium*). 176 *donzell* : *ell*. — Daur. et Bét. 686 *els* : *sęs* : *borguęs* : *marquęs* etc. 1792 *esdemes* : *palafres* : *cabes* (*capillus*). — Jaufre 53 II 17 *el* (*illum*) : *el* (*ille*). 71 II 8 *cabels* : *donzels*. 98 II 22 *donzels* : *els*. 100 II 16 *el* : *donzel*. 101 I 23 *el* : *donzel*. 114 I 36 *cabeil* : *soleil*. 129 II 30 *el* : *donzel*. 134 I 1 *els* : *donzels*. 147 I 27 *cabels* : *donzels*. 156 I 7 *donzels* : *els*. 161 II 26 *donzels* : *vermeils*. 162 II 3 *donzel* : *el*. — Jaufre Ergzg. S. 168, 10 *cabels* : *donzels*. — M. W. III 367 *cabelhs* : *elhs*. IV 139, 400 *el* : *fęl*. 167, 178 *els* : *aquels*. — B. Lb. 136, 40 *cabelhs* : *elhs*. — St. André 379 *eux* (*illos*) : *tropęux*. — Rec. Nr. 31 *donzels* : *fęls*.

Wir lassen sofort noch die Reime auf *-ęla* folgen.

-ẹla.

Chrest. prov. 87/88 *candela* : *vela* : *cela* : *estela* : *mela* (μῆλον) : *vela*. — S. D. 158 *estelas* : *meravilhas*. — Flam. 495 *donzellas* : *ellas*. 1435 *donzellas* : *ellas*. 5824 *candela* : *tela*. 6227 *donzellas* : *aquellas*. — Brev. d'am. 5587 *estela* : *candela*. — Rom. Bland. de Corn. II 174 *donsellas* : *mer(a)veilhas*. 175/6 *donsellas* : *merevilhas*. 176 *donzella* : *sẹlla* (*sella*). 179 *donzellas* : *mer(e)vieilhas*. 185 *donzella* : *meravilha*; *donzella* : *ella*. 186 *donzella* : *novẹlla*; *donzella* : *ssẹlha*; *donzella* : *bẹlla*. 188 *donzella* : *novẹlla*. 189 *donzella* : *bẹlla* (zweimal). 192 *donzella* : *ella*. 193 *donzela* : *merav(e)ilha*; *donzellas* : *ellas*; *donzella* : *ella*. 194 *donzellas* : *ellas*. 199 *donzellas* : *sẹllas*; *donzellas* : *elas*. — Daude de Prad. 981 *ela* : *donzella*. 1743 *ela* : *donzela*. — Ste. Enimie 267. 319. 325 *donzelas* : *elas*. 452. 497. 771. 1102. 1270. 1298 *donzela* : *ela*. — St. Hon. S. 33 *estela* : *candela*. 37 *donzella* : *ella*. 120 *vela* : *estela*. 130 *donzella* : *ella*. 132 *vela* : *estela*. 152 *donzella* : *ella*. 175 *vela* : *estela*. 182 *donzellas* : *ellas*. 195 *candelas* : *estelas*. — Daur. et Bét. S. XCV *ela* : *donzela*. Lo tractat dels noms de (la) mayre de Dieu. Str. XV *estela* : *tela* : *tela* : *candela*. — Rev. XX. L'espozalici de nostra donna. 33 *donzela* : *ela*. La cour d'amour. V. 1100 *tela* : *pela* (*pĭlat*). 1103 *estela* : *cela*. 1161 *donzella* : *ella*. 1405 *aquelas* : *estelas*. — Jaufre 74 II 23 *donzella* : *ella*. 90 I 32 *donzellas* : *ellas*. 91 II 25 *donzellas* : *empresas*. 123 II 7 *donzella* : *novẹla*; 13 *donzella* : *ella*. 128 I 3 *aquella* : *donzella*. 140 II 5 *donzellas* : *ellas*. 145 I 23 *donzellas* : *ellas*. 146 I 21 *donzella* : *ella*. — Jaufre Ergzg. S. 357, 26 *aquella* : *donsella*. — Joyas 281 *donzelas* : *elas*. — M. W. I 137 *candela* : *vela* : *cela* (*celat*) : *estela* : *mela* : *vela*. III 105 *stela* : *pela*. 236 *donzela* : *sela* (*ecce illa*). 350 *sela* : *donzela*. IV 92, 20 *selha* (*ecce illa*) : *felha* (?). — M. G. 341 *sela* (*ecce illa*) : *donzela*. — Leys d'am. III 190 *estela* : *vela* (*velum*). — Giorn. di fil. rom. P. Rajna „Un nuovo mistero provenzale". *donzela* : *ela*. — B. Lb. 34, 44 *donzela* : *cela* (*ecce illa*). 140, 55 *donzela* : *ela*. 145, 81 *cela* (*clēat*) : *donzela*. — Rom. XIV 499, 33. 43 *donzelha* : *elha* (*illa*). 500, 73 *donzela* : *ela*. 511, 419 *donzella* : *ela*. — Arch. 34, 406 II *pela* : *stela*. 50, 277 *sella* (*ecce illa*) : *ella*; *stella* : *fẹlla*.

Anm. 1. Unter den Reimen auf *-ẹl*, *-ela* verdienen zunächst die zwei Wörter *donzel* und *donzela* hervorgehoben zu werden. Dieselben können nicht auf lat. *dominicellum* und *dominicellam* zurückgehen, son-

dern nur auf **dominicillum* und **dominicillam*. Wir haben also hier eine Suffixvertauschung von *-ellum* mit *-illum*.

Anm. 2. Die Reime, sowie die Übereinstimmung mehrerer romanischen Sprachen, berechtigen uns, für *ẹstẹla* lat. **stēlam*, nicht *stellam* als Etymon anzusetzen. Vgl. *querēla* neben *querĕlla*.

Anm. 3. *Mẹla* (μῆλον) ist Fremdwort aus dem Griechischen. Das Wort ging auch schon im Laufe des 1. Jahrh. ins Ital., Rum. und Rät. über. Cf. Grundr. 361.

Aufser *ẹl* = *ille* existieren noch weitere Formen, wie *eu*, *elh*, *il*, *ilh*. Wie sind nun diese aufzufassen? Vergl. darüber Zsch. VIII 261.

-ẹl̃.

Chrest. prov. 80 *Bornelh* : *solelh* : *portaselh* (*portasitulum*) : *espelh* (*speculum*). 269 *artelh* (*articulum*) : *vermelh* : *cabelh* (*-illum*) : *parelh*. 391 *conselh* : *espelh*. — Bern. v. Vent. *vermelh* : *aparelh* : *solelh* : *velh* (*vigilo*) : *meravelh* : *conselh* : *corelh* (*corilio*). — B. D. S. 41 *cosselh* : *espelh*. 163 *cosselh* : *novẹlh*. — S. D. S. 61 *solhell* : *vermell*. 80 *vermell* : *meravill*. — Flam. 206 *vermeils* : *pareils*. 351 *cosseil* : *m'apareil*. 1293 *cossel* : *soleil*. 2993 *soleils* : *vermeils*. — Brev. d'am. 1735 *meravelh* : *soleilh*. 19604 *espelhs* : *concelhs*. 20060 *aparelh* : *cocelh*. 31178 *parelh* : *conselh*. Rom. II 180 *conselh* : *ausẹl*. 195 *conselh* : *aussẹl*. — Rec. Nr. 31 *conselh* : *meravelh*. — Bibl. nat. fr. 13514. Manuskr. Incipit vita beatissimi Trophini *conselh* : *espelh*. — Daude de Prad. 486 *conseill* : *apareill*. 939 *conseil* : *s'apareil*. 1344 *conseil* : *espeil*. — Guilh. v. Berg. Nr. 7 *Baisseil* : *meraveill*; *engrondeil* : *aereill*. — Aig. et Maurin. 1381 *vermeil* : *donzẹl* : *tornel* : *cabẹl* : *caumel* (*caramēlus*) : *parel* : *coreil* : *Canpel* : *pervel* (*-igilo*) : *solel* : *dorel* : *conseil*. — Ponz de Capd. Nr. 9, 75 *pareil* : *soleil*. — St. Hon. S. 25 II *consellz* : *ẹllz*. 179 *teyl* (*tilium*) : *veyll* (*vēlum*). 204 *soleyls* : *ẹls*. — St. Ant. 2425 *conselh* : *solelh*. 2976 *vermelh* : *pansẹl* (*panticellum*). — Rev. Paraphrase des psaumes de la pénitence. XX 199 *sorelh* (*soliculum*) : *conselh*. La cour d'amour 459 *vermels* : *solels*. 1327 *aconsel* : *solel*. 1419 *solel* : *parel*. St. Eustache XXII 731 *coselh* : *esvelh*. 1726 *concelh* : *eyvelh*. 1793 *parelh* : *eyvelh*. 2013 *consel* : *eyvel*. Ste. Marie Madeleine XXVIII 373 *cosel* : *adẹl* : *solelh* : *ẹl*. — Jaufre 54 II 27 *vermeils* : *soleils*. 74 II 5 *cosseil* : *vermeil*. 108 II 25 *folleil* : *cabeil*. — Jaufre Ergzg. S. 366, 8 *soleill* : *pairell* (*-ĭculum*). — M. W. I 95 *Bornelh* : *solelh* : *portaselh* : *espelh*. 365 *velh* (*vigilo*) : *cosselh* : *parelh* : *cosselh* : *vermelh* : *cosselh* : *cabẹlh* : *cosselh* : *Montelh*. III 23 *simmelh* (Hügel) : *solelh* : *gravelh* (Sand) : *telh* (*tilium*) : *cabẹlh* : *parelh* : *querelh* : *cosselh* : *velh* : *so-*

n e l h : *parelh* : *meravelh.* 367 *cosselh* : *aparelh.* IV 35 *cosselh* : *cosselh.* 110, 181 *cosselh* : *s'aparelh.* 150 *cosselh* : *meravelh.* 202, 38 *cocelh* : *parelh.* 202, 52 *cocelh* : *velh.* — M. G. 223 *elh* (*illi*) : *rovelh.* 336 *Borneill* : *correill* : *trepeill* : *veill* : *apareil* : *conseill* : *soleill* : *vermeill.* 341 *cosselh* : *c a b e l h.* 941 *calmeilh* (*caramelus*) : *meil* (*milium*). 942 *vermeill* : *trepeill* : *appareill* : *pareill* : *espeill* : *veil* : *conseill* : *m'aconseill* : *meraveill* : *soleil.* 1030 *veill* : *teill* : *seill* : *c a b e i l l* : *meraveill* : *pareill* : *soleill* : *correill.* — Prov. geistl. L. 10, 61 *pareil* : *vermeil.* — Dern. troub. Daspol II *espeil* : *ilh.* S. 668 *Bornelh* : *solelh* : *portaselh* : *espelh.* — Arch. 33, 338 *conseill* : *l'aureill* : *trepeill* : *ombreill* : *teil* : *cabeill* : *meraveill* : *ceill* (*ecce illi*). 339 *braseill* : *gandeill* : *calmeill* : *aqueill* (*eccum illi*) : *branqueill* : *despareill.* 35, 110 *espeill* : *ill.* 110, 14 *aparelh* : *cosselh.*

-ẹl̃a.

Chrest. prov. 212 *semelha* : *aparelha* : *solelha* : *meravelha* : *revelha* (*-ĭgilat*). 368 *aurelhas* : *v u e l h a s* (*volias*) : *abelhas* : *meravelhas.* — Bern. v. Vent. *vermelha* : *aparelha* : *solelha* : *esvelha* : *meravelha* : *conselha* : *corelha.* — B. D. 59 *aurelhas* : *v(u)elhas* : *abelhas* : *meravilhas.* — S. D. 7 *meravelha* : *s'aparelha.* — Peire Vidal 79 *Marselha* : *s'aconselha* : *s'aparelha* : *querelha.* — Flam. 144 *s'aparella* : *parella.* 1605 *aureillas* : *vermeillas.* 1814 *veilla* : *aureilla.* 2220 *apareilla* : *abeilla* (*apĭcula*). — Brev. d'am. 7481 *aurelhas* : *ovelhas.* 9177 *meravelha* : *cosselha.* 21296 *aurelha* : *meravilha.* — Rom. II 174 *vermelhas* : *merevelhas.* — Daude de Prad. 516 *s'aconseilla* : *s'apareilla.* 756 *conseilla* : *aureilla.* 1271 *aureilla* : *conseilla.* — Ste. Enimie 7 *Masselha* : *velha.* — Ponz de Capd. IX 83 *vermeilla* : *pareilla.* — Manuskr. Bibl. nat. fr. 13514. Incipit vita beatissimi Trophini 987 *Marcelha* : *meravilha.* — Manuskr. 1749, pag. 164b Hameus de la Broqueira *calmeilha* : *conceilha* : *coreilla* : *vermeilla* : *s'apareilla* : *treila* (*trichila*) : *m u e i l l a* (*molliat*) : *aureilla.* — Joyas 53, 6 *meravella* : *p i u z e l a.* 97 *parelha* : *velha.* 179, 4 *botelha* : *querelha.* 179, 8 *relha* (*rēgula*, Pflugeisen) : *aurelha.* — M. W. I 334, 130 *aurelhas* : *querelhas.* II 202 *pelhas* : *vermelhas* : *aurelhas.* 223 *aparelha* : *velha* : *vermelha.* III 102 *vermeilla* : *pareilla.* 292 *aparelha* : *somelha* : *aurelha* : *solelha* : *meravelha* : *estorbilha* : *fonilla* : *revelha.* 331 *calmeilla* (Flur, Aue) : *conseilla.* IV 210 *cosselha* : *querelha.* 217, 304 *aurelhas* : *sclas* (*ecce illas*). — M. G. 578 *s'aconseilla* : *s'apa-*

reilla : *reveilla* : *peilla* : *oveilla* : *seilla* (Eimer) : *correilla* : *meraveilla* : *vermeilla* : *l'aureilla* : *solleilla* : *aissella* (*axilla*) : *vieilla* (*vetula*). 662 *peilla* : *conseilla* : *pendeilla* (-*ĭculat*) : *m'esveilla* : *meraveilla* : *treilla* : *aureilla* : *correilla*. — Leys d'am. III 86 *aurelhas* : *querelhas*. 188 *velhas* : *querelhas*. — Jaufre 67 I 9 *s'apareilla* : *l'aureila*. 136 *meraveillas* : *cillas*. — Rom. XIV 523 *aurelhas* : *familhas*. — B. Lb. 92 *aparelha* : *semelha* : *aurelha* : *solelha* : *meravelha* : *destorbelha* : *sonelha* : *cosselha* : *revelha*. — Arch. 33, 338 *treilla* : *s'esxeilla*; *soleilla* : *serbeilla* (?); *denteilla* (?) : *peilla*; *correilla* : *aureilla*; *merceilla* : *gabeilla*; *esbaudeilla* : *s'espeilla*. — St. Eustache XXII 537 *botelho* : *meravelho*. 1571 *abelho* : *ourelho*. 1715 *botelho* : *Marselho*.

Wir kommen nun zu den Reimen, in denen dem *e* ein Nasal folgt. Hier finden wir eine specifisch prov. Eigenheit. Im Provençalischen wird nämlich jedes lat. *e*, mag es kurz oder lang, in freier oder gedeckter Stellung sein, vor folgendem Nasal *ę*. Beim Nasal selbst ist es gleichgültig, ob er dental (*n*, *ñ*) oder labial (*m*) ist.

Stengels Bemerkung in seiner Grammatik (Don.) S. XXVIII, wonach wir im Boëthiusfragment noch *ẹ* vor Nasal hätten, läſst sich durch die Reime keineswegs aufrecht erhalten, vielmehr spricht vieles dagegen.

Für die Gültigkeit des Gesetzes vergleiche man auſser den folgenden Reimen auch oben die auf -*ę* und -*ęi*, sowie die Reime auf -*ẹs*.

-ęm.

B. D. 125 *ardem* : *valem* : *faxem* : *sabem* : *mirem* (-*ēmus*) : *passarem*. 215 *em* (*sumus*) : *morem* (-*ĭmus*). 275 *anem* : *serem*. 280 *anem* : *serem*. 283 *dem* (*dēmus*) : *convidem* : *trobem* : *pagarem*. 288 *darem* : *mantenent*. 296 *anessem* : *serem*. — S. D. 8 *crexem* : *vexen*. 20 *sabem* : *veirem*. 37 *sabem* : *aguem*. — Arn. Dan. 113 *entendem* : *baizem* : *mandem* : *Jerusalem* : *sabem*. — Flam. 41 *em* (*sumus*) : *attendrem*. 4106 *tem* (*tim*°*o*) : *massem* (*maximus*). — Rom. II 176 *parlerem* : *tenrem*. — Pass. du Chr. 59 *Jerusalem* : *Bethlehem*. — Rev. Ste. Marie Madeleine XXVIII 80 *redem* : *avem* : *Jherusalem*. — Joyas 83, 1 *Jherusalem* : *Bellem* (*Betlehem*). — M. W. I 102 *Bethleem* : *sabem* : *Jherusalem*. — M. G. 1210 *trem* : *crem* (*cremare*) : *sem* (*semis*) : *estrem*. — Rom. XIV 517, 605. 640 *Betlehem* : *avem*. 527, 33 *Jerusalem* : *ligem*.

Nach dem Zeugnisse des Donat hat *Jerusalem* ein ę (cf. Don. S. 47); die Reime indes widersprechen dieser Angabe.

-ęma.

M. G. 1210 *trema* : *crema* (*crĕmat*) : *sema* : *estrema*.

-ęmbla.

Arn. Dan. 99 *trembla* : *assembla* : *esclemba* (ahd. *slimb*) : *embla* : *sembla* : *assembla*. — M. W. II 8 *trembla* : *embla* : *sembla* : *rassembla*.

-ęmble.

Chrest. prov. 31 *tremble* (*trĕmulo*) : *semble* (*simĭlo*). — Arn. Dan. III *asemble* : *emble* : *Pontremble* : *asemble*.

-ęmbre.

M. W. III 366 *cetembre* : *desmembre*.

-ęmple.

B. D. 95 *temple* : *essemple*. — Brev. d'am. 21883. 22147. 22828 *temple* : *sempre*.

-ęmpre.

Brev. d'am. 6983 *sempre* : *trempe* (*tempero*).

-ęm(p)s.

Arn. Dan. 104 *temps* : *frems* (*firmus*) : *gems* (*gĕmitus*) : *crems* (*tremitus*) : *absems* (*absimul*) : *prems* (**premitus*) : *nems* (*nimis*). 114 *sems* (*semis*) : *frems* : *crems* : *gems*. — B. D. 49, 2 *essems* : *temps*. — St. Ant. 3056 *temps* : *bens*. — M. W. I 180 *temps* : *essems*. IV 120, 100 *temps* : *essemps*. — M. G. 277 *nems* : *esens*. 790 *temps* : *gems* (Subst.) : *sems* (*semis*) : *essemps* : *prems* (*premis*). 823 *nems* (*nimis*) : *rems* (*rēmum*).

-ęn(t).

Chrest. prov. S. 1 *parent* : *malament* : *sacrament* : *repent* : *emendament* : *pren* : *te* (*tenet*) : *epsament* : *omnipotent* : *jutjament* : *mandament* : *torment*. 3, 40 *legen* : *marriment* : *dolent* : *jovent* : *soste* : *franen* : *te*. 4, 1 *jovent* : *bonament* : *chastiament*. 4, 22 *fe* (*fĭdem*) : *dolent* : *te* : *parent* : *dolzament* : *ves* (*venis*) : *atend* : *prent*. 4, 39 *parent* : *forment* : *desment* : *dicent* : *te* (*tenet*) : *chaden* : *fermament* : *te*

(*tenet*) : *perfeitament* : *omnipotent* : *talent* : *dolzament* : *desend* : *dozen* : *te* : *torment*. 5, 43 *vestiment* : *neienz* : *prent* : *argent* : *dolzament* : *jovent* : *talen* : *aissent* : *deperden*. 7, 2 *sedenz* : *evaiment* : *parent* : *te* (*tenet*) : *ardenz* : *omnipotent* : *repen* : *amendament* : *encent* : *vengament* : *pren* : *te* : *rent*. 17, 32 *enten* : *piamen* : *talen*. 19, 5 *aissamen* : *gen*. 19, 9 *serpen* : *resplanden* : *gen* : *veramen*. 33, 21 *talens* : *dolens* : *obediens*. 71, 5 *sens* : *desavinens* : *valens* : *gens* (*gentes*) : *comensamens* : *departimens* : *conoissens* : *partimens* : *gens* (*genitus*) : *talens*. 73/4 *soven* : *plazen* : *gen* : (*genitum*) : *parven* : *defen* : *entendemen* : *pensamen* : *sen* (*sentit*). 96, 20 *dens* : *argens*. — M. v. Mont. Nr. 1 *escien* : *repren*. — Poés. inéd. I 167 *essien* : *Florissen*. — Guilh. Fig. Nr. 1 *amaramen* : *ten* : *nien* : *perdemen* : *dolen* : *falhimen* : *escien* : *talen* : *adrechamen* : *gen* : *serven* : *humilmen* : *afortimen* : *monimen* : *valen* : *ren* : *veiramen* : *salvamen* : *valen* : *breumen* : *veiramen*. — B. de Born. Nr. 38 *espavens* : *gauzimens* : *acordamens* : *affiamens* : *jovens* : *guirens* : *captenemens* : *gens* (*gentes*) : *obediens* : *comandamens* : *argens* : *dizens* : *avens* : *manens* : *aissens* (*absinthum*) : *pimen*. Nr. 41 *marriment* : *cosent* : *salvament*. Nr. 42 *fromen* (*frumentum*) : *onramen* : *lialmen*. I *presen* : *chastiamen* : *joven* : *envaximen* : *recrexen*. — B. D. 107 *malvolen* : *paren*. 192 *elemens* (*elementum*) : *vens* (*ventus*). 288 *mantenent* : *darem*. — S. D. 50/1 *puden* : *ifẹrn*. — Rom. II 173 *premierament* : *verament*. 174 *corren* (*-entem*) : *torrent*; *ten* (*tenet*) : *talen*. 175 I *verament* : (*com*)*mandament*. II *apertamen* : *veramen*; *pren* (*prehendit*) : *en* (*inde*). 176 *aygramen* : *verayment*. 177 *mangeren* (*manducare habemus*) : *tenen* (*-ēmus*); *apertament* : *verament*; *valen* : *apertament*. 178 *corren* : *broden*; *vayllant* : *apertament*; *brondent* : *verament*; *apertamen* : *veramen*; *aspramen* : *verament*. — Aig. et Maur. IV 87 *envaiement* : *Austent* : *servent* : *ausiment* : *content* : *fend* (*findit*) : *pen* (*pendet*) : *lent* (*lentum*) : *Aiglent* : *Agent* : *aconsegent* : *maintenent* : *enpaignent* : *passament* : *soradent* : *vertent* : *garriment* : *s'estent* : *pendent* : *garniment* : *rient* (*rident*) : *contenement* : *Aguilent* : *torniament* etc. 256 *puigent* : *luisent* (*lucentes*) : *sanglent* (*sangulenti*) : *avillament* : *aliegramen* : *veient* : *ardiment* : *jovent* (*juventum*) : *Clarvent*. — St. Hon. S. 203 *Laurens* : *Vincens*. — Pass. du Chr. V. 227 *sirven* : *viven* (*vivunt*). — Jaufre 69 I 11 *ardimentz* : *sentz* (*sensus*). 81 I 3 *centz* (*centum*) : *Brunesentz*. — Joyas 131, 2 *governamen* : *entendemen*. — Zsch. I S. 69 *Jherusalen* : *tormen* : *Betleen* : *creden*. — Guerre de Nav. 112 *eretament* : 116 *regnament* : 126 *sanglent* : 130

baissament : 135 *ornament.* 271 *alegrament* : 273 *vestiment* : 278 *abondament* : 283 *mandament* : 285 *partiment* („*jeu-parti*"). 825 *engen* : 840 *deschausimen* („*insolence*") : 851 *chausimen* („*considération*") : 858 *dampnamen* : *aonimen* : *faillimen* : *perdemen* : 865 *neciamen* : 868 *salvamen* : *arnescamen.* 1112 *flagens* („*flexible*") : 1126 *affortimens.* 1186 *paviment* : 1188 *parlament* : 1190 *entend* : *atteynt* (*attingit*) : 1193 *gardament* : 1199 *comtent* : 1203 *esgardament* : *eretament* : 1206 *espavent* : 1208 *perteniment* : 1218 *coxent* : 1220 *pessament.* 1611 *governamen* : 1628 *sagelamen* : *passamen* : 1631 *contrastamen* : 1636 *albergamen* : 1648 *ondramen* : 1650 *erramen* : 1655 *bastimen* : 1662 *amendamen* : 1667 *enartamen* : 1672 *jujamen.* 2260 *despens* : *regnamens* : 2264 *pagamens* : 2267 *rendamentz* : 2273 *comiadamens* : 2288 *galiamens* : *veramens* (Adv.) : 2296 *affortimens* : 2309 *eretamens* : 2313 *trumens* (*tormentum*) : 2322 *encartamens.* 2473 *perillamens* : 2492 *captenimens* : 2506 *arremens* : 2516 *lueynmens* : 2527 *dedens* (*dedeintus*) : 2530 *alamens* : 2533 *entramens* : *amarvens* : 2536 *Vicens* : *Lorens* : 2540 *establimens* : 2543 *salvamenz.* 3258 *dampnamen* : 3271 *arnescamen* : *aparven* : 3283 *ordenemen* : *pegamen* : *sergen* : 3292 *convalen* : 3296 *remembramen* : 3301 *quedamen* (Adv.) : 3303 *remesclaven.* 3983 *amens* : 4000 *caminamens* : *enens* : 4008 *pregamens* : 4017 *pessamens* : 4023 *tardamens* : 4026 *artamens.* 4594 *Rabastens* : 4596 *Climens* : *Tonoens* : 4614 *alongamens* : 4619 *entramens* : 4636 *rengamens* : 4640 *baissamens.* — M. W. I 54 *sapiens* : *destruzemens.* 97 *Betlehen* : *salvamen.* 321 *lens* : *engiens* : *niens* : *sens* : *formens* : *mescladamens* : *eissamens.* II 163 *nien* : *amajestramen* : *empren* : *ardimen* : *ensenhamen.* 170 *longuamens* : *marrimens* : *onramens.* 174 *restauramenx* : *desenhamens* : *ardimens* : *complimens* : *onramens.* 197 *esperamen* : *trespassamen.* III 147 *abreviamen* : *conquerimen* : *vensimen* : *afortimen* : *aunimen.* 208 *nien* : *deschauzimen.* 216 *jaucimens* : *fallimens.* 253 *batejamen* : *defen* : *valen* : *gen.* 269 *pessamen* : *gen.* IV 44, 56 *enantimens* : *comens.* 108, 91 *temporalmens* : *obediens.* 243 *razonamens* : *sens.*

-ẹna.

Chrest. prov. 90 *mena* : *covena.* 93 *alena* (*anhēlat*) : *serena* : *terrena* : *sovena* : *Elena* : *plena* : *mena* : *estrena.* 97 *Elena* : *Esmena* (*Ismene*). 384 *germena* (-*ĭnat*) : *determena.* — Guilh. Fig. Nr. 2, 20

pena : *estrena* : *plena* : *mena* (*[g]minat*). Nr. V 20 *Magdalena* : *estrena* : *semena* (*seminat*) : *pena*. — B. de Born. Nr. 9 *pena* : *mena* : *cadena* : *descadena* : *Lena* (*Helena*) : *Cena* (*Cœna*) : *mena* : *estrena* : *terrena* : *Torena* : *arena* : *Ravena* : *retena* (*retin'at*) : *carantena*. — B. D. S. 2 *pena* : *malmena* : *cadena*. 61 *setena* : *uchena* : *pena* : *novena* : *trezena* : *quatorzena* : *quinzena* : *remena*. 67 *cadena* : *Magdalena*. — S. D. 25 *seysena* : *novena*. 204 *venas* : *codenas*. — Peire Vid. 78 *pena* : *mena*. — Flam. 5394 *cadena* : *malmena*. — Ste. Enimie 1955 *antiphena* : *vergena* (*virginem*). — Daude de Prad. 841 *sobremena* : *termena* (*terminat*). 1307 *pena* : *semena* (*seminat*). — Comput 34 *sieysanta-dezena* (*Septuagesima*) : *carema* (*Quadragesima*). — Rev. La cour d'amour XX 712 *prena* : *forsena*. St. Eustache XXII 698 *peno* : *avegno* (*adveniat*). — Joyas 19, 16 *mena* : *balena* (*balæna*). 36, 9 *setena* : *pena* : *ymagena* (*imaginem*). — M. W. I 102/3 *demena* : *cadena* : *abena* : *pena* : *arena* : *carantena* : *desena* : *amena*. 156 *terrena* : *sovena* (*-ĕn'am*). 334 *arena* : *esquena* („*échine*"). IV 227, 729 *seizena* : *pena*. — M. G. 678 *s'arena* : *serena* : *destena* (Hs. *estenda*) : *lena* : *escofena* : *contena* : *entamena* (*-ĭnat*) : *savena* : *sarena*. 778 *semena* : *semena* : *empena* : *entamena* : *amena*. — Prov. geistl. L. 2, 41 *amene* : *pene*. — Brev. d'am. 24685 *pena* : *cadena*.

Anm. Mehrere dieser Wörter sind, wie schon aus der Betonung hervorgeht, Fremdwörter; so *Elena* (= *Hélena*); sodann eine Anzahl Verbalformen auf *-ẹna*, = *-mĭnat* wie *gérminat*, *de-términat*, *intáminat*, *sĕminat* etc. Suffixvertauschung haben wir bei den Wörtern *antiphena* (Antiphon), *vergena* (*virginem*) und *ymagena* (*imaginem*); alle drei sind Fremdwörter.

-ẹnc.

Arn. Dan. S. 106 *ramencs* : *aigonens* : *trencs*. — M. W. III 26 *retenc* : *sovenc* : *avenc* : *estrenc* : *destrenc* : *trenc* : *tenc* (*tenui*) : *sebenc* (?) : *prenc* : *brenc* (Schwert) [Handschr. R *benc*, cf. Dz. Et. W. II 221] : *palenc* : *prenc* : *fenc* : *Denisenc* : *espenc* : *arenc* : *atenc* : *lastenc*. — M. G. 341 *fadenc* : *Uc Brunenc*. 790 *belencs* : *bencs* (cf. Ste. Enimie V. 1231 *cazon belencs, rocas e rancs*).

-ẹnca.

1237 *venca* (= *vensa*) : *Flamenca*. 2456 *Flamenca* : *s'aprobenca*.

-ẹnda.

M. W. II 149 *esmenda* : *atenda* : *renda* (*reddam*) : *prenda* : *penda* : *venda* : *contenda* : *prevenda* (*præbenda*) : *defenda* : *estenda* :

deisenda : *atenda* : *menda* : *benda* (Binde) : *reprenda* : *esmenda* : *entenda* : *Enenda* : *atenda.* 185 *calendas* : *bevendas* (*bibenda*) : *rezendas* : *esmendas* : *oferendas* : *rendas.* 205 *vendas* : *calendas* : *entendas.* 236 *revenda* : *rozenda.* III 203 *entenda* : *esmenda* : *prenda.* 342 *defenda* : *prenda* : *esmenda* : *dissenda.* IV 88 *fazenda* : *tenda* : *prenda* : *emenda.* 171, 386 *rendas* : *fazendas.* — Flam. 318 *emenda* : *bevenda.* — B. D. S. 79, 32 *emenda* : *benda* : *renda* : *tenda* : *venda.* 79, 24 *renda* : *offerenda* : *atenda* : *defenda* : *despenda.* 79, 28 *prenda* : *entenda* : *reprenda* : *ligenda* : *estenda.*

-ȩndi.

Arn. Dan. XII S. 112 *entendi* (1. Sg.) : *estendi* (1. Sg.) : *endi* (Adj. indisch) : *atendi* (1. Sg.) : *rendi* (1. Sg.) : *respendi* (1. Sg.) : *aprendi* (1. Sg.)

-ȩndre.

B. de Born. Nr. 5 *despendre* : *destendre* : *mesprendre* (*minusprehendere*) : *rendre* (*reddere*) : *tendre* : *fendre* : *pendre* : *estendre* : *mendre* (*mĭnor*) : *mesprendre.* — Brev. d'am. 825 *despendre* : *defendre.* 1681 *contendre* : *mȩmbre* (*membrum*). — Comput 87 *Cendres* (*Cineres*) : *vendres* (*Veneris dies*). — M. W. III 399 *despendre* : *cendre* (*cinerem*) : *deissendre* : *ingendre* : *prendre* : *vendre* : *tendre.* IV 183, 59 *entendre* : *repenre.* — B. Lb. 134, 60 *apendre* : *mendre* (*mĭnor*).

-ȩnga.

Chrest. prov. 67 *lenga* (*lingua*) : *tenga* (*teneam*) : *covenga* : *lenga* : *sovenga* : *s'arenga* (ahd. *hring*); *lenga* : *aprenga* : *captenga*; *lenga* : *destrenga* : *prenga*; *lenga* : *lauzenga* : *Aurenga*; *lenga* : *devenga* : *espenga*; *lenga* : *captenga* : *fenga* (*fingam*) : *senga* (*cingam*). — Flam. 4716 *tenga* : *avenga.* 4728 *lauzenga* : *lenga* (*lingua*). — M. W. I 81 *lauzenga* : *prenga* : *Aurenga* : *devenga* : *s'esprenga.* 177 *aprenga* : *retenga.* 334 *sobrevenga* : *lengua.*

-ȩñ.

Brev. d'am. 4343 *fenh* (*fingit*) : *depenh.* 5260 *tenh* (*teneo*) : r e d e n. — Poés. inéd. I 51 *deiny* (*dignet*) : *destreing* (*-ingit*). 177 *seinch* : *destreinch* (*-ingit*). — M. W. I 82 *desdeing* : *fein* (*fingo*) : *deing* (*digno*) : *reing* (*regnet*). II 123 *genh* (*genium*) : *mantenh.* III 267 *fenh* : *espenh* : *senh* : *estrenh* : *senh* : *mantenh* : *atenh* : *destrenh* : *denh* (*dignet*) : *captenh* : *lenh* (*lignum*) : *genh.* 363 *senh* (*cingit*) :

penh : *genh* : *denh* (*dignet*). IV 228, 776 *senh* (*signum*) : *penh*. — B. Lb. 143, 47 *gienh* : *ensenh*. — M. G. 341 *captenh* : *genh* : *captenh* : *conoissen*. 935 *dejn* (*digno*) : *mantejn*.

-ẹña.

Chrest. prov. 77 *sovenha* : *retenha* : *venha* : *ensenha* : *engenha* : *denha* (*dignat*). 78 *venha* : *fenha* : *venha* : *prenha* : *lenha* (*lignum*) : *destrenha*. — Flam. 148 *reteinna* : *veinna* (*veniat*). 4176 *Sardeina* (*-inia*) : *leina* (*lignum*). — Guilh. v. Berg. XIX 26 *Sardeingna* : *contraingna*. — IV *reingna* (*rēgnat*) : *veinga* (*vĕniat*). — 137 *seyna* (*signat*) : *leyna* (*lignum*). — M. W. III 125 *enseingna* : *Sardeingna*. 378 *avegna* : *tegna* : *regna* : *pregna* (*-endam*) : *estregna*. — Giorn. di fil. rom. Peire de la Caravana *Sardegna* : *regna* : *segna*. — Brev. d'am. 13908 *escomprenha* : *venha*. 18534 *prenho* : *captenho*. 33096 *prenha* : *renha*.

-ẹñer.

Jaufre Ergzg. 350, 7 *seiner* (*senior*) : *peiner* (*pingere*). — M. G. 157, 3 *fenher* : *destrenher* : *empenher* : *penher*. 279, 47 *senher* : *estrenher*. 293, 1 *senher* : *destrenher* : *empenher* : *atenher*. 633—34 *fenher* : *estenher* : *empenher* : *destenher* : *atenher*.

-ẹni.

„La clara lutz“, Hs. E 148, Guilhem Raimon de Gironela *termeni* : *m'estreni* : *meni* : *encadeni* : *refreni* : *peni* (1. Sg.).

-ẹnre.

Chrest. prov. 177, 22 *penre* (*prehendere*) : *tenre* (*téner*). — Flam. 2623 *penre* (*prehendere*) : *menre* (*minores*). — M. G. 865 *l'apenres* : *genres* (*gener*) : *tenres* (*tener*) : *tendres* (*tener*) : *ofendes* : *divenres*.

-ẹnsa.

Chrest. prov. 71 *faillensa* : *captenensa* : *Valensa* : *vensa* : *parvensa*. — B. D. 61 *rezidensa* : *pensa* (Subst.) : *defensa* : *regensa*. 62 *proensas* (*provincias*) : *valensa* : *differensas* : *pertenensas* ; *conoissensa* : *reverensa* : *Sapiensa*. 63 *diligensa* : *sentensa* : *hobediensa* : *pensa*. 64 *naissensa* : *temensa* : *penedensa*. — S. D. 254 *sapiensa* : *vivensa* : *obediensa* : *negligensa* : *penedensa*. — Joyas 75, 16 *sovenenssa* : *clemenssa* : *deffensa* : *penssa*. 165 *deffensa* : *temensa*. — M. W. I 150 *malsabensa* : *entendensa*. II 193 *Valensa* : *viltenensa* : *Proensa* :

gensa : *crezensa* : *falhensa* : *malvolensa*. 207 *sovinensa* : *credensa* : *penedensa*. 233 *bistensa* : *falensa* : *bevolensa*. III 77 *temensa* : *tenensa* : *falhensa* : *viltenensa* : *valensa* : *legensa*. 211 *entendensa* : *recrezensa* : *valensa*. 216 *bevolensa* : *malvolensa*. 247 *agensa* : *creissensa* : *resplandensa*. IV 89 *valensa* : *entendensa* : *tensa* : *crezensa* : *falhenza*. 114, 392 *temensa* : *atendensa*. 122, 234 *conoissensa* : *iensa* (*gensar*). 246, 18 *sciensa* : *falhensa*. 253, 3 *entendensa* : *sabensa* : *presensa* : *plazensa*. 255 *descrezensa* : *dechazensa*. — Brev. d'am. 199 *penedensa* : *adressa*. 8489 *penedensa* : *destressa*. 12039 *semensa* : *promessa*.

-ęnta.

B. de Born. Nr. 27 *trenta* (*triginta*) : *vestimenta*. — Pass. du Chr. 777 *dolenta* : *trenta*. — Joyas 63, 2 *contenta* : *ententa* : *plasenta* : *espenta*. — M. W. I 80. 120 *atalenta* : *parenta*. — M. G. 361. 679 *ferramenta* : *vestimenta*. — Ste. Enimie 1965 *menta* : *pimenta*.

-ęntre.

Daude de Prad. 596 *desequentre* : *ventre*.

-ęr.

Chrest. prov. 4 *s'esper* : *aver* : *vedęr* : *ser* : *tener*. 18 *ver* (*verum*) : *desesper* : *maner*. 47 *remaner* : *retener* : *esper* : *ser* : *valer* : *poder*. 48 *placer* : *ver* : *voler* : *saber* : *veder* : *jacer*. 49/50 *temer* : *chader* : *saber* : *poder* : *placer* : *jaser*. 64 *mover* : *cazer* : *saber* : *tener* : *poder* : *vezer* : *dezesper* : *captener* : *parer* : *voler* : *ver* : *aver* : *valer* : *plazer*. 71/2 *saber* : *aver* : *remaner* : *valer* : *cazer*. 77 *vezer* : *ver* : *captener* : *saber* : *aparer* : *ser* : *poder* : *plazer* : *aver* : *voler* : *esper* : *lezer*. — B. de Born. Nr. 6 *sobraparer* : *saber* : *jazer* : *deschazer* : *lezer* : *eschazer* : *valer* : *non-caler* : *mantener* : *chazer* : *aver* : *tener*. Nr. 10 *conquerer* : *aver* etc. — B. D. 39, 16 *requerer* : *plazer*. 45, 28 *conquerer* : *poder*. — S. Agnes S. 4 *querer* : *vezer*. — Arn. Dan. S. 108 *plazers* : *volers* : *vers* (Subst. *vĕr*) : *espers* : *avers* : *ders* (*dērexit*) : *sers* (*serum*). 118 *voler* : *esmer* (*exmĕret*) : *ver* (*verum*) : *aver* : *jazer* : *tener*. — Peire Vid. S. 8 *voler* : *esper*. 9 *conquerer* : *retener*. — Brev. d'am. 4495 *vezer* : *primver*. 6347 *sęr* : *primver*. 7485 *ner* (*niger*) : *ser*. 17374 *toler* : *dever*. — Poés. inéd. I 8 *espers* : *sabers*. IV 6 *poder* : *esper*. 30 *esper* : *valer*. 38 *vezer* : *toler*. 43 *tremer* (*tremere*) : *retener*. — Ponz. de Capd., Unechte Lieder, IX 146 *tener* :

chaer. — Troub. de Béz. S. 114 *aver* : *męr-ces.* — Rev. XXII St. Eustache 1395 *plaser* : *guęro.* — Manuskr. Bibl. nat. fr. 13514 Incipit vita beatissimi Trophini, 337 *caber* : *far.* — M. W. II 49 *plazer* : *venșer* (*vincere*). 89 *dechazer* : *alezer.* 200 *poder* : *aver* : *rezemer* : *saber* : *lezer* : *saber.* III 43 *tener* : *prever* (*presbyterum*). 155 *clęrs* : *plazers.* 164 *valer* : *per* (*per*). 199 *mover* : *poder.* 352 *poder* : *aquerer.* IV 7, IV 44 *tener* : *apoder.* 67, 47 *cazer* : *desesper.* 249, 71 *esper* : *ver.* — M. G. 1081 *pazer* (?) : *doler* : *aparer* : *esper.* — Anc. poés. rel. Pièces tirées du manuscrit latin 1139. 6 *er* : *desesper* : *maner,* Corr. *qu'es be vęr.* — Manuskr. 856, fol. 369 c, Joyos de Tholoza 60 *vęr* : *per* (Präp.). — Arch. 32, 419 *voler* : *ensaplover* (?) : *mover* : *esper* : *tener* : *permaner* : *jazer* : *plazer* : *sęr* : *remaner.* 34, 375 *plaiser* : *mantener.* 411 *plazer* : *vezer.* 425 *veszer* : *mover; veszers* : *plaszers* : *leugęrs.* 35, 458, I *caber* : *sęr.*

Über den Konjugationswechsel vergl. oben S. 190—191.

Wenn die Präp. *per* (= *pĕr*) mit ę vorkommt, so erklärt sich dies unter dem proklitischen Gebrauch der Präposition, wo dieselbe unbetont ist.

Nach dem Don. S. 48 hat *ver* = lat. *vēr, vēris* ę, in den Reimen fand ich keine Bestätigung. Für den Don. spricht jedoch die Weiterentwickelung im Bearnesischen, wo das Wort *primebęre* heifst. Cf. Lespy, Vokab. Ebenso heifst es im Ital. *primavęra.*

-ęra.

M. W. IV 230, 844 *fera* (*fēceram*) : *espera.* — Brev. d'am. 6429. 6517 *primavera* : *vęra* (*vēra*). — Arch. 33, 336 *vera* : *cera* (*cēra*) : *pera* (*pĭrum*) : *lera* (?). — M. G. 1112 *fera* (Vb.) : *vera* : *alezera.*

-ęrc.

Chrest. prov. 105/6 *entenerc* : *alberc* : *cerc* (*circo*) : *ausberc* : *esperc* (*spēro*) : *esterc* (*extergo*) : *perc* (*perdo ?*) : *coderc* (*condīrectum*). — S. D. 146 *alberc* : *apęrt.* — Arn. Dan. S. 114 *derc* (*dērigit*) : *cerc* (*circo*) : *berc* : *clerc* (*clēricum*) : *derc* : *aerc* (*aderigo*). — S. D. S. 38 *alberc* : *dec.* — M. G. 626 *m'aerc* : *conderc* (*condērigo*) : *serc* (*circo*) : *berc* : *domerc* (?) : *derc* : *clerc.* 870 *tenerc* : *alberc* : *serc* : *ausberc* : *esterc* : *coderc.* 1067 *conderc* : *domerc* : *derc* (*dērigo*) : *serc* : *s'aderc* (Konjektur v. Levy, Litteraturbl. 1883, Nr. 8) : *berc* : *clerc.*

-ęrga.

B. D. 38, 8 *ergas* (*erigas*) : *v'ergas* (*virgas*). — Guilh. de Berg. XVIII 5 *Berga* : *alberga* : *Naxemberga* : *esperga* : *caramberga* : *terga* : *s'esperga* : *l'erga* (*Erga?*) : *somerga* : *enderga* : *Berga* : *merga* (Kot). — M. W. S. 76 *condęrga* : *sęrca*. — M. G. 320 *derga* : *verga* (*virga*) : *aerga* (*adērigat*). 626 *adergua* : *condergua* : *serca* : *berca* : *domergua* : *dergua* (*dērigat*) : *elerga* : *verga*. 1067 *conderga* : *domerga* : *derga* : *serca* ; *s'aserga* (!?!) : *enberca* : *clergua* : *vergua* : *dergua*.

-ęrg(u)e.

Ste. Enimie 1997 *clergue* (*clēricum*) : *verge*. — Daude de Prad. 278 *cerque* (*circet*) : *berque* (Verb.). — Flam. 178 *demergue* (*diem dominicum*, cf. 1425) : *clergue* (*clēricum*).

-ęrm.

B. Lb. 133, 61 *ferm* (*firmus*) : *direm*.

-ęrma.

B. de Born. Nr. 27 *serma* (*adæstimat*) : *ferma* : *amerma* (*adminimat*) : *conferma* : *aderma* (*addirimat*). — B. D. 193 *aderma* : *merma* (*minimat*). — Daude de Prad. 348 *serma* : *ferma*. — M. G. 320, 8 *merma* : *aferma* : *s'aferma*. — St. Hon. 160 *ferma* : *s'aserma*. — Chrest. prov. 183, 5 *ferma* : *merma*. — Jeux floreaux S. 16b, 13 *s'amerma* : *coferma*.

-ęrs.

M. W. I 163 *lexers* : *ers* (Part. v. *erigere*) : *aders* (Part.) : *volers*. II 32 *aders* (Part.) : *volers*. 132 *ders* (Part.) : *valers* (Hs. *valǫrs*). 225 *aders* (Part.) : *sabers* : *vęrs* : *avers* : *clers* (*clērus*). 242 *dexers* (Perf. v. *dexerdre*) : *plaxers*. IV 8, V 36 *sers* (*sērum*) : *ders* (Part.). 128, 142 *vęrs* ; *volers*. 139, 440 *vęrs* : *volers*. — M. G. 47 *aders* (Part.) : *espers* : *avers*. 67 *espers* : *plaxers* : *aders* : *enders* (Part.). 106 *aders* (Part.) : *espers* : *poders*. 254 *vers* (*verum*) : *sabers* : *aders* (Part.) : *espers*. — Prov. geistl. L. 19, 16 *podęrs* : *gensérs* (Komparat.). — Dern. troub. 660, 48 *valęrs* : *sosmers* (?).

-ęrtz.

B. D. 293 *vertz* (*viridis*) : *vermęlhs*.

-ẹs.

Chrest. prov. 3, 33 *agues* : *pogues* : *mespres* : *retegues* : *pres* : *es* : *es*. 6, 11 *repres* : *grezesc* : *es* : *gresesc* : *lei* (*legem*). 22, 27 *ves* (*vides*) : *fes* (*fides*) : *bes* (*bene*) : *es* (*est*) : *res* (*rem*) : *merces*. 60 *pres* : *les* (*lenis*) : *es* (*est*) : *saubes*. 69 *es* (*est*) : *sirventes* : *fezes* : *foles* (Subst.) : *disses* : *poges* : *pes* : *manes* (Adv.) : *conques* : *mes* (*mensis*) : *promes* : *pres* : *ples* : *tres* : *cortes* : *es* (*est*) : *ges* : *apres*. 76 *bes* : *merces* : *res* (*rĕm*) : *ges* (*gĕnus*) : *es* (*est*) : *valgues* : *fes* (*fides*) : *ges* : *plagues* : *solses* : *fezes* : *sovengues* : *es* (*est*) : *pres*. 82 *dezes* : *pres* : *pages* (*-ensis*) : *poges*. 83 *cortes* : *es* (*est*) : *bes* : *plagues* : *res* : *es* : *trames* : *ves* (*vides*) : *promes* : *conques* (Part.) : *merces* : *pẹs* (Verb.) : *pres* : *cres* (*crēdis*) : *trames* : *es* (*est*). 84 *apres* : *ges*. 92 *demanes* (Adv.) : *apres*. 96 *res* : *cortes*. 109 *mes* (*missus*) : *pæs* : *promes* : *marques* (*-ensis*) : *es* (*est*) : *bes* : *sobrepres* : *fes* (*fides*) : *Aragones* : *cortes* : *pages* : *conques* (Part.) : *ges* : *mes* (*missus*) : *defes* (Part.) : *pogues*. 147 *ties* (*tedēscus*) : *pres*. 403 *bes* : *engrẹs*. — M. v. Mont. Nr. 1, 9 *cortes* : *mes* : *pres* : *deses* (*decimus*) : *borgues* (*-ensis*) : *conres* : *Narbones* (*-ensis*) : *quinzés* : *Cardenes* : *serventes* : *pres*. Nr. 4 a *Carcasses* (*-ensis*) : *Albiges* (*-ensis*) : *ces* (*census*). Nr. 11 *conques* : *mes* (*mensis*) : *bes* : *pres* : *plagues* : *res*; *mezes* (*-issem*) : *pes* : *es* (*est*); *tres* : *es* (*est*); *es* : *aperceubes* : *disses*. Nr. 14 *vengues* : *ges* : *marques* : *valgues* : *es* (*est*) : *mes*. Nr. 15, 4 *es* (*est*) : *fezes* (*-issem*). — Bern. v. Vent. *merces* : *les* (*lēnis*) : *cortes* : *fres* (*friscus*) : *mes* : *Frances* : *pes* : *defes* : *espes* (*spissus*) : *ples* : *ges* : *bes* : *res* : *tres* : *es* (*est*) : *agues* : *mes* (Perf.) : *conques*. — Guilh. Fig. Nr. 2 *sirventes* : *apres* : *bes*. Nr. 3 *sirventes* : *apres*. Nr. V *bes* : *es* (*est*) : *fes* : *pes* : *meravilhes* (*-ētis*) : *apres* : *cortes*. — Daude de Prad. 318 *avengues* : *es* (*est*). — Comput 70 *trobares* : *res* (*rem*). — B. de Born. Nr. 22 *tornes* (eine Münze) : *demanes* (Adv.) : *conques* (Part.) : *marques* : *bes* : *res* : *Genoes* (*-ensis*) : *Engles* (*-ensis*). Nr. 32 *es* (*est*) : *arnes*. Nr. 45 *nescies* : *ses* (*census*) : *arnes* : *mes* : *paes*. — B. D. 7 *ves* (*vices*) : *es* (*est*). 29 *aures* : *parlasses* (*-etis*). 55 *meravilhes* (*-etis*) : *es* (*est*). 104 *ges* : *apres*. 168 *Jofres* : *cortes*. 178 *sirventes* : *fres* (*friscus*). 212 *sabes* : *mescabes* (*-ētis*). 279 *perdones* (*-ētis*) : *es* (*est*). 281 *menares* (Fut.) : *es* (*est*); *auzires* (Fut.) : *fes* (*fecit*). 282 *tornes* (*-ētis*) : *ges*. 285 *agues* : *aures*. 289 *menes* (*-ētis*) : *es* (*est*). 298 *mostresses* (*-ētis*) : *es* (*est*). — S. D. 4 *es* (*est*) : *ves* (*vides*). 9 *es* : *tenẹs* (!). 33 *Finees* : *tres*. 46 *vẹrs* :

tres. 90 *ences* (*incensum*) : *es* (*est*). 127 *religiozes* (*-ensis*) : *temorozes* (*-ensis*). 134 *entes* (Part.) : *es* (*est*). 211 *res* : *restaretz.* 262 *poguęs* : *passęs* (!). 265 *meraveylęts* : *prendęts* (!). 301 *conques* : *pres.* — S. Agnes S. 1 *trames* : *antes* (*-etis*). 23 *desnembres* (*-ẽtis*) : *mes.* 25 *volres* (Fut.) : *res.* 26 *retornases* : *requeres.* 38 *tormentes* (*-ẽtis*) : *es* (*est*). 44 *bullercs* (Fut.) : *iseres* (Fut.). — P. Vid. S. 8 *pres* : *conques.* 26 *marques* : *disses* (*-issem*). 44 *Frances* (*-ensis*) : *borges* : *Engles* : *es* (*est*). 46 *Genoes* : *pages.* 47 *bres* : *pres.* 54 *avengues* : *entremes.* — Flam. 108 *esmagues* (*-étis*) : *aures* (Fut.). 713 *des* (*discus*) : *pres.* 761 *marques* : *borzes.* 3288 *fres* (*friscus*) : *mores* (*morĕnus*). — Rec. Nr. 9 *es* (*est*) : *marques* : *cortes* : *ges* : *mes* : *poges* (eine Münze) : *merces* : *l'avęrs.* Nr. 20 *demanes* (Adv.) : *mes* : *pres* : *borzes* : *pales* : *paes.* Nr. 32 *Herodes* : *aussigues* : *meteyses* (*metipsimus*) : *ges* : *pres.* — Ste. Enimie V. 83 *volgues* : *marques.* 656 *agues* : *ves* (*vicem*). — Brev. d'am. 796 *pręs* : *pęs* (*pĕs*). 1213 *autrés* : *res.* 2990 *setes* (*septimŭs*) : *ges.* 3811 *pes* : *setes.* 3878 *onzes* (*undecimus*) : *ges.* 6551 *pres* : *mes.* 9545 *Jeronimes* : *es.* 9678 *Jeronimes* : *ges.* 13505 *Jeronimes* : *volręs.* 15026 *visques* : *bes.* 16250 *compairés* : *parentes.* 16438 *ves* (*vices*) : *es* (*est*). 17432 *banairés* : *tres.* 26103 *demanes* (Adv.) : *pręs* (*pressum*). 27089 *mes* : *fetz* (*fecit*). 32588 *Rodes* : *cortes.* 34393 *Jeronimes* : *es* (*est*). — Guilh. IX. I *conres* : *pes* : *res; es* : *peis* (*piscis*) : *agues; reis* : *esteis* : *sordeis; leis* : *pres* : *creis; casteis* : *deveis* : *treis; espes* (*spissus*) : *ses* (*census*). — Paul. de Mars. VIII 38 *Artes* : *fes.* — Rom. II 173 *promes* : *arnes.* 174 *volres* : *trobares; trobares* : *vollęs.* 176 *plores* (*-ẽtis*) : *cobrares.* 177 *pres* : *levęs.* 180 *trames* : *volęs.* 181 *arnes* : *pres; narres* (?) : *beres* (?). 182 *pres* : *mes; visches* : *pres.* 184 *corteis* : *res; tres* : *pres; preis* (*prensus*) : *res.* 185 *merces* : *avęs.* 187 *mostrares* : *podęs; esperes* (*-ẽtis*) : *sabres.* 189 *anes* (*-ẽtis*) : *aures* (Fut.); *conquistes* (*-ẽtis*) : *vollęs.* 192 *mer(a)vilhes* (*-ẽtis*) : *merces; merces* : *avęs* (*habetis*). 194 *corosses* (*-etis*) : *trobares.* 195 *aures* : *verres* (*venire habetis*). 198 *parles* (*-ẽtis*) : *agues; pres* : *fes* (*fecit*)*; fes* : *pres.* — Poés. inéd. I 183 *dec* (*détis*) : *amez* (*-ẽtis*). II 114 *merces* : *ales* (Verbalsubst.). III 37 *faretz* : *vieuretz.* 75 *res* : *avengues.* 114 *es* : *pes.* — Guilh. de Berg. VI 6 *estes* (*extensum*) : *marques* : *no-fes* (*fides*). IX *estes* : *estendes* : *marques.* IX 31 *ves* : *mes.* X 40 *es* (*est*) : *Ripoles.* — Déb. d'Izarn. VIII 348 *prezes* (*-issem*) : *recres* (*-ēdis*) : *es* (*est*) : *sentisses* (*-isses*) : *esses* (*incensum*) : *Fes* : *Agnes* : *Albeges* : *baudes* (*Waldensis*) : *con-*

trapes : *conques*. — Ponz de Capd. VII 6 *tengues* : *ges* : *pres* : *disses* : *fexes* : *es* (*est*). XVI 28 *conques* : *fes* (*fides*). XXVI 37 *necies* : *pares* (*parietes*) : *ces*. — Troub. de Béziers 25, 13 *clermontes* : *tornes* (eine Münze). 31, 13 *pes* (*penso*) : *pogues* : *conques*. 58, 7 *Aragones* : *Barsalones* (*-ensis*). 114 *pes* : *des* (*de los*). — St. Hon. S. 26 *espes* (*spissus*) : *mares* (Meer). 35 *pręs* : *conques*. 37 *trabes* : *fes* (*fides*). 52 *Viannes* : *fes* (*fecit*). 61 *Viannes* : *Reges* (*Riez*). 80 *Aygues* (*Aix?*) : *es* (*est*). 89 *Aygues* : *Reges*. 94 *guanres* : *ausires* (Fut.) 135 *merces* : *pendres* (Fut.). 162 *vinayres* : *espes*. 184 *sosmes* : *comes* (*-issum*). — St. Ant. 865 *aures* : *apręs*. 975 *tres* : *reys*. 1969 *Vianes* : *bes*. 2292 *veray* : *es* (*est*). 3246 *Vianees* : *promes*. — Crois. alb. 279—314 *fes* (*fides*) : *res* : *pages* : *borzes* : *pręs* : *Lemozines* : *Ties* : *Centonges* : *mezes* : *tręs* : *Vianes* : *es* (*est*) : *espes* : *Carcasses* : *es* (*est*) : *Albiges* : *arnes* : *arnes* : *adęs* : *promes* : *Agenes* : *Franses* : *mes* : *cortes* : *entremes* : *Bazades* : *Bordales* : *Aguades* : *Gordones* : *Caersines* : *defes* : *mes* : *ges* : *defes* : *pęs*. 1974 *pręs* : *-ęs*.... 3495 *ecęs* (*adsatis*) : *-ęs*.... etc. 3515 *usęs* : *-es*.... 3530 *bręs* : *ęs*....; *perguęs* (*perdere*) : *conres*. 3543 *nasques* : *-ęs*.... 4469. 8972 *ches* (*canis*) : *marquęs* etc. 5013 *perguęs* (*perdere*) : *męs* etc. 9003 *enteres* (*integrum*) : *empres*. 7989 *deches* (*descensi*) : 7995 *Ties* : *turques* : 8002 *mores* : *mes* : 8007 *demanes* (Adv.) : *espes* : 8018 *estes* (Zelt) : 8028 *avesqués* (*episcopus*) : 8036 *perguęs* (*perdidissem*) : 8040 *nasques* : *mes* : 8045 *demanes* (Adv.) : *fes* (*fides*) : 8058 *heres* : 8071 *grezes*.— Zorzi IV 39 *pogues* : *grevęs*. — Daur. et Bét. 686 *els* (*illos*) : *ses* : *borgues* : *marques*.... : *fares* : *demanes* (Adv.). 1792 *esdemes* : *palafres* : *cabes* (*capillus*) : 1802 *demanes* (Adv.). — Pass. du Chr. 406 *ves* (*vicem*) : *pręs*. 869 *es* (*est*) : *hommes*. — Rev. La cour d'amour XX 135 *demanes* (Adv.) : *cortes*. 1018 *res* : *orfres*. Ste. Marie Madeleine XXVIII, V. 168 *prees* : *es* (*est*). 178 *gees* : *prees*. — Manuskr. Bibl. nat. fr. 13514. Incipit vita beatissimi Trophini. 34 *vęrs* : *Carcasses*. — Manuskr. Q fol. 111 a. Palais 5 *serventes* : *pres* : *enques* : *ples*. — Jaufre 67 I 25 *poges* : *trages* (= *traitz*). 69 II 36 *pres* : *nasques*. 86 II 16 *es* (*est*) : *queręs*. 126 II 6 *mes* : *gardares*. 129 I 21 *dirnes* (*-ētis*) : *es* (*est*). 148 I 27 *Gales* : *apres*. 161 I 15 *Gales* : *Jaufres*. 163 I 5 *demanes* (Adv.) : *pres*. 166 I 10 *fazes* (*-istis*) : *fes*. — Joyas 14, 18 *endres* (*indirectum*) : *merces*. 121, 3 *Angles* : *bes*. 134, 1 *descortes* : *res*. 143, 4 *bes* : *engręs*. 148, 4 *bes* : *engręs*. 151, 4 *merces* : *visques*. 200, 2 *nasques* : *es* (*est*). — M. W. I 57

contrapes : *ades* (V.). 58 *cortes* : *ches* (*canis*). 74 *fades* : *disses* : *manes* (Adv.) : *conques*. 134 *pogues* : *vengues* : *homenes*. 151 *desplagues* : *ges* : *metes* (*metipse*) : *entrepres*. 212 *manes* (Adv.) : *escomes*. 362 *Gapenses* : *bẹs*. II 12 *Vianes* : *fezes* (*-issem*). 25 *pes* : *res* : *bes* : *gardẹs*. 36 *omenes* : *valgues*. 92 *agues* : *Engles*. 150 *sirventes* : *Plagues* : *nescies* : *Verones*. 152 *Frances* : *Engles* : *Tources* : *Engolmes* : *Paes* : *Carcasses* : *Milanes* : *es* (*est*). 195 *ves* (*vices*) : *fes* (*fides*) : *conves*. 199 *fes* (*fides*) : *res* : *merces* : *heres* (*herẽdes*) : *aurfres* : *plaides*. 213 *mascles* (*masculinum*) : *mes*. 214 *pogues* : *cobes* (begierig). 215 *cortes* : *conques* : *meteis* : *promes* : *Frances* : *Gastines*. 222 *apres* : *versẹtz* : *es* (*est*) : *ges*. 239 *agues* : *marques* : *volgues* : *Vivares*. 249 *es* (*est*) : *Milanes* : *conques* : *Ties* : *frances* : *nescies* : *ges* : *pes*. III 30 *marques* : *es* (*est*) : *espes* : *demanes* (Adv.). 79 *Agenes* : *Frances*. 81 *arnes* : *demanes* (Adv.). 129 *res* : *el-metes* (*-ipse*). 134 *aragones* : *Carcasses*. 166 *Carcasses* : *Ajanes*. 182 *apres* : *Tortones* : *sirventes* : *escomes*. 188 *apres* : *nemes*. 231 *es* (*est*) : *demanes* (Adv.). 232 *pres* : *demanes*. 233 *fezes* (*-istis*) : *demanes* (Adv.). 244 *cortes* : *plaides*. 267 *Engles* : *Gales*; *Jofres* : *Guianes*. 273 *enpres* : *pes* : *pres* : *Poilles* : *arneis* : *defes* : *borges* : *pales*. 275 *Vivares* : *orbes* (?) : *pres* : *tolgues*.... 304 *agues* : *merces* : *tres* : *ques* (*quid*). 307 *mes* : *plagues* : *fes* (*fides*) : *es* (*est*) : *es* (*est*) : *Ripoles*. 346 *cortes* : *endemes*. 347 *Aragones* : *franxes* : *Artes* : *paes*. 351 *merces* : *conques*. 369 *malgones* : *merces*. 373 *Rodes* : *cortes*. IV 12 *comes* : *pes* : *m'ames* : *es* (*est*) : *bes* : *tres* : *Narbones*. 35 *nasques* : *repres* : *merces* : *promes* : *conques* : *bes* : *apres* : *des* (?). 56, 57 *notrés* : *mes*. 57, 35 *pairés* : *fes* : *bres* (Falle) : *ples* : *des* : *mes* : *demanes* (Adv.) : *perpres* : *ves* (*vitium*) : *endres*. 58 *saupes* : *caupes*. 103/4 *bes* : *Albeges*. 109 *fes* (*fecit*) : *bẹ*. 136 *arnes* : *fres* (*frenum*). 203, 99 *esmes* : *mes*. 216, 14 *espes* : *demanes* (Adv.). 218, 328 *es* (*est*) : *tes* (?). 221 *les* (*lenis*) : *apres*. 223, 556 *es* (*est*) : *les* (*lenis*). — M. G. 7 *trames* : *perdonesses* (*-assẽtis*). 98, 4 *reubes* : *conogues*. 198 *saubes* : *s'avengues* : *plagues* : *teuses* (?) : *paregues* : *bes* : *disses* : *Vianes*. 215 *prezes* : *es* (*est*) : *bes* : *merces* : *pres* : *ges*. 230 *apres* : *demanes* (Adv.). 291 *Verones* : *Seneses* : *Visentines* : *Fores* : *Vianes*. 334 *merces* : *avers*. 341 *manes* (Adv.) : *res*. 346 *es* (*est*) : *podes*. 541 *sirventes* : *barsalones* : *girones* : *tres*. 566 *cortes* : *pres* : *dates* (?) : *entremes* : *es* (*est*) : *tres* : *res* : *pres* : *es* (*est*). 569 *pensẹs* : *promes* : *res* : *ges* : *pres* : *ges*. 598 *mes* : *deisses* (*dissensus*). 642 *es* (*est*) : *Milanes* : *Ties* : *Frances* : *nescies* :

yes : *pes*. 662 *mes* : *laides* : *sordes* : *espes*. 690 *aprezes* : *volgues* : *mirẹs* : *tardẹs* : *colquẹs* : *preguẹs* : *yrlandes*. 766 *es* (*est*) : *visques*. 819, 4 *merces* : *fezes*. 915 *res* : *nasques* : *conques* : *plagues* : *es* (*est*) : *ges*. 941 *gardes* : *apenres*. 1033 *Normanes* : *Danes*. 1060 *Marseilhes* : *Gabenses*. 1161 *fres* : *marques*. 1307 *pres* : *tortones* : *sirventes*. — Prov. geistl. L. 2, 47 *bes* : *aprẹs*. 3, 3 *es* (*est*) : *prẹs*. 5, 7 *mes* : *cofẹs*. 13, 11 *vengues* : *nasques*. 21, 4 *vengues* : *perdẹs*. — Leys d'am. III 6 *bes* : *Alexandrés*. — Giorn. di fil. rom. Peire de la Cavarana. *Paves* : *defes* (*defensum*). — B. Lb. 25, 48 *volres* : *pres*. 27, 60 *empres* : *demanes* (Adv.). 136, 52 *ges* : *adẹs*. — Rom. XIV 503, 161 *es* (*est*) : *estẹs*. 506, 244 *anes* : *estes*. 510, 393 *conseupes* : *nasques*. 512, 453 *plagues* : *albergases*. — Arch. 32, 409 *es* (*est*) : *bes*. 33, 304 *m'asizes* : *cortes* : *es* (*est*) : *merces* : *fazẹs*. 309 *conoisses* : *cortes* : *bes* : *marques* : *tres* : *fes* (*fecit*). 311 *Lugues* (*Luccensis*) : *fes* (*fecit*) : *repres* : *aunes* : *marques* : *es* (*est*) .... 326 *pres* : *bes* : *deslonges*. 335 *folles* : *entremes* : *d'Eblés* : *vengues*. 443 *es* (*est*) : *grezes* (*-isci*). 34, 170 *res* : *nasques*. 191 *Savartes* : *es* (*est*). 199 *es* (*est*) : *fosses* (*fuissetis*); *sobrepreses* : *bescles* (Schlinge). 375 *es* (*est*) : *bes*. 378 *remes* : *Vianes*. 404, II *es* (*est*) : *ges*. 414, I *aprezes* : *espes*. 414, II *malgones* (eine Münze) : *merces*. 418 *vengnes* : *pogues* .... 35, 107 *espres* : *pẹs*. 365 *defes* : *mes*. 50, 279 *Artes* : *Franzes* : *Aragones*.

Anm. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Form *ẹs* (*ĕst*), welche im Gegensatze zur 2. Sg. *ẹs* (= *ĕs*) stets geschlossenes *e* aufweist. Wie erklärt sich wohl nun in *ẹs* = *ĕst* das *ẹ*? Ich glaube, dafs in erster Linie die proklitische Verwendung des Wörtchens daran schuld war. Vergl. das oben über *e*⁻ : *ẹ* Gesagte. Dasselbe wurde ja aufserordentlich häufig in Verbindung mit dem Part. Perf. Pass. gebraucht, wo letzteres den Hauptton trug. Aber, könnte man einwenden, warum hat dann nicht auch *es* = *es* geschlossenes *e*? — Wohl deshalb, weil es lange nicht so oft in der Proklise vorkam, wie *es* = *est*. Sodann mögen vielleicht auch die starken Perf. auf *-ẹs* wie *pres, ques, mes* etc., sowie der Konj. Plusqu. sämtlicher starken Perf. analogisch mit eingewirkt haben. — Im Rimarium des Donat ist die Form nicht erwähnt.

Von den Perfekten auf *-ẹs* müssen zwei besonders erwähnt werden, nämlich *mes* und *ques*. *Mẹs* kann nicht auf ein lat. Perf. *mīsi* zurückgehen, sondern wir müssen eine Form **missi* zu Grunde legen, welche vom Supinum aus neu gebildet wurde. Wir haben also im Prov. gerade die umgekehrte Analogie wie im Nordfranzösischen. Hier bildete man ein Sup. **mīsum* (= *mis*) nach dem Perf. *mīsi*. Vergl. Zsch. VIII 268.

Sodann gehört hierher der Konjunkt. Plusqu. sämtlicher Verba, die ein starkes Perfektum haben. Zwei Verba verdienen bei dieser Gelegenheit besondere Erwähnung, *naisser* und *viure*. Beide Verba haben ursprünglich wohl starke Perf. gehabt (visc. Suchier, Zsch. II 264); dazu dann *nasqueṣ, visqueṣ*. Als dann die Perf. in die Analogie der schwachen Bildungen übertraten, stellte sich ein Konjunkt. auf *-ẹs* ein. — Sollte die Form *pergues* vom Verbum *perdre,* die wir nur in der Crois. alb. wiederholt auf *-ẹs* reimen sehen, etwa auch ein starkes Perf. *perc* erschliefsen lassen?

Im Worte *parẹs* (*parĭĕtem*) ist die Accentverschiebung und der Qualitätswechsel des *e* resp. der Quantitätswechsel schon gemein vulgärlateinisch.

Chẹs (= *canis*), dem wir einigemal im Reim begegnen, ist Lehnwort aus dem Nordfranzösischen.

Noch bleiben zwei Wörter zur Besprechung übrig, *demanes* und *ades;* ersteres hat stets *ẹ*, letzteres *ę*. Die Endung *es* in beiden Wörtern kann demnach unmöglich, wie Dz. Et. W. 129 will, auf denselben lat. Reflex *ipse* zurückgehen. Auch alle anderen Erklärungsversuche, die schon gemacht wurden, sind nicht befriedigend. Wir müssen uns daher einstweilen noch auf die Konstatierung der Thatsache beschränken und auf die Erklärung derselben verzichten.

Über die Verbalendung *-es* aus *-etz* siehe unter *-ẹtz*.

-ẹsa.

B. de Born. Nr. 1 *cortesa* : *quesa* (Part.). Nr. 31 *avolesa* (*-itia) : *francesa* : *engolmesa* : *larguesa* : *englesa* : *campanesa* : *flaquesa* (*-itia) : *glèsa* (*ecclēsia*) : *artesa* : *cortesa*. — St. Hon. S. 83 *noblesa* (*-itia) : *vilesa*. — Jaufre 72 II 27 *presa* : *feresa* (*-itia). 80 I 17 *larguesa* (*-itia) : *avolesa*. 96 II 37 *presa* : *tesa* (*tensa*). 125 I 7 *bonesa* (*-itia) : *franquesa* (*-itia). — Jaufre Ergzg. S. 195, 1 *avolesas* : *prodesas*. — Joyas S. 37 *presa* : *beleza*. 81, 2 *belesa* : *turquesa* (Adj.). — Anc. poés. rel. 135 *malesa* : *orecsa* (Unreinheit). — Rom. XIV 493 III *tramesas* : *corteszas*.

Anm. *Glesa* (= *ecclēsia*) reimt sonst gewöhnlich zu *e* entsprechend seiner Herkunft aus dem griechischen *ι*; auch die übrigen romanischen Sprachen weisen auf ein *eclésia* hin.

-ẹsc.

Chrest. prov. 177, 32 *desc* (*discum*) : *fresc*. — Flam. 2290 *grezesc* (*-iscum*) : *fresc*. — Ste. Enimie 1733 *vilhesc* : *fresc*. —

St. Hon. S. 201 *fresc* : *adesc*. — M. G. 626 *delcedresc* : *gresesr* : *entrebesc* (Verb.) : *pesc* (*piscare*) : *m'espresc* : *paresc* : *cresc*. 1033 *sirventesc* : *balaresc* (Tanzgedicht). — Arch. 33, 435 *fresc* : *tresc* (Verb.) : *paresc* : *m'entrebesc* : *cresc* : *pesc* : *fadesc* (Thorheit) : *emparesc*.

-ęsca.

Chrest. prov. 178, 22 *cresca* : *fresca*. — Flam. 2248 *fresca* : *franceseha*. 2671 *tresca* (got. *thriskan*) : *refresca*. 8053 *bestresca* (*brittisca*, Zsch. VI 109) : *tresca* (Subst.). — Leys d'am. I 222 *tresca* : *fresca* : *bresca* (*brisca*). III 244 *bresca* : *fresca*. — M. W. I 76 *gresesca* : *entrebesca* : *esca* (*esca*). 79 *paresca* : *cresca* : *tresca* : *refresca* : *bresca* : *pesca*. 332 *refresca* : *bresca*. III 135 *sirventesca* : *fresca* : *tresca*. — M. G. 626 *berderresca* : *grezesca* : *entrebesca* : *pesca* : *l'espresca* : *paresca* : *cresca* : *esca*. — B. Lb. 140, 71 *Escas* : *escas*. — Arch. 33, 441 *paresca* : *tresca* : *fresca* : *entrebesca* : *tresca* : *l'esca* : *tresca* : *l'esca* : *tresca* : *envesca* : *tresca*.

-ęsma.

St. Hon. S. 175 *caresma* (*Quadragesima*) : *Maresma*. — Arch. 34, 194 *t'acesma* (*adæstimat*) : *caresma* : *blesma* (Verb.) : *cresma* (*chrisma*) : *se lesma*.

-ęsme.

Brev. d'am. 329. 27261 *caresme* : *feme* (*feminam*). 31940 *celcle* (*circulum*) : *feme*.

-ęsque.

Brev. d'am. 13771 *evesques* : *arcivesques*. — M. W. IV 168, 214 *avesque* : *arsivesque*. — Leys dam. III 14 *avesques* : *arnesques* (Verb. **harnescare*).

-ęssa.

Flam. 1040 *barnessa* : *pe(n)sa*. 8055 *espessa* (*spissa*) : *abadessa*. — Rom. II 194 *tramessa* : *serchęssa* (*circassem*). — Ste. Enimie 71 *comtessas* : *duguessas*. 1307 *abadessa* : *prioressa*. 1324 *abadessa* : *senhoressa*. 1530 *abadessa* : *promessa*. 1551 *abadessa* : *promessa*. — St. Hon. *princessa* : *messa*. — M. W. II 218 *messas* : *destressas* : *preveyressas*. III 341 *esdemessa* : *promessa*. 342 *comtessa* : *adressa* (*-ēctiat*) : *entremessa* : *Alguessa* : *dressa* (*-ēctiat*). — M. G. 902 *comtessa* : *seingnoressa* : *messa* : *pesa* : *promessa*. — Joyas 43, 20 *mæstressa* : *endressa* (*-ēctiat*) : *princessa* : *majoressa* :

fessa (*fécisset*). 62, 6 *rudessa* (**-ītia*) : *destressa*. 67, 13 *rudessa* : *endressa* : *noblessa* : *destressa* : *mestressa* : *princessa*. 77, 1 *princessa* : *noblessa* (**-itia*). 89, 1 *mestressa* : *tristessa* (*-itia*). 98, 5 *tristessa* : *metgessa* : *mestressa* : *endressa*. 132, 18 *promessa* : *mestressa*. 211, 8 *endressa* (Subst.) : *destressa* : *espessa* : *endressa*. 213, 5 *refessa* (*-ēcisset*) : *endressa*. 237, 1 *tristessa* : *blessa* (Verb.). — Leys d'am. III 292 *pessa* (*petia*) : *vessa* (?). — Brev. 13711 *pessa* (*pensa*) : *messa*. 17325 *despessas* (*-ensas*) : *sosmesas*.

-ẹt.

Flam. 3464 *matinet* : *met* (*mittit*). 3707 *vinet* (Subst.) : *petitet* (Adj.). 5992 *musquet* (Subst.) : *met*. — Troub. de Béz. S. 86 *matinet* : *pradet* : *blondet* (Adj.) : *capalet* (Subst.) : *musquet* : *anhelet* : *bastonet* : *vallet*. — St. Hon. 92 *pannet* (Stück) : *met*. 169 *enfantet* (Subst.) : *Guigonet*. 176 *gerllet* („*gerle*“) : *retz* (*rēte*). — Rev. XXII. St. Eustache 1372 *barlet* : *valet*. — M. W. III 230 *pauquet* (Adj.) : *met*. — M. G. 341 *basset* (Adj.) : *met* : *verset* : *paret* : *pradet* : *tramet*. 1092 *tramet* : *esdesuet* (*saget*) : *m'abet* (betrügen) : *det* : *pastoret*. — Anc. poés. rel. 56 7 *set* (*sitim*) : *axet* (*acetum*). — B. Lb. 31, 50 *pauquet* (Adj.) : *met*. 127, 62 *petitet* (Adj.) : *matinet*.

Nach Cornu, Rom. VI 247, entsprechen die Deminutivbildungen auf *-ẹt* und *-ẹta* bei Adj. und Subst. einem lat. Reflex *-ittus* und *-itta*, was vollständig mit den prov. Reflexen im Einklang steht.

-ẹta.

Guilh. Fig. Nr. 7 *planeta* : *Borleta* : *neta* (*nitida*) : *sagetta*. — B. de Born. Nr. 33 *Toleta* : *charreta* : *terreta* : *entremetta*. — S. D. S. 204 *violetas* : *floretas*. 208 *aigretas* : *cogorletas*. — Flam. 2621 *piuzelletas* : *ginosetas* (Adj.). 3842 *cambreta* : *asauteta* (Adj.). 6745 *esquilleta* : *aboreta*. 6808 *lagremetas* : *ongletas*. 7471 *carretas* : *bretas* (Adj.). — Brev. 2670 *netas* : *planetas*. 3848 *planetas* : *sagetas*. 3992 *planetas* : *cometas*. 6943 *violetas* : *floretas*. — St. Enimie 836 *fonteta* : *aygueta*. — Troub. de Béz. 37, 5 *culveta* : *falveta*. 38, 7 *falveta* : *meta* : *feysseneta*. 39, 21 *toxeta* : *trameta*. 40, 31 *carreta* : *peta* (Verb.). 41, 45 *ambladureta* : *barreta* : *fendedureta* : *panseta* (Bauch). — Joyas 55, 6 *Violeta* : *neta* : *trameta* : *dreta* (*-ēcta*). — M. W. II 243 *veta* (*vitta*) : *sageta* : *breta*. — St. Hon. 145 *berreta* : *molleta* (Adj.). 182 *jarreta* (*carrus*) : *Saeta*. 187 *neta* : *bereta*. —

Rev. XX. La cour d'amour 55 *floretas* : *violetas*. 1141 *freta* (*fritat*): *toseta*. 1184 *toseta* : *abeta*. XXVI. Ste. Marie Madeleine *soleta* (Adj.): *umbreta* : *netta* : *armeta* (*eremita*). — Manuskr. C 245a. Guillem Peire de Cazal. fr. 856, fol. 246c *meta* : *completa* (Subst.) : *tozeta* : *lasseta* (Adj.) : *demeta* : *toleda* (*Toleda?*) : *veta* : *boneta* (Subst.). C fol. 246c *entremeta* : *cometa*. — M. G. 279 *floretas* : *violetas*. 535 *albeta* (Subst.) : *violeta* : *roxeta* : *soleta* : *erbeta* (Subst.) : *quarteta*. 605 *tozeta* : *bruneta* (Adj.) : *neta* : *teta* (Seil) : *Toleta* : *trameta* : *veta* (Subst.): *saieta* : *breta* : *desalabeta* : *s'entremeta*. 1018 *culveta* : *falveta* : *meta* : *seysseneta* : *roxeta* : *trametta* : *carreta* : *peta* : *ambladureta* : *barreta* : *correta*. — Rom. XIV 492 II *eletas* (*electas*) : *benezetas* (*-ĭctas*). 505, 219 *vigneta* : *pieuzeleta*. — Leys d'am. III 190 *careta* : *sageta*. 266 *meta* : *maleta* („*sarmalette*“ Azaïs). 338 *planetas* : *netas*. — B. Lb. 127, 35 *moleta* : *vergueta* (Subst.). 129, 45 *verdeta* (Adj.) : *redondeta* (Adj.). 130, 9 *pinholetas* : *grossetas* (Adj.). — Arch. 33, 421 *valeta* : *roseta* : *alimibreta* (?) : *soleta*.

-ętz.

Chrest. prov. 96 *vetz* (*vices*) : *letz* (*licet*). — M. v. Mont. Nr. 1, 13 *Folquetz* : *mercadairetz* : *fetz* (*fēcisset*) : *vetz* (*vices*). — Guilh. Fig. Nr. V *quetz* (*quietos*) : *vętz* (*vitita*) : *secretz* (*secreta*) : *pessetz* (*sabetz*) : *deoretz*. — B. D. 121 *vetz* (*vicem*) : *vetz* (*vitium*). 147 *quetz* (*quictus*) : *auziretz*. 172 *vetz* (*vices*) : *trobaretz*. 183 *cantetz* (*-ctis*) : *vetz*. 188 *quetz* (*quietos*) : *diretz*. — Flam. 3430 *metz* (*mittis*) : *paretz* (*parietes*). 4946 *abetz* (*abettum*) : *soletz* (Adj.). — Jaufre 77 II 5 *paret* : *toxet*. 91 II 29 *detz* (*digitus*) : *paretz*. 108 II 7 *detz* : *peletz*. 150 II 18 *conoisseretz* : *ętz*. — Brev. 3714 *arez* (*arietem*) : *trobaretz*. 4323 *vetx* (*vices*) : *trobaretz*. 9846 *iretz* : *trames*. 12757 *Olivetz* : *trobaretz*. 13787 *trobaretz* : *paretz* (*parietes*). 22886 *meravilhetz* (*-ētis*) : *faretz*. 25283 *puget* (Subst.) : *Olivet*. 29451 *Folquetz* : *fetz* (*fēcit*). — Daude de Prad. 474 *vetz* (*vicem*) : *malvetz* (**malevitium*). — Crois. alb. 3867 *tozetz* : *dezeretz* („*spoliations*“ Azaïs) : *casteletz* : *letz* (*licet*). 3894 *paretz* : *-ętz*. 3914 *sageletz* : *quetz* (*quietus*). 5352 *corretz* : *-ętz*. 5564 *soletz* (Adj.) : *repletz* (*replētus*) : *quetz* (*quietus*). 5375 *-ętz* : *prętz* : 5401 *abetz* (*abettum*) : 5410 *leitz* (*legem*) : 5415 *secretz*. 8080 *cobraretz* : *setz* (*sitis*) : 8092 *devętz* : *leitz* (*legem*). 8105 *quetz* : *obeziretz* : 8130 *petz* (*pĭcem*) : *clavetz* (Subst.) : 8160 *parętz*. — Prov. geistl. L. 3, 35 *aureç* : *malfeç* (Teufel). — Leys d'am. I 198

bordonetz („*vers*“ Azaïs) : *versetz*. — Dern. troub. *Folquetz* : *mercadairetz* : *fetz* : *vetz*. — Guerre de Nav. 2049 *quetz* (*quietus*) : *escoltaretz* : *lobetz* (Subst. *lupus*) : *missagés* : *trobaretz* : *dartz* : *rossetz* (Adj.) : *vendretz* (Fut. v. *venire*) : *renaudetz* (Subst.) : 2058 *anietz* (*-ētis*) : *tendretz* (Fut. v. *tenere*) : *defendretz* : *creiętz* : *tardetz* (*-ētis*) : 2063 *botonetz* (Subst.) : *abetz* (ags. *bëtan*) : 2066 *soletz* (Adj.) : 2080 *vetz* (*vices*) : 2082 *secretz* : *trayetz* (?) : *netz* : *peonetz* (Subst.) : *castętz* (Hs. *castęls*) : 2087 *Menoretz* : 2089 *mayoretz* : 2102 *palpetz* (*-ētis*) : *letz* (*licet*). — M. W. I 332 *neletz* : *dretz* (*-ĕctum*). 365 *adretz* : *vetz* (*vicem*) : *eletz* (*-ĕctum*) : *paretz*. II 225 *deschausitz* : *frez* (*frigidus*) : *adretz* : *espletz* : *estretz* : *pletz* (Subst.). III 230 *anaretz* : *fes* (*fides*). 233 *fezetz* : *demanes*. 363 *poiretz* : *vieuretz* : *vetz* (*vices*). IV 118, 17 *vetz* (*vices*) : *letz* (*licet*). 122 *vetz* (*vices*) : *netz*. 131 *mandaretz*': *oblidetz*. 136, 253 *vetz* (*vices*) : *tozetz*. 150, 85 *vetz* (*vices*) : *trobaretz*. 154, 258 *gardetz* : *melhuretz*. 177/8 *vetz* (*vicem*) : *trobaretz*. 207, 93 *vetz* (*vicem*) : *reveniretz* (Hsch. *revenir o l'etz*). 211, 55 *auziretz* : *quetz* (*quiētus*). — M. G. 216 *auziretz* : *vetz* : *diretz* : *fetz* (*fēcit*) : *adretz* : *letz* (*licet*) : *esfretz* : *setz* (*sĭtis*). 223 *vetz* (*vitium*) : *cabetz* : *retz* (*rēte*) : *setz* (*sĭtis*). 323 *dretz* : *adretz* : *clergetz* : *eletz* (*-ĕctus*) : *netz*. 341 *fetz* : *disętz* : *vetz* (*vĭcem*) : *quetz* (*quietus*) : *trobaretz* : *Folquetz* : *vetz* (*vĭcem*) : *joglaretz* : *letz* : *dretz*. 880 *auziretz* : *vez* (*vices*) : *lez* (*licet*). 882 *sonetz* : *osfretz* : *vetz* : *soletz* : *letz* (Hsch. *leis*) : *toseç* : *callareç* (Fut.). — Zsch. I S. 64 *vetz* : *lętz* (*lætus*) : *dext* (*dētis*); *valętz* : *dętz* : *prętz*. — B. Lb. 25, 30 *vetz* : *ametz*. 26, 25 *defendretz* : *ametz*. 26, 64 *estetz* : *trobaretz*. 27, 36 *crietz* : *volętz*. 128, 52 *malvetz* : *vetz*. — Rom. XIV 498, 3 *maridetz* : *ęs*. — Arch. 33, 334 *creiretz* : *vetz*; *tonaretz* : *seretz*. 35, 105 *vez* : *frez*. 50, 279 *fęz* : *metęz*. 282 *passaretz* : *verz* : *derz* (Perf.).

Eine geringe Anzahl der Wörter auf *-etz* resp. *-et* kommt in der erb- und fremdwortlichen Form zugleich vor. So *secręt*, *decręt* (cf. it. *decrèto*, Canello 512), *Olivęt*, *quętz* neben *secręt*, *decręt*, *Olivęt*, *quiętz*. Für *quiētum* haben wir auch im Nordfrz. die Form *coi* (Erbwort) neben *quiet* (Fremdwort); im Italienischen existieren die fremdwortlichen Formen *quięto* und *quęto*. Der Donat erwähnt nur die Form *quętz*. *Mansuętz* = *Mansuētus* ist Fremdwort, cf. *-ętz*.

Endlich möge hier noch ein aufserordentlich wichtiges Kapitel aus der Konjugation seine Erledigung finden, die Qualität der Endung *-etz*, welche in den meisten Dialekten später zu *-es* übergeht. Die

Endung der 2. Pl. Ind. Präs. in der II. bis IV. Konjug. sollte im Provençalischen lautgesetzlich *-ẹtz* ergeben. So lautet sie aber im Präs. nicht, vielmehr *-ętz,* einige ungenaue Reime abgerechnet. Woher kommt nun das *ę?* Da es sich nicht lautlich aus dem Lat. entwickeln kann, müssen wir es auf analogischem Wege erklären. Es ist herübergenommen von *ętz* = *estis* (cf. Litteraturbl. III 469). Ein derartiger Einfluſs des Hilfszeitwortes *esse* auf die übrigen Verba ist uns auch hinlänglich aus anderen romanischen Sprachen, besonders aus dem Nordfrz., bekannt. Nichtwirkend war diese Analogie auf das Fut. im Provençalischen. Dort hat sich die lautgesetzliche Endung *-ẹtz* erhalten. Ebenfalls von dieser Analogiewirkung verschont blieb die 2. Plur. Konj. Präs. und Konj. Plusqu., wo die Endung stets *-ẹtz* lautet, entsprechend der lat. Endung *-étis.*

Beim starken Perf. ist die Endung der 2. Plur. *-ętz* = *-ĭstis,* beim schwachen dagegen von der I. bis III. Konj. *-ętz* = *édistis.*

Im Donat wird nur die Endung *-ẹtz* = *-étis* im Konj. Präs. erwähnt.

Das Verbum *faire* hat neben der Form *fezẹs* = *fecissem* auch die Form *fẹs* (cf. Litteraturbl. 1886, Nr. 11, Anm. zum Mönch v. Klein 1, 76), die eine Anglẹichung an die stammbetonten Formen des Perf. ist.

-ęza.

Chrest. prov. 76 *corteza* : *defeza.* — Brev. 277 *savieza* : *grandeza.* 1695 *savieza* : *mesa* (*missa*). 17693 *conqueza* : *riqueza.* 19875 *trameza* : *riqueza.* 25193 *monteza* : *preza* (Part.). — M. v. Mont. Nr. 8a *gajeza* : *proeza* : *corteza* : *apreza* (Part.) : *franqueza* : *maleza* (**-ĭtia*). — B. D. 7 *riqueza* : *paureza.* 9 *proeza* : *pereza* (*pigritia*). 11, 13 *serteza* : *simpleza.* 14, 10 *auteza* : *egaleza.* 26, 31 *falseza* : *maleza.* 30, 3 *pequeza* : *foleza.* 32, 24 *nobleza* : *lialeza.* 39, 11 *vaneza* : *boneza.* 44, 23 *suaveza* : *lialeza.* 58 *nobleza* : *fermeza* : *franqueza* : *proeza* : *auteza* : *grandeza* : *teza* : *beleza.* — Rec. Nr. 20 *asseza* (Part.) : *preza;* *conqueza* : *preza;* *recreza* (*-ēdat*) : *creza;* *conteza* : *peza* (Verb.); *largueza* : *cobeeza.* — Troub. de Béz. S. 63 *riqueza* : *conqueza.* — M. W. I 332 *amareza* : *cobezeza.* II 10 *peza* (Verb.) : *marqueza* : *promeza* : *apreza* : *meza* : *empreza* : *conqueza* : *enqueza.* 11 *meza* (Part.) : *apreza* : *empreza* : *guayeza* : *conqueza* : *peza* : *riqueza* : *franqueza* : *drecheza* : *corteza* : *marqueza* : *riqueza* : *marqueza* : *guayeza.* 192 *empreza* : *falseza* : *lialeza* : *simpleza* :

descreza (-ẹ̄dat) : *grineza* : *sancteza* : *falseza* : *peza*. 206 *fereza* : *cobezeza* : *egaleza*. 208 *largueza* : *leialeza* : *avareza*. 214 *guayeza* : *leialeza*. 215 *cruzeza* : *proeza* : *creza* (-ẹ̄dat) : *riqueza* : *engleza* : *engolmeza*. III 342 *recreza* (-ẹ̄dat) : *proensaleza* : *arreza* : *corteza*. 349 *largueza* : *escaseza* (Subst.) : *peza* : *largueza*. IV 94 *vilheza* : *deza* (Verb.). 126, 27 *serteza* : *nobleza*. 152, 166 *larguezas* : *saviezas*. 204, 127 *franqueza* : *paubreza*. — Zsch. I 67 *urgaleza* : *bersendeza*. — B. Lb. 137, 31 *paubreza* : *cobezeza*. 146, 78 *Araguesa* : *conqueza*.

Freiburg i. B., Jan. 1888. Karl Oreans.

(Schlufs folgt.)

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Die Ehre in den Liedern der Troubadours, von Dr. Franz Settegast, a. o. Professor an der Universität Leipzig. Leipzig 1887. 46 S.

Die Abhandlung, deren Verf. bekanntlich schon in Gröbers Zeitschr. IX, 204 ff. den Ehrbegriff im Rolandsliede behandelt hatte, verfolgt den Zweck, an der Hand zahlreich zusammengebrachter Belegstellen nachzuweisen, eine wie hervorragende Rolle der Ehrbegriff in den Dichtungen der Troubadours spielt. Dafs es ihm hierbei nicht darauf angekommen ist, sämtliche Dichtungen der Troubadours in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, deutet der Verf. indirekt dadurch an, dafs er am Schlufs der Einleitung p. 6 seinen Stoff unter den drei Gesichtspunkten des Herrendienstes, des Frauendienstes und des Gottesdienstes gruppiert. Wenn auch das Wesentlichste von dem, was der Verf. vorträgt, bereits in den von Diez, Poesie der Troubadours, gegebenen Ausführungen enthalten ist, so kann er doch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ein umfangreiches Material von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus verarbeitet und namentlich den eigenartigen Charakter der provençalischen Liebespoesie mit ganz besonderer Übersichtlichkeit und Schärfe beleuchtet zu haben. Dr. Fritz Bischoff.

Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Freiburg und Tübingen 1882. 285 S. 8.

Über Schwabs kritische Thätigkeit ist wenig bekannt. Man weifs von seinen Übersetzungen, seinen Bemühungen um die klassischen Litteraturen, von seinen Legenden, Balladen, Liedern; dafs er für verschiedene Blätter Recensionen lieferte, besonders über Bücher aus dem Fache der schönen Litteratur, wird kaum erwähnt. Und doch war er durch diese Arbeiten von bedeutendem Einflufs auf die ästhetische Bildung seiner schwäbischen Landsleute, von einem Einflufs, der immer gröfsere Kreise ergriff und dessen nachhaltige Wirkung nachzuweisen nicht schwer fallen dürfte. Es ist daher mit Anerkennung zu begrüfsen, dafs Schwabs Biograph, K. Klüpfel, aus den im Morgenblatt, den Blättern für litterarische Unterhaltung u. a. veröffentlichten Recensionen eine kleine Auswahl besonders abdrucken liefs. Daraus seien hervorgehoben die Aufsätze über Uhland, über Gedichte von Hölderlin, Justinus Kerner, König Ludwig von Bayern, Nik. Lenau, Uhland, Rückert: alles bekundet ein äufserst feines dichterisches Empfinden, eine seltene Begabung, in eine fremde Persönlichkeit einzudringen, die Art ihres Schaffens als durch ihre Eigen-

heit bedingt darzustellen und zu erklären. Die Aufsätze stammen aus den Jahren 1826—1839, aus einer Zeit, wo es allenthalben keimt und spriefst; Schwab selbst steht in den dreifsigen. Da ist es kein Wunder, wenn auch die Kritiken Frühlingsluft atmen und überall eine Freudigkeit der Anerkennung, eine Milde des Tadels hervortritt, die auch heut noch angenehm berühren. Dafs manches weitläufig erörtert und breit analysiert wird, liegt in der Abfassungszeit begründet, doch entbehren auch diese Blätter des Buches ihres Reizes keineswegs.

Curt Mündel, Elsässische Volkslieder. Strafsburg 1884. VIII u. 302 S. 8. 3 Mk.

Durch frühere Schriften, besonders durch die Haussprüche und Inschriften im Elsafs, als trefflicher Forscher auf dem Gebiete elsässischen Volkstums bewährt, bietet der Verfasser hier eine 256 Nummern starke Sammlung von Volksliedern, die triviale und wenig poetische Gesänge zwar nicht ausschliefst, doch an vortrefflichen Stücken reich ist. Jahrelange Wanderungen durch das Land vermittelten nicht nur Kenntnis handschriftlicher Schätze, sondern boten auch Gelegenheit, die Leute selbst beim Singen und Sagen zu belauschen. So konnte der Verfasser eine Reihe noch unbekannter Lieder seiner Sammlung einfügen, gröfstenteils freilich begegnen bekannte, deren Aufnahme durch Abweichungen und Eigenheiten gerechtfertigt ist. Mit Sorgfalt wird in diesem Falle auf den Abdruck des Liedes in anderen Sammlungen hingewiesen: dies und die genaue Angabe des Ortes, wo jedes Lied aufgezeichnet wurde, machen das Buch der Forschung besonders wertvoll.

Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur, herausgegeben von Alexander Bieling. Nr. I: Gottscheds Reineke Fuchs. Abdruck der hochdeutschen Prosaübersetzung vom Jahre 1752. Halle 1886. VIII u. 144 S. 8.

Es sei hier auf eine Reihe von Neudrucken hingewiesen, die der neueren deutschen Litteratur zu gute kommen und manches schwer zugängliche Werk zum bequemen Gebrauch in die Hand des Publikums legen will. Man beabsichtigt, selten gewordene Originaldrucke, welche hervorragenden Werken nachweislich als Hauptquelle dienten, durch genaue Abdrücke zu erneuern und damit besonders denen zu dienen, die eine gröfsere öffentliche Bibliothek nicht zur Verfügung haben und jene Schriften daher nur mit grofsen Schwierigkeiten erreichen können. Das vorliegende Heft empfiehlt sich durch Sorgfalt und vortreffliche Ausstattung. Zunächst sind in Aussicht genommen die Lebensbeschreibung des Herrn Gözens von Berlichingen (Nürnberg 1731) und Histoire du Cid aus der Bibliothèque universelle des Romans 1783—84. H. L.

Meditationen. Eine Sammlung von Entwürfen zu Besprechungen und Aufgaben für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, von Dr. Ferdinand Schultz, Direktor des Kön. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. 2. Band. Dessau, Paul Baumann, 1886.

Der erste Band der „Meditationen“ ist zwar dem Ref. nicht bekannt geworden, damit auch nicht im einzelnen der Plan, der zu Grunde gelegt und in der Vorrede zum ersten Bande vorgezeichnet ist; aber der zweite

Band läſst auch für sich die Eigentümlichkeit des Verfahrens des Verf. erkennen. Das ist das besonders Wertvolle an dem Buche, daſs es uns nicht fertige Dispositionen bietet, sondern seinen Schwerpunkt in der Invention findet, daſs es zeigt, von wo bei der Meditation ausgegangen werden muſs, wie weiter der Weg zu verfolgen ist, um endlich zum letzten Ergebnis zu gelangen. Der Umfang der Aufgaben ist ein sehr weiter, dem deutschen Unterricht das höchste Ziel gesteckt, er soll eine universale Pädagogik sein. Der Verf. regt bei den Aufgaben zunächst das Interesse dadurch an, daſs er auf den alltäglichen Gebrauch eines Begriffes hinweist, über den sich klar zu werden der Mensch sich gedrungen fühlen müsse. Wie dann der Schüler durch die Besprechung zum allseitigen Nachdenken geführt und so nach und nach methodisch zum Begriff geleitet werde, zeigt sich gleich in den ersten Meditationen, deren Grundlage Aufsätze von Lazarus, Steinthal u. a. bilden, z. B. bei dem Thema: das Gedächtnis. Von der Entstehung der Sinneseindrücke ausgehend, kommen wir zu den Vorstellungen, sowohl den einzelnen, als dem Verhältnis derselben zueinander, und zwar je nachdem sie unvergleichbar und vergleichbar sind, sodann zu der Erneuerung der Vorstellungen, und sind somit beim Gedächtnis angelangt, aber die erste Definition muſs erweitert werden durch die genauere Betrachtung der Stufen der Thätigkeit des Gedächtnisses oder der subjektiven Bedingungen desselben, des Auffassens, Behaltens, Sichwiedererinnerns. Und indem nun noch der Umfang des Begriffs in den verschiedenen Arten untersucht, auch auf die Kunst des Gedächtnisses, also die Mnemonik eingegangen wird, so kann nun im Rückblick eine vollständige Definition gegeben werden. In ähnlicher anregender und belehrender Weise werden andere Begriffe aus dem Gebiete der Psychologie, Ästhetik, Ethik erörtert, wie: die Sprache, die Erinnerung (hier besonders kommen Herz und Gemüt erquickende Vorstellungen vor), das Vergnügen, das Glück, bei welchem letzteren Thema namentlich auf die vortreffliche Disposition aufmerksam zu machen ist. Für die Behandlung solcher Themata versteht es sich von selbst, daſs ihr eine gründliche Besprechung der Begriffe im Unterrichte vorausgehen muſs; aber es erhellt auch, wie eben dadurch auf vorzügliche Weise der Schüler gewöhnt wird, sein inneres Leben sich klar zu machen. Es werden durch alle Aufgaben groſse Anforderungen an die Schüler gestellt, und mitunter scheint, auch den Beistand des Lehrers vorausgesetzt, über den Gesichtskreis der Schule hinausgegangen zu sein. So ist auch die Behandlung des ungemein schwierigen Begriffes Humor eingereiht; durch das Bedürfnis des Unterrichts, sagt der Verf., sei er darauf geführt, durch den Humor, der im Horaz, in Shakespeare, in Fritz Reuter, auch im Homer vorkomme; ja, auch der Schüler fühlt den Humor heraus, aber ob er die feinen Unterschiede der verschiedenen Arten zu erfassen vermöge, das ist zu bezweifeln. Auch litterarische Stoffe benutzt, und mit Recht, der Verf. zur Erörterung ethischer Begriffe; so wird aus Shakespeares Heinrich IV. die Aufgabe hergeleitet: die verschiedenen Gestalten der Ehre in dem Drama. Diese erscheinen uns an Fallstaff, dem König, Blunt, Percy, Douglas u. s. w., lauter verschiedene Abstufungen, aber mitunter in kaum bemerkbaren Unterschieden, die auch das bewaffnete Auge des Schülers wohl nicht zu erkennen vermag. Hier möchte man lieber, ohne Anlehnung an eine Dichtung, eine Erörterung des Begriffes Ehre in der Art, wie sie Lazarus in seinem bekannten Aufsatz vorgenommen hat, lesen. Meditationen dieser Art glaubt der Verf. besonders in Gestalt von Vorträgen benutzen zu können, und zwar derart, daſs Teile der Meditationen über diese Stoffe mehreren Schülern zur Durcharbeitung und Erweiterung, auf dem Wege der Induktion, aufgegeben werden und so nach und nach das Ganze in mündlicher Darstellung zur Erscheinung komme; so werde die ganze Klasse zu steter

Teilnahme angeregt. Indessen eine Behandlung solcher Meditationen, auch nur einzelner Teile, in mündlicher Rede ist für Schülervorträge wahrscheinlich eine zu schwierige Aufgabe, zur Übung im Reden dient ja so manche Stunde, für eigentliche Vortragsübungen wird immer Reproduktion genügen.

Der Stoff anderer Meditationen ist von dem Verf. aus dem Gebiet der Geographie und Geschichte entlehnt. Bei den letzteren wollte er besonders durch Vergleichung von zeitlich auseinander liegenden Ereignissen und Zuständen den Blick für geschichtliche Betrachtung schärfen. Dieser wichtige pädagogische Grundsatz ist für die bewegte Gegenwart, durch deren Wirren nur der geschichtliche Blick den rechten Weg zu finden weiſs, von der gröſsten Bedeutung; die hier mitgeteilten Proben können als musterhaft gelten. Nur die Erörterung eines geschichtlichen Themas giebt zu Bedenken Veranlassung; es heiſst: Inwiefern kann man den Untergang der Ostgoten in Italien eine Tragödie nennen? Bezeichnender hieſse es wohl: das Tragische im Untergange. Der Verf. disponiert nach der breiten Definition des Aristoteles von der Tragödie: tragisches Mitleid, tragische Furcht, vollständige Handlung, bedeutende Handlung, was die Ausführung zu weit ausdehnen muſs und der Übersichtlichkeit schadet. Nach seiner Fassung konnte der Verf. auch in eine Besprechung des Unterganges des Volkes nicht füglich die Person des Theodorich hereinziehen; die Gröſse des Theodorich (warum heiſst er nur der Groſse?) scheint dem Ref. nicht genug gewürdigt, die byzantinische und römische Lügenhaftigkeit und Treulosigkeit nicht genug aufgehellt, das Verfahren gegen Boetius und Symmachus zu grell beleuchtet, und daſs gerade deren Untergang die Entfremdung der Herzen der Italer herbeigeführt habe, ist zu viel gesagt. Das Erhebende aber im Untergange der Ostgoten liegt allerdings in der groſsartigen Selbstaufopferung der Goten in der entscheidenden Stunde, andererseits aber in der Einsicht in die zerrütteten sittlichen Verhältnisse der Gegner, deren Pyrrhussieg in kürzester Zeit sich in die vollständigste Niederlage verwandeln wird. — Die geographischen Aufgaben, die thüringische Saale, Hamburg, Venedig, den Verkehr der Neuzeit überhaupt behandelnd, zeichnen sich durch allseitige Betrachtung des Stoffes und feine Anordnung aus, manche Einzelheit mutet uns freilich etwas prosaisch an.

Die Themata aus der Litteratur nehmen den weit gröſsten Teil des Buches ein; über das gewöhnliche Gebiet geht der Verf. weit hinaus; er greift in die ausländische Litteratur, die ja schon in unser Fleisch und Blut übergegangen sei, stark hinein, besonders in Shakespeare, zieht aber auch solche Vertreter heran, die sicherlich an wenigen Anstalten bekannt geworden sind. Dahin gehören die Aufgaben, die für den Kenner allerdings anziehend sind: „Wodurch fesselt uns Calderon in seinem standhaften Prinzen? Die Antike in Dantes Divina commedia. Inwiefern lassen die musikalischen Gemälde in Drydens Ode auf den Cäcilientag den Pinsel müſsig?“ Auch „Horaz und Béranger“ (zumal die Verwandtschaft beider doch nicht sehr groſs ist). Dagegen muſs die Meditation über die aus Shakespeares Heinrich V. entlehnte Aufgabe: „Ein britischer Nationalheld“ allgemein gefallen, sowie die Besprechung der Aufgaben aus der altklassischen Litteratur: Kolonos im Lichte Sophokleischer Dichtung, Horaz und die Natur. Von den Aufgaben, welche aus der deutschen Litteratur entlehnt sind, ist die Frage, ob der Stoff des Parzival von Wolfram von Eschenbach zur Fabel eines Musikdramas sich eigne, trotz der Fürsprache des Verf. für eine erhöhte Berücksichtigung der Musik für deutsche Aufsätze, für Schüler zu schwierig, abgesehen davon, daſs in kleineren Städten die Schüler mit Musikdramen, wie sie der Verf. im Sinne hat, unbekannt sind. Die Aufgabe über das deutsche Vaterland Klopstocks setzt eine Bekanntschaft mit fast allen Oden Klopstocks vor-

aus und bietet in ihrem Endergebnis zu wenig Anregendes. Vorzuziehen sind die zwei aus Lessing entlehnten Charakteristiken; ebenso die Charakteristiken aus Goethes Iphigenie, Tasso und Reineke Fuchs. Als besonders anregend empfiehlt sich die Meditation über Schillers Demetrius als Seiten- und Gegenstück zur Jungfrau von Orleans, wie ihn der Dichter selbst bezeichnet, in dem Ergebnis nämlich, dafs zwei in den Grundzügen ähnliche Charaktere, wenn auch auf verschiedenem Wege, zu dem Glauben an eine höhere Berufung kommen, dafs der dadurch in ihnen erwachsende Glaube ihnen die Kraft verleiht, ihre Umgebung fortzureifsen und die Lösung ihrer Aufgabe glücklich zu beginnen, dafs endlich der Glaube an sich selbst bei beiden erschüttert wird und dadurch ein Rückschlag in beider Schicksalen beginnt. Dagegen scheint dem Ref. die Beantwortung der Frage: „Wie würde Schiller die Handlung eines Dramas Egmont gestaltet haben?“ zu sehr auf Vermutungen hinauszuführen, und die Meditation über das Thema: „Philipp II. und Ferdinand II. im Lichte Schillerscher Dramen“ zu einem grofsen Teile von dem Schillerschen Drama abzulenken, die Ähnlichkeit zwischen beiden Personen ist auch nicht bedeutend. Von neueren Dichtern hat der Verf. zunächst G. Freytag herangezogen, mit Recht, die gründliche Meditation über Ingo und die Parallele zu der homerischen Dichtung (Odysseus bei den Phäaken) ist ein Stück wirklicher Konzentration des Unterrichts. Auch W. Jordan möchte der Verf. der Jugend näher rücken; er giebt eine sehr ausführliche Meditation über „Sigfrid den altgermanischen und Frithjof den altskandinavischen Helden im Lichte moderner (Tegner) Dichtung“. Gewifs, eine wirklich nationale Dichtung in prächtiger Form ist Jordans Gedicht; aber der Einzelheiten des Stoffes sind so viele, dafs der Schüler sich nur mit Mühe durch sie hindurchzufinden vermag, und soll die Aufgabe vollständig gelöst werden, so müfste er auch noch mit den ursprünglichen Mythen gründlich bekannt sein. So werden die Anforderungen hochgespannt.

Doch genug der Einzelbemerkungen, die nur das grofse Interesse bezeugen sollen, welches dem Ref. das vorliegende Buch gewährt hat. Es bringt einen ganz anderen Gewinn als alle die vielen Dispositionssammlungen, mögen sie auch noch so viele Auflagen erlebt haben.

Herford. Hölscher.

Theodor Thiemann, Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik. Oppeln 1886. IV u. 151 S. gr. 8.

Wie im 18. Jahrhundert die Bildung der Deutschen und insbesondere ihre schöne Litteratur von den Italienern beachtet und beurteilt wurde, ist ein würdiger Gegenstand einer litterarischen Untersuchung. Denn es mufs ein schöner Beitrag sein zu der Schätzung der geistigen Eigenheiten des Volkes, welches beurteilt sowohl, als auch jenes Volkes, welches beurteilt wird: so richtig es auch im allgemeinen sein mag, dafs hier viel Irrtum unterlaufen mufs, dafs das Urteil, welches wir Deutsche heutigestags über unsere Werke des vorigen Jahrhunderts haben, besser, allgemeingültiger sein mufs als jenes, welches eben hierüber Italiener, also Ausländer, aber Zeitgenossen, haben konnten. Der Verfasser hat seinen Gegenstand vortrefflich behandelt: überall sieht man reiche Belesenheit und schöne Durchdringung der Quellen und verständige Würdigung und Verwerfung der Urteile, je nachdem sie es verdienen. Auch fehlt es nicht an Fällen der entgegengesetzten Art, dafs nämlich Urteile von Deutschen des vorigen Jahrhunderts über Italienisches zur Sprache kommen. Das Ganze ist in einem hübschen Deutsch geschrieben, in dem

fast jedes erwähnte Wort eines Italieners auch verdeutscht erscheint, dabei durch reichliche Anführungen aus den Originalschriften angenehm und lebhaft gemacht, so dafs es dem des Italienischen Kundigen wie Unkundigen gleich anziehend und geniefsbar sein wird.

S. de Chiara, Fumo, nuovi versi. Cotal vestigio di se lascia, Qual fumo in aere. Inf. XXVI, 50. Roma 1886. 122 S. 16.

Das kleine zierliche, auf feinem Papier gedruckte Büchlein (es kostet nur Lire 1,50 oder Mark 1,20) ist dringend der Beachtung aller Freunde italienischer und echter Dichtung überhaupt zu empfehlen. Rauch, mit dem Hinweise auf Dantes Wort, nennt der Dichter seine Klänge offenbar in einer übermäfsigen Bescheidenheit, er meint, sie seien vergänglich. Beachten wir aber, was uns die Vorrede ausdrücklich sagt, und was wir bei der Lesung der Gedichte selbst fortwährend fühlen, dafs uns hier nichts Gemachtes, Erfundenes, sondern Erlebtes, Empfundenes entgegentritt, so heimelt uns auch dieser Titel wunderbar an: wir glauben den Rauch vom häuslichen Herde der Heimat, des innersten Seelenlebens des Verfassers zu erkennen. Vor einer Reihe von Jahren begegneten wir demselben schon in dieser Zeitschrift als dem Herausgeber des fünften Gesanges vom Inferno mit einer Auswahl des Besten aus dem, was die Erklärer aller Zeiten geboten haben. Diese Gedichtlein hier treten ohne allen Anspruch von Gelehrsamkeit auf, nur wahr und niedlich sind sie; höchstens gelingt es wohl, hier und da einige Anklänge an Art und Sprache der Volksweisen Italiens zu entdecken, wie in Wendungen dieser Art: hat soviel mich gekostet — hat mich gekostet soviel, und in der öfter wiederkehrenden Form der Strophen des ersten und letzten der von mir hier in Übersetzung gegebenen Gedichtchen. Die erste Abteilung der Gedichte hat wesentlich zum Gegenstande, wie sich Herrlichkeit und Elend, Innigkeit und Leichtsinn nebeneinander stellen und zu Bitterkeit und Verzweiflung stimmen; die zweite handelt im ganzen von der beseligenden Macht der Liebe, insbesondere der reinen und wahren Liebe; eine dritte und vierte zeigt Vermischtes, zum Teil Launiges. Die zweite Abteilung ist die ausgedehnteste und wohl auch die schönste und am allgemeinsten ansprechende: aus derselben nachstehende Proben.

Krank.

Und wieder einmal hier! Ich bitt dich eines!
Zu lange Zeit bist schlaflos schon gewesen!
Geh nun zu Bette, Mutter! Siehst ja, keines
Beistands bedarf ich: bin ja fast genesen.
Schwör, dafs du nimmer kommst! Schlaf ohne Bange!
Ich fühle mich ganz wohl! Fest schlafe, lange!

Komm nicht zurück, hör meine Bitten, höre!
Schon wieder ist sie's: sagte doch, sie schwöre!

Du liebst mich.

Du liebst mich also! Wiederum
Hab ich die Wonnezeit, die längst geschwunden!
Du liebst mich also! Glücklichem
Hat wiederum das Leben schöne Stunden!

Nur's lange Weh verzeichnete
Der Seele tiefe Spuren, und sie bleiben;
Schatz, dafs du schwändest, ängstiget,
Und vom Genufs mufs mich die Bange treiben.

Nein, wenn das auch sich flüchtete,
Letzter Betrug fürs Leben es da würde:
Ich stürb in Angst, da schrecklicher
Am Leben ich dann hätt die schwerste Bürde.

Abendsang.

Ich wollte, mein Gesang, wie Klageklänge,
Flög bis zu dir, indem du schliefst gelinde,
Brächten zum Ohr die Winde
Meiner Gedanken heimliches Gedränge.

Ich wollte, sähst mich, eben in Gestöhne,
Vom Sehnen und vom Schmerz Bezwungnen eben
Dir ob dem Haupte schweben,
Dem lieblichen, mich Liebestraum, du Schöne.

Ich wollte, dich bezwänge meine Bitte,
Dir wohlzuwollen gönntest, dürft ich einen
Kufs reichen, uns vereinen:
Wie leicht beflügelt er zu dir da glitte!

Dir nahe, welchen Traum hätt ich zu danken!
Wie wollte träumen ich von Lieb bestrahlet!
Schon der Gedanke malet
Ein göttliches Traumleben, ohne Schranken!

Und nicht geträumt.

Und nicht geträumt war's! Jener Kufs, soeben
Den mir du gabst, ist auf dem Munde Feuer!
Uberm Gesicht fühl ich die Locke schweben,
Als wär's Gestreichel lieber Hände, treuer.

Rings Luft, Gedüft von deinem Leibe leben;
Berauscht die Seele wird zur Wonnescheuer;
Wie Saatgefild Tautröpfelein beweben,
So tröpfle, scheint's, und meine Seele freu er,

Speisend der Himmel ... Bringen auch geflügelt
Duftende Weste mir schnell deine Rede:
Zu meinem Herzen kennt sie wohl die Wege.

Ganz bist noch hier du! Flüchtig ist da jede
Zeitspanne, fest nur hält der Brust Gehege
Dein liebliches Bild — Schicksal ungezügelt!

Schiffbruch.

Ein weifses, helles Schifflein, das bestrahlte
Die kaum geborne Sonn, aufs Meer gefahren!
Die Wellen öffneten sich, als bezahlte
Man Lieb mit aufgethaner Arme Paaren,
Ein Windchen, als ob Frühling bunt bemalte,
Von ferne kam, den Grufs ihm nicht zu sparen.

Nicht Grufs zu sparen an das Schiffchen helle,
Festlich geschmückte, mutbegabte, schnelle.

Doch's helle Schifflein, festlich schön geschmückte,
Der böse Sturm zur Beut ersah, berückte:

Ins Meer hinab stieg's, in der Kälte Räume ...
War meiner Hoffnung Schifflein, meine Träume.

Karl Wilhelm Geist, Lehrbuch der italienischen Sprache nebst kurzem Vorkursus. Zürich 1887. X u. 378 S.

Geist heifst der Name des Herausgebers einer neuen italienischen Sprachlehre und, gleichsam im Einverständnis mit diesem Namen, bemerkt das Zeichen des Druckes und Verlages von Orell Füfsli & Co. aus Zürich: mens agitat. Nun, an Geist und Rührigkeit fehlt es dem Verf. offenbar nicht; das Buch hat manches Eigenartige und Neue, ist aber trotzdem in den Grundlagen der Grammatik, nämlich in der Laut- und Formenlehre, so schwach und bedenklich, dafs es dringend geboten erscheint, jeden vor demselben ernstlich zu warnen. Sollte man es wohl glauben, dafs heutzutage noch eine italienische Sprachlehre erscheinen kann, welche von der zwiefachen Aussprache des o und ebenso des e, der offenen und der geschlossenen, weder Klares noch Unklares, rein gar nichts hätte, keinen Mucks? Und das vorliegende ist noch dazu ein ganz ansehnliches, dickliches Buch! Die Formenlehre hätte sehr einer ordentlichen Durchsicht bedurft. Von nuocere heifst hier das Präsens nuoccio statt noccio, und steht diese veraltete Form als Hauptform und das jetzige nuoco in Klammer; ebenso verkehrt ist hier ponere (porre), conducere (condurre) geschrieben. Man darf auch nicht denken, der Verf. habe das Rechte gemeint, sich nur falsch ausgedrückt, denn er schreibt ganz richtig dire (dicere): er meint also mit dem Eingeklammerten das Ungebräuchliche. Von cuocere (kochen) giebt er das Präsens cuocio fälschlich statt cuoco. Während zu uscire das Präsens esco richtig angegeben ist, steht bei Gelegenheit einer syntaktischen Erklärung (S. 105) riuscisce statt riesce. Die letzten zwei Drittel des ganzen Buches ungefähr enthalten italienische und deutsche Übungsbeispiele. Den Liebhabern von dergleichen, wie namentlich manchem Lehrer, werden sie willkommen sein: sie enthalten manchen hübschen Satz, manches Schöne für Wortschatz und Sammlung von Redensarten. Von einer tiefer gehenden, auf Entstehung der Formen gerichteten Betrachtung, von einem Worte über die Mundarten, über die Entwickelung der Sprache ist hier, versteht sich, nichts zu suchen. Nicht jede praktische Anleitung braucht dergleichen zu enthalten, aber man sieht doch: eine Bekanntschaft mit Blancs italienischer Grammatik, mit Diez' Grammatik der romanischen Sprachen, mit meiner italienischen Sprachlehre würde den, ich wiederhole es, im Schatze von Wörtern und Redensarten wie in der Syntax nicht ungewandten Verfasser vor mancher Klippe bewahrt haben.

Sprachliche Unterrichts-Briefe für das Selbststudium nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Italienisch. Bearbeitet von Prof. G. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Kursus I (Brief 1—20) 10 Mk., Kursus II (Brief 21—40) 10 Mk., komplett (40 Briefe) in Enveloppe 16 Mk. Vierte Aufl. Leipzig, Morgenstern. S. 1—322 u. 323—641. gr. 8.

Die Methode der Unterrichtsbriefe nach Toussaint-Langenscheidt, die Regeln möglichst in Verbindung mit der Praxis zu geben, einen guten Text durch silblich genaue Übersetzung und eingehendste Erklärung, nachträgliche Besprechung, Fragen u. s. w. geniefsbar zu machen, diese Unterrichtsart ist gewifs anerkennenswert, wenn es auch falsch ist, nun zu sagen: der billigste Unterricht ist viel teurer als diese Briefe, wie billig sind sie also! Denn nichts Geschriebenes kann das lebendige Wort eines tüchtigen Lehrers ersetzen. Aber wenn sie nur überall den tüchtigen Lehrer zeigten, diese Briefe! Die Methode, das Wie — schön! Doch der Lehrstoff, das Was ist mehrfach verwerflich, der die Briefe

schreibende Lehrer zu schwach. Weiches z kennt derselbe nur im Anfang der Wörter, kennt es nicht einmal in mezzo, halb (s. S. 10, 14); von lat. d — medius — (vgl. meine Ital. Sprachl. S. 29) läſst er sich vollends nichts träumen. Offenes e soll man in deutschem *Wä*lder, Gem*ä*lde hören, geschlossenes in *E*nge, Gem*e*nge: der arme Leser der Briefe! Zwischen beiden ist ja kein rechter Unterschied! Wo o vom lateinischen au kommt, soll es geschlossen sein (S. 21)! Diez I, unter Italienische Laute, lehrt das Umgekehrte: vgl. m. Ital. Sprachl. S. 68. „udire sollte mit ò (audire) anfangen, daher òdo" u. s. w. Das Verständnis ferner der aus den Promessi sposi vorgelegten Stücke ist oft sehr schwach. Als Renzo dem Pfarrer den Namen des Don Rodrigo abnötigt, sagt derselbe (Don Abbondio) sich wehrend: Ma se parlo, son morto. Non m'ha da premere la mia vita? Wenn ich spreche, bin ich des Todes, soll mir mein Leben nicht am Herzen liegen, nicht lieb sein? Und hier sagt die Anmerkung zu premere: „drücken, schwer werden", d. h. muſs mir mein Leben nicht schwer werden, mich drücken — und übersetzt wird: Aber wenn ich spreche, so ist es mein Tod. Muſs mir mein Leben nicht schwer sein? Solch ein Unsinn in einem Lehrbuche, das als Verfasser den Namen eines Italieners zeigt! Nichts zu wissen von premura (Eifer, Sorge), mi preme una cosa oder di (ich habe Sorge um ..., mir liegt am Herzen). Weiter unten (S. 356) in der Geschichte mit Bruder Galdino wird ho gran premura di parlargli „ich habe groſse Eile" besser, leidlich, wenn auch nicht richtig, übersetzt. Im achten Kapitel, als Tonio die Quittung vom Pfarrer geschrieben haben will, erwidert derselbe unwillig: „Auch das noch! Sie wissen alle Schliche! I, wie ist die Welt miſstrauisch geworden!" Mit dem le sanno tutte (sie wissen sie alle, nämlich die Schlauheiten, die Schliche; s. m. Sprachl. S. 101) weiſs der Schreiber der Briefe nicht fertig zu werden und übersetzt: Auch das! Jedermann weiſs es! Und um dies zu können, verbessert er Manzonis Text und schreibt statt tutt*e* (wie nach Riccardo Follis Wiedergabe die beiden Ausgaben des Verfassers selbst von 1825 und von 1840 haben, sowie auch die Terza edizione illustrata, Milano, Fratelli Rechiedei 1875, sowie die Leipziger Ausgabe von Brockhaus 1860, sowie auch die Mailänder Edizione illustrata Garbini) nach eigener Erfindung tutt*i*. In der Schreckensnacht, als die Abgesandten Don Rodrigos durch den Glockenton gescheucht aus dem überfallenen, aber leer gefundenen Hause flüchten, hält il Griso seine Schar zu einem geordneten Rückzuge zusammen, „einen und einen anderen, die nach jener Seite hin sich wendeten, jagt er — der als Pilger verkleidete Griso — col bordone — d. i. mit seinem Pilgerstabe — zurück". Übersetzt hier wahrhaftig unser Briefschreiber: „jagt er mit dem S t r i c k zurück"! Wie der Mann raten kann! Kommt gleich von bordone auf eine Borte, auf einen Strick! Ja, wenn man sich noch nicht so mit Dante gemüht hat, um erfahren zu haben, was bordone alles sein kann, dann sollte man doch das Wörterbuch fleiſsig zur Hand haben. Wer einem Lernenden anbietet, zwei so starke Bände durchzumachen, der sollte doch nur Bestes geben.

G. Büeler und Dr. W. Meyer, Italienische Chrestomathie mit besonderer Berücksichtigung der Neuzeit. Abschnitte aus den besten Autoren von Dante bis zur Gegenwart, mit litteraturgeschichtlichen Einleitungen und biographischen Notizen. Zürich 1887. IV u. 400 S. gr. 8.

Chrestomathien der Litteraturen, d. i. Zusammenstellungen von Bruchstücken und Brocken, sind für die Lernenden und Anfänger im ganzen wenig empfehlenswert, einer Vertiefung in einen Schriftsteller, in ein

tüchtiges Werk weit nachzusetzen. Unsere Verfasser meinen, die in Schulen dem Italienischen angewiesenen Stunden geben immer nur die Bekanntschaft mit Bruchstücken. Doch wird immer auch im kürzesten Halbjahr in einer Klasse, z. B. von Pellicos Prigioni viel mehr gelesen, als was hier aus denselben auf etwas über fünf Seiten geboten wird — die Promessi sposi finden sich mit elf Seiten vertreten. Einer Schule also möchte ich das Buch nicht empfehlen. Wohl aber wird es mit vielem Vergnügen und reichem Gewinn von Vorgeschrittenen, in diesem oder jenem Teile der Litteratur Wohlbewanderten zur Hand genommen werden. Denn es enthält Mannigfaltiges und Hübsches (wenn ich das Buch auch nicht gerade mit Heines beiden Grenadieren von Zendrini geschlossen wünschte) und dem nicht allzu Geübten willkommene kurze, treffende, von Geschick zeugende Anmerkungen. Die Neuzeit ist, wie der Titel andeutet, in willkommener Weise sehr bevorzugt — S. 285—398 „Die italienische Litteratur seit 1860“. Auch die litterarhistorischen Einleitungen sind passend und dankenswert.

(Italienische) Proverbi e sentenze (Sprüche) raccolti e tradotti di (gesammelt und übersetzt von) A. R. Chwatal. Magdeburg 1887. VI u. 79 S. Beilage: Über die Aussprache des Italienischen. Magdeburg 1887. 8 S.

Die hier gebotenen Sprichwörter, sowie auch deren Übersetzung und Erklärung, sind im ganzen gut und wird das Buch mit Genufs gelesen, so wunderlich es auch ist. Der Verf. meint nämlich, wer Latein oder Französisch versteht, kann Italienisches lesen — wozu dann des Verfassers Übersetzungen? — nur nicht aussprechen, deshalb die Beigabe von der Aussprache: so und so, auch frage man nur einen Italiener, etwa einen Gipsfigurenhändler. Hier findet sich hübscher Unsinn, z. B. „wenn u und o beieinander stehen, wird das o ganz dunkel ausgesprochen, also wie in Motte“. Eine italienisch-deutsche Vorrede und Nachrede bezeugen, wie schon der Titel, dafs der Verf. keine Ahnung von di und da hat. Die Proverbi von Giusti hat der Verf. erst nach Abschlufs seiner Arbeit kennen gelernt und bedauert es. Woher hat er seine? Von Gipsfigurenhändlern? Das hat manchmal seine Gefahren. So ist ihm Parole d'onore, parole d'ore unerklärlich, die Gewohnheit der Mundarten, d'oro „golden“ wie ein Adjektiv zu behandeln, geht über seinen Gesichtskreis.

H. Buchholtz.

Elementarbuch der englischen Sprache von Dr. J. Fölsing, weil. Professor am französischen Gymnasium zu Berlin. 23. verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. John Koch, ord. Lehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schötz).

Der im Oktober 1884 erschienenen 22. Auflage des Fölsingschen Elementarbuches in seiner Neubearbeitung von Dr. John Koch ist soeben die 23. Auflage gefolgt, ein deutlicher Beweis, dafs des Verfassers neue Methode in denjenigen Lehranstalten, welche danach unterrichten, sich vollkommen bewährt hat. Diese neue Auflage des Buches, in welcher unter Abstellung mehrerer beim Unterrichte zu Tage getretener Mängel vorteilhafte Änderungen in der Fassung der Regeln und in der Auswahl neuen, ansprechenderen Lese- und Übungsstoffes vorgenommen worden sind, wird voraussichtlich ebenso schnell wie die vorige Auflage die An-

erkennung der Kollegen finden, dafür scheint mir der Name des geehrten Bearbeiters die sichere Bürgschaft zu übernehmen.

Bei der Vergleichung beider Auflagen zeigt es sich, dafs es dem Verfasser gelungen ist, durch Berücksichtigung der ihm in Fachschriften gegebenen Winke bezüglich der Verbesserung seiner ersten Bearbeitung des Fölsingschen Lehrbuches den Wert desselben zu steigern.

Die erste Ausstellung, welche der vorigen Auflage zu machen war, war das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses. Diesem Mangel ist jetzt abgeholfen worden. Die Einleitung (kurze Geschichte der englischen Sprache) ist unverändert aufgenommen worden, auch im Kapitel I: Die Aussprache, finden sich unwesentliche Veränderungen: das englische Alphabet ist aus Kapitel XVIII passender in dieses Kapitel verwiesen, den Ausspracheregeln eine längere Leseübung, „die den Schüler sowohl mit der Lautschrift vertraut machen, wie ihm auch die gewöhnlichsten Ausdrücke zuführen soll“, beigegeben worden.

In allen Kapiteln ist der Ausdruck und die Fassung der grammatischen Regeln klarer und bestimmter geworden; in Kapitel III ist die Geschlechtsbezeichnung von Ländern und Schiffen eingefügt, in Kapitel VII die persönlichen Fürwörter, ist der Passus b, die Übersetzung des persönlichen der-, die-, dasselbe, aus Kapitel VIII hinübergenommen, und in dem Abschnitte „Wortfolge“ sind die paradigmatischen Sätze den vorangegangenen Lesestücken entsprechend geändert worden. Kapitel XV, Zahlwort, hat einige Zahlenbeispiele und die Regel 7 mehr erhalten. In Kapitel XVII, Einige Regeln in Beispielen, wäre beim Gerundium unter b die Beibehaltung von „in Verbindung mit Präpositionen“ vorzuziehen; Regel 7 ist präciser geworden; there is aus Kapitel XVII richtiger in Kapitel V gebracht.

Die Lesestücke der Kapitel II, III (A), IX (A), XI (B), XIII (A in Gesprächsform) sind neu. Ihr Inhalt ist, darin kann ich dem Verfasser nur beipflichten, anregender und lehrreicher. Die Übungssätze, soweit sie den ihnen voraufgegangenen Lesestücken entsprechend nicht neu zusammengestellt werden mufsten, sind sprachlich korrekter und an Zahl vermehrt worden. Der englischen Interpunktion wird durchgehends die allergröfste Aufmerksamkeit geschenkt.

Reihe II ist bis auf einige neue Lesestücke und Übungssätze im wesentlichen unverändert geblieben. Die Vokabelverzeichnisse zu beiden Reihen (Seite 109—118) lassen an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. — Um dem Schüler ein möglichst volles Bild englischer Geschichte zu geben, hat der Bearbeiter dem Stücke The Sovereigns of England eine kurze Introduction vorangesetzt; die Anmerkungen zum Texte sind erweitert worden. An den few poems und dem Wörterverzeichnis (Seite 169—183) waren Änderungen nicht vorzunehmen, dagegen mufste das alphabetische Verzeichnis der in der Grammatik, den Lesestücken, Beispielen und Übungssätzen vorkommenden Wörter den Umänderungen des Buches entsprechend neu zusammengestellt werden.

Der Druck und die Ausstattung des Buches sind vorzüglich; Druckfehler finden sich nur vereinzelt. Mit dem Fölsing-Kochschen Elementarbuch habe ich im Unterricht jederzeit gute Erfahrungen gemacht und kann die neue, wesentlich verbesserte Auflage nach ihrer sorgfältigen Prüfung allen Fachgenossen auf das wärmste empfehlen.

Fraustadt. Dr. Thiem.

Dr. Julius Bierbaum, Die analytisch-direkte Methode des neusprachlichen Unterrichts. Kassel, Th. Kay, 1887. 174 S.

Über die schon von Jacotot u. a. ersonnene, in neuester Zeit durch Verquickung mit der Lautphysiologie reformierte empirische Methode

des neusprachlichen Unterrichts ist so viel hin und her geschrieben worden, dafs man nur dann neue schriftstellerische Beiträge liefern sollte, wenn man wirklich etwas Neues zu sagen weifs. Das letztere ist aber in der oben angeführten Schrift nur teilweise und in untergeordneten Punkten der Fall, vielmehr erfreut uns der Herr Verf. durch eingehende, für ihn gewifs höchst interessante, für andere unerquickliche Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern, in denen einzelne Ausfälle, wie z. B. gegen Sarrazin, an die Klopffechtereien der Tagespresse erinnern. Breite in ermüdendster Ausdehnung ist zudem ein Hauptfehler der Schrift, deren ca. 170 Seiten sich bequem auf 17 konzentrieren liefsen. Klarheit ist auch nicht ihr Vorzug; die Stellung, welche Herr B. zu Hornemann, Münch, v. Sallwürk einnimmt, ist dem Ref. wenigstens in einem verschleierten Dunkel geblieben. Was Verf. auf Grund von Klinghardts Mitteilungen über die in Schweden durchgeführte Einheitsschule sagt, ist ja recht schön, aber eine einheitliche Grundlage, die nach oben hin in Bifurkation ausläuft, ist doch keine Einheitsschule. Bei dem mancherlei Beherzigenswerten, was die Schrift zu gunsten der neu zugestutzten empirischen Methode enthält, wären gerade klarere Bestimmtheit und knappere Kürze wünschenswert gewesen.

R. Mahrenholtz.

Fastnachtsspiele, von Edmund Dorer. Dresden, Komissionsverlag von Zahn & Jänsch. Stück 30 Pf.

Es sind dramatische Scherze, leichte, doch wertvolle Ware, voller Witz und Geist und formell mit grofsem Geschick gearbeitet. Teils sind sie nach gegebenen Motiven bearbeitet, teils frei erfunden. Zum Lesen, Vorlesen und Aufführen im kleineren Kreise eignen sie sich gleich gut und seien dazu bestens empfohlen. Den Preis dürften wohl „Die Katzen und der Pantoffel“, eine Sammlung gelungener, feiner Parodien auf berühmte Vorbilder, davontragen.

P. F.

Miscellen.

Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts.

Der 19. Jahresbericht der rühmlichst bekannten Handelsschule in München, welche von dem Rektor Dr. Rohmeder geleitet wird, berichtet, dafs nach einem Referate des Dr. Wohlfahrt von dem Lehrer-Kollegium die nachstehenden Grundzüge des reformierten Verfahrens beim Unterrichte in den neueren Sprachen eingehend erörtert und die Ergebnisse der Beratung folgendermafsen zusammengestellt worden sind.

In den Jahren 1873 bis 1876 hat der Geheime Hofrat und Gymnasialdirektor a. D. Dr. Hermann Perthes fünf Abhandlungen veröffentlicht, welche eingehend nachweisen, wie die Methode des lateinischen Unterrichts verbessert werden könne. Derselbe hat dann auf Grund dieser Abhandlungen selbst mehrere Elementarwerke herausgegeben, welche in einer Anzahl von Schulen Eingang gefunden und schon mehrfache Auflagen erlebt haben. Ebenso hat man seit geraumer Zeit auf dem Gebiete des Unterrichts in den neueren Sprachen angefangen, die Mängel der hier bisher befolgten Lehrmethode aufzusuchen und Vorschläge zu einer besseren zu machen. Die Zahl der Schriften, welche die bisherige Methode mit mehr oder weniger Heftigkeit angreifen und auf Einführung einer neuen dringen, ist schon sehr angewachsen und scheint noch nicht auf ihrem Höhepunkte angekommen zu sein.

Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Reformschriften aufzuführen und dieselben zu kritisieren, nur so viel soll gesagt sein, dafs Graf von Pfeil der erste war, der zur Umkehr antrieb in seinen Veröffentlichungen: 1. Eins! Beiträge zur Erziehung im Hause. Halle 1879. 2. Unser höheres Schulwesen ist schwer krank. Breslau 1882. 3. Gedächtniskunst und Vokabelnlernen. Ibid. 1882. 4. Wie lernt man eine Sprache? Ibid. 1883. Graf von Pfeil wurde kräftig unterstützt durch die 1882 in Heilbronn anonym erschienene Schrift: Der Sprachunterricht mufs umkehren! sowie durch die Schrift von J. Bierbaum: Die Reform des fremdsprachlichen Unterrichts. Kassel 1886.

Die genannten Veröffentlichungen haben alle das miteinander gemein, dafs sie eine radikale Umgestaltung der bisherigen Lehrweise erstreben. Es hat dann auch nicht an Stimmen gefehlt, welche zwar einer Reform geneigt, doch nicht sofort das Kind mit dem Bade ausschütten wollten. Die hauptsächlichsten Vertreter dieser Richtung sind: Münch (Zur Förderung des französischen Unterrichts, Heilbronn 1883) und Hornemann (Zur Reform des neuspr. Unterrichts. I. Heft. Hannover 1885. II. Heft. Ibid. 1886).

Die Reformbewegung hat sich jedoch nicht auf die Äuſserungen vereinzelter Stimmen beschränkt. In der Philologenversammlung zu Dessau 1884 nahm die neusprachliche Sektion einstimmig folgende These an: „Im französischen Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt zu machen und die Grammatik zunächst immer induktiv zu behandeln.“ Auch die Philologenversammlung zu Gieſsen 1885 hat mehrere auf Reform abzielende Thesen angenommen.

Nach all diesen schriftlichen und mündlichen Kundgebungen schien es nun, als seien der Worte genug gewechselt, und als ob man endlich einmal in der That und durch die That die von so vielen Seiten urgierte Verbesserung der Methode praktisch vornehmen müsse. Auf Veranlassung des Rektors Dr. Rohmeder hat der Verfasser dieser Erörterung ein Referat über den Gegenstand in mehreren Fachlehrerkonferenzen erstattet; die Hauptergebnisse der Beratung sind im Folgenden enthalten.

I. These. *Es ist ein unrichtiges Verfahren, eine lebende Sprache durch jahrelang fortgesetzte Übersetzung zusammenhangsloser Einzelsätze lehren zu wollen.*

Nach unserer Meinung setzt sich die Beherrschung einer lebenden Sprache aus drei Einzelaufgaben zusammen. Erstens muſs man im stande sein, in der fremden Sprache Geschriebenes aufzufassen und zu verstehen. Zweitens muſs man seine eigenen Gedanken richtig in der fremden Sprache schriftlich ausdrücken können. Drittens muſs man in der fremden Sprache Gesprochenes verstehen und die Sprache selbst richtig sprechen können.

Diese dreifache Forderung ist dieselbe für Lehrer und Schüler. Nur dem Grade nach besteht ein Unterschied. Die Ansprüche an das Wissen und Können des Schülers müssen auf einen kleineren Kreis beschränkt bleiben: die demselben gebotenen deutschen oder fremden Texte müssen seiner Fassungskraft angepaſst sein, wie auch der mündliche Gebrauch der fremden Sprache sich bei ihm innerhalb der Grenzen zu halten hat, die ihm der durch die Schule und den Unterricht vermittelte Wort- und Ideenschatz zieht.

Welche ist nun die leichtere dieser drei Aufgaben? Sicherlich die erste, d. h. das Verständnis von Texten, die der Fassungskraft des Schülers angemessen sind. Denn hier wird von ihm nicht schöpferische Thätigkeit verlangt, sondern er hat bloſs zu reproduzieren. Viel schwerer ist die Übersetzung deutscher Texte in die fremde Sprache, denn hier hat man nicht nur sich auf die fremden Wörter zu besinnen und eine oft schwierige Wahl zwischen denselben zu treffen, sondern man hat auch die deutsche Wortstellung wenigstens zu ändern und noch überdies alle Regeln der Grammatik zu beachten; während alle diese Schwierigkeiten bei der Übersetzung aus der fremden Sprache in die deutsche wegfallen, denn der Zusammenhang des Ganzen führt da schon auf die Bedeutung seltener Wörter, die richtige deutsche Wortstellung giebt sich bei einigermaſsen genügender Kenntnis der Muttersprache von selbst und die Beobachtung der fremden Grammatik beschränkt sich dabei auf ganz wenige Dinge. Die dritte unserer oben aufgestellten Forderungen endlich, nämlich das Verständnis des Gesprochenen und die Fähigkeit des Sprechens ist nicht etwas, was auf einmal oder an einer bestimmten Stelle des Lehrganges zu lehren oder zu lernen ist, sondern es muſs von Beginn des Unterrichts an auf Bewältigung dieses Teils der Sprachkenntnis hingearbeitet werden.

Es ist nun aber doch ein Satz, der keines Beweises bedarf, daſs man bei allem Lernen, intellektuellem sowohl, wie auch bloſs mechanischem, mit dem Leichteren zu beginnen hat. Dieses Leichtere ist nun, wie gesagt, den Schüler in den ersten Jahren seines Sprachstudiums dahin zu bringen, daſs er seiner Fassungskraft angemessene Texte der fremden Sprache zu verstehen im stande sei. Freilich hat man bis jetzt auch

dem Schüler fremden Text geboten; aber er bestand aus einzelnen zusammenhangslosen Sätzen, und diese Sätze wurden ihm nicht geboten, um ihn in die Sprache allmählich einzuführen und so sein Sprachgefühl zu erwecken, sondern diese Sätze hatten den ausgesprochenen Zweck, dem Schüler die Grammatik beizubringen. Um in jedem Satze die ebenbehandelte Regel unterbringen zu können, war man genötigt, einzelne Sätze zusammenzustellen, von denen inhaltlich keiner zum anderen paſst, ja der Lehrer darf bei dieser Methode gar nicht auf den Inhalt eingehen, denn sonst verliert er die Zeit, die er zum Einpauken der Regel so nötig hat. So ziehen beim Gebrauch der verbreitetsten Übersetzungsgrammatiken vor dem geistigen Auge des Schülers in einer Stunde die verschiedensten Dinge in kaleidoskopischer Zufälligkeit vorüber.

Da der gewissenhafte, sein Ziel streng verfolgende Lehrer keine Zeit hat, auf diese Dinge irgend einzugehen, so wird der Schüler naturgemäſs gleichgültig gegen den Inhalt, er sieht und sucht nichts in seinen Sätzen als die Regel und die leidigen Vokabeln, die er zu ihrer Übersetzung braucht. Wird man nun behaupten wollen, daſs die Regel dem Anfänger so interessant erscheine, um ihn für die Interesselosigkeit jener Sätze zu entschädigen? Gewiſs nicht; der Geist des Knaben ist nicht so organisiert, daſs er das Abstrakte, Theoretische anderen Quellen des Interesses vorzöge. Aber mit der Interesselosigkeit des Stoffes ist das Maſs des Unangenehmen noch nicht erschöpft. Die Sätze müssen ja übersetzt werden, und zum Übersetzen braucht man Wörter. Also die Wörter memorieren! Wehe dem Unglücklichen, dessen rebellisches Gedächtnis sie nicht alle festhält: Strafarbeiten, Nachexaminiertwerden, Nachsitzen sind sein Los! So wird nun die Lehrstunde vollends zur Qual. Gerade die Abhörung der Vokabeln nimmt dem Lehrer eine kostbare Zeit weg, ganz abgesehen von der Ödigkeit der Prozedur selbst. Wenn die einmal eingebläuten Vokabeln nun doch wenigstens hängen blieben! Aber jeder Lehrer hat schon die Erfahrung gemacht und sich darüber beklagt, daſs gerade diese Vokabeln so wenig haften. Nur die immer wiederkehrenden bleiben erhalten, die anderen fallen der Vergessenheit anheim. Wie sollte es auch anders sein, wenn eine englische Grammatik zum Lehrstoff für das erste Jahr cirka 2400 Vokabeln bietet? Welches Gehirn gehörte dazu, um eine solche Masse in einem Jahre sich sicher einzuprägen? Und noch dazu Wörter, die, zu langweiligem Stoffe gehörig, kein Interesse für den Lernenden haben können?

Aus diesen Darlegungen scheint nun hervorzugehen, daſs wir mit Recht sagen konnten, es sei ein unrichtiges Verfahren, eine lebende Sprache, wie es bis jetzt meistens geschehen, durch jahrelang fortgesetzte Übersetzung zusammenhangsloser Einzelsätze lehren zu wollen.

II. These. *Die Grammatik ist als Selbstzweck von dem Anfangsunterrichte fernzuhalten, dessen Hauptaufgabe ist, den Lernenden auf Grund zusammenhängender Lektüre in die Sprache selbst einzuführen und ihm durch ein geschicktes Unterrichtsverfahren ohne Überbürdung einen möglichst reichen Wortschatz zu vermitteln.*

Das zur Begründung der ersten These Vorgebrachte kann schon als indirekter Beweis für die Richtigkeit der zweiten dienen. Wenn es eine psychologische Thatsache ist, daſs der Knabe der Regel nach noch keinen Sinn und kein Verständnis für grammatische Abstraktionen hat, so liegt es nahe, mit denselben so lange zu warten, bis der Lernende reif genug ist, um sie leichter zu erfassen. Grammatik ist an sich ein vortreffliches Bildungsmittel; aber zu unrechter Zeit betrieben, verliert sie ihren Wert und tötet, statt zu erwecken. Auch der Anfänger braucht Grammatik: er muſs die Formen kennen lernen, um das Verhältnis der einzelnen Satzteile zueinander zu verstehen, er muſs mit der Wortfolge vertraut gemacht werden, um das Regierende vom Regierten unterscheiden zu

können; nur soll er zuerst die Sprache etwas kennen gelernt haben, bevor er gezwungen wird, die Abstraktion aus derselben, die Grammatik, selbstthätig anzuwenden. Man soll ihn die grammatischen Erscheinungen aus der Sprache selbst erkennen lehren und immer bedenken, dafs bei einer lebenden Sprache die genaueste Kenntnis der Grammatik nichts nützt, wenn das Wortmaterial fehlt, an dem das grammatische Gesetz anzuwenden wäre.

Man braucht nur auf die Erfahrung hinzuweisen, dafs man durch Nachahmung von richtig Geschriebenem oder richtig Gesprochenem recht gut eine lebende Sprache auch grammatisch richtig sich aneignen kann, während man durch vorwiegendes grammatisches Studium nie Sprachgefühl erwerben wird. Wie zuerst die Sprache war und dann erst die grammatischen Gesetze durch die Forschung erkannt und festgestellt wurden, so soll man auch den Lernenden zuerst in die Sprache selbst und dann erst in die Grammatik einführen.

Sobald es also angeht, nämlich sobald der Schüler im stande ist, die wesentlichsten Formen der Worte voneinander zu unterscheiden, sollen ihm zusammenhängende Texte in der fremden Sprache vorgelegt werden.

Im zusammenhängenden Texte liegt die Pointe des Ganzen. Dieser allein ist interessant, die richtige Auswahl vorausgesetzt, und nur was interessant ist, fesselt den Geist. Die Worte eines zusammenhängenden Stückes stehen notwendigerweise unter sich und mit dem Ganzen in Verbindung, sie stellen sich gruppenmäfsig dar, und eines ruft das andere in die Erinnerung zurück. Wenn die Lesestücke klein und abgerundet, also besonders kurze Erzählungen sind, so wird durch den blofsen Inhalt schon des Lesers Aufmerksamkeit rege und er empfindet nicht den Überdrufs, den ihm die obenerwähnten Einzelsätze erregen. Da der Schüler an dem Inhalte sich erfreut, bringt er auch den Vokabeln eine ganz andere Bereitwilligkeit der Aufnahme entgegen.

Auch kann hierbei das für Schüler und Lehrer gleich unerquickliche Vokabelabhören gänzlich vermieden werden. Denn ist eine Erzählung mehrmals übersetzt und dann noch öfter vorgelesen worden, so haben sich schon die meisten Worte dem Gedächtnis eingeprägt. Stellt man dann in der fremden Sprache und mit den Ausdrücken des Buches über den Inhalt nach seiner natürlichen Folge Fragen an die Schüler, so werden die Wörter auf die natürlichste Weise memoriert und Ohr und Zunge des Schülers werden auf das anregendste geübt. Über den Erfolg dieses Verfahrens besteht gar kein Zweifel; auch hat Verfasser dasselbe schon vielfach erprobt. Auch die Repetition der so erlernten Vokabeln läfst sich leicht und angenehm durch Abfragen der früher behandelten Stücke vornehmen. Fügt man dann mit der Zeit zu dem Abfragen in der fremden Sprache noch die Rückübersetzung aus dem Deutschen, so wird dadurch auf die natürlichste Weise der Weg zu künftigen Übersetzungen deutsch gedruckter Stücke in die fremde Sprache gebahnt. Aus Gründen des Interesses müssen auch diese zusammenhängenden Inhalts sein. Das Abfragen des Inhalts in der fremden Sprache wird auch bei diesen Stücken fortgesetzt.

III. These. *Eine eigentliche Grammatik nach Art derjenigen von Plötz, bestehend aus Regel, Beispiel und Übungssatz, ist überflüssig.* Man bedient sich in den oberen Klassen einer ganz kurzen Repetitionsgrammatik ohne Übungssätze. Wie bereits unter II angedeutet, wird in den mittleren und oberen Klassen ein passendes Übungsbuch benützt, das nicht nur zur Erweiterung des Wortschatzes, sondern auch zur bewufsten Anwendung der grammatischen Gesetze dienen soll. Es ist nun klar, dafs für Durcharbeitung einer Übersetzungsgrammatik kein Raum und auch kein Bedürfnis mehr vorhanden ist. Auch hat eine Übersetzungsgrammatik den Nachteil, dafs alle Regeln lektionsweise vorgetragen sind, so dafs

also nach Absolvierung einer Lektion der Schüler nur selten mehr in die Lage kommt, das in derselben Gelernte wieder anzuwenden, wie er andererseits immer weifs, was er in der eben in Behandlung stehenden Lektion hauptsächlich zu beachten hat, so dafs seine Aufmerksamkeit nicht besonders in Anspruch genommen und er eher zu Gedankenlosigkeit als zum Nachdenken geführt wird.

Grammatisch-Orthographisches.

Es kommt nicht selten vor, dafs man (nach dem Beispiele des Griechischen) auch im Deutschen gewissen, mehr oder weniger komplizierten Wortverbindungen durch Vorsetzung des Artikels einen *substantivischen Charakter* verleiht und sie als *einen* Begriff auch in *ein* Wort schreibt. So liest man von einem pünktlichen *Ineinandergreifen*, von einem baldigen *Inslebentreten*, von einem leichtsinnigen *Aufborgnehmen*, von einem häufigen *Ausderfassungkommen* u. a. In einem Aufsatze von F....l in Leipzig findet sich folgende Stelle: „Bei jeder auf Erwerb angewiesenen Familie sollte ein Sparkassenbuch bei der Eheschliefsung gesetzlich hinterlegt werden müssen; denn das geradezu mit gemeingefährlichem Leichtsinn *Indieehetreten* gänzlich Unbemittelter mufs aufhören.“ Man wird zugeben müssen, dafs solche substantivisch gebrauchten Wortverbindungen immer etwas Schwerfälliges haben und meist nur durch das *Streben nach Kürze* zu erklären sind. Ein häufiger Gebrauch derselben ist jedenfalls nicht zu empfehlen und läfst sich oft auch leicht umgehen. So würde das obige „*Indieehetreten*“, das selbst dem Auge ungewohnt ist, sich ganz einfach durch „Eheschliefsung“ ersetzen lassen, und der Verfasser würde dieses Wort auch wohl gewählt haben, wenn er es nicht kurz vorher schon einmal gebraucht hätte. Warum aber spricht er nicht von *leichtsinnigen Verheiratungen* Unbemittelter? Selbstverständlich kann nicht von einer vollständigen Beseitigung solcher Wortverbindungen *(die ja zuweilen ganz an ihrer Stelle sind)*, sondern nur von einer möglichsten Beschränkung derselben die Rede sein, indem *allzu kühne Wortbildungen* vermieden werden. Dahin rechnen wir z. B. Ausdrücke wie „das *Aufderhöhederzeitstehen*“, „das *Ausderhandindenmundleben*“ und ähnliches.

Was die *orthographische Behandlung* solcher Wortverbindungen betrifft, so findet sich neben der vollständigen Verschmelzung aller Bestandteile auch eine andere Schreibweise, *welche die Verbindung wie die Trennung derselben in sich vereinigt* und dadurch die Übersicht und das Verständnis zu erleichtern sucht: vgl. „das Ins-Leben-treten“, „das Auf-Borg-nehmen“, „das Von-der-Hand-weisen“ eines Vorschlags etc. Diese letztere Schreibweise wird jedenfalls bei allen seltenen oder sehr schwerfälligen Wortverbindungen zu empfehlen sein: vgl. oben „das Auf-der-Höhe-der-Zeit-stehen“, „das Aus-der-Hand-in-den-Mund-leben“. Dafs dergleichen sprachliche Ungetüme zu den gröfsten Seltenheiten gehören, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Ldsb. a. W. A. W.

Makler und Mäkler.

Dafs die oben genannten Wörter (wie auch die Verba *mäkeln* und *makeln*) gleichen Ursprung haben und meist auch ohne merklichen Unterschied gebraucht wurden, unterliegt keinem Zweifel; vgl. die Wörterbücher von *Grimm* und *Sanders*. Ebenso findet man in den fremdsprachlichen Lexicis für das frz. *courtier* oder das engl. *broker* beide Formen angegeben,

und endlich scheinen auch in der anderen Bedeutung („kleinlicher Tadler") beide Substantiva promiscue gebraucht worden zu sein. In neuerer Zeit ist jedoch hier eine kleine Änderung eingetreten, indem wir in der Bedeutung von *broker* oder *courtier* nur noch die Form *„Makler"* anzuwenden pflegen, während wir unter einem *Mäkler* einen Menschen verstehen, der an allem etwas auszusetzen, überall in kleinlicher Weise zu „mäkeln" hat. Man spricht daher auch nur von *vereideten Maklern*, nicht von vereideten *Mäklern*, und Fürst Bismarck hatte unzweifelhaft recht, wenn er sich (in der bekannten Rede) einen *„ehrlichen Makler"*, nicht einen ehrlichen Mäkler nannte.* In einem Aufsatze der „Rev. d. d. M." vom Jahre 1878 („Les soucis de l'Allemagne") wird allerdings jener Unterschied nicht beachtet. Denn in dem betreffenden Referat der Rede des deutschen Kanzlers heifst es wörtlich also: „Nous agirons en honnête courtier, wie ein ehrlicher *Mäkler*"! Dafs aus der Nichtkenntnis oder Nichtbeachtung des Unterschiedes zwischen Mäkler und Makler dem französischen Verfasser des Aufsatzes kein Vorwurf gemacht werden soll, bedarf um so weniger einer besonderen Versicherung, da auch bei uns jene Wörter noch keineswegs überall streng geschieden werden.

Ldsb. a. W. A. W.

---

* Die Mäkler, die ihm am meisten verhafst sind, sucht und findet der Fürst immer nur in den Reihen seiner Gegner. Er selbst würde sich durch jene Bezeichnung sicherlich nicht geschmeichelt fühlen.

Der von Méon edierte „Roman du Renart" enthält im vierten Bande einen unverständlichen Vers, nämlich:

On dist que force le prepaist.
Le couronnemens Renart, v. 1357.

Méon giebt im Glossaire des vierten Bandes die Erklärung „prepaist: p. — ê. place devant." — Chabaille kommt im Supplementbande zum Roman du Renart auf obigen Vers nicht zu sprechen, der ohne jeden Zweifel zu ändern ist in:

On dist que force le pré paist.

Man vergleiche diese Stelle mit „Ausg. u. Abh. auf d. Geb. d. rom. Phil.", ed. Stengel, Heft XXIII, p. 11, Nr. 11 und p. 52, Anm. zu Spr. 11.

Hanau a. M. Dr. E. Ebert.

Berichtigung.

Bd. LXXIX, S. 366, mufs in der Miscelle „Zum deutschen Stil" der Satz Zeile 20—22 folgendermafsen lauten: „durch den Zusatz des ‚von' ist ferner ein vermeintlicher Mifsklang (‚von der Trennung der — Ehe') in einen *wirklichen* [statt *wörtlichen*] (‚von der Trennung von der — Ehe') verwandelt worden."

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Herausgeg. von Max Koch und Ludwig Geiger. I. Band. 6 Hefte. (Berlin, Haack.) 14 Mk.

H. Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. (Dresden, Teich.) 1 Mk. 60 Pf.

P. Regnaud, Origine et philosophie de langage. (Paris, Fischbacher.) 3 fr. 50 c.

M. Bréal, L'histoire des mots. (Paris, Delagrave.)

E. L. Starck, Grammar and language. An attempt at the introduction of logic into grammar. (Boston, Clarke & Carruth.)

H. Hoffmann, Über Sprachentwickelung und die sich darauf gründende Einführung in den ersten Sprachunterricht in der Elementarschule. (Leipzig, Gräbner.) 1 Mk.

Grammatik.

W. M. Baskerville, An Outline of Anglo-Saxon Grammar. (New-York u. Chicago, A. S. Barnes.)

O. Kühne, Über den Sprachgebrauch Racines in seinen dramatischen Werken. (Leipzig, Dissert.)

A. Odin, Étude sur le Verbe dans le patois de Blonay. (Leipzig, Dissert.)

J. Wöfs, Die Bedingungssätze im Französischen. (Progr. der Oberrealschule in Böhm. Leipa.)

E. Einenkel, Streifzüge durch die englische Syntax unter besonderer Berücksichtigung der Sprache Chaucers. (Münster, Schöningh.) 4 Mk.

V. Schliebitz, Die Person der Anrede in der französischen Sprache. (Paris, Champion.) 2 fr.

Lexikographie.

A. Schéler, Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. III Éd. (Brüssel, Muquardt.) 18 fr.

H. Moisy, Dictionnaire du patois normand, indiquant particulièrement tous les termes de ce patois en usage dans la région centrale de la Normandie. (Paris, Maisonneuve.) 15 fr.

E. Mackel, Die germanischen Elemente in der französischen und provençalischen Sprache. (Heilbronn, Henninger.)

Etymological Dictionary of the English Language by Walter Skeat. (London, Sampson Low & Co.) 5 sh. 6 d.

D. E. Echegaray, Dictionario general etimologico de la lengua española. I cuaderno. (Madrid, M. J. Faquenito.) 0,50.

Litteratur.

Gudrun, übersetzt mit erläuternden Anmerkungen versehen von L. Freytag. (Berlin, Friedberg & Mode.) 3 Mk.

Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt. Herausgeg. von E. Schmidt. (Weimar, Böhlau.) 1 Mk. 60 Pf.

J. Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. 2. Lfrg. (Frauenfeld, Huber.) 1 Mk. 60 Pf.

G. Schilling, Laokoon-Paraphrasen. (Leipzig, Teubner.) 2 Mk. 80 Pf.

S. Blumenau, Lessing-Perlen. Eine systematisch geordnete Blumenlese aus Lessings sämtlichen Werken. (Bielefeld, Helmich.) 1 Mk. 25 Pf.

F. Kluge, Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. (Strafsburg, Trübner.) 2 Mk.

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1778. (Leipzig, Hirzel.) 10 Mk.

J. Scherr, Bildersaal der deutschen Litteratur. (Stuttgart, Kröner.) 8 Mk.

N. Mahrenholz u. R. Wünsche, Deutsche Dichter von Gottsched bis auf unsere Tage in Urteilen zeitgenössischer und späterer deutscher Dichter. (Leipzig, Brandstetter.) 6 Mk.

R. Dernedde, Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.

K. Freis, Die Formalitäten des Ritterschlages in der altfranzösischen Epik. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 80 Pf.

A. Gasté, Les serments de Strasbourg. Étude historique, critique et philologique. (Tours.)

H. Schürer, Die Sprache der Handschrift P des Rolandsliedes. (Progr. des Gymnasiums zu Komotau.)

La Vie de Saint Alexis. Poème du XIe siècle et Renouvellements des XIIe, XIIIe et XIVe siècles. Publiés avec préfaces, notes, variantes et glossaire par Gaston Paris et Léopold Pannier. (Paris, Vieweg.) 15 fr.

E. Martin, Observations sur le Roman de Renart. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk. 50 Pf.

H. v. Vintler, Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld. (Progr. der Oberrealschule zu Innsbruck.)

P. Bonnefon, P. Beaumarchais, étude. (Paris, au Bureau de l'artiste.)

Principaux écrits relatifs à la personne et aux œuvres, au temps et à l'influence de Didérot. (Paris, Champion.) 2 Mk.

A. Sorel, Montesquieu. (Paris, Hachette.) 2 Mk.

C. Neuhaus, Die lateinischen Vorlagen zu den altfranzös. Adgarschen Marien-Legenden. 2. u. 3. Heft. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 20 Pf.

Lettres au Mercure sur Molière, sa vie, ses œuvres et les comédiens de son temps, publiées avec une notice et des notes par G. Monval. (Paris, Bibliophiles.) 5 fr. 50 c.

Faguet, La comédie de Molière, précédée d'une introduction sur Molière. (Paris, Lecène & Oudin.)

J. Schipper, Die zweite Version der me. Alexiuslegenden. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Swoboda, John Heywood als Dramatiker. (Wien, Braumüller.)

Materialien für das neuenglische Seminar. Herausgeg. von E. Regel. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 20 Pf.

M. Hoffmann, Über die Allegorie in Spensers Faerie Queene. (Königsberg, Dissert.)

Delius, Abhandlungen zu Shakspere. Neue Folge. (Erlangen, Deichert.) 5 Mk.

J. Thümmel, Shakespeare-Charaktere. 2 Bde. (Halle, Niemeyer.) 6 Mk.

G. Meyn, Über Byrons „Heaven and Earth". (Breslau, Köhler.) 1 Mk.
Fr. Röver, Lord Byrons Gedanken über A. Popes Dichtungen. (Erlangen, Dissert.)
E. Flügel, Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwickelung und Weltanschauung. (Leipzig, Grunow.) 5 Mk.
H. Conrad, William Makepeace Thackeray, ein Pessimist als Dichter. (Berlin, Reimer.) 4 Mk.
Lars, Norwegisches Idyll von Bayard Taylor, deutsch von Jacobi. (Stuttgart, Lutz.) 2 Mk. 25 Pf.
Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien von Ludwig von Holberg. Übersetzt von J. Hoffory und Schlenther. 2 Bde. (Berlin, Reimer.) 10 Mk.
Dante Alighieri, Die Hölle, metrisch übertragen von C. Bertram. (Heidelberg, Köster.) 4 Mk.
F. v. Breidenbach, Geschichte der italienischen Litteratur. Abtlg. I. (Berlin, Siegismund.) 4 Mk.

Hilfsbücher.

Abrifs der deutschen Grammatik. Von L. Bellermann, J. Imelmann, F. Jonas, B. Suphan. (Berlin, Weidmann.) 40 Pf.
R. König, Abrifs der deutschen Litteraturgeschichte. (Bielefeld, Velhagen & Klasing.)
Schiller, Die Braut von Messina. Mit Erläuterungen von H. Heskamp. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.
O. Stiller, Leitfaden zur Repetition der deutschen Litteraturgeschichte. (Berlin, Oehmigke.) 60 Pf.
Anthologie des poëtes français du XIXe siècle. Tome I: 1762—1817. (Paris, Lemerre.) 6 fr.
Kayser, Texte zu neusprachlichen Extemporalien für Obertertia, im Anschlufs an die Lektüre. (Progr. des Realgymn. zu Delitzsch.)
H. Mensch, Characters of English literature. For the Use of Schools. (Köthen, Schulze.) 1 Mk. 80 Pf.

Hermann von Gilm.

Beiträge zur Geschichte seines Lebens und Dichtens

von

S. M. Prem.

Über den Lyriker Gilm wurde schon manches und darunter Treffliches geschrieben. Kaum hatte er in der freundlichen Hauptstadt Oberösterreichs sein Auge für immer geschlossen, als alle namhafteren deutschen Zeitschriften und Tagesblätter von der Drau bis zur Pleiſse Nekrologe und Charakteristiken brachten, die sämtliche darin übereinstimmten, daſs Gilm ein echter Sänger von Gottes Gnaden gewesen und würdig sei, für immer der Vergessenheit entrissen zu werden. Bald darauf erschienen auch aus Freundeshand seine „Gedichte“ (Wien, Gerold, 1864—65, 2 Bände), die zwar in Eile und ohne rechten Plan gesammelt und nicht einmal mit einem Index versehen, doch dem Inhalte nach mehr als hinreichende Zeugnisse seiner prächtigen Muse dem gebildeten Publikum vorwiesen. Dann wurde es aber wieder stille, und in den politischen Bewegungen und blutigen Kämpfen der Jahre 1864—1871, aus denen das neue Deutsche Reich erstand, war Hermann v. Gilm selbst bei uns fast vergessen und in der Folge wurde es unter den Nachzuckungen jener gewaltigen, umgestaltenden Ereignisse nicht so bald besser. Nur ab und zu erschien in irgend einer Zeitschrift ein gelegentlicher Aufsatz über den „Lyriker Gilm“. Doch da zeigten sich bereits Verschiedenheiten in der Auffassung; zu einer greulichen Verwirrung in den wenigen Daten aus dem Leben Gilms gesellte sich die unkundige Irrmeinung, eine bewuſste Verdrehung in parteileidenschaftlichem Interesse, und nicht selten suchte man sein Andenken durch oberflächliches, böswilliges Geschwätz zu

verunglimpfen. Die weihevolle Gedächtnisrede A. v. Schullerns, gedruckt in der tirolischen „Innzeitung“,[1] sowie die gediegenen Charakteristiken von Thaler und Nordmann in Wiener Blättern waren vergessen, und bei der Teilnahmslosigkeit des deutschen Lesepublikums durften viele eitle Köpfe „im Breiten herumschwanken“.

Unterdessen wurde wenigstens die erste Ausgabe seiner Gedichte, allerdings nach 20 Jahren, vergriffen und es stellte sich die Notwendigkeit einer Neuausgabe heraus, die nach kritischen Gesichtspunkten von Direktor H. Sander in Innsbruck besorgt und mit einer ausführlichen Biographie Gilms versehen werden soll, welche die neueren Funde und Forschungen einbezieht.[2] Damit ist der lange unbeachtete Dichter wieder auf die litterarische Tagesordnung gesetzt, und wir wollen hoffen, dafs es diesmal gelingen werde, ihm den gebührenden Platz in der deutschen Litteratur zu erringen, der ihm bisher vorenthalten worden. Die Meinung, dafs sich ein jeder Schriftsteller durch seine Werke selbst an die richtige Stelle setze, ist nicht durchaus richtig, und über Gilm hat immer ein besonderer Unstern gewaltet. Mit Ausnahme der Litteraturgeschichte von H. Kurz erwähnt seiner keines von derartigen Schriftwerken, und im übrigen war er eben „zu wenig bekannt“, wie man hierzulande achselzuckend zu sagen pflegt, um Unterlassungssünden zu beschönigen.

In dem Nachfolgenden will ich den Versuch machen, auf Gilms Leben und Lyrik, die sich bei diesem Dichter in seltener Weise decken, hinzuweisen, insbesondere seine Beziehungen zu Linz zu beleuchten, um zunächst eine Ergänzung zur jüngsten Schrift H. Sanders[3] zu liefern, welche sich, dem Thema entsprechend, nur ganz leise mit jenen beschäftigt. Hierzu bemerke ich, dafs meine Quellen grofsenteils mündliche sind, deren Angaben für die erwartete Gilmbiographie nicht ohne Wert sein dürften. Vorerst wende ich mich zu Gilms Geburtsdatum, das

[1] Nr. 88—94 v. 18. bis 25. April 1865.

[2] Nach einer Erklärung in der „Meraner Ztg.“ vom 24. Nov. 1887 hat Arnold v. d. Passer (Fr. L. Hoffmann in Meran) die Besorgung der Gilm-Ausgabe aus Sanders Händen übernommen.

[3] Hermann von Gilm in seinen Beziehungen zu Vorarlberg. Innsbruck, Wagner, 1887 (Sonderabdruck aus dem „Tirolerboten“, 74 S. 8).

häufig ganz irrig angegeben worden ist. Die kurze biographische Einleitung zur ersten Ausgabe seiner Gedichte giebt Zeit und Ort richtig an, und auch im biographischen Lexikon von C. v. Wurzbach V, 186 ist das der Fall, aber in den Nachträgen desselben XIV, 458 sind beide Umstände falsch angegeben, da es dort heifst, Gilm sei 1813 zu Rankweil in Vorarlberg geboren, eine Unrichtigkeit, die dann auch in der Geschichte der deutschen Litteratur von H. Kurz (4. Aufl. IV, 233) erschien. Selbst an seinem Geburtshause ist der 12. November (1812) als der Tag angeschrieben, an welchem er das Licht der Welt erblickte, während der Grabstein auf dem städtischen Friedhofe zu Innsbruck, sowie v. Schullerns angezogene Rede und neuestens auch Steubs „Sängerkrieg in Tirol“ (S. 48) die richtigen Angaben machen. Letztere zu ermitteln wäre nun nicht schwer gewesen. Das Taufbuch der Innsbrucker Stadtpfarre, das ich selbst einsah, bezeugt tom. 24, fol. 164, dafs Hermann Heinrich Rudolf Gilm v. Rosenegg am 1. November 1812 zu Innsbruck im ehemaligen Schönachhaus in der Neustadt Nr. 39, jetzt Maria-Theresienstrafse Nr. 15 als ehelicher Sohn des Stadtgerichts-Assessors Joh. Nep. v. Gilm und der Aloisia Rederer geboren wurde. Seine Erziehung und erste Bildung verdankt er dem Lande vor dem Arl, der Heimat seiner Eltern, wie er beispielsweise selbst am 26. Nov. 1844 aus Bruneck an L. Steub schreibt[1] und wie auch Sander in dem genannten Büchlein betont. „Aus der schwäbischen Pflanze sollte aber ein tirolischer Baum werden, der den Saft aus deutschem Boden gesogen“;[2] so umschrieb Gilm selbst seinen Bildungsgang, das äufsere Merkmal seiner Poesie, welches wir später noch einmal ins Auge zu fassen gedenken, sobald wir die inneren Motive aufgedeckt haben werden.

Das erste Jugendereignis auf vorarlbergischer Erde, dessen sich Gilm erinnerte, war der Tod seiner trefflichen Mutter zu Dornbirn 1816, und es war für ihn vielbedeutend. Sein Lebensgenius wich zwar damit von seiner Seite, hinterliefs ihm jedoch

[1] Sängerkrieg, Briefe Gilms, S. 61 ff. Des Dichters Urgrofsvater Franz Jos. Gilm erhielt 1739 den erblichen Adel mit dem Prädikate „von Rosenegg“ (Kneschke, Adels-Lex. III, 524). Näheres bei Sander a. a. O. S. 5 ff.

[2] Gilm an Steub, 26. Nov. 1844, a. a. O.

mit dem letzten Kusse als das schönste, aber verhängnisvolle Erbe „Die Wundergabe der Poesie — Die Rose mit dem Dorn", nach der er mit schnellen Händen langte, wie er seiner Theodolinde nach Jahren dichterisch offenbart.[1] Das Glück, eine gute Mutter besessen zu haben, hat also Gilm mit anderen bedeutenden Männern gemein, und aus dem Mutterherzen quoll auch für ihn die erste Anregung, die immer die nachhaltigste ist. Aus dieser Art Dichterweihe kündigt sich Gilms Wesen als Frauenpoet an, erklärt sich sein weibliches Gemüt, das zarte Fühlen und sein Entsagungsschmerz, den er in mehr oder minder verhüllter Form durchs Leben trug. In der Verehrung der Frauen zeigt er den tief germanischen Zug, der ihn vornehmlich zum Empfindungslyriker stempelt. Man wende mir nicht ein, daſs Gilm am Sarge seiner Mutter erst vier Lebensjahre zählte, denn ich lege nicht auf das Erlebnis Gewicht, sondern auf poetische Keime, von denen man weiſs, daſs sie oft sehr tief liegen. 1826 kam Gilm wieder nach Innsbruck zurück, wo er seine Studien vollendete, um 1836 ins praktische Leben eines Juristen einzutreten. Als Dichter machte er sich nach einigen matten Jugendversuchen zuerst 1835 durch ein Gedicht auf den scheidenden Professor Wessely bekannt;[2] bald spannte aber seine Muse ihre Flügel stärker, und das bewirkten zuvörderst die damaligen Verhältnisse des Landes. Denn auch in Tirol suchte man nach Beendigung der Franzosenkriege und der Wiedervereinigung dieses Felsenlandes mit Österreich jede freiere Regung zu unterdrücken und zog nach und nach den Sack über den Iselkämpfern immer enger zusammen. Die Isolierung ging in dem damals gänzlich abgeschlossenen Lande leicht und das Volk war durch die aufregenden, hohe Opfer heischenden politischen Ereignisse der Revolutionszeit müde und schmiegsamer geworden. Es wurde liederstille im Ländchen wie in einem Walde, aus dem der Sturm die Vögel vertrieben, und mit Recht klagt Gilm im Hinblick auf das im Reiche drauſsen früher erwachte geistige Leben:

[1] Gedichte II, 181 der ersten Ausgabe, nach welcher fortan citiert wird; auf ältere Variationen der Gedichte wird dabei keinerlei Rücksicht genommen.

[2] Wurzbach V, 186.

Nur im Tirolerlande
Ist's stille wie im Grabe. (II, 111.)

Die politische Misère aus der Zeit der „Metternichtigkeit“ spiegelt sich im kleinen auch in Tirol; Bureaukratismus und Ultramontanismus waren mächtig emporgediehen und überall lauerten „Seelenschergen“:

Es sind die Thäler und die Felsenwarten
Voll schwarzer Mäntel, ultrabreiter Hüte,
Die dulden auf der Erde keinen Garten,
Und an dem Baum des Lebens keine Blüte. (II, 205.)

Der Beichtzettelzwang und die Censur wurden streng geübt, die protestantischen Zillerthaler 1837 nach dem preufsischen Schlesien ausgetrieben und dafür die Jesuiten hereingebracht. Über jene That liefs sich auch Gilm mit den vorwurfsvollen Worten hören:

Wer zwingt euch, euer Vaterland zu fliehen,
Wer setzt euch von der Ziller an die Oder?
Die Blumen eurer Alpen werden blühen,
Wenn einst die Kirchen alle Schutt und Moder. (II, 211.)

Die Jesuiten, in einer Zeit, in welcher man nach mittelalterlicher Weise Staat und Kirche aufeinander bezog, gefürchtet, waren Gilm als die Leute, welche den Zeiger an der Uhr des Fortschrittes stets zurückzuschieben bemüht waren, ein Dorn im Auge und er konnte diese Abneigung niemals überwinden. Das bekannte Jesuitenlied: „Es geht ein finstres Wesen um, das nennt sich Jesuit“, welches nebst anderen derartigen Gedichten von der ersten Ausgabe ausgeschlossen wurde, um die kostspielige Auflage nicht zu gefährden, spiegelt seine Anschauungen getreu wieder, die damals alle Männer von Geist, voran die Dichter, teilten.[1] Streiter, Schuler und der Bannerträger der Jungtiroler, Adolf Pichler, traten offen gegen sie auf, Flir war ihnen nicht

[1] „Der Jesuit“ ist abgedruckt in Scherrs Bildersaal, in der Litt.-Gesch. von H. Kurz und bei J. G. Obrist (Der Lyriker Hermann v. Gilm. Trautenau 1874. S. 44). Dieser teilt auch folgendes Gedicht Gilms aus den „Liedern und Bildern aus Natters“ mit, das mit „Hindernis“ überschrieben ist:

Es geht durchs blühende Heidenfeld
Mit klösterlichem Schritt,
Mit breitem Hut und weitem Gewande
Ein langer Jesuit.

Ein alter, kahler Tannenbaum
Am Waldessaume steht;
Der spricht für sich: „Könnt ich vom Platz,
Ich wüfste, was ich thät!“

zugethan und selbst die Benediktinermönche Beda Weber und Albert Jäger standen in der Gegnerschar der Väter der Gesellschaft Jesu; der streitbare Senn[1] aber wagte es, gegen das Oberhaupt der Ultramontanen Tirols, Joseph Giovanelli, seine vernichtenden Sonette zu schleudern. In diesen heifsen Tagen gingen nun auch Gilms Streitgedichte als Schleichware handschriftlich durchs Land und erregten gerechtes Aufsehen. An Steub schreibt der Dichter in dem bereits mehrfach bezogenen Briefe: „In meinem Hausierbündel ist verbotenes Gut,“ und in der That hätten die „Jesuitenlieder“ für den k. k. Praktikanten üble Folgen haben können, wenn er nicht wohlwollende, weise Freunde gehabt hätte.[2]

Eine andere Gefahr lag nun in diesen politischen Dichtungen selbst; da ihr Gebiet ein beschränktes ist, so tritt mit der Zeit eine Verflachung ein, die Gilm so wenig erspart geblieben wäre wie einem Freiligrath und Herwegh, die die innere Gehaltlosigkeit ihrer Dichtungen durch den Phrasenschwall zu verdecken suchten. Gilm war nun allerdings kein politischer Tendenzdichter dieses Schlages, er erstrebte nur Freiheit von dem groben Drucke, der alles Leben niederhielt, aber „ein politisch Lied ist eben ein garstig Lied“ und führt gar leicht zu jenen äufseren und inneren Konflikten und Widersprüchen, an denen andere „Jungtiroler“ gescheitert sind, die sich an das „junge Deutschland“ angeschlossen haben und die eigentlichen Aufgaben der Poesie vergafsen; ich brauche da blofs an den düsteren Senn, welchen Pichler einen Grabbe der Lyrik genannt hat, oder an Ludwig von Schnell[3] zu erinnern. Um aber aus den verfahrenen Wegen wieder herauszulenken, wie manche „Jungdeutschen“, dazu waren diese Tiroler zu unbeholfen; sie liefsen sich so wenig wie die Gebirgsbäche ihrer Heimat

[1] Gest. 30. Sept. 1857; Edlingers Litteraturblatt II, 710.

[2] Dafs Gilm später einen Teil seiner Streitgedichte auf den Rat seines Freundes, des Ministerialrates Magnus Beyrer, dem der Nachruf in II, 154 gilt, verbrannte, scheint nicht richtig zu sein, wohl aber wurden manche derselben geändert und abgeschwächt, einige gingen verloren, da sie der Dichter selbst nicht verwahrte, sondern „barfufs die Wälder durchlaufen“ liefs.

[3] Man beliebe meinen Aufsatz „L. v. Schnell“ in der Beilage der Münchener „Allg. Ztg.“ Nr. 285 vom 14. Okt. 1887 und die Berichtigung in Nr. 290 einzusehen.

regulieren. Gilm hatte indessen einen mächtigen Einfluſs erhalten, der ihm von den Frauen kam und seine Poesie läuterte und vergeistigte. Wenn er nun zeitweilig von dem Kampfe abliefs, so lief der Born echter Lyrik um so reichlicher, aus dem auch der gröſste Meister dieser Gattung das Beste geschöpft hat. Gehen wir in der historischen Darstellung einige Jahre zurück. 1840 war Gilm zum Kreisamte Schwaz versetzt worden, wo er alsbald die schöne und geistreiche Theodolinde v. Gasteiger[1] kennen lernte, die ihn zu den herrlichsten Gesängen begeisterte. Mit Bezug darauf konnte er nachher sagen:

> Einst sang ich von der Freiheit
> Und von dergleichen Dingen,
> Jetzt will ich von den Frauen
> Und von der Liebe singen, (I, 118)

und in ihrer Liebe den Grund der Dinge sehen (I, 160). 1842 nach Bruneck versetzt, erblühte ihm dort ein neuer Liebesfrühling; die Neigung zu Kathi Kirchberger war zwar nur eine kurze Täuschung, denn die Brauerstochter war kein ätherisches Wesen und versprach mehr als sie war, aber um so tiefer wandte sich sein Herz der feurigen Sophie Petter[2] zu, die seine Liebe auch erwiderte. Neben den schon flüchtig angedeuteten antijesuitischen Gedichten und dem Sonettenkranz an den verdienten Kreishauptmann v. Kern aus Schwaben, der u. a. gegen die Wald-

---

[1] Theodolinde, „ohne die die tirolische Poesie eine Lücke hätte“, war am 25. Nov. 1821 zu Meran geboren und vermählte sich später mit Josef Benedict v. Hebenstreit, der am 11. Sept. 1887 als jub. Kreishauptmann und k. k. Statthaltereirat im 92. Lebensjahre zu Innsbruck verstorben ist. Theodolinde starb bereits am 26. Febr. 1858 zu Brixen (Totenmatrikel des fb. Stadtpfarramtes Brixen tom. 5, fol. 212), und wie der dortige Grabstein sagt, — nach langem Leiden! Den an Glücksgütern armen Dichter hat sie ausgeschlagen, wie er in dem Cyklus „An Theodolinde“ (II, 181 ff.) bitter klagt und in den ebenfalls in Schwaz entstandenen „Liedern eines Verschollenen“ (II, 203 ff.) deutlich durchblicken läſst, besonders S. 223:

> Doch nichts von dem — man wog mich ab nach Pfunden,
> Und leicht wie Rosenblätter sind Gedichte —,
> Und alle Thränen, all der Liebe Stunden,
> Sie drückten mich herab zu dem Gewichte.

[2] Sophie, geb. 1826, lebt derzeit als Witwe Vanoni in Innsbruck. — Ihr Bruder, Dr. Anton Petter, huldigte der Dichtkunst, starb aber schon am 6. Okt. 1860.

verwüstung im Pusterthale wirkte, entstanden hier die „Sophienlieder“, darunter „Die Georgine“ (I, 247), zuerst gedruckt in Pichlers „Frühliedern aus Tirol“ (1846, S. 26):

> Warum so spät erst, Georgine?
> Das Rosenmärchen ist erzählt,
> Und honigsatt hat sich die Biene
> Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.

Er will ihr den Frühling bringen, der „feuergelben Träumerin“, aber dann wäre sie die letzte, einzige nicht, und so ladet er sie ein, ihm schwesterlich die Hand zu reichen:

> Ich hab den Frühling dieses Lebens
> Wie du den Maitag nicht gekannt.
>
> Und spät wie dir, du feuergelbe,
> Stahl sich die Liebe mir ins Herz;
> Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
> Entzücken und derselbe Schmerz.[1]

Ein klassisches Gedicht nennt v. Schullern auch „Schloſs Taufers“ (II, 26), und ich würde gerne beistimmen, wenn nur die zweite Strophe nicht so zerhackt wäre.

Das schöne, leidenschaftliche Liebesverhältnis nahm ein baldiges, trauriges Ende und Gilm brachte es schwer aus dem Banne der Erinnerung. Keine Enttäuschung ist schmerzlicher als die in der Liebe, weil der ideale Mensch hier auf geistige Güter wettet. Der Dichter ging 1845 nach Rovereto. Dort entstanden im Lufthauche, der Dantes „Göttliche Komödie“ berührt haben soll, die „Sonette aus Welschtirol“,[2] in denen Gilms Begeisterung für deutsches Wesen hervortrat. Wenn er nun abermals politische Lieder sang, so war besonders das wieder ins Leben gerufene Schützenwesen Tirols die Schuld, das, im Sinne der Mucker geplant, nicht nach seinem Geschmacke war. Das 1863 umgearbeitete „Schützenlied“ von 1847[3] enthielt die

[1] In der österr. Ausgabe der Monatsschrift „Über Land und Meer“ 1888, 2, S. 69 hat ein gewisser Karl Lohs die „Georgine“ als sein eigenes poetisches Produkt ausgegeben und nach dem Texte der „Frühlieder“ abdrucken lassen!

[2] Sie erschienen zuerst im Jungtirolerblatt „Phönix“, einer vermutlichen Nachahmung des deutschen Phönix, im 2. und 3. Jahrgange; im März 1853 starb der tirolische Phönix am 4. Jahrgange und hat sich bisher noch nicht verjüngt aus seiner Asche erhoben, was im allgemeinen zu bedauern ist.

[3] I, 60.

freisinnigsten Ideen, aber „Das erste Kaiserschiefsen in Bregenz“ (Ende August 1847) die schönsten. Er begleitet im Geiste die Schützen (I, 46):

Den Arl hinauf, der Roggen steht im Schnitt,
Rot blüht das Heidekorn, des Älplers Manna,
Und weifs wie Milch springt über den Granit
Des Inns mutwill'ge Tochter, die Rosanna.
Den Arl hinab, und nun mit Schützengrufs
Hinunter zu des Bodensees Gestaden,
Ein Handschlag aber vor dem ersten Schufs,
Ein offnes Wort, ihr Brüder, eh wir laden.

Derjenige, der diese prächtigen Verse gedichtet, weilte jedoch nicht mehr in Tirol; am 1. Juli 1847 war Gilm in Wien eingezogen,[1] um vielleicht doch endlich einmal aus dem „ewigen Praktikantentum“ zu kommen und der Denunciation entrückt zu sein, über die er sich in seiner Heimat mehrfach zu beklagen hatte.[2] In den sieben Jahren seines Aufenthalts im „Capua der Geister“ hat er verhältnismäfsig wenig geschrieben; die vielen Kanzleigeschäfte und ein reger gesellschaftlicher Verkehr in vornehmen Familien Wiens beanspruchten seine meiste Zeit. Von litterarisch hervorragenden Persönlichkeiten scheint er wenigen näher getreten zu sein, Pichler nannte mir nur gesprächsweise den Dramatiker Mosenthal. Dabei „gingen die Erinnerungen an Tirol durch seine Träume und durch die üppigen Wiener Strafsen und stiegen wie eine neugeborene Welt aus dem Schlamm der Wiener Litteratur“, schreibt er am 27. Dez. 1847 an L. Steub.[3] Schmerzlich geweckt wurde diese Erinnerung durch den Tod seines Vaters.[4] An der Bewegung des Jahres 1848 nahm er, wie jetzt endlich aus seinen Briefen erwiesen ist, thätigen Anteil.[5] In die Wiener Zeit fallen die schwermütig klingenden Gedichte „Ein Krankenbett“, in dem eine Baronin Buol einen sterbenden tiroler Studenten tröstet und ihn „vergefsne Gebete lehrt“ (II, 13), die

[1] Steub, Sängerkr. 68; Sander a. a. O. 50.

[2] Siehe den Brief Gilms an Senn, Bruneck, 1. April 1845, in Edlingers Litteraturbl. I, 83 (mitgeteilt von A. Pichler).

[3] Sängerkr. 50.

[4] Der Appellationsrat Joh. Nep. v. Gilm starb am 16. Aug. 1847 zu Innsbruck und liegt vor der Kirche zu Hötting an der Seite des „Siegers in Spinges“, Philipp v. Wörndle (gest. 2. Aug. 1819 in Linz) begraben.

[5] H. v. Gilm in Wien, von Arnold v. d. Passer in Wr. „Deutsche Zeitung“ Nr. 5688 vom 1. Nov. 1887.

patriotischen Poeme anläſslich des Libenyi-Attentates, vor allem aber die gedankenreiche Ballade „Jakob Stainer“ (I, 27—33), bei deren Lektüre man gleichsam den Atem anhält, damit von dem Dufthauche dieses Meisterstückes epischer Lyrik nichts verloren gehe.

Nach mehrjähriger Verwendung im Ministerium des Innern wurde Gilm 1854 als Statthalterei-Sekretär nach Linz versetzt; er kam mit dem Märzenveilchen [1] und entfaltete hier bald wieder eine bedeutende dichterische Thätigkeit, gekennzeichnet durch den leichteren, weichen Ton seiner neuen Minnepoesie und eine edle Gelegenheitsdichtung. Auf einen Naturbeobachter wie Gilm mag das Land, in dem sein letzter Wirkungskreis liegen sollte, nicht ohne Einfluſs und Eindruck geblieben sein. Oberösterreich vereint die Groſsartigkeit des Hochgebirges mit der Anmut des Hügellandes in seltenem Maſse. Schon ein Blick von einer der Anhöhen um Linz gewährt diesen Eindruck; im Süden streben die zackigen Alpen mit ihren konkaven Kammprofilen empor, im Norden treten die zahlreichen, in schönen konvexen Linien verlaufenden Hügel an die Donau heran, welche dem Mühlviertel im Volksmunde den Namen der „buckeligen Welt“ verschafft und den Kaiser Max zum Vergleiche mit dem eng gefalteten sächsischen Reitermantel gedrängt haben. [2] Wenn sich der heitere Abend auf jene Hügel senkt und die Konturen nach und nach ins Blaue verschwimmen, wenn im Süden dann die Alpenfirste glühen und endlich auf den Strom der Nibelungen des Mondes Silberlicht fällt, so liegt ein unbeschreiblicher Zauber auf dieser Landschaft. Gilm hat da oft an schönen Sommerabenden diesen Anblick genossen, oder von der Altane des an der Donau gelegenen „Hotel Krebs“ auf das Thal und die Hügel geblickt. Von Südwesten her mündet das Traunthal, das „Paradies von Oberösterreich“ [3] in die fruchtbare Tieflandbucht an der Donau, die von einem einschmeichelnden Volke bewohnt wird, dessen musikalische Sprachlaute so angenehm das Ohr des Fremden treffen. Linz selbst, zwar etwas abgeschlossen, aber leichtlebig

[1] Von seinen meist aus älteren Gedichten bestehenden Cyklen brachte die „Linzer Ztg.“ 1856 die „Märzenveilchen“, 1857 „Die letzten Blätter“.

[2] Pillwein, Linz einst und jetzt, 1846, S. 122.

[3] II, 287.

und gesellig, besitzt zahlreiche Bedingungen, welche den geistigen Verkehr der Gebildeten untereinander fördern, und ich glaube keine Indiskretion zu begehen, wenn ich hierin den Frauen ein namhaftes Verdienst zuschreibe und bestätige, was einmal in der Goethestadt Weimar in Gegenwart Deinhardsteins besprochen wurde.[1] Aus dieser Sphäre ist ja auch die Suleika des „West-östlichen Divans", Marianne Willemer-Jung hervorgegangen, deren Einfluſs auf Goethe Gilm vielleicht mit bestimmten Beziehungen auf seine eigene Person in einem „Zeitsonette" betont hat.[2] Gilm fand also hier die Groſsheit der Natur, die ihn teilweise an seine Heimat erinnerte, teilweise aber durch fremdartige, weichere Formen beeinfluſste, und eine freiere, angenehme Gesellschaft zugleich, die ihn zu schätzen wuſste und ihm liebreich entgegenkam. Wie empfindsam der schüchterne und linkische, dann und wann jedoch etwas „fahrerische" und bei seiner wahrhaft Götzschen Treuherzigkeit oft souverän auftretende Dichter für erwiesene Aufmerksamkeiten gewesen, zeigt gleich die der ersten Ausgabe seiner Gedichte vorgesetzte „Widmung", die der liebenswürdigen Gattin des späteren Landeshauptmanns und Reichsratsabgeordneten Dr. Eigner, Frau Betty Eigner, gilt, die ihn bei einem Ballfeste beim Statthalter aus der Ecke gezogen

---

[1] Deinhardstein, Skizzen einer Reise, Wien 1831, S. 188.

[2] II, 83 ff. Des Interesses wegen teile ich das Goethe-Sonett Gilms mit:

Als Goethe folgend des Propheten Fahne,
Die ambraschwangrer Wind aus Mekka blähte,
Mit Schiras Perlen strahlend übersäte
Sein Deutschland im westöstlichen Divane — —

Firdusi sprach zum neuen Muselmanne:
Nicht immer sollst du lieben mir, Poete,
Nicht immer sollst du beten mir, Prophete,
Auch Hassen ist Gebot im Alkorane.

Doch heiter war ihm gestern so wie heute,
Suleika schmiegte sich an seine Seite,
Dem Greise reichend ihrer Jugend Born.

Des Unmuts Buch fand keinen Feind zum Streite,
Das Buch der Liebe löschte seinen Zorn,
Und Persiens Rosen blieben ohne Dorn.

Über Marianne-Suleika vergl. die am 20. Nov. 1884 zu Linz gehaltene Rede zum 100. Geburtstage der „Dichtgenossin Goethes" von Erich Schmidt, nunmehr in dessen „Charakteristiken", Berlin 1886, S. 321 ff., ferner W. Scherer, Aufsätze, 237 ff.

und aufmerksam behandelte; ihr legt er in seinen Liedern ein Stück von seinem Leben mit den Worten in die Hand:

> Ich geb es dir für jene Nacht
> Voll Frauen und voll Lichter,
> Wo du allein an mich gedacht,
> An den verstoſsnen Dichter.

Die Freude an der Landschaft und der gesteigerte Naturgenuſs spricht aus dem Gedichte I, 93, in welchem er den schönsten Aussichtspunkt im Linzerbecken, den eine freundliche, zweitürmige Wallfahrtskirche schmückt, apostrophiert:

> O Pöstlingberg, du Landeshort,
> Du Perle der Provinz,
> Und Segensquell und Gnadenort,
> Akropolis von Linz,

und sein „schönes Kind“ [1] einladet, ihn zu besteigen, mit dem Motiv:

> Es schleppt sich in des Jahres Lauf
> Viel Sünd dahin und Leid,
> Komm, tragen einmal wir hinauf
> Ein Stückchen Seligkeit.

Kräftiger tönt das in prächtigen Achtzeiligen stolz einherschreitende allegorische Gedicht „Der Traunstein“, [2] welches die Beziehungen zur Familie v. Dierzer fein durchblicken läſst und gleichsam eine persönliche Ausführung in dem warmen Nachrufe für den um die Hebung der Industrie Oberösterreichs hochverdienten Josef Dierzer, Ritter v. Traunthal, erfährt, [3] der also schlieſst:

> Du schönes Land, willst du den Toten ehren,
> So sei ihm selbst ein blühend Monument,
> Und trage seine Thaten, seine Lehren,
> Die Menschenliebe, die im Herzen brennt,
> Auf Kind und Kindes Kinder über, flöſse
> Den Wahlspruch seines Lebens ihnen ein:
> „Der Bürger Wohlstand ist der Staaten Gröſse,
> Und immer groſs soll unser Östreich sein.“

---

[1] Gemeint ist Amalie Hoffmann, jetzige Frau Groſs in Wien, welche Gilm im Oktober 1855 im Hause des Rates v. Fritsch kennen gelernt, dessen Familie jedoch bald vom tragischen Geschick ereilt wurde. Mit Amalie machte Gilm eine Reihe von Ausflügen in die Umgegend, besonders nach dem Luftkurorte Kirchschlag, wo er ihr ein Gedichtchen weihte, das in der Folge den Bruch des jungen Liebesbundes herbeiführen half.

[2] II, 30—38.

[3] Am 10. Nov. 1857: II, 285 ff.

In Linz schien dem Dichter endlich auch eine bessere Carriere zu winken; er gewann die Gunst des Statthalters Eduard v. Bach, der ihn zum Statthalterei-Präsidialsekretär machte — „ein Titel lang wie Alexandriner" —, womit ein Gehalt von 1400 fl. verbunden war. Nun dachte er auch ernstlich daran, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln und herauszugeben. Am 31. Jan. 1857 schreibt er, seine erwähnte Beförderung meldend, an Steub:[1] „Der Beamte prosperiert wie wilder Kohl, und der Poet ist noch immer ungedruckt und unbekannt." Sein Landsmann, der Dichter V. v. Ehrhart,[2] drang diesbezüglich schon früher in ihn und versprach ihm seine Beihilfe, allein der Plan kam nicht zur Ausführung. Gilm feilte indessen eine Anzahl seiner Gedichte, soweit sie ihm selbst noch zur Hand waren, durch, schied in der oben gemeldeten Absicht einige ganz aus, oder änderte sie, um ihnen die verletzende Schärfe zu nehmen, wobei allerdings manchmal die Pointe geschwächt wurde oder gar verloren ging. In Hinsicht auf die Form war jedoch die feilende Hand dringend nötig, und manche der in früheren Jahren rasch und zahlreich koncipierten Gedichte erhielten dadurch eine vollendete Form. Einzelnes blieb allerdings unvollendet, so das von ihm für den ersten Band der Gedichte umgearbeitete „Es blüht die Welt", in dem Gilm vielleicht allzusehr in den Hauptfehler österreichischer Lyriker verfallen ist, statt des Stimmungsbildes eine lyrische Abhandlung zu liefern. In der durchgearbeiteten Form des genannten Gedichtes fehlt der Schluſs,[3] aber wir kennen eine ältere Fassung desselben, die mir Herr Dir. Herm. Sander freundlichst mitgeteilt hat. Sie ist schärfer gefaſst und kürzer gehalten als die Umarbeitung und trägt die Bezeichnung „Mai"; wir stellen sie im Folgenden zum Zwecke der Ergänzung und als Beleg für Gilms Umbildungsart in Parallele:

Es blüht die Welt ... (7. Str.)	Mai. (5. Str.)
O laſst sie erst begraben meine Lieder,	Der Abend naht! Ich bin mit meinem Leide
Den harten Stein auf meinem Herzen stehn,	So ganz allein. Im Grab wär Fried und Ruh,

[1] Sängerkrieg S. 69 ff.

[2] Gedichte von Vincenz v. Ehrhart (herausgeg. von J. V. Zingerle), Wien 1882, Einleit. XV und die Gedichte S. 41, 65.

[3] I, 284—287.

Dann mag es wieder Frühling werden, wieder
Ein solcher Maitag durch die Fluren gehn.

(Vier Verszeilen fehlen.)

Ich und mein Leid, wir schlummerten dann beide
Und hielten uns die müden Augen zu.
Und wenn es wieder Frühling wird, wenn wieder
Der erste Mai dich, Heifsgeliebte, weckt,
Kniest du vielleicht vor einem Veilchen nieder,
Das deines Dichters Grab bedeckt.

Aus Linz stammt eine Reihe von leichteren Liedern und Gelegenheitsgedichten, sowie die lyrischen Romanzen, die sich auf das Kriegsjahr 1859 beziehen;[1] von den Gelegenheitsdichtungen sind nicht alle gleichwertig, zu den besseren zählen der „Dank der Kinder" (1860 zum Kaisertage verfafst[2] und vorgetragen), der Abschied an den Sektionsrat Frenner (1863) bei dessen Abgang nach Wien[3] und das „Adoptivkind". Der Beginn der Verfassungskämpfe 1861 und der Hader in den Landtagen entlockte ihm noch einmal politische Lieder; die „Trilogie", drei Sonette auf die Jahre 1848, 1851, 1861, übertrifft an Schärfe weitaus seine Streitlieder aus den vierziger Jahren. Dafs Gilm hier wieder in verstärkter Auflage als politischer Dichter auf den Plan tritt, beweist nur, dafs es ihm wohl auch in seiner Jugend damit Ernst war, wenn er gegen die öffentlichen Zustände loszog, und dafs es Wahrheit gewesen, was er damals sang. Wenn ich nun Gilms Dichtung charakterisieren sollte, so möchte ich auf frühere Zeiten zurückgreifend den Einflufs des „düsteren" Senn in jener Richtung Gilms nicht zu sehr betonen, sie wurde durch die Verhältnisse direkt angeregt und Gilm ist eben auch ein Kind seiner Zeit und das getreue Abbild derselben wie andere. Sonst sollen Anastasius Grün und Ferd. Freiligrath, der die Jugend durch seine feurige Rede und seine bewegten Schicksale bestach, von Einflufs auf Gilm gewesen sein. In Bezug auf Konzeption erinnert er an Lord Byron, in dem Tonklang der metrischen Behandlung an Heine.[4] In der That klingen einzelne seiner Gedichte und nicht wenige Ausdrücke an diesen letzteren an, z. B. II, 193: Geh hin, schön wie du bist, und sag zur Rose;

[1] II, 46 ff.
[2] II, 291.
[3] II, 283.
[4] Linzer Ztg. Nr. 272 vom 27. Nov. 1864.

II, 299: Und hat vergiftet meine frommen Lieder; ferner I, 71, 132, 135, 210, 260, 267, 276, 279, 311; II, 148, 149 und vor allem II, 118, wo Heines Ton durch das ganze Gedicht geht. Selbst der von Heine angewendete unechte Reim Höh : See findet sich; rhythmische Fehler sind nicht selten, die norddeutsche Betonung der Präposition (I, 125) und andere Schwächen wären nicht schwer nachzuweisen, die Reime sind jedoch fast durchweg kräftig und rein. Neben einzelnen Provinzialismen zeigt er sich indessen als ein Dichter, der schon früh die volle Sprachgewalt erlangt hat. Durch die gewandte Anknüpfung des Gedankens an das Naturbild gleicht er Lenau, das Gedicht „Kaiserstutzen" (I, 50) erinnert an Béranger[1] und selbst Schillers Einflüsse hat man geltend gemacht. Wie bedeutend fremde Einwirkungen auf ihn gewesen, läßt sich aus solchen Anklängen, die oft nur unabsichtliche Reminiscenzen sein können — man betrachte Grillparzers „Ahnfrau"! — wohl kaum richtig bemessen. Gilm ist vielmehr ein deutscher Dichter, der in ausgesprochener Eigenart neben seinen Dichtgenossen aus Österreich einhergeht und sich selbständig vor die Berge seiner Heimat stellt, den charakteristischen Hintergrund seiner Poesie;[2] man hat ihn daher auch als „Alpenlyriker" bezeichnet.[3] Gleichwohl steht er nicht auf beschränktem Boden, sondern besitzt nach den Forderungen, die Geibel an den Lyriker stellt, die breite Basis des allgemein Menschlichen, ohne durch die tote Reflexion zu langweilen. Trotz seiner zeitweilig üppigen Produktivität ist Gilm kräftig in der Tonfarbe und Diktion und „erschlägt seine Feinde" mit wuchtigen Reimen, besonders in den Sonetten, die schon öfters mit jenen Platens verglichen worden sind, wenn er auch in formeller Hinsicht denselben nicht erreicht. Bei Gilm fügt sich der gewaltige Gedanke nicht immer der künstlerischen Form, ihm fehlte zum klugen Maßhalten die Schule der Alten und das — Naturell. Bei der Fülle der vorströmenden, reich mit Bildern geschmückten Gedanken wuchsen diese oft über den gegebenen Rahmen hinaus und machen den Eindruck der Überladung. Mit Vorliebe holt er Bilder und

[1] Münchener „Allg. Ztg." Nr. 355 vom 20. Dez. 1864.

[2] Münchener „Allg. Ztg.", Beilage Nr. 166 vom 14. Juni 1864 (von A. Pichler).

[3] Obrist a. a. O. 11.

Wendungen aus der Bibel und dem katholischen Ritus, die aber nicht selten verschroben erscheinen, so I, 213: Die Jochlilie hält Christenlehre, I, 96: Lilien in weifsen Alben halten uns die Katechese, II, 209: Ein Wogen im Saatfeld, als würde von dem Hügel ein Priester den frommen Halmen die Monstranze zeigen. Doch wirken bei ihm derlei Gleichnisse wenigstens nicht so widerlich wie das unwahre Gedicht „Frieden“ in Heines „Buch der Lieder“, das leider sogar in unseren Lesebüchern steht. Wenn bei Gilm manchmal die einheitliche Grundidee und Aneinanderreihung der Gedanken fehlt, so gleicht er hierin ebenso den Orientalen, wie in einzelnen gigantischen Bildern und Personifikationen,[1] z. B. I, 15: Der Mond steigt aufs Dach, I, 210: Die Amsel schlägt Morgenreveille. Da und dort tritt auch bei der versteckten Anspielung Unklarheit ein, manches klingt wie ein Rätselspiel, z. B. II, 244. In einzelnen, aber verhältnismäfsig sehr wenigen Wendungen und Dichtungen sinkt er zur Prosa herab, namentlich I, 118, wo er mifslaunig die häfslichen Worte ausstöfst: „Der Jugend Ideale sind buntbemalte Fratzen“, und in dem geschmacklosen I, 50. Der Mangel an musikalischer Feinheit und rhythmischer Glätte, der sich da und dort geltend macht, wird jedoch ersetzt durch die reichlichen Vorzüge seiner grofsartigen Naturschilderung, die Originalität in der Auffassung und durch die edle Begeisterung, die ihn über das oft kaum erträgliche Alltagsleben emporhebt. Erteilen wir einer geistreichen Frau, Cornelie Schuler, das Wort, welche an Pichler schon 1845 schreibt: „Gilm frappiert durch Originalität, Leidenschaft, Bilderpracht.“[2] Ohne irgend eine Schönheit ist keines der Gedichte, manche aber sind geradezu unerreichbar; da wäre aus den „Sophienliedern“ (1844) nächst der „Georgine“ besonders „Allerseelen“ zu nennen, das man als sein schönstes Gedicht bezeichnet und am öftesten abgedruckt hat (I, 254). Es lautet in der letzten Gestalt, die ihm der Dichter gegeben:

---

[1] Hermann v. Gilm. Ein tiroler Lyriker von Dr. Hermann Ethé in „Deutsche Warte“ I (1871), S. 591 ff., besonders S. 604—605, während im übrigen v. Schullerns Vortrag zur Grundlage gedient zu haben scheint.

[2] Adolf Pichler, Eine Jugendliebe in Wien, in „Nord und Süd“ 1882, S. 128. Der Verfasser überliefs mir gütigst seinen nachkorrigierten Abdruck dieser Jugendromanze in Briefen, wofür ich ihm besten Dank zolle.

Allerseelen.

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei
Und laſs uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai.

Gieb mir die Hand, daſs ich sie heimlich drücke,
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei,
Gieb mir nur einen deiner süſsen Blicke
Wie einst im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Toten frei;
Komm an mein Herz, daſs ich dich wieder habe,
Wie einst im Mai.

Von Goethescher Feinheit und Eleganz ist auch die „Erinnerung an den Achenthaler See" (II, 27—29), den „Kronjuwel Tirols", besonders Str. 6:

Wohlan! ihr schönen Mädchen aus der Ferne,
Das Ruder schlägt, steigt in den leichten Kahn;
Zwei Dinge giebt's: die Wellen und die Sterne,
Die ziehn das Herz unwiderstehlich an.

Als ein Zeugnis für die Tiefe der Gefühlslyrik Gilms möge endlich noch hierhergesetzt werden I, 84:

Der Vater ist seit Jahren blind,
Blind sein ist mehr als sterben,
Die Mutter hat ein krankes Kind
Und kann nicht viel erwerben.

Die Stube war noch nie so warm,
Obgleich das Fenster offen,
Seitdem des Winters harter Arm
Die Erde hat getroffen.

Die Sonne küſst das kranke Kind
Zum erstenmal im Jahre,
Es spielt ein weicher, warmer Wind
Mit seinem seidnen Haare.

Und wie sein Aug am Himmel hängt,
Als möcht's dahin entfliehen,
Im Wangengrübchen langsam fängt
Ein Röslein an zu blühen.

Und, süſses Wunder! plötzlich, als
Sei alles Leid zu Ende,
Schlingt lächelnd um der Mutter Hals
Es seine beiden Hände.

Die Mutter weiſs vor Freud nicht Rat,
Bricht aus in lautes Weinen —
Das war des Frühlings erste That,
Und keine von den kleinen.

Ein solches Gedicht sollte billig in keinem deutschen Lesebuche Österreichs in der Zukunft fehlen. Man möge vor dem

Dichter der Jesuitenlieder und der Landtagssonette nur nicht die Kapuze über den Kopf ziehen, denn er war als echter Altösterreicher ein treuer Patriot, wie zahlreiche Gedichte aus den verschiedenen Phasen seines Lebens beweisen. Gilm räsonnierte so zu sagen bloſs aus Patriotismus und suchte niemals das politische Martyrium, er war als Sohn eines Beamten und selbst Beamter dynastisch gesinnt. Er hat sich vielleicht in dieser Hinsicht am besten durch die Verse charakterisiert, die II, 192 stehen:

— Ich gleich' dem Roſs voll Feuer,
Das knirscht in das Gebiſs —
Und horcht auf seines Herren Ruf.

Gilm, der leicht in Hitze geriet, war ebenso leicht zu beruhigen, namentlich durch die Frauen; er war eben im Grunde eine „gute Seele“, die auch die fremde Meinung duldete, sich dieselbe aber nicht aufdrängen lieſs, etwas inkonsequent im einzelnen, da er als Poet dem Augenblicke gehorchte, aber im ganzen doch von bestimmter Charakterneigung und vor allem bei eigenen beschränkten Mitteln wohlthätig und gerecht. Um ihn richtig zu schildern, muſs man eben alle in Betracht kommenden Punkte dagegenhalten, sonst entsteht ein Zerrbild, wie J. C. Maurer in Gottschalls „Unsere Zeit“ [1] eines entworfen hat.

Gilm hat sich auch in der Epik und Dramatik versucht, aber ohne sonderlichen Erfolg. Seine Balladen sind insgesamt zu lyrisch gehalten, und dem Trauerspiele „Äbtissin Verena von Sonnenburg“ und den Gelegenheitsdramolets „Das unterbrochene Namensfest“ und „Der erste Mai“ fehlt die Gestaltung. [2] In einem Briefe Gilms (1844) wird ferner des Planes zu einem Oswalddrama gedacht. [3] Eine Jugendnovelle, „Die Bierkneipe“, ist in den „Herbstblumen“ abgedruckt. [4] H. v. Gilm ist eben nur Lyriker, aber als solcher einer vom ersten Range. [5] Als Geibel in der „Österr. Akademie“ (I, 1859, S. 32) das Gedicht „Allerseelen“ u. a. gelesen hatte, schrieb er ungefähr folgendes über Gilm an einen

---

[1] Revue der Gegenwart, 1884, S. 793 ff.

[2] v. Schullerns Vortrag in der „Inn-Ztg.“ IV, Nr. 88—94.

[3] Edlingers Litteraturbl. II, 237. Die Gedichte enthalten zwei Poeme an den „Tiroler Skalden“ Oswald von Wolkenstein (gest. 1445).

[4] Beiträge tirol. Schriftsteller 1870 (hrsgb. von J. V. Zingerle), S. 66—77.

[5] Ethé a. a. O. 591.

bekannten Schriftsteller: „Wie ist es möglich, dafs ein solcher Dichter unter uns lebt und ich nie etwas von ihm gehört habe!“ [1]

Um endlich auch über Gilms Äufseres zu berichten, lassen wir zuerst seinem Freunde Steub das Wort, [2] der ihn 1843 in Bruneck sah: „Eine hohe, schlanke Gestalt mit langem, schmalem Gesicht, langen dunklen Haaren und lodernden Augen, dem Aussehen nach viel mehr Italiener als Germane ...., im Umgange etwas fahrerisch und unelegant, aber bescheiden und zutraulich.“ Als der Dichter von Wien nach Linz gekommen war, zeigte er sich als ein hübscher, eleganter Junggeselle, der nur in der Kleidung nicht viel Farben- und Geschmackssinn verriet; sein gewöhnlicher Anzug war ein ins Blau schillernder Gehrock mit grofsen Knöpfen und eine grünliche Hose, doch waren Leibwäsche, Krawatte und Handschuhe stets tadellos. [3] Er bewohnte in den ersten Jahren seiner Linzer Zeit zwei Zimmer in dem Gasthofe „Zu den drei Mohren“ auf der Promenade und speiste in dem Gastlokale, welches jetzt in ein Kaufgewölbe verwandelt ist. Da pflegte er oft lange raschen Schrittes auf und nieder zu gehen, bis sich eine ihm bekannte Gesellschaft einfand. Dann begann die Unterhaltung, an der er sich immer lebhaft beteiligte. Mit seinem ausgeprägt alamannischen Dialekte und den energischen Gesten fiel er auf und erregte am meisten das Interesse der Frauen, gegen welche er sich heiter und ritterlich zu benehmen verstand. Das gesellige Linz mit seiner echt österreichischen Liebenswürdigkeit öffnete ihm auch bald die Salons gebildeter und angesehener Familien. Besonders gerne verkehrte er, abgesehen vom Hause des Statthalters, beim Rechnungsrat Dürrnberger, aus Michldorf gebürtig und 1885 verstorben, bei dem jetzt noch amtierenden Stadtrate Eduard Thum und beim Staatsbuchhalter Friedrich Hinghofer, [4] der auch Sonette dichtete und

[1] Diese Notiz verdanke ich der freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. L. v. Hörmann, dem ich auch in seiner amtlichen Stellung als Bibliothekar für allseitige Förderung tief verpflichtet bin. Über den Verbleib des Briefes von Geibel selbst konnte ich leider nichts erfahren.

[2] „Sängerkrieg in Tirol“ (Stuttgart, Bonz, 1882) S. 48.

[3] Ein Porträt brachte die Leipziger „Ill. Ztg.“ 1102 vom 13. Aug. 1864, S. 108 (mit Nachruf).

[4] Gest. 17. Jan. 1868; seiner Witwe, Frau Anna Hinghofer, verdanke ich die meisten der hierhergehörigen Nachrichten; dieselbe überliefs mir

dem Gilms Sonett II, 74 gilt,[1] das infolge einer Unterbrechung im persönlichen und poetischen Verkehr der beiden Freunde entstand. Bei Abendgesellschaften pflegte Gilm in diesem ihm geistesverwandten Kreise häufig Gedichte vorzutragen, die er in flüchtigen Zügen auf ein Blatt Papier geschrieben, aber mit Feuer und Innigkeit recitierte, so „Jakob Stainer“, „Der Pfarrer von Völs“ (I, 22), „Der alte Schütz am Pragsersee“ (I, 38) und das prächtige „Die Nacht“ (I, 249). Es kam nicht selten vor, daſs man den Abend in den kommenden Morgen hinein verlängerte. Er hatte den groſsen Vorzug, niemals seine Zuhörer zu ermüden, wenn er vortrug, oder oft eingehende Auseinandersetzungen über Entstehung und Geschichte einzelner seiner Gedichte lieferte. Die jungen Damen waren besonders Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; er wurde häufig um Stammbuchverse gebeten, oder um „was Neues“; ein Mädchen lehrte er sogar das Papierblumenmachen. Gilm gehörte auch dem Linzer Geselligkeitsvereine „Die Namenlosen“ an und ist mit der ganzen Sippe photographiert. Mit den bedeutenderen Dichtern, die damals beständig oder vorübergehend in Linz weilten, hatte er weniger Verkehr. Mit Franz Stelzhammer, dem gröſsten oberösterreichischen Dialektdichter, war er zwar näher bekannt und liebte diesen „Gottbegnadeten“[2] mit seinem „kaustischen Humor des mit allen Licht- und Schattenseiten einer genialen Natur begabten Sohnes unseres rauflustigen Innkreises“, wie Frau Hinghofer schreibt, aber mit Adalbert Stifter stand er in keiner persönlichen, sondern nur in amtlicher

---

auch die selbstverfaſste biographische Denkschrift über Gilm, welche sie 1882 an Arnold v. d. Passer übersendet, der im „Neuen Jahrhundert“ von Dr. Eichhorn (1885—86) einen Aufsatz über Hermann v. Gilm publizierte. Dieser hochgebildeten Frau, die mich auch persönlich in so liebenswürdiger Art aufgenommen hat, kann ich nicht warm genug meine dankbaren Gefühle aussprechen.

[1] Zuerst gedruckt im Linzer „Abendboten“ Nr. 191 vom 20. Aug. 1860, nachdem ihm der Freund in Nr. 179 desselben Blattes (4. Aug. 1860) eine poetische Mahnung hatte zukommen lassen. Vergl. das Gedicht „Am Sarge H. v. Gilms“ im „Abendboten“ Nr. 125 vom 3. Juni 1864, von K. H. R. (Karl Hugo Röſsler).

[2] Dieser widmete ihm in der „Linzer Ztg.“ Nr. 129 vom 8. Juni 1864 gleichzeitig mit L. Oberleitner und Alois Sohn einen warmen poetischen Nachruf.

Verbindung.[1] Stifter lebte eben in der idyllischen Ruhe seiner „Studien“ und war überhaupt schwer zugänglich, während Gilm in seinen gesunden Tagen die Gesellschaft suchte und in thätiger Berührung mit den Menschen die Stoffe für seine Gelegenheitsdichtung fand. Als er aber durch hohlere Augen, merkliche Abmagerung und vorgebeugte Körperhaltung die Lungenkrankheit zu verraten begann, zeigte er sich weniger sorgfältig im Äufseren und zog sich mehr in sein Daheim zurück.

Gilm war nämlich inzwischen Ehemann geworden; die treffliche Familie Dürrnberger gab ihm eine treue Lebensgefährtin. Von den beiden noch ledigen Töchtern des Rechnungsrates, Lore und Marie Madeleine (geb. 1840), gewann die letztere mit ihrem schwärmerischen, etwas in sich gekehrten Wesen sein Herz und seine Hand, und am 24. Nov. 1861 ward der Bund durch den Segen der Kirche bekräftigt. Gilms Frau ist einer liebenswürdigen, schöngeistigen Familie entsprossen. Ihr Vater schriftstellerte bis in sein hohes Alter, die Mutter Emilie war die Tochter des 1817 verstorbenen österr. Legationssekretärs Josef v. Koller, der, aus Binsdorf im Breisgau gebürtig, unter dem Anagramm Rellok Gedichte und Dramen schrieb und für seine wissenschaftlichen Leistungen 1812 von der Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste zu Bordeaux und Paris mit Preismedaillen ausgezeichnet wurde.[2] Allein Gilms Glück dauerte nicht lange, da er schon 1862 bedenklich zu kränkeln anfing. Da zeigte sich nun der einst so gesellig-fröhliche Mann oft recht mifsgestimmt und gereizt, wozu auch materielle Ursachen als Anlafs zur Unzufriedenheit kamen, da er selbst wenig Sparsinn besafs und gegen Arme und Unglückliche über Vermögen freigebig war. Auf den Rat des Arztes machte er sich im Früh-

[1] Mitteilung des Herrn Prof. J. Aprent in Linz, des Herausgebers des Stifter-Nachlasses.

[2] An seine Frau richtete er eine Reihe von Briefen mit pädagogischen Belehrungen im Geiste Pestalozzis, meist aus Basel datiert, und eine umfangreiche komisch-erotisch-pädagogische Abhandlung liegt als Manuskript bei der silbernen Medaille von Bordeaux, die Napoleons I. Kopfrelief zeigt, im Familienschrein seines Sohnes Dr. Emil Koller in Ottensheim a. D. Diesem, sowie seiner Frau Amalie, geb. Strele aus Bruneck, danke ich aufser den Familiennachrichten auch einzelne Angaben über Gilms Aufenthalt in Bruneck.

jahr 1863 auf, um wie „im Fluge durchs Paradies“ nach Salzburg fahrend seiner Heimat zuzusteuern, wo er in den Bergen Linderung und Heilung seines rasch wachsenden Leidens erhoffte.[1] Aber weder in Vorarlberg, noch in Innsbruck, wo er sich übrigens bei „Tirols Ehrentag“[2] geistig und physisch zu sehr anstrengte, fand er Genesung, und wenn er auch bei der Nachricht von der Geburt seines Sohnes Hermann Rudolf[3] noch einmal aufjubelte, so war er doch bald wieder recht niedergeschlagen und kam tief ermüdet nach Linz zurück. Den folgenden Winter über pflegte er, von Amtsgeschäften fern, der englischen Litteratur, aber sein Zustand wurde von Tag zu Tag schlimmer. Trotzdem beschäftigte er sich noch eifrig mit der Politik; der Sieg der Österreicher über die Dänen bei Översee am 6. Febr. 1864 und der Edelmut des Generals v. d. Gablenz, der für die Witwen und Waisen der Gefallenen zu sorgen versprochen, begeisterte ihn zu seinem Schwanengesang „Das Adoptivkind“.[4] Wie eigene Todesahnung klingt es durch dieses tiefgefühlte Gedicht, wenn er leonorenhaft und schwer wie in einer schottischen Ballade die Mutter dem Kinde auf die Frage, wo der Vater sei, antworten läſst (Str. 3):

> Mein Kind, mein Kind, hörst du den Schrei?
> Das ist der wilde Reiter der Schlei,
> Der Bote des Nordens, beladen mit Leid,
> Mit Elend und Thränen, im blutroten Kleid;
> Wer weiſs, was er uns beiden bringt —
> Horch auf mein Kind, was der Sturmwind singt!

Der Todesbote trat auch rasch an Gilm selbst heran, ohne daſs er es eigentlich gewahr ward; noch am Sterbemorgen fragte er seine betrübte Frau, warum sie denn für die Reise nach Tirol, die er beschlossen, keine Zurüstungen mache, und um

[1] Von hier ab berichtet ausführlich H. Sander a. a. O. 56 ff. und bringt zahlreiche Auszüge aus den prächtigen Briefen Gilms, die an Sprachgewalt und Bilderreichtum seinen Versen nicht nachstehen.

[2] Ged. II, 298, mit welchem Gilm die Festausgabe seiner Lieder „Tiroler Schützenleben“ anläſslich der Feier der 500jährigen Vereinigung Tirols mit Österreich begleitete.

[3] Als Taufpate fungierte A. Grün (nach Sanders Mitteilung) infolge einer freundschaftlichen Vermittelung durch den Dichter B. Hunold (gest. 1884), wie mir A. Pichler sagte.

[4] „Linzer Ztg.“ Nr. 40 vom 19. Febr. 1864 und Gedichte II, 59—65.

½10 Uhr früh den 31. Mai 1864 ist er sanft hinübergeschlummert in das Reich, wo man keine Thränen und Leiden, keine Censur und keine Zurücksetzung mehr kennt. Auf Zusprechen seiner Freunde hatte er auf dem Todbette den geistlichen Beistand des Kapuzinerguardians P. Berthold Popp angenommen, dessen diskrete Liebenswürdigkeit ihm über die nicht lange vorher gepflogene Lektüre von Ernst Renan hinüberhalf zu einer — Beichte. Am 2. Juni ward er im Epitaph der Familie Dürrnberger unter grofsen Beileidsbezeigungen und wie ein anderer Walther von der Vogelweide beim hellen Sang der Gefiederten,[1] aber ohne Grablied von seiten der Menschen beigesetzt.[2] Der Eigentümer des Hauses Nr. 16 in der Baumbachstrafse, in dessen erstem Stockwerke der Dichter letzthin gewohnt und auch gestorben, hat sich geweigert, eine Gedenktafel dort anbringen zu lassen, und so erinnert in Linz nichts mehr an Gilms zehnjährige Anwesenheit, aufser der heiligen Erinnerung, welche die ihm auch verwandtschaftlich nahestehende Gilmgemeinde bewahrt. Gleich nach dem Tode des früh dahingeschiedenen Dichters unternahm es Herr Hinghofer mit Unterstützung der Verwandten, dessen Gedichte zu ordnen und herauszugeben. Der erste Band war gröfstenteils noch von dem Dichter vorbereitet worden, den zweiten Band trug der Freund zusammen und liefs dann beide in Wien drucken. Die Cyklen hatte Gilm selbst zerrissen und nun kamen im zweiten Bande die Gedichte völlig durcheinander, stofflich und der Zeit nach, auch wurden zahlreiche Gelegenheitsgedichte eingestreut. Hinghofer liefs sich eben mehr von Pietät als von kritischen Gesichtspunkten leiten, aber objektiv betrachtet, besitzen diese Gelegenheitsgedichte bis auf einige wenige biographisches Interesse und poetischen Wert, da sie nicht auf Bestellung oder nur durch rein äufsere Anregung, sondern aus freiem inneren Antriebe entstanden sind. Daher sind auch diese poetischen Gaben Gilms geeignet, dem biographischen Bilde Relief zu geben, und ich möchte da sogar das Leichenkarmen auf J. v. Dierzer in Schutz nehmen, das z. B. ein Germanus in einem Wiener

[1] Vergl. das Gedicht von K. H. R. im „Abendboten“ Nr. 126 vom 4. Juni 1864.

[2] „Linzer Ztg.“ Nr. 123 u. 125 vom 1. u. 3. Juni 1864.

Blatte im Anhange an eine sonst prächtige Würdigung Gilms verurteilt hat.[1] Nunmehr hätten wir eine historisch-kritische Ausgabe der Gedichte nötig, und dies um so mehr, als dieselben die Belege für des Dichters Leben bilden, aber der Neuausgabe scheinen sich nach persönlichen Andeutungen Sanders wiederum Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Ein österreichischer Dichter muſs das malheur d'être poète noch über das Grab hinaus empfinden!

In Tirol hat man das Andenken des heimatlichen Dichters dadurch geehrt, daſs man sein Geburtshaus mit Büste und Inschrift schmückte[2] und endlich die sterblichen Überreste im Dezember 1868 nach Innsbruck überführte, um auf dem städtischen Friedhofe feierlich beigesetzt zu werden. Dort ruht nun der Dichter unter Rosen und Thujen, nachdem die „Weltschlacht der Gedanken" geschlagen ist. Die Witwe folgte dem Toten nach Innsbruck, erfüllend, was er einst in einem Stammbuchverse[3] von ihr verlangt. Sie zog sich später nach dem nahen Hall zurück, wo sie gegenwärtig mit ihrem kränklichen Sohne lebt. In dieser Einsamkeit ist wohl auch ihr nach Jean Paul „die Erinnerung das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können".

[1] „N. fr. Pr." vom 13. Jan. 1866. — Geradezu verständnislos ist das Poltern über die Ausgabe in Amthors „Alpenfreund" VI (Gera 1873), S. 357 ff. (von J. Günther).

[2] Eine Schilderung der Enthüllungsfeier der von Gröbmer ausgeführten Büste in einer Nische des heutigen Obexerhauses brachte die „Gartenlaube" (1868), S. 256.

[3] II, 166.

Über französische und antike Elemente im Stil Heinrich v. Kleists.

Die Geschichte des Stils unserer grofsen Dichter mufs noch geschrieben werden; sie kann es nur auf der Grundlage einer historischen Syntax unserer Sprache. Solange die letztere und somit auch die erstere fehlt, laufen alle Stiluntersuchungen Gefahr, in grobe Irrtümer zu verfallen, einem Schriftsteller etwas als eigentümlich zuzuschreiben, was er mit anderen gemein hat, auffallende Erscheinungen aus bewufster Kunstübung abzuleiten, die ihre natürliche Quelle in seinem Dialekte haben, andere auf direkte Einwirkung fremder Sprachen zurückzuführen, die älteres oder jüngeres Gemeingut der deutschen Sprache überhaupt oder unserer kunstmäfsigen Schriftsprache sind. Aber ein Anfang mufs gemacht werden, selbst auf die Gefahr solcher Irrtümer hin. Werden sie aufgedeckt, so hat die Wissenschaft nicht nur einen negativen Vorteil davon, auch ein positiver ergiebt sich leicht durch die Diskussion der streitigen Fragen.

Der Stil derjenigen Dichter, welcher ein hervorstechend origineller ist, eignet sich bei dem heutigen Stand unserer syntaktischen Studien am besten zu Untersuchungen. Je ausgeprägter eine Individualität ist, um so leichter läfst sie sich formulieren, um so besser auch durch ihre Abweichung vom Allgemeinen, vom Üblichen zur Feststellung und Charakteristik dieses letzteren benutzen. Dafs der Stil Heinrich v. Kleists ein solcher durchaus eigentümlicher ist, wird niemand bezweifeln, der nur eine Seite von ihm gelesen hat. Überall treffen wir bei ihm in Wort- und Satzfügung, in Konstruktionen, in einzelnen Ausdrücken Erscheinungen, die wir als gänzlich abweichend nicht nur vom gewöhnlichen Sprachgebrauch, sondern auch von der

Kunstsprache unserer übrigen Dichter bezeichnen müssen; überall fühlen wir uns zur Vergleichung mit den beiden letzteren förmlich herausgefordert; überall empfinden wir das Bedürfnis, eine Erklärung der auffallenden Eigentümlichkeiten entweder in dem Wesen des Dichters selbst oder in fremden Einflüssen, die auf ihn gewirkt haben, zu suchen.

Ob fremder Einfluſs, ob selbständige Gestaltung, das ist freilich bei den einzelnen Eigentümlichkeiten von Kleists Stil eine schwer zu beantwortende Frage. Er schweigt in seinen Briefen über seine Lektüre, über seine Studien überhaupt so hartnäckig oder äuſsert sich entsprechend seiner bekannten Geheimnisthuerei so unbestimmt darüber, daſs alle festen Anhaltspunkte zur Konstatierung irgend einer fremden Einwirkung fehlen. Gegen die Annahme einer solchen stimmt der erste Eindruck seiner ganzen persönlichen wie litterarischen Erscheinung sogar geradezu miſstrauisch. Eine so scharf ausgesprochene Besonderheit des Charakters, der Ansichten, der Lebensführung, eine so ausgeprägte Originalität der schriftstellerischen Leistungen, wie sie Kleist uns bietet, scheint die Anlehnung an irgend welche fremde Vorbilder auszuschlieſsen, die Frage danach überflüssig zu machen. Aber die Selbständigkeit Kleists ist meiner Meinung nach bisher zu einseitig betont, seine Abhängigkeit von Zeitgenossen und Vorgängern, seine historische Stellung zu wenig beleuchtet worden. Es ist eine Thatsache, daſs fast alle seine gröſseren Dichtungen gegebene Stoffe behandeln,[1] und es wäre leicht zu beweisen, daſs er, den seine Zeit als eine abnorme Erscheinung aus sich ausgestoſsen hat, mit allen Wurzeln seines Denkens und Fühlens fest in ihr ruhte.[2] Die Willkür, mit welcher er die gegebenen Stoffe und Gedanken umformte, ist freilich eine ebenso unleugbare Thatsache. Der Gegensatz zwischen dieser Willkür, zwischen seiner extremen Originalität und jener Anlehnung, jener Abhängigkeit von Vor- und Mitwelt ist eben einer der vielen Widersprüche, welche uns in Kleists Natur entgegentreten und welche weder seinen Charakter zu harmonischer Ausbildung noch seine Werke zu künstlerischer Vollendung heranreifen lieſsen. Überall bei ihm treten die Gegensätze unvermittelt neben-

[1] Nur „Familie Schroffenstein“ und „Käthchen von Heilbronn“ gelten bis jetzt als im ganzen frei erfundene Dichtungen.

[2] Für einige Punkte habe ich dieses in meinen „Kleiststudien“ in der „Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch.“ I nachzuweisen gesucht.

einander, in seinen Stimmungen, wie sie seine Briefe verraten, in seinen Plänen, in seinen Dichtungen. Und so auch in seinem Stil. Sein Ideal des Tragödienstils war eine Verschmelzung von Shakespeare und Sophokles; er hat es nicht erreicht: die Natürlichkeit, welche der erstere, die stilisierende Kunst, welche der letztere vertritt, stehen unversöhnt nebeneinander. Wundersam, nirgends organisch mischen sich in allen seinen Werken, besonders aber im „Amphitryon“ und der „Penthesilea“, antike und echt deutsche Elemente. Die ersteren beruhen bei ihm, wie bei Goethe und Schiller und den übrigen Vertretern unserer klassischen Dichtung, auf bewufster Nachahmung des Altertums. Eine andere, fast ebenso mächtige Einwirkung auf Kleists Stil geht von der französischen Sprache aus. Diese mufs aber als eine unwillkürliche, als eine, welche dem Dichter nicht zum Bewufstsein kam, aufgefafst werden. Auch sie hat er gemein mit Goethe und Schiller und dem ganzen Stil des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Eine Untersuchung der französischen und antiken Elemente in Kleists Stil beleuchtet daher wesentliche Punkte nicht nur in diesem, sondern überhaupt in der Sprache unserer klassischen Dichter. Speciell für Kleist wird das Resultat dieser Untersuchung, die ich jetzt unternehmen will, sein, dafs auch die französischen Elemente wie die antiken sich mit den echt deutschen seines Stils nicht organisch vermischt haben, dafs dieser durch die fremden Einflüsse und des Dichters eigene extreme Principien eine komplizierte Künstlichkeit erreicht hat, welche nicht ihresgleichen findet in der deutschen Litteratur.

Um mich von vornherein gegen falsche Auffassung zu verwahren, mufs ich noch einige Bemerkungen voranschicken, wiewohl mich die Natur meiner Arbeit, die Rücksicht auf Deutlichkeit leider nötigen wird, manches von dem, was ich hier im allgemeinen sage, bei den einzelnen Abschnitten zu wiederholen.

Erstens. Die folgenden Untersuchungen machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es lassen sich vielleicht noch mehr Einzelheiten in Kleists Stil finden, welche als französische oder antike Elemente zu verzeichnen sind. Ich bespreche nur diejenigen Erscheinungen, welche mir bei den Vorarbeiten zu einer Gesamtbetrachtung des Kleistschen Stiles aufgefallen sind, und hoffe damit allerdings die wesentlichen Gesichtspunkte zu erschöpfen.

Zweitens. Die scharfe Trennung der antiken und französi-

schen Elemente könnte Widerspruch wecken. Die französische Sprache hat selbst so viel antike Elemente von ihrem Ursprung her bewahrt, daſs es bei einem Dichter, der sowohl unter französischem wie unter antikem Einfluſs steht, für Einzelheiten zweifelhaft bleiben muſs, ob dieselben diesem oder jenem zuzuschreiben sind. Aber eine Trennung ist nötig, weil einige antike Elemente, welche Kleists Stil enthält, dem französischen fremd sind, und ist auch bei den Elementen, welche der antiken Sprache und der französischen gemeinsam sind, bis zu einem gewissen Grade möglich. Im allgemeinen bin ich der Ansicht, daſs bisher zu viel Elemente in der Sprache unserer Dichter direktem Einfluſs der Antike zugeschrieben sind, welche sich aus der Einwirkung der französischen Sprache und Litteratur ebenso gut erklären lassen. Die Nachahmung der Antike war, wie gesagt, eine bewuſste, sie wird sich also besonders in äuſseren Kunstmitteln, z. B. Abweichung von der gewöhnlichen deutschen Wortstellung, in rhetorischen Figuren zeigen. Die Einwirkung des Französischen geschah, wie ich noch näher erklären werde, ohne Bewuſstsein der Dichter, wird sich also in mehr innerlichen Eigentümlichkeiten ihres Stils, in undeutschen Konstruktionen, kurz in Trübung ihres deutschen Sprachgefühls offenbaren.

D r i t t e n s. Ein durchaus falsches Bild von der Entstehungsweise wahrer Dichtwerke — und von solchen kann bei Heinrich v. Kleist nur die Rede sein — würde der Nachweis fremder Einflüsse auf Gedanken und Stil derselben entwerfen, wenn er nicht mit dem anderen Nachweis verbunden wäre, inwiefern der Dichter für die betreffenden Einflüsse empfänglich war, was aus seinem eigenen Wesen denselben entgegenkam. Ich werde also so viel als möglich die Stileigentümlichkeiten Kleists, welche mir einen fremdartigen Eindruck machen, mit ähnlichen, die seine eigenen selbständigen Stilprincipien verraten, in Zusammenhang bringen, sie aus den letzteren sich entwickeln lassen, d. h. den fremden Einfluſs überall nur als m i t w i r k e n d e s Moment hinstellen, den ersten tiefsten Grund der betreffenden Erscheinungen dagegen in der Eigenart des Dichters selbst suchen. Wie weit nun die Selbständigkeit geht, wo die Wirkung des fremden Einflusses beginnt, das läſst sich in den einzelnen Fällen freilich nicht entscheiden.

V i e r t e n s. Ebensowenig läſst sich feststellen, wie weit die Einwirkung der französischen und der alten Sprachen auf Kleists

Stil eine direkte gewesen, wie weit ihm durch andere deutsche Dichter, die unter den gleichen Einflüssen standen, vermittelt ist. Unsere ganze klassische und romantische Poesie hat, wie oben bemerkt, Einwirkungen von beiden Seiten erlitten. Ich werde deshalb zu allen Erscheinungen des Kleistschen Stils, die ich behandle, analoge Beispiele aus anderen deutschen Dichtern, besonders aus Goethe und Schiller, heranziehen, soweit mir solche bekannt sind, und im einzelnen Fall auf die Übereinstimmung und den Unterschied zwischen diesen und den Kleistschen hinweisen. So weit kann und mufs eine sorgfältige Untersuchung gehen, selbst auf die Gefahr hin, etwas schwerfällig zu werden; auf die weitere genauere Scheidung zwischen direkter und indirekter Einwirkung mufs sie verzichten, wenigstens solange nicht über den Stil der anderen deutschen Dichter ähnliche Studien vorhanden sind, wie ich sie jetzt über Heinrich v. Kleist vorzulegen versuchen will. Im allgemeinen neige ich mich für die französischen Elemente in Kleists Stil mehr der Annahme direkten, für die antiken mehr der Voraussetzung indirekten, durch die übrigen deutschen Dichter vermittelten Einflusses zu. Die Gründe dafür werden die einzelnen Erörterungen ergeben.

Fünftens. Wenn man den Stil eines Dichters erklären will, so mufs man ihn als einen sich allmählich entwickelnden darstellen. Man mufs auffallende Eigentümlichkeiten mit ähnlichen vergleichen, den wahrscheinlichen Ausgangspunkt der ganzen Erscheinung suchen und eine gewisse Reihenfolge der einzelnen Formen aufstellen, in denen das Princip sich bethätigt. Es kann so oft den Eindruck machen, als verkenne man das Moment des Unbewufsten in dem Entwickelungsprozefs eines originellen Stiles. Ich stelle dasselbe deshalb ausdrücklich an die Spitze meiner Untersuchungen. Kleist selber hatte keine Ahnung davon, wie sich eine Eigentümlichkeit seines Stils aus einer anderen entwickelte. Wo ich versuche, einen solchen Prozefs darzustellen, thue ich es, weil es kein anderes Mittel giebt, die fertig vorliegende Thatsache zu erklären. Nicht etwa will ich behaupten, dafs diejenige Eigentümlichkeit, aus welcher ich eine andere ableite, im Stil des Dichters vollendet ausgebildet gewesen sein müsse, bevor die andere in die Erscheinung trat. Alle solche Entwickelungen sind natürlich in die Seele des Dichters zu verlegen, sie geschehen, ohne dafs er ein Bewufstsein davon hatte.

I. Französische Elemente in Kleists Stil.

Ein Einfluſs der französischen Sprache auf Heinrich v. Kleists Stil ist von vornherein wahrscheinlich durch die vielfachen Beziehungen, in denen wir ihn zur französischen Litteratur und zu Frankreich überhaupt sehen. An zahllosen Stellen seiner schriftstellerischen Arbeiten knüpft er an französische Verhältnisse, Geschichte und Litteratur an. Im allgemeinen und in Einzelheiten ist dies bereits von Brahm (besonders S. 146—7, 163 seiner Biographie Kleists), von Er. Schmidt (Richardson, Rousseau und Goethe S. 329), von Zolling in den einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Werken Kleists[1] nachgewiesen und betont worden. Es ist sehr

[1] Für die „Marquise von O" ist die französische Quelle, welche Brahm noch mit Sicherheit annimmt, nach Munckers Hinweis auf eine ähnliche deutsche Anekdote (vgl. Werke IV, S. V ff.) nicht mehr sicher. Ich mache auſserdem auf die Ähnlichkeit des Stoffes in Zschokkes Novelle „Tantchen Rosmarin" aufmerksam. Zschokkes Einfluſs auf Kleist kann bei dem nahen persönlichen Umgang beider gar nicht bezweifelt werden, ist aber noch nicht untersucht. Zu der bekannten Beziehung zwischen Zschokkes Novelle und Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug" habe ich soeben eine zweite zwischen den Arbeiten beider gefügt. Auch zwischen Zschokkes Novelle „Die Verklärungen" und Kleists „Käthchen von Heilbronn" lassen sich Parallelen ziehen. Die weibliche Hauptperson der Novelle hat wie das Käthchen somnambule Verzückungen, einen ganz gleichen Traum wie ihr Geliebter; der Verbindung der Liebenden steht in beiden Dichtungen zuerst der Standesunterschied im Wege, auſserdem die anfängliche Abneigung des einen Teiles gegen den anderen, welche sich in rücksichtsloser grausamer Behandlung äuſsert; zur letzteren bildet auch in Zschokkes Novelle die unbeirrbare treue Ergebenheit uneigennütziger Liebe den rührenden Gegensatz. Der Unterschied besteht nur darin, daſs die höhere Stellung, die Grausamkeit bei Zschokke auf seiten der Frau, bei Kleist auf seiten des Mannes ist. Ferner: wie Kleist Molières „Amphitryon", so bearbeitete Zschokke mehrere Stücke des französischen Dramatikers. Ob hier etwa eine Anregung von seiten Zschokkes zur Übersetzung vorliegt oder in der Art der Bearbeitungen selbst zwischen beiden Dichtern Beziehungen bestehen, weiſs ich nicht, da ich Zschokkes „Molière" nicht kenne. Speciell für die französischen Elemente in Kleists Stil, die ich jetzt untersuchen will, weise ich darauf hin, daſs von den Gallicismen, welche Brandstäter (vgl. S. 271) aus älteren deutschen Schriftstellern anführt, die meisten oder wenigstens die auffallendsten aus Zschokkes Werken entnommen sind. Das legt die Frage nahe, ob letzterer nicht vielleicht

wahrscheinlich, daſs genauere Untersuchungen noch weitere Anlehnungen Kleists an Geschichte und Litteratur des Nachbarlandes ergeben werden (vgl. S. 273, Anmerkung). Der Einfluſs derselben auf unsere ganze Litteratur zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wird im allgemeinen bis jetzt nach meiner Ansicht noch eher unter- als überschätzt, und sicher ist dies der Fall mit der Einwirkung speciell der französischen Sprache auf den Stil jener Periode. Eine Ausnahme macht Brandstäter, welcher in seinen „Gallicismen in der deutschen Schriftsprache“ (1874) eine zu groſse Anzahl von Ausdrücken und Konstruktionen unserer Schriftsprache als französische Fremdlinge gebrandmarkt hat. Seine Sammlungen genügen überhaupt nicht, uns ein richtiges Bild von dem Einfluſs der französischen Sprache auf den Stil unserer klassischen Dichtung zu geben. Denn erstens betreffen sie vorwiegend moderne Schriftsteller und zweitens behandeln sie die deutsche Schriftsprache von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt als ein einheitliches Ganzes, während nach meiner Ansicht nur dann die Einwirkung der französischen auf unsere Schriftsprache richtig gewürdigt werden kann, wenn der Stil jedes einzelnen Dichters für sich auf seine französischen Elemente hin untersucht wird. Denn nur so kann die Vorbedingung einer gründlichen Untersuchung, welche ich S. 268 ff. unter „Drittens“ aufgestellt habe, erfüllt, und nur dann können, wie es notwendig ist, die Entlehnungen aus dem Französischen, welche Gemeingut unserer Schriftsprache geworden sind, von denjenigen, welche sich nur bei einzelnen Schriftstellern finden, geschieden werden.

Die französische Sprache war noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts vielfach die Umgangssprache der Gebildeten, französische Bücher wurden eifrig in Deutschland gelesen,[1] Reisen nach Frankreich waren ein übliches Bildungsmittel; da war es nur natürlich, daſs sich in vielen unserer Dichter neben dem deutschen ein französisches Sprachgefühl entwickelte und oft in ihrem Stil ihnen

---

auch auf die Gestaltung des Kleistschen Stiles einen Einfluſs geübt hat (vgl. S. 303, Anm.).

[1] Die Angaben z. B., welche Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel über ihre französische Lektüre machen, verdienen noch gröſsere Beachtung; es ist sicher manches davon in ihre gleichzeitigen Dichtungen übergegangen.

selbst unbewufst zum Ausdruck kam.[1] Von Kleist speciell ist es bekannt, dafs er französisch fast geläufiger als deutsch sprach und schrieb, eine natürliche Folge seiner Erziehung, seines Aufwachsens in der vom französischen Geist durchwehten Atmosphäre des preufsischen Adels,[2] seiner frühzeitigen Vertrautheit mit der französischen Litteratur und seines späteren dreimaligen Aufenthaltes in Frankreich. Verstärkt mufste sein sicher schon vorhandenes französisches Sprachgefühl noch werden durch die Übersetzung resp. Bearbeitung der Lafontaineschen Fabel von den „zwei Tauben“ und des Molièreschen „Amphitryon“, auf die ich zunächst mit einigen Worten eingehen mufs, um zu zeigen, wie Kleist trotz des sichtbaren und zum Teil sehr glücklichen Strebens, seine Bearbeitung ganz individuell und echt deutsch zu gestalten, doch einige Gallicismen in dieselbe herübergenommen hat.

Kleists Übersetzungen aus dem Französischen.

„Die Art, wie Kleist diese Vorlage umdichtet, ist bezeichnend für seine Methode allen seinen Quellen gegenüber, poetischen wie historischen: er eignet sich an, was ihm zusagt, oft wörtlich dem Urbild folgend; dann wieder geht er völlig seinen eigenen Weg und nimmt sich die Freiheit, persönlichste Stimmung einfliefsen zu lassen.“ Zu diesen Worten, mit denen Brahm S. 149[3] Kleists Übersetzung der „beiden Tauben“ von Lafontaine und des „Amphitryon“ charakterisiert, ist im allgemeinen nichts hinzuzufügen. In Einzelheiten eingehend bringt Brahm dann die Willkür, mit welcher Kleist die französischen Originale — und zwar Molières Komödie bald zum Vorteil, bald zum Nachteil seiner Nachbildung — behandelt, vollkommen zur Geltung. Für die vorliegende Arbeit ist es aber von Wichtigkeit, auch die Stellen, in denen Kleist sich genau an seine Vorlage anschliefst, auch seine eigentliche Übersetzerthätigkeit ins

[1] Für Schiller hat dies Schanzenbach nachgewiesen in dem sehr lesenswerten Aufsatze: „Französische Einflüsse bei Schiller“ (Programm des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart 1884/85). Er beschränkt sich aber auf Anführung einzelner Wendungen; das Thema ist damit natürlich nicht erschöpft.

[2] Vgl. Brahm, Heinrich v. Kleist S. 146.

[3] Wo ich Brahm citiere, meine ich immer seine Kleistbiographie.



Auge zu fassen. Ich beschränke meine wenigen Bemerkungen über diesen Punkt auf den „Amphitryon“ und führe nur einzelne analoge Beispiele aus den „beiden Tauben“ in den Anmerkungen an.[1]

Eine grofse Kunst, eine belebende Mannigfaltigkeit, welche auf allseitiger Beherrschung der volkstümlichen Sprache beruht, entwickelt Kleist in der Übersetzung einzelner fragender oder ausrufender Worte Molières. Das häufige „quoi!“ des letzteren erscheint bei ihm zwar meist wörtlich übertragen als „Was!“ oder „Wie!“, aber oft wählt er dafür auch einen bestimmteren Ausdruck, z. B.

---

[1] Es scheint, dafs Kleist auch die Gestalt der Fabel, welche ihr Fénelon gegeben hat, gekannt habe, denn das speciellere Motiv „der weichen Ruhe überdrüssig“, welches er dem Tauber für seine Reise an Stelle des allgemeineren „s'ennuyant au logis“ bei Lafontaine giebt und welches Brahm aus Kleists intimem Verhältnis zum Stoff der Fabel erklärt, findet sich in ganz ähnlichen Worten bei Fénelon: „se dégoûtant des plaisirs d'une vie paisible.“ Weitere Parallelen zwischen der Fabel bei Kleist und bei Fénelon lassen sich freilich nicht ziehen, aber dafs der erstere den letzteren überhaupt gekannt habe, ist nicht unwahrscheinlich. Die Sehnsucht nach Frieden, wie er sie in seinem Briefe aus dem Rheinfeldzug 1795 und in dem Gedicht „Der höhere Frieden“ ausspricht, erinnert an Mentors häufige Ermahnungen zum Frieden im „Télémaque“, welche durch Ludwigs XIV. unersättliche Eroberungspolitik hervorgerufen wurden (z. B. Livre XIV—XIX), und die Schilderung des Kampfes mit dem Bären in der „Hermannsschlacht“ v. 80 ff. an die Rettung der Antiope durch Télémaque im Kampf gegen einen Eber (Livre XXIII). Unter den Bildern aus dem menschlichen Leben zur Veranschaulichung einer Gegend, an denen Kleists Briefe an seine Braut (herausgg. von Biedermann) überreich sind, scheinen mir besonders originell diejenigen, welche das Verhältnis zwischen dem Strom und seinen Ufern wie das zwischen zwei Personen auffassen, so S. 104, 105, 179, 185, 212. Die beiden letzten Stellen: „Der Strom wendet sich bald zu dem rechten, bald zu dem linken Ufer, als würde die Wahl ihm schwer, und wankt, wie vor Entzücken, und schlängelt sich spielend in tausend Umwegen durch das freundliche Thal, als wollte er nicht in das Meer“, und „denken Sie sich endlich einen Strom, ... der in fast gerader Linie sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrte, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen“ erinnern lebhaft an Télémaque, Livre I: „d'autres, par de longs détours, revenaient sur leur pas comme pour remonter vers leur source, et semblaient ne pouvoir quitter ces bords enchantés.“ Auch die ganze didaktische Tendenz des Télémaque, die Anknüpfung weiser Lehren an jedes Ereignis, jede Erscheinung hat Ähnlichkeit mit Kleists Manier in seinen Briefen.

v. 547 „was das für Reden sind". Für „Non" setzt er aufser „Nein" und „Nichts" z. B. v. 611 „Behüt'", 628 „Nichts von den Fratzen". Molières so oft wiederkehrendes „Ah!" findet sich bei Kleist in gleicher Form oder als „Ach!", v. 65 aber als „Potz alle Welt!"; Molières „de grâce" meist als „bitte", v. 237 dafür „lafs! lafs!". „N'importe" überträgt er v. 42 mit „Ei was!", „Tudieu" v. 172 mit „Wetter!", „Tout beau" v. 1855 mit „Fassung dort!", „Fort bien" v. 62 mit „Ein Blitzkerl!", „belle conception" ebenda mit „Seht die Suade". Also überall enger Anschlufs teils an den Wortlaut, teils an den Sinn des französischen Textes und doch echt volkstümliches Gepräge, und wie hier bei einzelnen Wörtern, so auch bei Übertragung von Redensarten. Man vergleiche folgende Übersetzungen mit Molières Ausdruck:

Molière.	Kleist.
Si quelqu'un s'y joue.	v. 247. Wer Glossen macht.
A pousser les beaux sentiments.	v. 546. Mit süfsen Brocken um uns werfen wollten.
Je ne t'en fais pas le fin.	v. 1048. Dafs ich nicht den Geheimnisvollen spiele.
Où tu t'es coiffé le cerveau?	v. 1767. Wo du so selig dich gezecht?
Et le ciel à propos ici vous a fait rendre.	v. 1835. Euch hat mein guter Stern mir zugeführt.
Je vous ajusterai l'échine.	v. 1971. Soll ich die Haube dir zurechtesetzen?
Sans autre mystère.	v. 2144. Ohne Federlesens.
Tu viens ici mettre ton nez!	v. 1968. Du steckst die Nase auch hierher!

In der letzten Redensart bot die deutsche Sprache unserem Dichter einen Ausdruck, der sich wörtlich mit dem französischen deckt, in den übrigen war es nicht der Fall, und da sucht sich Kleist eine sinnverwandte deutsche Redensart entweder ganz selbständig oder in Anknüpfung an ein Wort der französischen, wie v. 1835 „Stern" offenbar durch „ciel", v. 1971 „zurechtesetzen" durch „ajusterai" und v. 546 „werfen" vielleicht durch „pousser" hervorgerufen ist.[1] Dafs Kleist wirklich ein solches Verfahren, wie ich es

[1] Zu vergleichen sind in den „beiden Tauben" folgende Stellen:

Lafontaine.	Kleist.
v. 21. Mais le désir de voir.	v. 25. Doch die Begierde, die Welt zu sehen.
v. 23. De point en point.	v. 30. Zug um Zug.
v. 23. Dans peu.	v. 29. Um ein Kleines.

Im letzteren Falle ist also ein französischer Ausdruck fast wörtlich über-

für die drei letzten Verse voraussetze, eine solche Vereinigung von freier und gebundener Übersetzung beobachtet habe, wird wahrscheinlicher durch die ganz analoge Methode, welche er zuweilen bei der Übertragung umfangreicherer Partien anwendet. „Wir alten Esel“ in v. 545, z. B. ist sicher veranlaſst durch „vieux mariés“ im vorhergehenden Verse Molières, also aus diesem in jenen herübergenommen; ebenso ist in v. 567 der Ausdruck „ein wenig minder“, der unser Ohr nicht gerade angenehm berührt, die Übersetzung von Molières „un peu moins“ im folgenden Verse; v. 682 „eifersüchtig“ entspricht Molières „piqués de jalousie“ einige Verse vorher; v. 1827 „Labyrinth“, der bildliche Ausdruck für Molières „cruel martyre“, ist von Kleist wohl mit Hilfe des Begriffes „embarras“, den Molière im folgenden Verse hat, gefunden. Die Verse 1885—87

> Jedoch solang des Schwertes Schneide hier
> In blinder Wahl nur um sich wüten könnte,
> Bleibt es gewiſs noch besser in der Scheide

entsprechen den Worten Molières:

> Et c'est un coup trop hasardeux
> Pour l'entreprendre sans lumière,

also bei beiden eine ganz verschiedene Weise des Ausdrucks, aber doch ist das Bild „in blinder Wahl“ schwerlich unbeeinfluſst von „sans lumière“. In ähnlicher Weise ist wohl aus Molières „Eux-mêmes font obstacle à mon ressentiment“ durch Vermittelung von „obstacle“ Kleists anschaulicherer Vers 1875 „Und hemmt des Racheschwerts gerechten Fall“ geworden. An anderen Stellen kehren Molières Ausdrücke bei Kleist zum Teil wieder, aber in anderer Reihenfolge oder anderer Verbindung. Man vergleiche die folgenden beiden Partien bezüglich der kursiv gedruckten und mit Zahlen versehenen Wörter:

---

setzt, aber echt deutsch unter dem Einfluſs einer bekannten Bibelstelle. Ähnlich hat offenbar ein bekanntes Wort aus dem „Wallenstein“ auf die folgende Übersetzung im „Amphitryon“ gewirkt:

Molière.	Kleist.
v. 376. N'est pas d'une belle âme.	v. 222. Das ist kein Heldenstück.

Ich citiere sowohl Molière wie Lafontaine nach den Ausgaben in den „Grands Écrivains“.

Molière (v. 1646 ff.).

Quoi? mon *honneur*[1] de vous reçoit ce traitement?
Et mes *amis*[2] d'un fourbe *embrassent la défense?*[3]
Loin d'être les premiers à *prendre ma vengeance.*[4]

Kleist (v. 1871—74).

Ist das mir eure *Freundschaft*[2] auch, ihr Männer,
Das mir der Beistand, den ihr angelobt?
Statt *meiner Ehre*[1] *Rache selbst zu nehmen,*[4]
Ergreift[3] ihr des Betrügers *schnöde Sache?*[3]

(v. 1669 ff.)

Et *cette ressemblance*[1]
A douter de tous deux vous peut autoriser.
Je ne m'offense point de vous *voir en balance:*[2]
Je suis plus raisonnable, et sais vous *excuser.*[3]
Vous ne me voyez point témoigner de colère.[4]

(v. 1896—1900.)

Und *diese Gleichheit,*[1]
Die zwischen uns sich angeordnet findet,
Entschuldigt[3] dich, wenn mir *dein Urteil wankt.*[2]
Ich zürne nicht,[4] wenn zwischen mir und ihm
Hier die Vergleichung an sich stellen soll.

Selbst in den Versen 931—71, dem Bericht Alkmenes über ihr Zusammensein mit Jupiter, den Kleist ganz selbständig gestaltet hat, erinnert v. 944 „und stets verfolgten sich und kreuzten sich die Fragen“ an Molières Verse 1016—17 „Nous nous entrecoupâmes De mille questions“, und die Verse 945—49

und jetzt erzähltest du
Mit kriegerischer Rede mir, was bei
Pharissa jüngst geschehn, mir von dem Labdakus,
Und wie er in die ew'ge Nacht gesunken,
Und jeden blut'gen Auftritt des Gefechts

stehen offenbar unter dem Einfluſs von Versen Molières, die sich vier Seiten früher finden und bei Übertragung der betreffenden Partie von Kleist teils ausgelassen, teils sehr frei übersetzt sind, nämlich v. 951—55:

De qui puis-je tenir, que de vous, la nouvelle
Du dernier de tous vos combats?
Et les cinq diamants que portoit Ptérélas
Qu'a fait dans la nuit éternelle
Tomber l'effort de votre bras.

Auch in der fünften Scene des zweiten Aktes, in welcher Kleist die Wege Molières ganz und gar verläſst, haben doch die Verse 1318 bis 1328 teils im Ausdruck, teils im Sinn in der französischen Vorlage (v. 1224—32) ihre sichtbare Quelle.

Trotz aller Freiheit, ja Willkür der Übersetzung verliert also

Kleist seine Vorlage nie völlig aus den Augen; es lieſsen sich noch mehr Fälle anführen, wo eine Benutzung einzelner Ausdrücke Molières der deutschen Fassung zu Grunde liegt. Zuweilen scheint Kleist auch den deutschen Ausdruck durch Zusammenfassung zweier französischer gefunden zu haben, so v. 541 die treffende Bezeichnung „Flitterwochen“ durch Kombination von „Ils sont encore amants“ und „dans ces commencements“ in verschiedenen Versen bei Molière (v. 648 u. 650), so vielleicht auch v. 786—87 „dies ... ist der Empfang ... der heiſsen Liebe nicht“ durch Vereinigung von „Et ce ... n'est guère le langage D'un cœur bien enflammé d'amour“ (Molière v. 860—61) und „De votre accueil ... se plaint ici mon amoureuse ardeur“ (Molière v. 876—77). Ich glaube in allen eben erwähnten Fällen, welche die Mitte zwischen wörtlicher und freier Übertragung halten, natürlich nicht an ein bewuſstes Verfahren des Übersetzers, sondern fasse sie folgendermaſsen auf: der Text seiner französischen Vorlage war seinem Gedächtnis so fest eingeprägt, daſs ihm auch da, wo ihn die Rücksicht auf seine Sprache oder den Vers oder andere Gründe zu freier Nachdichtung veranlaſsten, unwillkürlich Ausdrücke aus dem französischen Original in die Feder kamen. Der französische „Amphitryon“ war ein Element der Stimmung geworden, aus der heraus er den seinigen dichtete, nur so läſst sich ja der eigenartige Charakter der ganzen Bearbeitung erklären, und so haben wir hier eine Analogie zu der später zu beweisenden Thatsache, daſs das französische Sprachgefühl ein Element von Kleists Sprachgefühl überhaupt geworden war.

Doch ich kehre zu engerem Anschluſs an die französische Vorlage zurück. Je enger derselbe ist, desto bewunderungswürdiger natürlich die Kunst des Dichters, mit der er seinem Text trotzdem eine echt deutsche Fassung giebt. Ich führe als Beispiel einer längeren Stelle hier den Anfang des zweiten Aktes an:

Molière.	Kleist.
Viens ça, bourreau, viens ça. Sais-tu, maître fripon,	Steh, Gaudieb, sag ich, mir, vermaledeiter Halunke! weiſst du, Taugenichts, daſs dein
Qu'à te faire assommer ton discours peut suffire?	Geschwätz dich an den Galgen bringen wird?
Et que pour te traiter comme je le désire,	Und daſs, mit dir nach Würden zu verfahren,
Mon courroux n'attend qu'un bâton?	Nur meinem Zorn ein tücht'ges Rohr gebricht?

Hier ist Satz für Satz nachgebildet in genauestem Anschlufs an die Vorlage und doch der Eindruck eines deutschen Originals durchaus erreicht. Ähnliche Fälle liefsen sich in Menge beibringen, besonders aus den Partien des Dialogs, in welchen kurze Frage und Antwort wechseln. Auch die Verdeutschung einiger sprichwörtlicher Redensarten, die Kleist sehr gut gelungen ist, gehört hierher, nämlich:

Molière.	Kleist (v. 580).
Un mal d'opinion ne touche que les sots.	Gedankenübel quälen nur die Narren.
	(v. 520—1.)
J'aime mieux un vice commode	Bequeme Sünd' ist, find ich, so viel wert,
Qu'une fatigante vertu.	Als läst'ge Tugend.[1]

Einmal, scheint mir, ist Kleist im Anschlufs an sein Original so weit gegangen, dafs er sich, wie Molière und diesem genau entsprechend, ein eigenes Wort gebildet hat. Ich glaube wenigstens, dafs Molières „Fleureur“ v. 1747 eine Neubildung aus „fleurer“ ist, und ebenso ist das Substantiv „Durchschnüffler“, mit welchem Kleist v. 1969 jenes übersetzt, eine genau entsprechende Ableitung aus dem gebräuchlicheren Verbum „durchschnüffeln“. Ein ähnlicher Fall scheint mir auch v. 1961 vorzuliegen, wo Kleist Molières „allez tabler“, wahrscheinlich weil „tafeln“ nicht in den Vers pafste, durch „tischt“ übersetzt. „Tabler“ kommt allerdings im Französischen auch sonst vor, aber nach Littrés Dictionnaire nur vom Brettspiel gebraucht, und im Deutschen ist „tischen“ für „essen“, wenn auch nicht unbelegt (vgl. Sanders' Wörterbuch), doch so selten, dafs es wohl für Kleist als eine selbständige Neubildung gelten kann.

Mag das nun sein, wie es will, jedenfalls haben wir hier den Übergang zu denjenigen Beispielen, in welchen Kleist von dem Princip, das er sonst überall befolgt, nämlich den französischen Ausdruck durch und durch zu verdeutschen, durch engen Anschlufs an seine französische Vorlage abweicht. Der Plural v. 864 „Versammle deine Geister“ entspricht genau Molière v. 944 „Reprenez vos sens“, ist aber undeutsch, ebenso die Redensart v. 1873 „meiner Ehre Rache

[1] Vgl. in den „beiden Tauben“ Lafontaine v. 25—26 „Quiconque ne voit guère, N'a guère à dire aussi“ mit Kleist v. 33 „Ach wer nichts sieht, kann wenig auch erzählen“.

nehmen", veranlafst durch die französische v. 1648 „prendre ma vengeance", die auch ungewöhnlich ist, und die Erinnerung an die regelrechte deutsche „Rache nehmen für die Beleidigung meiner Ehre". Auch v. 1874 „Ergreift ihr des Betrügers schnöde Sache" = Molière v. 1647 „mes amis d'un fourbe embrassent la défense" ist nicht recht deutsch, „die Partei jemandes ergreifen" sagt man, aber nicht „die Sache". Hier ist die französische Redensart nicht ganz wörtlich übersetzt, aber doch sichtbar die Veranlassung der undeutschen, welche Kleist dafür gebraucht. Geradezu unverständlich ist v. 1806 „Halt't euch, ihr Herrn", weshalb auch J. Schmidt in seiner Ausgabe „Halt't ihn" verbessert hat. „Halt't euch" entspricht aber genau Molières „Tenez bon" an der Stelle, nur hätte dasselbe, um ohne das Original verständlich zu sein, nicht so wörtlich, vielmehr etwa mit „Lafst euch nicht irre machen" oder „Haltet mir die Stange" übersetzt werden müssen. Auch die wörtliche Übersetzung von Molière v. 1081 „tout coup vaille" mit „der Wurf soll gelten" (v. 1023) wird nur verständlich, wenn man sich den Ursprung der französischen Redensart klar macht. Die deutsche entsprechende wäre gewesen „es gehe wie es wolle" oder „auf gut Glück".

Wie in dem oben angeführten v. 1874, so beruht auch die ungewöhnliche Wendung in den Versen 695—96 „Ob das, was du für wahr mir geben willst, Wahrscheinlich auch nur auf den Schatten ist" nicht auf wörtlicher Übersetzung der entsprechenden französischen Stelle. Dieselbe (v. 769—70) lautet: „Au mystère nouveau que tu me viens conter Est-il quelque ombre d'apparence?" Die wörtliche Übersetzung: „Giebt es nur einen Schatten von Wahrscheinlichkeit dabei" würde im Deutschen ganz korrekt sein, die Wendung, welche Kleist wahrscheinlich aus formalen Gründen vorzieht und welche die einzelnen Elemente der französischen beibehält, aber in andere syntaktische Beziehung zueinander setzt, ist aber undeutsch, weshalb es auch Zolling für nötig findet, sie in einer Anmerkung zu erklären. Ich halte sie für eine unbewufste Kontamination aus der französischen und der ihr entsprechenden deutschen Konstruktion und deutschen Redensarten, wie „Das trifft auf den Punkt oder aufs Wort zu".[1]

---

[1] Auch zwischen deutschen Redensarten erlaubt sich Kleist solche Kontamination zuweilen, z. B. Prinz v. Homburg 1082—83: „Zu deiner



Wenn so Kleist in direkter Übersetzung einer französischen Vorlage neben glänzenden Proben der Verdeutschung seine Sprache zu manchen Gallicismen zwingt, so ist das an sich noch kein Beweis für ein in ihm lebendiges französisches Sprachgefühl. Aber es zeigt den Weg, auf welchem ein solches in ihm entstehen konnte. Die Gallicismen können ihm nicht mehr als solche erschienen sein, sonst würde er sie mit derselben Kunst beseitigt haben, mit welcher er im übrigen seinem Text trotz der französischen Vorlage ein echt deut-

Füſse Staub — für Vetter Homburg dich um Gnade flehen", eine Vermischung von „zu deinen Füſsen" und „vor dir im Staub" (vgl. Penthesilea v. 846); Käthch. S. 31, 7 „Ihr sprecht ihn schuldlos", eine Vermischung von „für schuldlos erklären" und „freisprechen" durch Vermittelung etwa von „schuldig sprechen"; Penthesilea v. 2488 „Er will sich bloſs ihr zu gefangen geben", wie es im Manuskripte und im Phöbus-Fragment heiſst, eine Vermischung aus „einen zum Gefangenen machen" und „sich gefangen geben". Hermannsschlacht v. 1108 „Danach wird weder Hund noch Katze krähen" läſst sich doch wohl nur durch unbewuſste Kontamination der Redensarten „Danach kräht kein Hahn" und „das ist für die Katze" oder „darum weint oder singt keine Katze", wie man z. B. in Wien sagen soll, erklären. Auch die kühne Wendung Guiskard v. 127—28 „Sie ging Um diesen Wunsch herum mit Worten wedelnd" ist doch wohl eine Kontamination aus „Sie ging herum, wie die Katze um den heiſsen Brei" (worauf auch der folgende Vers anspielt) und „sie machte Umschweife". Penth. v. 151—52 „den Lorbeer mit ihren Leibern groſsdüngend" setzt eine Vermischung der beiden Vorstellungen „ein Feld (vgl. v. 150 „Schlachtfeld") düngen" und „eine Frucht groſsziehen" im Geiste des Dichters voraus. In den beiden letzten Fällen liegt also schon mehr eine Kontamination der Gedanken als der Ausdrücke vor. Überhaupt habe ich den Namen Kontamination nur der Bequemlichkeit halber gebraucht. Was gewöhnlich mit demselben bezeichnet wird (vgl. z. B. Paul, Principien[2] S. 132 ff.), trägt ja einen etwas anderen Charakter, ist einfacher als die eben erwähnten Fälle, aber der zu Grunde liegende psychologische Prozeſs scheint mir hier wie dort derselbe. Ähnlich ist er auch vorauszusetzen in solcher für Kleist sehr charakteristischen energischen Ausdrucksweise wie: Käthch. S. 94, 9—10 „dieser Wetter vom Strahl kracht hinter uns drein" = fährt krachend hinter uns drein, oder: Gleich und Ungleich (W. I, 37) v. 12 „und schnarcht schon wieder ein" = schläft schnarchend ein. Die Thätigkeit des Subjekts verschmilzt hier mit einem sie begleitenden Umstande dergestalt in der Seele des Dichters, daſs der Ausdruck für den Umstand an die Stelle des Verbums, welches die Thätigkeit selbst bezeichnet, tritt. Auch andere deutsche Dichter bieten Beispiele dieser Erscheinung, aber Kleist übertrifft sie alle an Häufigkeit und Kühnheit derselben.

sches Gepräge verliehen hat. Wie nun hier durch die unmittelbare französische Vorlage, so konnte durch häufigen Gebrauch der französischen Sprache und mannigfaltige Lektüre französischer Bücher, die für Kleist feststehen (vgl. S. 272), sein deutsches Sprachgefühl überhaupt getrübt werden. Jeder, der längere Zeit unter Leuten gelebt hat, die einen anderen Dialekt seiner Muttersprache sprechen als er, kann an sich die Erfahrung machen, dafs er allmählich, ohne es zu wissen, Eigentümlichkeiten des fremden Dialekts annimmt, und zwar leichter syntaktische als lautliche. Was aber zwischen zwei Dialekten möglich ist, kann auch zwischen zwei Sprachen stattfinden. Alle Grenzdialekte, für das Deutsche und Französische speciell der heutige elsässische, liefern den Beweis. Und wie in einem Dialekt zwei Nachbarsprachen bis zu einem gewissen Grade miteinander verschmelzen können, so kann auch ein Individuum, das zwei Sprachen beherrscht, in seinem Sprachgefühl schwankend werden, in seiner Ausdrucksweise sich bald dem Usus der einen, bald dem der anderen Sprache anschliefsen. Wenn wir z. B. selbst bei Goethe und Schiller Gallicismen finden, die noch genauer festgestellt werden müssen, so haben wir von vornherein noch viel mehr Anlafs, sie bei Heinrich v. Kleist zu erwarten, aus den Gründen, die ich S. 270, 271 u. 272 angegeben habe. Der Einflufs einer fremden Sprache mufs sich um so leichter geltend machen, je unsicherer jemand in der Behandlung seiner Muttersprache ist. Bei Kleist besteht eine solche offenbare Unsicherheit, auf die schon öfter hingewiesen ist, in der Konstruktion der Präpositionen. Ich werde später auf sie zurückkommen; es ist mir zweifelhaft, ob sie als Beweis für eine Unsicherheit in der Beherrschung der deutschen Sprache bei ihm überhaupt angesehen werden darf, wie es bis jetzt geschehen ist, ob sie nicht vielmehr selbst unter die Folgen der Einwirkung von seiten der französischen Sprache zu rechnen ist. Jedenfalls verrät sie ein Schwanken Kleists über den Geist seiner Sprache, eine Unsicherheit seines deutschen Sprachgefühls. In seinem „Amphitryon“ finden sich denn auch aufser den wenigen erwähnten Gallicismen, welche auf direkter Übersetzung beruhen, noch andere selbständige, und diese sind durch alle Werke des Dichters ziemlich gleichmäfsig verteilt. Zu ihnen gehe ich jetzt über, denn nur aus ihnen kann das Vorhandensein eines wirklichen, lebendigen französischen Sprachgefühls in Kleist bewiesen werden.

Reflexive Konstruktion.

Zolling hat an mehreren Stellen seiner Kleist-Ausgabe,[1] besonders zu Penth. v. 1212, auf die Vorliebe des Dichters für die reflexive Konstruktion hingewiesen, aber ohne sie zu erklären. Sie findet sich sehr häufig bei Kleist da, wo man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch das Reflexivum mit „lassen“, das Aktivum mit „man“ oder das Passivum erwartet. Ich erwähne nur folgende Beispiele als die auffallendsten, in drei Gruppen geordnet:

1) Reflexive Konstruktion mit potentialem Sinn. Zerbrochener Krug v. 1285 ff. „doch daſs Ein falscher Eid sich schwören kann“; Penth. v. 1398 „so hemmt sich sein wahnsinn'ger Fortschritt nicht“ = läſst sich nicht hemmen; v. 1819 „jedoch ein Ring vermiſst sich“ = kann verloren gehen; Guiskard v. 58 „Jetzt bringt sich das Gesuch gleich an“ = läſst sich anbringen.

2) Reflexive Konstruktion ohne potentialen Sinn. Zerbr. Krug v. 1378 „als sich der Krug zerschlug“; v. 1892; Variant v. 67 „ob Pfingsten sich, ob Pfingsten übers Jahr Die Hochzeit feiern soll“ (vgl. Penth. v. 1212); Penth. v. 851; 979 „Wem winden jene Kränze sich“ = werden gewunden; v. 1185—86; 1200 „Weil sich ein flücht'ger Wunsch mir nicht gewährt“; v. 1820; Amphitryon v. 992 bis 993 „Schmachvoll, wie die Beleid'gung ist, die sich Mir zugefügt“; v. 1127 „Wenn sich die rasende Behauptung wagt“; v. 1899 ff. „wenn zwischen mir und ihm Hier die Vergleichung an sich stellen soll“; v. 1929—30 (vgl. Käthchen S. 77, 4 ff.); Käthch. S. 78, 30 „Wo überm Sturzbach sich die Brücke baut“ (= gebaut ist); Homburg v. 1576—77 „die Regel, Nach der der Feind sich schlägt“ (= geschlagen wird, also ganz unklarer Ausdruck, wenn man an die gewöhnliche Bedeutung der Wendung „sich schlagen“ denkt).

Alle bisher angeführten Beispiele der reflexiven Konstruktion haben eine mehr oder weniger ausgeprägte mediale Bedeutung, oder das reflexive Verbum läſst sich ohne Beeinträchtigung des Sinnes durch ein Intransitivum ersetzen. Aber die Erscheinung bei Kleist erstreckt sich

3) auch auf solche Fälle, in denen der Charakter des Passivs

[1] Deutsche Nationallitteratur, Bd. 149, 150. Ich citiere nach dieser Ausgabe.

durch Hinzufügung des Ausgangspunktes der Thätigkeit des Verbs mit „von“ oder „durch“ ausdrücklich bezeichnet ist, so Penth. v. 1980 ff.:

> Weil doch die Kraft des Bogens nimmermehr
> Von schwachen Fraun — — — —
> Leicht wie von Männern sich regieren würde

(= regiert werden könnte); Herm. v. 482—83:

> Durch dessen Hülfe uns — — — —
> Sich solch ein Herrschamt allererst errichtet

(= errichtet wird).

Unter den romanischen Sprachen weist besonders die spanische für alle drei Gruppen ähnliche Beispiele in Menge auf, aber auch die französische ist nicht arm daran (vgl. Seeger, Frz. Synt. I, S. 7 u. 9). Die reflexive Konstruktion ist hier auf dieselben Fälle beschränkt wie bei Kleist, nämlich auf die dritte Person und auf leblose Gegenstände oder abstrakte Begriffe als Subjekt. Ich erwähne nur zu 1: Cela se voit tous les jours = kann man sehen; Molières Amphitryon v. 1250 „cela peut-il se demander“ = kann man; Musset, Contes S. 96 „tout se demande à un ami“ = läſst sich fragen. In diesem potentialen Sinn, mit oder ohne pouvoir, scheint die reflexive Konstruktion im Französischen am gebräuchlichsten zu sein. Zu 2: „Ce mot s'emploie dans tel sens“ = wird gebraucht; Molières Amphitr. v. 1215 „Cela se dit dans le courroux“ = sagt man; v. 938 „un pareil débat s'est-il pu voir encore“ = hat man je gesehen; Sganarelle: „de pareils forfaits ne s'imputent jamais“ = legt man zur Last; Musset, Contes S. 16 „ces petites rondes, qui se danseront“ = welche getanzt werden werden; S. 60 „que ce mariage se ferait“ = daſs gefeiert werden sollte. Zu 3: Molière, Sgan. „Voir cajoler sa femme ... se pratique aujourd'hui par force gens de bien“ = wird ausgeübt.

Die Ähnlichkeit der französischen und Kleistschen Konstruktionen läſst sich in die Einzelheiten hinein verfolgen. Auf die Häufigkeit potentialen Sinnes hier wie dort habe ich schon hingewiesen. Im Französischen ist am beliebtesten unter den reflexiven Verben se faire; dem entsprechen bei Kleist Ausdrücke wie: sich verüben, sich zufügen, sich vollstrecken, sich anbringen und ähnliche. Das häufige se voir findet seine Analogie z. B. in Penth. 1014—15 „das Drängen nur Verwirrter Kriegerhaufen nimmt sich wahr“.

In Kleists Prosaschriften habe ich ähnliche Konstruktionen wie

die besprochenen nicht gefunden und kam deshalb zuerst auf den Gedanken, daſs sie nur dem Verszwang ihr Dasein verdankten. Ähnlich ging es mir mit dem eigentümlichen Kleistschen Dativ, auf den ich später komme. Es ist auch nicht zu leugnen, daſs dieser sowohl wie die reflexive Wendung bequemer in den jambischen Vers passen als eine Präpositionsverbindung und das Passiv oder Aktiv mit „man“. Aber dennoch darf nach meiner Ansicht für diese beiden sowie für andere noch zu erwähnende Stileigentümlichkeiten dies nur als hinzutretender, als Grund zweiten Grades in Betracht gezogen werden. Denn erstens bewährt sich Kleist, abgesehen von der „Familie Schroffenstein“ und einigen Flüchtigkeiten seiner späteren Werke,[1] im allgemeinen als so gewandten Meister der Sprache und des Verses, daſs ihm eine so häufige Nachgiebigkeit gegen den letzteren nicht zuzutrauen ist, wie sie durch die Erklärung der in Rede stehenden, durch alle seine poetischen Werke durchgehenden Erscheinung rein aus metrischen Rücksichten ihm vorgeworfen würde. Zweitens dürfen die prosaische und die poetische Sprache überhaupt nicht und bei Kleist ganz besonders nicht ohne weiteres miteinander verglichen und Eigentümlichkeiten, welche sich bei einem Schriftsteller nur in der letzteren finden, einfach auf Rechnung der gebundenen Form gesetzt werden. Jede von beiden Redeweisen folgt ihren eigenen Gesetzen, und Kleist zumal, ein durchaus bewuſster Künstler, hat für jede besondere, deutlich ausgeprägte Principien, wenigstens für die äuſsere Form; die mehr innerlichen Eigentümlichkeiten seines Stils, Anschaulichkeit, Energie, Lebendigkeit, sind freilich seiner gebundenen und ungebundenen Rede gemeinsam. Drittens endlich lassen sich bei allen Eigentümlichkeiten, für welche die Erklärung aus dem Verszwang überhaupt in Frage kommt, Fälle anführen, in

[1] Solche Flüchtigkeiten sind mir besonders in der „Hermannsschlacht“ aufgefallen. Ganz natürlich, weil sie als eine Art Gelegenheitsstück schnell ausgeführt und entworfen ist. Ich rechne dazu z. B. so weite Entfernung des Pronomens von dem Begriff, den es erneuert, daſs eine Beziehung auf ihn nur durch eine umständliche Gedankenoperation möglich ist (v. 741, 2037), unrichtige Betonung (v. 1393, 1547, 2120, 2508), einen Vers wie 286 „Es gilt nur bloſs noch jetzt sie abzutreten“. Es ist ein wahres Ungeheuer mit den vielen einsilbigen Worten; Kleist scheint überhaupt zur Häufung der letzteren zu neigen; in den Verbesserungen am „Käthchen“, die wir in Zollings Ausgabe verfolgen können, spielt die Beseitigung derselben offenbar eine Rolle; vgl. z. B. S. 19, 20. 20, 11. 12. 28, 20. 62, 22.

denen eine geringfügige Änderung die betreffende Eigentümlichkeit ohne Schaden des Verses beseitigt. Speciell für die reflexive Konstruktion, welche uns hier beschäftigt, mache ich auf Herm. v. 2555 aufmerksam: „Den Greul zu strafen, der sich ihr verübt.“ Setzt man die gebräuchliche Konstruktion „der an ihr verübt“ ein, so bleibt der Rhythmus unversehrt, und mit der reflexiven Wendung ist zugleich der ungewöhnliche Dativ verschwunden. Ähnlich braucht man Amph. v. 1127 (vgl. S. 282) an Stelle des „sich“ nur „man“ zu setzen, um unbeschadet des Verses die übliche Ausdrucksweise zu bekommen. Penthesilea v. 851 „Dafs sich des Kampfes Inbrunst mir nicht störe“ lautete ursprünglich (vgl. W. II, S. 322, Anm.) „Dafs niemand mir des Kampfes Inbrunst störe“. Da der Sinn beider Fassungen durchaus derselbe ist, so kann die Veranlassung zu der Änderung nur in der Form des Ausdrucks gelegen haben. Die reflexive Konstruktion mufs danach als ein Mittel aufgefafst werden, durch welches Kleist dem Ausdruck eine poetische Färbung zu geben versuchte. Und es ist keine Frage: die reflexive Wendung klingt poetischer als das Reflexivum mit „lassen“, das Aktiv mit „man“ oder das Passiv. Aber das Streben nach dem ungewöhnlichen, der Prosa fremden Ausdruck, in welchem wir für manche noch zu besprechende Eigentümlichkeiten in Kleists poetischem Stil die einzige Veranlassung zu sehen haben, läfst sich hier noch genauer specialisieren.

Erstens macht die reflexive Konstruktion den Wendungen gegenüber, welche sonst dafür im Deutschen üblich sind, den Eindruck energischer Kürze, und diese tritt uns als eines der wesentlichen Stilprincipien Kleists überall in seinen Schriften entgegen. Man vergleiche z. B. Käthchen S. 80—82 „Wann denkst du heim?“ (scil. zu kehren); Zerbr. Krug v. 767 „Aufs Rad will ich ihn sehen“ (scil. flechten); Var. v. 85 „Was werd ich jetzt ihn weigern“ (= mich weigern, ihn herzugeben); Homb. v. 1232 ff. „Gleichwohl will ich unter einem Blatte — — — — mich nicht verweigern“ (= mich nicht weigern, mich zu unterschreiben).[1] An zahllosen Stellen setzt

[1] Ich will nicht behaupten, dafs die Infinitive, welche ich oben zur Erklärung hinzugefügt habe, dem Dichter wirklich vorgeschwebt haben; die Ergänzungen sollen nur zeigen, dafs die Ausdrucksweise gegenüber der gewöhnlichen eine energisch verkürzte ist. Die psychologische Erklärung ähnlicher Fälle siehe in Pauls Princ.[2] S. 269—70.

Kleist energisch den Indic. Präsent. für das Futurum, z. B. Amph. v. 1868 „wir dulden diesen Kampf nicht“ (= Mol. v. 1644 „Nous ne souffrirons point“); v. 1861 ff. „dein empörendes Geschwätz, Dreihundert Peitschenhiebe strafen es“ (= Mol. v. 1638 ff. „Je te ferai — — — — Sentir par mille coups ces propos outrageants“). Ebenso setzt Kleist an Stelle der Umschreibungen mit aller, pouvoir, savoir u. ä., welche Molière sehr liebt, überall im Amph. den einfachen Ind. Präsent., so v. 1940 „doch meiner Rach' entfliehst du nicht!“ (= Mol. v. 1723 „Mais rien ne te sauroit sauver de ma vengeance“); v. 1942 „Nachher sag ich zwei Worte“ (= Mol. v. 1726 ff. „Et tantôt je saurai confondre Cette fureur, avec deux mots“). Dasselbe Princip Kleists spricht aus Stellen, wie Zerbr. Krug v. 1786 ff. „doch hier, Ich bin nicht ehrlich, ist er abgestiegen“; v. 1794 „Ich bin ein Schuft, Der Kerl hat den Gesetzen hier Was angehängt“, wo der Usus die Umschreibung mit „will“ verlangt. Das Gemeinsame aller dieser Fälle ist die Auslassung irgend eines verbalen Elementes, speciell der letzten die eines Hilfszeitwortes.[1] Dieselbe Erscheinung liegt nun auch in den Fällen der reflexiven Konstruktion vor, wo das übliche „lassen“ unterdrückt ist. Ich glaube, daſs in dem Werdeprozeſs des Kleistschen Stiles[2] die ganze Eigentümlichkeit, die wir behandeln, von diesen Fällen ausgegangen ist. Der Übergang von diesen zu den auffallenderen liegt offen vor Augen z. B. in Penth. v. 1013—14 „das Drängen nur Verwirrter Kriegerhaufen nimmt sich wahr“, wo die reflexive Wendung sowohl „läſst sich wahrnehmen“ als „wird wahrgenommen“ ausdrückt; ähnlich Homburg v. 1576 ff. „Die Regel, Nach der der Feind sich schlägt“. Für die Vertretung des eigentlichen Passivums oder des Aktivums mit „man“, welche dann der nächste Schritt und der Endpunkt der ganzen Entwickelung ist, brauche ich die Beispiele nicht zu wiederholen. Ich mache nur noch einmal darauf aufmerksam, daſs auch unter ihnen sich eine Steigerung des Ungewöhnlichen konstatieren läſst. Solche Fälle, in denen wir ohne Änderung des Sinnes ein Intransitivum an die Stelle des Reflexivums setzen können (wie Käthch. S. 54, 6—7

[1] Das Princip der energischen Kürze offenbart sich noch in vielen anderen Eigentümlichkeiten von Kleists Stil, deren Erörterung hier aber den Gedankenzusammenhang stören würde. Auf einige komme ich noch in den folgenden Untersuchungen zu sprechen.

[2] Vgl. Einleitung unter „Fünftens“.

„das Gefühl, das hier in diesem Busen sich entflammt“ = entbrennt), verletzen unser Sprachgefühl noch nicht sonderlich und sind als die Vorstufen der erwähnten auffallenderen Konstruktionen anzusehen.

Neben der energischen Kürze ein zweites Moment in der reflexiven Konstruktion ist eine gewisse Belebung des leblosen oder abstrakten Subjekts derselben. Dasselbe wird dadurch aus der Sphäre des Leidens bis zu einem gewissen Grade in die der Thätigkeit emporgehoben, es tritt in eine engere, lebendigere Verbindung mit dem Verbum, als sie durch das Passivum ausgedrückt wird. Das Princip, das sich darin ausspricht, liegt nach meiner Meinung auch der ungemein häufigen ungewöhnlichen Verwendung des Dativs bei Kleist zu Grunde. An vielen Stellen ist dieser Dativ ja allerdings der sogenannte ethische, als welchen ihn Zolling (Werke II, S. 241, Anm.) auffaſst, z. B. Käthchen S. 11, 21 ff. „Drauf laſs ich ihr zur Erfrischung reichen, was mir Gottschalk mit sich führt“; Penthesil. v. 855 „Der seiner Locken eine mir berührt“. Solche Fälle, wie: Penth. v. 1885—86 „Das ganze Geschlecht der Männer dir im Staub zu sehn“, Käthchen S. 50, 31 „Du wehrst dich mir“,[1] 67, 24 „oder suchen wo dir eine Frucht blüht“,[2] Herm. v. 2421 „Sie sträubt sich dir“, enthalten schon eine Modifikation der gewöhnlichen Bedeutung des ethischen Dativs; dieselbe ist noch vorhanden, aber zugleich steht der Dativ an Stelle der üblichen Präpositionsverbindung (von dir, gegen mich, für dich, gegen dich). Ganz aufgegeben ist der Charakter des ethischen Dativs in den Fällen, wo nicht Pronomina, sondern Substantiva in dieser Weise mit dem Verbum verbunden werden, z. B. Herm. v. 1233 ff. „Aristan hat das Schwert niemals Den Cäsarn Roms gezückt“ (= gegen die Cäsaren); v. 1219 ff. „Der Tag, an dem Germanien zwar Dem Cäsar sank“ (= vor Cäsar); Homburg v. 1059 ff. „Inzwischen werd ich ... Ein rettend Wort für dich dem Oheim wagen“ (= beim Oheim);[3] v. 1170—71 „und schaudere Dem Wurm zurück“ (= vor dem Wurm); Penth. v. 861 „Hebt euch, ihr Frühlingsblumen, seinem Fall“ (= seinem Fall ent-

[1] Änderung der zweiten Redaktion.

[2] Prosa, also der Verszwang genügt nicht zur Erklärung der ganzen Erscheinung; vgl. Anm. 3.

[3] Paſste ebensogut in den Rhythmus; vgl. Anm. 2 u. S. 284—285.



gegen, sehr anschaulich und poetisch). Überall in diesen Beispielen, die sich noch reichlich vermehren ließen, macht die Konstruktion mit dem Dativ den Eindruck einer lebhafteren Beteiligung der Person an der Handlung, einer engeren Verbindung mit dem Verbum, als sie durch die Konstruktion mit Präpositionen ausgedrückt wird; also die Abweichung von dem Üblichen hat denselben Erfolg wie bei der reflexiven Konstruktion. Und auch eine gewisse Belebung lebloser oder abstrakter Begriffe, wie wir sie gleichfalls in der reflexiven Wendung fanden, kann mit dem ungewöhnlichen Dativ verbunden sein, z. B. Homburg v. 1262 „dem (d. h. das Geschäft im Lager zu betreiben) weigerte der Oberst sich" (= dessen);[1] v. 1474 „Er ist jedwedem Pfeil gepanzert" (gegen jeden); Penth. v. 1563 „Der Boden wiederhallte meinem Sturz"; v. 1910 „Und dem verstummen wir" (= dem gegenüber, aber mit Neigung zu „das macht uns verstummen").

[1] Hier ist das französische se refuser à jedenfalls in Betracht zu ziehen (vgl. Brandstäter, Gallicismen in der deutschen Schriftsprache S. 192). Auch für einige andere der Dative kommt französischer Einfluß in Frage. 1) Mit Hermannsschlacht v. 558 „was willst du mir" und vielen ähnlichen Stellen vgl. „que me voulez-vous" und ähnliche; 2) mit Käthchen S. 21, 7 „du lügst mir", Homburg v. 1059 ff. „ein rettend Wort dem Oheim wagen" und ähnlichen vgl. z. B. „Car tout ce que j'estimais le plus m'a menti" (Seeger, Neufranz. Syntax I, 73), ferner den Dativ des Pronomens bei parler; 3) mit Käthchen S. 12, 4 „so wie mir der Streifzug fortschreitet" (= mein Streifzug), Homburg v. 1092 „solch Flehen wirst du mir erhören" (= solch mein Flehen), Penth. v. 851 „Daß sich des Kampfes Inbrunst mir nicht störe" (= meine Inbrunst) vgl. „il lui prend la main" und ähnliche Beispiele, die Mätzner, Syntax I, 240 in Menge anführt. In allen diesen Fällen hat aber Kleist in der vorhergehenden oder gleichzeitigen Dichtung zahlreiche Analogien. Beispiele liefert zu 1: Brandstäter S. 117—18, zu 2: derselbe S. 157 ff. (vgl. auch Goethe, Rein. IV. „Könnt es mir nützen, wenn ich euch löge?"), zu 3: Mätzner I, 240; doch geht Kleist offenbar über seine Zeitgenossen hinaus, ob mit oder ohne Einwirkung des Französischen, läßt sich nicht entscheiden. — Liegt in dem Verse Homburg 1756 ff. „dem Triumph verglichen über den verderblichsten Der Feind' in uns, dem Trotz, dem Übermut, Errungen glorreich morgen" eine Einwirkung von seiten der Konstruktion von gagner mit dem Dativ (= abgewinnen, vgl. Mätzner I, 241) vor? Daß die Apposition in anderem Kasus stände als der Begriff, den sie bestimmt, wäre bei Kleist nicht vereinzelt (vgl. Amph. v. 1952—53). — Ein ähnlich freier Gebrauch des Dativs ist mir bisher nur in Tiecks Dramen aufgefallen, aber doch weder so häufig noch so kühn wie bei Heinr. v. Kleist.

Der Boden, aus welchem Kleists Neigung zur reflexiven Konstruktion erwachsen konnte, scheint mir durch die vorstehenden Bemerkungen gesichert. Inwieweit sich nun fremder Samen in diesen Boden gesenkt hat, um das ausländische Gewächs aufkeimen zu lassen, ist nicht zu bestimmen. Daſs französischer Einfluſs ein mitwirkendes Moment dazu gewesen ist, unterliegt nach meiner Ansicht ebensowenig einem Zweifel, wie daſs er dem Dichter nicht zum Bewuſstsein kam, daſs er die fraglichen Konstruktionen selbständig, ohne absichtliche Anlehnung an fremdes Vorbild, aus seinen Stilprincipien heraus schuf. Der französische Einfluſs wirkte also auf die Ausbildung dieser, nicht auf ihre Bethätigung in der äuſseren Form.

Die Menge von Beispielen der reflexiven Konstruktion, welche Brandstäter S. 188—193 aus der deutschen Litteratur anführt, könnte es auf den ersten Blick fraglich erscheinen lassen, ob man Kleists Neigung nach dieser Seite besonders hervorheben dürfe. Aber erstens gehören die Beispiele fast sämtlich der neuesten deutschen Litteratur an. Damit sind sie zugleich ein kräftiger Beweis, daſs die ganze Erscheinung unter französischem Einflusse steht. Denn der Steigerung ihrer Häufigkeit in unserer Litteratur entspricht genau eine solche in der französischen; Zolas Romane z. B. bieten zahllose Beispiele. Zweitens deckt sich nur ein geringer Teil der Brandstäterschen Beispiele mit denen, welche sich bei Kleist finden. Die Sammlung ist nicht das, was sie sein will: nicht sowohl Reflexiva, welche das Passivum vertreten, werden uns vorgeführt, sondern überhaupt solche, welche ungewöhnlich sind im Deutschen (z. B. sich besorgen, sich eilen, sich einflöſsen, sich anfangen, sich entzücken). Ja, ganz gebräuchliche finden sich darunter: sich lenken, sich nennen, sich zusammensetzen, sich zurückhalten, in denen wir nicht das geringste Fremdartige mehr empfinden. Drittens: Speciell unter den Beispielen Brandstäters aus Schriftstellern, die vor Kleist oder zu dessen Zeit lebten, kommen sehr viele aus den eben angegebenen Gründen gar nicht in Betracht, andere nicht, weil das Subjekt ein lebendes Wesen ist (so Goethe, Nat. T. IV, 2, Vög. I, 1; Lessing, Hamb. Dram. 74, S. 342), andere lassen sich auch ohne Annahme einer Vertretung des Passivums durch das Reflexivum erklären (Goethe, Egmont II, 2 als Zeugma, denn bei „Haſs“ ist „sich erklären“ nicht auffallend; Schiller, Dreiſsigjähr. Kr. I, 73, als die bei Dichtern so häufige Ersetzung des Kompositums durch das Simplex:

sich spielen für sich abspielen). Nur etwa elf Beispiele aus Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul bleiben übrig, die mit den Kleistschen auf eine Linie gestellt werden können, darunter fünf mit potentialem Sinn, welcher überhaupt den meisten der Brandstäterschen Beispiele innewohnt. Einige derselben zeigen recht deutlich die Kraft, welche ich der reflexiven Konstruktion beigelegt habe, nämlich das Subjekt poetisch zu beleben. Wenn Hölty vom Wiesengrund sagt: „er malt sich täglich bunter", so weist er ihm damit eine Thätigkeit zu, welche die prosaische Rede nicht auszudrücken pflegt, und sicher ist darin der Grund der gewählten Wendung zu suchen.

Aus meiner eigenen Lektüre habe ich den Eindruck gewonnen, dafs die reflexive Konstruktion bei allen deutschen Dichtern bis zu Heinrich v. Kleist eine grofse Seltenheit ist; nur Schiller arbeitet dem letzteren nach dieser Seite einigermafsen vor. In seiner „Jgfr. v. Orl." und „Braut v. Mess." finden sich acht Beispiele der reflexiven Konstruktion, und zwar zwei an Stelle eines Intransitivums, vier mit potentialem Sinn (= sich lassen), nur zwei mit wirklich passivischem, aber auch sie nicht mit so ausgesprochenem, wie ihn die Kleistschen Konstruktionen unter 3 (S. 282—283) enthalten. Kleist überbietet in der besprochenen Erscheinung alle seine Vorgänger und Zeitgenossen unter der doppelten Einwirkung von seiten seiner eigenen Stilprincipien und des französischen Vorbildes.

Eine allgemeine Bemerkung über Kleists Stil will ich gleich hier anfügen. Die häufigsten und auffallendsten Beispiele der reflexiven Konstruktion und des eigentümlichen Dativs finden sich im „Zerbr. Krug", dem „Amphitryon" und der „Penthesilea". In den späteren Dramen ist eine Abnahme an Häufigkeit wie an Kühnheit zu konstatieren. Dasselbe Verhältnis zwischen den Dramen des Dichters besteht bei anderen Stileigentümlichkeiten des letzteren. Die drei ersten Stücke bezeichnen die Periode seines Schaffens, in welcher er mit aller Energie einen durchaus neuen, originellen Dramenstil erstrebte. Die Vergleichung der endgültigen Fassung mit den früheren, welche Zollings Ausgabe jetzt für den „Zerbr. Krug" und die „Penthesilea" sehr bequem macht, wirft darauf helles Licht: fast überall ist der ursprüngliche Ausdruck natürlicher, der später gewählte verdankt seine Entstehung oft ersichtlich nur dem Streben nach dem Ungewöhnlichen (vgl. S. 309, Anm. 2). Im „Amphitryon"

tritt dieses Streben weniger hervor, die ganze Ausdrucksweise ist gemäfsigter, offenbar eine Folge davon, dafs Kleist sich durch das Original, dem er nachdichtete, etwas beschränkt fühlte, sowie davon, dafs das Werk nicht so energischen Umarbeitungen unterworfen wurde wie die beiden anderen. Im „Käthchen v. Heilbr.“ zeigt im Gegensatz zu diesen die zweite Fassung oft eine Milderung der Ausdrucksweise gegen die erste, eine Rückkehr von der Künstelei, von der Manier zur Natur.[1] In der „Hermannsschlacht“ spricht sich dieselbe noch deutlicher und wohlthuender aus, offenbar eine Folge der raschen Conception und Ausführung dieser Gelegenheitsdichtung im grofsen Stil; aber auch der sorgfältiger gearbeitete „Prinz von Homburg“ fällt nicht in die alte Unnatur zurück. Der Gipfel der letzteren war in der „Penthesilea“ erreicht, offenbar unter dem Einflufs des absurden Stoffes. Ihrem inneren Wesen wie ihrer äufseren Form nach, durch eine ununterbrochene Fülle des Ungewöhnlichen, durch eine wahre Schwelgerei in poetischen Mitteln mufs uns diese Tragödie als der wahrste Abdruck der extremen, mafslosen Natur unseres Dichters erscheinen. Aber ein Schritt darüber hinaus hätte in die Sphäre des Unsinns geführt, an die manche Stellen der „Penthesilea“ schon streifen. Kleist mufste hier umkehren, da er ein wahrer Dichter war, und die gröfsere Natürlichkeit der Stoffe, die er von da ab wählte, begünstigte die mafsvollere Gestaltung des Ausdrucks.

Wir haben in der gezeichneten Entwickelung seines Dramenstils einen interessanten Gegensatz zu der Entwickelung seiner Prosa. Denn in dieser erkennt Brahm richtig keinen Fortschritt der späteren Werke gegenüber den früheren, sondern eine Verirrung in Manier.

Das Verbum Sein.

Dem französischen Sprachgebrauch entsprechen bei Kleist Konstruktionen des Verbums „sein“ mit dem Dativ und mit dem Genitiv oder der Präposition „von“.

1) Dativ. Mit Molières Amph. v. 1905 „Alcmène est toute à toi“ und ähnlichen im Französischen ganz gewöhnlichen Konstruktionen (vgl. Mätzner I, 245) vergleiche man bei Kleist z. B. Amph.

[1] Z. B. S. 9, 18. 26; 11, 6 ff.; 12, 1 u. s. w.

v. 2200 „Daſs mir so viele Kraft noch wäre"; v. 2261 „wenn mir kein Wächter ist". Ähnlich sind auch Homb. v. 735 „daſs dem Gesetz Gehorsam sei" und v. 775 „Der Satzung soll Gehorsam sein"; doch hängt hier der Dativ nicht direkt von „sein" ab, sondern von der Verbindung „Gehorsam sein", und genau entsprechende Beispiele habe ich im Französischen nicht gefunden. Das Regelmäſsige im Deutschen wäre für die beiden ersten Fälle eine Wendung mit „haben", für die beiden letzten „geleistet werden" an Stelle des allgemeinen „sein". Mit hereinspielen neben dem französischen Einfluſs mag bei solchen Konstruktionen Kleists Vorliebe für den Dativ, für welche der vorige Abschnitt Beweise genug gebracht hat.[1] Ähnliche Beispiele, wie die beiden ersten der oben angeführten, bieten andere deutsche Schriftsteller vor und nach Kleist nicht selten, vgl. Brandstäters Sammlungen S. 110;[2] 182—83. Dagegen sind mir Analogien zu den beiden letzten in der deutschen Litteratur nicht aufgestoſsen.

2) Genitiv oder Präposition „von". Hier sind zwei Fälle zu unterscheiden: a) Bezeichnung der Eigenschaft. Molière,

[1] Sie wirkte wohl auch mit bei folgenden Konstruktionen: Penth. v. 575 ff. „Wo sie ... Sich muſs, wem sie die Freundin sei, erklären" (für gewöhnliches „wessen Freundin"); Käthch. S. 126, 26 „Der kann mit Stolz ein Kaiser Vater sein" (für gewöhnliches „deren Vater"); Epigramme 17 (Werke I, 32) „Demselbigen Weibe Sohn zugleich und Gemahl, Bruder den Kindern zu sein". Der Unterschied zwischen dieser und der üblichen Ausdrucksweise besteht hier darin, daſs das Pronomen statt von dem prädikativen Substantivum von dem ganzen Prädikat (Substantiv + sein) abhängig gemacht wird. Französischer Einfluſs könnte hier nur sehr indirekt von den oben gegebenen Beispielen aus gewirkt haben. Näher liegt hier das antike Vorbild, vgl. z. B. Hom., Il. XX, 209: *μήτηρ δέ μοί ἐστ' Ἀφροδίτη*; Od. XXIV, 270: *Ἔφασκε Λαέρτην πατέρ' ἔμμεναι αὐτῷ*; Platon, Parm. 126b: *οἵδε πολῖται μοί εἰσιν*.

[2] Die Stelle aus Schillers „Räuber" II, 2 „Dies soll meinem Bruder Franz" führt Brandstäter mit Unrecht als sicheren Beleg der kühnen Konstruktion „einem sollen" = einem gehören sollen an. Die Worte sind nach Hermanns Bericht die letzten des sterbenden Karls; der Satz ist vielleicht als nicht vollendet zu denken. Auſserdem kenne ich gar keine entsprechende Konstruktion im Französischen, wohl aber im älteren Deutsch, vgl. Müller u. Zarncke, Mhd. Wörterb. II b, S. 179. Der Schluſsvers aus Kleists Lied „An Franz d. Ersten": „Und dem der Lorbeer sein", den Brandstäter gleichfalls anführt, ist jetzt von Zolling nach der Handschrift richtig verbessert in „Und dein der Lorbeer sein".

Amph. v. 761—62 „Il faut être — — — D'un esprit bien posé, bien tranquille, bien doux" = Kleist v. 687—88 „Man mufs von meiner Sanftmut sein, von meiner Friedfertigkeit, von meiner Selbstverleugnung". Solche ursprünglich undeutsche Konstruktionen hat Kleist eher weniger als mehr gegen die übrigen deutschen Schriftsteller, vgl. das Verzeichnis bei Brandstäter S. 106—10 u. Andresen, Sprachgebrauch u. Sprachrichtigkeit[3] S. 291. Auffallender erscheint bei Kleist der blofse Genitiv in gleicher Verwendung, mit einer Hinneigung zum Genitivus possessivus. Mit Penth. v. 1379 „Dies Werk ist der Giganten" vergleiche man z. B. Molière, Amph. v. 1494 „cela n'est pas d'un Dieu" und die Beispiele bei Mätzner I, 215. Kaum noch verständlich auf den ersten Blick ist Penth. v. 2586 „War dieser Jubellaut der Freude nicht?" Die gewöhnliche deutsche Ausdrucksweise verlangte in beiden Fällen Wiederholung des Subjekts vor dem bestimmenden Genitiv oder ganz andere Wendungen. Von diesem Genitivus, den ich nicht, wie z. B. Mätzner I, 215 thut, Possesivus nennen möchte, da er doch zugleich eine Eigenschaft bezeichnet, habe ich sonst in der deutschen Litteratur bisher nur ein Beispiel in Schillers „Demetrius" gefunden, das auch Seeger I, S. 58 als das einzige anführt: „Euer Ton und Anstand ist gewifs nicht eines Lügners."[1] b) Bezeichnung der Zugehörigkeit (Genitivus possessivus und partitivus). Molière, Amph. v. 409 „Que les coups n'en seront point" = Kleist v. 258 ff. „Doch dein Stock wird ... Nicht von der Unterhaltung sein". Molière, Amph. v. 346 „Tu te dis de cette maison" = Kleist v. 187 „Du sagst von diesem Hause dich". Hier wird der Ausdruck noch auffallender, weil er zusammengedrängt ist aus dem gewöhnlichen „Du sagst, du gehörst zu diesem Hause" (vgl. S. 301—302). Eine Menge ähnlicher Beispiele führt Brandstäter S. 105—6 aus anderen deutschen Schriftstellern an; speciell zu dem zweiten oben erwähnten Satz habe ich noch ein genaues Analogon gefunden in Goethes „Wanderjahren" S. 96:[2] „den Knaben vermutet er von vornehmem Hause". Hier ist der

[1] Schiller, Tell II, 2 „Er ist nicht freien Standes", sowie die Redensarten „der Überzeugung, des Glaubens, des Todes, guter Dinge, gutes Mutes sein" und ähnliche, die Seger I, S. 58 und Mätzner I, 216 anführen, sind etwas verschieden von den obigen Kleistschen Beispielen und Gemeingut der deutschen Sprache.

[2] Ich citiere nach der Hempelschen Ausgabe.

französische Einfluſs nicht zweifelhaft (s. Beispiele bei Mätzner I, S. 222). Dagegen haben Ausdrucksweisen, wie Kleist, Käthch. 8, 27 „wess ist das Kind?“ S. 116, 5—6 „Käthchen von Heilbronn, die dein Kind du sagst, Ist meines höchsten Kaisers dort“ und Goethe, Herm. u. Dor. S. 115 „Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache“, also Fälle des reinen possessiven Genitivs,[1] ihr Vorbild, soviel ich sehe, nicht im Französischen, sondern nur in den antiken Sprachen. Ob hier ein Einfluſs der letzteren vorliegt, ob nur eine unbewuſste Weiterbildung der Genitivverbindungen, die unter französischem Einfluſs stehen, läſst sich natürlich nicht entscheiden. Um so weniger, da alle die undeutschen Konstruktionen des Verbums Sein, auch die vorigen, auf welche ich eben eine Einwirkung der französischen Sprache angenommen habe, in diese erst aus den antiken Sprachen gekommen sind. Ich neige mich der Annahme französischen Einflusses nur deshalb mehr zu, weil er ein unbewuſster gewesen sein kann und weil ich eine bewuſste Nachbildung antiker Konstruktionen bei Kleist wenigstens für wenig wahrscheinlich halte. Bei Goethe z. B. liegt der Fall schon anders.

Doch ich wende mich zu der Frage: inwiefern lassen sich, wie vorhin für die reflexive Wendung, so auch für die eben behandelten Konstruktionen Anknüpfungen in Kleists übrigen Stileigentümlichkeiten finden? Für die Verbindungen von „sein“ mit dem Dativ habe ich schon oben die Vorliebe Kleists für diesen Kasus überhaupt herangezogen. Die Verbindungen mit der Präposition „von“ können gar nicht in Betracht kommen, da sie zu gewöhnlich im Deutschen sind. Aus den auffallenden Verbindungen mit dem reinen Genitiv aber spricht erstens wieder das Streben des Dichters nach Kürze des Ausdrucks und zweitens damit verbunden eine gewisse Lässigkeit in der Verbindung der einzelnen Satzteile, welche auch sonst bei Kleist zu bemerken ist und noch öfter in dieser Abhandlung zu erwähnen sein wird. Ich mache hier nur auf den Fall der letzteren Erscheinung aufmerksam, von welchem sich unmittelbar eine Brücke zu dem in Rede stehenden schlagen läſst. Kleist wiederholt zuweilen

[1] Vgl. in der Bibel Buch Judith I, 6 „im groſsen Felde, welches vor Zeiten gewesen war Ariochs, des Königs zu Ellasar“; Klinger, Sämtliche Werke (1812) I, 301 „und dieses Gericht ist nicht des Papsts“, II, 133 „der Götter bin ich“.



Begriffe nicht, wo es der Sprachgebrauch verlangt, so daſs Bestimmungen, welche zu jenen Begriffen hinzutreten, in der Luft schweben. Man vergleiche Guisk. v. 507—8 „Er sträubt, und wieder, mit unsäglicher Anstrengung sich empor“. Besonders häufig geschieht dies bei einem Genitiv, so „Schrecken im Bade“ v. 22 „Faſst nicht Schrecken, wie des Todes mich“; Penth. v. 810—11 der ersten Fassung (s. Werke II, 319, Anm.) „Den Söhnen Priams seh ich Atreus' sich vereinigen“; Herm. v. 211 „Läuft nun mein Vorteil ziemlich mit des Varus“, v. 283—84 „Dir der Sicambern Thron, der Thron der Katten dir, Der Marsen dem, mir der Cherusker“. Überall vermissen wir hier eine Stütze des Genitivs, etwa „einer“, „dem“, „der“ oder Wiederholung des regierenden Wortes selbst. Dasselbe ist nun, wie schon bemerkt, der Fall bei den unter 2a erwähnten Verbindungen des Genitivs mit „sein“ (Penth. v. 1379, 2586), und wegen der Analogie der eben citierten Sätze mit jenen glaube ich in der That, daſs Kleist dort beim Niederschreiben das Subjekt unwillkürlich als Prädikatssubstantiv und regierendes Wort des Genitivs sich ergänzte. Auch Käthch. S. 116, 5 (vgl. oben unter 2b) steht der Genitiv nicht ganz frei, sondern der Begriff „Kind“ aus dem vorhergehenden Verse schwebt offenbar als regierendes Wort vor.[1]

Gemeinsam allen den undeutschen Konstruktionen des Verbums „sein“ ist eine gewisse Erhöhung der Bedeutungskraft desselben. Es hört auf, bloſse Copula zu sein, und gewinnt teils die Bedeutung „gehören“, teils die anderer speciellerer Verba. Eine solche Ausnutzung eines Wortes entspricht durchaus der oft gewaltsamen Energie, mit welcher Kleist die deutsche Sprache überhaupt behandelt: an zahllosen Stellen erweitert er die Bedeutung des einfachen Verbums zu der des zusammengesetzten: Jünglingsklage (Werke I, 36) v. 4 „ruhigen“ für beruhigen;[2] Der Welt Lauf (W. I, 39 ff.) v. 14 „greifen“ für ergreifen; An Palafox (W. I, 43) v. 1 „starren“

[1] Ein ganz ähnlicher Fall findet sich in Tiecks „Genoveva“ S. 238, 23 (nach der Ausgabe in der „Deutschen Nationallitteratur“): „Ein Kind, das Dragos ist.“

[2] Kleist braucht auch „ruhen“ transitiv (Penth. v. 657, 965). Dazu verhält sich das, wie es scheint (vgl. Sanders' Wörterb. II), sonst nicht belegte „ruhigen“ wie „beschönigen“, „erkundigen“ zu den Verben ohne Ableitungssilbe „beschönen“, „erkunden“, die Kleist liebt (z. B. Käthch. 113, 16. 121, 26), es ist also wohl eine unbewuſste Analogiebildung.

für erstarren; Homb. v. 512, Käthch. S. 108, 20 „bleichen“ für erbleichen, S. 76, 10 „fernen“ für entfernen; Herm. v. 2149 u. öfter „weigern“ für verweigern; Homb. v. 512, 1083, 1091 u. ö. „flehen“ für anflehen; Amph. v. 72 „hallen“ = Molière v. 232 *retentir*. Viele Verba gebraucht er intransitiv, welche sonst nur mit einem Objekt (reflexivem oder äufserem) vorkommen: Penth. v. 1562 „niederschmettern“ für niederstürzen (vgl. Zur Eröffnung des Phöbus [Werke I, 28] v. 12 „einschmettern“), v. 1648 „erschüttern“ für erbeben, v. 1935 „sträuben“ für sich sträuben, v. 2668 „umhertreiben“ für sich umhertreiben; Homb. v. 1835, Herm. v. 1512 „schwingen“ für sich schwingen; Der Engel am Grabe des Herrn (W. I, 29 ff.) v. 31 „fürchten“ für sich fürchten. Zuweilen mufs geradezu ein Objekt ergänzt werden, um den Ausdruck vollständig zu machen, so zu „raffe“ in Gleich u. Ungleich (W. I, 37 ff.) v. 34, zu „Führ in die Ställe und lafs jetzt verschnaufen“ im Epilog zum Phöbus (W. I, 28 ff.) v. 17.[1] In allen diesen Fällen hat der ungewöhnliche Ausdruck etwas Energisches an sich, zuweilen auch etwas Altertümliches[2]

[1] Ähnlich in Schillers „Fiesko“ II, 8 „Mehrheit setzte durch“, scil. ihren Willen. Es liegt durchaus kein Grund vor, hier mit Brandstäter (Gallicismen S. 75) französischen Einflufs anzunehmen. Solche Ellipsen kommen schon im Mhd. vor, z. B. Neidhart 24, 22 „dâ mir mîn geselle zeinem kranze las“, scil. bluomen.

[2] Im Mittelhochdeutschen ist blîchen = erbleichen, vlêhen = anflehen ganz gewöhnlich; aus der Bibel und älteren deutschen Dichtern werden für fernen = entfernen, weigern = verweigern, erschüttern = erbeben in Grimms (III, 1536/7, 975) und Sanders' (III) Wörterbüchern Beispiele in Menge angeführt. Auch aus jüngeren deutschen Schriftstellern fehlen sie nicht, und sie liefsen sich leicht noch vermehren. Der allgemeine Grund für diesen ungewöhnlichen Gebrauch der genannten Verba und ähnlicher liegt darin, dafs sie in dieser Form poetischer erscheinen als in der gewöhnlichen. Die Geschichte der Verba, für welche Brandstäter S. 186 seiner „Gallicismen“ intransitiven Gebrauch statt des gewöhnlichen reflexiven nachweist, mufs genauer untersucht werden. Die Abweichung vom Üblichen hier im allgemeinen, wie Brandstäter thut, auf französischen Einflufs zurückzuführen, geht nicht an. Für intransitiven Gebrauch von „ändern“ z. B. giebt Grimms Wörterbuch I, 311 Beispiele aus Opitz, Haller, Vofs, Stolberg, deren Stil doch erst auf französischen Einflufs hin im einzelnen geprüft werden müfste; im neuhochdeutschen „neigen“ sind zwei Verba zusammengefallen: mhd. nîgen intr. und neigen trans., daher hat der intransitive Gebrauch, der sich durch alle Perioden des Neuhochdeutschen verfolgen läfst, gar nichts Auffallendes. Die Kon-

und nach beiden Seiten entspricht ihnen die Bedeutungssteigerung im Verbum „sein“, welche durch die oben erwähnten Verbindungen mit dem Genitiv und Dativ veranlaſst wird. Auch eine andere Verwendung desselben Wortes ist hier noch heranzuziehen, nämlich „ist“ für „es giebt“ Amph. v. 446 ff. „Du weiſst, daſs ein Gesetz der Ehe ist und eine Pflicht“.[1]

Mit alle dem soll nun aber nicht etwa die Ableitung der undeutschen Konstruktionen des Verbums „sein“ aus dem Französischen resp. den antiken Sprachen, welche ich oben versucht habe, überflüssig gemacht werden. Der fremde Einfluſs kann dabei nicht nur bestehen, sondern er wird mir sogar erst wahrscheinlich, wenn ich so sehe, wie eigene Stilprincipien des Dichters ihm entgegenkommen.

Doppelter Accusativ.

Unter dem Einfluſs des Französischen, und zwar wieder einer Eigentümlichkeit desselben, welche auf das Griechisch-Lateinische zurückgeht, steht nach meiner Ansicht bei Kleist auch die häufige Verbindung von Verben des Meinens und Sagens und ähnlichen mit einem doppelten Accusativ, des Objekts und des Prädikats. Ist das Prädikat ein Adjektiv, so hat diese Konstruktion noch wenig Auffallendes, wie Amph. v. 867 ff. „du sollst mich nicht So unanständ'gen Scherzes fähig wähnen“. Ähnliche Konstruktionen finden sich überall bei unseren Dichtern. Fremder unserem Ohr klingen sie aber, wenn das Prädikat durch ein Substantiv bezeichnet wird. Ich will Beispiele aus Kleists Schriften mit analogen oder ähnlichen französischen, die zum Teil auch Mätzner I, 192 und Seeger I, 56 anführen, zusammenstellen.

a)

Penth. v. 55. Da sie sich Teukrischen die Feindin zeigt.	Là seulement il s'est montré ce qu'il était.
Amph. v. 1889. Und fühlt ihr wirklich euch Amphitryon?	

---

struktionen von „fürchten“ mit dem Infinitiv = sich fürchten, welche Brandstäter anführt, können ebensogut analogisch nach solchen ganz gewöhnlichen deutschen Verbindungen, wie „ich fürchte, dich zu verletzen“, gebildet sein, als unter französischem Einfluſs stehen.

[1] Man vgl. il est = il y a im älteren Französisch, z. B. Molière, Amph. v. 649, 769 ff., 1471, 1907.

Penth. v. 588. Mich einen Mann fühl ich.	De se voir le rival du souverain des Dieux.
Käthch. S. 114, 1. Er rühmt des Kinds unsel'gen Vater sich.	Ce n'est que de ce moment que je vous salue roi.
Amph. v. 2208. So will ich ihn Amphitryon begrüſsen.	

Erst durch Vergleichung mit einer Stelle wie der letzteren wird Penth. v. 1805—6 „Nun denn, so grüſs ich dich mit diesem Kuſs, Unbändigster der Menschen, mein" (= als den meinen) überhaupt verständlich. Molière Amph. v. 757 ff. „Que le moi ... A trouvé l'autre moi frais, gaillard et dispos" = Kleist v. 678 ff. „Daſs hier dies eine Ich ... Das andere ... Frisch, einen Teufelskerl gefunden hat". Beim Passivum steht natürlich statt des doppelten Accusativs der doppelte Nominativ: Penth. v. 2056 „Marsbräute werden sie begrüſst".

In allen bisher erwähnten Beispielen verlangte die gewöhnliche deutsche Ausdrucksweise ein „als" bei dem Prädikatssubstantiv, die französisch gefärbte Kleists verrät also wieder dessen Streben nach energischer Kürze und zugleich seine Neigung zu lockerer Verknüpfung der einzelnen Satzteile.[1] Auch abgesehen von den Verbindungen, die hier in Rede stehen, läſst derselbe das „als" bei prädikativen Substantiven oder das „wie" in Vergleichen gern fort und wählt die losere appositionelle Einfügung, so Amph. v. 624, 793, Homb. v. 1133, 1462 ff. „Laſs diesen Funken nicht ... Ein heillos fressend Feuer um sich greifen", v. 1723 „Mein Wort fiel, ein Gewicht, in deine Brust", v. 1840 „und jetzt liegt Nebel alles unter mir". Ähnliche Beispiele sind auch bei anderen deutschen Dichtern häufig, aber Kleist geht weiter, z. B. Penth. v. 2872 „Was, fragst du wahr?" Hier sind die einzelnen Satzteile einfach nebeneinander gestellt, und die Verbindung ist aus dem Vorhergehenden zu ergänzen, etwa: Was, fragst du, soll wahr sein?

b) Noch auffallender ist die ganze Erscheinung da, wo nicht nur der Prädikats-, sondern auch der Objektsaccusativ dem gewöhnlichen Sprachgebrauch widerspricht. Auch hier stelle ich zunächst wieder Kleistsche und französische Beispiele nebeneinander.

---

[1] In einigen Fällen erscheint der Ausdruck auch lebhafter als der gewöhnliche, die prädikative Bestimmung macht in ihrer losen Verbindung mit den übrigen Satzteilen fast den Eindruck eines Vokativs. Daſs sie aber nicht so aufzufassen ist, lehren andere Beispiele, in denen der Accusativcharakter durch die Kasussuffixe deutlich ausgeprägt ist.

Amph. v. 486. Es müſste doch dich einen andern wähnen.[1]	Plusieurs gros bâtimens que nous jugeâmes bâtimens de guerre anglais.
„ v. 2277. Ob ich nunmehr Amphitryon dich glaube?	Je le réputais homme d'honneur.
Penth. v. 54. Und uns die Freundin müssen wir sie glauben.	Ils n'osaient pas s'avouer républicains.
Käthch. S. 49, 14 ff. Daſs du sie deine Gattin sagst.	
„ S. 116, 5. Die dein Kind du sagst.	Une petite rivière qu'on disait située.

Die Verkürzung des Ausdrucks ist hier eine noch energischere als bei den früher erwähnten Beispielen, denn das Regelrechte wäre hier überall ein Satz mit „daſs". Aber auch hier schwebt die Nachahmung der französischen Konstruktionen bei Kleist nicht haltlos in der Luft, sondern läſst sich mit sonst ersichtlichen selbständigen Stilprincipien desselben in Verbindung bringen. Er liebt es, einen Objektsaccusativ zu Verben zu setzen, die ihn sonst überhaupt nicht oder wenigstens nicht in dem Sinne vertragen, wie ihn Kleist verwendet. Ganz gewöhnlich bei ihm sind Verbindungen wie Penth. v. 682 „Denk ich bloſs mich"; Briefe an Ulrike (herausgg. von Koberstein) S. 124 „Menschen von unserer Art sollten immer nur die Welt denken". Brandstäter scheint sie, die überhaupt bei unseren Dichtern nicht selten sind, S. 206 auf französischen Einfluſs zurückführen zu wollen, eine nicht zu beweisende Hypothese. Allerdings haben einige auffallende Accusative bei Kleist ihre Analogie im Französischen, z. B. Zerbr. Krug v. 939 „da ich das Pärchen hier begegne"; Penth. v. 1457—58 „Dem Sieger Ergeb ich sie" (rendre quelqu'un);[2] Homb. v. 1262 „dem weigerte der Oberst sich" (se refuser à,

[1] Zweifelhaft ist mir die Auffassung der Konstruktion in „Die beiden Tauben" v. 37: „Ein Zeuge dessen wähnen wirst du dich." Haben wir hier eine ähnliche Attraktion des Prädikates an das Subjekt, wie etwa in „Er zeigt sich als ein Held", „Du beweist dich als ein Verräter", Wendungen, die bei uns in Sprache und Schrift nicht selten sind? Kleist selbst weist einen Fall sehr starker Attraktion auf, die freilich etwas anderer Art ist: Penth. v. 1465 „Aus einem Grund, der rechts, und einer links". — Oder liegt eine Kontamination (vgl. S. 279, Anm. 1) vor zwischen den Konstruktionen „Du wirst dich einen Zeugen wähnen" und „Du wirst wähnen ein Zeuge zu sein"? Eine solche könnte erleichtert sein durch den vorliegenden französischen Text v. 29: Vous y croirez être vous-même.

[2] In den Beispielen, welche Grimms Wörterb. III, 816 für transitive Konstruktion von „ergeben" aus der Bibel und Luthers Schriften bietet, hat

vgl. Littré, Diction. II, 1551). Aber hier wirklichen französischen Einfluſs anzunehmen, hindern andere Beispiele, die mit der französischen Syntax nichts zu thun haben, wie Penth. v. 974 „Was härmt euch?"; [1] v. 2604 „zu Steinen starr ich euch"; [2] Käthch. S. 29, 10 der ersten Fassung (s. W. III, S. 29, Anm.) „als du die Peitsche riefst", [3] S. 36, 11 „daſs ich diese Wunde vernarben werde"; [4] Schrecken im Bade v. 42 „wie einsam hier der See den Felsen klatscht"; [5] An Königin Luise b. v. 24 „Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen". Wir haben in allen diesen Fällen nur wieder einen Beweis von Kleists gewaltsamer Behandlung der Sprache: [6] wie er transitive oder

dieses eine etwas andere Bedeutung als oben, teils eine mehr sinnliche, daher mit „unter" verbunden, teils = übergeben zu einem bestimmten Zweck, der mit „zu" ausdrücklich angegeben wird. Für die absolute Bedeutung „ausliefern", d. h. diejenige transitive, welche genau dem Reflexivum „sich ergeben" entspricht, habe ich auſser bei Kleist bis jetzt keinen Beleg gefunden.

[1] Sehr selten; s. ein Beispiel aus Voſs' Iliasübersetzung in Grimms Wörterb. IV, 2, S. 482.

[2] Scheint sonst nicht belegt, doch vgl. Klinger, Zwillinge: „Ich danke dir, daſs du mein Gefühl erstarrt"; Medea auf dem Kaukasos: „der Kälte, die den Jäger erstarrt".

[3] Mit der transitiven Konstruktion des Verbums ist hier eine gewisse Belebung des Objekts verbunden, also dasselbe Princip, das ich oben in der reflexiven Konstruktion und in einigen Fällen des ungewöhnlichen Dativs gefunden habe.

[4] Sehr selten; Sanders, Wörterb. II, 394 führt zwei Beispiele aus Holteis und Mundts Schriften an. Dazu füge ich Friedrich v. Hardenberg, Eine Nachlese S. 31: „Einige Wunden, die nur die Zeit vernarben kann."

[5] Durch den Accusativ f. „an den Felsen" wird die Ausdrucksweise sinnlicher, malerischer, das Verhältnis zwischen See und Felsen lebendiger, vgl. Anm. 4. Grimms Wörterb. V, 1013 führt nur noch ein ähnliches Beispiel aus Tiecks „Genoveva" an: „da fängt der Rhein an seine Ufer zu klatschen", hier hat aber vielleicht auf die Auslassung von „an" das „fängt an" Einfluſs geübt.

[6] Im allgemeinen läſst sich als das Princip, das dieser Behandlung der Sprache zu Grunde liegt, das Streben nach sinnlicher Lebendigkeit und Energie bezeichnen, welches der Grundzug von Kleists Darstellungsweise überhaupt ist. Wie sich dasselbe in den einzelnen der oben angeführten Konstruktionen modifiziert, wie mit anderen Stileigentümlichkeiten Kleists zusammenhängt, inwiefern rein formale Gründe, z. B. der Verszwang, mitgewirkt haben, kann ich hier nicht ausführen.

reflexive Verba intransitiv gebraucht (vgl. S. 296 ff.), so umgekehrt immer oder in bestimmten Verbindungen intransitive transitiv oder reflexiv.

Der französische Einfluſs auf die Konstruktionen mit doppeltem Accusativ ist nach den vorstehenden Untersuchungen wieder nur als mitwirkendes Moment neben selbständigen Principien des Dichters anzuerkennen.

Daſs Kleist mit allen den Erscheinungen, welche hierher gehören, nicht allein steht unter den deutschen Dichtern, darauf habe ich bei einzelnen Fällen schon hingewiesen. Aber für die Verbindung der Verba des Sagens, Meinens, Machens und ähnlicher mit doppeltem Accusativ, resp. Nominativ, wenn die Prädikatsbestimmung eine substantivische ist, müssen die Beispiele auſser bei Kleist in der neueren deutschen Litteratur sehr spärlich sein. Mir sind bisher nur sechs aufgefallen: Schiller, Jungfr. v. Orl. II, 7 „eine Schäferin geboren“ (= als eine Schäferin), Dreiſsigjähr. Krieg „Er machte sich Meister von Rottweil“; Tieck, Oktavianus S. 143 „Sie fühlt sich nicht die ärmste mehr der Frauen“, Genoveva (Ausg. d. „Deutschen Nationallitt.“) S. 196, 36 „und meinen Sklaven dich finde“; Klinger, Der Günstling I, 3 „Und dieser Mann findet seine Braut einen Raub der Schande“; Tieck, Oktav. S. 77 „Den du den Mörder deiner Ehre wähnst“. Das letzte Beispiel entspricht denjenigen Kleistschen, welche ich oben unter b. zusammengestellt habe, in welchen nicht nur der Prädikats-, sondern auch der Objektsaccusativ für das neuhochdeutsche Sprachgefühl ungewöhnlich ist. In diesem Fall scheint die Verbindung des Verbums mit doppeltem Accusativ, auch wenn die Prädikatsbestimmung keine substantivische ist, bei den deutschen Dichtern zu Kleists Zeit nicht gerade häufig zu sein. Nur bei „wähnen“ scheint sie nach Sanders' Beispielen (III, 1458) öfter vorzukommen. Ich selbst kenne sonst nur noch ein Beispiel in Schillers „Jungfrau“ II, 7 „Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt“.

Dieser Satz, sowie alle Kleistschen, die ich unter b. angeführt habe, erinnert den klassisch gebildeten Leser an die Konstruktion des Accusativ. cum Inf. Noch mehr ist dies der Fall bei den schon S. 293 erwähnten Sätzen von Kleist (Amph.) „Du sagst von diesem Hause dich“ (= Molière „Tu te dis de cette maison“) und von Goethe (Wanderjahre) „den Knaben vermutet er von vornehmem

Hause“, welche ebenfalls hierher zu ziehen sind, wenn auch die äufsere Form eine etwas andere ist. Das Regelrechte wäre auch hier, wie in den unter b. angeführten Beispielen, ein Satz mit „dafs“. Im Französischen kommen bei allen erwähnten Verben die Konstruktion mit prädikativem Accusativ oder präpositionaler Prädikatsbestimmung ohne Verbum und der Accusativ. cum Inf. nebeneinander vor (vgl. „Je te soupçonnais ou mort ou dangereusement blessé“ und „La Françe, qu'on m'a dit être beaucoup plus grande“ etc.). Ebenso scheint es im Mittelhochdeutschen zu sein; man vergleiche z. B. Gottfrieds Tristan v. 119 „ich weiz ez wârez“ und Krone v. 20752 „sie wânden in tôt wesen“. Im Neuhochdeutschen kommt in solchen Fällen, wie ich sie unter b. aus Kleist und später aus anderen Dichtern angeführt habe, der Acc. c. Inf. auch vor, besonders häufig nach Brandstäters Beispielen S. 229 bei Lessing. Die andere Art der Konstruktion aber, d. h. die Verbindung der Verba mit dem doppelten Accusativ oder mit dem Objektsaccusativ und einer präpositionalen Prädikatsbestimmung (vgl. oben Kleist, Amph. v. 187, das Beispiel aus Goethes Wanderjahren und die aus Lessings Schriften bei Brandstäter S. 229) durch Auslassung des Infinitivs, als elliptische Accusativi c. Inf. zu erklären, wie Brandstäter thut, dazu sehe ich keinen Grund. Bei Kleist speciell habe ich sie aus seinen sonstigen selbständigen Stilprincipien und französischer Einwirkung auf dieselben abzuleiten versucht. Ein Acc. c. Inf. kommt in seinen Schriften bei den in Rede stehenden Verben gar nicht vor, dagegen scheint er in der anderen Weise der Konstruktion derselben (mit doppeltem Accus. oder mit Objektsaccus. und präpositionaler Prädikatsbestimmung) an Häufigkeit und Kühnheit, wie gesagt, alle übrigen deutschen Dichter zu übertreffen.

Participialkonstruktionen.

Sicher unter französischem Einflufs stehen solche absolute Participialkonstruktionen wie die folgenden: Amph. v. 86 ff. „Nachdem er ein Gelübd' zum Himmel jetzt gesendet, Stürzt, die Befehle treffend rings gegeben, Er gleich den Strömen brausend auf uns ein“ = Mol. v. 250 ff. „Après avoir aux Dieux adressé les prières, Tous les ordres donnés, on donne le signal“; Amph. v. 648 „Amphitryon: Dies abgemacht —? Sosias: Ward ich gestört“; Marquise von O. S. 20, 32 ff.

„Dies abgemacht, gab der General Befehl“, Findling S. 210, 20—21 „Er riſs ihr ... ein Bund Schlüssel von der Hüfte ... und einen gefunden, der paſste, warf er den Bund etc.“, ähnlich Penth. v. 2054, 2067, 2994 (in allen drei Stellen ist die auffallende Konstruktion nach Zollings Varianten erst für den Druck hineingebracht, vgl. S. 309, Anm. 2); Homb. v. 11 ff. „Die Chefs nun ... gemessen instruiert, Wirft er erschöpft ... Sich auf das Stroh“, ähnlich v. 1106 ff., 1823 ff.; Kohlhaas S. 63, 16 ff. „und die Koppel der Pferde verkauft, kehrte er zurück“. Hier bietet also auch die Prosa Kleists Beispiele, so daſs der Verszwang wenigstens als alleinige Veranlassung der undeutschen Konstruktionen nicht herangezogen werden darf. Ähnliche Beispiele weisen Brandstäter S. 223, 224—25 und Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit[3] S. 121 bei anderen deutschen Schriftstellern aus Kleists Zeit nach. Aber wirkliches Gemeingut der deutschen Sprache ist die französische Konstruktion doch nur in solchen kurzen Wendungen wie „dies vorausgesetzt“, „alles wohl erwogen“ geworden. Die längeren absoluten Participialkonstruktionen in der Manier der oben angeführten erscheinen immer nur vereinzelt, auſser eben bei H. v. Kleist.[1]

Wenn derselbe im Käthchen S. 10, 12 ff. sich dieselbe absolute Konstruktion mit dem Participium Präsentis erlaubt: „Seit jenem Tage folgt sie ihm nun — auf nackten Füſsen, das kurze Röckchen im Winde flatternd“, so hat auch dies seine Vorbilder im Französischen. Ob aber wirklich eine Einwirkung derselben vorliegt, läſst sich hier nicht entscheiden. Ich halte nämlich die Konstruktion nicht für einen absoluten Accusativ (Mätzner, Syntax I, S. 129), sondern für einen sogenannten unvermittelten (Mätzner I, S. 128), welcher „in Begleitung einer qualitativen Bestimmung einen Gegenstand bezeichnet, der als Teil oder Eigentum der Sphäre des Subjekts angehört.“ Französische Beispiele, die Mätzner anführt, sind: „D'énormes voûtes d'eau qui rejetaient Paul, les jambes en sang, la

[1] Herr Professor Kluge hat neulich auf der Philologenversammlung zu Zürich auf die Häufigkeit participialer Konstruktionen im Schweizerdeutsch und auf die Möglichkeit französischen Einflusses dabei hingewiesen. Auch mir sind die vielen absoluten Participialkonstruktionen in Zschokkes Schriften aufgefallen. Ich mache hier auf Kleists längeren Aufenthalt in der Schweiz und speciell noch einmal auf seine enge Verbindung mit Zschokke aufmerksam (vgl. S. 270, Anm.).



poitrine meurtrie", „Dites la main sur la conscience". Die Übereinstimmung mit solchen Konstruktionen wird noch deutlicher, als in dem angeführten Falle, in folgenden Stellen aus Kleists Werken: Penth. v. 1151 ff. „Man führt sie röchelnd mit zerrisſner Brust, Das Haar verstört vom Scheitel niederflatternd, Den hintern Reihen zu"; Käthch. S. 8, 24 ff. „schlingt sie den Arm um mich, das Antlitz flammend auf ihn gerichtet"; Guisk. v. 495 „Auf deinem Fluge rasch, die Brust voll Flammen"; An Königin Luise (W. I, 50) a. v. 17 „O einen Cherub ... Die Palmenkron' in der erhobnen Hand". Hier ist also das Participium nicht wesentlich zur Konstruktion. Seeger führt Syntax I, S. 57 aus Schiller zwei ähnliche Beispiele an; die Konstruktion ist überhaupt ganz gewöhnlich im Deutschen (vgl. auch Mätzner I, 197 und Andresen S. 120, Anm.); es läſst sich also gar nicht ausmachen, ob ihr allerdings sehr häufiges Vorkommen bei Kleist auf französischem Einfluſs beruht. Im allgemeinen neige ich mich auch hier zu der Ansicht, daſs Kleists ausgebildetes französisches Sprachgefühl ein mitwirkendes Moment gewesen ist. Die erste Quelle dieser Erscheinung wie der vorher besprochenen absoluten Participialkonstruktionen ist natürlich nicht ein solcher fremder Einfluſs, sondern wieder die Vorliebe Kleists für gedrängte Kürze des Ausdrucks, sein Stilprincip der Energie, daneben die Neigung, Bestimmungen in den Satz einzufügen, ohne sie fest an ein Glied desselben anzuschlieſsen, also eine gewisse Lässigkeit, welche an die Umgangssprache erinnert und welche ich auch schon in den vorigen Abschnitten mehrmals betont habe.

Zwei Participialkonstruktionen Kleists muſs ich hier noch erwähnen, welche ihren grammatischen Ausgangspunkt offenbar in dem eben erörterten sogenannten unvermittelten Accusativ haben, aber durch ihre Kühnheit Kleists Selbständigkeit in der Anwendung desselben, also Selbständigkeit seines Stilprincips in dieser Beziehung überhaupt beweisen: Penth. v. 269 „Und im verworrenen Geschirre fallend, Zum Chaos Pferd und Wagen eingestürzt, Liegt unser Göttersohn" und Engel am Grabe des Herrn (W. I, 29) v. 1 ff. „Als still und kalt mit vielen Todeswunden Der Herr in seinem Grabe lag, das Grab ... In eine Felskluft schmetternd eingehauen ... Da kamen u. s. w." Die Verbindung der participialen Bestimmungen mit dem übrigen Satz ist hier gänzlich gelöst, sie nähern sich dem Charakter der Parenthese. Kleist kennt in der Willkür der Behand-

lung der Sprache ebensowenig Grenzen wie in der willkürlichen Gestaltung gegebener Stoffe.

Willkürliche Lässigkeit in der Verbindung der Satzteile liegt auch noch einigen anderen Freiheiten zu Grunde, welche sich Kleist in Konstruktionen der Participia erlaubt. In dem Satze Käthchen S. 109, 25—26 „Und eben von dem Rand ins Becken steigend, Erblickt mein Aug'" kann das Participium nicht grammatisch bezogen werden, sondern nur psychologisch auf das in „mein" liegende „ich",[1] es ist also eine sogenannte Constructio ad synesin, welche als eine ähnliche syntaktische Kontamination aufzufassen ist wie die Beziehung eines Relativums auf ein Possessivpronomen nach Paul, Princip.² S. 134.[2] Ganz analoge Beispiele führt Mätzner I, S. 341 mehrere aus französischen Schriftstellern an; am ähnlichsten ist „En disant ces paroles, son regard était farouche". Ein Zusammenhang zwischen diesen und dem einzigen Fall bei Kleist, den ich bisher gefunden habe, läfst sich natürlich weder beweisen noch bestreiten;[3] ich habe den letzteren hier nur angeführt, um zu zeigen, dafs hier wie bei den vorher besprochenen Participialkonstruktionen das Participium, stehe es nun mit einem besonderen Subjekt oder ohne ein solches, fast den Eindruck einer adverbialen Bestimmung des Satzes macht, wie ihn auch Diez, Rom. Gram. III, S. 266 bei solchen Konstruktionen empfunden hat. Noch stärker ist dieser Eindruck vorhanden in folgenden Fällen bei Kleist: Amph. v. 2072 ff. „Dafs er ihm auch soviel nicht gönnt, als ihm In hohlen Zähnen kauend stecken bleibt"; Penth. v. 770 ff. „Auf Schildern — Von deinem Kriegstrofs schwärmend aufgelesen"; v. 2058 „und allen Gliedern fliegt, Von ems'gen Händen jauchzend rings bedient, Das erzene Gewand der Hochzeit an"; Das letzte Lied (W. I, 54) v. 11 ff. „ein

[1] Vgl. ein ähnliches Beispiel aus Goethes Schriften bei Andresen S. 111: „Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner (des Romans) Verwickelung auf schmerzlichen Mifsverhältnissen."

[2] Ein ganz ähnliches Beispiel, nur ohne Participium, findet sich Guisk. v. 495 „Auf deinem Fluge rasch, die Brust voll Flammen". Anderer Art ist die Kontamination Amph. v. 1952 ff. „Mit einer Schar von Freunden kehr ich wieder, Gewaffneter", vgl. bei Paul S. 133 das Beispiel „Freitags als dem ruhigsten Tage".

[3] Brandstäter bezeichnet alle solche Konstruktionen, deren er S. 221 bis 222 eine grofse Zahl aus der deutschen Litteratur anführt, von älteren Schriftstellern nur aus Schiller und Zschokke, als Gallicismen. Gründe fehlen.

Wurmgeniste Von einem Knaben scharrend weggewühlt". In diesen Sätzen ist noch eine Beziehung des Particips, aber eine sehr ungewöhnliche, auf ein Glied des Satzes möglich;[1] ganz ausgeschlossen aber ist dieselbe z. B. Amph. v. 2016 ff. „Du Mensch von Erz, Auf einem Amboſs keilend ausgeprägt"; Der Engel am Grabe des Herrn (W. I, 29) v. 2 ff. „das Grab ... In eine Felskluft schmetternd eingehauen". Paul, Principien[2] S. 131 führt analoge Beispiele aus anderen deutschen Schriftstellern an, am ähnlichsten den obigen Kleistschen ein Goethesches: „Seltene Thaten werden durch Jahrhunderte nachahmend zum Gesetze geheiligt."[2] Er bringt sie mit solchen Ausdrücken wie „lächelnde Antwort", „im wachenden Traume" und ähnlichen Erscheinungen zusammen, in welchen eine Modifikation der gewöhnlichen Bedeutung syntaktischer Beziehungen stattfindet. Ich möchte doch aber speciell für H. v. Kleist mit Rücksicht auf die Analogien, welche wir schon zwischen seinen und französischen Participialkonstruktionen gefunden haben, und für Goethe, dessen lebendiges französisches Sprachgefühl mir auch auſser Zweifel steht, die Frage aufwerfen, ob solche Fälle des absoluten Gebrauches des Gérondif, wie sie Mätzner I, 348 und Seeger I, 146 aus dem Französischen anführen, auf die erwähnten Konstruktionen unserer deutschen Dichter nicht als mitbestimmendes Moment gewirkt haben. Es besteht doch eine groſse Ähnlichkeit zwischen letzteren und Sätzen wie: „L'appétit vient en mangeant", „Ces faits conduisent en les examinant bien, à des conclusions toutes contraires". Das Französische seinerseits hat die Konstruktionen natürlich aus dem Lateinischen (vgl. Mätzner). Man fühlt sich bei den deutschen sowohl wie bei den französischen Konstruktionen, wie Paul bemerkt, unwillkürlich veranlaſst, ein Subjekt zu dem Participium zu ergänzen. Das Erfordernis einer solchen Ergänzung stände weder im Französischen, noch bei H. v. Kleist vereinzelt. Man vgl. z. B. Molière, Amph. v. 895 „Et que, m'ayant quittée, Je ne vois pas" (= da du mich verlassen hast) und Kleist, Zerbr. Kr. v. 689 ff. „Der trank zu dreimal nur, der Nüchterne, Und stets vermischt mit Wasser aus dem Krug". In beiden Sätzen schwebt das Particip in der Luft, man muſs den Begriff, auf welchen es sich bezieht, aus dem Zusammenhang hinzu-

[1] Doch sind „jauchzende Hände" (im vorletzten Beispiel) selbst für H. v. Kleist ein sehr kühnes Bild.

[2] Das Beispiel, welches Brandstäter S. 226 aus J. Grimms Kl. Schr. anführt, steht also nicht so vereinzelt, wie er denkt.

denken. Zu vergleichen ist Mol., Amph. v. 706 ff. „Mais de peur d'incongruité dites-moi", wo das psychologische Subjekt zu der präpositionalen Bestimmung auch aus moi ergänzt werden muſs.

Wenn ich nun aber, um jetzt von allem anderen abzusehen, bei Kleist eine Mitwirkung französischen Einflusses auf die zuletzt erwähnten ungewöhnlichen Participialkonstruktionen annehme, so bin ich auch hier weit entfernt, ein selbständiges Stilprincip Kleists als erste Quelle zu verkennen. Auf eine gewisse, teils absichtliche, teils unabsichtliche, Lässigkeit in der Verbindung der Satzglieder überhaupt habe ich schon mehrfach hingewiesen. Sie zeigt sich auch bei anderen Satzteilen als bei Participien, z. B. im Vergleich Herm. v. 333 ff. „Einen Krieg ... will ich entflammen, Der in Deutschland rasselnd Gleich einem dürren Walde um sich greifen soll" (= gleich wie in einem dürren Walde); Bestimmungen werden selbständig in den Satz eingefügt, welche die gewöhnliche prosaische Rede durch irgendwelche Mittel mit demselben fester verbinden würde, so Epigramme (W. I, 30 ff.) A 5 „und iſst, Haut dann und Haare, ihn auf" (= mit Haut und Haaren); Relativsätze haben im Hauptsatz keinen Begriff, an den sie sich unmittelbar anschlieſsen könnten, so Amph. v. 1004 „Und wehe ruf ich, wer mich hintergangen"; Zerbr. Kr. v. 1032—33 „Ich hätte meine Augen hingegeben, Knippkügelchen, wer will, damit zu spielen".[1] Speciell für die lose Einfügung participialer Bestimmungen, welche hier zu erklären ist, habe ich schon S. 304 u. 305 Beispiele gegeben; es läſst sich aber noch specieller gerade für die adverbiale Verwendung des Participiums Präsentis an anderen Beispielen aus Kleists Werken der Weg verfolgen, welcher ihn schlieſslich zu dem Extrem führte, das die in Rede stehenden Fälle darstellen. Kleist hat die Neigung, ähnlich wie Schiller, durch Einfügung eines Participiums Präsentis dem Ausdruck gröſsere Fülle, dem Bild oder der Situation gröſsere Anschaulichkeit zu verleihen. Ich erwähne nur als Beispiel Herm. v. 326 „Ohn' auch ein Glied nur sträubend zu bewegen", 1450 „Zur neunten Hölle schmetternd stürzt er nieder". Hier bezieht sich das Participium auf das Subjekt; schwieriger wird die Beziehung schon z. B. Penth. v. 1431 „Die mir die Doggen reiſsend schickt", 1472 „Soll ich dir die Quadriga rasselnd schicken?"; noch schwieriger Homb. v. 1151 ff. „daſs über-

[1] Erinnert an mittelhochd. Sätze mit der oder swer; vgl. z. B. Gottfrieds „Tristan" v. 1123.

rascht und schwindelnd Ihm jeder Wunsch, als nur zu leben, schweigt". Schroffenst. v. 2177 ff. „Und gleich Als spielt' geschloſsnen Auges schwebend mir Ein Windzug • um die offne Brust" (fehlt in erster Fassung, vgl. S. 309, Anm. 2). Die Participia gehören hier zu obliquen Kasus, aber in ihrem unflektierten Zustande nähern sie sich schon der adverbialen Bestimmung.[1] Von hier bis zu den vier ersten der S. 305 u. 306 erwähnten Fälle (Amph. 2072 ff., Penth. 770 ff., 2058 ff., Das letzte Lied v. 11 ff.) ist dann nur ein kleiner Schritt, und in den zwei letzten (Amph. 2016 ff., Engel am Grabe des Herrn v. 2 ff.) ist, mit oder ohne französische Einwirkung, das Ende der Entwickelung erreicht. Die Participia Präsentis bezeichnen hier einfach die Art, wie die durch das Part. Pass. ausgedrückte Handlung geschieht, werden also ganz so adverbial gebraucht wie sonst die Adjectiva.

Ähnlich denke ich mir den Prozeſs bei einer anderen Freiheit, die sich Kleist mit der Konstruktion der Participia nimmt und für die andere deutsche Dichter zwar weit mehr ähnliche Beispiele aufweisen als für die eben behandelten Konstruktionen,[2] aber doch nicht so viel, daſs sie nicht als Eigentümlichkeit des Kleistschen Stiles aufgeführt werden könnte. Die Eigentümlichkeit liegt hier eben nicht in der Erscheinung an und für sich, sondern, wie oft bei Kleist, in der Häufigkeit ihres Vorkommens. Derselbe liebte es, in seinem Streben nach allseitig poetischem Ausdruck und, entsprechend seiner Neigung zu nachträglicher, erschöpfender Präcisierung der Begriffe,[3]

[1] Die Beispiele solcher Konstruktionen, welche Brandstäter S. 219 bis 220 aus älteren deutschen Schriftstellern anführt, sind auf Lessing, Schiller und Zschokke beschränkt. Ob er ein Recht hat, sie ohne weiteres Gallicismen zu nennen, möchte ich wieder bezweifeln. Daſs sie auch im Französischen vorkommen, ist doch noch kein hinreichender Grund solcher Behauptung.

[2] Vgl. die Beispiele bei Andresen S. 108 ff.

[3] Nur wenige Beispiele! Ein oder mehrere Begriffe werden nachträglich zu einem anderen hinzugefügt: Homb. v. 974—76 „Du scheinst mit Himmelskräften, rettenden, Du mir, das Fräulein, deine Fraun begabt, Mir alles ringsumher", ähnlich Penth. v. 892, Käthch. 60, 11, Herm. 1580. Ein Begriff wird nachträglich in mehrere Teile zerlegt: Homb. v. 675—76 „So reiſst ... Ihn schon ein Mordblei, Roſs und Reiter nieder". Ein Begriff wird nachträglich durch schärfere Bezeichnung veranschaulicht: Penth. v. 163 „So folgt, so hungerheiſs, die Wölfin nicht"; Käthch. S. 24 bis 25 „Da schwört sie und verflucht sich, die leichtfert'ge Dirne, noch"; S. 97, 12—14. 115, 8—9. Oft wird der Eindruck nachträglicher Präcisierung nur durch die Interpunktion hervorgerufen, ein Zeichen, daſs der-

attributive Bestimmungen den Substantiven, zu denen sie gehören, nachzusetzen. Geschieht dies mit dem Artikel, so sind sie, Adjectiva wie Participia, natürlich immer flektiert und ohne Schwierigkeit zu beziehen, so Amph. v. 1019 „den Punkt, den kitzlichen", v. 1058 „die Frauen, die verherrlichten". Auch ohne Artikel und unflektiert, wie sie dann meist erscheinen, haben solche Bestimmungen nichts Auffallendes, wenn sie zum Subjekt gehören, so Amph. v. 1278 „Du Mensch, entsetzlicher, Als mir der Atem reicht es auszusprechen". Beim Accusativ können schon Unklarheiten entstehen. Solche Fälle wie Amph. v. 2335—36 „Schenk einen Sohn Grofs wie die Tyndariden ihm" bereiten dem Verständnis freilich noch keine Schwierigkeiten. Aber z. B. Penth. v. 385—86 „Der Blick drängt unzerknickt sich durch die Räder, Zur Scheibe fliegend eingedreht, nicht hin" ist man zuerst gemäfs dem gewöhnlichen neuhochdeutschen Sprachgebrauch versucht, auch das zweite Particip „eingedreht" auf das Subjekt „Blick" zu beziehen;[1] v. 744—45 „Wenn du den Rat willst gütig Versammelt aller Fürstinnen befragen" ist durch gleichzeitige Wortverschränkung die Konstruktion auf den ersten Blick sogar unverständlich.[2] Noch weniger dem neuhochdeutschen Sprachgefühl ent-

selbe überhaupt bei Kleist ein beabsichtigter war, so Käthch. S. 92, 20 „Warum nahmst du's heraus, aus dem Futtral?" Die ganze Erscheinung hängt auf der einen Seite mit Kleists Streben nach Natürlichkeit der Rede, die er oft durch eine gewisse Lässigkeit erreicht, auf der anderen mit seinem Streben nach Fülle des Ausdrucks zusammen, welches sich darin zeigt, dafs er sich in Bezeichnungen desselben Begriffes oder einer Situation nicht erschöpfen kann.

[1] Andresens Grund (Sprachgebr. S. 108 ff.), dafs eine solche Beziehung ein Unsinn wäre, genügt nach meiner Ansicht nicht, um ähnliche Konstruktionen für gut deutsch und erlaubt zu erklären, wenigstens nicht im Bühnendrama, dessen Ausdruck, um sofort auf das Publikum zu wirken, vor allem keine sprachliche Schwierigkeit bieten darf. Übrigens sind Andresens Beispiele auch nicht so ungewöhnlich wie einige der oben angeführten Kleistschen, und ich will auch nicht sagen, dafs alle die Konstruktionen, welche ich oben erwähne, durchaus undeutsch und unerlaubt seien, nur auffallend in ihrer Häufigkeit.

[2] Wieder haben wir in der „Penthesilea" die gröfste Künstlichkeit des Ausdrucks und wieder in v. 385—86 gesteigert gegen die ursprüngliche Fassung, wie die Varianten bei Zolling beweisen. Ebenso haben wir es bereits v. 2054, 2067, 2994 (vgl. S. 303) gefunden und werden es noch finden v. 2704 (S. 310—311), 410 (S. 312), 757, 97. Überall deutet die Änderung der ursprünglichen Fassung hier auf ein bewufstes, energisches Streben nach dem Ungewöhnlichen, die „Penthesilea" wird so eine wahre Fund-

spricht es aber, wenn solche Bestimmungen einem Genitiv oder Dativ nachgesetzt werden, wie Guisk. v. 495 „Auf deinem Fluge rasch“, Herm. v. 2224 „mit Helden würdig“, Käthch. S. 116, 13—14 „Und einem Griffe, locker wandelbar, von gelbem Wachs geknetet“. Adjectiva kommen in solcher Konstruktion nicht so häufig bei Kleist vor wie Participia. Folgende Beispiele für letztere seien noch angeführt: für den Dativ Herm. v. 1177 ff. „und dem Schmuck der Waffen, in ihres Wipfels Wölbung aufgehängt“, Homb. v. 1456 „Mit meinem Stiefel, vor mein Haus gesetzt“, v. 1793 „Und seinem Geist, tot vor den Fahnen schreitend“, Käthch. S. 4, 23 ff. „mit dem bloßen Schein seiner Wangen, unter dem Helmsturz hervorglühend“, S. 4, 24 ff. „mit irgend einer anderen Kunst, ausgeübt auf jedem Jahrmarkt“, S. 8, 20 „mit Händen wie zur Anbetung verschränkt“, S. 10, 10 ff. „am Strahl seines Angesichts, fünfdrähtig, wie einen Tau, um ihre Seele gelegt“, S. 115, 17 ff. „aus eines Gottes Kuß, Auf einer Furie Mund gedrückt, entsprungen“; für den Genitiv: Homb. v. 1309 „Um eures Angriffs, allzu früh vollbracht“, v. 1788 „Was auch bedarf es dieses Opfers noch Vom Mißglück nur des Kriegs mir abgerungen“, Käthch. S. 114, 31 ff. „Geheimer Wissenschaft, sein Weib betreffend, Rühmt er sich nicht“. In allen diesen Fällen ist die Konstruktion, wenn auch in solcher Häufigkeit ungewöhnlich, so doch leicht zu verstehen, weil nur eine Beziehung möglich ist; aber Kleist geht auch hier zum Extrem, wenn er zwischen das Nomen und seine Participialbestimmung andere Satzglieder einschiebt, wie Penth. v. 2704 ff. „Da schreitet sie heran, Bekränzt mit Nesseln, die Entsetzliche, dem dürren Reif des Hagdorns eingewebt“,[1] Herm. v. 288 ff. „an eines Haufens Spitze, Zusammen aus den Waldungen gelaufen“ und Amph. v. 1521 ff. „Was giebt der Erdenvölker Anbetung, Gestürzt in Staub“.

In der älteren deutschen Sprache ist ja eine solche Konstruktion, attributive Bestimmungen dem Substantiv unflektiert nach-

grube für Kleists Stileigentümlichkeiten in ihrer Ausbildung bis zur Manier. Ähnlich ist es, wie S. 290 und 291 bemerkt, bei den früheren Dramen Kleists, besonders dem „Zerbr. Krug“, auch schon bei der „Familie Schroffenstein“ (vgl. zu v. 2177 auf S. 308). Unter den späteren Dramen haben wir nur von „Käthchen von Heilbronn“ verschiedene Redaktionen, und da enthält die spätere, wie ebenfalls S. 291 bereits bemerkt, oft der früheren gegenüber eine Milderung des Ungewöhnlichen im Ausdruck.

[1] Im ursprünglichen Manuskript (vgl. W. II, S. 415) ist die Stelle wieder einfacher gehalten; vgl. S. 309, Anm. 2.

gesetzt, bei allen Kasus weit weniger selten als in der neueren. Hier aber einen Einfluſs des älteren Deutsch auf Kleists Stil anzunehmen, wäre sehr gewagt, denn nur auf vereinzelte Wendungen, nicht auf so durchgehende Eigentümlichkeiten wie diese läſst sich ein solcher sonst nachweisen, und ich glaube, er ist zu beschränken auf Luthers Bibelübersetzung. Diese wirkte ja auf alle Schriftsteller jener Zeit, und biblische Reminiscenzen sind bei Kleist schon manche nachgewiesen (vgl. z. B. Brahm S. 155 u. 157).[1] Für manche der Konstruktionen, in denen ich französischen Einfluſs vermute, habe ich freilich auf analoge in der mhd. Dichtung hingewiesen, und für manche werde ich das noch thun. Aber das genügt nicht zur Annahme einer direkten Einwirkung derselben auf H. v. Kleist. Erstens wäre zu untersuchen, inwiefern jene mhd. Konstruktionen selbst unter französischem Einfluſs stehen. Zweitens, ob sie sich nicht in der deutschen Schriftsprache oder in den deutschen Mundarten bis auf Kleist erhalten haben und aus diesen ihm zugeflossen sind. Drittens wissen wir auch nur von einer oberflächlichen Bekanntschaft Kleists mit der mhd. Dichtung absolut nichts, weder seine Briefe noch seine Werke weisen auf eine solche hin. Wenn man also überhaupt eine

[1] Ich mache noch auf folgende Anklänge aufmerksam. Wetter vom Strahl erscheint dem Käthchen als eine Art Christus, vgl. S. 19, 32 bis 20, 4; dem entspricht der altertümliche Ausdruck seiner Frage S. 8, 27 „Wes ist das Kind?“ und der kirchliche Segen, den er S. 9, 5—7 dem Mädchen erteilt. Das Verhältnis zwischen dem Kaiser, Theobald und Käthchen erinnert besonders auch durch die Hereinziehung des Cherubs an das Mysterium der Geburt Christi, wie der Schluſs des Amph. (vgl. Brahm S. 270). Stellen wie Käthchen S. 5, 20. 6, 13—15. 35, 13—16, Homburg v. 122—23, Herm. v. 572 klingen an orientalische Poesie an, einige darunter speciell an die Liebespoesie des Hohen Liedes Salomonis. Vgl. ferner den Ausdruck Amph. v. 1323 ff. mit Psalm 139, 7—10; Käthch. S. 6, 19 mit Ev. Luc. 22, 42; S. 108, 28 mit Ev. Matth. 18, 6. 26, 24; Zerbr. Kr. v. 133 mit Ev. Matth. 26, 39. 42; Werke IV, 169, 36 mit Ev. Matth. 26, 72. 74. Die Bilder Käthch. S. 4, 9—10. 128, 13 erinnern an die Bildersprache der Bibel, die zuletzt genannte Stelle speciell an Psalm 42, 2. Auch die Ausdrucksweise Amph. v. 2319—20 mit dem altertümlich vorangestellten Genitiv (in der Partie des Stückes, welche überhaupt eine biblische Färbung trägt!) hat etwas Biblisches an sich, ebenso die häufigen Formen „fleucht, kreucht, zeucht“ (vgl. Zolling zu W. II, 364, v. 1626). Auch der ungewöhnliche transitive Gebrauch einiger der S. 299 u. 300 erwähnten Verba findet seine Analogie in Luthers Bibelübersetzung und vielleicht die meisten der Eigentümlichkeiten, welche uns einen altertümlichen Eindruck machen.

fremde Einwirkung auf die eben besprochene Stellung attributiver, besonders participialer Bestimmungen in Betracht ziehen will, so bleibt nach meiner Ansicht wieder nur französische übrig. In der französischen Sprache stehen die Participia fast immer, die Adjectiva dann, wenn sie eine nicht wesentliche Eigenschaft bezeichnen, nach dem Substantiv, zu dem sie gehören, und natürlich, entsprechend dem Charakter der Sprache, ohne Bezeichnung des Kasus. Eine solche Konstruktion ist kürzer als die deutsche Umschreibung durch einen ganzen Satz, und auf Kürze des Ausdrucks, das habe ich schon mehrmals betont, ging ein Hauptstreben Kleists. Auch seine Neigung zu loser Verknüpfung der Satzteile ist hier wieder zu erwähnen. Wenn aber ein Einfluſs des Französischen auf Kleists Sprachgefühl hier vorliegt, so wahrte er auch hier wieder seine Selbständigkeit. Solche Verbindungen wie die erwähnten Herm. v. 288 ff., Amph. v. 1521 ff. (S. 310) wären im Französischen nicht möglich, ebensowenig eine solche wie Penth. v. 410 „Sie atmet schon, zurückgeführt vom Winde, Den Staub“, wo der Dichter die unflektierte Form des Particips sogar voranstellt und Gelegenheit zu einem Miſsverständnis durch falsche Beziehung desselben giebt.[1] Wir haben hier drei Beispiele von der Willkür seiner Wortstellung, auf die ich später zu sprechen komme. So gehen bei Kleist fortwährend verschiedene Stilprincipien durcheinander, und das Ergebnis ist ein sprachliches Kunstprodukt, wie wir es ähnlich verwickelt kaum bei einem anderen deutschen Dichter finden.

Ob die undeutsche Stellung der präpositionalen Bestimmung zu einem Particip Amph. v. 2034 „Ich Verlaſsner von den Göttern“ auf eine Einwirkung des französischen Sprachgebrauches, dem sie entspricht, zurückzuführen ist, läſst sich bei der Vereinzelung des Falles — wenigstens erinnere ich mich ähnlicher bei Kleist nicht — natürlich nicht entscheiden. Ich habe analoge Erscheinungen sonst bisher nur bei Klopstock gefunden: Messias XIX „die Ungeweihte von Gottes Flamme“, „dem Erstandenen vom Tode“, wo sie wohl aus dem Verszwang zu erklären sind.

[1] In der ursprünglichen Fassung ist der Ausdruck klarer; vgl. Seite 309, Anm. 2.

Freiburg i. Br. Dr. Rich. Weiſsenfels.

(Schluſs folgt.)

Die E-Reime im Altprovençalischen.

(Schlufs.)

B. Quellen von ę.

Prov. ę geht zurück

1) auf klass.-lat. *ḗ/* oder vlglat. ę̄,

2) auf klass.-lat. *ẹ̆/* oder vlglat. ę̆,

3) auf klass.-lat. *ẹ́* (*ị́*) *//*[Lab.] oder vlglat. ẹ̄[Lab.],

4) auf klass.-lat. *ḗ-j* oder vlglat. ę́.

Bei Nr. 3 ist es gleichgültig, ob wir einfachen Labial oder eine labiale Konsonantengruppe haben. Wir haben hier vollständigen Parallelismus mit den *O*-Lauten.*

Lassen wir auch hier zur Bestätigung der eben aufgestellten Gesetze die Reime in alphabetischer Reihenfolge sprechen.

-ę.

Flam. 3171 *virtute* (Abl.) : *pe* (*pĕdem*). 3600 *pe* (*pedem*) : *se* (*sĕdet*). 5088 *Barnabe* : *pe*. — Brev. 790 *pe* (*pĕdem*) : *se* (*sĕdet*).

-ęa.

Brev. 22205 *Galilea* (*Galilæa*) : *Judea* (*Judæa*). — Crois. alb. 2688 *vegeia* (*vegada*) : *prea* (*præda*), beides sind Lehnwörter aus dem Nordfrz. 20, 19 *Galilea* : *angera* (*encore*); die Etymologie von *angera*, woneben auch die Form *anquer, anquara, anquaras* vorkommt, ist noch dunkel. 21, 65 *Andrea* (*Andræas*) : *Mateia* (*Mathias*); bei *Mateia* scheint eine Kontamination der Suffixe *-æus* und *-ias* vorzuliegen.

-ębra.

M. W. I, 333 *tenebras* : *febras* (*febris*).

---

* Meine Arbeit „Die *O*-Laute im Prov.“ wird bald nachfolgen.

-ȩbre.

Arn. Dan. S. 116 *lebres* (*leporem*) : *g e n e b r e s* (*juniperus;* cf. auch frz. *genièvre* gegenüber afrz. *genoivre*) : *celebres* (*celebres*) : *Ebres* : *s e b r e s* (*sĕpares*) : *febres* (*fĕbris*). — Flam. 401 *sorsebre* : *pebre* (*piperem*). 6554 *consebre* (*-ĭpere*) : *persebre*. — M. G. 1212 *percebre* : *recebre* : *decebre* : *soisebre*. 138, 46 *febre* (*fĕbrem*) : *soisebre*. — Arch. 33, 441 *soissebre* : *recebre* : *genebre* (*juniperum*) : *pebre* (*piperem*) : *decebre* : *s'apercebre* : *erebre* (*eripere*) : *f e b r e* (*fĕbrem*).

-ȩc.

Chrest. prov. S. 98 *pec* (*pecco*) : *prec* (Verb.-Subst.). — Guilh. Fig. Nr. 2 *precs* (*precces*) : *becs* (Subst.) : *entrecs* (Verb.) : *Grecs* (*Græcus*) : *pecs* : *secs* : *decs*. Nr. V *precx* : *becx* : *senecx* (Subst.) : *bavecx* : *pecx* (*pecus*) : *secx* (*cæcus*) : *decs* (cf. P. Meyer, Rom. X 268). — B. D. S. 172 *pec* : *nec* (Adj.). — P. Rotgier S. 98 *nec* : *amec* : *sec* : *consec* : *ausec* : *nec* : *formec* : *abrazec*. — Arn. Dan. S. 94 *Malecs* : *decs* (*dĕcus*) : *canecs* : *precs* : *pecs* : *becs* : *grecs* (Schmutz) : *secs* (*cæcus*) : *plecs* (Rückgang). 106 *becs* : *necs* : *pecs* : *precs* : *decs* : *secs* (*cæcus*). 113 *precs* : *decs* : *pecs* : *cecs* : *becs* : *grecs* (*græcus*). 114 *precs* : *decs* : *senecs* : *secs* : *ufecs* (stolz) : *pecs* (*pecces*) : *manecs* (ergeben, Liebhaber). — St. Hon. S. 203 *Archimelec* : *consec* (*-ĕquit*). — Jaufre 141 I 18 *Erecx* : *Quex*. — M. W. I 335 *precx* : *denecx* (*denĕges*). — M. G. 1 *nec* : *amec*. 109 *pech* : *prech* : *consech* : *grech* : *pech*. 280 *pec* : *cazec* : *pec* : *lec* (Verb.-Subst.) : *aparȩc* : *estec* (*stĕtuit*) : *bavec* : *nec* (Hdschr. *vec*) : *sec*. 790 *pecx* : *abnecx* : *becx* : *secx* : *precx* : *consecx*. 812 *nec* : *amec* : *assec* : *sec* : *nec* : *formec* : *abrazec*. 950 *precx* : *decx* : *pecx* : *secx* : *grecx* : *galecx*. 1023 *Erec* : *conquistec*. 1245 *Archimelec* : *grec* : *Malbec?* (Hdschr. *amalbec*). 1069 *bavec* : *amec* : *talec* : *cavec* : *pec* : *grec* : *senec*. — Prov. geistl. L. 2808 *precs* : *sȩcs*. — Arch. 33, 335 *bec* : *malec*.

Unter den Wörtern auf *-ȩc* sind einige, deren Etymologie noch dunkel ist; andere, die specifisch romanische Neubildungen sind.

Über *dȩcs* = *dĕcus* cf. *-ȩc*.

-ȩc im Perf. steht statt *-ȩt;* das *c* ist vom s t a r k e n Perf. übertragen.

-ȩca.

M. G. 1069 *baveca* : *Meca* (Hdschr. *ameca*) : *taleca* : *caveca* : *pecca* : *greca* (*græca*) : *Seneca*. — B. D. S. 79, 12 *pecca* : *arlabecca*. — Brev. 10300 *pecca* : *Seneca*.

-ęcon.

Daude de Prad. 1483 *lavecon* (*bavecon*, Corr. v. Chab. Rev. XVI 68; cf. Rev. XI 142) : *pecon*.

-ęda.

M. G. 320, 7 *peneda* : *veda* (*vetat*) : *reda* (*reddat*). Cf. Guir. Riqu. 9 *penet* : *-ęt*.

-ęgla.

Jeux floreaux S. 13 a *regla* : *desregla*.

-ęgle.

Joyas S. 24, 2 *segle* (*sæculum*) : *s'aregle*. — Arch. 50, 282 *segle* : *regle; dintegle* (?) : *te regle*.

-ęgre.

Flam. 5205 *assegre* : *alegre* (* *alĕcrem*). — Daude de Prad. 603 *segre* (*sĕquere*) : *alegre*. 1197 *alegre* : *segre*. — B. D. 248, 27 *alegre* : *segre*. — M. G. 320, 2 *alegre* : *segre* : *entegre* (Hdschr. *entendre*). — Arch. 33, 444 *m'alegre* : *persegre* : *persegre* : *aconsegre* : *entegre* : *consegre*.

Alecris ist die ursprüngliche Form, *álacer* schriftlateinisch; *alegre* ist wegen Erhaltung der Gruppe *gr* Fremdwort; ebenso *entegre*.

-ęg(u)a.

Flam. 146 *prega* : *trega* (*tregua*). 1810 *lega* (*legua* = *leuga*) : *trega*. 2353 *prega* : *encega* (*incæcat*). — Ste. Enimie 678 *leya* (*leuga*) : *seya* (*sĕquat*). — Poés. inéd. 28 *segua* : *legua* : *tregua* : *negua*. — Jaufre 71 I 2 *lega* (*leuga*) : *prega* (*prĕcat*). — M. W. I 50, 17 *egua* : *segua* : *tregua* : *legua*. — Arch. 33, 441 *grega* : *cosega* : *pega* (Adj.) : *lega* : *ciega* (*sĕcat*) : *nega* (*negat*). — Dern. troub. *leguas* (Subst.) : *peguas* (Adj.). — Arch. 33, 336 *ega* (*ĕqua*) : *sega* : *lega* : *trega*. 441 *grega* (*græca*) : *cossega* : *pega* (Adj.) : *lega* : *sega* (*sĕcat*) : *nega* (*nĕgat*) : *grega* : *cossega*. 35, 103 *prega* : *ega* : *abnega* : *lega* : *pega* (Adj.) : *trega* : *vega* (?) : *ega*.

-ęi.

Arn. Dan. S. 108 *liei* (*illæ ei*) : *grei* (V.-S.) : *nei* (V.-S.) : *brei* (*breviet*) : *amei* : *domnęi*. — Rev. St. Eustache XXII V. 465 *bateare*y : *farey* (Fut.). — Jaufre 168 I 36 *venquei* : *rendei*. — Manuskr. C 247 b. Guilh. Peire de Cazal „Per re nom tenria" B. Gr. 227, 11 *liei* (*illæ ei*) : *siey* (*sapio*) : *iey* (*habeo*) : *diey* : *aniey* (*adnavi*) : *cugiey* : *trobiey*. — M. W.

III 255 *dei* (*dĕdi*) : *parlei* : *irei* (Fut.) : *lei* (*illæ ei*). — M. G. 211 *amey* : *lei* : *penrey* : *querrey* : *farey* : *amarey* : *aurei* : *oblidarei* : *ey* (*habeo*) : *vellarey* : *morrey* : *farey*. 674 *viurei* (Fut.) : *aurei* (Fut.) : *demandei* : *pensarei* : *dei* (*dĕdi*) : *parlei* : *irei* (Fut.) : *lei* (*illæ ei*). 1248 *chanterei* : *aurei* : *amei* : *amercei* : *volrei* : *demei* (*dimedium*) : *ney* : *semenei* : *rei* : *prei* (Konj. Präs.). — Rom. XIV 492 *retrayrey* : *retrayrey*. 523, 83 *doniei* : *gazanhiei*. — Arch. 34, 416 *comprei* : *paxei* : *aurei* (Fut.) : *n'ei* : *encontrei* : *perdei*. 417 *gardei* : *direi* (Fut.) : *nildernei* (?) : *mẹi* (*mē*) : *direi* : *portarei* : *lei* (*illæ ei*) : *farei* : *creirei*.

Anm. Ganz vereinzelt und dialektisch ist der Übergang von *ai* zu *ei*, wie wir ihn namentlich im Fut. antreffen. Es ist das eine ähnliche Entwickelung, wie wir sie im Nordfrz. haben, nur dafs das Prov. auf der zweiten Stufe stehen blieb, während das Nordfrz. noch weiter ging.

-ẹira (-iera).

Chrest. prov. S. 72 *pleneira* : *teira* (ags. *tier*) : *ribeira* (*riparia*) : *queira* (*quæriam*) : *parleira* : *premeira* : *paubreira* : *cadeira* (*cathedra*). 92 *leugeira* (*leviaria*) : *premeira*. — M. v. Mont. Nr. 9 *maneira* : *baneira* : *riveira* : *caudeira* (*caldaria*). — Guilh. Fig. Nr. 7 *careira* (*carrus* +) : *enteira* (*integra*). — B. de Born. Nr. 12 *presentieira* : *entieira* : *sobrieira* : *lechadieira*. — B. D. 40, 18 *plazenteira* : *lauzengeyra*. 46, 27 *manieira* : *feyra* (*fēria*). 128 *premieira* : *enteira*. — Flam. 460 *cereira* (*ceresia*) : *aceiras* (*aciaria*). — Daude de Prad. V. 45 *primeira* : *maneira*. — Folqu. de Lunel. III 5 *leugeira* : *neyra* : *faveyra* : *vertadeira* : *plazenteira*. — Ste. Enimie 1038 *rebieira* : *tyeira*. — Poés. inéd. I 25 *preguieras* : *manieras*. — Ponz. de Capd. Unechte Lieder IX 61 *enteira* : *almosneira*. — St. Hon. S. 35 *Argentyeira* : *plenieira*. 122 *clapiera* : *eusiera* (*ilex* +). — Pass. du Chr. 395 *maniera* : *primiera*. — Jaufre 78 I 20 *polveriera* : *fumadiera*. — Jaufre Ergzg. 182, 31 *maniera* : *camariera*. — Manuskr. Bibl. nat. fr. 13514. Incipit vita beatissimi Trophini. 133 *ostaliera* : *companiera*. — Joyas 97, 5 *thezauriera* : *baniera*. — M. W. I 154 *cheira* (Hdschr. *cara*) : *maneira*. 198 *sobrieira* : *bergieira* : *ribieira* : *favieira* : *estrubieira* : *dressieira* : *parlieira* : *enquieira* : (*-æriam*) : *nescieira* : *vertadieira* : *carrieira* : *volatieira* : *cavalieira* : *mieira* (*mĕreat*) : *manieira* : *carrieira* : *nieira* (*nĕgra*) : *quieira* (*-æram*) : *refieira* : *primieira* : *prezentieira* : *paubrieira* : *laugieira* : *Lobieira* : *fieira* : *enquieira* : *ombrieira* : *companhieira* : *tieira* : *ufanieira*. II 34 *maneira* : *guerreira* : *lausengeira* : *preiera*. 55 *sobrieira* : *necieira*. 142 *lumeira* : *lobeira* : *Ca-*

deira : *fumeira* : *hospitaleira* : *paubreira.* 185 *carreira* : *primeira* : *derreira* : *enteira* : *companheira* : *senheira.* 187 *nescieyra* : *dreitureira* : *entieira.* 205 *feyra* (*fēria*) : *sobreyra* : *enqueyra* (*-œr'am*). III 102 *enteira* : *almosneira.* 165 *neira* (*negra*) : *favieira.* 192 *sofrieira* : *profeira.* 297 *esquerreira* : *sobreira* : *plazenteira* : *enteira.* 305 *peiras* (*pĕtras*) : *Someiras* : *primeiras.* IV 87 *ribeira* : *ombreira* : *fresqueira* : *maneira* : *presenteira* : *primeira.* 83 *ribeira* : *maneira* : *plazenteira* : *bergeira* : *carreira* : *fronteira.* 92 *Tomeiras* : *ostaleyras*; *bergeira* : *guerreira* : *maneira* : *guerreira* : *segonteyra.* 103 *vertadeyra* : *Vaqueira.* 178, 660 *manieiras* : *meiansieiras* (?). 196, 253 *maneira* : *ufaneira.* — B. Lb. 39, 67 *ribieira* : *teulieira.* 141, 34 *matinieira* : *primieira.* — M. G. 534 *lumeneira* : *feira* (*fĕriam*, Vb.) : *parleira.* 679, 8 *espondeira* (?) : *escabesceira* (?) : *fieira* : *requeira* : *magorneira* (?) : *costeira* (?) : *carrieira* : *barrieira.* 694 *plasentera* : *volontera* : *carera* : *seingnera.* 1006 *malaventeira* : *vergieira* : *Bornieira* : *atreteira* : *soneira* : *devieira* : *terreira* : *melheira* : *corteira* : *comeira* : *noliveira* : *podeira* : *fermeira* : *valeira* : *viteira.* 1143 *Bareira* : *Oblacheira* : *saleira* : *eschacheira* : *lobeira* : *norrigueira* : *formageira* : *doblareira* : *saumeira* : *neira* (*negra*) : *fronteira.* 1245 *feyra* (*fēria*) : *bergieira.* 752, 4 *nescieira* : *quieira* : *paubrieira* : *teira* : *conqueira* : *entieira* : *pleneira* : *manieira* : *fieira* : *quieira* : *voluntieira* : *quieira* : *gerreira.* — Prov. geistl. L. 15, 35 *enseigneira* : *lumeira.* 16, 27 *vertadera* : *enteira* : *pera* (*pereat*). — Leys d'am. I 258 *porceliera* : *parliera.* I 260 *naviera* : *solaciera* („*joyeux*"). III 332 *manieras* : *menieras* („*mines*"). — Rom. XIV 523 *sortieyra* : *nesyeira.* — Arch. 34, 413 *Figera* : *mensongiera* : *riseira.* 426 *serpeilleira* : *argenteira.*

-ẹire.

B. D. S. 169 *creaire* : *pervẹire* (*presbyterum*)?? Stelle verderbt. — Brev. d'am. 23285 *Peire* : *darreire* (*deadrĕtro*). — Rev. St. Eustache XXII 1381 *areyre* : *vẹyre* (*videre*). — M. W. IV 168 *preire* (Hdschr. *di aque preire*) : *archipreire.* — Flam. 5518 *preire* : *Peire.*

-ẹis.

Arn. Dan. S. 114 *eis* (*exit*) : *leis* (*illæ eius*) : *peis* (*pejus*) : *e i s** (*ipse*) : *sieis* (*sĕx*) : *e n c r ẹ i s.*** — Flam. 1081 *leis* (*illæ ejus*) : *meseis*

* Tobler, Zs. XI 134, korr. *d e m i e i s* (*demedium*). Cf. M. G. 1248.
** Vielleicht *se fleis* (Tobler, Zs. XI, 135).

(*metipse*). 2618 *eis* (*exit*) : *enpreis* (Verb.). 4051 *leis* (*illæ ejus*) : *eis* (*ipse*). — Brev. d'am. 34079 *seis* (*sĕx*) : *lieis* (*illæ ejus*). — Ste. Enemie 482 *ieys* (*exit*) : *flieys* (Verb.). — Chrest. prov. S. 176 *peis* (*pectus*) : *rẹis* (*rēx*). — Rev. La cour d'amour XX 1668 *eis* (*exit*) : *leis* (*illæ ejus*).

-ęit (-ęch).

Chrest. prov. S. 22 *deleit* (**delectum*) : *despeit* : *peit* (*pectus*). — S. D. S. 19 *liegz* (*lĕctum*) : *deliegz*. — Anc. poés. rel. V. 5 *deleit* (** delectum*) : *leit* (*lectum*). 167 *deleit* : *despeis*. — Flam. 1025 *despieh* : *delieg* (** delectum*). 3328 *lieg* (*lectum*) : *delieg*. 4200 *despieh* : *deleig*. — St. Hon. S. 186 *consieg* (Kloster) : *delieg*. 188 *delieg* : *lieg*. — St. Ant. 896 *profech* : *neuch* (*nŏctem*). — Prov. geistl. L. 17, 45 *tallieit* : *salveit*. 25, 15 *laveit* : *porteit*. 26, 13 *aporteit* : *nasqueit*. — Daude de Prad. 839 *delieg* : *mieg*. — Jaufre 105 I *leit* : *deleit*. — Brev. d'am. 17066 *delieg* : *respieg*. 15406 *delieg* : *profieg* (*profectum*). 19990 *profiech* : *perfiech*. 19618 *respiech* : *profiech*. — B. D. 41, 23 *profiech* : *riech* (*rĕgit*), cf. ital. *rẹgge*.

Zu *lẹit* = *lectum* vergl. neuprov. (lim.) *lie*, (*rouerg.*) *liẹch*, ital. *lẹtto*.

-ęita (-echa).

M. W. II 206 *delieitas* (*delĕctas*) : *despeytas* (*-ĕctas*). — Prov. geistl. L. 25, 48 *drẹita* : *teita* (Brust). — Joyas 81 *perfieyta* : *delieyta*. — Flam. 3962 *perfecha* (*perfecta*) : *deleiga* (*delectat*), cf. ital. *perfẹtto*. Canello 519.

-ęl.

Chrest. prov. S. 18 *fiel* : *gazel* : *noel* : *Gabriel* : *fiel* : *cel* : *fiel* : *noel* : *cel* (*cælum*). 80 *bel* : *castel* : *auxel* : *novel* : *favel* (Subst.). 102 *fenestrel* : *cel*. — M. v. Mont. Nr. 4 a *cel* : *Miquel* : *bel*. Nr. 9. 6 *Marsel* : *mantel* : *castel* : *revel* (Gastlichkeit) : *quairel*. — Bern. v. Vent. *cel* : *chastel* : *auzel* : *morsel* : *ramel* : *tropel*. — Guilh. Fig. Nr. 2, 22 *cervel* : *capel* : *Cistel* : *mazel* : *sembel* : *morsel* : *anhel*. — B. de Born. Nr. 7 *renovelh* : *auzelh* : *castelh* : *fachel* (Zaubermittel) : *belh* : *capdelh* : *vaisselh* : *sembelh* : *mantelh* : *apelh* : *novelh*. Nr. 28 *revelh* (*rebello*) : *capdel*. Nr. 34 *brondel* : *fradel* (Adj.) : *cairel* : *espel* (Vb.). — Gir. v. Ross. *fiel* : *seel* (*sigillum*) : *ẹl* (*illum*) : *Gabriel*. — B. D. S. 70 *castel* : *libel* : *clavel* : *cel* : *anhel* : *noel*. 85 *cels* : *fizels*. 94 *pomels* : *coltels*. 118 *boishel* : *cruvel*. 125 *sagel* : *cel*. 126 *anel* (*anulum*) : *pel* (*pellem*) : *caravel*. 195 *cel* : *fizel*. — S. D. 25 *fel* (*fellem*) : *cel*.

27 *cel* : *Gabriel.* 29 *aucels* : *anhels.* 30 *sagels* : *aquẹls* (!). 43 *fell* : *cocẹll.* 55/56 *Miquel* : *cel.* 57 *cel* : *ẹl* (*illum*) (!). 64 *cel* : *fizel.* 67 *cruzel* : *mel* (*mĕl*). 74 *Exechiel* : *Daniel.* 80 *cruzel* : *fels.* 83 *cels* : *fizels.* 92 *cel* : *Israel.* 126 *jovencels* : *bels* : *orphanels.* 157 *Daniel* : *Ezechiel.* 162 *cel* : *Zorobabel.* 202 *cervel* : *bel.* 208 *vedel* : *novel.* — S. Agnes S. 17 *bordell* : *mantell.* 48 *novelz* : *belz.* — Arn. Dan. S. 100, V *ramel* : *aucel* : *castel* : *capdel* : *fizel* : *bel* : *fradel* : *atropel* : *isnel* : *espel* : *cel* : *apel.* — Rec. Nr. 31 *bel* : *portanel.* Nr. 32 *pastorels* : *caramels* : *cruzels* : *cotels* : *bel.* — P. Vidal S. 1 *bel* : *novel* : *ramel* : *auzel* : *renovel* : *apel* : *capdel.* 26 *cairel* : *coutel.* 30 *gel* (*gĕlu*) : *cel* : *mel* : *Gabriel* : *Abel.* 31 *Israel* : *fel* : *Raphael* : *Rachel.* 32 *camel* : *Manuel* : *Miquel* : *cel.* 58 *revel* (Vb.-Subst.) : *pinzel* : *pradel.* 59 *pel* (*pellem*) : *coltel* : *mazel* : *orrecapel.* — Flam. 373 *sagelz* : *Bordelz.* 1019 *castel* : *tropel.* 2529 *musel* : *mantel.* 3390 *martels* : *isnels.* 4584 *taurelz* : *pẹlz* (*pĭlum*). 5990 *frezells* : *anells.* 6922 *vaisselz* : *bels.* 7183 *niell* (*nigellum*) : *coutell.* — Brev. 400 *capel* : *pinhel,* neuprov. „*pinha* Tannenzapfen“, Azaïs. 462 *servel* : *capel.* 770 *fel* : *cel.* 4038 *gels* (*gelu*) : *Mixaels.* 7395 *budel* (*botellus*) : *bel.* 9025 *irnels* : *aucels.* 9063 *cruel* : *cel.* 10421 *mazel* : *vedel* (*vitellum*). 11733 *Emanuels* : *cẹls.* 11775 *Exechiel* : *cel.* 14280 *fel* (*fellem*) : *cruzel.* 18520 *tessels* : *mantels.* — Rom. II. S. 176 *castel* : *bel.* 179 *castel* : *ẹl*; *castel* : *bel.* 180 *castel* : *auzel.* 185 *bel* : *donzẹl.* 187 *castel* : *ẹl.* 188 *auxels* : *bels.* 190 *coltel* : *donzẹl.* 192 *castel* : *donzẹl; castel* : *ẹl.* 194 *castel* : *donzẹl; joels* : *bels.* 195 *castel* : *donzẹl; castel* : *donzẹl; castel* : *ausel.* 197 *castel* : *bel; castel* : *ẹl* (viermal). 199 *castel* : *donzẹl; castel* : *consẹlh.* — Folq. de Lunel. Nr. 5 *ramelh* : *novelh; capdelh* : *piussẹlh* : *ẹlh* : *yrnelh* : *belh* : *apelh* : *cimbel* : *castelh.* — Ste. Enimie 1425 *Michel* : *cel.* 1991 *bels* : *novels.* — Guilh. v. Berg. Nr. 7 *canels* : *castels.* Nr. 20 *Urgel* : *martel.* — Lantelmet del Aghilhon. Nr. 3 *auxel* : *Ussel* : *Bordel* : *Mirabel.* — Troub. de Béz. S. 24 *novel* : *bel* : *cembel* : *castel* : *mezel* (*misellum*) : *capdel* : *apel* : *auzel* : *mantelh* : *mazel.* 95 *belh* : *isnelh* : *novelh* : *capdelh* : *capelh* : *arborelh.* 97 *belh* : *pastorel.* — St. Hon. S. 26 *bell* : *cenbell.* 33 *Verzell* : *castell.* 34 *Miquel* : *cel.* 50 *cadells* : *sembellz.* 63 *cel* : *Abel; Estelell* : *aucell.* 65 *joyellz* : *castellz.* 69 *saiel* : *anel.* 79 *anell* : *mantell.* 124 *jovenzells* : *bellz; jovenzellz* : *castellz.* 125 *aynells* : *cembellz.* 127 *jovenzell* : *barutell.* 129 *jovenzell* : *castell.* 135 *jovenzell* : *bell.* 138 *Auribel* : *castell; jovenzels* : *belz.* 142 *jovenzellz* : *ysnellz.*

144 *anel* : *cayrell.* 145 *mantel* : *anell.* 149 *Marcell* : *castell; mantell* : *castel* : *tortel.* 159 *castell* : *Estelell.* 164 *bel* : *castel.* 180 *bell* : *Estelell.* 187 *jovenzell* : *isnell.* 195 *cel* : *ęll.* 196 *cels* : *Miquels.* 201 *jovencels* : *sembels.* 202 *jovencels* : *coutels.* 203 *cel* : *Miquel.* — Paulet de Mars. Nr. 1 *no[velh]* : *auzelh* : *apelh* : *isnelh* : *bel* : *capdelh* : *mantel* : *anelh* : *belh* : *ramelh.* — St. Ant. 71 *chapel* : *musel.* 2112 *novel* : *Gabriel.* 3861 *bel* : *novel.* — Crois. alb. 1015 *Cistel* : *jovenzel* : *tozel* : *castel* : *bel* : *sagel* : *Gibel* : *Murel* : *Portel* : *anel.* — Zorzi Nr. 3 *camel* : *fizel* : *chastel* : *fel* : *gel* : *Abel* : *apel* : *cairel* : *capdel* : *revel* : *mantel* : *apel* : *Babel* : *cel.* — Daurel et Bét. S. XCV *castel* : *isnel; castel* : *bel.* — Anc. poés. rel. V. 80 *cel* : *fiel.* — Prov. geistl. L. 18, 90 *fels* : *entr'ęls.* — Pass. du Chr. 139 *ciel* : *bel.* 161 *cel* : *mezel.* 365 *vuel* (*volio*)! : *ciel.* 408 *cruzels* : *apels.* 544 *fel* : *cruzel.* 787 *tropels* : *prozels.* — Rev. L'espozalici de nostra dona XX V. 25 *Samuel* : *Israel.* Paraphrase des psaumes de la pénitence 1 *cruzel* : *fel.* La cour d'amour V. 5 *bel* : *novel.* 71 *castel* : *bel.* 561 *cembel* : *anel.* 853 *castel* : *auzel.* 1605 *isnel* : *capel.* 1690 *qairel* : *aucel.* St. Eustache XXII V. 860 *cel* : *tropel.* 2212 *novel* : *bel.* 2287 *rabel* : *bel.* Ste. Marie Madeleine XXVIII 234 *novel* : *cel.* Cantique périgourdin en l'honneur de St. Jean-Baptiste 21 *Gabriel* : *cel.* — Jaufre 53 II 29 *mantel* : *castel.* 56 II 34 *çairel* : *castel.* 57 I 5 *castel* : *bel.* 59 II 34 *castel* : *bel.* 74 I 18 *mezel* : *pel.* 75 II 17 *mezel* : *coltel.* 76 II 9 *mezel* : *coutel.* 78 II 21 *mezel* : *castel.* 79 II 3 *mezel* : *mantel.* 80 II 27 *castel* : *bel.* 90 II 21 *martels* : *coutels.* 92 II 5 *castel* : *masel.* 98 II 32 *castel* : *bel.* 103 II 6 *castel* : *bel.* 128 I 35 *bel* : *castel.* 150 II 26 *aucel* : *bel; castel* : *pradel.* 154 II 24. II 36 *castel* : *apel.* 155 II 20. II 24 *aucel* : *pradel; aucel* : *bel.* 158 I 16 *castel* : *bel.* 162 I 20. *castel* : *auzel;* I 30 *vaisel* : *bel.* II 28 *castel* : *auzel.* 164 II 4 *auzel* : *castel.* 165 II 11 *aucel* : *bel.* 169 *bel* : *Gibel.* 170 I 18 *castel* : *mesel.* 172 II 27 *sel* (Sattel) : *castel.* — Jaufre Ergzg. S. 353, 10 *castel* : *bel;* 28 *castel* : *bel.* — Manuskr. Bibl. nat. fr. 13514. Incipit vita beatissimi Trophini. 961 *fizel* : *cel.* 998 *fel* : *crusel.* — Manuskr. C 245a Guilhem Peire de Cazals. fol. 247 *auzelh* : *novelh* : *ysnelh* : *belh* : *capelh* : *gragelh* : *capdelh* : *cantelh* : *sembelh* : *apelh.* — Joyas 37, 18 *joyhels* : *fizels.* 84, 6 *bel* : *joyel.* 120, 6 *enfizels* : *novels.* 148 *novel* : *cruzel.* 155, 6 *tonels* : *vayssels.* 221 *bel* : *fizel; joyel* : *humiel.* 272, 9 *estornels* : *ausels.* 273, 3 *novel* : *Murel.* — M. W. I, 5 *mantelh* : *fornelh* : *belh.* 50 *belh* :

castelh : *auzelh* : *novelh* : *favelh* (Subst.). 101 *cel* : *Israel* : *mel.* 151 *fixel* : *anel.* 174 *fel* : *mel.* 191 *apel* : *auzel; fenestrel* : *cel.* 206 *auzelh* : *tropel* : *mantelh* : *capdel* : *isnelh* : *apelh* : *fardelh* (Last) : *fradelh* : *novelh* : *jovenselh* : *castelh* : *manganelh* : *revelh* : *pelh* : *Bordelh* : *espel* (Schleuder). 370 *carels* (*carellum*) : *manganels* : *cairels* : *bels.* II 39 *castelh* : *belh* : *revelh* : *mantelh* : *capdelh* : *anel* : *apel* : *clavel* : *fixelh* : *capdelh* : *rozelh* : *novelh.* 166 *belh* : *novelh* : *revelh* : *Sordelh* : *Revelh* : *desclavel* : *Encantarelh* : *trufarelh* (Spötter) : *tropelh* : *pelh.* 195 *capdelh* : *belh* : *Abelh* : *bordelh* : *anelh* : *anhel* : *novelh* : *clavelh* : *pelh* : *tortelh* : *apel* : *bel.* 199 *pelh* : *libelh.* 218 *bel* : *pel* : *sagel* : *cartel* (Papier). 223 *cel* : *mel* : *fixels* : *Abel.* III 92 *novelh* : *Mongibel* : *capdel* : *Cystel* : *pel* : *mantelh* : *cairel* : *capel* : *manganel* : *castel.* 212 *capdelh* : *novelh* : *auzelh* : *apelh.* 227 *mantelh* : *belh.* 231 *portel* (Portal) : *castel.* 255 *Sordel* : *coutel* : *bavastel.* 290/1 *vaysselhs* : *cascavelhs* (Schelle) : *capelhs* : *jupelhs* : *belhs* : *anhels* : *porcels.* 333 *agnel* : *revel.* 337 *novel* : *bel* : *isnel.* 367 *mantel* : *tessel* (Gewebe). IV 110 *fel* : *cruzel.* 168 *apel* : *revel.* 176 *bavastels* : *capdels.* 187 *bavastels* : *aucels.* — M. G. 23 *auzelh* : *novelh* : *ysnelh* : *belh* : *capelh* : *gragelh* : *capdelh* : *cantelh* : *sembelh* : *apelh.* 207 *cel* : *gel* : *fel* : *fixel* : *Abel* : *mel.* 297 *novel* : *auzel* : *bel* : *sagel* : *gel* : *ramel* : *annel* : *mantel* : *espel* (Vb.) : *coultel.* 588 *Urgel* : *sagel* : *anel* : *pel* : *caravel.* 662, 9 *revel* : *dauchadel* (?) : *morsel* : *caissel* (Kinnbacke) : *novel* : *apel* : *paissel* (Pfahl) : *isnel* : *flagel.* 678 *Uisel* : *Éscubel* : *Gibel* : *picarel.* 1023 *novel* : *coutel* : *borel* : *fragel* : *tropel.* 1032 *capdel* : *gragel* : *novel* : *sembel* : *revel* : *espel* : *sagel* : *isnel* : *cervel* : *apel* : *favel* : *castel* : *cairel* : *anel* : *coutel* : *cairel.* 1189 *falbel* : *Sordel.* 1245 *cobessel* : *pomel* : *novel* : *bel.* — Leys d'am. I 332 *pel* : *taparel* („*bâton*“). III 248 *bels* : *Samuels.* 348 *avocadels* : *libels.* — Giorn. di fil. rom. III. P. Rajna, Un nuovo mistero provenzale *Samuelh* : *Israel.* — B. Lb. 135, 21 *mantel* : *tessel* (Agraffe). — Rom. XIV. 522, 67 *tortel* : *cairel.* — Arch. 34, 194 *Rudel* : *poudrel; Bardel* : *clavel.* 195 *coutels* : *coindarels* : *anels* : *flaustel* : *novel* : *encaramels.* 199 *macel* : *budel* (Eingeweide). 384 *Rudel* : *poudrel; coutels* : *condarels* : *anels; panel* : *clavel.* 403 *Sordel* : *Lunel* : *Manuel* : *revel.* 404 II *Aurel* : *novel* : *coltel* : *Sordel* : *bel.* 36, 454 *castel* : *bel; rauzel* : *novel.*

Die zahlreichen Wörter auf *-ęl* entsprechen zum grofsen Teil den lat. Bildungen auf *-ellum;* ein grofser Teil besteht aber aus specifisch prov. Neubildungen. Das Suffix *-ellus* war für den Pro-

vençalen ein überaus lebenskräftiges, ähnlich wie das Suffix *-arius*. In einer ganzen Anzahl von Wörtern verdrängte dies Suffix andere weniger gebräuchliche Suffixe im Lat., wie *-illum saiel; -ulum anel; -arium caravel; -ēlis fizel, cruzel; -ēlus camel; -ella sel* (Sattel); *-ĕra tessels; -alem portel; -ălum cembel.*

-ęlla.

Chrest. prov. S. 176 *astella* : *gonella.* 268 *sela* : *Castela.* 279 *pulcela* : *stęla* : *vęla.* 337 *bella* : *Compostella* : *Castella.* — Bern. v. Vent. *bella* : *aissella* : *novella* : *apella* : *revella* : *cabdella.* — Guilh. Fig. Nr. 3 *isnella* : *bella* : *pastorella* : *novella.* — S. D. S. 87 *piuzella* : *capdella.* 262 *Compostiela* : *beyla.* 269 *noveyla* : *beyla.* 325 *Castella* : *bella.* — Arn. Dan. S. 97 *gela* (*gelat*) : *novela* : *cela* : *capdela.* — P. Vidal S. 31 *bela* : *cembela* : *aissela* : *maissela* : *mamela* : *isnela* : *piuzela.* 32 *Castela* : *jovensela* : *Compostela.* 79 *bela* : *cembela* : *maissela* : *renovela* : *caramela* (*calamus* +). — Brev. 9953 *gonelas* : *belas.* 12583 *mamela* : *maicela.* 17420 *gabelas* : *novelas.* — Flam. 321 *puncella* : *novella.* 715 *piucellas* : *bellas.* 5488 *bella* : *Compostella.* 7890 *Castella* : *cella.* 7900 *Rosinella* : *Castella.* — Rom. II. S. 175 I *bellas* : *damoisellas.* II *noellas* : *damoysellas.* 189 *damoyselas* : *bellas.* 193 *novellas* : *damoyselas*; *novella* : *damoysella.* 194 *novella* : *damoysella.* 197 *novellas* : *belas.* 199 *novella* : *ęlla* (zweimal). — Rom. I. Prologue d'un poème inconnu *bela* : *Castela.* — Daude de Prad. 1057 *bella* : *renovella.* 1197 *bellas* : *novellas.* 1653 *capdela* : *apella.* — Folq. de Lunel Nr. 5 *renovela* : *capdela* : *yrnelha* : *bella* : *Castelha* : *piusella* : *tinelha.* — Ponz de Capd. Nr. 9, 204 *bella* : *capdella.* — Prov. geistl. L. 3, 49 *belas* : *vermęllas.* 1600 *pulcella* : *estęla* : *vęla.* — Ste. Enimie 79 *pieusela* : *novela.* 121 *pieuzela* : *bela.* 171 *piuzela* : *bela.* 215 *domayselas* : *novelas.* 390 *bela* : *domayzela.* 437 *domayzelas* : *novelas.* 512 *bela* : *domaizela.* 525 *bela* : *pieuzela.* 858 *cazela* : *pieuzela.* 905 *pieuzela* : *bela.* 908 *domayzela* : *bela.* 956 *bela* : *pieuzela.* 985 *domayzela* : *cela* (*cella*). 1089 *domayzela* : *cela.* 1517 *pieusela* : *bela.* 1970 *novela* : *bela.* — Guilh. v. Berg. Nr. 13 *renovelha* : *Castelha* : *bella* : *cella*; *capdella* : *sagella*; *apella* : *revella*; *ysrundella* : *aussella.* — St. Ant. 2 *belo* : *stelo* : *pioselo* : *domayselo.* 1046 *domayselas* : *piouselas.* 1923 *novelas* : *terras.* 2897 *mamellas* : *bellas.* — Paul. de Mars. Nr. 7 *Compostelha* : *belha* : *Castelha* : *capdelha.* — St. Hon. S. 4 *bella* : *Compostella* : *Castella.* 17 *bella* : *Castella.* 20 *bella* : *sella*

(*sella*). 36 *Compostella* : *Castella*. 37 *Castella* : *bella*. 39 *Compostella* : *Castella*. 41 *novella* : *capella*; *Castella* : *bella*. 55 *Castella* : *bella*. 59 *mamella* : *bella*. 66 *cabdella* : *bella*. 70 *bella* : *novella*. 88 *sella* : *aysella*. 105 *capella* : *bella*. 113 *cervella* : *mamella*. 126 *bella* : *calamella*. 128 *bella* : *ysnella*. 150 *bella* : *irondella*. 165 *apella* : *capella*. 201 *aycellas* : *lamellas*. 203 *pieuzellas* : *bellas*; *alamellas* : *servellas*. 205 *servellas* : *aycellas*. — Dern. troub. S. 520 *pastorela* : *bella* : *Castella* : *gonella* : *bella* : *parẹlla* : *piusella* : *novella* : *ribaudella*. — B. Lb. 135, 23 *gonela* : *fivela*. 138, 25 *sotzsela* : *sela*. — Crois. alb. V. 97 *novela* : *bela* : *maichela* : *Compostella* : *capela* : *candẹla* : *Cistela* : *favela* (Vb.) : *rodela* : *fiela* : *buela* : *piuzela* : *gonela* : *Bordela* : *Pọns de Mela* : *revela* : *Tudela* : *Estela* : *cela* : *captela* : *Castela* : *lamela* : *novela*. 1025 *fivela* : *Masẹlha* : *aparẹlha* : *cossẹlha* : *revelha* : *querẹlha* : *roelha* : *Bazelha* : *aurẹlha* : *abẹlha* : *meravẹlha* : *pẹlha*. — Rev. XX. La cour d'amour 23 *pulsellas* : *novellas*. 59 *pulsellas* : *bellas*. 555 *bella* : *novella*. 1095 *bella* : *revella*. 1133 *jovenzella* : *novella*. 1343 *bellas* : *novellas*. XXI. Pastourelle provençale *pastorela* : *bella* : *favella* (Vb.) : *Castella* : *gonella* : *bella* : *parẹlla* : *piusella* : *novella* : *ribaudella*. XXII. St. Eustache 1256 *novello* : *bello*. 2132 *novellas* : *bellas*. 2721 *mesello* : *bello*. — Manuskr. C, 247b *revella* : *sembella* : *renovella* : *capdella* : *bella*. — Jaufre 50 I 3 *novella* : *pụlcella*. 71 II 26 *piucella* : *bella*. 75 I 16 *piucela* : *domisela*. 78 II 19 *pulcella* : *bella*. 80 I 8 *pulcella* : *bella*. II 2 *bella* : *apella*. 92 II 21 *sela* : *bella*. 99 I 5 *pucella* : *bella*. 101 I 17 *pucella* : *bela*. 110 II 14 *capela* : *aisela*. 114 I 28 *pulcella* : *aisela*. 116 II 3 *pucella* : *noella*. 116/17 *pucela* : *novela*. 121 II 27. 35 *pulcella* : *bella*; *pulcella* : *ẹlla*. 127 II 30 *pulcella* : *bella*. 129 I 19 *pulcella* : *apella*. 132 II 16 *pulcellas* : *bellas*. 133 II 32 *pulcellas* : *bellas*. 140 I 36 *sellas* : *pulcellas*. — Jaufre Ergzg. S. 186, 15 *pulcella* : *bella*. — M. W. I 369 *belha* : *damizella* : *novella*. II 190 *astelas* : *gonelas*. III 104 *bella* : *capdella*. 235 *novelas* : *belas*. 337 *novella* : *bella* : *isnella* : *capdella*. 367 *gonela* : *novela*. IV 16 *capdelha* : *piuzella* : *bella* : *apella* : *gragella* : *sembella*. 40 *novella* : *capdella* : *bella* : *sagella* (Vb.) : *ysnelha* : *apella* : *sembella* : *Castella* : *renovella* : *gragella* : *revella* : *escantella* (Vb.). 85 *bella* : *gragella*. 86 *pastorelha* : *belha*. 91 *bella* : *Compostella* : *novella* : *Castella*. 100 *capdela* : *Castela*. 143, 545 *Castela* : *capdela*. 167, 192 *apela* : *capdela*. 183, 35 *Castela* : *capdela*. 208, 143 *novela* : *apela*. — M. G. 223 *renovella* : *gragella*.

fradelha : *descapdelha; gonelha* : *espelha; martelha* : *rascizella* (?); *escudelha* : *pustelha; revelha* : *uxelha; favelha* : *d'astelha.* 645 *sella* (*cella*) : *piuzella* : *capdella* : *favella* : *novella* : *apella* : *fradella.* 1237 *ratela* : *gordanela* : *aissela* : *apela* : *Aurela* : *espadella* : *sela* : *fradella* : *Tudela* : *norella* : *servella* : *truela* : *revela* : *escudella* : *fivela* : *bela* : *pieuzela* : *vaissela* : *pieusela.* 1254 *vęlha* : *maxella* : *flagella* : *coutella* : *guavella* : *Compostella* : *rudella* : *ratella* : *alescarcella* : *astella* : *capdella* : *gargamela* : *guardarmella* : *aysella* : *apela* : *Aurella* : *espadella* : *cella* : *barutella* : *fradelha* : *Tudella* : *novella* : *encairella* : *porcella* : *lamella* : *cervella* : *truella* : *revella* : *escudella* : *fivella* : *jovensella* : *bella* : *piuzella* : *vaissella.* — Leys d'am. I 178 *tonela* : *mamella.* 200 *pagelas* : *mandelas.* 228 *Tutela* : *cela* : *apela* : *capdela.* 260 *trapela* (Zelt) : *noela.* 302 *Peyronela* : *bela.* 362 *pastorelas* : *pagelas.* III 214 *daminxelas* : *escudelas.* — Rom. XIV. 503, 159 *maycelha* : *belha.* — Arch. 34, 426 *postella* : *favella.* 35, 106 II *bella* : *niella.*

Im allgemeinen gilt das oben über *-ęl* Bemerkte auch hier.

Bei drei Wörtern treffen wir im Prov. das Suffix *-ĭlla* regelmäſsig durch *-ęlla* ersetzt, bei *axilla, maxilla* und *mamilla;* bei *pustella, fivella, astella* ist *-ella* an Stelle des Suffixes *-ŭla* getreten.

Castella = *Castīlia* scheint eine volksetymologische Anlehnung an *castell* = *castellum* zu sein.

Wenn in wenigen Reimen *pulcella* zu *ẹ*, *donzela* zu *ę* reimt, so liegt wohl, wie schon Wiechmann S. 17 richtig bemerkte, eine Vertauschung beider Wörter von derselben Bedeutung vor.

-ęl̃.

Chrest. prov. S. 392 *viels* (*vetulus*) : *miels* (*mĕlius*) (cf. neuprov. *viei, miei*). — S. D. S. 69 *miells* : *viells.* 81 *viells* : *fills* (*filius*). — Flam. 3565 *miels* (*mĕlius*) : *veillz* (*vetulus*). — Brev. 7000 *espielh* (*speculum*) : *vielh.* — Manuskr. Bibl. nat. fr. 13514. Incipit vita beatissimi Trophini. 21 *viels* : *miels.* — Joyas S. 110, 10 *vielh* (*vetulum*) : *consęlh* (!!). — Prov. geistl. L. 19, 42 *meills* : *ciels.*

-ęli.

Flam. 1439 *entreseli* : *avangeli.* — M. W. III 212 *evangelis* : *Amelis* : *doneris* : *cœlis* (Abl.). — St. Ant. V. 117 *Evangeli* : *Anthoni.*

-ęp.

B. D. 277 *Jozep* : *respondęt*. 298 *Josep* : *pręc*. — M. W. I 102 *plebs* (*plēbem*) : *Orebs* : *Joseps*. — Leys d'am. I 216 *cep* (*cĭppus*, Weinrebe) : *recep* : *trep* : *decep*. — M. G. 1211, 2 *apercep* : *recep* : *decep* : *soiseb*. — Chrest. prov. 388 *Jozep* : *menęt*.

Cf. bearn. *Jusęp, Josęp, Jausęp*. Lespy, Vok.

-ępcha.

Arch. 34, 194 *recepchas* : *soisepchas* : *grepchas* (*grèche*) : *decepchas*.

-ęr; -ięr.

Chrest. prov. S. 24 *bachallier* : *lancier* (*lanceare*) : *premier* : *darrier*. 30 *gabier* : *autrier* : *grossier* : *premier* : *mestier* : *reprovier* (*-erbium*) : *menudier* : *doblier* : *Monpeslier* : *taulier*. 49 *vergier* : *gravier* : *domesgier*. 50 *costumier* : *companhier*. 80 *Rotgiers* : *premiers* : *sautiers* (*psaltērium*) : *candeliers*. 96 *ostaliers* : *messatgiers*. 112 *destrier* (*dextrarius*) : *guerrier* : *esparvier* : *denier* : *corsier* : *Balaguier* : *Monpeslier* : *rocinier* : *doblier* : *autrier* : *sobrier* : *sendier* (*semitarium*) : *Olivier* : *Mondudier* : *messatgier* : *nier* (*negrum*) : *lausengier* : *sabrier* : *fier* (*fério*) : *acier* : *cavalier* : *mestier* : *plazentier* : *sobrier* : *gravier* : *dardier* : *premier* : *doblier* : *Monpeslier* : *cavalier*. — M. v. Mont. Nr. 1 *voluntier* : *quier* (*quærit*) : *mestier*; *derriers* : *entiers* : *pelliciers* : *cavalliers*. Nr. 5 *primiers* : *sobriers* : *parliers* : *deniers* : *graniers* (Speicher) : *renoviers* (Wucherer). Nr. 7 *cavallier* : *sabrier* : *petier* : *arquier* : *taulier*. Nr. 9 *cavallier* : *ufanier* : *mestier* : *mortier* : *sabrier* : *escudier* : *acordier*; *fer* : *moiller* (*mulierem*) : *fer* (*ferit*) : *enquer* : *fer* (Adj.). Nr. 12 *guerrier* : *renovier* : *hier* (*hĕri*). Nr. 16 *uzurier* : *quier* (*quærit*). — B. de Born Nr. 15 *mier* (*mer°o*) : *lausengier* : *vertadier* : *plazentier* : *lainier* (*laniarius*) : *cossirier* : *desirier* : *encombrier* : *vergier* : *companhier* : *taulier* : *denier* : *derrier* : *enquier* (*-æro*) : *parsonier* : *parier* : *arbalestier* (*arcuballistarius*) : *portier* : *anedier* (Entenhabicht) : *mainier* : *nier* (*negrum*) : *gaillinier* : *tempier* : *traversier* : *trotier* : *ostalier* : *destorbier*. Nr. 16 *febriers* : *soudadiers*. Nr. 25 *sestiers* (*sestarius*) : *quartiers* : *braiers* (Gürtel) : *usuriers* : *deliuriers*. Nr. 36 *mainadier* (Söldnerführer) : *gerrier* : *parsonier* : *lebrier* (*leporarius*, Windhund) : *gruier* (*grus* +) : *liamier* (*ligamen* +) : *salavier* (Subst.) : *entier* : *cartier*. Nr. 41 *caitivier* : *guerrier* : *ier* (*hĕ́ri*) : *encombrier* : *dreiturier*. — B. D. 52, 26 *vicicancellier* : *saudadier*. 54

premier : *saudadier*. 96 *mestier* : *simier* (*simia* +). 101 *alegriers* : *escudiers*. 110 *escudier* : *molher* (*mulierem*). 143 *fer* (*ferrum*) : *er* (*ĕrit*). 161 *mestier* : *ier* (*hĕri*). 202 *premier* : *derrier*. — S. D. S. 14 *enquer* : *ver* (!). 75 *fers* (*fĕrus*) : *despers*. 76 *er* : *ver* (!). 139 *entier* : *er* (!). 160 *fers* (*fĕrus*) : *clercs* (cf. Varianten). 266 *quer* (*quæro*) : *dener* (*denarium*). 318 *moiller* : *fer*. 337 *volonters* : *soudaders* : *templers* : *primers* : *deners*. — S. Agnes S. 2 *requer* : *moiller*. 6 *mestier* : *premier*. — P. Vid. S. 60 *-ier* : *fier* (*ferio*) : *nier* (*negrum*) : *dardier*. — Flam. 80 *mestier* : *primier*. 487 *miller* (1000) : *mostier*. 1317 *mostier* : *mestier*. 2320 *responsier* (*responsōrium*) : *legendier* (*-arium*). 2448 *aversiers* (*adversarius*) : *derriers*. 2480 *entier* (*integrum*) : *mostier*. 2735 *pleners* : *premers*. 2800 *loguier* : *ier* (*hĕri*). 3235 *taulier* : *mostier*. 3795 *mostier* : *mestier*. 5292 *aversier* : *ladrier*. — Brev. 2448 *mestiers* : *conselhers*. 5385 *molhier* : *fer* (*fĕrum*). 6371 *conquer* (*-ærit*) : *Jupiter*. 9086 *quer* (*-ærit*) : *cer* (*cervus*). 12247 *obrier* : *fruchier* (*fructuarium*). 16828 *molher* : *aver*. 30267 *deners* : *poders* (Subst.) (Cf. S. D. Gloss. *podiers*). 32730 *molhers* : *sers* (*servus*). 32784 *molher* : *quer* (*quærit*). — Rom. II. S. 173 *cavaliers* : *guerriers*; *destrier* : *cavalier*. 174 *primier* : *sendier*; *primier* : *vezer*; *cavallier* : *pomier*. 175 II *cavalier* : *vergier* : *cavallier* : *sendier*. 177 *presoner* (Gefangener) : *mestier*. 178 *beroyer* : *acier*. 184 *cavalliers* : *randes* (* *reddĕdisset*); *cavalliers* : *ades* (Adv.). 186 *cavalliers* : *pres* (Adv.). 201 *molhers* : *cavalers*. — Daude de Prad. V. 67 *entiers* (*integer*) : *estiers* (*extĕrius*). — Ste. Enimie V. 148 *chavalier* : *molher*. — Guilh. v. Berg. XVI 2 *moillers* : *guerrers*. 10 *deniers* : *archers* (Bogenschütze). 18 *entiers* : *Beders* (*Béziers*). — Poés. inéd. III 61 *pariers* : *drechuriers*. IV 8 *entier* : *parier* : *dezirier*. — Déb. d'Izarn XI 639 *captaliers* (Anhänger) : *parier* : *aversiers* : *febriers* : *escudiers* : *portier* : *traversiers* : *Ferriers* : *drechuriers* : *tempiers* : *parsoniers* : *obriers* : *derniers* : *messorgiers* (lügenhaft) : *penedenciers* (*pœnitentiarius*) : *fazendiers* : *batalhiers* : *celariers* : *celiers* (*cellarium*) : *despessiers* : *poiridiers* (Fäulnis) : *mortiers* : *tarziers* : *vivaciers* : *loguier* : *perseveriers* : *sovendiers* : *evangelistiers*. XXIV 895 *graver* : *mariner* : *osteler* : *verger* : *Garner* : *dreiturer* : *leger* (*leviarius*) : *refer* (*refert*) : *baufer* : *escolter* (*ascultare*) : *consier* : *gaber* : 908 *autrer* : *cavaller* : *compagner* : *gonfanoner* : *miller* : *profer* : *Cler* (*Clarum*) : *solier* : *celer* : *estager* (nach Bartsch *estalier*) : *presenter* : *sorbrer* : *dobler* : *arcer* : *manger* (*manducare*) : *mer* (*mare*) : 941 *disner* (*-are*) : *jogler* (*-are*). —

Ponz de Capd. IX *alegrier* : *rosier* : *quier* (*-æro*) : *mestier* : *entier* : *sofier* (*-er'o*) : *reprovier* : *fier* (*ferit*) : *messagier* : *lausengier* : *mensongier* : *plasentier*. Unechte Lieder IX 66 *preisoner* : *sobrer*. 213 *moster* : *quer* (*-ærit*). — St. Hon. S. 35 *Bayviers* : *volentiers*. 46 *naugier* : *arquier*. 58 *caitivier* : *monestier*. 69 *biers* (*baro*) : *cavalliers*. 70 *jonquier* : *aureyllier* (Kopfkissen). 73 *bataylliers* : *cavalliers*. 88 *Hengeliers* : *cavalliers*. 149 *brasier* (Glut) : *Augier*. 176 *Lucifer* : *requer*. 199 *huciers* („*huyssiers*") : *cellariers*. — Crois. alb. 315—40 *dardasier* : *arguier* : *desturbier* (*-are*) : *avęr* (Habe) : *tensoner* (Streit) : *acordier* (*-are*) : *ardęr* (*-ere*) : *giter* (*-are*) : *preier* (*-are*) : *Chazer* : *denier* : *primer* : *aler* („*aller*") : *mescler* (*-are*) : *destorber* : *caminer* (*-are*) : *destraper* : *alumner* : 334 *sęr* : *cler* (*clarum*) : *parler* (*-are*) : *Montpeslier* : *mestier* : *alberger* (*-are*) : *guerrejer*. 1596 *avęr* : *primer* : *ajuder*... : *cher* (*carum*) : 1607 *jazęr*. 2479 *vęr* : *-ęr*.... 2587 *cavalęr* : *sęr*. 2591 *avęr* : *entier*.... 2599 *cazęr* : *passęr* (*-are*).... 4066 *milhoriers* : *carpenters* : *traversers* : 4071 *nautoniers* : 4078 *domengers* : 4080 *corsers* : 4086 *torrers* („*porte d'une tour*") : 4088 *montaners* : 4096 *eretiers* : 4105 *estremiers* : *nes* (*nasus*) : 4109 *reproers* : 4113 *castiers* : 4115 *loguadiers* : 4122 *clochers* : *presentiers* : *gonfanorers* : 4126 *ners* (*nĕger*) : 4128 *olivers* (Ölbaum). 6900 *empers* (*impĕrium*) : *-ęrs*. 6934 *aversers*... : 6958 *niers* : *-ięrs* : 6960 *calciers* : 6969 *merceners* : *-ęrs* : 6971 *primers* : *tersiers*. 7561 *milhers* (1000) : 7578 *alabers* („*arbre horizontal de la roue motrice*". Chab.) : 7591 *sestiers* : *viacers* : 7613. 7913 *milhorers* : 7635 *melhiers* (1000) : 7654 *vivers* (Lebensmittel) : 7658 *sovendiers* : 7660 *mortier* : 7666 *niers* (*neger*) : 7668 *bordoniers* (Pilger). 8328 *engaliers* (*æqualiter*) : 8836 *maniers* : *liniers* : 8346 *escientiers* : 8349 *milhorers*. 9358 *milhoriers* : 9378 *aventurers* : 9388 *conselhiers* : 9412 *fruchiers*. — Daurel et Bét. 55 *retornier* (*-are*) : *trotier* : *volentier*... : *parlier* (*-are*)... : 139 *Bavier* : *Olivier* : *clier* (*clarum*) : *esgardier* (*-are*) : *apelier* (*-are*) : *molher* : *entier* : *quier* etc. — Pass. du Chr. 884 *alegrier* : *plenier*. — Rev. XXII. St. Eustache 1497 *molher* : *dangier*. — Guerre de Nav. 1166 *destorber* („*désordre*") : 1173 *heretęr* : 1175 *brasier* : 1180 *castier*. 1676 *penser* (*-are*) : *cavalier*... : 1680 *gonfaironer* : *parlier* („*parleur*") : 1689 *encombrer* („*encombre*") : 1692 *esqueirer* („*fâcheux*") : 1696 *conseiller* : 1698 *peirer* (Steinböller) : 1702 *seynerer* : *tercer* (*tertiarius*) : 1708 *alonguer* (*-are*) : 2548 *murtrier* („*mortel*") : 2550 *fumer* (Rauch) : *balesters* : *faxenders* : 2554

s'afer : *campaners* (Glöckner) : *peleters* (Pelzhändler) : *mercers* (Krämer) : 2561 *ferrers* (Eisenhändler) : 2562 *refer* : 2566 *vianders* („*rapides*“) : 2568 *burelers* (Sattler) : *tenders* (Standkrämer) : 2573 *avanters* („*entreprenant*“) : *compaynners* : *presenters* : 2577 *brassers* (Handarbeiten) : *batayllers* („*crénelé*“) : *guerrers* : 2584 *communalers* („*mêlés*“) : *cloquers* (Kirchturm) : *mitaders* : 2588 *capdalers* : 2591 *merceners* : *castiers* („*correction*“) : 2595 *sobrancers*. 3322 *camper* („*campagne*“) : *monter* (Adj.) : 3325 *pomer* (Apfelbaum) : 3331 *levrier* : *seynnerer* („*enseigne*“) : *terrer* (Loch) : 3335 *meller* („*mêlée*“) : *renoer* („*rénégats*) : 3338 *peyter* („*vaurien*“) : 3344 *galzier* : 3346 *temper* : 3348 *brager*. 3606 *sobrancers* („*excessif*“) : 3610 *avanters* („*empressés*“) : 3614 *glaziers* : 3621 *defensers* (Verteidiger) : *requers* (Schlupfwinkel, Sammelplatz) : *aventurers* : *Anelers* : *esquerrers* (links) : *feyssers* (Lastträger) : 3631 *sabaters* (Schuhmacher) : 3635 *corders* (Lamm) : *sinoquers* = Fieber (Hdschr. *s'en o quers*) : 3653 *bachalers* : *menuders* : 3659 *portalers* („*portails*“) : *desmers* (*decimarius*) : *carners* (Fleischkammer) : *corsers* („*agile*“) : 3665 *celers* (*cellarium*) : *lumers* („*lumière*“). 4436 *claver* (Schließer) : 4444 *meynader* : *grosser* : 4462 *ombrer* (Schatten) : 4469 *logaders* (Söldner). 4786 *carreters* (Fuhrmann) : 4788 *arbalesters* : 4791 *Champagners* : *Bayvers* : *Peyters* : 4798 *Cordalers* (Franziskaner) : *Ospitalers* : 4800 *polverers* (Staub) : 4802 *avancers* (vorgerückt) : 4804 *vinners* (Weinberge) : *ners* (*neger*) : 4811 *diners* („*dîner*“) : 4819 *raubacers* (Raubsucht) : *mercaders* : *reversers* (Adj.) : 4834 *contraziers* (Gegner) : 4837 *torturers* (Henker) : 4843 *troters* (Troßknecht) : 4920 *orfeners* (Adj.) : *acorders* (Vertrag) : *vianders* („*battus*“) : 4923 *murtrers* (Mord) : 4935 *porters* („*portiers*“) : *galiers* (Schurkerei) : 4938 *travessers* (Querstangen) : *sobrancers* : *alegrers* (Subst.) : 4948 *espaventers* (Furcht) : 4953 *mortalers* (tödlich) : 4959 *revesers* (von hinten) : 4961 *glaziers* (*gladiarius*) : 4965 *finesters* (Fenster). — Jaufre 54 I 16 *Gillalmier* : *cavalier*. 73 II 1 *braguier* : *cartier*. 95 I 33 *bovier* : *mestier*. 98 II 18 *pescier* (*pisciarium*) : *cavalier*. 104 I 34 *Augier* : *alegrier*. 165 I 33 *consenders* (nähend) : *cavalliers*. 172 I 13 *matinier* : *mestier*. — Jaufre Ergzg. S. 359, 17 *cavalliers* : *boteilliers* (Mundschenk). — Manuskr. Bibl. nat. fr. 13514. Incipit vita beatissimi Trophini. 731 *Berenguier* : *Mondeidier*. — Joyas 257 *volunties* : *darries*. 271 *Mellier* (Mandelbaum) : *Codonier* (Baumwollstaude). 272, 5 *vergier* : *Milgraniers* (Granatapfel). — M. W. I 60 *tempier* : *presseguier* (Pfirsichbaum) :

vivier (Teich). 75 *galaubiers* : *presentiers* (Adj.) : *entiers* : *ladriers* (Seite) : *paniers* (Korb). 157 *domengiers* (Diener) : *leugiers*. 201 *entiers* : *estiers* : *sovendiers* : *plazentiers*. 374 *manier* : *enquier* : *parlier* (Subst.). II 13 *lausengier* : *plorer* (-*are*) : *moiller* : *oster*. 17 *penedenciers* : *derriers*. 42 *cosiriers* : *carceriers* (Sträfling) : *volatgiers* (Adj.). 127 *leugiers* : *empiers* (*imperium*). 141 *menuders* : *senestrers*. 213 *hufanier* : *leugier* : *castier* (Ermahnung) : *primier* : *sobrier* : *alegrier*. 217 *ranatiers* : *letriers*. 243 *Baivier* : *latinier* (Dolmetscher) : *fermorier* (Mist) : *fruchier* : *torturier* (Adj.). III 66 *conduchiers* : *ufaniers*. 77 *corsier* : *Balaguier* : *peirier* : *verdier*. 129 *guerrer* : *ver* (*vertit*) : *encombrier*. 153 *costalier* (Messer) : *murtrier* : *semdier* : *messongier* : *empachier* : *deslieurier* : *alegrier* : *guerrier* : *armier* : *carnier* : *leugier* : *messongier*. 183 *panier* (Täuschung) : *Olivier* : *Castanhier* : *enpier* : *putanier*. 228 *cavayer* : *plenier*. 229 *cavayer* : *destorbier*. 233 *fer* (*fĕrit*) : *trober* (-*āre*). 276 *enquier* : *empier* (*impĕrium*). 290 *boviers* : *mercadaniers*. 291 *taverniers* : *cavalliers* : *deniers* : *aguilliers* : *campaniers* : *falconiers* : *berretiers* : *obriers*; *saumiers* : *porquiers* : *pelleciers* : *sabatiers*. 308 *pejurier* : *mestier*. 353 *cavayers* : *escudiers*. 357 I *nier* (*negrum*) : *plazentier*. 366 *lebriers* : *cavayers*; *chivayer* : *penedensier*. IV 63, 22 *volentiers* : *paziers* : *aversiers* : *caminiers*. 85 *Riquier* : *enquier* : *esquerrier* : *profier* (-*ĕro*) : *entier* : *cossirier* : *sovendier* : *semdier*. 86, 46 *melluyrier* (Verbesserung) : *desirier* : *leugier*. 146, 209 *cavayers* : *escudiers*. 168, 202 *mecier* (= *monsieur*) : *claustrier*. 169, 264 *cavayer* : *plenier*. 169, 276 *cavalier* : *semdier*. 172, 389 *mercadier* : *drapier*. 172, 416 *canabacier* : *mangonier*. 173, 472 *fustier* : *sabatier*. 174, 518 *vaquier* : *porquier*. 184, 77 *mercadier* : *cavayer*. 196 *ufanier* : *mestier*. 198, 326 *estatgier* : *plazentier*. 209, 180 *reproviers* : *baratiers*. 211, 23 *genoyer* (*januarium*) : *febrier*. 214, 195 *cavayer* : *entier*. 217, 275 *desirier* : *ier* (*hĕri*). 224, 600 *derrier* : *palhier*. 233, 35 *alegrier* : *Monrozier*. — Leys d'am. III 64 *Audiguier* : *cavayer* : *Augier* : *Garnier*. 352 *taverniers* : *colpiers* (Schläger). — Rom. XIV. 495, 121 *aprochier* : *reprochier* (-*are*). 507, 289 *alegrier* : *consirier*. — M. G. 8 *pauprier* : *profier* (-*ĕro*) : *denier* : *loguier* : *Olivier*. 87 *empier* (-*ĕrium*) : *entier* (*integrum*) : *collier*. 126 *cavalliers* : *Oliviers* : *companhiers* : *galaubriers*. 230 *lechadiers* : *mostiers* : *chaitiviers* : *matiniers* : *parsoniers* : *sabriers* : *senestriers* : *voluntiers* : *laniers* : *boteliers* : *maniers* : *montanhiers* : *tempiers*. 231 *er* : *sofer* (-*ĕro*) :

enquier : *er* (ĕro) : *er* : *s'esmer*. 238 *parier* : *mestier* : *desirier* : *destorbier* : *bobansier* (Prahler) : *ier* (*heri*) : *terrier* : *assobrier* : *obrier* : *cretier*. 305 *estradiers* : *derriers*. 341 *cavayer* : *mier* (Verb.). 517 *pasendiers* : *milhiers* : *galiers*. 604 *primer* (Frühling) : *temper*. 664 *sobriers* : *estiers* : *premiers* : *deniers* : *uffaniers* : *dobliers* : *baratiers* : *desiriers* : *chastiers* (Mahnung) : *rochiers* : *contraclaviers* : *entiers*. 800 *gaifier* : *soudadier* : *volatgier* : *mainier* : *sabrier*. 827 *matiniers* : *parsoniers* : *senestriers* : *uffaniers* (Hdschr. *umaniers*). 941 *derrier* : *Gautier?* (Hdschr. *gautier*). 955 *perrier* : *plazentier* : *fantonier* („*fou*") : *sabrier* : *beguier* : *cavallier*. 1023 *novers* : *estiers*. 1059 *Berenger* : *sobrier*. 1142 *paver* : *maxeller* : *ner* (*negrum*) : *sabrer* : *templer* : *berbeger* : *pautonier* : *columbier* : *rater*. 1245 *tibers* : *plariers*. — B. Lb. 32, 85 *fer* : *trober* (*-are*). 39, 37 *pechier* (Krug) : *entier*. 131, 54 *estiers* : *terriers* (Landbesitzer) : *corturiers* (Schmeichler) : *almoiniers* : *peatgiers* (Zöllner) : *bandiers* (Bote) : *boyers* (*boviarius*) : *ufaniers* : *prezentiers* : *frontiers* : *renoyers* : *mercadiers* : *lechadiers* : *lagotiers* (Lügner, Schmeichler). 132, 40 *cavayer* : *lebrier*. 134, 31 *verdier* : *laurier* (Lorbeer). — Arch. 32, 411 *primers* : *ufaners* : *tirers* (Zieler) : *mesters* : *enters* : *sobrers* : *plazenters* : *parers* : *galaubiers* : *vertaders* ... : *estrangers* : *miglers* : *leugiers* : *monzongers* : *cavalers* : *sabrers* : *laners* : *descaters* („*estrouba*") : *menuders* : *costumers* : *pleners* : *escuters*. 33, 424 *cosdumiers* : *Ogiers*. 34, 200 *escoliers* : *sobriers*. 373 *leziers* (= *leugiers*) : *desirier*. 408 I *Auluser* : *l'autrier*. 413 *Nauziers* : *cartiers* : *deniers*. 35, 101 *riquiers* (reich) : *sobriers*. 36, 453 *carceliers* : *cossiriers*. 50, 270 *tretiers* : *pautoniers*. 278 *dinier* (*denarium*) : *ner* (*nĕgrum*). 51, 30 *baratiers* : *desiriers* : *chastiers* : *rochiers* : *contraclaviers* : *entiers*.

Ein schwieriges und noch nicht aufgeklärtes Kapitel in sämtlichen romanischen Sprachen bilden die lat. Wörter mit dem Suffix *-arius*, wonach auch, besonders im Provençalischen, eine Masse Neubildungen geschaffen wurden, Adj. sowie Subst. Im Prov. entspricht dem lat. *-arius* gewöhnlich *-ięrs*. Diese Entwickelung kann unmöglich lautgesetzlich sein; lautgesetzlich hätte sich nur *-airs* entwickeln können. Diese Entwickelung besitzen wir auch in der That, wenn auch nur selten, z. B. in *vair* = *varium*, z. B. B. Chrest. 137, 8. Fremdwortlich, aber der erbwortlichen Entwickelung noch am nächsten stehend, ist die Form *-aire*, z. B. *vaire* = *varium*. Noch mehr fremdwortlich kennzeichnet sich die Entwickelung *-ari* = *-arium*, z. B. *lec-*

tuari, adversari, secretari, necessari, sacrari, voluntari, reliquiari, contrari, Alari (*Hilarium*), *Dari* (*Dárium*), *breviari, imnari, aversari* etc.

Der häufigste und gewöhnliche Reflex von *-arium* im Prov. ist *-ięr*. Die verschiedenen Hypothesen von Ascoli, Thomsen und Schuchardt, Zschr. II 310, sind alle nicht befriedigend, ebensowenig die Erklärung Gröbers, Wölflins Arch. I, wonach wir in *-iers* gar nicht den Reflex von *-arius*, sondern von *-érius* hätten. *-érius* hätte nur *-ẹirs* ergeben können, nicht *-iers*. Suffixvertauschung haben wir in *mestier* = *ministērium, mostier* = *monastērium, sautier* = *psaltērium, responsier* (Flam. 2320) = *responsōrium*. Ich muſs mich hier auf die Konstatierung der Thatsache beschränken, ohne eine genügende Erklärung geben zu können.

Formen wie *biers* = *baro, chęr* = *carum, clęr* = *clarum, męr* = *mare, escolter* = *ascultare, manger* = *manducare* etc., die wir namentlich in den Epen antreffen, sind Lehnwörter aus dem Nordfranz. — *Moillęr* setzt eine Betonung *muliérem* voraus, die übrigens schon gemein-vulgärlateinisch ist.

Für *nĭgrum, nígram* haben wir im Prov. verschiedene Reflexe: 1) *nęr* (*negre*) — *nęgra;* 2) *nięr* — *nẹira*. *Nęgra* ist lat. *nĭgra* in fremdwortlicher Entwickelung, wie aus der Gruppe *gr* hervorgeht; *nęr* ist wohl reduziert aus *nẹir* (= *nĭger*). Cf. frz. *noir, entir* mask. Neubildung aus dem Fem. *Nier, neira* weisen auf ein Etymon *nĕgrum* resp. *nĕrum*. Cf. Dz. Gr. I 266. *Negre* ist Fremdwort. Cf. span. *negro*. Ähnlich haben wir verschiedene Formen bei *intĕgrum*: 1) *entier* — *enteira;* 2) *entęgre*. Die letztere Form kennzeichnet sich wiederum sofort als Fremdwort durch die Erhaltung der Konsonantengruppe *gr*. Cf. frz. *intègre*, ital. *integro;* daneben *entir, intiero* neben *intęro*.

-ęra.

Chrest. prov. 47, 17 *enquera* (Adv.) : *desera* (Adv.) : *fera* (*fĕra*) : *era* (*erat*) : *amera* : *desespera* : *donera*. 98, 3 *chera* (*χώρα*) : *manera* (Subst.). 230, 9 *pantera* (Panther) : *fęra* : *planhera* : *enquera* (Adv.). — P. Vid. S. 42 *bera* (mlat. *bera*) : *amera*... : *era* : *fera*. — Flam. 92 *senhera* (Subst.) : *premiera*. 310 *era* (*ĕrat*) : *levera*. — Guilh. Fig. III *ęra* (*erat*) : *era* (Adv.) : *enquera* : *esfera* (Vb.). — Rec. Nr. 32, 5 *cadieyra* (*cathédra*) : *canavera* (Rohr) : *terra* : *era* (Adv.) : *chera* (Hdschr. *cara* = *căra*). — St. Hon. S. 91 *era* : *espera* (*sphæra*). — Manuskr. C, 247 b. Guillem Peire de Cazal „Per re nom tenria“. B. Gr. 227, 11

ęra (*ĕrat*) : *enquera* (Adv.) : *esmera* : *orera* (!) : *fera.* — Brev. 34206 *fera* (*fēra*) : *bela* (*bella*). — M. W. III 201 *chantera* : *enquera* : *fera* : *penedera* (Vb.) : *esmera* (Vb.). IV 202, 21 *taissęra* : *vęra.* — M. G. 341 *era* : *maniera.* 830 *anquera* : *fera* : *laissera* : *cugera* : *chantera* : *era.* 1028 *clamera* : *fera* : *alberguera* : *era* : *enquera* : *s'esmera.* — Prov. geistl. L. 15, 31 *gerera* : *soferra.* — Zsch. I S. 65 *amera* : *clera* (*clara*). — B. Lb. 138, 58 *enquera* (Adv.) : *era* (*ĕrat*). — Arch. 34, 400 *trobera* : *carrera* : *pregera* : *fera.* 49, 68 *menera* : *angera* (Adv.). — S. D. S. 269 *enquera* : *era.*

Chera = *χάρα* ist Lehnwort aus dem Nordfrz., das prov. Erbwort heifst *cara.* Cf. Brev. 12501 *cara* : *clara.* 28417 *cara* : *Navarra.*

Die Erklärung vom Adv. *era* u. Komp. = *hōra* oder *háhora* ist unzulänglich; unter dem proklit. Gebrauch könnte sich wohl nur die Form *ara* erklären lassen.

Die Endung *-ęra* des Conditionnel der I. bis III. Konjug. erklärt sich vom Perf. aus. Vergl. oben.

-ęrc.

M. G. 1067 *verc* : *esterg* : *perc* (*perdo*) : *reverc* (*-erto*) : *cuberc* : *suferc* (*suffĕro*) : *merc.* — M. W. III 331 *conderc* (*codercum*) : *esperg.* — Manuskr. 1749, pag. 164 b. Hameus de la Broqueira „Quem reverdejon" B. Gr. 21, 2 *conderc* (*codercum*) : *m'esperc* : *entenęrc* : *albęrc* : *ausbęrc* : *Loberc* : *reperc* (*-erdo*).

-ęrca.

Joyas 7, 10 *esserca* : *merca* (Grenze) : *coverca* (*-ertam*).

-ęrdre.

Casini III 8 *pęrdre* : *dęrdre*; *ęrdre* : *espęrdre.*

-ęrga.

Joyas 9, 7 *perga* (*perdat*) : *reguerga* (Adj. „*rude*"). — M. G. 1067 *vergua* (*-ertat*) : *s'estergua*; *perga* : *reverga* (*-ertat*); *cuberca* : *suferca*; *merga* (*mereat*) : *noverga* : *venerca* (?).

-ęri.

Chrest. prov. 381 *sauteri* (*-ĕrium*) : *avangeli.* — B. D. 76 *feri* : *sementeri.* 95 *leri* : *salteri.* 97 *Leri* : *emperi.* — Arn. Dan. S. 109 *emperi* : *soferi* : *proferi* (*-ero*). — St. Hon. S. 56 *Lery* : *enperi.* 143 *Leri* : *emperi.* 200 *Eleuteri* : *sementeri* (*cœmitĕrium*). — Joyas 121, 16 *emperi* : *requieri* (*-æro*) : *misteri* : *spęri* (*-ēro*). 123, 5 *sau-*

teri : *emperi*. — M. G. 324 *esmeri* (1. Sg.) : *emperi* (*-ĕrium*) : *sauteri* (*psaltĕrium*). — Flam. 2318 *leri* (*hilarem*) : *sauteri*. — Leys d'am. I 332 *psauteri* : *azulteri* (*adultĕrium*). — B. Lb. 180, 28 *Granassueri* : *emperi* (Subst.).

Die Subst. auf *-ẹri* repräsentieren die fremdwortliche Gestaltung des Suffixes *-ĕrium*.

Beim Verbum trat in der 1. Sg. Präs. bisweilen *i* an, wohl noch Analogie von *ai*, *sui* etc. Der Donat (S. 12) empfiehlt beide Formen *am* und *ami* als gleich gut.

-ẹria.

Flam. 4626 *miseria* : *materia*.

Beide sind Lehnwörter aus dem Lateinischen.

-ẹrla.

Joyas 14, 5 *perla* (*perla*) : *esterla* („*jeune*“).

-ẹrm.

Leys d'am. I 220 *herms* (ἔρημος) : *verms* (*vermis*) : *germs* (*germen*). — Rayn. III 339 *verms* : *erms* (ἔρημος), cf. span. *yermo*. — Levy, Poés. relig. 747 *verms* : *merms* (?). Cf. Anm. zu V. 747.

-ẹrma.

Joyas 124, 2 *lermas* (*lacrimas*) : *axẹrmas*.

Lerma ist Lehnwort aus dem Nordfrz.

-ẹrme.

Joyas 281, 9 *terme* (*terminum*) : *cofẹrme* (Hdschr. *coforme*). — Flam. 4878 *aderme* (*adæstimat*) : *terme*.

-ẹrn.

Guilh. Fig. Nr. 2 *govern* : *invern* (*hibernum*) : *estern* (ags. *stearn*) : *enfern*. Nr. V *yvern* : *cazern* (*quaternum*) : *esquern* (ahd. *sker*). — St. Hon. S. 133 *Salern* : *efern* (*infernum*). — M. W. III 254 *ivern* : *govern* : *descazern* (Vb.) : *estern* : *ifern* : *vern* : *esquern* : *Salern*. — S. D. 25, 847 *isquern* : *omnipoten* (!).

-ẹrna.

M. v. Mont. Nr. 9 *eterna* : *iverna* : *galerna* : *taverna*. — B. de Born. Nr. 28 *Molierna* : *eterna* : *s'esbuzerna* : *inverna* (Vb.) : *enferna* : *governa* : *Palerna* : *terna* (Subst.). — S. D. 291 *eterna* : *sempiterna*.—

Arn. Dan. S. 109 *taverna* : *governa* : *iverna* : *enferna* : *suberna* (*superna*). — Poés. inéd. III 8 *Vierna* : *Palerna* : *esquerna* : *terna*. — Prov. geistl. L. 5, 47 *enchernas* : *eternas*. — M. W. II 166 *esquerna* : *terna* : *Luzerna* : *eterna* : *governa* : *taverna*. 204 *governas* : *campernas* (Vb.) : *infernas* (Vb.). 222 *terna* : *taverna*. III 340 *taverna* : *laterna* : *esquerna* (Vb.) : *iverna* : *luzerna* : *Maerna* : *enferna*. 358 *iverna* : *buerna* : *vernha* : *esquerna* : *s'enferna* : *taverna* : *lanterna*. IV 176, 573 *esternas* (Hdschr. *estranhas*) : *tavernas*. — M. G. 956 *esterna* : *taverna* : *lanterna* : *Maerna* : *biterna* („citerne") : *Salerna*. 752 *yverna* : *buserna* (Nebel) : *verna* (Erle) : *esquerna* : *enferna* : *taverna* : *falterna* (?) : *a terna* : *laterna* : *paterna* (Subst.) : *governa* : *Palerna* : *esterna* (Vb.). — Arch. 34, 408 *Lucerna* : *luserna* : *terna* : *eterna* : *desgerna* (?) : *l'esquerna* : *Salerna*.

-ęro.

B. D. 274 *ero* : *doneron*. — B. Lb. 39, 5 *dero* (*dederunt*) : *convidero*. — Rom. II 173 *doneron* : *jureron*. 174 *escavalcheron* : *troberon*; *merevilheron* : *troberon*. 176 *escavalcheron* : *laseron*; *viron* (*viderunt*) : *ploreron*. 177 *repausseren* : *leveren*; *vengheron* : *eron*; *presseron* : *meseron*; *ploreron* : *meneron*. 178 *donneron* : *tomberon*. 179 *soneron* : *vengheron*. 180 *despartiron* : *agron*. 182 *combateron* : *pogheron*; *doneron* : *romperon*. 185 *messeron* : *agheron*. 186 *leveron* : *meteron*. — Ste. Enimie 1967 *eron* : *pesseron*.

-ęrra.

Guilh. Fig. Nr. 2 *erra* : *guerra* : *sosterra* : *Englaterra*. — B. de Born. Nr. 14 *guerra* : *enserra* (Vb.) : *dezenferra* : *Anglaterra*. — Flam. 1759 *terra* : *guerra*. 6926 *terra* : *guerra*. — Guilh. de Berg. XVII 25 *Berra* : *esquera* (links). — St. Ant. V. 588 *terro* : *tempesto*. 1901 *terras* : *bellas*. — Joyas 106, 13 *terra* : *desferra*. — Leys d'am. I 216 *cerra* (Subst.) : *terra*, cf. span. *sierra*. — B. Lb. 133, 9 *terra* : *querre*. 138, 42 *guerra* : *querre*.

-ęrre.

B. D. 211 *querre* : *referre* (*referre*). — Flam. 2072 *querre* : *ferre* (*ferrum*). 3486 *offerre* : *querre*. — Rom. II 190 *verre* (Wildschwein) : *ferre* (*ferrum*). 191 *requerre* : *ferre* (*ferrum*). — Joyas 8, 10 *conquerre* : *erre* (*erro*) : *aterre* (Vb.). — M. W. II 219 *conquerre* : *serre* (Konj.). III 368 *terre* : *querre*. — M. G. 279 *enquerre* : *terre* (*terra*). 324 *ferre* (*ferrum*) : *enquerre*.

-ęrs.

Arn. Dan. S. 114 *encers* : *conquers* (*-æris*) : *convers* (*-ersus*) : *esmers* (*-ersus*) : *sers* (*servus*) : *suffers* (*-eris*) : *fers* (*ferrum*). — St. Hon. S. 130 *travers* : *envers* (*-ersus*). — Rev. St. Eustache XXI 315 *ers* : *cers*. XXII 2773 *travers* : *pervers*. — M. W. II 217 *vers* (*versus*) : *divers* : *revers* : *evers*. IV 212, 97 *ters* (*tertius*) : *covers*. — M. G. 124 *sers* (*servus*) : *profers* : *fers* (*fĕrus*) : *despęrs* : *sofers* : *envers*. 216 *sers* (*servus*) : *sofers* : *envers* : *esmers* (*exmerus*) : *vers* : *esters* (Part.) : *Bezers* : *refers* (*-eris*) : *travers* : *convers* : *despers* (*dispersus*) : *quers* (*-æris*) : *fers* : *malmers* : *enquers* : *mers*. 228 *vers* : *ters* (*tersit*) : *guers* (schielend) : *travers*. 323 *sers* : *avęrs* : *pers* (*persum*) : *ters* (*tertius*) : *convers* : *travers* : *envers* : *pervers* : *fers* (*fĕrus*) : *fers* (*ferrum*) : *esmers* (*exmĕrus*) : *ters* : *fers* : *gers* (Adj.) : *convers* : *travers*. 407 *fers* (*ferus*) : *revers* : *sers* : *estiers* : *sofers* : *enquers*. 790 *vers* : *envers* : *ters* (Perf.) : *soffers* : *convers* : *malmers* (2. Sg.). — Flam. 838 *Nivers* : *pers* (Adj.). 1283 *meillérs* : *piegérs*. — Brev. 9 *sers* (*servus*) : *Bezers*. 4179 *demers* (Corr. *deniers*) : *leugiers*. 24838 *fers* (*ferus*) : *ters* (*tertius*). 32730 *sers* (*servus*) : *molhers*. — Arch. 34, 200 *sers* : *malmers* : *enquers* : *revers* : *ters* (Part.) : *millers* : *fers* : *Beders* : *vers*. — Ponz. de Capd. Unechte L. IX 129 *sers* (*servus*) : *convers*. — Jaufre 67 *travers* : *cers* (*cervus*). — Jaufre Ergzg. *travers* : *fers* (*feris*). — Joyas 30 *envers* : *prezoniers*. — S. D. 160 *divers* : *despers*.

-ęrsa.

M. W. IV 97 *diversa* (Vb.) : *traversa* : *enversa* ; *tersa* (*tertiat*). Cf. Flam. 4877 ; M. G. 186.

-ęrt.

B. D. 44 *sert* (*certum*) : *apert*. 124 *pert* (*perdit*) : *cert* : *suffert*. — Arn. Dan. 108/9 *cert* : *apert* : *issert* (*exservitum*) : *desert* : *pert* : *revert* (Vb.-Subst.). 110 *tertz* (*tertius*) : *culvertz* (*collibertus*) : *desertz* : *certs* : *esperts* (*expertus*) : *somertz* (*-ergis*) : *ofertz*. — Brev. 9535 *dezert* : *cert*. — Rom. II 174 *desertz* : *apertz*. 176 *apert* : *desert*. 177 *ubert* : *apert*. — Daude de Prad. 871 *pert* : *maynbert*. — Rec. Nr. 31, 212 *Chabert* : *espert*. — Ste. Enimie 1607 *Dagobertz* : *certs*. — Guilh. de Berg. XIX *acubert* : *Robert* ; *sofert* : *espert* ; *cubert* : *Tiert* ; *descubert* : *desert* ; *ubert* : *revert* (*-ertit*); *pert* (*perdit*) : *lasert* (Subst. *lacerta*). — Leys d'am. I 42 *perd* (*perdit*) : *cert*. — M. W. III 375 *deschubert* : *despert* (Vb.). IV 208 *sofert* (Part.) : *pert* (*perdit*). — M. G. 192 *Robert* :

cubert : *cubert* : *Tiert.* 1033 *Robert* : *Girbert.* — Arch. 34, 393 *Gomberz* : *aperz* : *uberz.* 407 *cert* : *Galbert* : *espert* : *offert.*

-ęrta.

B. D. 60 *esperta* : *asserta* (*adcertat*) : *cuberta* : *certa.* — Jaufre 104/5 *cuberta* : *entruberta.* — Joyas 62, 14 *descuberta* : *experta.* — M. W. II 218 *berta* : *certa* : *cuberta.* IV 103 *aperta* : *aserta* (Adj.). — M. G. Nr. 1 *sesperta* : *s'acerta* : *reverta* : *manberta* (Adj.) : *deserta.*

-ęs.

Chrest. prov. 97 *es* (*estis*) : *podes.* 129, 36 *apres* : *Agnes* : *empres* : *pes.* 293, 12 *Moyzes* : *mostres.* 390 *dizes* (*-itis*) : *addes* (Adv.). — M. v. Mont. Nr. 16 *forses* : *oblides* : *pres* (*pressum*). — Bern. v. Vent. *celes* (*-avissem*) : *chantes* : *mandes* : *tornes* : *ames* : *nasques* : *pes* (*pĕdes*) : *pręs* : *engres* : *ades* (Adv.). — B. de Born. Nr. 33 *pes* (*pĕdes*) : *ajudęs.* — B. D. 67 *perdones* : *pes* (*pĕdes*). 68 *pres* (*pressus*) : *proces* : *defendes.* 117 *apres* (Adv.) : *pes* (*pĕdes*). 123 *trobes* : *es* (*es*). 275 *dizes* (*-itis*) : *ades* (Adv.). 288 *seques* : *ades.* 289 *dizes* : *ades.* 290 *voles* : *dizes.* 301 *femels* : *dizes.* — Rec. Nr. 31, 259 *mandęs* : *neguęs.* — Daude de Prad. 585 *apres* (Adv.) : *pes* (*pĕs*). — S. D. 7 *fezęs* : *deves* (*debetis*) (!). 8 *prendes* : *aves.* 11 *Finees* : *apres* (!). 12 *respondes* : *auzes.* 43 *Finees* : *apres.* 65 *poges* : *anaręs* (!). 80 *ades* (Adv.) : *espers.* 265 *perdęs* : *tręs* (!). — S. Agnes 9 *voles* : *ades.* 18 *aves* : *Aynes.* 22 *aves* : *recebes.* 29 *cores* : *Aines.* 33 *creses* : *ades.* 44 *Aines* : *des* (*dedisset*). 47 *Aines* : *ades.* 51 *Aines* : *pres.* — P. Rotg. S. 65 *cofes* : *ades* : *apres* : *pes.* — Flam. 134 *ades* : *pres.* 256 *mentaves* : *venes.* 787 *pes* (*pĕs*) : *pauses.* 1583 *Ulixes* : *ajostes.* 2847 *ies* (*estis*) : *enquerres.* 3183 *ades* : *voles.* 5070 *aves* : *tręs.* 5852 *pęs* : *apres.* — Brev. 11763 *nasques* : *encarnęs.* 19561 *visques* : *onręs.* 21928 *Erodes* : *apręs.* 27231 *calfęs* : *estes* (*stĕtisset*). 28435 *cofęs* : *fęs.* — Rom. II 177 *sentes* (*-ĭtis*) : *prenes.* 179 *prenes* : *saręs.* 180 *prenes* : *amaręs.* 183 *crezes* : *yssiręs.* 184 *podes* : *volręs.* 188 *promettes* : *tenrręs.* 192 *dissęs* : *penrręs.* 195 *prennes* : *faręs.* 196 *aves* : *tardęs* (*-etis*). 198 *podes* : *menęs* (*-etis*). — Guilh. de Cab. III 42 *clames* : *ades* : *engres* : *ames.* — Ste. Enimie 95 *ades* : *pes* (*pĕdes*). 896 *aves* : *pręs.* — Comput. 25 *apręs* : *fares* (*facitis*). 98 *apres* : *metęs* (*-itis*). 100 *apres* : *prendes.* — Poés. inéd. I 159 *ames* : *Etiocles.* 200 *adęs* : *pręs.* II 69 *amęs* : *fęs* umstellen *ręs* : *fęs.* III 13 *engres* : *pres.* V *engres* : *ades* : *es* (*estis*) : *pres* : *conques* (Part.) : *nasques.* — St. Ant.

V. 73 *pes* (*pĕs*) : *divers.* — St. Hon. S. 49 *ostęs* (Vb.) : *pres.* 70 *pes* (*pedes*) : *toques.* 129 *des* (*dĕcem*) : *escarnes.* 166 *Aynes* (*Agnes*) : *portes.* — Pass. du Chr. V. 41 *mostres* : *apres.* 77 *rendes* : *pres.* 261 *apres* : *gites.* 277 *pes* (*pĕdes*) : *pres.* 307 *apres* : *pes.* 624 *pres* : *pes.* 734 *aloes* : *pres.* — Rev. XX. Paraphrase des psaumes de la pénitence. V. 391 *encarnes* (*-asti*) : *presones* (*-arius*). — Jaufre 51 I 6 *pęs* : *andes.* 52 I 30 *feres* (*-itis*) : *apres.* 53 I 8 *cazes* : *feçęs.* 59 I 15 *acosseges* : *apres.* 60 II 13 *veses* : *pes* (*pĕs*). 61 I 14 *ades* : *pes.* 84 II 19 *ades* : *engres.* 98 II 12 *ades* : *pres.* 119 I 4 *ades* : *pres.* 132 I 23 *ades* : *disęs* (*-itis*). 151 II 24 *ades* : *apres.* — Jaufre Ergzg. 347, 12 *Cliges* : *apres.* 359, 20 *apres* : *ades.* — M. W. I 73 *cofes* : *ades* : *apres* : *ames* : *azires* : *pes* : *pendes* : *visques.* 102 *requies* (*requies*) : *Moyses* : *pes* (*pĕdes*). 153/4 *es* (*estis*) : *podęs.* 168 *ades* : *pres* : *nasques.* 187 *esperes* : *ades.* 368 *ades* : *Agnes* : *pęs.* II 109 *engres* : *cantes* : *perdes* : *nasques* : *ades* : *pendes.* III 124 *engres* : *enjanes* (Vb.) : *ades* : *confes.* 225 *des* (*dĕdisset*) : *engres* : *ades* : *ames.* 329 *azires* : *ades* : *pres.* IV 60/61 *gardes* : *esgardes* : *depes* (?) : *pes* (*pĕdes*). 115, 434 *ades* : *engres.* 134, 134 *apres* : *engres.* 161, 167 *ades* : *engres.* 185, 135 *istriones* : *inventores.* 185, 141 *joculatores* : *engres.* 213 *ades* : *pres.* — M. G. 198 *deportes* : *pres* : *crezes* : *ames* : *camjes* : *envejes* : *visques* : *laisses* : *cuges* : *duptes* : *ades* : *portes* : *mudes.* 215 *fines* : *crezes* : *chantes* : *prezentes* : *camjes* : *pejures* : *tardes* : *comenses* : *ades* : *ades* : *mostres* : *lunhes* : *ames* : *proes* : *perdes* : *vires* : *esperes* : *engres.* 231 *essembles* : *nasques* : *ades* : *pes* (*pĕdes*). 804 *crezes* : *depres* : *confes* : *pes* (*pĕdes*). 993 *chantes* : *m'alegres* : *baises* : *pres* : *respondes.* 1248 *des* (*dĕcem*) : *atres* (rückwärts) : *pres* (*prĕtium*). — Prov. geistl. L. 2, 11 *pes* : *ęs.* — Levy, Poés. relig. 134 *es* (*estis*) : *seręs.* 343 *serveç* : *auręç.* 1679 *confes* : *mespręs.* 2739 *es* (*estis*) : *mercęs.* — Leys d'am. III 122 *semenes* : *ares* (*arassem*). — Giorn. di fil. rom. III. P. Rajna, Un nuovo mistero provenzale *ades* : *aves.* — B. Lb. 28, 10 *pes* : *ades.* 62, 74 *trobes* : *nasques* : *pes* : *des* (*dédissem*). 115, 62 *es* (*estis*) : *podes.* — Rom. XIV. 502, 129 *deves* : *es.* 523, 85 *calfęs* : *conjuręs.* — Arch. 33, 424 *clames* : *ades* : *engres* : *ames.* 441 *chantes* : *blasmes* : *apres* : *bęs* : *sauses* : *escoutes* : *pes* : *cofes* : *es* (*estis*) : *nasques* : *pres.* 34, 200 *pres* : *decornes* : *męs* : *defęs* : *adęs* : *pręs* : *gęs* : *alęs* ; *ęs* : *sabęs* : *vezęs* : *pręs.* 400 *rendes* : *mercęs* : *defęs* : *aguęs.* 435 *dęs* : *ręs* : *devęs.* 35, 104 *annes* : *poguęs* : *ames* : *pes* : *pres* : *ames.* 417 *baises* : *ume-*

lies : *galies* : *ades* : *ames* : *forzes* : *laisses* : *vengues* : *es* : *des*. 460 *confes* : *ades* : *apres* : *ames* : *enoges* : *pes* : *visques* : *pengues*. 50, 277 *ades* : *obliderẹs*.

Über die Endung *-ẹtz*, später *-ẹs* (= *ĭtis*) habe ich oben schon gehandelt unter *-ẹtz*; ich will hier nur noch bemerken, daſs dieselbe auch auf die 4. Konj., welche lautgesetzlich *-itz* lauten sollte, analogisch übertragen wurde.

Die Etymologie *agrestis* für *engrẹs* ist aus lautlichen Gründen unzulässig. Woher sollte das *n* kommen? Weshalb stets das *t* abgefallen sein?

Ebensowenig befriedigt das Etymon *ingrĕvis* statt *ingravis*; denn wir haben für **grevis* stets die Form *grẹus*, nie *grẹs*.

Als Fremdwörter aus dem Lateinischen sind zu betrachten *aloẹs*, *requies*, *istriones*, *inventores*, *joculatores*, *Cliges*, *Moyses*, *Aines* neben *Agnes*, *Erodes*, *Etiocles*, *Ulixes*.

-iesa.

Flam. 2310 *gliesa* (ἐκκλησία, cf. frz. *église*) : *eia* (*ĕja*).

-ẹsca.

Flam. 1067 *esca* : *tesca* (*texam*). 1509 *esca* (*ex'am*) : *vesca* (*vest'am*). — Ste. Enimie 1355 *yesca* (*exeam*) : *nyesca* (?).

-ẹsge.

Choix V 128 *domesge* (*domesticum*) : *foresge*. — Lex. rom. III 372 *foresgue* : *domesgue*.

-ẹsson.

Rom. II. 182 *mangesson* : *vengẹsson*.

-ẹst.

B. de Born. Nr. 3 *enquest* (Part.) : *desvest* (*-est'at*) : *rest* (Vb.) : *forest* : *conquest* : *Susest* (*Sussex*). — B. D. 76 *rest* : *test* (*testes*). — S. Agnes S. 11 *axorest* : *cresest*. — Brev. d'am. 14235 *discendiest* : *espoliest*. — Pass. du Chr. V. 193 *gietest* : *gardiest* (*-asti*). — Rev. XXII. St. Eustache 1722 *forest* : *prest* (*presto*). — Joyas 23, 19 *honest* : *lo test* (*testam*). — M. W. I 78 *forest* : *tempest* (Vb.). 198 *Alest* : *mest* (*mæstum*) : *vest* : *ẹst*. — M. G. 109 *conquest* : *rest* : *Ucest* : *Est* : *rest*. 358 *forest* : *test* : *test* (Subst.) : *tempest* : *prest* : *vest*. — Brev. 3962 *test* : *Almagest*. — Leys d'am. I 230 *test* (Subst.) : *arrest* : *forest* : *est*. — Zsch. IV 524

manifest : *gest* : *deshonest* : *forest.* — Arch. 34, 406 *est* (*es*) : *perdest* : *revest* : *vest* : *devest* : *Est.* 50, 264 *est* : *perdest* : *revest* : *vest* : *devest* : *Est.*

-ęsta.

B. de Born. Nr. 2 *elesta* (Glanzpunkt) : *festa* : *amonesta* : *testa* : *poesta* : *questa* (Subst.) : *resta.* Nr. 29 *gesta* (*gesta*) : *testa* : *conquesta* (Part.) : *tempesta* : *bisesta* (*bisextare*) : *festa* : *esta.* — B. D. S. 58 *requesta* : *festa* : *tempesta* : *testa.* 63 *gestas* : *conquestas* : *prestas* : *digestas* (*digestas*). 78 *festa* : *tempesta.* — S. D. 158 *bestas* : *testas.* — Arn. Dan. S. 118 *conquesta* (Subst.) : *investa* (Konj.) : *resta* : *festa* : *testa* : *amonesta.* — Flam. 294 *festa* : *sexta.* 1309 *festa* : *resta.* 5202 *festa* : *aresta.* — 12655 *testa* : *requesta* (Subst.). — Rom. II. 179 *festa* : *honesta.* 186 *testa* : *festa.* — Comput. 120 *festa* : *manifesta.* — Leys d'am. III 206 *aręstas* (*arĭstas*) : *tempestas.* — Brev. 23700 *festa* : *requesta.* — St. Hon. S. 14 *gesta* : *testa.* 15 *resta* : *testa.* 17 *jesta* : *manifesta.* 26 *amonesta* : *gesta.* 28 *questa* (Subst.; cf. frz. *quête*, ital. *chiesta*) : *resta.* 46 *roesta* (Niederlage) : *testa.* 111 *tempesta* : *testa.* 166 *festa* : *amonesta.* 192 *jesta* : *conquesta.* 204 *conquesta* : *testa.* — Jaufre 58 I 16 *tempesta* : *testa.* 77 II 29 *fenestra* : *testa.* — Jaufre Ergzg. 188, 30 *testa* : *tempesta.* — Joyas 31, 13 *conquesta* : *presta* (Adj.). 44 *requesta* : *presta.* 144, 12 *cridesta* (Lärm) : *tempesta* : *desonesta.* 161 *manifesta* : *tempesta.* 209 *amonesta* : *festa.* 264 *caréstia* : *béstia.* — M. W. I 80 *tempesta* : *testa* : *amonesta* : *devesta.* II 185 *festa* : *questa* : *testa* : *resta* : *honesta* : *gesta.* — Arch. 50, 275 *vesta* (Subst.) : *desvesta* : *testa* : *manifesta.* — M. G. 39 *festa* : *testa* : *gesta* : *testa* : *enquesta* : *testa* : *elesta* (Part.) : *honesta* : *testa* : *conquesta.* 95 *conquesta* : *envesta* (Konj.) : *resta* : *festa* : *testa* : *amonesta.* 361 *tempesta* : *testa* : *amonesta* : *gesta* : *resta* : *desvesta* (Konj.).

Anm. Das Subst. *besta* weist, ähnlich wie das nordfrz. *bête*, auf ein Etymon *besta*, nicht *bestia* hin. Wenn daneben die Form *bestia* vorkommt, so ist dieselbe als Fremdwort zu betrachten, wie schon aus der Erhaltung des Hiatus-*I* hervorgeht.

Das Part. *quęst*, *quęsta* setzt eine lat. Betonung *quǣsitum* voraus. Aufser diesem Part. begegnen uns noch folgende andere Formen im Reime: *ques*, *queis*, *quis*, *quist*, *quezit*, *querit*, aufserhalb des Reimes *quesut* und *querregut*.

Die Formen *ques*, *queis* habe ich früher schon erklärt. Die Form *quis* erklärt sich von *ques* aus dadurch, dafs das *i* vom Perf. auf das Part. übertragen wurde. Das Perf. *quis* ist *quēsi*-Vok. Auf ähnliche Weise erklären sich auch die Perf. *sis* und *pris*, sowie die gleichlautenden Part.

Die Form *quist* läfst sich doppelt erklären. Entweder haben wir dabei auszugehen von einem Part. **quēstum*, das man auf Grund des Perf. **quēsi* bildete. *Quēstum* ergab *quęst*, unter Einwirkung des Perf.

quis quist; oder wir gehen vom Part. *quis* aus, welches durch Beeinflussung von *quest* ein *t* bekam.

Quezit ist das regelrechte Part. *quæsitum*. *Querit* könnte das Part. *quezit* sein in denjenigen Gegenden, wo tönendes *s* zu *r* übergeht; es könnte aber auch Neubildung vom Infin. *querir* aus sein.

Quesut ist schwaches Part. und setzt eine Bildung *quæsūtum* nach *quæsui* voraus. *Querregut* endlich ist von einem schwachen Perf. *querrec* abgeleitet.

Das Verbum *amonestar* kommt nach J. Ulrich, Rom. VII 264, von einem Part. **monestus*, ähnlich oder analog gebildet wie *quest* und *gest* (*gestum*). Die Ableitung von *admolestare* scheint mir nicht nur wegen der lautlichen Schwierigkeit (Übergang von *l* zu *n*), sondern vor allem wegen der Bedeutungsentwickelung unzulässig.

-ęstra.

Flam. 830 *fenestra* : *destra*. 2202 *fenestra* : *destra*. — Daude de Prad. 746 *destra* : *sinestra*. — Jaufre 161 II 14 *estras* (*extra*) : *fenestras*. — Brev. 16260 *destra* : *senestra*.

Anm. *Senestra* ist *senextra*, welches analogisch nach dem Gegenteil *dextra* gebildet wurde. Cf. *leu* und *greu*.

-ęstre.

Chrest. prov. 96 *destre* : *senestre*. — B. D. 63 *ancestres* (*antecessor*) : *pestres* (*présbyter*) : *sinestres* : *destres*. — Flam. 4490 *destre* : *senestre*. — St. Ant. 2934 *mestre* (*magister*) : *mętre* (*mittere*). — Rev. XX. La cour d'amour 416 *destre* : *terestre*. XXII. St. Eustache 565 *vespre* : *mestre*. — Joyas 60, 14 *senestre* : *mestre* (*magister*). 80, 2 *terrestre* : *estre* (*éssere*). 111, 2 *estre* : *terrestre* : *prestre*. 121 *mestre* : *estre* : *sequestre* : *destre*. 142, 1 *destre* : *adestre*. — M. G. 279 *destre* (*dexteram*) : *terrestre*. 133, 23 *estre* (*essere*) : *majestre*.

Die Form *majęstre,* sowie *mestre* erklärt sich wohl unter nordfrz. Einfluſs; anderenfalls haben wir mehrmals ungenauen Reim.

-ęt.

M. v. Mont. Nr. 1, 8 *set* (*septem*) : *chantet* : *chasset* : *nadet* (Perf.). — B. D. 197 *profieg* : *lieg*. — S. D. 6 *estendet* : *passet*. 69 *Nohe* : *salvet*. 466 *secret* : *penset*. — Brev. 11544 *gitet* : *Nazaret*. 12033 *Nazaret* : *effantet*. 12575 *Helizabet* : *anunciet*. 13662 *secret* : *ręt*. 17244 *decret* : *tractet* (*-avit*). 20548 *Helizabet* : *comtet*. 21222 *Helizabet* : *emprenhet*. 21226 *Nazaret* : *trobęt*. 22637 *secret* : *estanquet*. — Rom. II. S. 174 *brachet* (?) : *dręch;* *anet* : *trobet*. 175 *respondet* : *Blandinęt*. 177 *anet* : *combatet;* *anet* : *donet*. 178 *avisset* (?) : *Blandinęt;* *tiret* : *tombet;* *intret* : *trobet;* *Blandinęt* : *trobet;* *sonęt* : *Lionęt*. 181 *tramęt* : *Leonęt*. 182 *montet* : *bacinet* (?). 184 *encontret* : *męt*. 186 *levet* : *Blandinęt*. 187 *basinet* : *salit;* *bacinet* : *fendęt;*

donet : *basinet*. 191 *donet* : *rompet*. — St. Hon. S. 109 *deyssendet* : *seguet* (Vb.). — St. Ant. V. 342 *perfet* (*perfectum*) : *delet* (Vergnügen). — Jaufre 162 II 37 *semblet* : *bęc*. — M. W. III 23 *saludet* : *baiset* ... : *pecquet* : *bavęt* (Subst.). IV 12 *set* (*septem*) : *secreth* : *penet* : *triętth* : *veth* (*vĕtitum*) : *aizinet* : *leth* (*læti*) : *reth* (*reddit*). — M. G. 341 *devet* : *calet* (Vb.). 741 *set* (*septem*) : *quet* : *estet*. — B. Lb. 35, 10 *recet* (*receptum* ?) : *parlet*. 38, 57 *quet* (*quietum*) : *regardet*.

Über *secret, decret, quiet* vergl. unter *-ętz*. *Nazaret* und *Helizabet* sind Fremdwörter.

-ęta.

S. D. S. 1 *prophetas* : *certas*. 20 *propheta* : *aperta*. — Lex. rom. IV 571 *replęta* (*repleta*) : *lęta* (*læta*). — Flam. 1269 *asseta* (*assectat*) : *geta* (*jectat*). 3277 *assetes* : *getes*. 5062 *gietas* : *prophetas*.

Prophęta ist Fremdwort.

-ętica.

Flam. 5446 *dialetica* (*dialectica*) : *arismetiga*.

-ętge.

Guilh. de Berg. VIII 31 *metge* (*mĕdicum*) : *Dusege* : *pege* (*pectus*) : *fetge* (*fĭcatum*). — Leys d'am. I 158 *fetge* (*ficatum*) : *metge* (*medicum*). — Rev. XXIX 227 *metge* : *assetge*.

Bei *fetge* müssen wir entweder *fĕcatum* resp. **fetacum* als Etymon ansetzen, oder wir haben zweimal ungenauen Reim.

-ętz.

Chrest. prov. 262 *crietz* (*creditis*) : *volętz*. 329 *podetz* : *bastiretz*. — Guilh. Fig. Nr. 2 *temetz* : *devetz* : *fazetz* : *detz* (10) : *tenetz* : *podetz* : *perdetz*. — B. D. 103 *dixetz* : *devetz*; *mentetz* : *pretz* (*prĕtium*); *finetz* : *disetz* : *sabetz* : *voletz*. 120 *pietz* (*pĕjus*) : *lietz* (*lætus*). 158 *pretz* : *engręs*. 183 *poirętz* : *etz* (*estis*). — S. D. 293 *etz* : *sezetz*. — P. Rotg. S. 45 *avetz* : *pretz* (*prĕtium*) : *letz* (*lætus*). 46 *quetz* (*quietus*) : *setz* (*sextus*) : *destrenhetz*. — Arn. Dan. 105/6 *letz* (*lætus*) : *pretz* (*prĕtio*) : *detz* (10) : *quetz* (*quietos*) : *etz* (*estis*) : *pretz*. — Flam. 2600 *devetz* : *podes*. — Rec. Nr. 32, 7 *menetz* : *salletz* : *pausetz* : *trauquetz* : *sonetz*. Nr. 32, 10 *dressetz* : *pausetz* : *tremolęs* : *delogųęs* : *adęs*. — Daude de Prad. 1696 *mansuetz* (*mansuētus*) : *letz* (*lætus*). — Poés. inéd. III 99 *sabetz* : *pretz* (*prĕtium*). — Ponz. de Capd. Unechte L. IX 157 *letz* (*lætus*) : *sentetz*. — Crois. alb. 2660 *sabetz* : *pretz* : *letz* (*lætus*). — M. W. I 179 *pretz* : *avetz*. II 120 *pretz* : *detz* (10) : *quetz* (*quictus*) : *sabetz* :

devetz : *voletz*. 219 *queretz* : *venetz* : *proferetz* : *detz* (10). III 103 *letz* (*lætus*) : *etz* (*estis*) : *pretz* (*prĕtium*) : *sentetz*. 121 *quetz* (*quietus*) : *vetz* (*vetitum*) : *secretz* : *pessętz* : *sabetz* : *decretz* : *trudętz* (Lockung). 356 *pretz* : *avetz*. IV 139, 383 *pretz* : *auxetz*. 146, 100 *pretz* : *sabetz* : *possexetz* : *avetz*. 155, 293 *possesetz* : *avetz*. — M. G. 227 *pretz* (*pretium*) : *letz* (*lætus*) : *sabetz* : *quetz* (*quietus*) : *vezetz* : *sentetz* : *destrenhetz*. 278 *prec* : *avec* : *dec* (10) : *lec* (*lætus*) : *tenec* : *creec* : *sabęc*. 341 *pretz* (*pretium*) : *sabetz*. 633 *disetz* : *entendetz* : *conoissetz* : *temetz* : *pretz* (Subst.). 823 *pretz* (Subst.) : *letz* (*lætus*) : *sabetz* : *quetz* (*quietus*) : *vezetz* : *sentetz* etc. 1028 *crezetz* : *detz* (10) : *vetz* (*vetitum*). — Manuskr. Gavaudan. „Eu no sui pars" B. Gr. 174, 5 *certz* : *detz* (10) : *entendetz* : *crezetz* : *cubertz* : *ubertz* : *quetz* (*quietus*) : *voletz*. — Anc. poés. rel. V. 68 *pretz* : *proferts* (Part.). — Leys d'am. I 110 *etz* (*estis*) : *detz* (*dĕcem*). — B. Lb. 142, 45 *podetz* : *bastirętz*. — Rom. XIV. 500, 65 *voletz* : *adęs*. — Arch. 34, 200 *detz* (10) : *prendrętz* : *devetz* : *aurętz* : *enqueretz*. 34, 429 *volęsz* : *volguessęsz*.

Über die Verbalendung der 2. Plur. Ind. Präs. von der 2. bis 4. Konjug. vergl. das unter *-ętz* Gesagte.

-ęu.

Chrest. prov. S. 18 *damrideu* : *eu* (*ego*) : *damrideu*. 20 *deus* : *teus* (*tuus*). 34 *greus* (**grevis*) : *Peiteus* : *Angeus*. 270 *dio* (*deum*) : *lio* (*lĕvem*). — M. v. Mont. Nr. 4a *deu* : *eu* : *feu*. Nr. 16 *fieus* : *mieus*. — B. D. S. 98 *Macabieu* : *juzieu*. 120 *leu* : *greu*. 151 *meteus* (*metipsum*) : *greus*. — S. D. S. 5 *corrieu* (*curre-locum*; Stengel, Zsch. I 430) : *dieu*. 72 *romieus* : *domerdieus*. 73 *Philistieu* : *Juzieu*. 202 *estieu* : *rieu*. 208 *estieus* : *nieus* (*nivem*). 291 *tieus* : *captieus*. 297 *deu* : *feu*; *Ebreu* : *neu* : *eu*. — P. Rotg. S. 83 *neus* (*nivem*) : *mieus* : *dieus*. — P. Vid. S. 1 *eu* : *greu* : *seu* (*suum*). 24 *Peiteus* : *Angeus*; *treus* : *neus*; *seus* : *meus*. 68 *pleu* : *canineu*. — Brev. 495 *ieu* : *vieu* (*vivit*). 5733 *estieu* (*æstivum*) : *nieu* (*nivem*). 12729 *Zebedieu* : *Dieu*. 13770 *ieu* (*ĕgo*) : *vieu* (*vīvum*). 20912 *Andrieus* : *sieus*. 20928 *Alfieu* : *Dieu*. 20936 *vieus* (*vīvos*) : *Bertolmieus*. 21959 *Dieu* : *Nazarieu*. 23262 *vieu* (*vivum*) : *Dieu*. 34082 *plieu* : *estieu*. 34086 *brieu* (Subst.) : *caitieu* (*-īvum*). 34090 *vieu* (Vb.) : *esquieu* (Vb.). — Daude de Prad. V. 105 *yeu* : *meu*. — Ste. Enimie 41 *Clodoveu* : *Dieu*. 872 *pleu* (*plebem*) : *Dyeu*. — Guilh. de Berg. XII 29 *aveu* (?) : *romeu* : *deu* : *leu*. XIII 32 *brieu* : *nieu*.

43 *ragrieu* (?) : *Andrieu*. 53 *ieu* : *regalieu* (Hdschr. *regaliu*). — Poés. inéd. I 81 *ceu* (*cælum*) : *feu* (Lehm). III 58 *Dieu* : *fieu*. — St. André 15/16 *Diou* : *juyou* : *Andriou*. — St. Hon. S. 48 *romieu* : *Dieu*. 50 *manichieus* : *sieus*. 115 *Peitou* : *Anjou*. 119 *esquieus* : *caitieus*. 171 *Dieu* : *renieu* (Wucher). 196 *Dieu* : *greu*. 203 *Bertomieu* : *Dieu*. 204 *caitieus* : *rieus*. — St. Ant. 193 *Mathiou* : *sio* (*suum*). 2276 *you* : *Dio*. — Pass. du Chr. V. 223 *Dieu* : *Juzieu*. — Rev. XX. Paraphrase des psaumes de la pénitence. V. 195 *Diu* : *humiu*. La cour d'amour. V. 411 *brieu* : *greu*. 1127 *brieus* : *fieus*. XXI. Pastourelle provençale. 1 *aprieu* : *rieu* : *humieu* : *mieu*. St. Eustache. V. 66 *iou* : *diou*. XXII 1228 *miou* : *Diou*. 1524 *romiou* : *siou*. XXVIII. Ste. Marie Madeleine. 18 *Dieu* : *Naxareu*. — Jaufre 72 I 7 *Deu* : *vieu* (*vīvum*). — B. Lb. 147, 15 *agradieus* (*-īvus*) : *dieus*. — M. W. I 132 *fieus* : *mieus* : *Angieus* : *sieus* : *trieus* : *mieus* : *juzieus* : *lieus* : *brieus* : *grieus* : *romieus* : *sieus* : *lieus*. 155 *estieu* : *aprieu*. 332 *recalieu* : *esquieu*. II 220 *sieu* (*siat*) : *vieu* (*vivit*). 221 *manleu* : *greu* : *leu* : *leu* : *beu* (*bibit*) : *deu* (*debet*) : *sieu* : *meu*. III 2 *irneus* : *tropeus* : *chapdeus* : *grieus* (*grĕvis*) : *noveus* (*-ellus*) : *sieus* : *morseus* : *casteus* : *noveus* : *sieus*. 89 *grieus* : *Andrieus* : *sieus* : *mieus* : *dieus* : *fieus* : *brieus* : *nieus* (*nivem*) : *Angieus* : *romieus*. 123 *Matheu* : *dieu* : *mieu*. 285 *brieu* : *dieu* : *fieu* : *lieu* : *mieu* : *romieu* : *renieu* (*renĕgum*) : *Andrieu* : *corrieu* : *ieu* : *Juzieu* : *plieu* (*plevir*) : *brieu* : *dieu* : *trieu* (Spur = *trivium* oder von *trevar*) : *sieu* : *grieu* : *ieu*. 326 *dieu* : *fieu* : *ieu* : *lieu* : *sieu* : *grieu* : *romieu* : *brieu* : *mieu* : *brieu* (Subst.) : *dieu* : *sieu*. 348 *correu* : *breu* : *meu* : *romeu*. 353 *Bertolmieu* : *Dieu*. IV 90 *romieu* : *grieu* : *lieu* : *dieu* : *yeu* : *sieu*. 106, 15 *esforsieu* : *vieu* (*vivit*). 122 *vieu* : *brieu*. 191, 5 *pessieus* : *agradieus*. 194, 135 *vieu* (*vivi*) : *brieu*. 196, 248 *pessieu* : *brieu*. 197, 305 *pessieu* : *caitieu*. 198 *esforsieu* : *pelegieu*. 220, 432 *estieu* : *brieu*. 226, 670 *agradieu* : *humelieu*. — M. G. 105, 4 *renieu* (Wucher) : *feu* : *annieu* (= *annọu*) : *plieu* : *estrieu* (Steigbügel) : *mieu*. 112 *vieu* (*vīvit*) : *s'abrieu*. 124 *neus* (*nivem*) : *auxeus* (*-ellus*) : *leus* : *isneus* : *brondeus* : *bordeus* : *neus* : *leus* (*lĕvis*) : *escorneus* : *aigneus* : *rauseus* : *breus* : *chasteus* : *manganeus* : *greus*. 225 *noveus* (*-ellus*) : *beus* : *capdeus* : *leus* (*lĕvis*) : *manleus* (Bürgschaft) : *treus* : *breus* : *apeus* : *seus* : *morseus* : *manteus* : *aneus* : *espeus* : *manteus*. 278 *breu* : *eu* : *greu* : *coreu* : *feu* : *deu* : *seu* :

meu. 341 *ieu* : *grieu.* 630 *neu* (*nivem*) : *greu* : *breu* : *neu.* 879 *neus* (*nivem*) : *auzeus* (*-ellus*) : *beus* (*bellus*) : *isneus* : *brondeus* : *Bordeus* : *aneus* : *seus* : *estorneus* : *agneus* : *rauseus* : *breus* : *casteus* : *manganeus* : *greus.* 975, 4 *renieu* (= *renọu*) : *Andrieu* : *plieu* : *Juzieu.* 1083 *esquieus* : *braidieus* (Schreier) : *estieus* : *vieus* : *brieus* (= *brius,* ungestüm) : *calieus* (Feuerglut) : *autieus* : *rieus* (*rīvus*) : *nominatieus* (*-ivus*) : *agradieus* : *mesclieus.* 1109 *neu* (*nivem*) : *greu* : *sieu* : *dieu* : *fieu* : *leu.* 1202 *trieus* : *breus.* 1069 *revieu* : *brieu* : *senhorieu* : *recalieu* : *caitieu* : *badieu* : *plieu* : *escrieu* : *estieu.* — Prov. geistl. L. 7, 45 *deus* : *meçeus* (*metipsos*). 21, 67 *Matheu* : *Bertolameu.* 31, 5 *Çebedeu* : *Bartolameu.* 193, 457 *deu* (*dēbet*) : *deu* (*deum*). 345, 517 *deu* (*deum*) : *meçeu.* — Leys d'am. III, 320 *Juzieu* : *Farizieu.* — Rom. I. Prologue d'un poème inconnu *s'abrieu* : *vieu* (*vivit*). XIV 525 *Dieus* : *vieu.* — Arch. 32, 413 *eu* : *greu.* — Rev. 21, 57 *aprieu* : *humieu* : *mieu* (*mille*) : *sarzieu* : *rieu* (*rīvum*) : *aizieu* : *Dieu* : *plieu* : *vieu.*

Unter den *-ẹu*-Reimen fallen besonders zwei Arten auf:

1) wo *-eu* entstanden ist aus *-ẹl* Kons. Den Übergang von *-el* Kons. zu *-eu* treffen wir zwar frühzeitig auch in Prosadenkmälern, aber als sicheres Kriterium haben wir bloſs den Reim, wo z. B. ein *beus* (*bellus*) reimt zu *leus* (*lĕ́vis*).

2) Wo *-eu* (*-ieu*) entspricht $\bar{\imath} + v$, wie z. B. in *vieu* = *vivum.* / *vivit.*

Beide Übergänge sind durch den Reim für gewisse Dialekte hinlänglich gesichert.

Teu (*tuum*), *seu* (*suum*) sind analogische Ausgleichungen nach *meu* (*meum*).

Greus entspricht einem lat. **grĕ́vis,* das man nach dem Gegenteil *lĕvis* bildete.

Eu (*ego*) ist die Entwickelung von *ĕ́go* Vok.: *ĕ́go* Vok. — *ĕgu̯* — *ẹu̯* — *ẹu.* Wir haben also die eine Satzdoppelform verallgemeinert.

Espeut ist nach Suchier, Zs. I 432 abgeleitet von *espiels* — *espieus.*

Wenn endlich *neu* (= *nivem*), *pleu* (= *plēbem*), *deu* (= *debet*), *beu* (= *bibit*) im Reime zu *greu* (**grĕ́vem*), *leu* (*lĕ́vem*) etc. vorkommt, so ist dadurch hinlänglich gesichert, daſs die betr. Wörter *ẹ* haben. Dieses *ẹ* kann sich nur durch den Einfluſs des folgenden Labials entwickelt haben. Eine Bestätigung dieses Gesetzes finden wir auſserdem in der ganz parallelen Entwickelung der *O*-Laute, sowie in der

Vergleichung oder Heranziehung der übrigen rom. Sprachen. *Nivem* heifst in gewissen ital. Dialekten *nieve,* im Senesischen *nęve,* im Spanischen stets *nieve.* Der Diphthong weist mit Sicherheit auf ę. Für *nęu* (Gröber, Wölflins Arch. IV 133) finde ich im Reime keinen Beleg. — Nehmen wir dazu noch die Reime auf *-ębre, -ęp* und *-ęure,* so dürfen wir mit vollem Recht das Gesetz aufstellen, dafs schon im südgallischen Vulgärlatein ẹ́ vor Labial zu ę überging. Ist ja der analoge Übergang beim klass.-lat. *ōvum* gemein-vulgärlateinisch.

Wenn uns *deu* (= *debet*) oder *beu* (= *bibit*) nur wenig im Reime begegnet, so spricht das nicht gegen das Gesetz; es handelt sich hier eben um Verbalformen, wo auch die Analogie der endungsbetonten Formen Platz greifen konnte. In unbetonter Silbe mufste ę wieder zu ẹ übergehen.

-ęuja.

B. Lb. 109 *m'aleuja* : *s'abreuja* : *greuja* : *deu ja.*

-ęula.

Flam. 6042 *teula* (*tĕgula*) : *leula.*

-ęure.

Flam. 1948 *beure* (*bibere*) : *pleure.* — Rev. XXII. St. Eustache 1699 *beoure* : *deylioure.* — M. W. II 203 *vieure* : *t'enieure* : *lieure.* 205 *beure* : *ieure* (*ēbrius;* cf. Gröber, Wölflins Arch. II 376) : *desveure* (?). IV 198, 332 *delieure* : *vieure.* — Brev. d'am. 17146 *beurẹ* : *vieure.*

-ęva.

S. D. 62 *Eva* : *leva* (*levat*). — Flam. 562 *leva* : *reva* (*rêve*). 4752 *treva* (Vb.) : *leva.* — Rev. XX. La cour d'amour 1547 *romeva* : *trieva* (*treuga*). — Arch. 32, 408 *leva* : *Eva* : *treva* : *leva* : *treva.* 51, 252 *greva* : *Eva* : *treva* : *leva* : *treva.* — M. G. 341 *treva* : *leva.* 902 *greva* : *Eva* : *treva* : *leva.*

-ęve.

Daude de Prad. 1795 *Esteves* : *leves.* — Rev. XXIX 228 *Esteve* : *leve.*

-i.

S. D. 19 *auzi* (*-ivi*) : *merci.* — Rom. II 174 *ayssi* (*æque sic*) : *my* (*me*); *amy* : *dich.* 178 *Blandi* : *my* (*me*). 179 *amy* : *dich.* — St. Ant. 3853 *Anthoni* : *eysi.* — Pass. du Chr. 65 *mi* (*me*) : *mati.* — Joyas 136, 9 *my* (*me*) : *fy* (*finum*). — M. W. III 366/7 *merci* : *mi* (*me*). — Zsch. IV 503 *mi* (*me*) : *di* (*diem*). — B. Lb. 133, 7 *merci* :

mi (*me*). 133, 71 *parti* (*-ivit*) : *di* (*dixit*). — Arch. 33, 298 *mi* (*mē*) : *casti* (*-īget*). 34, 411 *mi* (*me*) : *autressi* : *Joanni* : *merci*. 35, 106 *mi* : *aici*. 455 *mi* : *casti* : *fi* : *endecli* : *aissi*. — Brev. 11631 *veri* (*venēnum*) : *giqui*. 26739 *veri* : *aqui*.

Anm. Unter den *-i*-Reimen befinden sich einige Ausnahmen von den bisher aufgestellten Regeln; jedoch sind es nur scheinbare Ausnahmen, z. B. *mi* = *me*. Blofs der Bedeutung nach entspricht *mi* dem lat. *me*; formell ist es das lat. *mihi*, das in einer Anzahl von Dialekten die Funktion des Cas. obl. übernahm.

Di ist das lat. *diem*; daneben kommt die Form *dia* = lat. **diam* vor.

Merci (*mercedem*) ist Lehnwort aus dem Nordfrz.; als Fremdwörter sind auch *veni* (*venenum*), *Antoní* (*Antonium*) und *Joanni* (*Johannem*) anzusehen.

Eyci (*ecce ĭbi*) und *aqui* (*eccum ĭbi*) sind die Verallgemeinerungen derjenigen Satzdoppelformen, welche vor vok. Anlaut eintreten mufsten. *Ĭbi* Vok. *i*.

-ia.

Bern. v. Vent. *mia* : *Normandia* : *via* : *dia* : *-ia* (*-ebam*, *-ibam*). — B. D. 49, 26 *sia* : *via*. — S. D. 160 *via* : *veja* (*videam*). — Brev. 675 *guia* (*wîsa*) : *sia*. 2886 *milia* (*milia*) : *sería*. 3800 *fructifia* (*-icat*) : *guia* (*wîsa*). [7089 *guiza* : *Arcimiza*. 26137 *guiza* : *diviza*.] 10049 *Tobias* : *vias*. 10908 *dia* (*dīcat*) : *sia*. 14053 *Maria* : *mia*. 14086 *diversifia* : *dia* (**diam*). 14342 *crucifia* : *Maria*. 21346 *sia* : *Zacaria*. 30592 *amia* (*amica*) : *folia*. 33521 *amia* : *dia* (**diam*). — Rom. II 174 *dormia* : *potia*; *ausirie* : *podie*. 175 *perdia* : *podia*; *amya* (*amīca*) : *cavallaria*. 176 *avia* : *vessia*; *via* : *dia*; *sia* : *via*. 178 *aussie* : *dissie*. 179 *avien* (*-ebant*) : *ysien* (*-ibant*). 190 *dormia* : *jassia*. 191 *defendie* : *podie*. — Leys d'am. I 266 *stia* : *sia*. — St. Hon. S. 28 *Nicomedia* : *Ongria*. 39 *Ongria* : *Romania*. 70 *abadia* : *Maria*. 103 *abadia* : *mongia* (Mönchskleid). 162 *melodia* : *Jesarchia* (*Hierarchia*). 197 *melodia* : *gezarchia*. 206 *venia* : *fazia*. — M. W. I 167 *dia* : *sia*. II 186 *Turquia* : *Normandia* : *baronia*. 214 *luxuria* : *sia*. III 8 *folia* : *leugaria* (*leviaria*). 351/2 *estia* : *cambia*. IV 234, 27 *plairia* : *cundeya* (Subst.). — B. Lb. 94, 52 *guabaria* : *sia*. 96 *pia* : *via* : *companhia* : *paria* : *bestia* : *sia* : *folia* : *estia*. — Rom. XIV 492 *Maria* : *pia*. 494, 85 *crezie* : *vie*. 512, 448 *cie* (*sit*) : *via*. 512, 485 *amia* (*amica*) : *benezia* (*-īcat*). 522, 25 *daria* : *comprarie*. 522, 53 *fazie* : *metia*. 522, 63 *metie* : *pestrie*. 522, 73 *partiria* : *centie*. 523, 87 *calfarie* : *vorie*. 525, 23 *colie* : *companhie*. 530, 9 *Marie* : *dia*. — Arch. 32, 421

sia : *estia.* 34, 186 *sia* : *lia* (*ligat*). 198 *dia* : *estia.* 402 *estia* : *segria.* 404 *estia* : *duria.* 49, 323 *follia* : *stia* : *moria.* 51, 253 *baillia* : *estia* : *auria* etc.

Eine weitere Ausnahme von den früher aufgestellten Gesetzen bilden, aufser verschiedenen Fremdwörtern auf *-ia*, die Wörter *dia, mia, pia, sia, via,* sowie die Imperf. der 2. und 3. Konjug. Überall haben wir da im Vlglat. *ẹ́*, dem unmittelbar *a* folgt. In all diesen Fällen geht *ẹ́* zu *i* über.

Die Form *sia* ist das vlglat. *siat,* nicht *sit.* Aufserdem kommen noch andere Formen vor: *sei* M. G. 795 u. 1306 : *rẹi.* *seja* und *sieu* M. W. II 220.

Sei ist wohl das lat. *sit* in denjenigen Dialekten, wo sich *ẹ́* zu *ẹi* entwickelt; *seja* ist dann Kompromifsbildung zwischen *sei* und *sia* unter Einwirkung von *aja* (= *habeam*). Vgl. auch *esteja.*

Auf ähnliche Art erklären sich die verschiedenen Konjunktivformen von *estar: estei* (*stet*), *estia* (**steat*), *esteja, estec.*

-ibla, -ible.

Joyas 61, 10 *terrible* : *pazible.* 116, 8 *trassible* : *terribla* : *orribla* : *impossibla.* 125, 2 *terribla* : *visibla.* — St. Ant. 1367 *terriblas* : *meravilhas.*

-ible = lat. *-ĭbilem* ist fremdwortliche Entwickelung.

-ic.

Joyas 56, 1 *morics* (*mourut*) : *castics* (Subst.) : *abrics* : *publics.* 57, 5 *destrics* : *pics* (Stofs) : *trics* (Subst.) : *pazifics* : *catholics* : *amics* : *autentics* : *magnifics.* 264, 6 *ricx* : *mendics.* — Guilh. de Cab. III 41 *antics* : *nics* (*nix*). — M. W. III 164 *gic* : *m'afortic* : *antic* : *grazic* : *Enric* : *mentic* : *mendic* : *destric* : *enic* : *fallic* : *ric* : *gic* : *amic* : *complic.* IV, 119, 87 *amics* : *destrics.* — Manuskr. Hsch. D. Garins *dic* (*dico*) : *retic* (*retinuit*).

-ics aus lat. *-ĭcus* ist fremdwortliche Entwickelung; ebenso *nics* = *nix.*

-ica.

Joyas 100, 6 *publica* (Adj.) : *multiplica.* 133 *s'applica* : *publica.* 235 *Rectoria* : *pratica* (Vb.).

Auch hier haben wir durchweg fremdwortliche Entwickelung.

-ice.

Joyas 1, 27 *service* : *ofice* (*-ĭcium*). 23, 9 *vice* : *service*.

-icia (-ecia).

Joyas 66, 1 *malicia* : *nequizia* : *noticia* : *injusticia*. 90, 10 *malecia* : *Venezia*. 118 *policia* : *propicia* (Adj.) : *leticia* : *milicia* : *amicicia*. 134, 5 *Justecia* : *pollecia*. 162, 2 *Justecia* : *notecia*.

-ida.

Arch. 34, 379 *chauzida* : *conquezida* (Part.).

-igne.

Brev. 14115 *digne* : *regne*. 14433 *digne* : *regne*.
Beides sind Fremdwörter.

-il̃.

Chrest. prov. 294 *filh* : *meravilh*. — Flam. 102 *fill* : *meravill*. — Brev. 100 *fils* (*fīlium*) : *perils*. 20426 *meravilh* : *filh*. 21645 *silh* (Pron.) : *filh*. 26467 *perilh* (*-ĭculum*) : *eissilh* (*-īlium*). — Daude de Prad. 1147 *aquil* (Pron.) : *eissil*. — Ste. Enimie 203 *ilh* : *perilh*. — Pass. du Chr. 620 *fil* (*filium*) : *sil* (*cilium*). 703 *fil* (*filium*) : *meravil*. — M. W. I 179 *meravilh* : *filh*. II 217 *gorbilh* : *filh*; *milh* (*mĭlium*) : *conilh* (Kaninchen). — M. G. 911 *quilh* : *filh*; *guil* : *mil* (*mille*). 1238 *bilh* : *ilh*. — B. Lb. 123, 25 *vilh* : *ilh* (*illi*). — Rom. VI 125 *escobilh* : *filh* : *atill*. XIV 492 *ruzihls* : *fils*. — St. Hon. S. 89 *rosiyll* („*rouille*“) : *bresiyll* („*brésil*“). — Arch. 50, 280 *fill* : *apęll*.

Beispiele für die Wirkung des *I*-Umlauts sind *meravilh* (*mirabilio*), *eissilh* (*exilium*), *ilh* (*illi* Vok.), *aquil* (*eccum illi* Vok.), *sil* (*cilium*), *milh* (*milium*) und *mil* (*mille* Vok.).

-il̃a.

Daude de Prad. 1153 *filla* : *similla*. — Ste. Enimie 52 *filha* : *meravilha*. 264 *filha* : *meravilha*. 812 *meravilha* : *filha*. — St. Hon. S. 48 *caviyllas* (*claviculum*) : *meraviyllas*. — St. Ant. V. 3 *mervilho* : *botilho*. 1709 *filho* : *meravilho*. 2475 *mervilho* : *parelho*. — Jaufre 146, 31 *endilha* : *meravilha*. — Joyas 139, 5 *cavillas* : *meravellas* (Korr. *meravilhas*). 155, 9 *filhas* : *vilas* (*viles*). — M. W. I 368 *Versilha* : *filha* : *Guilha*. —

Leys d'am. I 230 *ylhas* (mlat. *ilias*) : *jacilhas* („*griffe*"). — B. Lb. 132, 65 *sobresilha* (*supercílium*) : *meravilha.* 147, 4 *Ilha* : *meravilha.* — Brev. 316. 33377 *meravilhas* : *filhas.*

-iñ.

Rev. XX. La cour d'amour 1570 *gin* (*genium*) : *escrin* (*scrinium*).

-inas.

Brev. 5803 *minas* : *venas.*

-inc.

Guilh. de Berg. XIII 8 *vinc* : *retinc* (*retinui*).

-incia.

Brev. 3485 *provincia* : *esperiensa.*
Beides sind Fremdwörter.

-iña.

M. W. I 50. III 7 *sinha* : *guinha* : *rechinha* : *linha* (*lignum*). — Arch. 33, 336 *migna* : *gigna* : *cigna* : *ligna* (*lignum*). — Joyas S. 158 *digna* (*digna*) : *assigna.*

-ir.

P. Rotg. S. 95 *culhir* : *cubrir.* — P. Vid. S. 13 *requerir* : *jauzir.* — Brev. I 522 *merir* : *dir.* — Rev. XX. Paraphrase des psaumes de la pénitence. V. 503 *regir* : *fugir.* — M. W. I 151 *escriure* : *dire.* III 131 *ofrir* : *venir.* 354 *sostenir* : *sofrir.* IV 136 *vestir* : *tenir.* 244, 39 *covertir* : *rugir.* 245, 42 *languir* : *aussir; regir* : *possezir.* — B. Lb. 36, 8 *sofrir* : *cobrir.* 61 *azire* : *vire* (Ind.) : *rire* : *martire* (*-írium*). 134, 33 *assire* : *dire.* — Rom. XIV. 495, 117 *dire* : *escrieure.* 522, 13 *morir* : *remanir.* 527, 1201 *servir* : *obezir.* — Arch. 33, 298 *grazir* : *complir.* 309 *morir* : *languir* : *acoillir.* 446 *rire* (*ridere*) : *eslire* : *dire.* 454 *jauzire* : *eslire* : *dire* : *escondire* : *grazire.* 34, 375 *languir* : *partir.* 377 *partir* : *seguir* : *aemplir* : *faillir.* 378 *fugir* : *gandir* : *devezir* : *lezir.* 380 *chauzir* : *tenir* : *escarnir.* 396 *complir* : *grazir.* 404 I *morir* : *repentir.* 413 *iausir* : *cossegir; obedir* : *partir.* 35, 107 *dir* : *convertir.* 110 *obezir* : *servir.* 50, 280 *tenir* : *salir.*

Über den Konjugationswechsel vergl. unter *-ẹire.*

-is.

Chrest. prov. S. 5, 29 *dis* : *vis* : *agues* : *rangures* : *guaris* : *aucis* : *somsis* : *bris* : *paradis* : *amigs.* 79 *conquis* (Part.) : *vis.* — St. Hon. S. 206 *conquis* : *Lerins.* — M. W. III 363 *vis* (Subst.) : *avis* : *quis* (Part.) : *abelhis* : *sufris* : *partis* : *servis* : *conquis* : *ris.* — Anc. poés. rel. V. 128 *fis* (*fĕci* Vok.) : *dis* (*dixi*). — B. Lb. 132, 76 *pris* (*prēsi* Vok.) : *metis* (*metipse*). 134, 73 *mezis* : *apris.* 134, 45 *amis* (*amicos*) : *entremis.* 137, 17 *vis* (*vīdissem*) : *metis.* — Rom. I 410 *aguis* (*habuisti* Vok.) : *vis* (*vīdisti*). — Arch. 34, 403 *apris* : *pis* (?); *pais* : *pris.* — Rom. XIV. 517, 596 *Davis* : *perilh.*

-isa.

Chrest. prov. S. 71 *guiza* : *miza* (*missa*) : *apriza* (Part.) : *deviza* : *conquiza.* — M. G. 716 *asiza* : *justiza* : *devisa* : *biza* (Nordostwind). — B. Lb. 94 *guiza* : *miza* (Part.) : *assiza.* — Arch. 33, 336 *brisa* : *guisa* : *aprisa* : *devisa.*

Chrest. prov. S. 5, 31 (Boethius) ist vielleicht in *aguis* und *ranguris* umzuändern.

Das Part. *mis, misa* ist im Prov. selten und nach dem Perf. *mīsi* gebildet; die gewöhnliche Form ist *mẹs* = *missus; fis* = *feci, pris* = *presi, quis* = **quēsi* sind die Entwickelungen vor folgendem vok. Anlaut.

-ist.

Jaufre 141 I 20 *aquist* : *Christ.* — Joyas 72, 14 *Sixt* : *Crist.* — M. G. 859 *trist* : *quist* (Part.). — Flam. 2775 *vist* (Part.) : *conquist* (Part.). — Leys d'am. I, 308 *vist* (Part.) : *conquist* (Part.). — Zsch. I 62 *vist* : *quist.* — Rom. I 412 *Christ* : *vist.* — Brev. 8386 *quist* : *conquist.* 11647 *conquist* : *Christ.* 14776 *requist* : *Crist.* 22847 *aquist* : *Christ.*

Über die Bildung des Part. cf. unter *-ẹsta.*

-ista.

B. D. S. 70 *legista* : *decretista* : *sophista.* — S. D. 1 *avangelista* : *legista.* — Brev. 763 *Baptista* : *vista* (Part.). 6959 *vista* : *Citra.* 10745 *quista* : *vista.* 21108 *artista* : *Baptista.* — St. Hon. S. 138 *vista* : *Baptista.* — Joyas 61, 6 *trista* : *evangelista.* 124 *vista* : *Baptista.* 157, 13 *evangelista* : *artista.* —

M. W. II 204 *legista* : *vista* : *trista*. — Flam. 2218 *vista* : *quista*. 8017 *vista* : *quista*. — Prov. geistl. L. 21, 69 *vangelista* : *Batista*.

-istre.

S. D. S. 51 *ministre* : *triste*. — Prov. geistl. L. 21, 35 *ministre* : *magistre*.

Ministre sowie *magistre* sind Fremdwörter.

-it.

M. W. IV 139, 381 *conquerit* (Part.) : *enantit*. — 252 *grasitz* : *digz*. — Rom. XIV 492 *esperit* : *dig* (*dictum*). — Arch. 33, 455 *grasitz* : *enquisitz* (Part.); *sagitz* : *conquitz* (Part.).

-ite.

Joyas 167, 2 *habite* (*hábitat*) : *vesite* (*vísitat*).

Beides sind Fremdwörter, wie aus der Verschiebung des Accents hervorgeht.

-ivre.

Poés. inéd. Montans Sartre. 11 *ivre* (*ĕbrium*) : *escrivre*. — Arch. 34, 431 II *vivres* (*vīvere*) : *ivres* (*ĕbrius*).

Ivre ist Lehnwort aus dem Französischen, wie schon aus der Gruppe *vr* hervorgeht; das Erbwort heifst *ieure*, cf. *-ęure!*

-izi.

B. D. 205 *vizi* (*vitium*) : *servisi* (*-itium*). — Brev. 5997 *matefizis* : *benefici* (*-icium*). — Joyas 43, 18 *servizi* : *coffizi* (*ido*). 46, 6 *servici* : *benefici*. 70, 9 *sacrifizi* : *benefizi* : *offici* : *calici* (*calicem*). 126, 12 *judici* (*-icium*) : *offici*. 157, 9 *offici* : *vici*. — M. W. I 333 *servizi* : *juzizi*. II 203 *sacrifizi* : *vizi* : *s'afizi*. III 386 *prejudici* : *cilici* (*cilicium*) : *novici* : *servici*.

3. Abschnitt.

Diphthongierung.

In den ältesten prov. Sprachdenkmälern finden wir noch überall nicht diphthongierte Formen. Es mufs dies um so mehr auffallen, als wir vom 12. Jahrh. an allmählich die Diphthongierung immer weiter um sich greifen sehen mit Ausnahme ganz weniger Dialekte, die sich bis auf den heutigen Tag in diesem Punkte rein erhalten haben. Es erhebt sich daher vor allem die Frage,

trat im Prov. die Diphthongierung erst im Laufe der historischen Zeit ein oder schon in vorhistorischer? Für ersteres würde der oben genannte Umstand sprechen, für letzteres die Analogie der übrigen rom. Sprachen, vor allem des Italienischen, Spanischen und Nordfranzösischen. Namentlich auf Grund des letzteren Umstandes neigte sich G. Paris der Ansicht zu, daſs wir auch für das Prov. — wenigstens für die meisten Dialekte — annehmen müssen, daſs sie schon in allerältester, für uns litterarisch nicht konstatierbarer Zeit die Diphthongierung besaſsen, daſs aber schon sehr früh, wie dies auch in einigen nordfrz. Dialekten der Fall ist, die Diphthonge auf ihren betonten Bestandteil reduziert wurden. Die Frage nach der Diphthongierung bedarf noch einer besonderen Untersuchung, die hier nicht geführt werden kann, wobei zur Feststellung der lokalen Verbreitung sämtliche modernen Dialekte beigezogen werden müssen.

Resumé.

Fassen wir den Hauptinhalt nochmals kurz zusammen, so haben wir folgendes Resultat.

Im Prov. haben wir zwei E-Laute zu unterscheiden, ẹ und ę. ẹ geht zurück auf 1) vlglat. ẹ̄́, 2) vlglat. ẹ̆́, 3) vlglat. *e]/[-́*, 4) vlglat. *ḗ]/[Nas.* Ausnahmen: 1) *I*-Umlaut (primärer oder sekundärer), 2) *ẹ́-Lab.*, 3) *ẹ́-j*, 4) *ẹ́* + *a*, z. B. *mia, via, sia* etc., 5) Fremdwörter.

ę geht zurück auf 1) vlglat. *ę̄́*, 2) vlglat. *ę̆́*, 3) *ẹ-Lab.*, 4) vlglat. *ẹ́* + *j*. Ausnahmen: 1) *ė́-Nas.*, 2) Analogie, 3) *ęs* = *est*, 4) Fremdwörter.

Nachtrag zum I. Teil dieser Abhandlung.

-ẹi.

M. v. Mont. Nr. 5: *deschazei* wahrsch. 2. Pl.; also *-ei* = *-ẹtz*; cf. Litt.-Bl. 7, Nr. 11. — M. W. II 242: *decazei???* Man erwartet 3. Pers.

-ẹrga.

Letzte Zeile: *s'aserga* bildet gramm. Reim zu *s'aderc.* — M. G. 1067: (!?!) zu tilgen.

Karl Oreans.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. Von K. Th. Gädertz. Berlin, A. Hofmann & Comp.

Es ist die erste Geschichte des niederdeutschen Schauspiels, die uns das vorliegende Werk bietet, kein nur für die gelehrte Welt berechnetes Buch mit Titel- und Jahresangaben, sondern auch mit anziehenden, bezeichnenden Auszügen, und was es bringt, ist fast allein aus Hamburg geholt, der eigentlichen Stätte des niederdeutschen Dramas. Eine Notiz von Gottsched, daſs schon Angilbert, Karls des Groſsen Freund, ein Schauspiel in niedersächsischer Mundart verfaſst habe, spukt noch bei Devrient; daſs sie aber auf einem Miſsverständnis beruhe, weist der Verf. unwiderleglich nach. In viel spätere Zeit haben wir die Anfänge des niederdeutschen Dramas zu setzen, von da an verfolgt der Verf. die Geschichte bis ins 19. Jahrhundert hinein; die bisher verborgensten Quellen ist ihm durch unermüdlichen Fleiſs, durch Forschungen in den Bibliotheken zu eröffnen gelungen, so hat er manche verbreitete irrige Angaben berichtigt. In das 16. Jahrh. fällt das erste Stück, ein Weihnachtsstück; seitdem blieben neben den Weihnachtsaufführungen Oster- und Fastnachtspiele beliebt, auch an den eigentümlichen Volksfesten. Seit 1630 erst kann von eigentlicher niederdeutscher Poesie in Hamburg die Rede sein; doch traten bei der Zunahme der hochdeutschen Sprache nur vereinzelt niederdeutsche Dichter auf. 1630 vollendet, 1633 gedruckt ist die biblische Komödie wider Aberglauben und Abgötterei, Elias, von Pastor Johann Koch, Gottsched unbekannt; von dem Dichter und dem Drama erhalten wir hier ausführlichen Bericht. Die fünfaktige Tragödie, wie sie besser als Komödie zu bezeichnen ist, ist mehr ein Gespräch in dialogischer Form als ein Schauspiel; die mitgeteilten Proben sind nicht ohne Kraft. In demselben Jahre erschien die Komödie auch in lateinischer Sprache; daſs Koch sein Original selbst für die Gelehrten ins Lateinische übersetzt habe, beweist der Verf. Aufgeführt ist das Stück nicht; von Charakterzeichnung ist noch keine Rede, noch nicht von Fortschritt in der Handlung; Kochs Elias ist hauptsächlich als Sprachdenkmal schätzenswert. Eine bedeutendere Erscheinung ist der bekannte Dichter Johann Rist; seine zum Teil niedersächsischen Stücke sind die ersten in Hamburg aufgeführten Schauspiele. Nachgewiesen zu haben, daſs Rist als Dramatiker nicht minder produktiv und weit anziehender gewesen ist denn als Lyriker, das ist das groſse Verdienst des Verf. Von Rists mehr als dreiſsig Dramen sind wahrscheinlich nur fünf erhalten, eines, „das friedewünschende Teutschland“, ganz in hochdeutscher Sprache, vier für die niederdeutsche

Litteraturgeschichte und Sprachforschung hochwichtig. In den komischen Zwischenspielen, einer Erfindung Rists, sind die niederdeutschen Bestandteile enthalten. Die trostlose Zeit des Dreifsigjährigen Krieges stellt er dar. Das älteste erhaltene Drama ist 1630 erschienen und aufgeführt in Hamburg als: Irenaromachia, d. i. eine newe Tragicomödie von Fried und Krieg. Auctore Ernesto Stapelio, Lemg. Westph. Dies Stück gehört ganz Rist an, wenngleich es unter seines Freundes Stapel Namen erschien. Die niederdeutschen Scenen zeichnen treu die Feindseligkeit zwischen Soldaten und Bauern. Es giebt davon auch eine bisher unbekannte Übersetzung in gebundener Rede: Pseudostratiotæ, ein teutsches Spiel unartiger Lederganger, denen das Sauffen von ihren Weibern und der Müfsiggang auf Landsknechts Art getrieben, von Bauren wol versaltzen wird. Neu gedruckt 1631, dediziert dem Herzog Ernst Julius von Braunschweig-Lüneburg, unterzeichnet von Erasmus Pfeiffer. Dies Stück ist enthalten in einer auch nie citierten Ausgabe von Sophoclis Ajax lorarius in der Übersetzung von Jos. Scaliger 1587. Die niederdeutschen Zwischenspiele des Stückes sind später nachgeahmt worden. In Heide liefs Rist 1634 sein zweites Drama aufführen, das jetzt erst wieder entdeckte Drama Perseus; es ist in Hamburg gedruckt. Von dem niederdeutschen Zwischenspiel, welches den Dreifsigjährigen Krieg schildert, giebt der Verf. ausführliche Auszüge. Angeregt dadurch ist Heinrich Hermann Scher von Jever in seiner Waldkomödie „Neu erbaute Schäferei von der Liebe Daphnis und Chrysilla, neben einem anmutigen Aufzuge vom Schafdiebe. Hamburg 1638“ mehr abhängig von Rist als von Ulenspiegel (Lappenberg). Ebenso kehren die niederdeutschen Aufzüge wieder in des Christian Rose Holofernes (Hamburg 1648). Das „Friedejauchzende Teutschland“ von Rist (gedruckt 1653) mit mehreren niederdeutschen Scenen ist der Vorläufer der Singspiele; die letzteren sind hier besprochen. Sie sind nachgeahmt von Scher in seinem niederdeutschen Gedichte „Hans Hohn“. In diese Kategorie gehört auch eines ungenannten Schriftstellers Familiendrama „Teweschen Hochtydt“, Hamburg 1640, neu gedruckt 1880, mit Ausnahme eines gereimten Duetts prosaisch. Eine Fortsetzung desselben ist „Tewesken Kindelbase“ 1650. 1654 erschien von Rist ein Lust- oder Freudenspiel „Depositio Cornuti“, über ein Jahrhundert bei Nachahmungen des akademischen Gebrauchs aufgeführt. — Der zweite Teil des Buches behandelt die hamburgischen Opern. Hamburg hat die erste stehende deutsche Oper aufzuweisen. Das neue Theater wurde mit einem biblischen Singspiel am 2. Januar 1678 eröffnet. In den etwa 300 Opern, die dort gegeben sind, sind viele niederdeutsche Bestandteile, so zuerst 1686 in dem Stücke: Der unglückliche Cara Mustapha. Anderer Teil. Nebenst dem erfreulichen Entsatze der kayserl. Residenz Wien, von dem Advokaten Dr. Lucas von Bostel; vier niederdeutsche Strophen sind darin. Mehr noch ist hier mitgeteilt aus des Advokaten Christ. Heinr. Postel Oper: „Der mächtige Monarch der Perser Xerxes in Abidus“; der Dialekt ist weiter vertreten durch die Oper „Pyramus und Thisbe getreue und festverbundene Liebe von dem vornehmen Rath C. Schröder“ 1674. Matthesons Oper: „Die betrogene Staatsliebe oder die unglückselige Cleopatra, Text von Christ. Fr. Feustking“ erschien 1704, 1707 zum erstenmal „Der angenehme Betrug oder der Carneval in Venedig“, die niederdeutschen Episoden haben ihm einen grofsen Erfolg verschafft; der Text rührt nicht von Barthold Feind, wie angegeben wird, her. Bei der zunehmenden Beliebtheit der alten Muttersprache wagte man es, ein vollständig im Idiom geschriebenes Singspiel 1708 zu geben: „Die lustige Hochzeit und dabei angestellte Bauren-Masquarade“, der Verfasser ist der Bankkassierer Cuno. Die zahlreichen Proben, treffliche Charakterbilder, weisen darauf hin, dafs wir hier schon ein Vorspiel der bald aufkommenden Lokalpossen haben. Die beiden nachfolgenden Arien kommen vor in der Oper „Die römische

Grofsmut oder Calpurnia" von Joh. Ulrich von König 1716, und in dessen Heinrich der Vogler 1719, ein kleineres in dem Singspiel: Das Ende der babylonischen Monarchie oder Belsazar" 1723 von Joachim Beccau. Das Jahr 1725 brachte dann zwei frischgeschriebene Hamburger Lokalpossen von Joh. Phil. Prætorius: „Der Hamburger Jahrmarkt" und „Die Hamburger Schlachtzeit", sehr hübsche niederdeutsche Sittenschilderungen; hiervon erhalten wir reichere Auszüge; beide Stücke fanden grofsen Beifall, erregten aber andererseits auch viele Aufregung und Widerspruch. Die niederdeutsche Posse wurde mit Gewalt unterdrückt, um erst nach einem Jahrhundert wieder aufzuleben. Doch noch findet sich von Prætorius eine gemütvolle Scene in einem musikalischen Divertissement zum Krönungsfeste König Georgs II. von Grofsbritannien 1727 in Hamburg unter dem Titel: „Das jauchzende Grofsbritannien" aufgeführt. Die letzte Oper, in der eine niederdeutsche Rolle vorkommt, ist „Die verkehrte Welt" von Prætorius 1728. Von fast 300 Opern, die Hamburg gesehen hat, sind 17 ganz oder zum Teil niederdeutsch. — Der dritte Abschnitt heifst: Von Ekhof bis zur Franzosentid. In den schlimmsten Zeiten ist in Hamburg das niederdeutsche Drama geehrt gewesen, im Dreifsigjährigen Kriege wie unter dem Drucke des Prinzen von Eckmühl. Als die niederdeutschen Arien der Oper verklungen waren, nahm sich die Gelehrtenschule des Dialekts an; der dramatischen oder dialogischen Redeübungen, auch in plattdeutscher Sprache, besonderer Förderer war der Rektor Joh. Sam. Müller (1732—1773). Es ist das freilich nichts speciell Hamburgisches, wie der Verf. anzunehmen scheint; viele Schulprogramme z. B. der westfälischen Gymnasien führen ganz gleiche Redeübungen, als sie hier genannt sind, grofsenteils noch über für uns weit komischere Themata auf. Seit dann die Schönemannsche Gesellschaft in Hamburg ihre Stätte aufgeschlagen hatte, ragt als Darsteller in der niedersächsischen Sprache hervor der Vater der deutschen Schauspielkunst, Hans Konrad Dietrich Ekhof (so ist, wie der Verf. nachweist, der Name zu schreiben, nicht Eckhof oder Eckhoff), aber auch als niederdeutscher Dramatiker. Zuerst glänzte Ekhof als Rentenierer Grobian im Bookesbeutel von Heinr. Borkenstein, dann als Lehrbursche Heinrich in Holbergs politischem Kannegiefser, welches berühmte Lustspiel, wie wir hier lernen, auf dem Drama von Barthold Feind, „Das verwirrte. Haus Jacob", beruht; in niederdeutscher Bearbeitung erschien es 1743 in Hamburg, hier tritt das Hamburger Kolorit überall hervor, für uns ist es jetzt ein belehrendes und unterhaltendes Zeitgemälde. Noch gröfser war Ekhofs Erfolg 1747 als Jürge in dem einaktigen, nach Merivaux bearbeiteten Lustspiel „Der Bauer mit der Erbschaft", Übersetzer war Joh. Christian Krüger, der von Lessing in der Dramaturgie gelobte Schauspieler; sehr hübsche Proben teilt der Verf. mit. Ekhof dichtete selbst für sich nach dem Französischen des D'Ancourt die Komödie „Das Blindekuhspiel", in der er als Gärtner grofsen Erfolg hatte. Noch mehr dann als Bruder Klas in dem Lustspiel „Der Wucherer ein Edelmann", auch von ihm nach dem Französischen bearbeitet. Auch nachher ist er in Gotha in einer niederdeutschen Rolle zuerst 1777 in dem Lustspiel „Der verliebte Werber" aufgetreten. 1775 bis 1777 gab der Jugendfreund und Lehrer Joh. Friedr. Röding ein Wochenblatt für Kinder heraus, Gespräche und Possen mit niederdeutschen allerliebsten Liederchen. David Borchers, ein würdiger Nachfolger Ekhofs, erntete in dem von Fr. Ludw. Schröder erneuerten Bauer mit der Erbschaft grofsen Beifall 1779, wie einst Ekhof. Dadurch ermutigt, brachte 1781 Schröder das fünfaktige Lustspiel „Glück bessert Thorheit" auf die Bühne, nach dem Englischen bearbeitet. Das Stück von Joh. Christ. Brandes, „Hans von Zanow oder der Landjunker in Berlin", Originallustspiel in fünf Aufzügen, enthält hübsche plattdeutsche Gespräche; der Junker Hans von Zanow ist der Vorläufer des Siegfried von Linden-

berg in Joh. Gottwert Müllers komischem Roman. Hier treffen wir zuerst das sog. Missingsch, welches durch Onkel Bräsig so berühmt geworden ist; Siegfried war in Hamburg unter Davousts Joch fast ein Nationalheld. Daher es denn nicht zu verwundern war, daſs dieser Roman dramatisiert wurde.

Hiermit schlieſst Ref. die Auszüge aus Gädertz' Buche; mögen sie die Freunde der altsassischen Sprache zum Studium des anziehenden Werkes einladen.

Etymologisches Wörterbuch geographischer Namen, namentlich solcher aus dem Bereiche der Schulgeographie, von A. Thomas, Oberlehrer am Realgymnasium zu Tilsit. Breslau, F. Hirt, 1886. 192 S. gr. 8.

Gleich im Beginn der Vorrede hebt der Verf. hervor, daſs eine häufigere Anwendung der Deutung der geographischen Namen den geographischen Unterricht zu vertiefen und zu beleben besonders geeignet sei, die dürren Namenreihen würden dadurch zu individuell belebten Gestalten. Schon das Auffinden des Wortsinns durch ihn selbst fessele den Schüler, z. B. bei Mont perdu, Finisterre; müsse sie der Lehrer geben, so erhöben sich vor der Seele des Schülers groſsartige Gestalten, die seine Phantasie mit dem Bilde des bezeichneten Gegenstandes ihm vorführe, z. B. wenn er wisse, daſs Menam bedeute Mutter der Gewässer, so leben die Bilder aus Mahomets Gesang von Goethe in ihm auf. Geographische Lehrbücher geben oft eine Erklärung bekannterer Namen, doch nur eine einfache Übersetzung. Unter den erklärenden Werken steht obenan Eglis Nomina geographica, dies sei aber zu ausgedehnt und enthalte öfters sehr fragliche Etymologien. So hat denn der Verf. sein Buch mit groſsem Fleiſs zusammengetragen. Sehr groſs ist der Umfang der Litteratur, welche er am Schluſs angiebt, und er hat sie wirklich, wie der Augenschein belehrt, studiert. Aber freilich ist damit noch nicht alle Litteratur erschöpft, die zu Rate gezogen werden könnte; über fast alle Distrikte Deutschlands giebt es heute auch Schriften die Etymologie der Ortsnamen behandelnd; so erwähnt der Verf. ein rheinisches Programm von Fuſs, der verdiente Forscher hat seine etymologischen Studien in seiner neuen elsässischen Heimat fortgesetzt. Insoweit giebt das Buch des Verf. mehr als der Titel, als auch manche sich an den Ortsnamen knüpfende geschichtliche Notiz zur Belehrung beigefügt wird, etwa so wie das kleine Vademecum von Wagler. Bei dieser Reichhaltigkeit wird das Buch, wenn man über die Worterklärung eines geographischen Namens sich Kenntnis verschaffen will, in den meisten Fällen Aushilfe gewähren. Immer freilich nicht; Ref. schlägt die ihm gerade einfallenden amerikanischen Ortsnamen Chicago, Cincinnati, Newyork auf, er findet nichts, auch nicht bei York. Nicht alle Erklärungen können befriedigen; wieder aufs Geratewohl schlägt der Ref. Minden auf. Solche Lücken lieſsen sich unschwer ausfüllen; für Europa macht Ref. noch aufmerksam auf Brandes' Geographie von Europa und auf zahlreiche Programme des Gymnasiums von Lemgo von dem verstorbenen Brandes; der alte Rektor hatte die Etymologie der Eigennamen zu seinem Steckenpferde gemacht; auch auf das noch immer lesenswerte Büchlein von Jüngst: Die volkstümlichen Benennungen im Königreich Preuſsen.

Wenn man also nach der Entstehung eines Ortsnamens sich umsieht, so ist es immerhin gut, daſs man hier sich unterrichten kann, so, um gleich vorn anzufangen, erfahren wir schnell, daſs die Stadt Adelaide nach der Gemahlin Wilhelms IV. benannt ist, Alexisbad diesen Namen durch Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg erhielt, daſs der Asopos als

Moorbach vom Schlamm bezeichnet ist (Pape im griech. Lex. übersetzt: Mofsbach) u. s. w. Indessen das Hauptgewicht legt der Verf. in der Vorrede darauf, dafs sein Buch der Schule dienen soll; die bekannteren Namen aus dem Gebiete der Schulgeographie hat er zusammenstellen wollen; durch das Eingehen auf die Etymologie nehme der Unterricht an Anschaulichkeit zu. Aufser den oben genannten Beispielen hebt er da hervor, dafs also der Name Apurimac ein unverstandener Laut zu sein aufhöre, die geschäftige Phantasie, wenn Apurimac, das indianische Wort, als Flufs, der redet, gedeutet ist, enge Schluchten, schäumende Kaskaden, alle Wunder der Gebirgswelt vor sich sehe. Und wie müsse es dem Schüler wie eine Harmonie klingen, wenn er erfahre, dafs Athen, dessen Herrlichkeit ihm geschildert sei, die Blumenstadt bedeute. Aber gegen diese Sätze erheben sich grofse Bedenken. Schon Lobeck, sagt der Verf., übersetzte Athen mit Florentia, Pape im Lex. ebenfalls mit Florenz; beide haben als Grammatiker nur die grammatische Seite ins Auge gefafst. Nenne ich aber Florenz und Athen eine Blumenstadt, so bekomme ich nicht ein anschaulicheres Bild von den Städten, sondern ein mit der Wirklichkeit gar nicht übereinstimmendes Bild, in der Wirklichkeit sind es ja durch ihre Bauwerke in herrlicher Umgegend hervorragende Städte. So habe ich ein richtiges Bild, wenn ich Dresden das Elb-Florenz nenne; bei dem Spree-Athen habe ich schon wieder von der sinnlichen Seite abstrahiert. Der Apurimac heifst bei den Indianern der redende Flufs; dabei soll mir der Name gleich die Wunder der Gebirgswelt vor Augen führen? Gewifs nicht, wir kennen ja die hochpathetische Sprache der Indianer, wir schliefsen aus dem Flufsnamen nichts, wenn wir wissen, dafs die stolz einherschreitenden Namen ihrer Häuptlinge eine erborgte Maske für ganz gewöhnliche Gesellen sind. Die Erklärung von Namen wie Mont perdu, Finisterre, Beneventum macht dem Schüler Vergnügen, es ist eine sprachliche Übung, doch für geographische Anschauung wird damit wohl nichts gewonnen. Und eine solche Übung fällt ganz weg bei den Namen aus unbekannten Sprachen, dem Persischen (Afghanistan = Land der Afghanen), Türkischen (Akjerman = weifse Stadt), Arabischen (Algarve = Westen), Mexikanischen, Indianischen u. s. w. Zum andern: Wenn die bekannteren Namen aus der Schulgeographie genommen sein, immer das Interesse der Schule im Auge behalten werden soll, so möchte doch wohl, um nur die ersten Seiten des Buches zu berücksichtigen, die Aufführung von Abbeokuta (eine grofse Stadt in Afrika), Abens (Nebenflufs der Donau), Alfuren (Volksstamm auf Celebes), der citierte Apurimac (Bergstrom in den Kordilleren von Peru), Assiniboin (Indianerstamm in Nordamerika), Bachtschisarai (ehemalige Tatarenresidenz in der Krim) u. s. w. weit über die Grenzen der Schule hinausgehen, und was diese Namen ursprünglich bedeuten, mag den Linguisten, wird aber nicht die Schüler und selbst nicht die Mehrzahl der Lehrer interessieren. Bei anderen Namen vollends tritt die Beziehung auf die Geographie ganz zurück. So heifst es: „Amarapura = Stadt der Unsterblichen, der Götter, mehrfach vorkommender hindostanischer Ortsname. Die Stadt ist heute ganz verlassen, da die Residenz nach dem nördlicher gelegenen Mandalay verlegt ist.“ Welche von den vielen Städten dieses Namens ist denn hier gemeint? Dafs dem Schüler das Buch in die Hände gegeben werden solle, verlangt freilich der Verf. nicht; aber er sagt ausdrücklich, dafs es für die Schulpraxis berechnet sei und dafs es über die Bedeutung bekannterer Namen dem Lehrer Auskunft geben solle, meint also, dafs alle diese Namen bekanntere seien und deren Worterklärung pädagogischen Wert habe. Das sind Bedenken in Bezug auf die Stellung, welche das Buch in der Schule einzunehmen beansprucht. Der sonstige Wert soll durch diese Einschränkung nicht geschmälert werden.

Erklärung der Tiernamen aus allen Sprachgebieten von August von Edlinger. Landshut, Krüllsche Universitätsbuchhandlung, 1886.

Es ist richtig, dafs unter allen etymologischen Forschungen die Erklärung der Tiernamen eine der wichtigsten ist; sie führen uns teilweise in die ältesten vorhistorischen Zeiten zurück, geben uns die wichtigsten Aufschlüsse über die Urgeschichte unseres Geschlechtes. Die Tiernamen spielen daher in allen etymologischen Wörterbüchern mit Recht eine grofse Rolle. In der Ausdehnung wie hier mag aber wohl noch nicht ein etymologisches Wörterbuch der Tiernamen erschienen sein. Mit staunenswertem Fleifs hat der Verf. nicht etwa blofs die Bezeichnungen für die deutschen Tiernamen in allen indogermanischen Sprachen zusammengestellt, sondern auch die ostasiatischen, afrikanischen, amerikanischen Sprachen herangezogen. Das der Bedeutung nach Gleichartige ist nebeneinander gestellt, und da ist es höchst interessant zu sehen, wie so oft in den räumlich entlegensten Sprachen dieselben Anschauungen wiederkehren. Eine reiche Fülle von Litteratur hat der Verf. benutzt, worüber Rechenschaft abgelegt ist. Dafs noch manche wertvolle Forschung berücksichtigt werden konnte, ist nicht zu leugnen, und so ist es Ref. aufgefallen, dafs, wenigstens nicht namentlich, das Grimmsche Wörterbuch, Graffs Sprachschatz, Kluges etymologisches Wörterbuch nicht angezogen worden ist. Werke, die sich auf ein specielleres Gebiet beziehen, giebt es viele, deren Benutzung auch zweckdienlich gewesen sein würde. Da, wo Verf. auf die Beiwörter der Tiere eingeht, bieten z. B. Karl Schillers anziehende und lehrreiche Beiträge zum mecklenburgischen Tier- und Kräuterbuche viel Schönes. Aber auch so ist es interessant, an der Hand des Verf. die Tiernamen durch die Zeiten und Räume zu verfolgen; das scheinbar Verschiedenste knüpft sich zusammen; es ist als wenn ein neues Band die Völker zu einem grofsen Ganzen vereinte. Indem wir der geschichtlichen Verbreitung der Tiernamen nachgehen, verfolgen wir damit auch die Verbreitung der Tiere selbst, wir lernen ihre ursprüngliche Heimat kennen. Hier also trifft das Buch mit Victor Hehn zusammen. Aber darüber hinaus dürfen sichere Schlüsse gezogen werden, nämlich auch über die ursprüngliche Heimat der Völker, so über die Heimat der Indogermanen, die der vereinigten germanischen Völker, als welche die Gegend zwischen 45 und 58° n. Br. gefunden wird, so (vgl. Bär und Biber) der Semiten und Türken, nämlich die aralo-kaspische Ebene. Der Verfasser bietet manches Neue, er stützt sich auf gute Gründe; freilich dafs er nirgends Widerspruch erfahren werde, darauf rechnet er wohl selbst nicht. Einzelnes will Ref. herausheben, worüber andere Ansichten aufgestellt sind und wozu noch Zusätze gemacht werden konnten. Über Auerochs vgl. Pictet in Zeitschr. f. vergl. Sprachf. VI, 182; seine Ableitung von Skr. usra, Stier, ist jedoch zurückgewiesen. — Biene, bei Kluge die Zitternde, hier die Tönende. — Eidechse, hier Schlangenspindel; Pictet, Zeitsch. f. vergl. Sprf. VI, 187: schlangenartige Haut habend; andere denken an egindehsa, Furchtmacherin. — Elster, vgl. Peters, Zur Etymologie von agalastra, Leitmeritz 1873 (Wurzel gal, az Faktitivum, tra Nominalsuffix). — Esel, hier als Lehnwort aus dem Lat. bez., ins Lat. aus dem Semit. gekommen. So auch Ebel, Lehnwörter S. 12. — Fisch, vgl. Förstemann in Zeitschr. f. vergl. Sprf. III, 50, aus afi + sku, mit Schuppen bedeckt. — Fledermaus, zu bemerken, dafs sie auch Lederschwalbe heifst in Lamprechts Alexander 1896. — Fuchs, n. a. von fauchen; Kluge: verw. mit Vogel = der Geschweifte. — Gans, vgl. Schiller, Mecklenburg. Tierbuch Heft 3. — Geier, nach Kluge verw. mit gierig, was hier zurückgewiesen wird. — Hahn und Hund, vgl. Schiller, Tierb. H. 3 (1864). — Laus, die hier angenommene Etymologie von liusan, perdere, von Kluge bezweifelt. —

Lerche, gegenüber der hier gegebenen Erklärung nahm Pictet, Zeitschr. f. vergl. Sprf. VI, 192, die Ableitung von Skr. W. lû, secare, an = kornfressendes Tier. — Löwe, vgl. Pauli: Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen, 1873. — Maus, der Ursprung von der W. mus, stehlen, steht doch nicht so fest wie hier angenommen wird. — Ottêr, n. a. niederd. statt des nhd. Natter, vgl. Jänicke, Progr. Wriezen 1869, S. 22. — Papagei, die auch hier festgehaltene Ableitung als Pfaffenhahn ist stark zu bezweifeln. — Pferd, vgl. Schiller, Mecklenb. Tierb. H. 2 (1861). — Schwalbe, nach Förstemann, Zeitschr. f. vergl. Sprf. III, 48 von schweben. — Schwan, andere Erklärung von Pictet a. a. O. III, 124 ff. — Zeisig, die Entlehnung aus dem Slavischen hält Kluge fest. — Ziege, Hildebrand W. B. u. W. läfst das Wort aus Geis entstehen, vgl. auch Schiller, Tierb. H. 3.

Verdeutschungs-Wörterbuch fachmännischer und dienstlicher Sprache des deutschen Wehrtums durch Hermann v. Pfister, Major und Docent an der technischen Hochschule zu Darmstadt. Berlin, A. Reinecke, 1887.

Es ist der zweite Band der Verdeutschungs-Wörterbücher, welche die deutschgesinnte Verlagshandlung erscheinen läfst. Der Verf. gehört zu den entschiedensten Gegnern des Gebrauchs der Fremdwörter in unserer Sprache; er will nicht nur eine Minderung der Fremdwörter in seinem Fache, sondern vollständigen Ersatz durch die guten eigenen Wörter, wie sie ja noch hier und da üblich sind, wobei Ref. an die Schweiz denkt, wie sie in der Vergangenheit lebten, wie sie sich aus dem alten Schatz ohne Gewaltanwendung schaffen lassen. Ist Hoffnung dazu da? Wer verzweifelt, zweifelt meist aus strafbarer Gleichgültigkeit. Der neue Versuch fällt anfangs auf, bald wird er uns vertrauter, endlich ist er uns zur Gewohnheit geworden. Sehr schnell hat sich in unserem Heere der Kapitän in den Hauptmann verwandelt; das giebt neue Hoffnung; als wäre schon der Sieg gewonnen, unterzeichnet sich der Major des Titelblattes als „Schalt und Lehrer an gewerkischer Hochschule“ am Schlufs des Vorwortes. Manche Verdeutschungsversuche der neueren Zeit, von Unberufenen herrührend, haben Zurückweisung erfahren müssen. Gegen solches leichtfertige Absprechen ist der Verf. geschützt; fachmännisch gebildet, besitzt er tüchtige philologische Kenntnisse, noch ein persönlicher Schüler Jakob Grimms und Schleichers. Das stolze Bewufstsein, was er an seinem Volke hat, hat seinen Versuch veranlafst; die Deutschen, sagt er, waren Träger fast all dessen, was die Gegenwart ausprägend gestaltet hat. Dann aber haben sie in der Benennung des von ihnen geschaffenen Werkes ihre Nachahmer nachgeahmt, die alten Namen aufgegeben; aber diese Klänge grofser Vergangenheit müssen wieder aufleben. Die heutige Militär-Terminologie ist eine Verquickung von Posse und Barbarei; sie würde uns in edler Dichtersprache auffallend erscheinen, selbst in den Scherenbergschen Dichtungen klingt sie trotz deren Eigentümlichkeit immer noch fremdartig. Nun will dieser Leitfaden einen Anfang der Besserung machen, will den Freunden der Muttersprache einen Anhalt bieten, in aufseramtlichem Verkehre sich einheitlich desselben deutschen Ausdrucks zu bedienen, so werde allmählich das heimische Wort sich mehr und mehr einbürgern. Und wie viele unserer deutschen Wörter sind von den Fremden umgebildet, und in diesem fremden Kleide haben wir sie dann an Kindesstatt angenommen. Wenn nun Elsafs und Lothringen aus welscher Hand losgelöst sind, warum sollten nicht auch Wörter unserer Ahnen erlöst werden? Nur im thunlich neuhochdeutschen Gewande müssen sie vor uns erscheinen. Nach diesem Grundsatz ist der Verfasser ernst und gründlich verfahren. Man kann nicht leugnen, dafs

mancher Ausdruck seiner Ungewöhnlichkeit wegen uns fremdartig anmutet; aber bei genauerer Einsicht mufs man einräumen, dafs er nicht auf Willkür beruht. Und am Einzelnen zu zupfen verbietet der Verf., er will das Buch als eine einheitliche Arbeit, als ein Ganzes betrachtet wissen. Wie er sich selbst auf dem Titel die amtliche Bezeichnung gelassen hat, so hat er in der aufseramtlichen Vorrede für sich die deutsche Bezeichnung hervorgeholt; das sei als Probe gegeben. Wer manches aus der kriegsgeschichtlichen Litteratur der Vergangenheit gelesen hat, wird sich enthalten, dem Verfasser Neuerungssucht oder Willkür vorzuwerfen.

Germanische Eigennamen der Stadt Rawitsch. In einer etymologischen Untersuchung erklärt von Dr. Alfred Kadler. Rawitsch, Birkenstocksche Buchhandlung.

Für seine Untersuchung hat der Verf. die besten Werke über Familiennamen benutzt, nicht blofs die am Schlufs genannten; die Litteratur aber ist noch umfangreicher, sie ist freilich nicht immer leicht zu beschaffen. Vermifst hat Ref. das Hannoversche Geschlechtsbuch. Ausgeschieden hat er mit Recht die polnischen und jüdischen Familiennamen seiner Stadt, die letzteren auf Willkür beruhend sind auch sonst unberücksichtigt geblieben und konnten nur von einem anderen Standpunkte gewürdigt werden. Einen komischen Zug berichtet der Verfasser von der Namenumtaufung der Israeliten im russischen Polen, wo die Namen Kanalgeruch und Temperaturwechsel oktroyiert wurden, welcher letztere Name sich in Wien erhalten habe. Für die germanischen Eigennamen giebt nach Vilmar und Andresen der Verf. zunächst die allgemeinen Regeln für Deutung, er hebt besonders das Gesetz hervor, nicht von dem geschriebenen Worte, sondern vom Laute auszugehen, er nennt als Beispiel die verschiedene Form von Schultz, Schulz, Scholz u. s. w., die alle von dem Schultheifs ausgehen, und nun sind aufser dem Schulthefs auch Schultes und Schultefs, sowie Schulte u. a. noch hinzuzufügen. Wie alle solche ähnliche Namen an den Besitzern das Volk unterscheidet, davon giebt es wohl in allen Städten ergötzliche Beispiele; z. B. zwei Nachbaren, der eine Schultz, der andere Schulz geheifsen, wurden von ihren Freunden unterschieden als S. der Theist und S. der Atheist. — Der Verf. unterscheidet darauf zuerst die urdeutschen Einzelnamen, die einfachen und zusammengesetzten, und die deutschen Einzelnamen aus fremder Quelle. Die erste Klasse ist die umfangreichste; die Erklärungen haben einen guten Grund, aber bei vielen ist auch eine ganz andere Deutung möglich; der Verf. weifs selbst, wie die berufensten Etymologen auf verschiedene Ergebnisse kommen; man mufs wohl daran verzweifeln, dafs auf diesem Gebiete Einheit erreicht werde. Beiläufig kommt hier noch die Deutung der Germani als Brüder vor. Unter der Rubrik Beinamen werden im zweiten Teile behandelt: Heimatsnamen, Spottnamen, Gewerk- und Standesnamen. Auch hier sind die meisten Erklärungen gewifs richtig, aber auch hier wird mancher eine andere Deutung vorziehen. Eingehen auf einzelnes ist nicht möglich; die fleifsige Arbeit verdient aber auch aufserhalb Posen Beachtung. Ein sehr dankenswertes Register erleichtert die Benutzung.

Die Laut- und Flexions-Verhältnisse der alt-, mittel- und neuhochdeutschen Sprache in ihren Grundzügen dargestellt von Ad. Jos. Cüppers. Düsseldorf, L. Schwannsche Verlagshandlung, 1887.

Der Verf. hat die lobenswerte Absicht, über die Kreise der Fachgelehrten hinaus die Bekanntschaft mit den früheren Zuständen unserer

Sprache zu verbreiten, namentlich dahin, wo man die Pflege der Muttersprache vor allem erwarten sollte, aber nur höchst selten die nötige Kenntnis findet, in die Kreise der Volksschullehrer, die aus dem Quell der Dialekte die Jugend in die hochdeutsche Sprache einzuführen haben und gerade durch die Mundart auf die alte Form der Sprache aufmerksam gemacht werden. Auf wissenschaftlicher Grundlage, auf den besten Grammatiken, natürlich vor allem auf J. Grimm beruht der Inhalt, nur die Form nimmt der Verf. für sich in Anspruch; sie sollte allgemein verständlich sein. Es ist dem wohlgemeinten Versuch der beste Erfolg zu wünschen; ob er erreicht wird, ist zweifelhaft. Eine populäre Darstellung ist hier nicht leicht; auch nach diesem Buche mufs mit gröfstem Fleifs und langsam gelernt werden; vielleicht ist es zweckmäfsiger, ein mehr wissenschaftliches Werk zu Grunde zu legen und das vorliegende zur Repetition zu benutzen. Als Anhang eine Verslehre möchte manchem erwünscht sein. Für die Niederdeutschen wäre eine gröfsere Berücksichtigung ihrer Mundart erwünscht. Irrig ist es, bei der Lautverschiebung des ahd. sk in sch zu sagen, dafs noch heute der Westfale sich seinen „Skinken“ nicht nehmen lasse; „Skinken“ wird nirgends in Westfalen gesagt, wohl in einigen Gegenden Sginken.

Kurzer Abrifs der deutschen Litteraturgeschichte. Zusammengestellt von Dr. C. Hoffbauer, erstem Lehrer an der Augusta-Schule zu Frankfurt a. O. G. Harnecker & Comp.

Als Leiter einer konzessionierten Vorbereitungsschule für Einjährig-Freiwillige u. ä. hat Verf. vielfach den Mangel eines Leitfadens der deutschen Litteratur empfunden, der, auf die möglichste Kürze beschränkt, geeignet sei, solchen jungen Leuten, die in derartigen Anstalten ihre letzte Ausbildung suchen, ein übersichtliches Bild dieser Disciplin zu geben. Für diesen Zweck soll das Büchlein dienen, könne aber auch wohl in anderen Kreisen, besonders zu Wiederholungen, gebraucht werden. Zu Grunde gelegt seien W. Hahn und Kluge; aber es sei schwer, die Grenze zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu ziehen. Die Kürze ist allerdings erreicht, aber nicht im Material, sondern durch den Ausdruck, indem fast durchweg, von vollständigen Sätzen abgesehen, nur nackte Substantiva geboten sind oder doch der Ausdruck so zusammengedrängt, dafs dadurch selbst falsche Vorstellungen erzeugt werden können, so wenn es bei der Inhaltsangabe von Schillers Don Carlos von Posa heifst: „Er sucht den Verdacht von Carlos abzuziehen und auf sich zu lenken. Er wird hingerichtet. Auch Don Carlos erleidet dasselbe Schicksal.“ Oder von Goethe: „Seit 1772 beim Reichsgericht in Wetzlar, wo er Götz von Berlichingen und die Leiden des jungen Werther erscheinen liefs.“ Oder von Goethes Iphigenie: „Jeden Fluchtplan verschmähend enthüllt sie dem Könige, welche unnatürliche That (sc. die Opferung des Orest und Pylades) man von ihr fordere, und dieser, gerührt durch ihre Offenheit, schenkt allen drei die Freiheit.“ Oder vom Faust: „Gretchen, von Faust verführt, schreitet von Verbrechen zu Verbrechen.“ Oder von Minna von Barnhelm: „Minna, von Tellheims Unschuld überzeugt, sucht ihn auf und findet ihn in Berlin der äufsersten Not anheimgegeben, nur von seinem treuen Diener Just gepflegt.“ Von Opitz: „Er trat in die Dienste des katholischen Grafen Dohne, von dem er sich gegen seine eigenen protestantischen Landsleute gebrauchen liefs.“ Auffälliges findet sich genug im Leitfaden und wäre für die genannten jungen Leute bei der zweiten Ausgabe auszumerzen oder zu verbessern. So sind § 33 als „Gegner der romantischen Schule“ und in dieser Reihenfolge genannt: Platen, Seume, Mahlmann, E. Wagner, H. Zschokke „heiterer Roman-

schriftsteller", Ch. A. Vulpius „berühmt durch seinen Räuberroman Rinaldo Rinaldini", Hebel. — Als didaktisch-satirische Schriftsteller der Reformationsperiode werden genannt: Sebastian Brant, Thomas Murner, Ulrich von Hutten wegen der Briefe der Dunkelmänner. Über Auswahl des Wichtigen, Anordnung u. a. lassen sich überall schwere Bedenken erheben, z. B. wenn Felix Dahns bedeutendste geschichtliche Arbeiten genannt werden sollen, mufsten nicht die langobardischen Studien allein angegeben werden. In dem, was der eigentlichen Litteraturgeschichte vorausgeschickt ist, ist öfters die Disposition bemerkenswert, aber nicht richtig, so gleich S. 1 die Einteilung der Lyrik in Lied, Ode, Hymnus, Dithyrambus, Elegie und Sonett, während dann S. 3 unter den modernen Dichtungsformen Stanze, Terzine, Sonett erscheinen. So die Einteilung der Tragödie in historische Tragödie (Schillers Wallenstein), bürgerliche Tragödie (Kabale und Liebe), Schicksalstragödie (Braut von Messina). Dann wieder Einteilung des Dramas in historisches Schauspiel (Wilhelm Tell), Tendenz-Drama (Nathan der Weise), Intriguen-Schauspiel (Gutzkows Urbild des Tartüffe). Für eine zweite Auflage bleibt noch viel zu bessern, besonders wenn das Büchlein auch weiteren Kreisen dienen soll.

Lessings Name und der öffentliche Mifsbrauch desselben im neuen Deutschen Reich. Ein urkundlicher Nachweis in Verbindung mit der Beseitigung zahlreicher, seit einem Menschenalter wiederkehrender Fehler und Irrtümer über Sprüche der Reformationszeit. Eine Festgabe an das deutsche Volk zum 22. Januar 1886 von Fr. Latendorf. München und Leipzig, O. Hinrichs, 1886.

Was das Buch enthält, wird schwerlich jemand leicht erraten. Es erschien in erster Auflage 1877 in Bielefeld eine Sprichwörtersammlung unter dem von Lessing entlehnten Titel „Altdeutscher Witz und Verstand". Nun beginnt die Polemik des vorliegenden Büchleins damit, dafs der Name Lessings als des Vertreters unverbrüchlicher Wahrheit hier mifsbraucht sei; denn bei den glänzendsten Vertretern des deutschen Sprichwortes, bei Agricola und Seb. Franck, habe sich der Herausgeber, obgleich er den Schein annehme, nicht an die Quelle gehalten, beiden Sprüche beigelegt, die gar nicht von ihnen herrührten u. s. w., nicht einmal Wanders deutsches Sprichwörter-Lexikon sei benutzt. Da die folgenden Auflagen des genannten Buches die Fehler nur wiederholen, so legt der Verf. in diesem Büchlein dieselben dem deutschen Volke vor. Denn es finden sich in jenem Franck und Agricola Sprüche beigelegt, die ihnen nicht angehören; andere sind ganz umgemodelt, ihnen ein anderer Sinn untergelegt. Alle diese Fehler deckt nach den Originalausgaben der Verf. auf. Wieder andere Sprüche rühren von gelehrten Männern her und sind durchaus nicht Volkssprüche gewesen, sind auch aus dem Zusammenhange gerissen, waren also auszuscheiden. Der Verf. dehnt nun aber seine Aufgabe weiter aus; nicht blofs in dem genannten Büchlein, auch anderswo finden sich allgemein verbreitet in Bezug auf die Originale Irrtümer; im Grimmschen Wörterbuche ist oft Agricola und Franck nicht auseinandergehalten, jenem beigelegt, was diesem zukommt, dafür werden Zeugnisse beigebracht; es wird beklagt, dafs das Wandersche Lexikon dort nicht gehörig benutzt sei. Endlich aber wird auch bezüglich Wanders nachgewiesen, dafs er für Agricola, Franck und Egenolff öfters die erste und zweite Quelle verwechselt und hinsichtlich der Angabe der Gewährsmänner Lücken habe; hier wird also ein umfangreicher Nachtrag zu Wander geboten. Agricola ist durch ein Wort Luthers

teilweise in Mifskredit gekommen und vernachlässigt worden; dafs dieser Bann gehoben werden müsse, zeigt der Verf. durch Auszüge. Vor Entstellung und Verunglimpfung edele Güter der Vorzeit unseres Volkes zu schützen, das ist sein patriotisches Bemühen gewesen.

Chr. Würfl: Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Brünn 1885. 120 S. gr. 8.

Der feine Kenner Klopstocks, welcher selbst im Archiv 64, 271 ff., 65, 250 über dessen dichterische Sprache sich ausgesprochen hat, hat in drei Programmen des Brünner Obergymnasiums eine Fülle von Nachträgen zu den deutschen Wörterbüchern aus Klopstock den Lesern gebracht. Diese Beiträge sind nun vereinigt erschienen. Jene Programme haben im Archiv s. Z. eine Anzeige gefunden, es ist darum unnötig, noch einmal auf den gediegenen Inhalt der Schrift aufmerksam zu machen. Nicht blofs für den Freund Klopstocks, sondern, wie gesagt, für alle diejenigen, welche an der geschichtlichen Entwickelung unserer Sprache Interesse haben, ist sie höchst wertvoll; gerade nach dieser Seite hin ist ja Klopstock so schöpferisch gewesen. Es ist darum erfreulich, dafs in neuester Zeit Klopstocks Sprache und Darstellung Gegenstand genauerer Betrachtung geworden ist; es sei beiläufig an das Iserlohner Programm von Jul. Köster über Klopstocks Gleichnisse erinnert.

Das Goethesche Gleichnis. Von Dir. Dr. Hermann Henkel. Halle, Buchhdlg. des Waisenhauses, 1886.

In den beiden Programmen des Gymnasiums zu Seehausen 1883 und 1885 hat Dr. Henkel das Goethesche Gleichnis besprochen. Sie haben s. Z. auch im Archiv eine Anzeige gefunden. Die ungewöhnliche Kenntnis des Goetheschen Sprachgebrauchs, die ausgedehnteste Bekanntschaft nicht blofs mit den Werken Goethes, sondern auch mit den Briefwechseln und Gesprächen, wie auch mit der Gesamtlitteratur über den Dichter, die Findigkeit und Feinfühligkeit des Verf. haben allgemeine Anerkennung gefunden. So war Veranlassung dazu, dafs der Verf. die Abhandlung und zwar vervollständigt als besonderes Buch einem gröfseren Leserkreise übergab. Da die Programme s. Z. in der Programmenschau des Archivs Besprechung gefunden haben, genügt es, hier nochmals bemerklich zu machen, dafs die Leser dieses Buches wirklich einen ästhetischen Genufs empfinden und in der Erkenntnis des Dichters sich wesentlich gefördert sehen werden. Es sei auch nochmals darauf aufmerksam gemacht, dafs in der Einleitung auch das Gleichnis Homers und Shakespeares behandelt und manche irrige Ansicht berichtigt wird.

Goethes philosophische Entwickelung. Von Dr. Ernst Melzer. Neifse, Jos. Graveursche Buchhandlung, 1884.

In erweiterter Gestalt legt der Verf. einen in der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Neifse gehaltenen und in deren Bericht abgedruckten Vortrag vor. Er ist fern von der Auffassung des Dichterfürsten als eines grofsen Philosophen, aber ihn als alles philosophischen Denkens bar zu bezeichnen, wie es die neuesten radikalen Gegner thun, das ist, wie der Verf. darlegt, verkehrt. Es kommt besonders auf Goethes Spinozismus an; darüber noch etwas Neues zu sagen, ist nach Danzel und Suphan schwer. Der Verf. ist mit Goethes Äufserungen in seinen Schriften, in seinen mündlichen Unterhaltungen, in den Briefwechseln wohl vertraut und würdigt sorgsam die Tragweite derselben. Von einer Philosophie

Goethes, obgleich wir Bücher unter diesem Titel haben, im allgemeinen zu reden, bemerkt er richtig, ist fehlerhaft; man mufs vielmehr seine philosophische Entwickelung von Anfang an verfolgen. Und indem er die genauere Kenntnis Spinozas im Jahre 1784, die beglaubigt ist, als Wendepunkt annimmt, betrachtet er also zunächst die Anfänge, Goethes pantheistische Ideen und seinen Bruch mit dem Christentum. Unter Christentum will nämlich der Verf. die Religion verstanden wissen, deren metaphysische Voraussetzung die Wesensverschiedenheit von Gott und Welt und der Glaubensartikel von der Gottheit Christi ist. Allerdings ist das eine Definition, die von rechts und links auf Widerspruch gefafst sein mufs, gegen die hauptsächlich eingewendet werden kann, dafs sie auf das Bedürfnis und die Stellung des Menschen nicht genug Rücksicht nehme. In seiner weiteren Entwickelung nehmen wir, so fährt der Verf. fort, bei Goethe den Standpunkt des Naturalismus wahr. Wenn neben der Naturfrömmigkeit Goethes, dem Abhängigkeitsgefühl, in dem er sich gegenüber der Natur erscheint, in den in anderen Stellen vorkommenden Äufserungen Goethes, in denen sich als feindlichen Gewalten der Dichter den Göttern entgegenstellt, der Verf. mit Baumgartner den Einflufs französischer Grundlage, Voltaires, sieht, so widersprechen dieser Ansicht die Zeitverhältnisse, die damalige Stellung Goethes zur französischen Litteratur. — Der zweite Abschnitt bespricht Goethe von der genaueren Kenntnisnahme Spinozas an bis zu seinem Tode, zuerst seine Spinozastudien unter Herders Leitung und unter dem Einflufs Leibnizscher Idee. Bei diesem Abschnitte konnte sich der Verf. auf Suphan stützen. Seit Goethe über Gott und Natur zu spekulieren angefangen hatte, fühlte er sich in pantheistischen Vorstellungen am wohlsten. Ein genaueres Eingehen auf die Grundidee Spinozas findet sich bei ihm nicht, er mifsverstand dessen Erkenntnislehre. Mit Spinozas Lehre verband er die Leibnizsche Monadenlehre, ein systematischer Kopf war er nicht und wollte es nicht sein, strenge Konsequenz im Gebiete der Philosophie blieb ihm fremd. Auf den Abschnitt von Goethes Naturanschauung folgt der über die Einwirkung Kants und seiner Nachfolger. Befruchtend wirkte auf Goethe Kants Kritik der Urteilskraft, und ohne dafs er ein systematischer Kantianer wurde, wuchs Goethes Interesse für Kant durch seinen Verkehr mit Schiller. Fichte wirkte wenig auf ihn, mehr Anziehungskraft hatte für ihn Schelling, sehr wenig Hegel. Aber Herder hat auf seine religionsphilosophische Entwickelung nachhaltigen Einflufs geübt; unter demselben wurden Goethes Urteile über die Religion und das Christentum anerkennender; aber gegen den Standpunkt der Romantiker verhielt er sich ablehnend. Für ihn als Dichter war es wohl gut, dafs er sein Leben lang lieber seinen dichterischen Einflüsterungen folgte, als dafs er sich einem bestimmten Lehrgebäude anschlofs.

Geschichte des Romans in Deutschland. Von Felix Bobertag. Erste Abteilung: Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. 2. Bd., 2. Hälfte. Berlin, L. Simion, 1884.

Verspätet ist dem Ref. dieser Halbband des auf zwölf ähnliche Halbbände berechneten, also umfangreichen Werkes zugegangen. Der vorliegende Halbband erstreckt sich von Grimmelshausen bis auf den Anfang der Robinsonaden. Er bringt von den Schriftstellern nicht blofs Charakteristik der hierher gehörigen Schriften, sondern auch sehr ausführliche Inhaltsangaben, Auszüge, genaue bibliographische Angaben, mehrfach genauer als bei Gödeke. Der Zeitraum, den der Band behandelt, ist unerquicklich, mit wenigen Ausnahmen. Mehr als die Hälfte beschäftigt sich mit dem Simplicissimus — S. 110; noch nicht erwähnt

ist F. Antoine, Étude sur le Simplicissimus de Grimmelshausen. Paris 1882. 308 S. 8. An diese Besprechung schliefsen sich die Sammelwerke, wie Zincgrefs Apophthegmata, Lauremberg Acerra philologica u. ä., Martin Zeiller, mit reichen bibliographischen Notizen, Ph. Harsdörffers Ars apophthegmatica, Paullini zeitkürzende erbauliche Lust, Chr. Weises Romane 123—133, Joh. Hubers Simplicianischer Weltkucker 134—138, W. von Willenhag 142, E. G. Happls akademischer Roman 145—151, Schelmuffsky, Hunolds satirischer Roman 153—160, 164, Aug. Bose (Talander) 162 ff.

Welche Schriftart sollen wir beibehalten, die Rundschrift oder die Eckenschrift? Von Rud. Dietlein. Wittenberg, Herrosé, 1886.

Die Abhandlung des Rektors Dietlein hat Dr. Fricke zu Wiesbaden mit einer Vorrede versehen, die alles kurz zusammenfafst, was sich zur Empfehlung derselben sagen läfst. Die noch immer im Publikum herrschenden Irrtümer über unsere sogen. deutsche Schrift ist sie in ihrer klaren Darstellung zu beseitigen vortrefflich geeignet. Jeder mit der Sache Vertraute weifs längst, wie durchaus verkehrt jeder Anspruch der Eckenschrift auf Ursprünglichkeit und irgend welchen Wert ist; jeder Verständige weifs, wie nachteilig für das deutsche Volk und deutsches Volkstum im Völkerverkehr die Beibehaltung der sogenannten, aber durchaus mit Unrecht so genannten deutschen Schrift ist. Vorliegende kleine Schrift verdient in den weitesten Kreisen, namentlich unter den Lehrern, welche den Elementarunterricht der Kinderwelt zu besorgen haben, gelesen und beachtet zu werden.

Herford. Hölscher.

Choix de Poésies; avec notices biographiques et notes, à l'usage des écoles par E. Burtin. IIIe Édition. Berlin, H. Sauvage.

Die hübsche Sammlung des Dr. Burtin, welche bereits früher in diesen Blättern empfohlen ist und sich viele Freunde erworben hat, erscheint soeben in neuer Bearbeitung; man kann dieselbe als eine wesentlich verbesserte ansehen, indem der Herausgeber viele ältere und bekannte Dichtungen ausgeschieden hat und dadurch Raum gewann, seine Leser noch mehr mit neueren Dichtern bekannt zu machen, als ihm dieses früher möglich war. Als eine schätzenswerte Bereicherung mufs es auch angesehen werden, dafs das Büchlein einige sehr gute Übersetzungen deutscher Dichter beibringt, unter denen Ref. die von Prof. Pariselle verfafsten Gedichte Taillefer nach Uhland, Le château de Boncourt nach Chamisso und den Roi des Aunes nach Goethe von E. Deschamps hervorheben mufs. Als besonders verdienstlich darf man es bezeichnen, dafs sich die ausgewählten Gedichte ohne alle Ausnahme sowohl durch die Schönheit der poetischen Form auszeichnen, als auch durch die Angemessenheit, Tiefe und Zartheit der ausgedrückten Empfindungen. Dafs der Herausgeber die chronologische Folge beibehalten hat, dürfte für ein Schulbuch nicht ohne Nutzen sein. Die äufsere Ausstattung ist vortrefflich.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

K. Foth, Der französische Unterricht auf dem Gymnasium. Auch eine Reformschrift. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 80 Pf.

Pünger, Der erste Unterricht in der französischen Sprache. (Hannover, Meyer.) 60 Pf.

Grammatik.

J. M. Rabbinowicz, Grammaire de la langue française d'après des nouveaux principes concernant les temps des verbes et leur emploi. (Paris, Delagrave.)

E. Busch, Laut- und Formenlehre der anglo-normannischen Sprache des 17. Jahrhunderts. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

Lexikographie.

N. Haillant, Essai sur un patois vosgien. Dictionnaire phonétique et étymologique. (Paris, Vieweg.) 10 fr.

Litteratur.

W. Bölsche, Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung. I. Abteil. (Leipzig, Dürseler.) 6 Mk.

H. Curto, Über einige Stellen in Goethes Faust. (Pisa, Nistri.)

H. Keiter, Joseph von Eichendorf. Sein Leben und seine Dichtungen. (Köln, Bachem.) 1 Mk. 80 Pf.

Merlin, Roman en prose du XIII[e] siècle, publié avec la mise en prose du poème de Merlin de Robert de Baron p. p. G. Paris et J. Ulrich. 2 vols. (Paris, J. Didot.) 20 fr.

Chrestien von Troyes Werke. II: Der Löwenritt (Yvain). Herausgeg. von W. Förster. (Halle, Niemeyer.) 9 Mk.

Des noises terres, Le chevalier Dorat et les poètes légers au XVIII[e] siècle. (Paris, Perrin.)

Gaston Paris, Publications de la société des anciens textes français et provençaux. (Paris.) 4 fr.

Olivier Basselin et le vau de vire, avec introduction par A. Gasté. (Paris, Delagrave.)

S. Schöpf, Beiträge zur Biographie und zur Chronologie der Lieder des Troubadours Peire Vidal. (Breslau, Köbner.) 1 Mk. 20 Pf.)

E. Caro, George Sand. (Paris, Hachette.) 2 fr.

E. Dupuy, Victor Hugo, son œuvre poétique. (Paris, Lecène et Oudin.) 1 fr. 50 c.
J. Ducros, J. J. Rousseau. (Paris, Lecène et Oudin.) 1 fr. 50 c.
Chauvin et Le Bidois, La littérature française, par les critiques des contemporains. (Paris, Belin.) 4 fr.
H. A. Sweet, A second Anglosaxon reader, archaic and dialectical. (London, Frowde.) 4 sh. 6 d.
Morgan, Shakespeare in fact and in criticism. (New-York.) 7 doll. 6 c.
Paul Stapfer, Shakespeare et l'antiquité. Nouv. éd. 3 fr. 50 c.
Herm. Conrad, W. Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter. (Berlin, Reimer.) 4 Mk.
Beers, An outline of american literature. (New-York.) 3 doll. 6 c.

Hilfsbücher.

Anthologie des poètes français du XIXe siècle. T. II: 1811—1841. (Paris, Lemerre.) 6 fr.
De Beaux, Schulgrammatik der franz. Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung. (Leipzig, Hirzel.)
J. Fetter, Lehrgang der franz. Sprache. I. Teil. (Wien, Bergmann & Altmann.) 90 Pf.
A. Bechtel, Französische Konversationsgrammatik. (Wien, Manz.) 2 Mk. 40 Pf.
H. Rufer, Exercices et lectures. Cours élémentaire de langue française à l'usage des écoles allemandes. I et II partie. (Leipzig, Köhler.) 1 Mk. 90 Pf.
J. M. D. Meiklejohn, The english language, its grammar, history and literature, with chapters on composition, versification, paraphrasing and punctuation. (Boston, New-York, Chicago, Heath & Co.)

In der Students' Series for School, College and Home, edited by L. Herrig, sind bisher bei Tauchnitz in Leipzig folgende Ausgaben erschienen:

Edward Bulwer (Lord Lytton), The Lady of Lyons. Von Dr. Fritz Bischoff, Gymnasiallehrer zu Berlin. 50 Pf.
Thos. Carlyle, The Reign of Terror (French Revolution). Von Dr. Ludwig Herrig. 1 Mk.
Chas. Dickens, Sketches. First Series. Von Dr. A. Hoppe, Prof. am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. 1 Mk. 20 Pf.
— — Second Series. Von Dr. A. Hoppe. 1 Mk. 40 Pf.
George Eliot, The Mill on the Floss. Von Dr. Hermann Conrad. 1 Mk. 70 Pf.
Edward Freeman, Three Historical Essays. Von Dr. C. Balzer, Prof. am Realgymnasium zu Eisenach. 70 Pf.
Bret Harte, Tales of the Argonauts. Von Dr. G. Tanger, ord. Lehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule zu Berlin. 1 Mk. 40 Pf.
Thos. Hughes, Tom Brown's School Days. Von Dr. Immanuel Schmidt, Prof. an der K. Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde. 2 Parts. 3 Mk.
H. W. Longfellow, Tales of a Wayside Inn. Von Dr. H. Varnhagen, Prof. an der Universität zu Erlangen. 2 Bände. 2 Mk.
Lord Macaulay, England before the Restoration. Von Dr. W. Ihne, Prof. an der Universität in Heidelberg. 70 Pf.
— — England under Charles the Second. Von Dr. W. Ihne. 1 Mk.
— — Lord Clive. (Historical Essay.) Von Prof. Dr. R. Thum, Direktor der Realschule zu Reichenbach i. V. 1 Mk. 40 Pf.
— — Ranke's History of the Popes. Von Prof. Dr. R. Thum. 60 Pf.

Lord Macaulay, Warren Hastings. Von Prof. D. R. Thum. 1 Mk. 50 Pf.

Justin McCarthy, The Indian Mutiny. Von Dr. Albert Hamann, Oberlehrer an der Luisenschule zu Berlin, Hon. Master of Arts of the University of Oxford. 60 Pf.

Sir Walter Scott, The Talisman. Von Dr. R. Dressel, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium zu Berlin. 1 Mk. 60 Pf.

— — Tales of a Grandfather. First Series. Von Dr. H. Löschhorn, ord. Lehrer am Andreas-Realgymnasium zu Berlin. 1 Mk. 50 Pf.

— — Second Series. 1 Mk. 70 Pf.

William Shakespeare, Twelfth Night; or, What you will. Von Dr. Hermann Conrad. 1 Mk. 40 Pf.

Earl Stanhope (Lord Mahon), Prince Charles Stuart. (1713—1783.) Von Dr. Martin Krummacher, Direktor der höheren Mädchenschule zu Kassel. 1 Mk. 20 Pf.

Lord Tennyson, Enoch Arden and other Poems. Von Dr. Albert Hamann, Oberlehrer an der Luisenschule zu Berlin, Hon. Master of Arts of the University of Oxford. 70 Pf.

W. M. Thackeray, Samuel Titmarsh and the great Hoggarty Diamond. Von George Boyle, Prof. an der Artillerie- und Ingenieur-Schule zu Charlottenburg. 1 Mk. 20 Pf.

Über französische und antike Elemente im Stil Heinrich v. Kleists.

(Schlufs.)

Wort- und Satzstellung.

Bekannt ist Kleists Willkür in der Stellung der Worte und Sätze. Auch hier halte ich in einigen Fällen einen Einflufs des Französischen auf ein Kleist eigentümliches Princip für möglich, also denselben Prozefs wie in den bisher besprochenen Erscheinungen.

Auch andere deutsche Dichter setzen Satzglieder, die bei strenger Wortfolge hinter das Zeitwort oder das Subjekt gehören, vor dieselben, teils um Begriffe energisch hervorzuheben, teils unter dem Verszwang, teils aus anderen Rücksichten. Bei Kleist aber artet diese Unregelmäfsigkeit förmlich in Manier aus, und zwar wieder am auffälligsten in der Penthesilea, wo fast jeder Satz ein Beleg dafür ist und die Bindung der Worte dadurch von Anfang bis zum Schlufs etwas Gezwungenes, etwas ermüdend Künstliches bekommt. Ich greife von den hierher gehörigen Fällen zunächst den heraus, dafs adverbiale oder präpositionale Bestimmungen vor dem Prädikat oder sogar dem Subjekt stehen. Diez, Rom. Gram. III, S. 465 ff. erklärt diese Erscheinung für sehr häufig in der Poesie und Prosa der romanischen Sprachen (vgl. auch Mätzner, Syntax II, S. 307, 322, 324 u. ö.). Ich kann nur wenige Beispiele aus Kleists Schriften anführen und mit ähnlichen französischen zusammenstellen.

1) Zeitadverb: Amph. v. 121 „Hier dieser Arm bald wird Respekt ihn lehren“,[1] v. 1807, Käthch. S. 126, 1 „Das Käthchen

[1] Der Vers verhindert hier die regelmäfsige Wortstellung nicht, wie Schmidts Änderung „wird bald“ beweist. Kleist zog aber absichtlich die künstlichere Wortfolge vor. Vgl. Guisk. v. 271 (S. 370, Anm. 1), Käthchen S. 7, 30 (S. 370), Marquise S. 24, 7. 25, 32 (S. 370), Homb. v. 1672 (S. 370, Anm. 2).

fürderhin ist meine Tochter"; vgl. z. B. Boileau „Notre bonheur bientôt fait notre inquiétude".

2) Modales Adverb: Penth. v. 997 „Wer rasch erfleucht den Hügel dort?" Guisk. v. 271 „Und keinen Laut mehr feig setz ich hinzu",[1] Homb. v. 1239 „Fürwahr uns lebhaft werdet ihr verbinden", Käthch. S. 7, 30 (also auch in Prosa, vgl. S. 369, Anm.); vgl. z. B. Regnard „Plus agréablement peut-on passer la vie?"

3) Präpositionale Zeit- oder Raumbestimmung: Marquise v. O. S. 24, 7 ff. „Der Kommandant, nach einer langen Pause, erwiderte", S. 25, 32 (vgl. oben zu Käthch. S. 7, 30), Amph. v. 1705 „So groſs in dieser Sach' ist nicht mein Eifer"; vgl. z. B. Mol., Amph. v. 523 „Et mon dos, pour un mois, en doit être malade", Racine „En vain sur les autels ma main brûloit l'encens".

4) Präpositionale modale Bestimmung: Amphitryon v. 1334 „Den Eid, kraft angeborner Macht, zerbrech ich", v. 913, Herm. v. 926 ff. „Und alles, was den Kreis bewohnt, mit Spieſs und Schwert stand auf", Homb. v. 1672 „Zuerst mit groſsem Aug' sieht er ihn an";[2] vgl. z. B. Mol., Amph. v. 1298 „Cette action, sans doute, est un crime odieux", Racine „Le ciel avec horreur voit ce monstre sauvage".

5) Vom Verbum abhängige präpositionale Bestimmung: Amph. v. 2305 „Was von diesem Auftritt denkt man", Penth. v. 1310, Herm. v. 1058 ff. „Mit welchem Recht ... Vom Kopf uns aber nehmen sie sie weg?" vgl. z. B. Mol., Amph. v. 534 ff. „Mon amour ... Au devoir de ma charge a volé les instants", Bret. „Aisément de soupçon un vieux est susceptible".

6) Mehrere Bestimmungen: Käthch. S. 92, 29 „Das Bild halb aufgerollt, im Schreibtischwinkel, den ich erschloſs, lag neben dem Futtral", Penth. v. 757 ff. „Erst heute, weiſst du, mit der Dämmerung Auf diesem Platz schlagfertig treff ich ein";[3] vgl. z. B.

[1] Tieck stellt hier ohne Schaden des Verses die regelmäſsige Wortfolge her, vgl. S. 369, Anm. Ich berücksichtige hier nur die Stellung des „feig"; bei Voranstellung des Objekts kann natürlich von französischem Einfluſs nicht die Rede sein.

[2] Bei regelrechter Wortfolge würde der Vers hier sogar flieſsender, die starke Apokope vermieden sein: „Zuerst sieht er mit groſsem Aug' ihn an", vgl. S. 369, Anm.

[3] In der ersten Fassung einfacher, ohne die Orts- und modale Bestimmung; vgl. S. 309, Anm. 2.



Mol., Amph. v. 1286 ff. „De semblables transports contre un ressentiment Pour défense toujours ont ce qui les fait naître“, v. 1278 ff., S. 383, Anm. 1 „Amphitryon, du camp, vers Alcmène sa femme M'a-t-il pas envoyé?“

Ich habe absichtlich solche Fälle aus Kleists Dramen ausgewählt, in denen die vorangesetzten Bestimmungen nicht besonders energisch betont sind, was an anderen Stellen die unregelmäſsige Wortfolge erklärt. Hier, wie in zahllosen anderen Fällen, ist dieselbe offenbar nur veranlaſst durch das Streben nach gewählter poetischer Ausdrucksform. Der Satz erhält dadurch einen anderen Rhythmus als den gewöhnlichen der Prosa, einen kräftigeren Schwung. Man vgl. z. B. Guisk. v. 271 „Und keinen Laut mehr feig setz ich hinzu“ mit der üblichen Wortstellung „Und keinen Laut mehr setz ich feig hinzu“. Bei dem vorangesetzten „feig“ hebt sich unwillkürlich die Stimme, und der Vers gewinnt anstatt eines kräftigen Accents zwei unmittelbar hintereinander. Noch auffallender wird dies, wenn, wie Amph. v. 121 „bald“, die Bestimmung durch Voransetzung an eine schwach betonte Stelle des Verses kommt.

Wie bereits angedeutet, finden sich Beispiele ähnlicher Wortfolge auch bei anderen deutschen Schriftstellern, z. B. in Schillers J. v. O.: „Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich Trat eine Jungfrau“, „Und auf den Feind gerad an stürmen wir“, „und alles Verzweiflungsvoll will schon die Waffen strecken“. Aber bei keinem finde ich diese Erscheinung bis zur Manier gesteigert wie bei Kleist, so daſs sie besonders in den älteren Stücken die regelrechte Wortfolge fast ganz verdrängt. Ganz natürlich, denn keiner suchte so das Ungewöhnliche, Kraftvolle im Ausdruck wie er. Auch eine solche Häufung von adverbialen, prädikativen und präpositionalen Bestimmungen vor dem Zeitwort oder Subjekt, wie sie einige der angeführten Beispiele aufweisen, ist mir bis jetzt nur bei Kleist vorgekommen und, wie meine Belege aus Molière zeigen, bei den französischen Dichtern. Wenn ich daraus auf eine unbewuſste Bethätigung seines französischen Sprachgefühls in solchen Wortstellungen neben eigenen Stilprincipien bei Kleist schlieſse, so stütze ich mich dabei noch auf einige andere Gründe, einen rein äuſserlichen und dann noch weitere Eigentümlichkeiten seiner Wort- und Satzstellung.

Gerade bei den Bestimmungen, von deren Voranstellung eben die Rede war, kommt eine Äuſserlichkeit der Kleistschen Ausdrucks-

form in Betracht, welche auch schon Brahm aufgefallen ist, seine reiche Interpunktion. Brahm S. 177 führt diese mit Recht auf das Streben des Dichters zurück, seinen stark gegliederten Satzbau einigermaſsen übersichtlich zu machen. Aber wenn er Zeit-, Orts- und andere Bestimmungen so, wie in den erwähnten Sätzen Marquise v. O. S. 24, 7 ff., 25, 32 ff., Amph. v. 1334, in Kommata einschlieſst, so hat er doch offenbar ein Vorbild in dem französischen Usus, wie ihn von den oben citierten Versen aus Molières Amph. z. B. v. 1298, 523, 1278, zeigen (andere Beispiele s. Seeger I, 190—91). Und wenn so schon diese Äuſserlichkeit hier bei beiden Dichtern übereinstimmt, so wird dadurch ein Einfluſs auch der französischen Stellung der betreffenden Satzglieder auf die bei dem deutschen Dichter wahrscheinlicher.[1]

[1] Hier noch einige Beispiele der eigentümlichen Interpunktion zur Vergleichung: Kleist, Guisk. v. 404 ff. „Dem weitgewölbten Haupt drückt er, mit Kraft, Den mächtig-wankendhohen Helmbusch auf“, z. B. ähnlich Mol., Amph. v. 850 „Dont Thèbes, par son bras, goûte les avantages“; Kleist, Herm. v. 143 ff. „O könnten wir, beim Mahle, bald Ein andres, gröſsres Siegsfest selig feiern“, z. B. ähnlich Mol., Amph. v. 687 „Ah! que dans cette occasion, J'enrage d'être honnête femme“; Kleist, Homb. v. 816 „Sprachst du schon wen? — Golz, eben, auf dem Schlosse“, z. B. ähnlich Mol., Amph. v. 889 ff. „Un songe, cette nuit, Alcmène, dans votre âme A prévenu la vérité?“ Kleist, Schrecken im Bade (W. I, 20 ff.) v. 73 bis 74 „Der See ist dir ... Ein Mantel, in der That, so züchtiglich“, z. B. ähnlich Seeger, Neufrz. Syntax II, 191 „Elle dit, en vérité, de graves paroles“. Durch eine dieser Interpunktion folgende Deklamation wird gröſsere Lebhaftigkeit erreicht, zuweilen dem loseren Satzgefüge der Umgangssprache und damit einem Hauptprincip Kleists entsprechend. Ein besonders auffallendes Beispiel findet sich in „Der Welt Lauf“ v. 36 „Da lieſs ich's, schier, zu wohl mir sein“. Die Unterbrechung des Satzes durch die verselbständigte adverbiale Bestimmung widèrspricht hier durchaus der gewöhnlichen Syntax der Schriftsprache, aber nicht der der Umgangssprache. Mehrere Bestimmungen in demselben Satze erscheinen durch Kommata eingeschlossen z. B. Kleist, Amph. v. 1949 „Fort, jetzo, schleunig, eh er mir entwischt“; Käthch. S. 9, 7—17 „Und da wir an das Fenster treten, schmeiſst sich das Mädchen, in dem Augenblick, da er den Streithengst besteigt, dreiſsig Fuſs hoch, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaster der Straſse nieder, indessen er dort, den Gott verdamme! zu Pferd, unter dem Volke, das herbeiströmt, herüberruft u. s. w.“ Durch Nachahmung der französischen Interpunktion bethätigt so Kleist, auſser seinem Streben, direkt für den Vortrag zu schreiben, eine andere Neigung, die ebenfalls stark ausgesprochen bei ihm ist und offenbar mit seiner

Dazu kommt, wie gesagt, daſs auch noch einige andere Eigentümlichkeiten der Wort- und Satzstellung Kleists an französische Manier erinnern. Je mehr Ähnlichkeiten sich hier aufweisen lassen, um so gröſser wird für die einzelne die Wahrscheinlichkeit, daſs sie wirklich auf einem französisch gebildeten Sprachgefühl beruht.

Käthch. S. 58, 13 ff. wird eine der vorangesetzten Bestimmungen durch einen Satz mit „als" vertreten: „Die ganze Strahlburg, bei euerem Einzug, als sie erfuhr, wer ihr seid, schlug die Hände über dem Kopf zusammen." Das ist echt französische oder vielmehr allgemein romanische, aus dem Lateinischen überkommene Stellung des Bestimmungssatzes. Und sie ist bei Kleist fast durchaus Regel, noch systematischer durchgeführt als die Voranstellung adverbialer und präpositionaler Bestimmungen: auf das Subjekt folgt der temporale oder modale Bestimmungssatz und dann erst das Verbum des Hauptsatzes. So Käthch. S. 8, 26 ff. „Der Graf vom Strahl, indem er ihre Hand nimmt, fragt"; S. 43, 10 „Thalestris, als sie herabzog vom Kaukasus . . . sie war" (wegen der langen Unterbrechung ist hier das Subjekt aufgenommen durch das Pronomen, Kleist fühlte also selbst die Unregelmäſsigkeit); Kohlhaas S. 59, 34 ff. „Der Burgvogt, indem er sich noch eine Weste ... zuknöpfte, kam" u. ä. Solche Stellung der Bestimmungssätze war übrigens zu Kleists Zeit ganz gewöhnlich, in Goethes Prosa ist sie ebenso häufig wie bei Kleist.

Ferner: wenn zwei nicht voneinander abhängige Bestimmungssätze zu einem Hauptsatz gehören, stellt sie Kleist gern beide voran, und auch hierin bietet das Französische Analogien. Mit den Beispielen bei Mätzner II, 443 und Seeger II, 156 (z. B. Quand la bouteille est chargée, si l'on vient à faire communiquer entre elles ses deux surfaces, il se produira une étincelle) vergleiche man bei Kleist Amph. v. 870 ff. „Kannst du im Ernst mir leugnen, Daſs du ... dich gezeigt, Falls nicht die Götter fürchterlich dich straften, Gilt jeder andre schnöde Grund mir gleich"; v. 1315 „Und wär ich Zeus, wenn du dem Reigen nahtest, Die ew'ge Here müſste vor dir aufstehn."[1] Beidemal müſste der zweite Bedingungssatz, um das Satz-

---

Tendenz, die freiere Satzfügung der Umgangssprache nachzuahmen, zusammenhängt, die Neigung, seine Sätze möglichst stark zu gliedern (vgl. S. 390). Also auch hier derselbe Prozeſs wie überall bei dieser französischen Einwirkung: Verschmelzung eigener Stilprincipien mit fremdem Einfluſs.

[1] So auch häufig in mhd. Dichtung, z. B. Tristan v. 108—10 „swer

gefüge sofort vollkommen klar zu machen, dem Hauptsatz nachgestellt oder eingeschoben sein. Die Satzstellung, welche Kleist bevorzugt, hängt offenbar mit seiner Neigung zusammen, überhaupt im Nachsatz adverbiale oder vom Verbum abhängige Bestimmungen vor das letztere, an den Anfang des Nachsatzes zu stellen, wodurch die Verbindung des Nachsatzes mit dem Vordersatz eine losere wird,[1] der erstere eine selbständigere Bedeutung gewinnt und das Ganze einen lebhafteren Eindruck macht.[2] Ich meine Fälle wie Amph. v. 1944—45 „Denn ist es mir bestimmt dich aufzufinden, Mehr als zwei Worte, Mordhund, sagst du nicht", v. 1775—76, 2286—87, 2064—65 „Doch juckt der Rücken dir, In diesem Haus hier kannst du mich erfragen", v. 1284—87. Der Übergang von solchen Fällen zu denen, welche hier in Rede stehen, liegt klar vor Augen z. B. Amph. v. 1304—8 „Und könnt ich aus der Tage fliehndem Reigen Den gestrigen ... so leicht Wie eine Dohl' aus Lüften niederstürzen, Nicht um olymp'sche Seligkeit wollt ich ... es thun". Denn „nicht um olymp'sche Seligkeit" hat den Wert eines Bedingungssatzes = selbst wenn ich olympische Seligkeit dafür eintauschen könnte.

Eine andere Eigentümlichkeit der Satzfügung in den romanischen Sprachen, welche Diez III, S. 475 ff. erwähnt, nämlich die Neigung, einzelne Glieder des dem Hauptsatz folgenden Nebensatzes jenem voranzustellen, findet ebenfalls bei Kleist ungewöhnlich viele

înneclîche liebe hât, doch ez im wê von herzen tuo, daz herze stât doch ie dar zuo" (vgl. S. 312). Liegt auch hier französischer Einfluſs vor? — Zu unterscheiden von den eben besprochenen Fällen ist die ähnliche Nebeneinanderstellung zweier Nebensätze, von denen der eine dem anderen untergeordnet ist, also eigentlich in ihn eingeschoben sein müſste (vgl. S. 376).

[1] Also wieder das Princip der losen Verknüpfung!

[2] Ersichtlich ist dies Streben auch darin, daſs Kleist im Nachsatz fast nie die im Deutschen übliche Inversion des Subjekts und Verbs anwendet. Die Stellung der Worte wie Homb. v. 1113—15 „wär ich ein Tyrann, Dein Wort ... hätte mir das Herz ... geschmelzt", v. 1201—2 „Was deine Huld erweckt, Ich weiſs es nicht" ist bei Kleist durchaus die Regel. Haben wir auch darin zum Teil eine unbewuſste Nachbildung des Französischen, wo diese Wortfolge die grammatisch gebotene ist? — Einen Beweis für die freie, kühne Behandlung des Verhältnisses zwischen Vorder- und Nachsatz durch Kleist liefern auch Stellen wie W. I, S. 49, 21—24; 51, 29—32, wo der eigentliche Nachsatz gar nicht ausgedrückt, an seine Stelle sofort der ihn begründende Gedanke getreten ist.

Analogien. Molière, Amph. v. 476 ff. „Parmi tout le butin fait sur nos ennemis, Qu'est-ce qu'Amphitryon obtient pour son partage?" übersetzt er mit genauem Anschlufs v. 326 ff. „Von der Beute, die in des Feindes Lager ward gefunden, Sagst du mir wohl, wie sich Amphitryon Dabei bedacht und was sein Anteil war?" Ähnliche Fälle sind in Molières Amph. v. 789 ff. „A quelle patience il faut que je m'exhorte!" v. 986 ff. „mais à ce retour daignez, s'il est possible, Me conter ce qui s'est passé", wo die Vorausstellung offenbar durch lebhafte Aufnahme des Wortes „retour" der Alcmène veranlafst ist. Damit vergleiche man bei Kleist z. B. Amph. v. 1914 ff. „Und den Verdacht, den jener Thor erregt, Hier steht, wer ihn zu Schanden machen kann"; Herm. v. 14 ff. „Und Hermann der Cherusker endlich ... Ihr seht es, Freunde, wie er uns verhöhnt"; Käthch. S. 136, 29 ff. „Hier diese Feder ... Du wirst nicht leugnen, dafs sie etwas sagt", S. 97, 9 ff. „Dies Mädchen ... wissen will ich, warum ich verdammt bin, sie einer Metze gleich mit mir herumzuführen", S. 117, 28 ff. „Der Engel Gottes ... ich glaube bei meiner kaiserlichen Ehre, er hat Recht!" ähnlich auch Amph. v. 515 ff. „Doch jener Bauer dort, der mir verbunden, Ein Klotz ist just so zärtlich auch wie er". Diese Konstruktionen, welche sich von den erwähnten französischen nur durch die Wiederaufnahme des Begriffes durch das Pronomen, die im Deutschen unumgänglich war, unterscheiden, entsprechen sämtlich der Neigung Kleists, wichtige Begriffe energisch voran, aus der Konstruktion des Satzes herauszustellen. Diejenigen der eben angeführten Sätze, in denen der vorausgenommene Begriff das Subjekt des Nebensatzes ist, lassen sich nicht unterscheiden von den Fällen, in welchen sich die erwähnte Neigung Kleists in einfacher Vorausstellung des wichtigsten Begriffes ohne Rücksicht auf die Bedeutung, welche derselbe im Satzgefüge hat, bethätigt. Letzteres ist z. B. offenbar der Fall Homb. v. 1—6 „Der Prinz von Homburg ... Befehl ward ihm", v. 1096—99 „O dieser Fehltritt ... Den wirst du u. s. w.", v. 1615—16 „Der Prinz von Homburg, Man führ ... ihn"; Das letzte Lied (W. I. 54 ff.), v. 25—31 „Und du, o Lied ... Dich trifft der Todespfeil". Solche Fälle sind in der deutschen Litteratur vom Mhd. bis zum Nhd. nicht gerade selten (s. Beispiele in Pauls Principien² S. 238—39). Der Nominativ ist da als absoluter Kasus aufzufassen; gäbe es noch reine Stämme bei uns, so würden sie denselben Dienst leisten. Unter den vorher erwähnten Kleistschen

Beispielen aber zeigen einige das vorangestellte Wort in der Form, welche die Konstruktion des später folgenden Nebensatzes verlangt. Es mag sein, daſs Ähnliches auch sonst in der deutschen Litteratur vorkommt, aber jedenfalls sehr selten. Dagegen bieten die aus Molière angeführten Beispiele eine genaue Analogie.[1] Zu vergleichen ist hier auch Kleist, Homb. v. 942—43 „Erlaub in einem dringenden Geschäft, Daſs ich auf eine Stunde mich entferne“, wo ein Teil des Nebensatzes zwar nicht vor den regierenden Hauptsatz, aber doch vor die den Nebensatz einleitende Konjunktion gestellt ist. Ob genau Entsprechendes auch im Französischen vorkommt, weiſs ich nicht; ähnlich ist die im Französischen wie im Deutschen nicht seltene Erscheinung, daſs ein Satz, welcher einem Nebensatz untergeordnet ist, vor die denselben einleitende Konjunktion tritt, so Gottfrieds Tristan v. 354—58 „daz er sîne ritterschaft sô starke gemêrte, swar er mit her gekêrte, daz er vil sînes willen tete“; Goethe, Gottfr. v. Berl. S. 74 „Wir wollen sie zusammenschmeiſsen, wenn Selbitz kommt, daſs er schon ein Stück Arbeit gethan findt“ (vgl. S. 373 ff.). Französische Beispiele s. bei Mätzner II, S. 439—40. Für Kleist kommt in allen erwähnten Beispielen der Vorausnahme von Teilen des Nebensatzes neben dem französischen Vorbild und dem eigenen Princip der energischen Hervorhebung wichtiger Begriffe wieder das Streben in Betracht, durch eine gewisse Lockerheit der Satzfügung die natürliche Redeweise nachzuahmen.

Endlich: einen Fall der berühmten Kleistschen Wort- und Satzverschränkung, auf die ich später zu sprechen komme, muſs ich hier vorwegnehmen, weil er ebenfalls eine auffallende Analogie im Französischen hat. Kleist liebt es, bei der direkten oder indirekten Wiedergabe von Reden das einführende Verb des Sagens nach den ersten Worten der Rede in dieselbe auch dann einzufügen, wenn die regelrechte deutsche Konstruktion die Voranstellung verlangt. Zwei Fälle sind zu unterscheiden:

1) Der Satz, zu welchem das einführende Verb des Sagens gehört, wird durch die Rede oder einen Teil derselben auseinandergerissen. Beispiele sind: Erdb. v. Chili S. 14, 6 „Hierauf: Er ist der Vater! schrie eine Stimme“; S. 15, 23 ff. „Drauf ganz mit ihrem

[1] Noch üblicher als im Französischen ist die Art der Satzfügung im Spanischen.

Blute bespritzt: schickt ihr den Bastard zur Hölle nach! rief er", und am kühnsten, zuerst fast unverständlich Penth. v. 97 ff. „Drauf mit der Wangen Rot, war's Wut, war's Scham, Die Rüstung wieder bis zum Gurt sich färbend, Verwirrt und stolz und wild zugleich: sie sei Penthesilea: kehrt sie sich zu mir."[1] Die beiden letzten Beispiele bilden schon den Übergang zu:

2) Das eingeschobene Verb des Sagens ist Nachsatz zu einem voranstehenden Vordersatz. Von den vielen Beispielen erwähne ich nur Käthch. S. 11, 24—26 „Doch da sie nicht freiherzig mit der Sprache herausrückt: was auch geht's dich an, denk ich", S. 56, 31 ff. „und indem er mit der Hand zeigt: Mutter! Mutter! Mutter! spricht er"; Erdb. v. Chili S. 15, 18 ff. „Doch da er die Menge nicht überwältigen konnte: leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern! rief Josephe". Auf die Art kommen zuweilen die Worte zweier Personen unmittelbar nebeneinander zu stehen, so Käthch. S. 57, 16 ff. „Und da die Gräfin sich über ihn neigt und ihn an ihre Brust hebt und spricht: Mein Friedrich! wo warst du? Bei ihr, versetzt er mit freudiger Stimme"; Erdb. v. Chili S. 13, 14 ff. „Und als eine andere Stimme fragte: Wo? Hier! versetzte ein Dritter".[2] Dramatische Energie und Lebendigkeit gewinnt der Dialog auf diese Weise, und das Streben nach Lebhaftigkeit überhaupt, welches fast aus jeder Zeile Kleists spricht, ist natürlich die Quelle aller eben erwähnten Satzfügungen; den Zusammenhang, in den dieselben sich organisch einordnen, werde ich später in dem Kapitel von der Wortverschränkung überhaupt darstellen. Hier verweise ich nur auf einige französische ähnliche Beispiele: zu Nr. 1: Racine „D'un air égaré: Tu vois de mes soldats tout ce temple entouré, dit-elle"; Fénel., Télém. I „et sans faire semblant de savoir qui il est: D'où vous vient, lui dit-elle, cette témérité?" Musset, Contes S. 66 „Puis, remontant aussitôt à cheval: Pierre, dit-il au piqueux, prends le tournebride"; zu Nr. 2: Musset, Contes S. 87 „là, dès que les deux jeunes gens furent seuls: La patience m'échappe, dit Tristan". Bei anderen deutschen Dichtern aus Kleists Zeit habe ich ähnliche Satzfügungen bisher nicht ge-

[1] In der ursprünglichen Fassung viel einfacher; vgl. S. 309, Anm. 2.

[2] Die ganz undeutsche Wortstellung hat die erste Fassung noch nicht, ist also absichtlich zur Erhöhung der Lebhaftigkeit hineingebracht; vgl. S. 309, Anm. 2.

funden, möglich, daſs sie vorkommen, so häufig wie bei ihm jedenfalls nicht. Ein direkter Einfluſs des Französischen, wenn auch nur ein mitwirkender, nicht ein ausschlieſslicher, wie das Kapitel über die Wortverschränkung später beweisen wird, ist mir hier unzweifelhaft. Aber Kleist wahrt sich auch hier seine Selbständigkeit durch Überbietung der französischen Manier; solche kühnen Beispiele wie Penth. v. 97 ff., Käthch. S. 57, 16 ff., Erdb. v. Chili S. 13, 14 ff. scheinen bei den Franzosen nicht vorzukommen, vgl. die Belegstellen in Mätzners Syntax II, S. 273. Das Französische hat die Eigentümlichkeit aus den klassischen Sprachen geerbt, aber die Einschiebung von *inquit* und ἔφη unterscheidet sich von der gewöhnlichen französischen Manier dadurch, daſs das Subjekt jener nicht mit eingeschoben, sondern vorangestellt wird (vgl. Mätzner, Synt. II, 274). Die Erscheinung bei Kleist stimmt dagegen mit der gewöhnlichen französischen Art genau überein, und überhaupt ziehe ich, wie schon einmal angedeutet, da, wo man zwischen französischem und antikem Einfluſs schwanken kann, die Annahme des ersteren vor, weil ich alle fremdartigen Stileigentümlichkeiten als eine unbewuſste Äuſserung eines fremden Sprachgefühls auffasse und ein lateinisches oder griechisches Sprachgefühl bei Kleist nicht vorauszusetzen, ein französisches aber sicher ist.

Ich habe schon gesagt, daſs die verschiedenen Eigentümlichkeiten in der Wort- und Satzstellung Kleists rücksichtlich der Vermutung französischer Einwirkung sich gegenseitig stützen. Auf keine derselben läſst sich eine solche beweisen. Für jede habe ich den Zusammenhang mit sonstigen Stilprincipien Kleists aufzudecken versucht, die meisten finden sich auch bei anderen deutschen Schriftstellern. Aber das ist andererseits auch kein Beweis gegen französischen Einfluſs, wie ich ihn auffasse, das heiſst, gegen eine unwillkürliche Einwirkung seines französischen Sprachgefühls auf des Dichters eigene Stilprincipien. Und gerade durch die groſse Zahl der angeführten einschlägigen Fälle wird dieselbe für jeden einzelnen wahrscheinlicher.

Einzelheiten.

a) Brandstäter S. 84, 260—61 führt Ausdrucksweisen wie „vielleicht daſs, glücklich daſs, natürlich daſs“ u. ä., die im vorigen Jahrhundert sehr häufig und auch heute noch vorkommen, auf französisch

„peut-être que, heureusement que“ u. ä. zurück. Auch bei Kleist ist diese Konstruktion nicht selten; man vgl. z. B. Amph. v. 923—24 „Vielleicht daſs eine Sorge dir des Kriegs den Kopf beschwert“, v. 1667 „Gut, daſs ich das weiſs“; Homb. v. 695 „Leicht daſs der Frieden selbst erfolgen kann“. Paul, Princip.[2] S. 240 sieht darin die grammatische Ausprägung des logischen Verhältnisses: die adverbiale Bestimmung (z. B. „vielleicht“) erscheint dadurch auch äuſserlich als das, was sie ihrem logischen Wert nach ist, als Prädikat. Das ist die allgemeine grammatische Erklärung der Konstruktionen, für den einzelnen Dichter aber kann dieselbe eine kleine Modifikation erleiden durch Heranziehung ähnlicher Eigentümlichkeiten seines Stiles. Kleist liebt es mehr als andere deutsche Dichter seiner Zeit, in Ausrufen Worte von prädikativer Geltung hinzuwerfen ohne Bezeichnung des Subjekts sowohl, wie des Bindegliedes zwischen diesem und dem Prädikat. So Herm. v. 989 „Der Kopf, beim Styx, von einer Juno!“ (= Es ist der Kopf), v. 1950 „Der erste Mensch, der unserm Blick begegnet!“ (= Dies ist der erste Mensch) und zahllose ähnliche Fälle. An anderen Stellen liegt das Subjekt in einem Relativ- oder Konjunktionalsatze, aber das Bindeglied zwischen ihm und dem Prädikatsnomen fehlt, so z. B. Penth. v. 104—5 „Doch keiner in dem ganzen Griechenlager, Der ihn begriff“ (sc. war [vgl. Amph. v. 1674—75]); Homb. v. 695 „Ein Schelm, wenn ich dir lüge“ (sc. will ich sein); Zerbr. Kr. v. 327—28 „Pfingsten neun Jahre, daſs ich im Justizamt bin“ (sc. sind es). Hierher gehören nun auch die oben angeführten Konstruktionen mit „daſs“; die Sätze mit dem letzteren sind das Subjekt zu den prädikativen Begriffen „leicht, gut“ u. ä. Sie sind also bei Kleist nicht isoliert zu betrachten, sondern in Verbindung mit den Erscheinungen, welche das Streben des Dichters nach Lebhaftigkeit und energischer Kürze des Ausdrucks verraten. Hier liegt die Erklärung für ihr Vorkommen im Stile Heinrich v. Kleists; die Erklärung für ihre Entstehung in der deutschen Syntax überhaupt, welche Paul giebt, bleibt dadurch natürlich unberührt. Der Zusammenhang, in welchem eine syntaktische Erscheinung zu betrachten ist, muſs ein anderer sein, wenn man sie als Eigentümlichkeit einer Sprache überhaupt und wenn man sie als Eigentümlichkeit eines einzelnen Dichters in jener Sprache zu behandeln hat. Dem letzteren ist sie in diesem Falle durch die Überlieferung gegeben, es kann sich nur fragen, aus welchen Gründen

er sie dem Bruchteil der Gesamtsprache, der sein eigentümlicher Stil ist, einfügt. Das französische Sprachgefühl Kleists mag bei der in Rede stehenden Erscheinung seines Stiles wieder mitgewirkt haben, ein direkter französischer Einfluſs auf dieselbe kann bei der Menge von deutschen Vorbildern, welche er hier hatte, nicht behauptet werden.

b) Mitgewirkt hat vielleicht französischer Einfluſs auf die häufige Vertretung des regelmäſsigen „ohne daſs" durch „daſs nicht", die ich bei Kleist gefunden habe. Aus Kleists Amph. erwähne ich z. B. v. 1437 „Verglüht ein Tag, daſs ich an seinem Altar Nicht für mein Leben dankend und dies Herz, Für dich auch, du Geliebter, niedersänke?" v. 2072 ff. „Sein Vater könnte Hungers vor ihm sterben, Daſs er ihm auch so viel nicht gönnt, Als ihm in hohlen Zähnen kauend stecken bleibt". Ähnlich z. B. in Molières Amph. v. 1467 „On lève les cachets, qu'on ne l'aperçoit pas"; v. 1825 „Et la raison bien souvent les pardonne, Que l'honneur et l'amour ne les pardonnent pas"; in Mussets Cont. S. 47 „Camille ne se retirait jamais que son oncle n'eut achevé sa bouteille". Ähnliche Fälle citiert Brandstäter S. 233 aus El. Schlegel und Goethe; er hat aber, wie die obigen Beispiele beweisen, weder für das Französische noch für das Deutsche recht, wenn er negativen Charakter des Hauptsatzes als Vorbedingung der Konstruktion ansieht.

c) Die nicht seltene Erscheinung, daſs deutsche Schriftsteller die Apposition statt im Kasus des zu bestimmenden Nomens im Nominativ anfügen, erklärt Brandstäter S. 124—27 ebenfalls für einen Gallicismus, z. B. Kotzebue, Wirrwarr III, 10 „Auch finden sie dort noch seinen Neffen, der munterste artigste Mensch von der Welt". Ähnlich heiſst es bei Kleist, Schroffenstein v. 1995—96 „Ich weiſs es von Jeronimus;[1] der Edle, Vortreffliche!" Amph. v. 1881 bis 1882 „In welchem Busen, einer wie der andre, Sich das Verräterherz verbirgt", v. 2121—24 „Wenn ihr jetzt zwischen mir und ihm, wie zwischen Zwei Wassertropfen, euch entscheiden müſst, Der eine süſs und rein und echt und silbern, Gift, Trug und List und Mord und Tod der andre". Daſs Kleists französisches Sprachgefühl hier wieder mitgewirkt hat, ist leicht möglich. Aber man beachte zu-

[1] Das Semikolon weist hier allerdings auf eine gewisse Selbständigkeit der Apposition, aber in der ersten Fassung (Werke I, 313) steht nur ein Komma.

nächst, daſs in den zwei letzten Beispielen auch die regelrechte, mit ihrem Nomen kongruierende Apposition uns ungewöhnlich erscheinen würde, daſs wir vielmehr einen Relativsatz, eingeleitet durch „von denen“, erwarten, der natürlich gänzlich prosaisch klingen würde. Ferner sind auch diese Fälle wieder mit anderen bei Kleist zusammenzuhalten, welche durchaus auf dessen eigenen Stilprincipien beruhen ohne Vorbild im Französischen. Ich habe schon öfter auf die häufig sehr lose Verknüpfung der Satzteile bei dem Dichter hingewiesen. Der Neigung desselben, welche hierher gehört, ein Wort aus der Satzkonstruktion heraus voranzustellen,[1] entspricht nun die ebenso häufige Erscheinung, daſs ein Wort mit seinen Bestimmungen in losem Anschluſs ohne Rücksicht auf die Form des Wortes, das es präcisiert, dem Satze nachgestellt wird. Zuweilen ist eine Kongruenz mit einem Teile des vorhergehenden Satzes ganz unmöglich, weil der Begriff, welcher erklärt wird, nicht ausgedrückt ist, wie Herm. v. 1223—24 „Mir kam er (d. h. der Tag) teuer, wie du weiſst, zu stehen. Der Cimbern Thron, nicht mehr, nicht minder, Den ich nur Augusts Gnade jetzt verdanke“ (sc. war der Preis); Amph. v. 1593—95 „Mein Seel', er war nicht schlecht bedient. Ein Kerl, der seinen Mann stand u. s. w.“ (sc. bediente ihn). Aber auch wenn der zu erklärende Begriff vorher ausdrücklich bezeichnet, also die Kongruenz möglich ist, unterbleibt sie z. B. Zerbr. Kr. v. 1831—33 „Wer sah den Teufel je in solcher Tracht? Ein Bau, getürmter, strotzender von Talg etc.“ Die Konstruktion unterscheidet sich von derjenigen in den beiden letzten der früher gegebenen Beispiele (Amph. v. 1881—82, 2121 bis 2124) eigentlich nur äuſserlich: weil in diesen das appositionelle Glied nur durch ein schwaches Interpunktionszeichen getrennt ist, berührt seine Selbständigkeit uns ungewöhnlicher. Ein Schritt weiter von hier in der eingeschlagenen Richtung führt dann zur Verselbständigung auch der eigentlichen Apposition, wie Schroffenstein v. 1995—96. Doch verrät das Semikolon in der zweiten Fassung des Dramas, daſs Kleist auch hier noch den präcisierenden Zusatz etwas anders aufgefaſst haben will, als die eigentliche Apposition, und dasselbe möchte wohl der Fall sein mit manchen der Beispiele, welche Brandstäter anführt.

d) Einzelne Worte und Wendungen hat unsere Litteratur in

[1] Vgl. S. 375 ff.

Menge aus dem Französischen entlehnt. Brandstäters Sammlungen beweisen dies, wenn auch nicht alle seine „phraseologischen Gallicismen“ (S. 69 ff.) bei genauer Untersuchung als solche bestehen bleiben werden. Nach meiner Meinung kann man nicht mifstrauisch genug sein gegen die Annahme der Entlehnung einzelner Wendungen aus dem Französischen. Gerade hier kommt der Einflufs der Mundarten auf die Schriftsprache in Betracht. In denselben finden sich viele Redensarten, welche man, wenn man sie in der Schriftsprache trifft, geneigt ist, für direkt aus dem Französischen herübergenommen zu halten. S. 299—300 habe ich aus Kleists Werken einige vereinzelte Konstruktionen aufgeführt, welche ihre Analogie im Französischen haben, aber andere ähnliche daneben gestellt, welche die direkte Entlehnung jener aus dem Französischen zweifelhaft machen. In anderen Einzelheiten habe ich geglaubt, Brandstäters Sicherheit in der Voraussetzung französischer Einwirkung opponieren zu müssen (z. B. S. 296, Anmerkung 1 u. 2). Brandstäter würde nach S. 74 seiner Gallicismen, auch Zerbr. Kr. v. 3 „Zum Straucheln braucht's doch nichts als Füfse“ auf Einwirkung der Konstruktion des französischen „il faut“ zurückführen, ich weifs nicht, ob mit Recht.[1] Im allgemeinen habe ich den Eindruck gewonnen, dafs Kleist sich in vereinzelten Wendungen weniger Gallicismen erlaubt als seine Vorgänger und Zeitgenossen. Das steht nicht im Widerspruch mit der ziemlich beträchtlichen Anzahl allgemeiner syntaktischer Eigentümlichkeiten, für die ich französische Einwirkung vermutet habe. Dieselbe war eben eine unwillkürliche Äufserung des französischen Sprachgefühls des Dichters, darum betraf sie mehr die innere Sprachform. In den einzelnen Ausdrücken dagegen kommt mehr sein überall ersichtliches Streben nach Volkstümlichkeit, sein Anschlufs an die Redeweise des Volkes zur Geltung.

Zum Schlufs noch eine Frage. Es ist schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, dafs Kleist in der Konstruktion der Präpositionen zwischen dem Dativ und Accusativ schwankt und oft den falschen Kasus wählt. In einigen Fällen ist der Kasus nur unge-

[1] Auch Grimms Wörterbuch hält, nach der beständigen Vergleichung mit dem Französischen zu urteilen, die unpersönliche Konstruktion von „brauchen“ für einen Gallicismus. Bei Kleist ist sie wegen der vielen Beispiele, welche deutsche Dichter vor ihm, z. B. Schiller, aufweisen, kaum noch als solcher anzusehen.

wöhnlich und läfst sich aus der Anschauung erklären, welche dem Dichter gerade vorschwebte, so Zerbr. Kr. v. 767 „aufs Rad will ich ihn sehen“, wo der Dichter die Handlung des Aufsradflechtens vor Augen hatte. Solche Konstruktionen kommen auch bei anderen Dichtern vor und sind ebenso aufzufassen, z. B. die ungewöhnlichen Verbindungen von „an“ und „auf“ mit dem Dativ, welche Brandstäter S. 246 aus Goethe und Heine als Gallicismen aufführt. Andere Fälle bei Kleist sind aber offenbare Fehler gegen die Regeln der deutschen Grammatik, so Schroffenstein v. 657 „Ein Fluch ruht auf dein Haupt“,[1] v. 1085 „denn vor sein fürchterliches Antlitz Entflohn mir alle Sinne fast“, v. 1342 „Das wieder vor mir treten könnte“ (überall ebenso in der ersten Fassung); Amph. v. 1451 „an seinem Nest gewöhnt“; Germania an ihre Kinder (W. I, 45 ff.), v. 57—58 „wie wenn Schützen auf die Spur dem Wolfe sitzen“; Kohlhaas S. 91, 26 „indem er ihm auf die Spur sei“.[2] Auf solche falsche Konstruktionen der Präpositionen ist doch wohl Brahms Behauptung S. 146, dafs Kleist mit den Regeln der Grammatik jeweilen auf gespanntem Fufs stehe, zu beschränken; ich wenigstens habe sonst wohl ungewöhnliche Wendungen bei ihm gefunden, aber keine, die man als Fehler bezeichnen könnte. Sollte nicht auch hier ein Einflufs des französischen Sprachgefühls des Dichters vorliegen? Im

---

[1] Penth. v. 93—94 „Sie ruht mit trunknem Blick schon wieder Auf des Äginers schimmernder Gestalt“; dagegen hat Grisebach in seiner Ausgabe „schimmernde“, was ganz gut möglich ist nach obigem Beispiel. Zolling giebt keine Bemerkung zu seiner Lesart. Der erste Druck der „Penthesilea“ und das Phöbus-Fragment müssen entscheiden.

[2] Unter unseren bedeutenderen Schriftstellern aus Kleists Zeit habe ich bis jetzt nur bei Tieck ähnliche offenbare Fehler gegen die grammatische Regel in der Konstruktion der Präpositionen gefunden, und auch bei ihm nur zwei: Schr. VIII, S. 167 „Aber auf kein einziges Gesicht steht der Name Verräter“ und Phantasien über die Kunst (Ausgabe der Nationallitteratur) S. 83, 19: „Sie brächten sich gern die Ansicht der Ewigkeit des Himmels klar vor den Sinnen“. Andere auffallende Konstruktionen dieser Art bei Tieck lassen sich, wie die oben angeführten, durch eine bestimmte, energisch-sinnliche Anschauung, welche dem Dichter vorschwebte, erklären, so Schr. VIII, S. 110: „und sein Sohn mufste ihn nur noch gewaltsam in ein qualvolles Leben zurückhalten“, S. 189: „eine Insel, an die sie im Sturm landen können“; Phant. üb. d. Kunst S. 73, 36: „sie versucht ihre Kraft an stärkeres Gefühl“; auch wohl Schr. VIII, S. 268 „sein Blick ruhte auf einen Zweig“ (Ausdruck der Richtung).

Französischen wird zwischen Bewegung und Ruhe bei Präpositionen nicht unterschieden, es steht in beiden Fällen der Accusativ. Möglich, daſs durch den häufigen Gebrauch der französischen Sprache Kleists Gefühl diesem im Deutschen beobachteten Unterschied gegenüber die Sicherheit verlor und daſs daraus sein auffallendes Schwanken in dieser Beziehung zu erklären ist. Ich mache noch auf zwei Fälle aufmerksam, in welchen Kleist zur Bezeichnung der Richtung „wohin?“ die Ausdrucksform für die Ruhe „wo?“ setzt und im Französischen die beiden Anschauungen durch den Ausdruck nicht unterschieden werden. Der Welt Lauf (W. I, 39) v. 12—13 „Herr, laſs ... Mich ... auf Erden niederfahren“ (französisch heiſst par oder à terre sowohl auf d i e als auf d e r Erde) u. An Wilhelmine (W. I, 18 ff.) v. 16 „Wenn er daheim mit Beute kehren will“ (französisch heiſst chez soi sowohl heim als daheim).[1] Mitgewirkt hat bei der ganzen oben besprochenen Erscheinung, wie mir nach neueren Studien, besonders über Ach. v. Arnim, zweifellos ist, der Berliner Dialekt.

Weiter wage ich die Untersuchung des französischen Einflusses auf Heinrich von Kleist jetzt nicht zu führen. Es ist möglich, daſs noch andere Eigentümlichkeiten in des letzteren Stil sich auf jenen zurückführen lassen, und ich werde an mehreren Stellen im Folgenden eine solche Möglichkeit erwähnen müssen. Die Gründe, weshalb in jedem einzelnen Fall eine genaue Entscheidung nicht zu treffen ist, habe ich schon in meinen Vorbemerkungen angegeben, auch die Resultate der ganzen Untersuchung, um mich vor Miſsdeutungen zu schützen, schon im voraus andeuten müssen. Die letzteren fasse ich jetzt noch einmal kurz zusammen:

1) Ein französischer Einfluſs hat auf Kleist wie auf die übrigen deutschen Schriftsteller vor und zu seiner Zeit stattgefunden.

2) Derselbe war ein unbewuſster, eine unwillkürliche Äuſserung seines ausgebildeten französischen Sprachgefühls, durch welches sein deutsches getrübt wurde.

[1] „Die beiden Tauben“ (W. I, 25 ff.) v. 49—50: „Denkt er ... Des blonden Täubchens heim“ ist vielleicht ähnlich zu erklären, so daſs hier der Ausdruck für die Richtung „wohin?“ an Stelle des Ausdrucks für die Ruhe „wo?“ stände. Vielleicht liegt hier aber auch Vermischung der Gedanken „Er denkt heim“ und „Er denkt des blonden Täubchens daheim“ vor (vgl. S. 279, Anm.).

3) Eben weil der Einfluſs ein unbewuſster war, wirkte er nicht direkt auf die Gestaltung des Ausdrucks selbst, sondern auf die eigenen Stilprincipien Kleists, welche jener zu Grunde lagen. So wahrte sich Kleist trotz des fremden Einflusses überall seine Selbständigkeit, was schon daraus hervorgeht, daſs einzelne Eigentümlichkeiten, welche ihr Vorbild im Französischen haben, sich bis zu Erscheinungen entwickeln, welche der einwirkenden Sprache selbst fremd sind.

4) Die Stilprincipien Kleists, auf welche der fremde Einfluſs wirkte, waren hauptsächlich folgende: Streben nach energischer Kürze, nach Lebhaftigkeit, nach ungewöhnlichem Ausdruck überhaupt, Neigung, die Kraft der Worte zu steigern, speciell sie sinnlich zu beleben, eine Vorliebe für ungewöhnliche Stellung der Worte und Sätze, überhaupt Willkür in Behandlung der Sprache, endlich eine gewisse Lässigkeit in der Verknüpfung der Satzteile, welche mit seinem Streben nach natürlicher Redeweise überhaupt zusammenhängt. Dieses letztere Streben und das Streben nach dem Ungewöhnlichen, nach Künstlichkeit des Ausdrucks vermischen sich, wie überhaupt die verschiedenen Stilprincipien, oft in einer und derselben Erscheinung (vgl. S. 312). Aus dem einzelnen Falle tritt ein Stilprincip überhaupt selten rein hervor. Ich habe mich begnügen müssen, die verschiedenen einfach nebeneinander zu stellen, ohne bei den einzelnen Erscheinungen zu untersuchen, welches das Grundprincip gewesen ist. Eine solche Untersuchung läſst sich überhaupt schwerlich durchführen, man müſste dazu die verschiedenen Principien selbst der Disposition zu Grunde legen uud würde dann zu noch mehr Wiederholungen genötigt sein, als schon bei meiner Methode unumgänglich waren.

5) Brandstäters Verzeichnis der Gallicismen habe ich an mehreren Stellen berichtigen müssen. Er faſst den Einfluſs der französischen Sprache auf die deutsche zu äuſserlich. Man gewinnt aus seinem Buche den Eindruck, als sei unsere Sprache, selbst die unserer gröſsten Dichter, auf dem Wege, ihren eigentümlichen Charakter vollkommen einzubüſsen. Gegenüber einigen unserer modernen Schriftsteller hat Brandstäters patriotischer Standpunkt offenbar seine volle Berechtigung. Bei der Erörterung der Gallicismen unserer klassischen Dichter und ihrer Zeitgenossen aber muſs eine unbefangene Kritik die Fragen aufwerfen, welche ich eben für Kleists

Stil zu beantworten versucht habe: inwiefern entsprechen die Gallicismen eigenen Stilprincipien des betreffenden Dichters? inwiefern sind sie so sehr Gemeingut der deutschen Sprache geworden, daſs es den Schriftsteller im Ausdruck seiner Gedanken hindern würde, wenn er sie durchaus zu vermeiden suchte? Ein rücksichtsloser Eifer in der Sprachreinigung hat noch immer, so löblich auch die Grundsätze sein mögen, von denen er ausgeht, die Sprache nicht reicher, sondern ärmer gemacht.

II. Antike Elemente in Kleists Stil.

Der Einfluſs der antiken Litteratur und Sprache auf unsere Dichtung am Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist ebenso unbestreitbar als der der französischen. Er giebt der ganzen Periode ihr klassisches Gepräge und ist deshalb von Freunden und Gegnern desselben bisher mehr hervorgehoben worden als die Einwirkung von der Seite des Nachbarvolkes her. Aber auch hier haben sich die Behauptungen bis jetzt ziemlich allgemein gehalten, die Untersuchungen auf die Stoffe und Gedanken beschränkt. Für die antiken Elemente im Stil der ganzen Periode wie der einzelnen Dichter fehlen, soviel ich weiſs, die speciellen Nachweise noch mehr als für die französischen Elemente.

Wie Heinrich v. Kleist zur Antike stand, daſs es sein Ideal war, den Stil des griechischen mit dem des Shakespeareschen Dramas zu einem neuen zu verschmelzen, habe ich schon S. 267 erwähnt. Also nicht nur wegen des allgemeinen Charakters seiner Periode, noch mehr wegen dieses speciell von ihm bestimmt ausgesprochenen Strebens wäre es merkwürdig, wenn wir keine antiken Elemente in seinem Stil fänden. Im Gegenteil, wir erwarten mehr als wir finden, und daſs es nicht mehr sind, hat, glaube ich, seinen Grund in der geringen Vertrautheit Kleists mit der Litteratur und Sprache der Griechen und Römer. Zwei antike Stoffe hat er allerdings behandelt, „Penthesilea“ und „Amphitryon“, aber beide durchaus modern. Antike Mythologie, überhaupt antike Anschauungen spielen im Vergleich zu fast allen seinen Zeitgenossen in seinen Werken eine verschwindend unbedeutende Rolle. In Potsdam und Frankfurt hat er allerdings Griechisch und Lateinisch studiert, aber die Energie und

Vorliebe, mit welcher er sich zugleich in die Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften versenkte, werden ihm schwerlich viel Zeit für jenes Studium übrig gelassen haben. Dazu kam sein lebendiges Interesse für die neuere deutsche Dichtung, für die französische Geschichte und Litteratur. Überall aus seinen Werken und Briefen springt es hervor, seine Äufserungen über die Antike gehen auch in den letzteren über Allgemeinheiten nicht hinaus.

Nach den vorstehenden Bemerkungen ist die Einwirkung der Antike auf Kleists Stil etwas anders anzusehen als die der französischen Sprache.

Erstens ist sie eine weniger direkte gewesen als diese. Alle Erscheinungen, welche ich hier zu besprechen habe, werde ich, wenn auch nicht immer in gleich hohem Grade, auch sonst in der deutschen Litteratur vor Kleist oder zu seiner Zeit nachweisen können, und die vorhin erörterte Art des Verhältnisses, in welchem unser Dichter zu den antiken Quellen stand, bestimmt mich, die antiken Elemente seines Stiles nicht sowohl aus diesen direkt als aus der Vermittelung durch andere antikisierende deutsche Dichtungen abzuleiten. Der Kreis dieser Dichtungen wird sich im Laufe der folgenden Untersuchung ziemlich scharf umgrenzen lassen als ein ganz bestimmter Abschnitt aus der deutschen Litteratur.

Zweitens ist der antike Einflufs auf Kleists Stil nicht ein derartig unbewufster gewesen wie der französische. Schon des Dichters ausgesprochenes Streben, seine bewufste Tendenz, Antikes und Modernes zu verschmelzen, schliefst dies aus. Ferner ist, wie angedeutet, nicht der geringste Grund vorhanden, ein antikes Sprachgefühl bei Kleist anzunehmen, das so ausgebildet gewesen und daher unbewufst hätte wirken können, wie wir es von seinem französischen Sprachgefühl voraussetzen durften. Das ist bei einem modernen Dichter überhaupt unmöglich. Endlich betreffen die antiken Elemente, welche ich hier behandeln will, sämtlich nicht, wie die meisten französischen, die Ausdrucksweise der Gedanken, d. h. die innere Sprachform, sondern die Stellung der Satzteile, also Äufserlichkeiten der Syntax, die Technik des Stiles. Diese aber ist fast immer eine bewufste.

Meine Ansicht über diejenigen Stileigentümlichkeiten Kleists, welche sowohl in den antiken Sprachen wie in der französischen ihre Analogie finden, habe ich bereits Einleitung S. 268 ausgesprochen.

Nachstellung flektierter Beiwörter.

Fast jede Seite der Kleistschen Dramen bietet Beispiele in Menge, ich führe nur wenige nach bestimmten Rubriken geordnet an.

1) Das Beiwort steht unmittelbar hinter seinem Nomen mit oder ohne Artikel, je nachdem ihn dies hat oder nicht hat, ohne Artikel also besonders in der Anrede.

Amph. v. 1318 „Die Frauen, die verherrlichten, in Hellas“; 1517 ff. „Wenn sein Haupt, das weltenordnende, sie sucht“; 1076 „Kein Wort, kein freundliches, von deinen Lippen“; 1633 „Wenn du ... Nicht Prügel, so gesalzene, verdient“; 1447 „Mensch! Schauerlicher!“ Penth. v. 1436 „dies Männerherz, dies euch in Lieb' erglühende“; 1645 „den Stier, den feisten, kurzgehörnten“. Vergleiche z. B. Homer, Il. *κ*, 11 „*ἐς πεδίον τὸ Τρωϊκόν*“; *ω*, 687 „*παῖδες τοὶ μετόπισθε λελειμμένοι*“; Schiller, Jungfr. v. Orl., Prolog 3 „diesen Talbot, Den himmelstürmend hunderthändigen“; Goethe, Natürliche Tochter S. 64 „Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt“.

2) Das Beiwort ist von seinem Nomen durch ein oder mehrere Wörter getrennt, ein Fall, den ich nachher bei der bekannten Wortverschränkung Kleists noch einmal zu erwähnen habe.

Amph. v. 1398 „Wer so die Seele dir, die weibliche“; 886 ff. „Soll ich ... dir den Beweis jetzt geben, den entscheidenden?“ 1813 ff. „ihm muſs Lohn Dort, vollgezählter, werden“; Penth. v. 1642 „Daſs eures Tempels Pforten rasselnd auf, Des glanzerfüllten, weihrauchduftenden, Mir fliegen“ (eine sehr künstliche, das Verständnis erschwerende Wortstellung). Vgl. z. B. Homer, Il. ξ, 459—60 „*Αἴαντι δὲ μάλιστα δαΐφρονι θυμὸν ὄρινεν, τῷ Τελαμωνιάδῃ*“; Sophokles, Aias v. 1142 „*ἤδη ποτ' εἶδον ἄνδρ' ἐγὼ γλώσσῃ θρασύν*“; Schiller, Jungfr. v. Orl. I, 5 „eh sich der rasche Zorn Unlöschbar, der verderbliche, entflammt“; A. W. Schlegel in Übersetzung griechischer Elegien Athen. I, 1, 118 „Auch den Kokytos bestand er, den unter den Brauen selig Lächelnden“; S. 130 „des Rossegespanns Wiehern, des heiligen“. Ein besonderer Fall dieser Rubrik ist es, wenn das Beiwort kein Nomen, sondern ein Pronomen bestimmt, aber die Wortverschränkung ist dann noch auffallender. So Kleist, Penth. v. 380 „Wie sie von ihrem bloſsen Klang erregt, Der Erde Grund, die göttlichen, zerstampfen“; v. 2704 ff. „Da schreitet sie heran, Bekränzt mit Nesseln, die Entsetzliche, Dem dürren Reif des Hagdorns ein-

gewebt, An Lorbeerschmuckes statt, und folgt der Leiche, Die Gräfsliche" u. s. w. (vgl. S. 310—11). Vgl. z. B. Hom., Il. ε, 424 „τῶν τινα καρρέζουσα Ἀχαιιάδων εὐπέπλων"; Schiller, Jungfrau von Orleans I, 10 „Sie führt uns an, die Mächtige, im Streite"; Hölderlin, Der gefesselte Strom: „und nun gedenkt er seiner Kraft, der Gewaltige".

3). Das Beiwort steht zwischen seinem Nomen und einem von diesem abhängigen Genitiv, also eine andere Art der Wortverschränkung.

Kleist, Amph. v. 1790 „Empfindung nur, die glühende, der Rache"; Penth. v. 1212 ff. „Das Siegsfest sollte sich, Das heifsersehnte, deiner Jungfraun feiern"; v. 1649 „Ihr Dien'rinnen, ihr rüstigen, des Tempels". Ähnliche Fälle habe ich bei anderen deutschen Dichtern nicht gefunden, sie werden aber wohl nicht fehlen bei denen, welche antike Versmafse nachahmen.

In solchen nämlich, also z. B. bei Klopstock, Hölderlin, Schlegel, finden sich die Beispiele dieser ganzen Erscheinung naturgemäfs am häufigsten. Dafs sie Goethe, Schiller u. a. dann auch in den fünffüfsigen Jambus übertrugen, ist bei der antiken Richtung unserer ganzen klassischen Poesie ebenso natürlich. Bezeichnend für den antiken Ursprung dieser Stileigentümlichkeit ist es, dafs sie Schillers Jungfr. v. Orl. am häufigsten in der Trimeterpartie aufweist, das heifst da, wo der Einflufs der Antike am greifbarsten ist. Ebenso ist von Kleists Stücken Penthesilea am reichsten an Beispielen, d. h. das Stück, welches schon durch seinen Stoff die Anlehnung an die Antike förmlich herausforderte. Die ganze Erscheinung ist aber, wie schon die wenigen oben angeführten Beispiele aus anderen Dichtern beweisen, so sehr Gemeingut der deutschen Poesie geworden, dafs hier ein direkter Einflufs der Antike auf Kleist nicht behauptet werden kann. Er fand sie als ein traditionelles Element der poetischen Technik vor, aber er verwendete es, weil es seinen eigenen Stilprincipien entgegenkam, so reichlich, dafs es bei ihm, besonders in der Penthesilea, zur Manier ausartete. Die Stilprincipien, welche hier in Betracht kommen, sind folgende:

a. seine Vorliebe für ungewöhnliche Wortstellung überhaupt, für die ich schon manche Beispiele angeführt habe und bald noch auffallendere anführen werde;

b. seine Neigung, Begriffe nachträglich zu präcisieren, welche

uns schon da, wo von der Nachstellung unflektierter Adjectiva und Participia die Rede war (S. 308 ff.), entgegengetreten ist. Wenn ich S. 308, Anm. 3 diese Erscheinung nach einer Seite hin mit Kleists beabsichtigter Lässigkeit des Ausdrucks, also mit seinem Streben nach Natürlichkeit in Zusammenhang brachte und auf der anderen Seite die Erscheinung, welche ich jetzt behandle, zum Teil den Eindruck beabsichtigter Künstlichkeit des Ausdrucks macht, so ist dieser anscheinende Widerspruch kein Grund gegen meinen Versuch, die beiden Eigentümlichkeiten in Beziehung zueinander zu setzen. Der ganze Kleist ist eben aus Widersprüchen zusammengesetzt. Antike und Shakespeare, Romantik und Realismus, extreme Selbständigkeit und unbedingte Abhängigkeit vom Urteil der Welt vereinigen sich in seinem Wesen. Und so auch in seinem Stil extreme Natürlichkeit und extreme Künstlichkeit. Die folgenden Untersuchungen werden noch weitere Belege dafür bringen (vgl. auch im I. Teil S. 312. 385). Das Streben nach Natürlichkeit kann auch von selbst, wenn es Manier wird, die der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, dem Ausdruck das Gepräge der Künstlichkeit aufdrücken. Das geschriebene, noch mehr das gedruckte Wort sieht uns anders an als das gesprochene.

c. Kleists Neigung zu starker Gliederung der Sätze (vgl. S. 372, Anm.). Auch in ihr mischt sich Streben nach Natürlichkeit und Künstlichkeit. Jenes verrät die häufige, bis zur Manier gehende Einschaltung von Anreden, Beteuerungen und Ausdrücken wie „sieh", „sag ich",[1] „hör ich", „mufst du wissen" u. ä., welche durchaus der Umgangssprache, besonders der lebhaften, dem Dialog des täglichen Lebens entspricht. Ebenso die Zerlegung von Sätzen in mehrere selbständige Satzteile, wie Herm. v. 1537 „Habt ihr gesehen? den jungen Römerhauptmann?" Auf der anderen Seite verraten aber so zerhackte Sätze, wie sie Kleist massenhaft bildet, oft das Streben nach gesuchter Lebendigkeit, so z. B. Homb. v. 1229 „Der Prinz zwar, hör ich, soll, mein edler Vetter, ... begnadigt werden"; Kohlhaas S. 71, 23 „Was du gesagt hast, schau, Wort für Wort, ich glaub es dir".

---

[1] Brandstäter, Gallicismen S. 102 bringt das „sage ich", wo es = „meine ich" steht, mit dem französischen „dis-je" zusammen, eine ganz unbeweisbare Annahme.

Vorbereitung eines Begriffes durch andere Satzglieder.

Kleist liebt es, einen Begriff, besonders in der Anrede, durch Pronomina, substantivierte Beiwörter, Relativsätze und ähnliche Mittel vorzubereiten, wodurch derselbe, endlich ausgesprochen, eine gröfsere Wucht und die ganze Ausdrucksweise eine künstliche Lebhaftigkeit gewinnt. Ich habe Stellen wie folgende im Auge: Penth. v. 2208 ff. „So müfst' es mir gewesen sein, wenn er Unmittelbar mit seinen weifsen Rossen Von dem Olymp herabgedonnert wäre, Mars selbst, der Kriegsgott"; Homb. v. 356 ff. „Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures, Du, dem der Windeshauch den Schleier heut Gleich einem Segel lüftet, roll heran! Du hast mir, Glück, die Locken schon gestreift". In der griechischen Lyrik, in Horaz' Oden u. a. werden sich ähnliche Perioden in Menge nachweisen lassen; ich verweise nur auf Horaz, Od. II, 7 „O sæpe mecum tempus in ultimum Deducte Bruto militiæ duce: Quis te redonavit Quiritem Dis patriis Italoque cælo, Pompei meorum prime sodalium?" Aber wieder konnte Kleist diese Perioden, die seinem Streben nach ungewöhnlicher, lebhafter Wortstellung entsprachen, ebensogut wie aus der Antike aus deutschen antikisierenden Dichtern sich aneignen. Und wieder bieten A. W. Schlegels Elegienübersetzungen und selbständige Elegien im Athen. I. II, auf die ich noch öfter zurückkomme, Beispiele genug, so I, S. 124 „Oder wie Kypris erzürnt ihn, welchem es ziemt' in der Weisheit Vor dem Haufen des Volks grofs zu erscheinen und hoch, Wärmte mit mächtiger Glut, den Sokrates"; S. 137 „Und Mitjäger ja wird dieser der mächtigen sein, Artemis"; II, S. 187 „Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch, Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttin hinab". Man vergleiche auch Goethes „Hermann und Dorothea" und seine Elegien, besonders aber Hölderlin, z. B. Lebensgenufs: „Noch reicht die Göttliche den Taumelkelch der Freude, Die jugendliche, freundliche Natur"; Der blinde Sänger: „Wo bist du, Jugendliches! das immer mich Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist du, Licht?" (vgl. oben Homb. v. 356 ff.); in „Dichtermut" wird das angeredete Herz erst in der zweiten Strophe, in der Hymne an den „Genius der Kühnheit" dieser erst in der vierten Strophe genannt, nachdem er in den vorhergehenden auf verschiedene Art charakterisiert ist. In der Lyrik läfst man sich solche Konstruktionen gefallen, sie können

unter Umständen von bedeutender Wirkung sein; aber in der dramatischen Rede, besonders von der Bühne herab, beeinträchtigen sie das Verständnis. In einer Stelle wie der folgenden, die, wiewohl etwas verschieden von den früher angeführten, doch auf demselben Princip beruht: „o diesen Fehltritt drückst du um die Mutter schon ans Herz, Die ihn gebar, und rufst: komm, weine nicht; Du bist so wert mir, wie die Treue selbst“ (Homb. v. 1100—2) mufs man schon eine ziemlich umständliche Gedankenoperation vornehmen, um die beiden Begriffe „Mutter“ und „Treue“ aufeinander zu beziehen und damit den ersteren zu begreifen.[1]

Chiasmus.

Die kreuzweise Stellung einander entsprechender Satzteile findet sich vereinzelt auch bei anderen deutschen Schriftstellern, so Schiller, Jungfr. v. Orl. IV, 2 „Er ist der Meine, der Geliebte ist's“; Goethe, Gottfr. v. Berl. S. 105 „Bei Weibern ist er mild wie ein Lamm, und reifsend wie ein Wolf in der Gefahr“. Ganze Sätze sind chiastisch gestellt z. B. Schiller, Jungfr. v. Orl. III, 4 „Doch nicht verliefs ich meine Schäfertrift, Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen, Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten, Legt ich die ehrne Waffenrüstung an“. Häufiger erscheint der Chiasmus naturgemäfs z. B. in Klopstocks Messias, also in antikem Versmafs, z. B. Ges. XIX „Ach es eilen der Glücklichen viele, Viel der Erkornen“, „Angekündet in Sturm und in Donner gesprochen“, „mit Schönheit beginnt, jetzt steigend, Sinkend jetzt fortfährt mit Schönheit“. Noch mehr Beispiele finden sich bei dem antikisierenden Hölderlin; ich setze hier nur eine Strophe aus „Freundeswunsch“ her, welche gleich zwei Fälle bietet:

> Der Gesang der Haine schalle
> Froh, wie du, um deinen Pfad;
> Sanft bewegt vom Weste walle,
> Wie dein friedlich Herz, die Saat!
> Deine liebste Blüte regne,
> Wo du wandelst, auf die Flur,
> Wo dein Auge weilt, begegne
> Dir das Lächeln der Natur![2]

[1] Die Vorstufe zu diesen verwickelten Konstruktionen ist die einfache Vorausnahme eines Begriffes durch ein Pronomen, welche in Kleists lebhafter Rede fast auf jeder Seite mehreremal vorkommt.

[2] Kleists Stellung zu Hölderlin verdient eine eingehende Unter-

Bei Kleist nun aber ist der Chiasmus weder auf antike Metra oder Stimmung beschränkt, noch erscheint er so vereinzelt wie bei Goethe, Schiller und anderen deutschen Dichtern. Es ist bei ihm ein bewufstes, sehr häufig angewendetes Kunstmittel, um dem Ausdruck Kraft, Pathos oder überhaupt nur eine poetische Färbung zu geben, wozu, wie wir bereits an vielen Beispielen gesehen haben, ihm die Abweichung von der gewöhnlichen Stellung der Worte vorzüglich dienen mufste. Die Anzahl der Fälle von Chiasmus ist in allen Stücken Kleists, wenn man die verschiedene Länge derselben in Betracht zieht, etwa die gleiche, doch lernte er erst allmählich, grofse Wirkungen damit zu erzielen; in der „Familie Schroffenstein“ und im „Zerbr. Krug“ macht es noch mehr den Eindruck einer Spielerei, wenige Stellen ausgenommen. Dafs die ganze Erscheinung nicht etwa auf Zufall oder auf dem Bau der Verse beruht, folgt erstens aus der Häufigkeit des Vorkommens, zweitens daraus, dafs sie auch in Prosa sich findet, drittens daraus, dafs in viele Verse die nicht chiastische Stellung ebensogut pafste, und endlich aus der feinen Ausbildung der ganzen Eigentümlichkeit, die sich nachweisen läfst. Man kann mehrere Gruppen auch hier wieder und innerhalb derselben wieder mehrere Unterabteilungen scheiden.

1) Zwei Paare von Worten, die entweder ganz gleich oder einander entsprechende Satzteile sind, oder zwei ebensolche Paare von Wortgruppen sind chiastisch gestellt.

So Zerbr. Krug v. 1714—15:

> Find ich im Schnee, ihr Herrn, euch eine Spur —
> Was find ich euch für eine Spur im Schnee?[1]

ebenda v. 1184, Amph. v. 189—90, Penth. v. 2021 ff.:

---

suchung. Parallelen zwischen der Gedankenwelt beider ergeben sich überall (vgl. z. B. Haym, Die romant. Schule S. 308, 309, 310, 311, 313, 315, 320); Ähnlichkeiten in der Ausdrucksweise habe ich oben schon mehrere erwähnt; ich glaube, es lassen sich noch recht viele finden. Es fragt sich, ob sich solche Übereinstimmungen aus ähnlicher Naturanlage und ähnlichen Schicksalen ergeben mufsten, oder ob ein direkter Einflufs des älteren Dichters auf den jüngeren stattgefunden hat? Speciell: traf Kleist in der Schweiz oder in Frankreich 1801—2 mit Hölderlin zusammen?

[1] Der Chiasmus diente hier zur Vermeidung des gleichen Ausgangs beider Verse.



Denn dieser stolze Frauenstaat,
Der ohn' der Männer Hilf' entstand, wie pflanzt er
Doch ohne Hilfe sich der Männer fort?

Käthch. S. 54, 8:

Ich will nichts denken, fühlen will ich nichts;

ähnlich Amph. v. 1279. 701. 1137—39:

Da der Geliebte
Amphitryon, ich weiſs nicht ob du's hörtest,
Mir auf Amphitryon, den Gatten schmähte;

v. 1672—73:

Und in die Arme schlieſsen muſs ich jeden
Und in die Hölle jeden fluch ich hin;[1]

Schroffenstein v. 1190. 1818.

Für die chiastische Stellung entsprechender Satzteile führe ich folgende Beispiele an. Amph. v. 481—83. 1171—72. 1316—17:

Die ew'ge Here müſste vor dir aufstehn
Und Artemis, die strenge, dich begrüſsen

(vgl. z. B. Homer, Il. δ, 8 „Ἥρη τ' Ἀργείη καὶ Ἀλαλκομενηῒς Ἀθήνη"); v. 2123—24:

Der eine süſs und rein und echt und silbern,
Gift, Trug und List und Mord und Tod der andre;

Penth. v. 1126:

Er, der Pelide, steht, Penthesilea,
Sie sinkt;

v. 1826—27:

Otrere war die groſse Mutter mir,
Und mich begrüſst das Volk: Penthesilea;

v. 2412—17 (dasselbe Princip wie eben: der eine Name am Anfang, der andere am Schluſs des Satzes, nur hier in einer längeren Periode), Käthch. S. 10, 14—15 (Prosa!), Herm. v. 1727:

Ist Haſs mein Amt und meine Tugend Rache;[1]

v. 2171—72:

Doch ihm nicht, Marbod, meinem Freunde,
Germaniens Henkersknecht, Quintilius Varus, gilt's,

wo durch die chiastische Stellung der Gegensatz gewaltige Energie

[1] In diesen Versen z. B. ist der Chiasmus durch eine leichte Umstellung ohne Schaden des Verses zu beseitigen, ebenso Amph. v. 85 (S. 398).

gewinnt.* Häufig ist der eine der beiden chiastisch gestellten Satzteile ein Vergleich. So Herm. v. 1797:

Wie Gold so hell und weich wie Seide,

Käthch. S. 17, 25—26. 97, 27—28 (Prosa!) und ausgeführter Schroffenstein v. 2176 ff.:

Wiege
Mich Hoffnung, einer Schaukel gleich und gleich
Als spielt' geschlofsnen Auges schwebend mir
Ein Windzug um die offne Brust, so wende
Mein Innerstes sich vor Entzücken.

In den bisher angeführten Beispielen reihten sich die beiden Glieder des Chiasmus unmittelbar oder nur durch unbedeutende Worte getrennt aneinander. Kleist hat aber die rhetorische Figur auch bei gröfserer Entfernung der Glieder voneinander mit Glück angewandt, z. B. Käthch. S. 72, 14—17 „und tragt sie (die Briefe) ...., diesen hier du an den Dominikanerprior Hatto, verstehst du? ich würd' Glock sieben gegen Abend kommen und Absolution in seinem Kloster empfangen; diesen hier du an Peter Quanz, Haushofmeister in der Burg zu Thurneck; Schlag zwölf um Mitternacht stünd ich vor dem Schlofs" u. s. w. Durch Voranstellung der Zeitbestimmung im zweiten Fall wird Einförmigkeit vermieden, Lebhaftigkeit erreicht. So glaube ich auch, dafs die chiastische Stellung in den bei Kleist so häufigen Fällen, wo eine Person ihre schon einmal gesprochenen Worte energisch wiederholt, nicht zufällig ist, z. B. Käthch. S. 87, 22 „Such, sag ich" = 27 „ich sage, such"; S. 46, 13 „Ich sage: St! = 26 „St! sag ich" (Prosa!); Penth. v. 429 „Und eine noch" = „Und noch eine". Überhaupt verwendet der Dichter gerade zur Belebung des Dialogs den Chiasmus oft sehr glücklich, z. B. bei der Aufnahme der Worte des anderen, die er so sehr liebt, Zerbr. Krug v. 989—90:

Ruprecht: Der Klinke umgekehrtes Ende war's.
Adam: Das umgekehrte Ende war's der Klinke!

oder, wo mehrere Personen nacheinander denselben Gedanken aussprechen — auch eine sehr häufige Erscheinung bei Kleist — Penthesilea v. 2566:

Erste Priesterin: Es ist entsetzlich!
Zweite Priesterin: Schrecklich ist's;

oder zu starker gegensätzlicher Wirkung Penth. 2553:

Eine Amazone: Meinst du die Königin?
Die Oberpriesterin: Die Hündin mein ich![1]

Auch in den Versen 1357—59 der Penthesilea:

Penth.: Geht's hier, geht's dort?
Prothoe: Du kannst den Felsen dort, der sichrer ist,
Du kannst auch das bequemre Thal hier wählen

ist die chiastische Stellung hier — dort — dort — hier, der sich dann noch in den Worten der Prothoe ein Chiasmus der Bestimmungen zu „Felsen“ und „Thal“ anschliefst, schwerlich unbeabsichtigt. Denn eine solche chiastische Aufnahme eben genannter Begriffe findet sich auch aufserhalb des Dialogs häufig, so Penth. v. 119 „Auf sie und uns schon, Griech' und Trojer, ein“ und Zerbr. Kr. v. 54 ff.:

Fafs ich die Hosen, die ich gestern Abend
Durchnäfst an das Gestell des Ofens hing —
Nun fafs ich sie, versteht ihr, denke mich,
Ich Thor, daran zu halten, und nun reifst
Der Bund. Bund jetzt und Hos' und ich, wir stürzen.

Wie Penth. v. 1357—59 (vgl. oben) zwei Chiasmen ineinander gearbeitet sind, so finden sich zwei in einem kurzen Satz z. B. ebenda v. 919—20:

Ich pflückte dir, du heil'ge Priesterin
Dir pflückt ich eine Rose nur, nur eine.

2) Ganze Sätze stehen chiastisch.

Amph. v. 1501—2:

Was du ihm fühlen wirst, wird Glut dir dünken
Und Eis, was du Amphitryon empfindest;

Penth. v. 796—99,[2] Käthch. S. 123, 32—34:

Lafst sein, dafs ihm von fern ein Zweifel kam;
Dafs ihr euch zeigtet, grofs und schlank und herrlich,
Schlägt seinen Zweifel völlig wieder nieder.

Erdb. v. Chili S. 13, 14—16 „Und als eine andere Stimme ... fragte: Wo? — Hier! versetzte ein Dritter“[3] (Prosa!).

[1] In der ursprünglichen Fassung fehlt der Chiasmus, Kleist setzt ihn also bewufst ein zur Verstärkung des Gegensatzes; ebenso v. 796—99 (vgl. S. 309, Anm. 2).

[2] Fehlt in ursprünglicher Fassung; vgl. Anm. 1.

[3] Vgl. S. 377.

3) Der Chiasmus wiederholt sich mehreremal.

Guisk. v. 20—21:

Vom Freund den Freund hinweg, die Braut vom Bräut'gam,
Vom eignen Kind hinweg die Mutter schreckend;

Penth. v. 2061, Käthch. S. 36, 5—7: „von jeder frommen Tugend strahlender, makelloser an Leib und Seele, mit jedem Liebreiz geschmückter" (Prosa!); Herm. v. 437—39. 898—900. 1064—66; in Bezug auf Vergleiche (vgl. oben S. 395) Schroffenst. v. 1259:

Ein schützend Obdach webten dir die Zweige,
Es sang der Wasserfall ein Lied, wie Federn
Umwehten dich die Lüfte.

Die kunstvollste Stelle, die ich in dieser Beziehung gefunden habe, ist Penth. v. 2422—25:

Auf, mit der Zoddelmähne du, Melampus!
Auf, Akle, die den Fuchs erhascht, auf, Sphinx,
Und der die Hirschkuh übereilt, Alektor,
Auf, Oxus, der den Eber niederreifst,
Und der dem Leuen nicht erbebt, Hyrkaon!

Hier ist der Chiasmus des Nomens und der Bestimmung durch fünf Satzglieder durchgeführt; in dem ersten ist die Bestimmung allerdings anders ausgedrückt als in den vier letzten, es ist also mehr ein Chiasmus der Gedanken. Das ist aber auch an einigen der früheren Beispiele (z. B. Penth. v. 1358—59, Schroffenstein v. 1259—61) zu beobachten, und die Form des Chiasmus läfst sich danach vielleicht bei Kleist noch weiter verfolgen. Ich trage z. B. kein Bedenken, auch Amph. v. 115—18 darunter zu rechnen:

Entweder hat in Trunkenheit des Siegs
Mein Herr den Abend für den Morgen angesehn,
Oder der lockre Phöbus schlummert noch,
Weil er zu tief ins Fläschchen gestern guckte.

Die Verse 116 u. 117 entsprechen ihrer Bedeutung nach einander wie 115 u. 118. Ein klares Beispiel von Chiasmus der Gedanken liegt auch vor W. IV, S. 355, 17—19 „und im Geiz und in der Furchtsamkeit sowohl als in der Tollkühnheit und in der Verschwendung".

4) Mehr als zwei Paare einander entsprechender Satzteile stehen in chiastischer Stellung, so dafs die einzelnen Begriffe im zweiten Satzgliede gerade in umgekehrter Reihenfolge erscheinen als im ersten.

So drei Paare Herm. v. 283:

Dir der Sicambern Thron, der Thron der Katten dir

und vier Paare Amph. v. 83—85:

Die Unsrigen
In Schlachtordnung auf einem Hügel hier
Und dort im Thale haufenweis der Feind.[1]

Auch diese Eigentümlichkeit findet sich zur Stärkung der Energie des Dialogs angewandt Penth. v. 791—92:

Penth.: Willst du den Zorn nicht deiner Kön'gin wagen
Prothoe: So wag ich meiner Kön'gin Zorn.

Vgl. auch die Beispiele Käthch. S. 87, 22. 46, 13 auf S. 395.

Ich habe absichtlich für diese Stileigentümlichkeit Kleists mehr Beispiele als für die bisher besprochenen angeführt, weil sie meines Wissens noch nirgend erwähnt ist und doch, wie schon die gegebenen Beispiele, die sich noch bedeutend vermehren liefsen, beweisen, eine grofse Rolle spielt unter den Mitteln, mit denen Kleist die Lebendigkeit, die Kraft und überhaupt die poetische Färbung seiner Ausdrucksweise zu steigern sucht. Er verwendet dieses, wie alle seine zahlreichen Kunstmittel, entsprechend der ganzen Natur seines Schaffens mit bewufster Energie, und es ist interessant, so wie ich es eben versucht habe, an der Hand einer solchen einzelnen Erscheinung einen Einblick in seine Werkstätte zu thun. Die Ausbildung des Chiasmus bis zu der Feinheit, wie ich sie nachgewiesen habe, ist Kleists Eigentum; der antikisierende Hölderlin, der ihm hierin noch am nächsten kommt, geht doch so weit nicht. Ich glaube aber auch die Antike nicht; und ich glaube auch, dafs Kleist hier ebensowenig wie bei den anderen bisher besprochenen antiken Elementen unter direktem Einflufs der Antike steht. Auch im Französischen (vgl. Mätzner II, S. 347) spielt die Erscheinung nicht eine so bedeutende Rolle wie bei H. v. Kleist. Wenn überhaupt hier irgend eine äufsere Einwirkung stattgefunden hat, so neigt sich die Wahrscheinlichkeit mehr auf die Seite der spanischen Dramatik, in welcher der Chiasmus ebenfalls ein sehr auffallendes poetisches Mittel bildet. Aber schwerlich haben die spanischen Originale auf Kleist gewirkt, sondern die Übersetzungen von A. W. Schlegel und Gries, welche, getreu ihrer

---

[1] Vgl. S. 394, Anm.

strengen Übersetzungstheorie, auch den Chiasmus in ihren deutschen Nachbildungen nachzuahmen versuchten. Ich muſs einige Beispiele aus Calderons „Andacht zum Kreuze“ (übersetzt von A. W. Schlegel) und „Der Arzt seiner Ehre“ (übersetzt von Gries) hier anfügen als Parallelen zu den Kleistschen, beschränke mich aber auf die ungewöhnlichen Fälle, da die gewöhnlichen sich fast auf jeder Seite der spanischen Dramen finden. Ich ordne die Beispiele nach den obigen Rubriken.

1) Mit Penth. v. 1826—27 (S. 394) vergleiche man z. B. Arzt III:

> Waschen würd ich sie mit Blut
> Und mit Erde sie bedecken

(die beiden einander entsprechenden Satzteile am Anfang und Schluſs des Satzes). Mit den Kleistschen Beispielen, wo der Chiasmus durch Zwischenraum getrennte Worte betrifft (vgl. S. 395), kann man z. B. zusammenstellen Arzt II:

> Bist du hier nicht heil und gut,
> Wenn du bleibst? Denn ganz vollkommen
> Gut und heil bist du entkommen.

Aber hier geht Kleist weiter, und ebenso habe ich für den Chiasmus im Dialog (vgl. S. 395 ff.) im Spanischen bisher kein Beispiel gefunden.

Eine Verbindung von zwei Chiasmen in einem Satze dagegen ist ähnlich, wie Penth. v. 1357—59. 919—20 (vgl. S. 396), auch Arzt III vorhanden: „Die Liebe betet dich an, die Ehre verabscheut dich; drum tötet dich die eine, dich ermahnt die andre.“

2) Vgl. Arzt I:

> Wenn ich leb und hier dich schaue,
> Ist kein gröſser Glück mein Streben,
> Und so auch kein gröſser Glück,
> Wenn ich tot bin und dich sehe;

3) Vgl. Arzt I:

> Kurz, ich bin wie ihr mich seht,
> Majordomus alles Lachens,
> Des Vergnügens Kammerherr
> Und Hofjunker des Behagens.

Eine so kunstvolle Häufung wie Penth. v. 2422—25 (S. 397) ist mir aber nicht aufgestoſsen. Dagegen für den Chiasmus, der mehr den Gedanken als seinen Ausdruck betrifft (S. 397), kann ich folgende Beispiele aus dem Spanischen beibringen: Arzt I:

Daſs zugleich den Anlaſs gebe
Dir zum Beileid, mir zum Glückwunsch
Deine Hochzeit, mein Begräbnis;

Andacht II:

Mich kränkt nicht der Liebe Mangel,
Daſs er weg sich wendet, kränkt mich.

4) Vgl. Andacht II:

Jedes Wort ist Tod, und Hölle
Deiner Liebkosungen jede

und:

Selbst die Sünd' erfüll'n mit Schauder
Und mit Graun die Hölle selber.

Man sieht, die Parallelen zwischen den Übersetzungen aus dem Spanischen und Kleists Stil lassen sich hier bis ins einzelne ziehen.[1] Wenn er, wie angedeutet, in einigen Fällen noch weiter geht, so entspricht das wieder seiner Neigung, die wir bisher überall beim Vergleich seiner Stileigentümlichkeiten mit ähnlichen fremder oder deutscher Dichter beobachtet haben, die letzteren zu überbieten, das, was er von ihnen bewuſst oder unbewuſst annahm, zum Extrem zu steigern. In der Verwendung des Chiasmus überschreitet er übrigens die Grenzen der Schönheit und Verständlichkeit nicht.

---

[1] Daſs wirklich ein Einfluſs von der spanischen Litteratur her bei dieser Erscheinung des Kleistschen Stiles mit im Spiele ist, wird mir noch wahrscheinlicher durch die Häufigkeit des Chiasmus bei Tieck, das heiſst bei demjenigen der Romantiker, dessen ganze Dichtung die Einwirkung der spanischen Poesie am auffallendsten zeigt. Ich führe nur drei Beispiele an: Schr. VIII, S. 176 „seine Tugend ist Trotz, Eigensinn seine Standhaftigkeit"; S. 31 „Sind die blühenden Felder um uns her Wüsten von Sand geworden? Entfaltet die Sonne nicht mehr ihren Mantel über dieses Reich? Hängt eine verzehrende Seuche über unseren Häuptern? Sind unsere Freunde verschieden? Ach ja, unsere Freunde sind verschieden, eine Pest schaut wild auf uns herab, die Sonne ist uns untergegangen und die Blüte unserer Fluren ist dahin!" u. Phantasien über die Kunst (Ausg. der Nationallitt.) S. 87, 28 „Jammer und Glück, Entzücken und Thränen" (Chiasmus der Gedanken!). Andere Beispiele sind: Phantasien üb. d. Kunst S. 48, 35—36. 54, 18—23; Genoveva (Ausg. der Nationallitt.) S. 221, 24—25. 273, 21—22; Nachgelassene Schr. (herausgg. von Köpke) I, S. 173. II, S. 50. Man sieht, der Chiasmus ist auch bei Tieck ziemlich ausgebildet und nicht selten, aber bei H. v. Kleist doch weit häufiger und mannigfaltiger.

Wortverschränkung.

Die antiken Elemente in Kleists Stil, die ich bisher behandelt habe, beziehen sich alle auf die Stellung der Worte. Die Willkür, mit welcher der Dichter in derselben verfuhr, erreicht ihren Gipfel in der Wortverschränkung, der auffallendsten Eigentümlichkeit seines Stils. Auch diese findet, wie wir sehen werden, ihr Vorbild in der Antike, ein annähernd ähnliches aber wieder in antikisierenden deutschen Gedichten und in der deutschen Übersetzungslitteratur. Zum Beweise führe ich für die verschiedenen Fälle der Erscheinung Beispiele aus Kleists Dramen und analoge aus dem Altertum und deutschen Dichtern an.

1) Bei Verbindung zweier Begriffe durch „und“ oder in der asyndetischen Aufzählung mehrerer Begriffe tritt ein Wort oder mehrere, die zu allen Gliedern gehören, zwischen zwei derselben.

Solche Fälle, wie Amph. v. 855 „Denn roh ist und empfindlich dieser Scherz“, v. 2033 „Bricht man die Beine fast sich und den Hals“, haben nichts Auffallendes, sie finden sich zahlreich bei allen unseren Dichtern, z. B. Schiller, Braut v. Mess.: „Für euch nur sorgend und für eure Stadt“, „Männer führt er davon und Frauen“. Man vergleiche Cic., Phil. 5, 10: „bella civilia opinione plerumque et fama gubernantur“; Xenoph., Anab. 2, 6, 19: „*Πρόξενος οὔτ᾽ αἰδῶ τοῖς στρατιώταις ἑαυτοῦ οὔτε φόβον ἱκανὸς ἦν ἐμποιῆσαι*“; mehr Beispiele aus der Antike anzuführen, ist überflüssig, sie sind überall zu finden und machen den Eindruck einer gewissen Nachlässigkeit, als holte man einen Begriff nach, den man zuerst vergessen hat, als hätte man sich beim Beginn des Satzes den weiteren Verlauf desselben nicht genau überlegt. Daher ist die Erscheinung auch ganz gewöhnlich in unserer Umgangssprache, und hier liegt sicher auch der Grund ihres häufigen Vorkommens bei Kleist, der, wie S. 390 angedeutet, das Streben nach künstlichem Ausdruck in eigentümlicher Weise mit dem nach Natürlichkeit der Rede verbindet.[1]

[1] Man vergleiche seinen bekannten Plan einer Verschmelzung der antiken, d. h. stilisierten und Shakespeareschen, d. h. naturalistischen Tragödie.

Schon von dieser einfachsten Art der Wortverschränkung aber giebt es bei Kleist ziemlich verwickelte Fälle, die weniger an die Umgangssprache erinnern, als das Streben nach ungewöhnlicher Wortstellung verraten. Ob dies letztere wirklich darin vorliegt oder ob die Künstlichkeit der Wortstellung nur eine leicht begreifliche natürliche Folge des Bemühens ist, die natürliche Redeweise in ihrer ganzen Ungebundenheit in die Schriftsprache zu übertragen (vgl. S. 390), läfst sich nicht entscheiden. Epigramme B, 1 a (W. I, 33) „Zeno, beschirmt, und, Diogen, mich ihr Weisen". Das Auffallende liegt hier darin, dafs das Verbum, wiewohl nur zu einem Glied gesetzt, doch im Plural steht.

Zuweilen trennt das eingeschobene Wort nicht nur die verschiedenen Glieder, sondern reifst auch die verschiedenen Teile eines und desselben Gliedes auseinander, wie in „Die beiden Tauben" v. 25 u. 26 „Doch die Begierde trug, die Welt zu sehen, Und das unruh'ge Herz den Sieg davon". An anderen Stellen ist es nicht selbständig, sondern gehört für das Sprachgefühl eng zu anderen Wörtern, die nun erst am Schlufs des Satzes folgen; es werden also zwei Gruppen von Wörtern ineinander verschränkt. So Amph. v. 635 „Euch allen Teufeln und den Auftrag gebend" („allen Teufeln gebend" gehören eng zusammen, weder der Dativ noch das Particip geben für sich allein einen Sinn); v. 1395 „Der Götter ew'ger und der Menschen Vater"; Homb. v. 1645 „So süfse Dinge will er, Und von so lieber Hand gereicht, ergreifen"; Herm. v. 495 ff. „Man wird ... die Löwen kämpfen, die Athleten lassen". Ein ähnliches Beispiel habe ich in Klopstocks Messias, Ges. XIX, gefunden: „Als jetzt aus ihrer Entzückung Freud' und Heiterkeit war und Ruh der Seele geworden"; in Goethes Herm. u. Doroth. S. 114 „Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg" (die beiden Gruppen sind hier: „Früh und spät besorgend" und „den Acker und den Weinberg").

2) Eine nachträgliche attributive oder appositionelle Bestimmung ist von ihrem Nomen durch ein oder mehrere Wörter getrennt.

Mehrere Beispiele dafür habe ich schon S. 388 ff., als ich von solchen nachgesetzten Bestimmungen überhaupt sprach, gegeben. Hier nur noch einige besonders auffällige: Amph. v. 1639 „Dir den Thebaner holen, den ich jüngst schon, den Halunken, aus dem Hause

warf“; Homb. v. 362 „Heut, Kind der Götter, such ich, flüchtiges“; Zweikampf S. 243, 24—25 „Das Zimmer ihm, ein Seitengemach des unbewohnten Schloſsturms, beschrieben“ (Prosa!) und zwei Fälle, in denen durch solche Verschränkung Unklarheit entsteht: Penth. v. 249—50 „Auf uns wie Wassersturz hernieder sie Die unbesiegten Myrmidonier gieſsend“ („Die unbesiegten Myrmidonier“ bezieht sich auf „uns“, die Stelle ist beim ersten Lesen kaum zu verstehen) und Herm. v. 975—76 „Wenn Varus auch so blind, wie du, Der Feldherr Roms“ (unwillkürlich bezieht man die Apposition zunächst auf „du“). Auch hier wird die Verschränkung noch auffallender, wenn entweder durch die nachgesetzte Bestimmung eng zusammengehörige Wörter auseinandergerissen oder die Bestimmung selbst, falls sie aus mehreren Gliedern besteht, durch andere Worte noch einmal in zwei Teile getrennt wird, also wieder wie unter Nr. 1 zwei Gruppen ineinander verschränkt werden. Das erstere ist z. B. der Fall Herm. v. 1924—25 „Den Namen hatt' ich: Iphikon, Ja schriftlich ihm, mit dieser Hand gegeben“; Penth. v. 2704 ff. „Da schreitet sie heran, Bekränzt mit Nesseln, die Entsetzliche, Dem dürren Reif des Hagdorns eingewebt, und folgt“; Zerbr. Kr. v. 1269—70 „Geheimnisse, die nicht mein Eigentum, Müſst' ich, dem Kruge völlig fremd berühren“;[1] das zweite z. B. Zerbr. Kr. v. 727 „Und aus des Hauses Asche zog ich ihn Hervor, glasiert, am andern Morgen, glänzend“; Penth. v. 148—50 „Der Krone ganze Blüte liegt, Aristan, Astyanax, vom Sturm herabgeschüttelt, Menandros, auf dem Schlachtfeld da“. Hier ist also in die specialisierende Apposition eine participiale Bestimmung des Subjekts eingefügt. Zu vergleichen damit ist Herm. v. 2598—600 „Hier übergeb ich ... Aristan, Fürsten dir der Ubier“, wo ein Teil des Satzes in die Apposition zum Objekt eingeschoben ist,[2] ebenso Die beiden Tauben v. 81 „Ich auch, das Herz einst eueres Dichters, liebte“.

Ähnliche Fälle aus Schillers Jungfr. v. Orl. habe ich auch schon oben angeführt; dazu füge ich noch aus Goethes Herm. u. Dor. S. 70

[1] Beim ersten Lesen ist man geneigt, „fremd“ auf „ich“ zu beziehen. In der ersten Fassung folgt die Bestimmung zwar auch nicht direkt auf das Objekt, aber die Konstruktion ist doch weniger einem Miſsverständnis ausgesetzt (vgl. S. 309, Anm. 2).

[2] Tieck in seiner Ausgabe hat geändert.

„Hier ... Liegt die erst entbundene Frau ..., Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet", S. 90 „Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet", Sätze, die genau so gebaut sind wie z. B. Kleist, Amph. v. 1639 (S. 402), ferner aus A. W. Schlegels Elegien, Ath. II, S. 185 „Unter der Flöten Getön stimmen sie, Pindaros, an, Lieblicher Mund des Ruhmes, die leyerbeherrschenden Hymnen" (vgl. S. 403 Kleist, Homb. v. 362); Athen. I, S. 118 „Gleich wie Agniopen auch der geliebte Sohn des Öagros Heim, mit der Zither bewehrt, führte, dem thrakischen Spiel, aus dem Hades", wo, wie S. 403 bei Kleist, Zerbr. Kr. v. 727 und Penth. v. 148—50, die Bestimmung selbst noch einmal durch einen anderen Satzteil zerrissen ist.

Der antike Charakter der ganzen Erscheinung tritt hier schon deutlicher hervor als unter Nr. 1. Zu vergleichen sind etwa aus Homer Il. λ, 614 *„ἤτοι μὲν τάγ᾽ ὄπισθε Μαχάονι πάντα ἔοικεν, τῷ Ἀσκληπιάδῃ"*; ψ, 303 *„Νέστορος ἀγλαὸς υἱός, ὑπερθύμοιο ἄνακτος, τοῦ Νηληϊάδαο"*; ω, 459 *„Αἴαντι δὲ μάλιστα δαΐφρονι θυμὸν ὄρινεν, τῷ Τελαμωνιάδῃ"* (hier ist auch die Bestimmung, aus zwei Gliedern bestehend, noch einmal durch andere Satzteile getrennt). Aber so starke, das Verständnis erschwerende Verschränkungen wie bei Kleist habe ich doch weder bei antiken noch antikisierenden deutschen Dichtern gefunden. Kleist hat auch diese Manier sich ganz zu eigen gemacht und behandelt, erweitert sie selbständig. Sie entspricht, wie die unter Nr. 1, seiner Neigung, den Ausdruck nachträglich zu präcisieren und damit einmal seinem Streben nach nachlässiger Natürlichkeit und auf der anderen Seite dem nach einer ungewöhnlichen, unprosaischen Künstlichkeit der Rede.

3) Auch bei Relativsätzen, welche ja eigentlich nichts anderes als attributive Bestimmungen zu Substantivis sind, erlaubt sich Kleist eine ähnliche Wortverschränkung, indem er sie nicht unmittelbar an die Nomina schliefst, zu denen sie gehören, und dadurch oft gleichfalls Unklarheit der Konstruktion herbeiführt. Ich kann wieder aus der grofsen Menge von Beispielen nur wenige herausheben: Amph. v. 254—5 „Doch bei den Göttern allen Griechenlands Beschwör' ich dich, die dich und mich regieren"; Käthch. S. 122, 11—12 „Ist's wahr, dafs jenes Kind, das Käthchen, gestern, Das ihr im Schlofs beherbergt habt"; S. 35, 21—22 „dafs jeder Mensch gleich, an

dessen Hals ich sie weine, sagen soll" (Prosa!); Homb. v. 370—71 „Ein edler Sohn, für euren Dienst, jedwedem, Der euch, wenn ihr zerfallt, ein Gleiches thut!" und so, dafs durch den Relativsatz zwei eng zusammengehörige Worte auseinandergerissen, also zwei Wortgruppen ineinander verschränkt werden, Penth. v. 667—71 „Willst du ... den Segen, Gleich einem übellaun'gen Kind, hinweg, Der deines Volks Gebete krönte, werfen?" In Schillers Dramen habe ich diese Art der Verschränkung nicht gefunden, dagegen bei Goethe z. B. Natürl. Tochter S. 53 „Die Schärpe deutet Krieg, womit sich ... ein edler Mann umgürtet". Doch ist sie durchaus nicht der Antike eigentümlich, wenn sie auch zuweilen bei griechischen und lateinischen Schriftstellern vorkommt. Bei Kleist jedenfalls macht sie gar keinen antiken Eindruck, sondern nur den der nachlässigen Redeweise nach Art der Umgangssprache, mag auch in vielen Fällen allein durch den Verszwang hervorgerufen sein.

4) Am häufigsten betrifft die Wortverschränkung bei Kleist Genitivverbindungen. Die Fülle der Belege ist hier eine so grofse, dafs es schwer ist, die bezeichnendsten herauszufinden. Je stärker die Wörter betont sind, welche sich zwischen das regierende Nomen und den abhängigen Genitiv schieben, um so auffallender wird natürlich die Erscheinung. Stellungen wie Amph. v. 1194—95 „Und ein unsägliches Gefühl ergriff mich Meines Glücks" berühren jemand, der eine Weile Kleist gelesen hat, noch gar nicht ungewöhnlich. Auffälliger sind schon Amph. v. 1313—14 „dich in die Schar Glanzwerfend aller Götter führ ich ein"; v. 1969 „Durchschnüffler, unverschämter du, der Küchen" wegen der starken rhetorischen Betonung der zwischengesetzten Epitheta. Noch ungewöhnlicher berührt die Einschiebung eines Substantivs zwischen das regierende Nomen und den Genitiv, weil dadurch unwillkürlich ein Schwanken über die Beziehung des letzteren entsteht, so Zerbr. Kr. v. 1969 „Wo find ich auch den Sitz in Utrecht der Regierung"; Epigramme A, 11 (W. I, 31) „Aber der Leib war Erz des Achill". In den folgenden Fällen vermag nur eine sehr kunstvolle Deklamation die Konstruktion von der Bühne herab sofort verständlich zu machen: Penth. v. 246—47 „Ein neuer Anfall, heifs, wie Wetterstrahl, Schmolz, dieser wuterfüllten Mavorstöchter"; v. 651—52 „Wo ist der Sitz mir, der kein Busen ward, Auch des Gefühls"; Käthch. S. 40, 1 „nur nicht

auf die Scheitel, belegt mit Kreide, meiner lieben Braut" (Prosa!).[1] Auch hier können durch den Genitiv oder das regierende Nomen eng zusammengehörige Wörter zerrissen, also zwei Wortgruppen ineinander verschränkt werden, wie Amph. v. 244 „Doch das Gewicht hat deiner Gründe mich belehrt"; Penth. v. 853—54 „Dem ist ein Pfeil geschärft des Todes"; Amph. v. 880—81 „Die ganze Dienerschaft Ist, dieses Schlosses, Zeuge mir" (bei der Deklamation wird zuerst jeder unwillkürlich „dieses Schlosses" und „Zeuge" verbinden). Zuweilen treten auch die bei Kleist so beliebten kurzen belebenden Zwischensätze zwischen das regierende Nomen und den Genitiv, so Homb. v. 350 „Du hast am Ufer, weifst du, mir des Rheins", oder unser Fall 4 verbindet sich mit Fall 2, so Penth. v. 364—65 „Die Häupter sieht man schon, geschmückt mit Blässen des Rofsgespanns!" v. 1887—88 „Sie ist mir nicht, die Kunst vergönnt, die sanftere der Frauen!" und so, dafs durch das nachgesetzte Attribut und den Genitiv zwei eng zusammengehörige Worte auseinandergerissen, also zwei Wortgruppen ineinander verschränkt werden, Penth. v. 744—45 „Wenn du den Rat willst gütig Versammelt aller Fürstinnen befragen".[2]

Ich reihe hier gleich die Beispiele an, welche dieselbe Verschränkung in der Verbindung eines Nomens mit einer präpositionalen Bestimmung zeigen, weil sie ebenso zu beurteilen sind wie die Verschränkung bei Genitivverbindungen:

Guisk. v. 495—96 „Auf deinem Fluge rasch, die Brust voll Flammen, Ins Bett der Braut"; Käthch. S. 69, 8—9 „müfst' auch ein Grab mir von acht Ellen Tiefe das Brautbett sein"; und wieder mit Einfügung eines belebenden Zwischensatzes Homb. v. 331—32 „Der den Befehl, das merkt, ausdrücklich noch zum Angriff auf den Feind ihm überbringe"; v. 1432—33 „Herr, ein Vorfall ... du vergiebst! Führt von besonderem Gewicht mich her". Penth. v. 1943

---

[1] In der ersten Fassung noch ohne Verschränkung, also bewufstes Streben Kleists nach der künstlicheren Wortfolge! Hier kann, wie bei der Nachsetzung unflektierter Adjectiva und Participia (vgl. S. 312), wieder das französische Vorbild mitgewirkt haben. Man vergleiche z. B. Balzac Père Goriot: „les beaux cheveux blonds et bien frisés de Maxime." Ebenso z. B. Penth. v. 744—45 (oben).

[2] Vgl. Anm. 1.

bis 1945 betrifft die Verschränkung eine Genitiv- und präpositionale Bestimmung zugleich, beide reifsen eine zusammengesetzte Verbalform auseinander: „nur die Hochzeit Ward des Äthioper Königs Vexoris mit Tanais der Königin erharrt“.

Beispiele einer solchen Verschränkung bei Genitiv- oder präpositionalen Verbindungen hat auch Schiller in seinen Dramen, aber nur solche der weniger auffälligen Art: Braut v. Mess. „Lafst diese Halle ... Den Schauplatz werden eures Wechselmords“, „Der mir die schönste reicht der Mutterkronen“, „Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle“; Jungfrau v. Orl. Prolog 3 „So gofs sich eine Kriegeswolke aus Von Völkern“; II, 10 „Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland“. Kühner ist schon Goethe in seinen Hexametern: Herm. u. Dor. S. 108 „und auf das Mäuerchen setzten Beide sich nieder des Quells“; S. 114 „Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten Hermann des herrlichen Baums am Orte, der ihm so lieb war“. Im letzten Fall ist zum Verständnis schon eine genaue Überlegung der Konstruktion nötig. Am nächsten kommt Kleist auch hier wieder A. W. Schlegel in seinen Elegien im Athenäum: I, S. 123 „Die er der Herden sogar zartem Geschlechte geliehen“; S. 130 „Badegehilfinnen ihr der Pallas“ (vgl. S. 405 Kleist, Amph. v. 1969); S. 134 „Wo Altär am Strom dort des Koralios stehn“; II, S. 182 „sie hielt Keime lebendig versteckt Wiedergeborner Kunst und Begeistrung“.

Dafs diese ganze Verschränkung bei Genitivverbindungen auf die Antike zurückgeht, brauche ich durch Beispiele aus der letzteren wohl nicht besonders zu belegen; ich führe nur eins an: Homer, Il. δ, 7 „Δοιαὶ μὲν Μενελάῳ ἀρηγόνες εἰσὶ θεάων“. A. W. Schlegel bezeugt den Ursprung der ganzen Erscheinung und die bewufste Nachahmung derselben in seinen antikisierenden Gedichten selbst indirekt durch den Abschnitt seines Aufsatzes „Der Wettstreit der Sprachen“ im ersten Hefte des Athenäums, in welchem er die antiken Sprachen gegen Klopstocks Vorwurf der „verworfenen Wortfolge“ in Schutz nimmt. Es entspricht seiner ganzen, auf Herders Ansichten gegründeten Übersetzungstheorie, dafs er sich auch an die Wortfolge der antiken Sprachen so eng anschlofs, als es nach seinem Gefühl der Genius der deutschen Sprache erlaubt. Ob er dabei nicht hin und wieder der letzteren Gewalt angethan hat, ist hier nicht der

Ort zu untersuchen; mir persönlich macht die Lektüre seiner Elegien mehr Mühe als Vergnügen; auch die angeführten Beispiele aus Goethes Herm. u. Dor. müssen als Sünden gegen die Natur der deutschen Sprache verzeichnet werden, aber der gröfste Sünder in dieser Beziehung ist doch Heinrich v. Kleist. Nur die am wenigsten auffälligen der eben unter Nr. 4 angeführten Fälle können noch als Nachahmung der Umgangssprache aufgefafst werden; die meisten der undeutschen Wortstellungen, die er sich erlaubt, sind offenbar nur aus dem Streben nach einer ungewöhnlichen, künstlichen Ausdrucksweise hervorgegangen, und zur Manier geworden, verletzen sie an mehr als einer Stelle das Gesetz der Schönheit wie der Deutlichkeit.

Bevor ich die allgemeinen Schlüsse aus diesen Untersuchungen der Wortverschränkung bei Kleist ziehe, mufs ich noch zwei Fälle derselben, die ich in den vorstehenden Bemerkungen schon andeutend berührt habe, etwas ausführlicher erwähnen.

5) Ein verbales Compositum wird durch andere Satzteile auseinandergerissen. Die Vorstufe dieses Falles habe ich schon mehrmals da erwähnt, wo ich von der Trennung eng zusammengehöriger Worte sprach. Jetzt nur noch wenige Beispiele: Amph. v. 1899—1900 „wenn zwischen mir und ihm Hier die Vergleichung an sich stellen soll“; Guisk. v. 81 „Das ringsum ein von allen Seiten bricht“; Penth. v. 1642—44 „Dafs eures Tempels Pforten rasselnd auf, Des glanzerfüllten, weihrauchduftenden, Mir, wie des Paradieses Thore, fliegen“; Epigramme B, 20a (W. I, 35) „weil du so schön doch Auf mich munterst“. Ähnliches kommt auch bei anderen Dichtern vor, z. B. Schiller, Jungfr. v. Orl. III, 4 „Die reine Jungfrau ... Herab willst ziehen in den gemeinen Staub“, aber schwerlich in der extremen Form wie bei Kleist.

6) Eine Wortverschränkung, die sich schon einer Satzverschränkung nähert, findet auch in der Erzählung zwischen der direkten Rede und den dieselbe einführenden Worten statt. Hierher gehören die Fälle, für welche ich oben (S. 376 ff.) französischen Einflufs vermutet habe. Ganz ausgebildet ist die Satzverschränkung, und zwar ohne dafs ein französisches Vorbild vorhanden wäre, z. B. Zerbr. Kr. v. 1674 „Drauf: Eve! durch den Zaun hin: Eve!

ruf ich, Was hast du?" Kohlhaas S. 65, 31—66, 1 „Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er sich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern schüttelte, und: Schafft Wein! rief er noch"; Sinngedichte 4 (W. I, 53) „‚Geld!' rief, ‚mein edelster Herr!' ein Armer". Bis zur Unverständlichkeit ist die Verschränkung der Sätze gesteigert z. B. Erdb. v. Chili S. 15, 16—18 „und hieb, daſs er ihn gespalten hätte, den fanatischen Mordknecht, der diese Greuel veranlaſst, wenn derselbe nicht durch eine Wendung dem wütenden Schlag entwichen wäre".

Für die unter Nr. 6 gegebenen Beispiele habe ich Analogien bei anderen deutschen Schriftstellern nicht gefunden. Überhaupt kann es keinem Zweifel unterliegen, daſs die Wortverschränkung in dem Maſse, wie sie Kleist sich erlaubt, etwas ganz Unerhörtes in der deutschen Litteratur war. Was sich, wie wir sahen, andere Dichter vereinzelt im jambischen, häufiger nur in antiken Versmaſsen gestatteten, erhob Kleist in jenem zur Manier, fast zur Regel, weil es seinem Streben teils nach Natürlichkeit, teils nach Künstlichkeit der Rede entsprach. Auſserdem halten die übrigen deutschen Dichter in der Kühnheit der Wortverschränkung gewisse Grenzen ein, nur selten leidet bei ihnen die Deutlichkeit des Ausdrucks darunter. Kleist nimmt auf die letztere, wie wir gesehen haben, keine Rücksicht. Speciell bei den Genitivverbindungen empfinden wir, soviel ich sehe, die Wortverschränkung minder störend, wenn der Genitiv am Schluſs des ganzen Verses oder eines Abschnittes desselben (beim Hexameter in der Cäsur) oder am Anfang des Verses, als wenn er an einer weniger betonten Stelle desselben steht. Am wenigsten auffallend ist uns die ganze Erscheinung, wenn das regierende Nomen den Anfang, der abhängige Genitiv den Schluſs des Verses bildet. Man vergleiche die gegebenen Beispiele daraufhin: Schillers Wortverschränkungen fallen fast alle in die weniger störende der beiden eben aufgestellten Kategorien, die meisten bei Goethe ebenfalls, bei Kleist fehlt jedes Gesetz in dieser Beziehung.

Das antike Vorbild mag auf die ganze Eigentümlichkeit wie bei den übrigen Dichtern so auch bei H. v. Kleist mitgewirkt haben, aber einen direkten Einfluſs der Antike brauchen wir, wie die gegebenen Beispiele beweisen, auch hier nicht anzunehmen; die antikisierende Dichtung unserer Klassiker und besonders die gleichzeitige

romantische Übersetzungslitteratur können auch hier die Vermittler gewesen sein.

Ein etwaiger Versuch, die ganze Verschränkung bei Kleist auf den Verszwang zurückzuführen, ist aus verschiedenen Gründen entschieden zurückzuweisen. Es sprechen dagegen:

1) Die Häufigkeit der Fälle.

2) Das Vorkommen der Erscheinung auch in Prosa.

3) Die Leichtigkeit, mit der an vielen Stellen die regelrechte Wortfolge ohne Schädigung des Verses sich herstellen läfst.

4) Ein Vergleich der Erscheinung bei Kleist und bei den übrigen deutschen Dichtern. Bei den letzteren findet sie sich, abgesehen von leichten Fällen, nur im daktylischen Versmafs, welches den Dichtern jener Zeit ungewohnt und unbequem war, in einem Grade, der annähernd Kleists Kühnheit erreicht. So erscheint sie ja schon früher in den künstlich gebauten Strophen Klopstocks. Bei Kleist dagegen tritt sie im fünffüfsigen Jambus auf, und dieser ist der deutschen Sprache viel zu angemessen, um zu derartiger Willkür zu zwingen, wie wir ja eben bei Schiller und z. B. in Schlegels „Shakespeare“ im Gegensatz zu seinen Distichen sehen. Wenn also Kleist in diesem Vers die Kühnheit der Wortverschränkung, zu welcher Goethe und Schlegel neben der Nachahmung der Antike sicher das künstlichere Versmafs zwang, nicht nur erreicht, sondern sogar überbietet, so müssen wir den Grund anderswo suchen als in der metrischen Form.

5) Angenommen, Kleist wäre ein so viel schlechterer Verskünstler als Schiller gewesen, dafs ihn der bequeme fünffüfsige Jambus zu einer solchen willkürlichen Wortfügung gezwungen hätte, wie wir sie bei ihm finden, so müfste doch diese Unregelmäfsigkeit mit der Zeit in seinen Stücken sich mildern. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall: in der „Familie Schroffenstein“ ist die Wortverschränkung noch ganz unbedeutend, in jedem folgenden Drama bis zur „Penthesilea“ nimmt sie gröfsere Dimensionen an und artet in ihr bis zur Manier aus. Also keine gezwungene Konzession an den Vers haben wir in ihr zu erkennen, sondern ein bewufstes Stilprincip. Wenn die Häufigkeit der Erscheinung in den späteren

Dramen wieder etwas abnimmt, so hängt das mit der schon öfter erwähnten Thatsache zusammen, dafs Kleist darin sich bemühte, von der extremen Manier zu einfacherer Natürlichkeit des Ausdrucks zurückzukehren. Übrigens nimmt nur die Häufigkeit der Fälle ab, nicht die Kühnheit der Verschränkungen.

Die Stilprincipien, welche der ganzen Erscheinung zu Grunde liegen, sind, wie angedeutet, wieder die schon oft erwähnten, einerseits das Streben nach Natürlichkeit, andererseits das nach Künstlichkeit des Ausdrucks. Dazu kommt in einigen Fällen (Nr. 6) die Tendenz der Lebhaftigkeit, welche ebenfalls überall in Kleists Stil hervortritt. Diese Principien, sofern sie sich in Verschränkung äufsern, bethätigt Kleist oft auch in seiner Gestaltung des Dialogs und in der Komposition der Scenen überhaupt. Berühmt ist in dieser Beziehung der 5. Auftritt des I. Akts im „Prinz von Homburg", wo drei Handlungen immer durcheinandergehen und die Führung des Dialogs infolgedessen eine so verschlungene, kunstvolle ist, dafs jemand, der das Stück nicht kennt, bei der Aufführung schwerlich daraus klug wird. Ein ähnliches Durcheinandersprechen verschiedener Personen mit verschiedenen Interessen ist ein Kunstgriff, den Kleist öfter zur lebhaften Vergegenwärtigung drangvoller Situationen verwendet, z. B. Penth., Auftr. X. Die Verschränkung betrifft hier also nicht die Worte, sondern die Gedanken. Dasselbe ist nicht nur in solcher Komposition ganzer Scenen, wie ich sie eben erwähnt habe, der Fall, sondern auch in Stellen von geringerem Umfang, so Penth. v. 1769—75, Herm. v. 1827—28, Käthch. S. 80, 8—20. Auch aufserhalb des Dialogs, in ein und derselben Rede kommt diese Gedankenverschränkung vor, z. B. Penth. v. 1986 ff. „und taufte die Frauen ... Und sank zusammen, eh sie noch vollendet: die Amazonen oder Busenlosen!" ganz ähnlich Die beiden Tauben v. 39—40 und in Prosa Käthch. S. 10, 5 ff. „küfst mir die Augen, die schlummernden, und verschwindet, ich wollte, sie hätte sie mir zugedrückt", wo die Beziehung des „sie" auf „Augen" ihre Schwierigkeit hat. Die beiden letzten Beispiele sind ebenso zu beurteilen wie die bei Kleist so ungemein häufigen Parenthesen. Man vergleiche z. B. Penth. v. 1649—52 „Ihr Dien'rinnen, ihr rüstigen, des Tempels, Das Blut — wo seid ihr? — rasch, ihr emsigen ... hinweggewaschen!" Guisk. v. 366—71.

Diese Verschränkung der Gedanken hat natürlich nicht, wie die

der Worte, ein Vorbild in der Antike. Wir sehen also auch hier: die Unterscheidung, wie weit Kleists eigene Stilprincipien gehen, wie weit der fremde Einflufs, ist unmöglich.

Abgesehen von den besprochenen vier Erscheinungen mag noch in manchen Einzelheiten antiker Einflufs auf Kleists Stil zu konstatieren sein. Satzfügungen wie Schrecken im Bade v. 32 ff., Guisk. v. 115 ff., Penth. v. 213 ff. erinnern an Homerische Gleichnisse, aber sie finden sich ebenso z. B. in Tassos Befreitem Jerusalem, dessen Übersetzung von Gries Kleist bekannt war und Einflufs auf ihn übte, wie ich in meinen „Vergleichenden Studien zu H. v. Kleist“ (Zeitschrift f. vergl. Litteraturgesch. I, S. 289 ff.) wahrscheinlich zu machen gesucht habe. Im allgemeinen sind, wie gesagt, die antiken Elemente in Kleists Stil nicht so zahlreich und hervorstechend, wie wir es im Hinblick auf seine ausgesprochene Tendenz, Sophokles und Shakespeare zu verschmelzen, voraussetzen könnten. Selbst die Manier der Vergleiche und Bilder in der Penthesilea, wo ihm schon der Stoff eine Anlehnung an die Weise etwa Homers oder Virgils nahelegen konnte, hat nur in ganz vereinzelten Fällen etwas Antikes an sich, im ganzen vielmehr teils etwas so Eigenartiges, dafs überhaupt keine Vergleichung mit irgend einem Vorbild möglich ist, teils erinnert sie durch Energie und Konsequenz an Shakespeare. Dafs dieser auf Kleist gewirkt hat, wissen wir aus seinem eigenen Munde, und seine Dichtungen verraten es fast auf jedem Blatt. Stil, Charakteristik, dramatische Technik, alles erinnert an den englischen Dramatiker. Aber auch hier glaube ich nicht an einen Einflufs des englischen Originals, sondern nur an einen der Schlegel-Tieckschen Übersetzung. Wieder stehen wir also hier der deutschen Übersetzungslitteratur gegenüber, welche gerade in den Jahren, als Kleist seine Dramen schrieb, unter der Thätigkeit unserer klassischen und romantischen Dichter mächtig emporblühte und das deutsche Publikum für die fremden Litteraturen begeisterte. Ich habe sie zusammen mit den freien antikisierenden deutschen Dichtungen in dem Abschnitt über die antiken Elemente bei Kleist überall zu erwähnen gehabt, beim Chiasmus die Calderon-Übersetzung und bei der Wortverschränkung A. W. Schlegels Übertragung antiker Elegien. Auf

Kleists Verhältnis zur Tasso-Übersetzung habe ich eben noch hingewiesen. Nimmt man dazu nun den Einfluſs, den der deutsche Shakespeare sicher auf Kleist geübt hat, so kann man von einer Einwirkung der deutschen Übersetzungslitteratur überhaupt auf ihn mit gutem Gewissen reden. Der Teil der deutschen Litteratur, aus welchem ich nach der Einleitung zu diesem Abschnitt (S. 387) die antiken Elemente Kleists, soweit überhaupt ein fremder Einfluſs angenommen werden kann, lieber ableiten möchte als aus der Antike selbst, ist danach umgrenzt: die antikisierende Dichtung und die Übersetzungslitteratur. Mit der letzteren sind mir noch manche Übereinstimmungen in Einzelheiten bei Kleist aufgefallen; die Untersuchung betritt aber hier einen zu unsicheren Boden, um sie noch weiter zu verfolgen. Sichere Resultate könnte sie nur dann ergeben, wenn man bei jedem Stücke Kleists genau wüſste, welche Übersetzungen er gerade las während der Arbeit daran, und das ist bei dem hartnäckigen Schweigen über seine Lektüre ganz unmöglich. Nur auf einen allgemeinen Punkt will ich noch hinweisen. Wo ich die Übersetzungslitteratur herangezogen habe, geschah es zur Erklärung von Willkürlichkeiten, die sich Kleist in der Behandlung der deutschen Sprache erlaubte. Nun liegt es ja in der Natur von Übersetzungen, besonders von so strengen, wie sie in jener Zeit die Theorie der Romantiker verlangte, daſs sie die eigene Sprache der Eigentümlichkeit der fremden möglichst anzupassen versuchen, sie also, mag die Sprachbeherrschung des Übersetzers auch noch so glänzend sein, unter Umständen etwas gewaltsam behandeln, zu Konstruktionen und Wortstellungen zwingen werden, die ihrem Geist nicht ganz entsprechen. Da Kleists Neigung nun, wie sicher ist, so wie so sich nach dieser Richtung bewegte, so ist es nur natürlich, daſs er durch Bekanntschaft mit solchen Übersetzungen darin bestärkt wurde, eine Ermutigung zur Durchführung seiner Principien daraus schöpfte.

Die Resultate meiner Untersuchungen sind, noch einmal zusammengefaſst, folgende. Der Einfluſs der französischen Sprache auf Kleists Stil war ein direkter und ihm selbst unbewuſster, der der Antike ein vorwiegend indirekter, vermittelt durch die antikisie-

rende deutsche Dichtung und Übersetzungslitteratur, und die Nachbildung von seiten des Dichters geschah hier mit künstlerischer Absicht. Der französische Einflufs ging mehr auf die innere Sprachform, die eigentliche Syntax, der antike auf die äufsere Anordnung der Satzteile, die Wortstellung. Auf beiden Gebieten ist der fremde Einflufs nur als mitwirkendes Element anzusehen, als erste Quelle dagegen eigene, selbständige Stilprincipien des Dichters, welche jenem entgegenkamen und welche ich schon am Schlufs des ersten Abschnitts (S. 385) zusammengefafst habe. Zu manchen der besprochenen Erscheinungen wirkten mehrere dieser Principien zusammen, oft, wie wir gesehen haben, sogar diametral entgegengesetzte, wie das der Natürlichkeit und das der Künstlichkeit des Ausdrucks. Man mufs bei der Zurückführung von Stileigentümlichkeiten auf bestimmte Principien nach meiner Ansicht ebenso vorsichtig sein als bei dem Nachweis der Entstehung eines Gedichts überhaupt. Der Prozefs, welcher den Ausdruck bildet, ist meist ein ebenso verwickelter wie der, welcher Stoff und Gedanken einer Dichtung in der Seele des Dichters gestaltet, und bei Stileigentümlichkeiten ist es noch schwieriger, die Art klarzustellen, wie die verschiedenen Principien dazu auf- und nebeneinander gewirkt haben, als bei Gedankenprodukten. So habe ich mich meist begnügen müssen, wo mir einer Erscheinung verschiedene Principien zu Grunde zu liegen schienen, sie einfach nebeneinander zu stellen. Und auch wo ich eine specielle Erklärung versucht habe, ist es eben nur ein Versuch. Die Hauptsache, worauf es mir ankam, war, durch die Untersuchung einiger seiner wichtigsten Stilprincipien einen Beitrag zur Charakteristik des Dichters überhaupt zu liefern, und mein Resultat nach dieser Seite ist das folgende.

Das Gemeinsame aller der Eigentümlichkeiten, welche ich besprochen habe, ist ein Abweichen von der gewöhnlichen Redeweise, eine Willkür in Behandlung unserer Sprache, welche sich sowohl gegen die Schönheit des Stils wie gegen die Deutlichkeit des Ausdrucks oft versündigt. Willkürliche Subjektivität ist überhaupt ein Grundzug im Wesen unseres Dichters, durch welche er den Eindruck seiner Werke bedeutend schädigt. Man hört oft die Verwunderung aussprechen, weshalb dieselben zu seinen Lebzeiten so geringe Anerkennung gefunden haben. Aufser seiner extremen Subjektivität werden noch verschiedene Gründe dafür angegeben, unter ihnen un-

zweifelhaft richtige. Aber die Bethätigung seiner Willkür in seinem Stil scheint mir einer der wichtigsten zu sein, der bisher noch gar nicht oder wenigstens nicht genügend betont ist. Solche undeutsche, oft auf den ersten Blick durchaus unverständliche Konstruktionen und unschöne Wortstellungen, wie ich sie eben als französische und antike Elemente untersucht habe, mufsten die Popularität der Werke des Dichters bedeutend beeinträchtigen, zumal in einer Zeit, die durch unsere Klassiker an einen, wenn auch nicht rein deutschen, so doch fliefsenden, klar durchsichtigen und schönen Stil gewöhnt war. Und was schon beim Lesen als gezwungen und unschön auffällt oder zum Verständnis eine umständliche grammatische Konstruktion erfordert, das wird natürlich noch weit bedenklicher und wirkt noch viel weniger befriedigend beim mündlichen Vortrag von der Bühne herab. Die Schauspieler müssen schon sehr bedeutende Vortragskünstler sein, die Kleistsche Verse, wie viele der erwähnten, einem grofsen Publikum zum vollen Verständnis bringen. Ich sah den „Prinz von Homburg“ auf der Bühne, als ich die Einzelheiten des Stückes noch nicht genau im Kopfe hatte, und wie vieles blieb mir da unverständlich. Und doch ist der Stil in diesem letzten Stück Kleists noch ein gemäfsigter. Die „Penthesilea“ dagegen, in welcher, wie schon mehrmals betont, das Streben Kleists nach extrem poetischem, gekünsteltem Ausdruck wahre sprachliche Orgien feiert (vgl. S. 291), würde nach meiner Ansicht von der Bühne herab völlig ungeniefsbar sein schon wegen der ununterbrochenen Anstrengung des Verstandes, welche die Entwirrung ihrer verwickelten, ungewöhnlichen Konstruktionen und Wortfügungen fordert.

Es ist an der Zeit, diesen Fehler der Kleistschen Dramen hervorzuheben. Denn wenn man den Dichter zu seinen Lebzeiten unterschätzt hat, so ist das jetzige Jahrzehnt allmählich auf die Bahn der Überschätzung geraten. Die Genialität und Kraft seiner dramatischen Phantasie, in der er sogar unseren gröfsten Tragöden Schiller übertrifft, bleiben H. v. Kleist unbestritten; aber seine willkürliche Behandlung der deutschen Sprache ist kein Vorzug, wie sie jetzt beinahe angesehen wird, sondern eine Schwäche. Unsere Sprache hatte eben erst das Joch der französischen einigermafsen abgeschüttelt und Reichtum genug in sich, um eine erneute Anlehnung an syntaktische Eigenheiten der letzteren entbehren zu können. Unsere Sprache war eben erst aus arger Schnörkelei zu einfacher Natürlich-

keit zurückgekehrt, und dieses ungezwungene Gewand stand ihr viel zu gut, als daſs sie von neuem sich mit künstlichen Zieraten hätte behängen sollen. Die Gefahr der Verkünstelung aber lauerte auf dem Wege, den H. v. Kleists Sprachbehandlung einschlug; eine Darstellung seines ganzen Stils würde diese Thatsache in noch helleres Licht setzen, als es meine Besprechung einzelner Eigentümlichkeiten vielleicht vermocht hat.

Freiburg i. Br. Dr. Richard Weiſsenfels.

Zum neusprachlichen Unterricht.

Wer die Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts in ihren Haupterscheinungen aufmerksam verfolgt hat, mufs zu der Überzeugung gekommen sein, dafs die bezüglich der Aussprache anfangs gestellten Forderungen in letzter Zeit bedeutend gemildert wurden, und sich die Ansicht immer mehr verbreitet, welche Ahn auf der ersten Neuphilologen-Versammlung in Hannover als dritte These in der Form aussprach, es sei eine ausführliche, systematische Darstellung der Phonetik aus dem Sprachunterrichte fernzuhalten. Zwar giebt es immer noch sehr viele begeisterte Anhänger der Lautphysiologie, welche meinen, die schlechte Schulaussprache könne nur durch eingehende theoretische Erklärungen der Sprachwerkzeuge und ihrer Verwendung gebessert werden, und erst im 14. Heft des Centralorgans für die Interessen des Realschulwesens vom 7. April vor. Jahres leistet sich Glabbach unter anderem folgende Sätze: ... „Hierauf läfst man den Schüler mit dem Finger den harten Gaumen finden, sodann den weichen Gaumen. Das Zäpfchen kennt er. Wenn er nun vom Zäpfchen durch die Rachenhöhle hinunterfährt, kann er noch mit dem Finger den Kehldeckel erreichen.“ Wer mufs nicht unwillkürlich lachen, wenn er an die Wirkungen dieses Verfahrens denkt! Zum Glück sind auch Herrn Glabbach die bedenklichen Folgen desselben nicht unbekannt; denn er fügt wohlweislich hinzu: „was aber des Brechreizes wegen nicht zu empfehlen ist“. Auch bei der Besprechung der von mir im Herbst 1886 veröffentlichten Abhandlung,[1] in welcher ich

[1] Phonetik in der Schule? Würzburg, Stuber.

ausführlich den oben erwähnten Grundsatz vertrat, haben mir manche vorgeworfen, um mit den Worten Gundlachs zu reden, „wenn man auch im theoretischen Betreiben der Phonetik in der Schule zu weit gehen könne, so sei doch das, was ich als notwendig zugäbe, zu wenig“.[1] Um so mehr freute es mich, in dem Verfasser einer vorzüglichen Schrift,[2] die erst nachträglich zu meiner Kenntnis gelangte, einen hervorragenden Mitkämpfer gegen phonetische Übertreibungen zu finden. Ohlert spricht sich mit großer Entschiedenheit gegen zu weit gehende theoretische Unterweisung über die Entstehung der Laute beim Anfangsunterricht aus, indem er sagt, „diese Vorschläge zeugten von einer völligen Verkennung der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit unseres Schülermaterials“, und man solle nie vergessen, „daſs man Kinder vor sich habe, die — bei richtiger Methode — einen vorgesprochenen Laut zwar nachahmend erfassen, denen aber die theoretische Einsicht in die Funktion ihrer eigenen Sprachorgane, das Handeln nach einer solchen Erkenntnis zur Abstellung eines Fehlers unmöglich sei“.

In Bezug auf die oben erwähnte, teils stillschweigend, teils mit offenem Zugeständnis erfolgte Mäſsigung und Einschränkung früher aufgestellter Forderungen ist besonders folgendes zu erwähnen: In dem in neuer Auflage erschienenen französischen Elementarbuch von Breymann-Möller, einer Vereinigung der vorher getrennten Teile, der Elementargrammatik und des Übungsbuches, sind alle lautphysiologischen Erörterungen weggelassen und nur die methodisch

[1] Franco-Gallia IV, 2, S. 34. Gundlach behauptet, ich wollte von „der Beachtung des Knackgeräusches“ nichts wissen. Das ist nicht richtig. Ich habe mich ausdrücklich nur gegen die theoretische Behandlung desselben beim Unterricht ausgesprochen. Daſs selbstverständlich die Sache selbst, das Zusammensprechen der Wörter, praktisch zu üben sei, habe ich dabei besonders betont (a. a. O. S. 18). Wenn Gundlach meint, ich hätte als beweiskräftig angeführt, daſs wir uns als Schüler selbst nicht darum gekümmert, so hat er mich vollkommen miſsverstanden. Wer die betreffende Stelle in meiner Abhandlung aufmerksam liest, wird leicht erkennen, daſs ich mit dem „früher“ nicht unsere Schulzeit, sondern die Jahre der Vorbereitung zum Lehramt, überhaupt die ganze Zeit vor dem Auftreten der übertriebenen phonetischen Forderungen gemeint habe.

[2] A. Ohlert, Die fremdsprachliche Reformbewegung. Königsberg, Gräfe & Unzer, 1886. Vergl. auch die trefflichen Ausführungen Baetgens im Programm des Realgymnasiums zu Eisenach, Ostern 1886, S. 22 ff.

fortschreitenden Artikulationsübungen beibehalten worden. Hornemann[1] giebt ausdrücklich die im ersten Hefte seiner Abhandlung verlangte und sowohl von mir[2] als von Bierbaum[3] eingehend besprochene theoretische Erläuterung der französischen Artikulationsbasis auf und erklärt sich mit den eben angeführten Äufserungen Ohlerts vollkommen einverstanden. Bierbaum sagt,[4] er sei mit Unrecht zu den Anhängern einer systematischen Behandlung der Phonetik in der Schule gezählt worden, und stimmt im allgemeinen mit den von mir vertretenen Anschauungen überein. Kühn[5] erklärt, er sei früher selbst der Meinung gewesen, dafs aus der Lautphysiologie wenigstens das Vokal- und Konsonantensystem erläutert werde, nunmehr aber finde er, dafs diese Erläuterung auf der Unterstufe kaum ordentlich verstanden werde, und selbst wenn sie verstanden werde, habe sie für die richtige Reproduktion der Laute keinen so grofsen Wert, als man gewöhnlich annehme. Von der Phonetik solle in den ersten Stunden gar nicht die Rede sein, was jedoch nicht hindere, Anweisungen für das richtige Hervorbringen der Laute zu geben, z. B.: bei v kommen die oberen Zähne mit der Unterlippe in leise Berührung etc.[6]

Auch bezüglich der phonetischen Schrift sind zwei Hauptvertreter derselben, Hornemann und Kühn, etwas zurückgegangen, ohne sie jedoch ganz aufzugeben.[7] Daher mufs immer und immer wieder der

---

[1] Zur Reform des neuspr. Unterrichts II. Hannover, C. Meyer. S. 6.

[2] A. a. O. S. 17.

[3] Die analytisch-direkte Methode. Kassel, Th. Kay. S. 152.

[4] A. a. O. S. 142 ff.

[5] Der französ. Anfangsunterricht. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. S. 13 ff.

[6] Man sieht aus diesem Beispiel, dafs Kühn jetzt nur noch für ganz einfache, leicht verständliche Erklärungen ist, wie ich sie gerade für v, sowie für andere, dem Deutschen fremde Lautbildungen, die sichtbar vorn im Munde vor sich gehen, in meiner Broschüre (S. 8) gleichfalls als praktisch empfohlen habe.

[7] Viele andere haben sich entschieden dagegen ausgesprochen: z. B. Gutersohn in der Vorrede zu seiner französ. Leseschule, dem sich Deutschbein bei der Besprechung dieses Werkchens im Archiv f. n. Spr. anschliefst, Schröer (Wissenschaft u. Schule etc. Leipzig, Weigel. S. 59), Bierbaum (a. a. O. S. 159), Baetgen (a. a. O. S. 29), Erzgräber (Programm des Realgymn. zu Güstrow, Ostern 1886, S. 48) u. a. Ohlert ist auffallenderweise für phonetische Schrift (a. a. O. S. 36), der einzige wesentliche Punkt, worin ich nicht mit ihm übereinstimmen kann.

Schlachtruf wiederholt werden: Fort aus den Schulbüchern mit der phonetischen Schrift! Ich verweise hier zunächst auf das, was ich früher über diesen wichtigen Punkt gesagt habe (a. a. O. S. 20 ff.). Meine dort gegen die Lautschrift entwickelten Gründe kann ich durch die neuerlichen Äufserungen Hornemanns und Kühns in keiner Weise für widerlegt halten. Beide sind sich der grofsen, mit der Umschrift verbundenen Gefahren sehr wohl bewufst. Kühn sagt sehr richtig (a. a. O. S. 13): „Das Erlernen der phonetischen Schrift neben der üblichen Orthographie bedeutet unter allen Umständen eine Mehrbelastung des Schülers, und der soll doch in erster Linie durch die Reform entlastet werden; überdies liegt Verwechselung zwischen Laut- und Schriftzeichen sehr nahe, wenn man verlangt, dafs der Schüler beide schreiben kann.“ In der That sehen auch sowohl Kühn als Hornemann von dieser letzteren Forderung ab. Was dann die Lautschrift z. B. im Wörterbuch den Schülern nützen soll, vermag ich freilich nicht recht einzusehen; ich bezweifle ganz entschieden, dafs „sie sich bald und mit Leichtigkeit in den Lautzeichen zurechtfinden werden, auch ohne dafs sie dieselben eigentlich gelernt haben.“ Kühn giebt, abgesehen vom Wörterbuch, nur zu zwei Gedichten und einem Prosastück die phonetische Umschrift, „gewissermafsen nur zur Probe, damit der Schüler ein Bild davon bekomme, wie ein Lesestück rein lautlich geschrieben aussehe“. Ich kann hier nur wiederholen, dafs dies eine ganz überflüssige, ja sehr gefährliche Spielerei ist. Den grofsen Unterschied zwischen Laut und Schrift kann man dem Schüler doch wahrhaftig auch auf andere Weise deutlich machen. Die sehr empfehlenswerte Einteilung in Sprachtakte läfst sich ebenso wie beim späteren Unterricht auch gleich im Anfang am orthographischen Text durch senkrechte Bleistiftstriche veranschaulichen. Recht eigentümlich erscheint mir der weitere Grund, den Kühn für den Nutzen der Lautschrift anführt. Sie sei nötig, da noch oft Nichtfachmänner zum Unterricht in den neueren Sprachen kommandiert würden[1] und auch die neueren Philologen selbst zu wenig lautlich geschult seien. Beständen diese Übelstände einmal nicht mehr, so könne man vielleicht die Transskription in unseren Lehrbüchern entbehren. Zunächst mufs ich hier erwähnen, dafs wir Bayern, wenn wir dies lesen, unwillkürlich

[1] Diesen Punkt erwähnt auch Ohlert (a. a. O. S. 12).

an die Worte erinnert werden: Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen! Zum Ruhme unserer bayerischen Schuleinrichtungen sei es gesagt, daſs abgesehen von isolierten Lateinschulen, an gröſseren Anstalten gegenwärtig wohl kaum mehr der neusprachliche Unterricht einem Nichtfachmann übertragen wird. Unsere Studenten der neueren Philologie aber, von denen die meisten wenigstens einige Semester lang die Münchener Universität besuchen, haben hier die beste Gelegenheit, auch in lautlicher Hinsicht sich tüchtig auszubilden. Es ist rühmend anzuerkennen, mit welcher Sorgfalt und Ausdauer sich Professor Breymann gerade auch in Bezug auf Aussprache seiner Studenten annimmt. Aber wenn auch irgendwo die von Kühn erwähnten Miſsstände vorkommen, ist es da nicht höchst sonderbar, den Schüler mit allem dem zu quälen und zu verwirren, was eigentlich gar nicht für ihn, sondern für den Lehrer bestimmt ist? Und glaubt man wirklich, daſs etwa ein Mathematiker oder klassischer Philolog, der den französischen Unterricht nur gezwungen erteilt, sich überhaupt viel um die phonetische Umschrift des Lehrbuches kümmern wird, oder gar, daſs die Schüler eines solchen Lehrers, der selbst nicht darauf achtet, sie berücksichtigen werden? Für solche Lehrer jedoch, die es auch in der Aussprache wirklich ernst nehmen wollen, aber aus irgend einem Grunde hierin mangelhaft unterrichtet und geübt sind, giebt es jetzt andere Hilfsmittel, z. B. Franke oder Passy und Sweet, die ihnen weit mehr nützen können als die vereinzelten Transskriptionen Kühns. Übrigens mache man sich doch keine so übertriebenen Vorstellungen von den günstigen Folgen eines phonetisch geschriebenen Textes. Daſs der Lernende, sei er nun Schüler oder ein Lehrer der oben besprochenen Art, die Laute der fremden Sprache in phonetischer Schrift vor sich sieht, befähigt ihn natürlich noch lange nicht, sie auch richtig und flieſsend wiederzugeben. Häufiges Nachsprechen, unermüdliche Übungen im geläufigen Zusammensprechen der einzelnen Laute können hier allein zur Besserung führen. Im Mangel an solchen Übungen und in den weiter unten zu besprechenden Verhältnissen liegt der wahre Grund der schlechten Aussprache, nicht aber in dem Unterschied zwischen der gesprochenen Sprache und der gültigen Orthographie. Dieser Unterschied ist überhaupt gar nicht in allen Fällen so bedeutend, als man es gewöhnlich hinstellt, und ein aufmerksamer Schüler wird sich schon nach einigen Wochen in der herrschenden Orthographie,

in der bei aller Unregelmäſsigkeit doch auch gewisse Gesetze gelten, auskennen lernen.[1] Ist denn z. B. impératrice nicht Silbe für Silbe eine genaue Wiedergabe der einzelnen Laute des Wortes, braucht man zur genauen Auffassung derselben wirklich erst die verwirrende Form (ẽpératris)? Daſs die Endung ce den stimmlosen s-Laut ausdrückt, wird man doch nicht im Ernst als eine groſse Schwierigkeit betrachten wollen. Oder ist das von Hornemann wiederholt angeführte ils éclairaient nicht vollkommen deutlich? Spricht der Schüler wirklich besser, wenn er dafür (ilſe·kle.rë.) vor sich sieht? Wenn er nicht durch beständige Übung gelernt hat, das stimmhafte s zu sprechen, so ist es ganz einerlei, mit welchem Schriftzeichen man ihm diesen Laut ausdrückt, er wird ihn doch so wiedergeben, wie er es in seinem heimischen Dialekt gewohnt ist. Und daſs die Endung ent beim Verbum nur geschrieben wird, das muſs er ja doch merken; denn schlieſslich soll er doch auch orthographisch richtig schreiben können. Hornemann verlangt mit Recht, man solle von Anfang an danach streben, nicht nur Schrift und Vorstellung, sondern auch Laut und Vorstellung unmittelbar zu verbinden.[2] Allein dazu bedarf es durchaus nicht der phonetischen Schrift, das wird man viel sicherer durch vielfache mündliche Übungen erreichen. Sobald der Schüler mit dem Gehör das Lautbild richtig aufgefaſst hat, muſs, wie Bierbaum sagt, „die geschriebene Form (die gedruckte

[1] Zumal wenn man ihn zur Erkenntnis dieser Hauptgesetze hinleitet. Kühn will sämtliche Ausspracheregeln aus dem Anfangsunterricht entfernen. Das geht entschieden zu weit. Auch ich halte die vielen Regeln, in der Art wie sie früher gelehrt wurden, für ganz nutzlos und verfehlt, was wohl zur Genüge aus meinen Bemerkungen zur englischen Aussprachelehre hervorgeht (a. a. O. S. 39 f.). Aber alles erwarte man doch nicht von „der unbewuſsten Aneignung“. Die wichtigsten Gesetze der Wiedergabe des Lautes in der Schrift, wie sie, um es kurz zu sagen, z. B. aus den Musterwörtern Verdun und Lunéville, Marseille und Montpellier, Avon, Wales und Man, Margate und Farewell hervorgehen, bringe man dem Schüler bald zum Bewuſstsein. Das ist ganz gewiſs eine Erleichterung für ihn. Warum soll das alles lange Zeit unbewuſst in ihm schlummern, wenn der einfache Hinweis darauf ihn in den Stand setzt, mit der orthographischen Form gleich den richtigen Laut zu verbinden und hunderte von Wörtern von vornherein richtig zu sprechen? Der reflexionslose Weg ist hier, wie Münch sagt, nicht der kürzeste, sondern der längste.

[2] A. a. O. S. 8.

des Lehrbuches oder die vom Lehrer vorgeschriebene) zur Unterstützung und sichtbaren Fixierung zu Hilfe genommen werden". So lernt der Schüler nach den Worten Erzgräbers, stets mit dem Wortbilde zugleich die richtige lautliche Form zu verbinden.

Meine Vorschläge, wie man dem Schüler für seine häusliche Thätigkeit in einzelnen Fällen Anhaltspunkte betreffs der richtigen Aussprache geben solle (a. a. O. S. 23), sind in einigen Besprechungen meiner Schrift unrichtig oder wenigstens undeutlich wiedergegeben worden. Wenn Plattner im „Gymnasium" sagt: „Die phonetische Umschrift ist gefährlich, aber die Umschrift mit deutschen Lettern ist es noch in höherem Grade", so könnte man hieraus schliefsen, ich hätte eine wirkliche Umschreibung des ganzen Wortes mit deutschen Buchstaben empfohlen, wie man sie besonders in vielen englischen Wörterbüchern findet. Auch Kühn stellt die Sache ähnlich dar. Wer jedoch meine Schrift aufmerksam liest, wird finden, dafs ich mich nicht im entferntesten einer solchen Verirrung schuldig gemacht habe. Die Beispiele great (ea = ē geschl.[1]), bus'ines (u = ĭ, s sth.,[2] i stumm) mit den beigefügten Erklärungen zeigen deutlich genug, dafs hier nur auf einzelne wichtige oder vom sonst Üblichen abweichende Punkte hingewiesen werden soll. Deutsche Buchstaben habe ich mit Absicht dazu gewählt, um das Einprägen der Orthographie des fremden Wortes nicht zu beeinträchtigen; eine Verwechselung mit den deutschen Lauten ist aber durch die Zusätze: offen, geschlossen, stimmhaft, stimmlos einem einigermafsen aufmerksamen Schüler unmöglich gemacht. Wenn er die Angabe liest: ē geschl., so ist das eben eine phonetisch richtige und genaue Bezeichnung des Wesens des betreffenden Lautes, viel mehr als das é Kühns, das e· Hornemanns oder e Ohlerts, bei denen allen Verwechselungen sehr nahe liegen. Gundlach meint, bei engl. multitude dürfte mir eine richtige Bezeichnung nach meiner Art schwer werden. Durchaus nicht. Die wäre sehr einfach (erstes u = ö̆ off.,[3] zweites u = jŭ). Alles andere versteht sich von selbst. Ja ich habe auch

[1] = geschlossen.

[2] = stimmhaft, ebenso stl. = stimmlos.

[3] Wolpert tadelt es, bei dem Vokallaut in but vom deutschen ö auszugehen, er empfiehlt, dabei an den Vokal in fat zu erinnern. Aus rein praktischen Gründen halte ich das für ebensowenig gut als die Anweisung, vor der ich schon früher warnte, diesen Laut ganz wie kurzes a zu

diese Angaben für überflüssig erklärt und bei diesem Wort nur den Accent bezeichnet, weil ein halbwegs eifriger Schüler, mit dem die wichtigsten Musterwörter schon geübt sind, bei multitude, das ja wohlgemerkt in der Schule schon wiederholt vor- und nachgesprochen ist, bevor er es zu Hause sich noch sicherer einprägen soll, über die richtigen Laute gar nicht im Zweifel sein kann. Eine Eselsbrücke für die Gleichgültigen und Trägen sollen die Angaben des Lehrbuches nicht sein. Deshalb wiederhole ich, daſs solche Aussprachebezeichnungen überhaupt nur vereinzelt und wo es wirklich notwendig erscheint, gegeben werden sollen, also naturgemäſs beim fortschreitenden Unterricht immer seltener aufzutreten haben. Was hat es für einen Zweck, wenn Kühn im Wörterverzeichnis zu seinem Lesebuch pedantisch jedem Wort die Umschrift beifügt, während ein Schüler, der nur ein paar Wochen lang in verständiger Weise unterrichtet ist, ganze Seiten desselben ohne Fehler lesen kann?

Die Gefahren der phonetischen Schrift habe ich in meiner Abhandlung auch an der Art, wie Vietor die Pluralbildung darstellt, nachzuweisen gesucht. Flugs behauptet nun Kühn, ich hätte mich überhaupt gegen die auf die Laute gegründete Formenlehre erklärt, während ich deutlich genug nur vor einer „Übertreibung und falschen Anwendung des an sich richtigen Satzes“ gewarnt habe. Daſs ich überhaupt von einer „Regel“ sprach, hätte mir Kühn nicht so übel nehmen sollen. „Regelsucht der Grammatisten“ wird er mir doch nicht mit Recht vorwerfen können. Das ist ja nur eine müſsige Wortklauberei. Sprechen ja sogar Vietor und Sweet von regelmäſsiger Pluralbildung! Also ich „scheine die groſse Tragweite des Gesetzes der englischen Formenlehre nicht zu erkennen“ und „es wäre doch sehr merkwürdig, wenn der Lehrer zwar dieses durchgreifende Gesetz kennen, aber ja nicht seinen Schülern gegenüber an die Stelle setzen dürfte, an welche es allein gehört, nämlich an

sprechen. Ich fürchte, es könnte bei den Schülern leicht eine Vermengung der drei Laute und ihrer Schriftzeichen eintreten. Auch bei Webster steht über diesen Vokallaut: essentially the same sound as in „urge“, but shorter in quantity, and of a rather more open quality. Daſs er „ohne Rundung der Lippen“ zu sprechen ist, versteht sich von selbst, das liegt schon in der Anweisung: offenes ö. Vgl. auch Vietor, der in seiner Phonetik (S. 61) die Auffassung des Vokals in but als offenes ö „nicht geradezu falsch“ nennt.

die Spitze". Gewiſs wäre das merkwürdig, es kommt nur darauf an, das Gesetz dem Schüler auf praktische, leicht faſsliche Weise zum Bewuſstsein zu bringen, was eben in Vietors Grammatik entschieden nicht geschieht; denn gerade von der dringend notwendigen „Einfachheit", welche Kühn an seiner Darstellung lobt, vermag ich nichts zu sehen. Wenn jemand z. B. nach meinen Musterwörtern unterrichtet wird, so steht für ihn jenes Gesetz nicht nur an der Spitze der Formenlehre, sondern am Anfang des ganzen Unterrichts, bevor er noch irgendwelche grammatische Formen lernt. Wenn ihm die richtigen Laute eingeprägt werden bei Wörtern wie Wal*es,* Hasti*ngs,* Lee*ds,* Regen*t's* Park, St. Geor*ge's* Channel, so bekommt er damit das ganz natürliche Gesetz, daſs der Endungskonsonant durch den vorhergehenden Laut bestimmt wird, ins Gehör, und es wird ihm das bei der Lehre der Bildung des Plurals und des sächsischen Genitivs als etwas Selbstverständliches, schon Bekanntes erscheinen. Das ist eben auch ein Vorzug der Musterwörter, seien es nun die von mir vorgeschlagenen oder andere, daſs sie in vielen Fällen nicht bloſs bei der Aussprache, sondern auch bei der Formenlehre als Beispiele beigezogen werden können. Man kann, wie ich früher gesagt habe, „wo es dem Schüler wirklich eine Erleichterung, ein besseres Verständnis verschafft", vom Laut ausgehen und damit, was Kühn fordert, „der gesprochenen Sprache zu ihrem Recht verhelfen"; aber man hüte sich, die aus praktischen Gründen einzuhaltenden Grenzen zu überschreiten. Wohin es führt, wenn man stets nur von der „wirklich gesprochenen Endung ausgehen" will, zeigt uns Sweet in seinem Elementarbuch, der z. B. gentleman auf dieselbe Stufe wie sheep stellt und sagt, es sei im Plural unverändert. Denn damit, ebenso wie wenn Kühn bei der Lehre vom Verbum sagt: „Durchgängig werden nur noch die 1. und 2. Plur. durch Endungen ausgedrückt, und zwar im hist. Perf. durch m (mes) und t (tes), sonst durch õ (ons) und é (ez)", werden „Unterschiede verwischt, welche im Bewuſstsein jedes gebildeten (Engländers oder) Franzosen durchaus lebendig sind". (Hornemann) Kühn unterscheidet „wirkliche Pluralbildung" nur bei Wörtern wie cheval; ist etwa das von ihm weiter oben in einem Zusatz angeführte les gentilshommes nicht eine „wirkliche", auch lautlich vom Singular sich unterscheidende Pluralform? Ich habe früher darauf hingewiesen, daſs Vietor seinem Grundsatz, stets vom Laut auszugehen, gar nicht treu bleibt. Dafür

liefsen sich noch mehr Beispiele anführen; ebenso ist es bei Kühn, der wiederholt von der Schrift ausgegangen ist, z. B. S. 10, § 21; S. 13, wo er sagt: In der Bindung lauten s und x = z, d und t = t, g = k, besonders S. 49 bei der Pluralbildung, wo er im § 84 sagt, dafs Sing. und Plur. meistens lautlich nicht mehr unterschieden werden, gleich im § 85 aber bei den zusammengesetzten Wörtern fortfährt: „es erhalten beide Teile s (resp. x).“ Derartige Dinge müssen doch entschieden zur Verwirrung führen. Das ist die von Ohlert mit Recht gerügte „unheilvolle Zweiteilung und Doppelbehandlung der Formen“, welche schliefslich „eine heillose Verwirrung der sprachlichen Erkenntnis hervorrufen“ würde.[1]

Die Forderung einer Begründung der Formenlehre auf den Laut ist, wie Bierbaum entgegen seiner früheren Anschauung jetzt mit Recht einsieht, „nur insofern praktisch durchführbar, als die gesprochene Form stets der geschriebenen vorausgehen mufs“. Aber wohlgemerkt, nur die wirklich in der Lehrstunde vorgesprochene Form, die phonetische Umschrift der gesprochenen Form hat im Schulbuch nichts zu thun. Der Lehrer kann dabei ganz gut nach Kühns Forderung z. B. sagen: Die Endung des Imperf. lautet è, geschrieben wird ais. Aber im Buch darf jenes den ä-Laut bezeichnende è durchaus nicht stehen, sondern nur die wirkliche Endung ais. Der Schüler mufs vorher schon hinreichend geübt sein, um mit dieser Endung gleich den richtigen Laut zu verbinden, wie es weiter oben schon erwähnt ist. Um zu veranschaulichen, wie die Formenlehre mit genügender Berücksichtigung des Lautes behandelt werden sollte, will ich wieder die Pluralbildung wählen. Man gebe hier zunächst solche Beispiele, bei welchen zwischen Sing. und Plur. lautlich wirklich ein Unterschied ist, z. B. l'ami arrive und les amis arrivent, die man genau vorspricht und an die Tafel schreibt (nicht phonetisch natürlich!), worauf man den Schüler selber den Unterschied finden und sagen läfst, dann erst kommen Beispiele wie les soldats marchent, wo der Unterschied sich nur noch am Artikel zeigt. Man erinnere dabei an die vielen Fälle, wo bei den Musterwörtern oder sonst schon stummes s am Ende vorgekommen ist, und die Lernenden werden es ganz begreiflich finden, dafs das s des Plur.,

---

[1] Ohlert a. a. O. S. 40. Vergl. auch Hornemann, der sich a. a. O. S. 5 ebenso bestimmt ausspricht. Dasselbe thut Erzgräber (a. a. O. S. 47).

wenn das Wort allein steht oder ein Konsonant darauf folgt, ebenso verstummt ist. Oder im Englischen wähle man am besten Wörter, die unter den Musterwörtern schon dagewesen sind. Man spreche also z. B. vor capes, cooks, points, dagegen mountains, towers, walls, lands, endlich für die Zischlaute glasses, cages, churches, wobei man wieder auf Musterwörter mit ähnlichen Lautverbindungen am Schlusse verweist. Die Beispiele zur Anschauung irgend einer grammatischen Erscheinung sollten stets zuerst durchgenommen werden und auch im Lehrbuch immer die erste Stelle einnehmen.[1] Ein anderes Beispiel. Man spricht wieder vor und schreibt an die Tafel: mener, je mène, man erklärt, wie der im Infinitiv unbetonte dumpfe Vokal der Stammsilbe nach einem allgemeinen Gesetz einen volleren Klang erhalten mufs, wenn er betont wird. Die eine (hier anzuwendende) Bezeichnung des voller klingenden ä-Lautes ist è, daher je mène. (Zur Vergleichung verweise man etwa auf Grenoble, Molière.) So liefsen sich noch viele Fälle anführen, aber die besprochenen werden genügen, um zu zeigen, wie man sehr wohl den Laut hinreichend berücksichtigen kann, ohne dafs man irgendwie die gefährliche phonetische Schrift nötig hat und das Lehrbuch unpraktisch und verwirrend zu gestalten braucht.

Den Unterricht gleich mit einem zusammenhängenden Stücke zu beginnen, habe ich in meiner ersten Schrift als verfehlt zurückgewiesen (vgl. S. 24 f.) und mufs dabei bleiben trotz der Bemerkungen Plattners im „Gymnasium“: „solange die Ansicht bestehen bleibe, dafs mit dem einzelnen Worte anzufangen sei, möge man auf jede Besserung verzichten.“ Nicht mit dem einzelnen Worte anfangen, hiefse den Gaul beim Schwanze aufzäumen. Der natürliche und einzig richtige Gang ist „über den Laut zur Silbe, über die Silbe zum Wort, über das Wort zum Satz vorzudringen“ (Münch, ähnlich auch Ohlert). So sagt auch Bierbaum (a. a. O. S. 153) mit vollem Recht: „Die fremden Laute und Lautverbindungen gleich an ganzen Sätzen oder gar ganzen Lesestücken zu lehren und zu befestigen, ist ein vergebliches Unterfangen: die Fülle des Neuen mufs notwendig jede Klarheit, Gründlichkeit und Sicher-

[1] Diese Forderung: erst die Anschauung, dann die Regel, hat Kühn in seiner Grammatik z. B. S. 54, § 103 bei der Steigerung des Adjektivs nicht beachtet.

heit von vornherein untergraben." Es ist ja richtig, wenn Plattner fordert, das zusammenhängende Sprechen mehr zu üben, als es bisher geschehen ist; aber dazu ist nach den ersten Wochen noch Zeit genug, und dann mufs es allerdings gründlich und unermüdlich geübt werden. Die unerläfsliche Vorbedingung dazu ist jedoch die Einübung der Laute am einzelnen Wort. Plattner meint, es müsse schon ein harthöriger oder unbegabter Schüler sein, dem man nicht durch richtiges Vorsprechen ein einzelnes Wort richtig beibringen könne. Auch Vietor betrachtet z. B. „das Stimmtonsprechenlehren als einen Punkt des Unterrichts, der auf einmal und glücklicherweise sofort erledigt werden könne". Ja, so schnell schiefsen vielleicht die Preufsen, wir Süddeutschen aber nicht! Leider sind unsere Schüler mit ganz geringen Ausnahmen wirklich so „harthörig und unbegabt", dafs sie trotz aller Mühe des Lehrers die schwierigen Laute der fremden Sprache, besonders die stimmhaften Konsonanten, lange nicht, ja meist überhaupt nicht befriedigend wiedergeben lernen.[1] Viele Fachgenossen haben sich, wie es scheint, über den bekannten Ausspruch Trautmanns, die Schulaussprache der neueren Sprachen sei „grauenhaft", geärgert und haben Einwendungen dagegen gemacht. Aber jeder, der ein offenes Ohr hat und rein sachlich urteilt, mufs Trautmann hierin recht geben. Es ist wahr, die Aussprache ist grauenhaft, und ich fürchte, sie wird es auch noch sehr lange bleiben. Plattner wirft mir vor, ich suchte die Schwierigkeit, wo sie gar nicht liege. Durchaus nicht. Ich weifs sehr wohl, worin die Schwierigkeit wirklich besteht. Der Kern der Sache ist der, dafs unsere Schüler unfähig sind, die einzelnen Laute zu unterscheiden, unfähig, auch in der Muttersprache genau und richtig zu artikulieren.[2] Solange nur der neusprachliche Lehrer auf gute Aussprache hält,

[1] Es ist mir nicht recht verständlich, wie Bierbaum (a. a. O. S. 158) meine Forderung, im allgemeinen von den bekannten Lauten der Muttersprache auszugehen, dahin verstehen kann, als legte ich kein Gewicht auf die Unterscheidung der stimmlosen und stimmhaften Konsonanten, während ich diese doch ganz besonders betont habe. Ebenso meint er mit Unrecht (S. 151), ich hätte verlangt, alles, was irgendwie an die Errungenschaften der Wissenschaft erinnere, aus der Schule hinauszuwerfen. Gerade bezüglich des Stimmtons habe ich ausdrücklich das Verdienst der wissenschaftlichen Phonetik hervorgehoben und die Verwertung der Ergebnisse derselben beim Unterricht dringend empfohlen.

[2] Vgl. hierzu die Bemerkungen Münchs und Ohlerts.

während die anderen sowohl in der Elementarschule wie später bei allen Unterrichtszweigen diesen Punkt gar nicht oder doch viel zu wenig beachten, kann von einer gründlichen Besserung gar nicht die Rede sein. Es ist ganz unmöglich, daſs ein Schüler, der sowohl zu Hause als auch in allen übrigen Lehrstunden in der Schule so spricht, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“ (und man denke daran, was das besonders in Süddeutschland heiſst!), in den paar fremdsprachlichen Stunden korrekt und geläufig sprechen lernt, zumal da er meistens genau so wie seine übrigen Lehrer gewohnt ist, die Aussprache als etwas ganz Nebensächliches zu betrachten, mag der neusprachliche Lehrer sich noch so sehr bemühen, ihm eine andere Ansicht beizubringen. Welches ernste Streben, welch unermüdlicher Eifer, wie viel Zeit fortgesetzter Übung dazu gehört, seine jahrelang gröblich vernachlässigten Sprechwerkzeuge geschmeidig zu machen, wissen wohl die meisten von uns Lehrern aus eigener Erfahrung. Die Tüchtigen unter den Studenten der neuen Philologie, welche, wenn sie einmal eingesehen haben, daſs es dringend nötig für ihren späteren Beruf ist, eine Zeit lang ihre ganze Kraft und Sorgfalt den Ausspracheübungen zuwenden, kommen wohl zu dem gewünschten Ziele. Aber unsere Schüler? Oft fehlt ihnen auch die Zeit; aber vor allem, wo ist bei ihnen der nötige Eifer für diesen Unterrichtszweig zu finden? Die groſse Masse hat ja leider kein Streben als noch „durchzukommen“, und sie rechnen darauf, daſs man wegen schlampiger Aussprache allein ja nicht gleich durchfällt. Das also ist der wunde Punkt und der wahre Grund der grauenhaften Aussprache. Deshalb muſs man mit allem Nachdruck gegen die Übertreibungen der Phonetiker auftreten, weil sie bloſs eine nutzlose Quälerei sind; denn die genauesten theoretischen Erklärungen und die schönste Lautschrift werden hier keine Besserung bringen. Wirklich besser kann es erst werden, wenn die besprochenen Verhältnisse sich ändern, wenn einmal „eine strengere lautliche Schulung zuerst und vor allem in der Muttersprache angestrebt wird“ (Ohlert), und wenn überhaupt jeder einzelne Lehrer bei allem, was in der Schule gesprochen wird, unnachsichtlich auf genaue Artikulation und gute Aussprache hält. Sollen wir neusprachlichen Lehrer nun den Kampf gegen Trägheit und Gleichgültigkeit in lautlichen Dingen aufgeben, weil er unter den gegebenen Umständen leider ziemlich aussichtslos ist? Gewiſs nicht! Es ist unsere Pflicht, wenigstens

nach relativer Besserung zu streben. Dazu bedürfen wir aber notwendig gründlicher Artikulationsübungen. Es hat mich gefreut, daſs die von mir zu diesem Zweck vorgeschlagenen, vorwiegend aus geographischen Namen bestehenden Musterwörter von verschiedenen Seiten als gut und brauchbar erklärt worden sind.[1] Anderer Ansicht ist freilich Plattner, welcher daran aussetzt, daſs viele Namen für Schüler von 10 bis 14 Jahren nur ein leerer Schall seien. Nun, ich wiederhole, daſs sie zunächst ja für ältere Schüler zusammengestellt sind, aber ich bleibe bei meiner Ansicht, daſs sie sehr gut auch für jüngere Verwendung finden können. Daſs hier und da auch unbedeutendere Namen gegeben werden muſsten, habe ich schon früher gesagt. Nach weiterer Erfahrung finde ich auch, daſs auſser den schon in eckiger Klammer stehenden noch andere, besonders bei jüngeren Schülern, weggelassen und einige durch bessere Beispiele ersetzt werden können.[2] Dann aber überwiegen die Vorteile gewiſs weitaus die Nachteile. Kühn läſst die fremden Laute einzeln üben (in nur e i n e r Stunde, was mir etwas unklar ist); allein etwas Geistloseres kann ich mir kaum denken. Gerade so ist es, wenn andere zu diesem Zweck Wörter ohne Bedeutung geben. Freilich müssen oft auch einzelne Laute und Silben wiederholt artikuliert und geübt werden; aber das ist doch nur der Durchgangspunkt zum ganzen Wort, dessen „leerer Schall“ durch den Hinweis auf die Karte oder durch kurze an den Namen geknüpfte Bemerkungen des Lehrers

---

[1] So von Wolpert in den bayer. Realschulblättern, Bierbaum (a. a. O. S. 147), in einer Besprechung in Zarnckes Litt. Centralblatt, O. Werner im Centralorgan f. d. Realschulwesen und von Resch in der Österr. Ztschr. f. d. Realschulwesen.

[2] Gestrichen können noch werden im französ. Teil: Rousseau, Malplaquet, Les Sables-d'Olonne (dafür einzusetzen Les Cévennes), Bicêtre (dafür la forêt des Ardennes), Voltaire, Crécy, Vaucouleurs, Villeneuve, Turenne, Maupertuis, Chambord, Montauban, Vandamme, Dandin, Talleyrand; im englischen Teil: Shoreham (da nach Sweet und Vietor das o vor r jetzt immer offen zu sprechen ist), Rugby, Quentin Durward, Bosworth, Hythe. Beim offenen kurzen o-Laut empfiehlt es sich, Scotland (statt W. Scott) und beim offenen kurzen ŏ-Laut Dublin an erste Stelle zu setzen und diese beiden Wörter dann auch bei der Zusammenstellung S. 6 für Scott und Hull eintreten zu lassen, weil damit die regelmäſsige Bezeichnung des kurzen Vokallauts in der Schrift besser zur Anschauung kommt, was später bei der Formenlehre von Wichtigkeit ist (z. B. rub, rubbing, hot, hotter u. s. w.).

Inhalt und Bedeutung gewinnt. So können die Schüler, wie Bierbaum sagt, „mit jedem Musterworte einen gewissen Begriff verbinden, der aufserdem noch, was die geographischen Namen betrifft, durch die Anschauung unterstützt wird.“ Jene Bemerkungen des Lehrers, Hinweise auf wichtige geschichtliche Thatsachen u. dgl., sollen aber, wie ich an anderer Stelle betont habe, nur zur Belebung der sonst so eintönigen Artikulationsübungen dienen und sind nicht so gemeint, dafs auch die schwächeren Schüler sie alle gleich behalten sollen, und deshalb glaube ich nicht, dafs ich hier selbst von Quintanern etwa zu viel verlange.

Dafs ich zur weiteren Befestigung der Laute je ein kleines Gedicht lernen lassen will, hat Gundlach getadelt, welcher meint, das solle nicht gleich im Anfang geschehen, wo kleine prosaische Stücke mehr zu empfehlen seien. Letzteres möchte ich bezweifeln. Ein kleines Gedicht macht erstens dem eifrigen Schüler mehr Freude, und dann ist es auch wegen des Rhythmus und des Reimes viel leichter zu lernen als ein Prosastück; übrigens bedenke man, dafs es nach meinem Vorschlag durchaus nicht „gleich im Anfang“ gelernt werden soll, sondern erst nachdem die Hauptlaute schon längere Zeit an einzelnen Wörtern geübt worden sind. Auch Kühn spricht sich mit Recht für frühzeitiges Lernen einfacher Gedichte aus. Nur finde ich, dafs er im ersten Abschnitte seines sonst so trefflichen Lesebuches bei dem Streben nach Einfachheit entschieden zu weit gegangen ist. Ich gehöre allerdings zu denen, die, wie er selbst fürchtet, solche Gedichtchen für vollkommen ungeeignet zur Verwendung in der Schule halten. Dafs der Lesestoff sachlich zum Teil hinter dem Alter des Lernenden zurückbleiben darf, ist richtig; aber deshalb sollte man doch nicht ganz in die Kinderstube herabsteigen. Ich kann mir unmöglich denken, wie Sextaner oder Quintaner (von unseren bayerischen Schülern, die ja Französisch viel später anfangen, gar nicht zu reden) in der Schule für diese überaus kindlichen Gedichte Interesse haben sollen; ich glaube, unsere Jungen sind in der Regel nicht so zartfühlend, dafs ihnen „der Gedanke an jüngere Geschwister zu Hause“ derartige Verse „lieb und wert“ macht.

Auf einen schon in meiner früheren Abhandlung (S. 40) besprochenen Punkt betreffs der Aussprache der englischen Vokale in fate und note möchte ich hier noch einmal zurückkommen. Ich habe nicht behauptet, dafs diese Laute etwa wie in „See“ und „Lohn“ zu

sprechen sind, sondern habe als ganz richtig zugegeben, daſs bei ersterem ein kurzes i, bei letzterem ein kurzes u nachklingen; ich habe nur vor Übertreibungen gewarnt, und diese Warnung möchte ich nachdrücklich wiederholen. Vietor sagt, im Londoner Dialekt laute no fast wie das gebildete now; er habe es auch von gebildeten Londonern gehört. Gewiſs, wer hätte das in London nicht gehört, ebenso wie das zu stark diphthongisch gesprochene e͡i, wonach in Britannia, rule the waves letzteres Wort an wives erinnert. Aber das ist eben die häſsliche Übertreibung, das ist die abscheuliche Aussprache, die ich gern aus der deutschen Schule fernhalten möchte; denn leider sind gegenwärtig sehr viele geneigt, so zu sprechen und zu lehren, zumal da Sweet (Elementarbuch S. 10) sagt, rose sei = roo-uuz (b e i d e Elemente h a l b l a n g). Ich bleibe dabei, daſs das Cockney-Dialekt ist, und in dieser Ansicht werde ich dadurch bestärkt, daſs auch das Witzblatt Punch diese Aussprache verspottet. Wäre sie wirklich die allgemein für richtig angenommene feine Aussprache des gebildeten Engländers, so hätte eine solche Verspottung gar keinen Sinn; aber Punch stellt sie auf dieselbe Stufe wie z. B. horful für awful, wenn er einen Zeitungsjungen ausrufen läſst: Evening *Pi*pers! — *Hor*ful Revelations! Auſserdem las ich im Punch im Laufe des vergangenen Winters unter der Überschrift: Poor Letter A folgende ergötzliche Verwechselung: Do you sell Type? — No ... this is an Ironmonger's; you'll find type at the Linendryper's over the w'y. — I d'ont mean Tape. — Oh, Toype you mean. Ein andermal war mit der Überschrift Poor Letter O ein Sänger dargestellt, welcher singt: Ow, my love! I loved her sow! My love that loved me years agow! Und in der Saturday Review (14. Mai 1887, S. 700) fand ich in der Besprechung eines Werkes über Londinismen folgende Stelle, die vollständig mit meiner Ansicht übereinstimmt: The change of the vowels 'a' and 'i', as 'laidy' for 'lady' ('keb' for 'cab', 'poiper' for 'piper') and 'paiper' for 'paper' is t h e l e a d i n g c h a r a c t e r i s t i c o f m o d e r n c o c k n e y. Wenn man nun in diesem Falle die Cockney-Aussprache als mustergültig betrachtet, so wäre es eigentlich nur konsequent, auch andere Eigentümlichkeiten des Londoner Dialektes nachzuahmen, wie etwa die so allgemein verbreitete Aussprache livin statt living, die ich z. B. auch in einer öffentlichen Rede bei einer Versammlung im Mansion House vom alten Earl of Shaftesbury wiederholt ganz deutlich hörte,

oder das bekannte h an falscher Stelle (vgl. oben horful), oder was in diesem Wort sich auch noch zeigt, das r, wo es nicht hingehört, wie man es bekanntlich besonders vor Vokalen hören kann, z. B. rawr eggs (für raw eggs) oder das aufserordentlich häufige I have no idear of that. Für den letzteren Fall könnte man sich sogar, ebenso wie bei dem o͡u und e͡i, auf Sweet berufen, welcher S. 21 des Elementarbuches *ai·diə(r)* 'idee' mit *betə(r)* 'besser' zusammenstellt und damit das r des ersteren Wortes für ebenso berechtigt erklärt wie das des zweiten. Nun wird man aber doch in den zuletzt angeführten Fällen Bedenken tragen, die Cockney-Sprache zu lehren, und ebenso hüte man sich auch bei den Vokalen in fate und note in der deutschen Schule zu weit zu gehen. In der Vorrede zu Websters Wörterbuch wird der nachklingende Laut mit Recht nur 'a slight vanish' genannt. Auch Wolpert spricht sich gegen übertriebene Diphthongisierung aus,[1] und Hoppe, der bekannte Verfasser des Supplementlexikons und ein tüchtiger Kenner der englischen Aussprache, giebt die Anweisung, es sei ō mit der Mundstellung von u auslautend und ē mit der von i auslautend zu sprechen.

Ich habe schon einigemal das Elementarbuch des gesprochenen Englisch von Henry Sweet erwähnt, und bei der Wichtigkeit, welche diesem Werke allgemein beigelegt wird, mufs ich hier etwas länger dabei verweilen. In wahrhaft überschwenglicher Weise ist es besonders in einem Aufsatz von Fr. Beyer in Herrigs Archiv LXXVII, S. 425 in den Himmel erhoben, als „bahnbrechende litterarische Novität“, als „neue Lehre“ gepriesen worden, mit den bei solchen Gelegenheiten üblichen Anspielungen auf die unverständige grofse Menge, die noch „im Alltagsgetriebe der Routine“ steckt u. s. w. Um jedoch nicht gleich von vornherein der „Phalanx der Gegner“ beigezählt zu werden, erkläre ich vor allem, dafs ich gleichfalls das Buch, von einigen weiter unten zu besprechenden Punkten abgesehen, für ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die neuphilologischen Studenten, wie überhaupt für alle betrachte, welche noch keine längere Gelegenheit gehabt haben, in England selbst die Sprache zu studieren. Wenn jedoch Beyer die Sache so darstellt, als müfsten auch alle diejenigen Lehrer, welche diese Gelegenheit gehabt und gewissenhaft benützt haben, die Lehren Sweets alle als etwas ganz Neues

[1] Bayer. Gymnasialblätter XXIII, 2 u. 3, S. 133.

und Wunderbares anstaunen, so ist er doch etwas gar zu bescheiden und stellt diesen Lehrern damit ein Armutszeugnis aus, das sie wohl kaum gelten lassen können. Wenn sie wirklich erst von Sweet lernen, daſs es z. B. „bestes kolloquiales Englisch ist zu sagen I've got a bad cold, nicht I have", so muſs man verwundert fragen, wo sie dann während ihres Umganges mit Engländern eigentlich ihre Ohren gehabt haben? Ja, dergleichen einfache Dinge kann sogar einer wissen, der nur aus Büchern Englisch gelernt hat; denn solche Abkürzungen erwähnen auch die besseren Schulbücher, und wo in Romanen und Erzählungen die Sprache des alltäglichen Lebens wiedergegeben wird, finden sie sich bekanntlich in Masse. Als sehr natürlichen Grund der „Schwachstufigkeit aller logisch untergeordneten Wörter" bezeichnet Sweet selbst „die Schnelligkeit und Flüchtigkeit der Rede", und wenn auch nicht in derselben Ausdehnung wie im Englischen, haben wir ähnliche Erscheinungen selbstverständlich auch im Deutschen, z. B. der's'n braver Mann (für: der ist ein) u. dgl. Deshalb kann ich um so weniger begreifen, warum man nach Beyer über das Kapitel der Abstufung so gar verwundert sein soll. Auch das Wörterverzeichnis ist ihm ein Gegenstand des Staunens. Wer würde z. B. glauben, sagt er, daſs man in dem Ausdruck „in particular" zwei schwachstufige Formen spricht: *in pə·tikjələ[r]?* Nun, zunächst, meine ich, erklärt sich das auf die allernatürlichste Weise aus dem im Englischen besonders stark zur Geltung kommenden Gesetze, die betonten Silben hervorzuheben, die unbetonten aber zu kürzen und abzuschwächen,[1] und dann möchte ich mir doch die Frage erlauben, ob dergleichen Dinge (wie, um noch ein Beispiel zu geben, auch die Bezeichnung *kamftəbl* für comfortable u. s. w.) wirklich von so wesentlicher Bedeutung sind, daſs man sie etwa in der Schule lehren sollte.[2] Man wird mir doch zugeben, daſs jeder, der

[1] Beispiele wie forehead, waistcoat, cupboard sind ja wohl allgemein bekannt. Die Kürzung der Endsilben können die Schüler schon aus Musterwörtern wie Bedford, Margate lernen.

[2] Ein anderes Beispiel. Soll man wirklich deutsche Schüler anweisen, z. B. in cup and saucer die beiden ersten Wörter als *kapm* zusammen zu sprechen, was die schwächeren nur verwirren müſste? Richtig mag es ja sein; aber dann ist es eine bei raschem Sprechen von selbst eintretende Assimilierung, wie ich z. B. auch einmal gelesen habe, daſs man im Deutschen statt „in Paris" bei flüchtiger Rede „im Paris" spreche. In

später mehr Gelegenheit zum Englischsprechen hat und damit gröfsere Geläufigkeit sich aneignet, ganz von selbst zur Nachahmung solcher Kürzungen kommt. Spricht einer aber weniger gewandt, so macht es gar nichts, wenn er bei particular etwa in der ersten Silbe den a-Laut hören läſst u. s. w. Es würde sogar höchst sonderbar klingen, wenn ein solcher bei gewissen Wörtern und Redensarten die nur im raschen Fluſs der Rede natürlichen Kürzungen anwenden, unmittelbar darauf aber wegen seiner mangelhaften Übung wieder stecken bleiben und radebrechen würde. Also ich behaupte, diese Dinge sind nicht von Anfang an als ausschlieſslich richtig zu lehren, sondern ergeben sich bei häufigem Gebrauch der Sprache als natürliche Folge der damit zunehmenden Geläufigkeit im Ausdruck von selbst. Glaubt man etwa, daſs man einem englischen Kinde, das die ersten Sprechversuche macht, oder auch später noch, daſs man in der englischen Schule schwächeren Schülern längere Wörter oder gar ganze Sätze mit solchen Zusammenziehungen und Abkürzungen vorspricht, oder daſs man überhaupt so spricht, auch Erwachsenen gegenüber, wenn man sich recht deutlich und nachdrücklich äuſsern will?[1] So möchte ich auch bezweifeln, ob es beim ausdrucksvollen Vortrag

---

der Schule sind aber wahrhaftig ganz andere Dinge zu lernen, unsere Zeit ist zu kostbar, um sie mit derlei Feinheiten zu vertrödeln! — In Bezug auf solche Assimilierungen finden sich in den Texten Sweets interessante Angaben; jedoch scheint er mir nicht immer ganz konsequent dabei verfahren zu sein; wenn er z. B. S. 128 used to mit *juwstə* bezeichnet, dagegen S. 132 smashed to mit *smæſtə*, so ist nicht recht ersichtlich, warum in dem zweiten Fall der eine t-Laut nicht ebenso fortfallen soll wie im ersten oder S. 104 *whodəju* (what do you), dagegen S. 92 *hæpndtə*. Ist es wirklich möglich, in Fällen wie isn't generally (S. 64) und that distinguishes (66) den stimmlosen t-Laut unmittelbar vor dem anderen stimmhaften Laut zu sprechen, wie es Sweets Umschrift fordert? Die Bezeichnung *ælik·zaandrə* (Alexandra) mit k sowohl S. 104 als im Wörterverzeichnis ist wohl nur ein Druckfehler?

[1] Daraus erklärt sich auch, was Beyer S. 431 in der Anmerkung erwähnt. Freilich wird ein Engländer, dem ich die einzelnen Wörter asked oder exactly vorlege, beim ersteren das k, beim letzteren das t deutlich hören lassen, unmittelbar darauf aber vielleicht, ohne es selbst zu beachten, in zusammenhängender Rede beide Laute unterdrücken. Das ist ganz natürlich. Übrigens finde ich in der zweiten Auflage des Elementarbuches exactly nicht, wie Beyer sagt, ohne t, sondern S. 46, 64 u. 100, sowie im Wörterbuch ausdrücklich mit t bezeichnet.

eines Gedichtes empfehlenswert ist, Kürzungen anzuwenden, wie sie Sweet bei dem Gedichte S. 132 bezeichnet, z. B. in der ersten Strophe *əd* für had, noch dazu am Anfang der Zeile. Sweets Bezeichnung *ambərelə* (umbrella), *gavəmənt* (government, daſs das n hier stumm ist, geben auch andere Lehrbücher an) u. s. w. erklärt sich aus der Eigentümlichkeit des englischen r-Lautes, wie überhaupt der ganze Abschnitt S. 20. Ausdrücklich zu lehren, daſs bei umbrella zwischen b und r der Laut ə einzuschieben sei, hielte ich für ganz überflüssig, ja äuſserst bedenklich; ebenso auch die Angabe, daſs sich z. B. bei pour das ə im Auslaut hält, vor erhaltenem r, z. B. bei pour out, dagegen schwindet. Das, was hier unterschieden wird, das ə von pour (ohne darauf folgenden Vokal) und das r von pour out ist eben praktisch betrachtet weiter nichts als ein und derselbe Laut, nämlich das schwache englische r, dessen eigentümliche Aussprache auch der Grund dafür ist, daſs z. B. farther meist lautlich = father ist.[1] Doch würde ich, wie gesagt, Bedenken tragen, das beim Anfangsunterricht in der Schule zu lehren. Hier genügt nach meiner Ansicht der Hinweis, daſs das englische r ganz schwach und ohne Schwingungen der Zungenspitze zu sprechen ist (vgl. meine erste Schrift S. 4). Alles andere ist für die groſse Masse der Schüler unnötig, und die wenigen, welche später mehr Englisch sprechen, werden es durch die Übung von selbst lernen.[2] Wie beim r liegt auch beim l in der eigentümlichen englischen Artikulation dieses Konsonanten der Grund für die Angaben Sweets, daſs die Endung ful = *fl*, und daſs children = *tſuldrən* zu sprechen sei. Letztere Bezeichnung kommt sogar Beyer bedenklich vor und er meint, die Aussprache des Standard English sei das wohl nicht. Ich glaube übrigens gar nicht, daſs Sweet gewollt hat, man solle bei children wirkliches u sprechen. Gewiſs hat er nur andeuten wollen, daſs der Vokal durch das nachfolgende l auffallend getrübt wird, und seine

[1] Übrigens ist auch das durchaus nichts „Neues“. Schon in den Toussaint-Langenscheidtschen Briefen steht, daſs einmal ein Engländer, der das deutsche Wort „Saal“ nur gehört, nicht auch gesehen hatte, sarl dafür schrieb.

[2] Auch Bierbaum erklärt sich (a. a. O. S. 151) mit mir einverstanden, daſs man bei dem englischen l und r nicht in pedantischer Weise auf einer echt nationalen Aussprache bestehen und damit die Schüler unnütz quälen solle.

Bezeichnung mit u giebt uns einen sehr interessanten Beleg dafür, daſs eben auch die phonetische Schrift besonders eigentümliche, schwierige Laute nicht völlig zutreffend und richtig wiedergeben kann. Damit kommen wir zu einigen Fällen, wo Sweet sich verleiten läſst, wenig empfehlenswerte Nachlässigkeiten, ja wirkliche Unrichtigkeiten zu lehren. Auſser dem schon oben besprochenen falschen r bei idea gehören besonders zwei grammatische Dinge hierher. S. 47 bei der Lehre vom Pronomen sagt er, statt alleinstehendes I brauche man me, z. B. Who is there? me, und S. 27 bei der Deklination giebt er das auch Beyer sehr auffällig erscheinende Beispiel the man I saw yesterday's father. Ich bezweifle keinen Augenblick, daſs einer, der sich in flüchtiger Rede gehen läſst, wirklich Wendungen wie die letzte gebraucht, und die anderen Dinge hat wohl jeder in England schon hundertmal gehört, so daſs gewiſs der Phonetiker Sweet auch hier, wie Beyer sich ausdrückt, „die gesprochene, lebendig dahinflieſsende Rede wie ein Künstler gleichsam im Flusse selbst festgehalten und auf das Papier projiziert hat"; allein es ist doch sehr die Frage, ob hier nicht auch der Grammatiker Sweet sich hätte zeigen sollen mit der Bemerkung, daſs man zwar in nachlässiger Rede so sage, daſs dies aber irrtümlich und besser zu vermeiden sei. Schreiben, sagt Beyer bezüglich des letzten Beispiels, würde man natürlich: the father of the man I saw yesterday. Ganz richtig, und in solchen Fällen hat eben die Schriftsprache ihr „Wächteramt" auszuüben, wie es Ohlert mit Recht nennt (a. a. O. S. 27), sonst „versinkt die gesprochene Sprache in völlige Regellosigkeit".

Betreffs eines Punktes hätte ich aus Sweets Elementarbuch gern mehr Belehrung geschöpft, ich meine die Aussprache des Buchstabens i. Die Neigung zu diphthongisieren und i = a͡i zu sprechen, zeigt sich jetzt bei einer solchen Menge von Wörtern, bei welchen früher kurzes i gelehrt wurde, daſs die Unterscheidung schwer ist, wie weit dieser a͡i-Laut als vulgär oder als nachahmenswert zu betrachten sei, zumal da auch Sweet bei civilization das dritte i als a͡i bezeichnet, also diese Verlängerung sogar in der unbetonten Silbe unmittelbar vor dem Accent eintreten läſst.[1] Nebenbei bemerkt,

[1] Der Gebrauch ist hier auſserordentlich schwankend. So habe ich nach meinen Aufzeichnungen civilization nicht nur oft mit a͡i, sondern

giebt er auch für das Pronomen my, myself, selbst wenn es nicht betont ist, stets den a͡i-Laut. Ich habe Sweets andere Werke nicht zur Hand und weifs nicht, ob sich über diesen Punkt darin vielleicht mehr findet, im Elementarbuch sind leider gerade diese Wörter sehr selten.

Wenn man fragt, was von den Angaben des Elementarbuches etwa für die Schule zu verwerten sei, so hielte ich es aus praktischen Gründen für gut, den geschlossenen Laut in Wörtern wie more, mourning u. s. w. in Zukunft nicht mehr zu lehren, sondern nach Sweet (und Vietor) hier offenes ō sprechen zu lassen. Das ist entschieden eine Vereinfachung und stimmt auch mit der den Schülern schon bekannten französischen Aussprache überein, wo ja r den vorhergehenden o-Laut auch stets offen macht. Aufserdem wäre vielleicht noch zu empfehlen, in asked das k verstummen zu lassen; denn ohne Zweifel klingt das so häufig vorkommende Wort mit k sehr hart, und dann sind die Lernenden auch sehr geneigt, das Wort vielleicht gerade wegen dieser Härte zweisilbig zu sprechen, was durch die Aussprache aast vermieden wird. Dies sind die zwei Dinge, welche ich gleich beim Anfangsunterricht zu verwenden empfehlen möchte. Im übrigen halte ich es für gut, bei weiter fortschreitendem Unterricht schon bekannte Lesestücke den Schülern geläufig nach der Art, wie Sweet es lehrt, öfters vorzulesen, damit ihr Ohr allmählich sich auch an rasches Sprechen gewöhnt. Gelegentlich kann man auch den Versuch machen, beim Diktieren und bei den Sprechübungen rascher zu sprechen, obwohl man gerade damit nicht viel erreichen und durch den Erfolg bald auf das richtige Mafs zurückgeführt werden wird. Wie man aber auch nur einen Augenblick daran denken kann, „Sweets Werk in seiner jetzigen Gestalt direkt als Lehrmittel für den Elementarunterricht zu verwerten“, das ist mir unbegreiflich.[1] Zur Entscheidung dieser Frage bedarf es

---

im House of Commons und von zwei berühmten Kanzelrednern auch mit ĭ gehört, futile wurde im House of C. mit a͡i, fragile von Gladstone mit ĭ gesprochen, letzterer sprach sogar direction mit a͡i, der Earl of Shaftesbury dagegen mit ĭ, bei einem Meeting im Mansion House sprach ein Rektor die erste Silbe von vicinity und admiration mit a͡i, ja ein und derselbe Redner, ein Geistlicher, sprach alpine in einem Vortrag einmal mit ĭ und dann wieder mit a͡i.

[1] Auch Schröer spricht sich a. a. O. S. 58 gegen Verwendung dieses Buches in der Schule aus.

wahrhaftig nicht erst, wie Beyer meint, „der Erfahrungen der nächsten Jahre“. Das wäre der gröſste pädagogische Miſsgriff, ja eine Versündigung an der Jugend, die uns zu heilig sein muſs, um derartige Versuche mit ihr anzustellen! Früher hat man beim neusprachlichen Unterrichte die Buchstaben zu sehr betont, die radikalen Reformer wollen zunächst nur Laute gelten lassen; für jeden ruhig denkenden Schulmann liegt das Richtige in der Mitte, er wird den Lauten und Buchstaben in gleicher Weise zu ihrem Rechte verhelfen ohne Principienreiterei, ohne Übertreibungen und Einseitigkeiten.

Zum Schluſs noch einige Bemerkungen zu Schröers eigentümlichen Ansichten über den Unterricht in den neueren Sprachen (a. a. O. S. 51 ff.), obgleich ich damit über den Rahmen des „Anfangsunterrichtes“ zum Teil hinausgehe. Aus praktischen Gründen, sagt Schröer, und in rein praktischer Weise seien Französisch und Englisch auf unseren Schulen zu lehren, als Fertigkeiten, wie Singen, Tanzen, Turnen, wobei jeden zweiten Tag eine französische und eine englische Stunde abwechselnd zu halten sei, die man, wie z. B. die Turnstunden, zur Erholung der geistigen Kräfte zwischen andere Stunden einschiebe oder an den Schluſs oder den Nachmittag verlege. Von Anfang an dürfe in diesen Stunden kein Wort Deutsch fallen. Französisch und Englisch könne ebenso gleichzeitig nebeneinander begonnen werden, wie wir etwa Schwimmen und Turnen nebeneinander üben könnten. Schon nach vier Jahren werde sich der Schüler das nötige Sprachgefühl erworben haben, von da an sei für Französisch und Englisch an der Schule nicht mehr viel Zeit übrig, es würden nun zwei wöchentliche Unterrichtsstunden ausreichen. Nun, ich glaube, es ist überflüssig, diesen Ausführungen Schröers viel beizufügen. Jeder, der auch nur einige Erfahrung im Schulunterricht hat, weiſs, was davon zu halten ist. Ja, wenn die Sache so leicht ginge! Sprachgefühl lernt einer nicht einmal in der Muttersprache, die ihn beständig umgiebt, in der er denkt und lebt, in so kurzer Zeit, und dann soll es ihm in etwa vier Wochenstunden beim Klassenunterricht zufallen, noch dazu, wenn diese Stunden zwischen andere oder gar an den Schluſs gelegt sind, wo der jugendliche Geist schon etwas ermüdet ist? Geistige Frische braucht man also zum Erlernen der modernen Sprachen nicht? Ferner zieht Schröer gegen die neusprachliche Lektüre an unseren Schulen los und macht sich darüber lustig, daſs man „in den

Oberklassen ein Gedicht von Tennyson und ein paar Akte aus einem Shakespeareschen Drama lesen lasse". Das sei nur „eine fruchtlose Spielerei, wenn nicht Quälerei, die sich allerdings in den Schulprogrammen schwarz auf weifs recht hübsch präsentiere". Sollte es einem tüchtigen Lehrer wirklich nicht möglich sein, Schülern der oberen Klassen eines humanistischen oder Realgymnasiums „zwei so weit voneinander abweichende Sprach- und Vorstellungswelten", wie sie sich in Shakespeare und Tennyson zeigen, zu genügendem Verständnis zu bringen? Latein und Griechisch will Schröer an unseren Schulen unangetastet lassen. Nun, wie steht es denn mit den von unserem modernen Denken und Fühlen so weit entfernten „Sprach- und Vorstellungswelten" der Griechen und Römer? Die kann ein Oberklässer des humanistischen Gymnasiums „richtig in sich aufnehmen", in „das Verständnis der Antike" kann man ihn einführen und in das Verständnis Shakespeares oder gar des modernen Tennyson nicht? Und doch sind die neueren Sprachen so leicht, dafs man sie spielend zur Erholung wie Turnen und Schwimmen lernt? Wenn Schröer dem Laien überhaupt die Fähigkeit des Eindringens in eine fremde Litteratur abspricht, so werden sich die Hunderte und Tausende, die sich bisher an Meisterwerken der französischen und besonders der englischen Litteratur in der Ursprache ergötzt haben, dadurch nicht irre machen lassen, und es wäre doch sonderbar, wenn nicht auch Jünglinge unter der Leitung des Lehrers den richtigen Sinn dafür bekommen könnten. Dafs sie gar manches in seiner tiefen Bedeutung vielleicht erst später als gereifte Männer ganz verstehen werden, ist natürlich; aber das ist bei der Lektüre der klassischen Sprachen und auch des Deutschen ebenso. Die Schule soll aber das Verständnis in solchen Fällen wenigstens anbahnen. Es ist mir unerfindlich, welchen Stoff Schröer den Deklamationsübungen, die er in den oberen Klassen in der einen Wochenstunde zu halten empfiehlt, während er die anderen der Grammatik zuweist, zu Grunde legen oder welche Lektüre er treiben will, wenn er die Klassiker aus der Schule ausschliefst. Die Fibeln, mit denen er den Unterricht beginnt, werden doch dem Gymnasiasten auf die Dauer nicht mehr genügen, sein sich entwickelnder Geist verlangt doch wohl kräftigere Nahrung. Was dann? So sehr es auch anerkannt werden mufs, dafs Schröer mit warmen Worten gegen die Überbürdung der Lehrer, die übermäfsige und zum grofsen Teil ganz

zwecklose Belastung mit Korrekturen aufgetreten ist, so müssen wir doch im Interesse unseres Faches mit allem Nachdruck Verwahrung gegen seine übrigen Anschauungen einlegen. Die neueren Sprachen nur als Fertigkeiten lehren und die Lektüre der Klassiker aufgeben, das wäre eine Herabsetzung unseres Faches, das wir doch ernstlich bestrebt sein sollen zu heben. Es ist wahr, die praktischen Sprachkenntnisse sind bisher zu wenig beachtet worden, und eine bessere Methode mufs dahin führen, dafs Französisch und Englisch als lebende Sprachen mehr zur Geltung kommen; durch viele Diktier- und Sprechübungen, welch letztere nach meiner Ansicht am natürlichsten im Anschlufs an die Lektüre vorgenommen werden, müssen die Schüler auch zum Verstehen der gesprochenen Sprache, und soweit das in der Schule möglich ist, auch zu einiger Fähigkeit, sie selbst zu sprechen,[1] gebracht werden. Aber nur praktisch geschulte Bürger „zum Wettbewerbe des Weltverkehrs“ soll die Mittelschule nicht erziehen. Nur die grundlegenden Kenntnisse übermittelt sie

---

[1] Vgl. Ohlert, der a. a. O. S. 57 mit Recht sagt: „Die Fähigkeit eigenen Sprechens wird über kurze Antworten und erzählende Inhaltsangaben gelesener Stoffe nie hinausgehen.“ Überhaupt möchte ich Ohlerts vortreffliche Schrift allen denen, die sie noch nicht kennen, dringend empfehlen. Seine Zusammenfassung des Lehrganges (S. 55 f.) ist sehr beachtenswert. Schade, dafs wir, solange die neue Methode noch keinen Platz in den Schulordnungen gefunden hat, noch nicht vollständig nach seinen Vorschlägen unterrichten können, besonders dafs wir die Übersetzungen aus dem Deutschen auf der Unter- und Mittelstufe nicht gänzlich weglassen dürfen. Mit vollem Recht sagt er wie Kühn, Bierbaum, Hornemann u. a., es müsse verlangt werden, dafs sich der Unterricht in den ersten Jahren möglichst in der Begriffswelt der fremden Sprache bewege. Auch der Erlangung einer guten Aussprache sei das mündliche Übersetzen sehr hinderlich, da hierbei ein entsetzliches Radebrechen, ein jedes Ohr beleidigendes Zerstückeln der fremden Sprache stattfinde (vgl. Kühn, a. a. O. S. 8 u. 19). Wegen der Gefahren für die Aussprache bin ich jetzt auch dafür, das früher geforderte Buchstabieren mit den fremden Namen der Buchstaben aufzugeben, denn ich mufs Kühns Ansicht zustimmen, welcher S. 30 sagt, da sowohl beim Buchstabieren wie in der Grammatik die fremden Bezeichnungen stets in deutschem Text vorkämen, würden sie flüchtig und meist sogar falsch gesprochen. — Wenn auch die Übersetzungen wegfallen, so giebt es doch Übungen genug, um Sicherheit in der Grammatik zu erzielen. Als solche empfehlen Bierbaum und Ohlert Diktate, selbständig zu bildende Sätze und Übungen im Anschlufs an die Lektüre.

dem künftigen Kaufmann wie dem Gelehrten. Aufserdem mufs aber auch der ideale Sinn, wie bei jedem wichtigeren Lehrgegenstande, so auch bei den neueren Sprachen gepflegt werden, und das kann nur geschehen durch die Lektüre der Klassiker, durch die Einführung wenigstens in einige der hervorragendsten Meisterwerke der Litteratur. Das erst giebt dem Unterrichte an einer höheren Schule seine Weihe und seinen Wert, und das werden wir uns nimmermehr nehmen lassen!

Vorstehende Abhandlung war schon geschrieben, als ich die Recension meines Werkchens über Phonetik in der Schule von A. Lange in der Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. zu Gesicht bekam. Lange gehört zu denen, welche glauben, ich hätte in lautlicher Beziehung zu wenig verlangt, er tritt dagegen auf, „dafs das Niveau dessen, was in Bezug auf gute Aussprache praktisch erreicht werden kann und soll, principiell auf ein zu bescheidenes Mafs heruntergedrückt werde". Was praktisch erreicht werden kann — ay, there is the rub! Ja, wenn wirklich „die Erfahrung lehrte, dafs, wofern nicht alle, so doch ein grofser Teil der Schüler" „gewisse Feinheiten der Aussprache" „gerade jetzt leicht lernt" und „dafs sich bei der Mehrzahl derselben ohne Schwierigkeit recht viel, wenn nicht alles erreichen läfst"! Aber leider trifft eben diese Erfahrung für Süddeutschland nicht zu, nicht ich allein bin „in meinem Schülermaterial besonders unglücklich", sondern alle Fachgenossen haben, wie oben ausgeführt, bei uns mit denselben ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, und wenn wir uns an Ohlerts Äufserung erinnern, scheint ja auch in Norddeutschland nicht alles so leicht zu gehen. Langes Anwendung des Grundsatzes: „Für die Schule ist das Beste gerade gut genug," ist deshalb hier durchaus nicht am Platze; denn damit würden wir ganz naturgemäfs zur Forderung der echt nationalen Aussprache kommen, von der man doch in letzter Zeit aus guten Gründen wieder abgesehen hat. Davon, dafs der Lehrer sich selbst die Aufgabe bequem macht, wie mir Lange vorwirft, ist nicht die Rede; aber ein einsichtiger Schulmann wird es sich zur strengen Pflicht machen, den Schülern, die wahrhaftig heutzutage genug zu lernen haben, die Sache, soweit es irgend geht, zu erleichtern und in der Aussprache daher nur unumgänglich Notwendiges von ihnen zu verlangen, zumal wenn er sieht, wie schwer unter den gegebenen Verhältnissen den meisten die praktische Aneignung desselben wird. Für unumgänglich notwendig aber halte ich, wie ich noch einmal wiederholen will,

im allgemeinen deutliches Artikulieren, besonders bei den Konsonanten die Unterscheidung von stimmhaft und stimmlos und bei den Vokalen natürlich im Französischen die richtigen Nasalen, dann den Unterschied zwischen offen und geschlossen, und zwar bei den e-, o- und ö-Lauten. Die Unterschiede zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten und offenen und geschlossenen Vokalen sollen in einfacher Weise auch theoretisch erklärt, dann unermüdlich praktisch geübt werden. Nur letzteres Verfahren, die praktische Einübung, d. h. die Bemühung des Schülers, die vom richtig sprechenden Lehrer gehörten Laute möglichst gut nachzuahmen, findet bei allen übrigen Lauten Anwendung, und dazu gehört, wie ich Lange zum Trost sagen will, z. B. auch der helle à-Laut, den ich also durchaus nicht „einfach ignoriere", sondern bei dem ich nur eine theoretische Besprechung für überflüssig halte. Nehmen wir einmal an — und so wie die Sachen stehen, ist ja leider sogar diese Annahme nur ein frommer Wunsch und ein unerreichbares Ideal! —, daſs die Schüler auch nur meine verhältnismäſsig bescheidenen Forderungen wirklich genau erfüllen und auſserdem nach dem Vorbilde des Lehrers die Sprechtakte richtig einhalten, würden sie da nicht zu einer Aussprache kommen, welche gewiſs sogar Ausländern als gut erschiene, und die jedenfalls weit besser wäre als alles, was man bisher mit oder ohne Phonetik im Norden wie im Süden Deutschlands zu stande gebracht hat? Und das sollte dann für die Schule wirklich nicht genug sein?

Daſs man in lautphysiologischen Belehrungen zu weit gehen könne, giebt Lange zu. Seine letzte Herbstquinta hat ihn zu dieser Anschauung gebracht. Man fühlt fast eine gewisse Genugthuung, hier endlich einmal auch von anderer Seite über schlechtes Schülermaterial klagen zu hören. Freilich hat er das Glück, in seiner neuen Osterquinta einen reichen Ersatz bekommen zu haben; denn die „fordert ihn manchmal durch ihr Interesse und Verständnis förmlich zu phonetischen Erklärungen heraus", und sämtliche 38 Schüler derselben haben in kurzer Zeit gelernt, bei den taktanlautenden Vokalen „auf den Zuruf: Lose ansetzen!" das Knackgeräusch zu vermeiden. Ich gestehe, auch mir würde es eine „wahre Freude" sein, zu sehen, wie dadurch „sofort die ganze Aussprache der Jungen schon einen specifisch französischen Timbre erhält". Ich verweise hier auf Bierbaum, welcher in völliger Übereinstimmung mit mir be-

züglich der Knackgeräusche sagt: „Sollen sie ganz verschwinden, so mufs eben viel und fliefsend französisch gelesen werden; denn dies ist das einzige Mittel dazu. Mit Erklärungen ist dabei nichts auszurichten“ (a. a. O. S. 153).

Lange wirft mir vor, ich hätte „geradezu Falsches“ beim englischen th gelehrt, das durchaus nicht mit der Zungenspitze zwischen den beiden Zahnreihen gebildet werde. Wie sagt doch Vietor in seiner Phonetik S. 127? „Ob die Enge postdental oder interdental hergestellt wird, ist von untergeordneter Bedeutung. Letztere, von Ausländern, wenigstens anfänglich in der Regel angewandte Art empfiehlt sich vielleicht sogar zur Einübung in der Schule als die deutlichste; bei gröfserer Sprachfertigkeit stellt sich die bequemere postdentale Bildung wohl von selbst ein.“ Ganz meine Ansicht. Dafs sich bei gröfserer Sprachfertigkeit auch bei anderen Lauten, z. B. beim englischen r, gar manches später von selbst ergiebt, habe ich schon wiederholt hervorgehoben.

Gegen meine Musterwörter bringt Lange ein „sehr schwerwiegendes Bedenken“ vor. Was mir nach meinen bescheidenen pädagogischen Begriffen gerade als ein Vorzug erschien, dafs man nämlich dabei vielfach an Bekanntes anknüpfen kann, das erklärt er für einen Nachteil; denn diese Namen seien dem Schüler früher mit unrichtiger Aussprache beigebracht worden, und es handle sich daher in den meisten Fällen darum, „eine bereits eingewurzelte falsche Aussprache zu verbessern“. Gewifs! und je eher das geschieht, desto besser! Wer spricht denn die einzelnen Wörter vor, etwa ein Schüler oder der Lehrer? „Falsches auszurotten“ ist allerdings schwer; aber das ist eben überhaupt das wenig beneidenswerte Los des neusprachlichen Lehrers, an welchen Wörtern oder Lautkomplexen er auch die Aussprache einüben mag. Gilt es nicht ebenso für die vielen als Fremdwörter leider ins Deutsche übergegangenen Ausdrücke, die der Schüler bisher auch ganz anders zu sprechen gewohnt war, wie z. B. noble, loge u. dgl.? Und wenn Lange an einer anderen Stelle sagt, dafs „so ziemlich alle Laute, wenn auch nicht der Muttersprache, so doch den meist noch wenig gebildeten, oft sehr vernachlässigten Sprachwerkzeugen des Schülers fremd sind“, so wäre ja sein gegen die Musterwörter geäufsertes Bedenken auf alle Artikulationsübungen anzuwenden; denn auch hier ist überall „Falsches auszurotten“.

Bezüglich des Beginnes mit einem zusammenhängenden Lesestück sagt Lange, „sobald man die Sprechtakte zu Anfang möglichst klein bemesse, sei lautlich dabei keine gröfsere Schwierigkeit vorhanden als etwa bei meinen Musterwörtern“. Das ist richtig. Wenn aber ein derartiges Zerlegen und Trennen in ganz kleine Sprechtakte notwendig ist, wobei viel häufigere Pausen eintreten als es der Sinn und Zusammenhang streng genommen zuläfst, so ist nicht ersichtlich, was dann eigentlich noch der Vorzug des zusammenhängenden Stückes sein soll. Ferner, Langes Beispiel: avait un ami (aus dem ersten Satz von Schäfers Elementarbuch) ist allerdings nicht länger als etwa das in meiner Sammlung stehende Canal du Midi. Allein bei ersterem Ausdruck spricht der Schüler rein papageienmäfsig nach; denn er kennt ja die Bedeutung der Worte gar nicht, bei letzterem zeigt ihm ein Blick auf die Karte diesen Kanal, er plappert also nicht Unverstandenes nach, sondern weifs, was er mit den Worten ausdrückt. Das ist der Unterschied!

Freilich gerade dieses gedankenlose Nachsagen erweckt bei Lange merkwürdigerweise ein „stilles Lächeln“, und zwar der Freude und Befriedigung, wie wir aus einer anderen Stelle ersehen, wo er die Lautschrift durch die Mitteilung seiner damit gemachten Erfahrungen als unbedenklich nachweisen will. Ich glaube, nicht nur „ein an Lautschrift nicht gewöhnter Lehrer älterer Schule“ würde ein „erstauntes Gesicht“ machen, „wenn er zufällig in die Klasse träte und anhörte, wie Langes Schüler aus den Hieroglyphen an der Wandtafel, deren Bedeutung sie noch gar nicht verstanden, ganz korrekte französische Sätze herauslasen“, sondern jeder praktische Schulmann würde sich sehr über ein solches Verfahren wundern, welches vor allem gegen einen Hauptsatz der Reform verstöfst, dafs nämlich alles, was der Schüler lernt, auch wirklich einen Inhalt haben soll. Aber auch abgesehen davon, was beweisen denn Langes Bemerkungen für die Verwendbarkeit der phonetischen Schrift? Der Umstand, dafs die ersten sechs Zeilen des Lesestücks, welche er den Schülern diktierte, nachdem auch nach dem reinen Buchstabentext wohl öfters gelesen worden war, von den meisten mit nur geringen orthographischen Fehlern nachgeschrieben wurden, soll nun wirklich für diese Frage entscheidend sein? Er hat noch dazu gegenwärtig eine besonders gute Quinta, bei längeren Erfah-

rungen vor allem auch mit einer weniger guten Klasse wird er vielleicht zu einer anderen Ansicht kommen. Bis jetzt können „diese Thatsachen“ die Gegner der Lautschrift noch nicht veranlassen, „selbst erst praktische Versuche zu machen, ehe sie aburteilen“. Es giebt manche Dinge, bei denen ein besonnener und sachlich urteilender Schulmann, der die Bedürfnisse und Fähigkeiten der Schüler kennt, gar keiner praktischen Versuche bedarf, sondern sofort einsieht, daſs sie für die Schule nicht zu brauchen sind. Beim ersten Auftreten der übertriebenen Forderungen der Phonetiker erklärten manche einer Reform durchaus nicht abgeneigten Lehrer sogleich und ohne erst Versuche anzustellen, in dieser Ausdehnung sei die Phonetik ein Unding für die Schule, und blieben bei dieser Überzeugung trotz all der Erfahrungen, welche andere gemacht haben wollten, und siehe da, nach nicht gar langer Zeit erkannte man, daſs sie recht gehabt hatten, und mehrere „Rufer im Streit“ mäſsigten ihre früheren Forderungen. Gerade so ist es auch mit der Lautschrift, und im Interesse unserer Jugend ist dringend zu wünschen, daſs man recht bald völlig von ihr zurückkommt. Darum zum Schluſs noch einmal: Fort aus der Schule mit der phonetischen Schrift!

Nürnberg. Christian Eidam.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Der altheimische Minnesang. Von Reinhold Becker. Halle, Niemeyer. 6 Mk.

Dies Buch bezieht sich fast ausschliefslich auf Reinmar von Hagenau. Es berücksichtigt aufs sorgfältigste alle bisherigen Forschungen. Durch die eingehendsten Untersuchungen ist der Verf. zu wichtigen Ergebnissen über den altheimischen Minnesang gelangt, die kurz hier zusammengefafst sein mögen. — Ist es gewifs, dafs die westdeutsche Lyrik sehr früh den Einflufs der romanischen Kunstpoesie erfahren hat, so ist dies nicht für die ostdeutsche zuzugeben; die Ostmark hat, wie das nationale Epos, so auch in der Lyrik ihre Eigenart weit länger bewahrt, der deutsche Minnesang ist in höherem Grade national, als man bisher annahm. Der berühmteste Minnesänger war Walther von der Vogelweide; Reinmar von Hagenau, der in der Lyrik Epoche macht, soll nach der gewöhnlichen Annahme aus dem Elsafs stammen, dann, nach dem Osten kommend, an dortigen Geschmack sich anzulehnen sich bequemt haben. Die Beweise für jene Abstammung sind unhaltbar. Die äufseren Zeugnisse, die Metrik, der Inhalt der Lieder weisen auf Österreich hin, er scheidet sich scharf von den Westdeutschen. In dem Reinmar-Ruggeschen Liederbuch, welches nicht im wesentlichen Rugge zuzuschreiben ist, lassen sich die Reinmarschen und Ruggeschen Bestandteile sondern, jene sind die ursprünglichen, nicht romanisierenden Töne, diese den romanisierenden später nachgetragen. Die Meinung also, dafs mit Reinmar von Hagenau die neue Modepoesie zur Geltung gekommen sei, und erst Walther reagierend gegen Reinmars gekünstelte Lyrik zur Volksmäfsigkeit zurückgekehrt sei, ist nicht zu halten. Es wird vielmehr vom Verf. nun weiter bewiesen, dafs bis zum Kreuzzug Friedrichs I. 1189 die Lyrik in Deutschland von den litterarischen Wandlungen am Rhein unberührt sich eigenartig entwickelte, aber auch schon so erstarkt von da an im Wettkampf mit der westdeutschen Lyrik, hauptsächlich durch Reinmars Verdienst, obschon dieser einiges von der rheinischen Kunst entlehnte, den Sieg behauptet. Die drei österreichischen Dichter, Kürenberg, Dietmar von Aist, Reinmar scheiden sich durch die eigene metrische Technik streng von den westdeutschen. Reinmar hat auf österreichischem Boden gestanden, aber er hat dann die österreichische Lyrik zum vollendeten Kunstgesang entwickelt; auch als er von den Romanen lernte, hat er die Selbständigkeit seiner Natur nicht aufgegeben; der Verf. scheidet nach inneren Kriterien die Lieder der altösterreichischen Zeit, auf die einzelnen ausführlich kritisch eingehend. Dann folgt eine Übergangsperiode, in der

sich in Äufserlichkeiten Veldegges Einflufs zeigt. Als Hausen auf Barbarossas Kreuzfahrt in Wien war, lernte er die österreichische Lyrik kennen, lernte von ihr und siegte im Wettstreit mit Reinmar. Von der Zeit des Kreuzzugs an zeigt sich der Einflufs Hausens auf Reinmar sichtlich, in Wendungen, Ausdruck, Satzbau, der der Romanen im Wechsel der Rhythmen; er ist direkter Nachahmung ganz abgeneigt, aber er eignet sich frei an, was von fremder Kunst seiner Natur nicht widerspricht, er hat die Form der mittelhochdeutschen Lyrik bestimmt, die späteren Dichter haben alle von ihm gelernt, besonders Walther. Die gröfsere Zahl der Lieder fällt in die Zeit nach dem Kreuzzuge, an dem Reinmar mit Herzog Leopold teilnahm; hier sind sie, soweit es möglich ist, nach der Zeit geordnet, zahlreiche metrische und kritische Bemerkungen angeknüpft; manche sind als unecht ausgeschieden. — Diese altheimische Lyrik, deren Repräsentant Reinmar ist, steht in mehrfachem schroffem Gegensatz zu der westdeutschen, in der Schlichtheit des Ausdrucks, Armut an Bildlichkeit und Gleichnissen, in dem Ausdruck der wirklichen Situation und Empfindung; als eine irrige Auffassung bezeichnet es der Verfasser, wenn man bei ihm, dem unabhängigen Manne, ein Anschmiegen an den Geschmack der Hörer hat finden und nicht hat zugeben wollen, dafs er aus seinen persönlichen Verhältnissen heraus spreche. So steht Reinmar an Wahrheit und Innigkeit der Liebesempfindung über allen Dichtern seiner Zeit, wenn ihm auch die Vielseitigkeit der Interessen und die Männlichkeit der Gesinnung, die lebendige Phantasie und die plastische Darstellungskraft fehlte, um ein Walther zu werden. Durch die ganze Auffassung des Minnedienstes, eigentümlichen Inhalt, Sprachgebrauch, Satzbau unterscheidet sich die westdeutsche Lyrik von der altheimischen, es ist keine von der anderen ausgegangen. Eine eigentümliche deutsche Lyrik, wie das nationale Epos, hervorgebracht zu haben, bleibt das Verdienst der Ostmark des Reiches. — Seinem gelehrten Buche hat der Verf. fünf Exkurse angeschlossen; der dritte: Die geistliche Dichtung und die altheimische Lyrik, setzt auseinander, dafs zwischen beiden kein Verhältnis der Abhängigkeit bestehe; der vierte: Vagantenpoesie, dafs ein Einflufs derselben auf die höfische Lyrik nicht nachzuweisen ist, dafs, wo sie sich mit derselben berührt, sie von dieser abhängig ist.

Verdeutschungswörterbuch von Daniel Sanders. Leipzig, Otto Wigand, 1887.

„Ich wünsche,“ so schliefst der Verf. die Vorrede, „dafs dies Buch als seinem Zweck entsprechend erfunden werden möge, und ich bitte, dafs in diesem Falle alle diejenigen, welchen die möglichste Reinheit unserer teuren Muttersprache am Herzen liegt, um der Sache willen, jeder an seinem Teile und in seinem Kreise, für die möglichste Verbreitung des Buches Sorge tragen möge.“ Der für die tiefere Durchdringung des deutschen Sprachschatzes, für die Reinheit unserer Sprache unablässig thätige Verfasser hat sich in der That mit diesem Buche, welches dem auch auf dem Gebiete der Sprache hochverdienten Dr. Stephan gewidmet ist, ein neues Verdienst erworben. Was auf dem Gebiete des Postwesens mit so glücklichem Erfolge versucht ist, es sollte überall in allen Zweigen des öffentlichen Lebens Nachahmung finden, und es hat sie, worauf hier hingewiesen wird, von den mafsgebenden Kreisen aus auch schon in der Reichsgesetzgebung und im Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg gefunden. Einschneidender ist in Bezug auf das Heerwesen der Versuch von Pfister gewesen. Nicht die Ausmerzung alles Fremden heischt der Verf., nur eine Beschränkung; denn es ist ja meist nur eine lässige Bequemlichkeitsliebe, welche im täglichen Leben die Fortdauer so

vieler Fremdwörter fristet. Es soll nun dies Verdeutschungswörterbuch namentlich denjenigen dienen, welchen sich beim Schreiben ein geläufiges Fremdwort zunächst in die Feder drängt, und die von dem Wunsche beseelt, solche Eindringlinge durch einen gut deutschen Ausdruck zu beseitigen, nicht sofort einen solchen finden können. Es will durchaus nicht die Sprache machen, es meidet also die Irrwege, die Campe beschritten hat, es will von der gewordenen Sprache ein möglichst genaues Bild geben, aber es darf auch aus den lebensfähigen Keimen, aus denen sich eine Bereicherung der Sprache entwickeln kann, schöpfend mitunter den Vorschlag einer Neubildung machen. Es soll nicht ein vollständiges Fremdwörterbuch sein, welches über Bedeutung, Aussprache, Satzfügung, Ursprung der Fremdwörter Auskunft giebt. Betrachten wir daraufhin das vorliegende Werk, so finden wir sofort, dafs es seinem Zwecke ausgezeichnet dient. Also beim Schreiben suchen wir einen deutschen Ausdruck für das Fremdwort, welches uns im Kopfe sitzt und sich in die Feder drängen will, da finden wir z. B. sogleich: Abderit, Schildbürger; absolut: unbedingt, bedingungslos, unbeschränkt, unumschränkt, uneingeschränkt, unabhängig, allgewaltig, in sich abgeschlossen, vollendet, vollkommen, vollständig, beziehungslos, unbeziehlich, an und für sich, an sich, schlechterdings, schlechthin, durchaus, unumgänglich, unerläfslich. Gewifs, da ist uns in allen Fällen sogleich geholfen. Ein anderes Beispiel: Accord: Zusammenklang, Dreiklang u. ä., Anklang, Überein- und Zusammenstimmung, Ton, Vergleich, Vertrag, Vereinbarung, Übereinkommen, Übereinkunft, Abkommen, Abmachung, Abfindung, Zwangsvertrag, Nachlafsvertrag, Verdingung, Verding, Verdung. Apodiktisch: erwiesen, unwiderleglich, unwidersprechlich, unantastbar, zweifellos, ohne Zweifel, unbedingt, sicher, gewifs, selbstgewifs. Banal: alltäglich-gemein, gewöhnlich, abgedroschen, verbraucht, bedeutungslos, inhaltslos, inhaltsleer, nichtssagend. Jedermann wird zugeben, dafs hier jede Geschmacklosigkeit vermieden ist. Der Wunsch ist also wohl gerechtfertigt, dafs die Belehrung, welche das Buch gewährt, auch im Leben viele Beherzigung finden möge. Manchen berührt es nicht angenehm, wenn auch in Briefen für Verwandtschaftsbezeichnungen die Fremdwörter Onkel, Tante, Cousin nicht weichen wollen, die Madame ist ziemlich verschwunden, aber die Damen bleiben hängen. Bei Alumnus sei auf die übliche Bezeichnung Stiftler hingewiesen. Die Grenze gegen das Fremdwörterbuch ist schwer zu ziehen. In der Rede werden uns nicht leicht Wörter wie Abattement, Ablactation, absence u. s. w. vorkommen, unzählige der Art hat der Verf. aufgenommen, weil sie doch einmal in einem gedruckten Werke uns entgegentreten, er giebt aber nur dazu deutsche Ersatzwörter, nicht etymologische Erklärungen, die dem Fremdwörterbuche zufallen. Sogar rotwelsche Wörter, die man im gewöhnlichen Leben hört, sind erklärt. Also ungemein praktisch (anwendbar, nutzbar, nützlich, brauchbar) ist das Buch. Auch darin, dafs durch übergesetzte Zeichen für die richtige Aussprache gesorgt ist; das Kreuzzeichen sollte fehlen bei Bacchanal und genial; bei Veronika ist nur die vorletzte Silbe als lang zu bezeichnen.

Neue Beiträge zur deutschen Synonymik von Daniel Sanders. Berlin, Abenheimsche Verlagsbuchhandlung, 1881.

In dem verspätet ihm zugegangenen Buche findet Ref. dieselben Vorzüge, welche Sanders' Wörterbuch deutscher Synonymen nachgerühmt sind, sorgfältig ausgewählte Belegstellen, scharfe Begriffsunterscheidung. Man könnte mitunter die Zergliederung zu spitzfindig halten; aber bei genauerer Prüfung wird man zugeben, dafs dies nicht der Fall ist; dieser Prozefs der Säuberung, der Klärung der Begriffe hinterläfst einen

wohlthuenden Eindruck, man mufs dem Verfasser für seine unablässigen Bemühungen um Reinhaltung der Muttersprache danken. Er schöpft nicht aus einer willkürlich schaltenden Phantasie, sondern aus den Schätzen der Litteratur, die er auch nach ihren neuesten Erscheinungen verfolgt. Es ist eine bedeutende Zahl synonymischer Ausdrücke, die hier behandelt sind; auf folgende besonders bemerkenswerte, besonders ausführlich besprochene macht Ref. aufmerksam: 1) adelig, bürgerlich, edel, vornehm, geachtet, angesehen, gering; 2) Schrecken, Entsetzen, Angst, Grauen, Schauer, Abscheu; 3) antworten, erwidern, entgegnen, versetzen, zurückgeben, Bescheid; 4) sehen, schauen, anschauen, blicken, ansichtig werden, betrachten, gucken, gaffen; 5) immerdar, allezeit, allemal, zu jeder Frist, allerwege, überall, unbedingt, regelmäfsig, ohne Ausnahme, immerfort, immerwährend, unaufhörlich, unausgesetzt, für und für, unablässig, ständig, stet, ewig.

Herford. Hölscher.

Ernst Henschke: Über die Nachbildung griechischer Metra im Deutschen. Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde. Leipzig 1885. 38 S.

Der Verfasser meint, die Deutschen hätten sich arg vergriffen, wenn sie es unternommen hätten, in den Versmafsen der Griechen zu schreiben, weil wir kein kräftiges Gefühl für Lang und Kurz hätten und weil unsere Wortbetonungen so sinngemäfs und so sehr kräftig wären, dafs sie alles beherrschten; die ungemessene betonungsüberreiche Knittelverskunst wäre etwas viel Schöneres und Reicheres als jene eng begrenzte Kunst, und *der Reiche brauche nicht zu borgen*. Solcher Unsinn ist der Gegenstand dieser Dissertation, deren Lesung einzig insofern Wert hat, als einiges aus den Schriften derer, welche sich schon mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, angeführt wird. Ein kräftiges Gefühl für Lang und Kurz, ist zu entgegnen, haben auch Griechen und Römer von Hause aus nicht gehabt, wohl aber für Länger und Kürzer, und dies haben auch wir Deutsche, und Sache der Dichter war es und ist es, dieses zu benutzen. Auch der ärgste Knittelreimer mifst, aber er sagt: sic volo, sic iubeo, reime dich oder ich fresse dich, wie ich will, ist „Baumzweig“ zweimal lang oder zweimal kurz, während die Kunst fordern mufs, dafs man nichts gegen die Sprachrichtigkeit vom Leser fordere. Dafs bei uns Lang und Betont und Hauptsinn meist zusammenfällt und fallen mufs, wird keiner leugnen, aber Ausnahmen giebt es doch: man sehe in der Sprache „lebéndig“ und bei Uhland Rolánd, Erzbíschof, Túrpin u. a. bei anderen in guten Versen. Der Verston mufs hier dem richtigen Worttone etwas nachgeben. Die Alten haben iambische Verse gemacht, z. B. katalektische Tetrapodien, ⏓–́⏑–⏑–⏓: sollten wir keine versuchen können? Unsinn! Sie haben daktylische gemacht, z. B. Tetrameter: –́⏕–⏕–́⏕––: könnten wir es nicht versuchen? Welche Albernheit! Ja, aber unsere Betonung und manches andere ist derart, dafs unsere Verse von den alten verschieden ausfallen werden. Meistenteils freilich, aber das ist ja nur in der Ordnung! Wer will drei griechische, lateinische oder sonst welche Worte einer fremden Sprache in Prosa deutsch, gerade so wie jene sind, wiedergeben? Sollen wir darum nicht übersetzen? Von der Nachbildung fremder Kunst gedeiht und erstarkt die eigene, so ist es überall und immer gewesen, bei uns Deutschen am meisten, und was sich der Verfasser durch Jahrhunderte als echt deutsch bewährt vorstellt, haben wir das etwa nicht von anderen erlernt? Ist das Reimen der Endsilben und das Silbenzählen und die heute gangbaren Versarten etwa

ursprünglich uns und nur uns, nicht anderen, eigen? Und nun soll uns dieser Lebensstrom abgesperrt werden mit einem „Der Reiche braucht nicht zu borgen"? Wir sollten nicht mehr auf andere sehen und von den Besten lernen? Nicht mehr auf das ewig grofse Künstlervolk der Griechen achten? O Thorheit, o gröfste Thorheit! Das Wandern sollte aufhören, die Augen sollten verbunden werden? Nein, davor wird uns doch wohl unser deutscher Strebegeist behüten.

Für die, welche meine „Leiter" (Die Leiter, Liederbuch. Köthen, Schettler, 1886. VIII, 390 S.) noch nicht oder zu wenig kennen, kann ich nicht unterlassen zu bemerken, dafs ich weit entfernt bin, das gröfste Heil für den Deutschen in Hexametern und lyrischen Versmafsen der Lesbier und des Horaz zu finden. Hin und wieder und als Durchgangsstufe mögen sie ganz gut sein, aber unser Beruf ist, wenn wir bei den Alten und dei den Neueren anderer Völker und unseres Volkes gelernt haben, selbst Neues, den Forderungen des Inhaltes, unserer Zeit und unseres Geschmackes Entsprechendes zu erfinden. Ich habe in jenem meinem Liederbuche sehr wenig den Alten nur Nachgeahmtes, aber viele ganz neu geschaffene Formen. Jede Silbe ist streng gemessen, es ist genau geschieden zwischen nur langen und nur kurzen Silben, zwischen sowohl lang als kurz brauchbaren, zwischen solchen, die unter gewissen Bedingungen so oder so zu verwerten sind. Das alles im ganzen nach den Grundsätzen der Alten, doch mit Berücksichtigung unserer Bedürfnisse und unseres Sprachgefühls. So wird Verlängerung durch Häufung von Konsonanten in der Regel nur anerkannt, wenn auf die konsonantisch geschlossene Silbe noch wieder ein oder mehrere Konsonanten folgen, also „bĕ-treiben", „bĕ-schreiben", aber „vēr-bieten" gemessen. Mancher schon hat sich des Sinnes und der glatten Verse in hohem Mafse gefreut, ohne doch, selbst in Jahresfrist, eine Ahnung davon zu bekommen, dafs solche Messung vorliegt; manche gedruckte einsichtsvolle, ausführliche Beschreibung des Buches verrät keine Ahnung von dieser Messung: ein sicherer Beweis von der guten Durchführbarkeit derselben. Findet sich doch schon in so vielen bekannten schönen Gedichten gelegentlich und vereinzelt so manche ihrem Verfasser mit mehr oder weniger Absicht wohl gelungene Verszeile, welche allen Ansprüchen der Messung genügt. Hier nur wenige Beispiele, denen jeder sogleich viele aus dem Gedächtnis hinzufügen wird.

Sah nach dem Angel ruhevoll, —
Labt sich die liebe Sonne nicht,
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht, —
Da war's um ihn geschehn.

Reineke war nach Hofe gelangt, er dachte die Klagen. (Goethe.)

Träum ich, ist mein Auge trüber? —
Stolze Federn, mein Geschenk. —
Dein Gesichtchen, schäme dich!

Der Bäume gigantische Schatten. (Schiller.)

Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot. (Uhland.)

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder.
Hispansche Mönche, schliefst mir auf die Thür, —
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt. (Platen.)

Ebnen hinaus, vom Olymp regnete Feuer herab. (Hölderlin.)

Die krüppelhaft verschrumpfte Schwinge,
Des Leibes halbgefärbte Ringe, —
Was könnte besseres geschehn? —
Schwalbe war hinweggeflogen. (Rückert.)

H. Michaelis: Neues Wörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache. In zwei Teilen. Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch. Leipzig, Brockhaus, 1887. — Novo diccionario da lingua portugueza e allemã enriquecido com os termos technicos do commercio e da industria, das sciencias e das artes e da linguagem familiar. Em duas partes. Parte primeira: Portuguez-Allemão. Leipzig, Brockhaus, 1887. X u. 737 S.

Die durch ihr treffliches und reiches italienisches Wörterbuch in frischem und bestem Andenken stehende Verfasserin des neuesten portugiesischen Wörterbuches, dessen erster (portugiesisch-deutscher) Teil soeben erschienen ist, verdient und erhält gewifs die Dankbarkeit aller, welche das Portugiesische, sei es um der Sprache selbst willen oder der Litteratur zu Gefallen oder für die Bedürfnisse des Lebens, kennen und erforschen. Es ist wahr, wir haben an den Wörterbüchern von Bösche (Hamburg 1876) und von Wollheim da Fonseca (Leipzig 1877) schöne Hilfsmittel für den Leser portugiesischer Bücher und eine treffliche Vorarbeit für den Aufbau dieses neuen Werkzeuges: wie manches geht wörtlich aus einem Wörterbuche in das nächste über. Wie oft lassen aber auch jene beiden den Frager im Stich, welch eine Fülle ganz neuen Reichtums wird uns in diesem ersten Bande des Wörterbuches von H. Michaelis geboten. Schon ein Blick auf das Äufsere läfst es ahnen: die Zahl der Seiten, jede in drei eng bedruckten Spalten, ein neuer Absatz erst immer wieder angefangen, wenn alles durch gemeinsame Stamm- oder Anfangssilben Zusammengehörige abgethan ist. Etymologisches im engeren Sinne ist hier ausgeschlossen; man findet wohl gelegentlich den Vermerk „brasilianisch“, „französisch“, aber nicht, dafs ein Wort arabischer, lateinischer oder der und der Abkunft, von dem und dem Worte sei. Wie das italienische derselben Verfasserin, will auch dieses portugiesiche Wörterbuch sich nicht auf gelehrte Untersuchungen einlassen, wohl aber ist es durch seinen grofsen Reichtum von Wörtern und Bedeutungen und Redensarten geeignet, auch dem Gelehrten zuweilen wichtige Dienste zu leisten. Ähnlich ihrer Arbeit bei Herstellung ihres italienischen Wörterbuches hat die Verfasserin auch hier einen grofsen Wert auf die neueste Zeit und das Leben gelegt und sich fleifsig in Zeitschriften, Zeitungen und Reisebüchern umgesehen, und aufser jenen genannten Vorarbeiten von Deutschen auch die portugiesischen besten benutzt: Caldas Aulete, Diccionario contemporaneo da lingua portugueza (Lisboa 1881), A de Moraes-Coelho, Diccionario da lingua portugueza (Lisboa 1878) und Domingos Vieiras sechsbändiges Wörterbuch (Porto 1871—74). Auch Durchsicht und manche Bereicherung der Druckbogen in Porto bei ihrer Frau Schwester Carolina Michaelis de Vasconcellos und durch Direktor Professor Goldbeck in Berlin kamen dem Werke zu gute. Der Vorzug des Buches ist daher ähnlich wie bei dem italienischen derselben Verfasserin, dafs man recht selten in diesem Wörterbuche etwas ganz vergebens suchen wird. Wie letzteres in dem italienischen Wörterbuche der Verf. am ehesten bei einem altklassischen und vorklassischen Worte begegnen konnte (man vergleiche meine Beurteilung desselben in dieser Zeitschrift), ähnlich kann man hier vielleicht hin und wieder auf die Lusiaden des Camoens nicht genug Rücksicht genommen finden. In der ersten Strophe des achten Gesanges findet sich O Catual, nach Wageners Wörterbuch (Leipzig 1811) Gouverneur einer Festung in Malabar, Bösche und unser Wörterbuch haben es nicht,

v. Reinhardstöttner in dem Index der Eigennamen seiner Ausgabe der Lusiaden giebt an: „um regedor do reino“, oberster Beamter in Malabar, und Wollheim da Fonseca übersetzt: „der Kotwâl“, ohne etwas zu bemerken. Sehr wertvoll ist wiederum dieses Wörterbuch und darin dem Portugiesisch Treibenden hinfort rein unentbehrlich durch sehr eingehende Angaben der Aussprache. Die Grammatik von Reinhardstöttner lehrt S. 70 und 105, daſs von zwei zusammenstehenden c das erstere sich der Aussprache des letzteren anschlieſse: uncção = unsão. Unser Wörterbuch verfehlt nie, die Aussprache beizusetzen, und wir haben neben solchen regelmäſsigen Fällen wie accessão („a-sse-ssáong“) auch nicht wenige Ausnahmen, als occiduo („kssi“), occisão („kssi“), occipicio („kssi“), aber occidental („o-ssi-“), baccifero („-kssiferu“), ficção („-ksáong“). Auch zu x ist oft die Aussprache angegeben, als laxo („-schu“), laxifloro („kss“), axe (kss und sch), doch könnte hier in einer neuen Auflage noch mancher willkommene Nachtrag erscheinen. Auch wie ch tönt, ob o als o oder als u klinge, ist oft angegeben, ferner leão spr. liaong, daſs in anecdota captivação c, p nicht zu hören sind, sowie auch welche Silbe die betonte ist (cócoras, Babél u. dgl.): alles wertvolle, sehr schätzbare Dinge. Auch darin ist die Benutzung leicht und rasch gewährt, daſs sich Angaben über Deklination und Konjugation der betreffenden Wörter immer gleich an Ort und Stelle finden, nicht in einer besonderen Übersicht am Ende des Buches.

Hiernach ist diesem portugiesischen Wörterbuche baldige Vollendung (der zweite deutsch-portugiesische Teil ist schon im Druck) und weiteste Verbreitung zu wünschen.

Cristoforo Pasqualigo: Il Volgarizzumento delle Vite de' Santi Padri non è di Domenico Cavalca. Firenze 1887. 10 pp. (Estratto della Rivista critica della letteratura italiana anno IV n. 3.)

Vitæ patrum, de vita et verbis seniorum libri X, historiam eremiticam complectentes, auctoribus suis et nitori pristino restituti ac notationibus illustrati opera et studio Heriberti Rosweidi (Antwerpen 1615): von diesem trefflichen Werke haben wir eine alte, seit 1830 dem Domenico Cavalca zugeschriebene italienische Übersetzung, welche unvollständig, voller Lücken und Versehen jeder Art ist. Cavalca sagt in seinem Trattato della Pazienza (Venezia 1487 und 1494): Vita patrum, il quale è vulgarizzato, und die Herausgeber der Biblioteca scelta del Silvestri fälschten hier den Text und lieſsen drucken: il quale anche ho volgarizzato. Jenem ersten Teile, dem alten Stamme des Vitapatrum, wurde ebenfalls noch im dreizehnten Jahrhundert hinzugefügt: Il Paradiso di Eraclide, vierzig kurze Heiligengeschichten und Wunder umfassend: der zweite Teil des Vitapatrum, ebenfalls dem 13. Jahrhundert angehörige Übersetzung. Ein dritter Teil wurde ein Buch Notabili, nämlich Beispiele, Gedichte und Unterweisungen, übersetzt von Cavalca, wie er selbst zweimal bezeugt: Esposizione del Simbolo I, 29, Ven. 1489, und Tratt. della Pazienza 21, Ven. 1494, Stellen, deren Miſsdeutung ihn zum Übersetzer der ganzen Sammlung machte. Hierzu fand sich in der Folge ein viertes Buch: Vite del patriarca Giovanni Elemosinario, di S. Abraam, di Panfruzio e di quattro Sante, Eufrosina, Marina, Maria Egiziaca, Pelagia e due esempi, und ein fünftes: Due vite, esempi, visioni e leggende di monaci e la visione di Tantalo. Endlich im Jahre 1443 kam noch hinzu: Il Prato spirituale di Giovanni Mosco Evirato (oder Evarato, wie man vorzog zu sagen), von Feo Belcari ins Volgare übersetzt. Dies ganze allbeliebte, in Kirchen und Klöstern viel gelesene Buch wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts

öfter gedruckt, immer mit dem Titel: Vite de' Sancti Padri per diversi eloquentissimi doctori vulgarizate.

Diesem trefflichen klaren Nachweise des Herganges fügt der Verf. die Berufung auf den Stil hinzu. Cavalca schreibt einfach, bescheiden, nicht in Superlativen und grofsen Worten (mit Ausnahme des auch noch seltenen conciofossechè), ist ein genauer Übersetzer, der nicht leicht zwei Worte für eins setzt, und so ist auch der ihm gehörige dritte Teil, aber kein anderer, dieses Werkes; der erste, gewifs älteste, enthält die stärksten Archaismen, ist ein durch sein Alter wertvoller Text. Übrigens war Cavalca in Pisa und in ganz Toscana beliebt und berühmt, wurde 1342 mit grofsem Gepränge begraben: wie hätte man Feo Belcaris Namen zu dem letzten gesetzt, den seinen weggelassen und immer nur geschrieben: per diversi eloquentissimi doctori vulgarizate? Manni veröffentlichte 1731 den Text, ohne einen Verfasser anzugeben, ebenso 1766 Jacopo Paitoni (Biblioteca degli autori greci e latini volgarizzati, vol. II, p. 141), nur fragt er einmal zweifelnd: sollte Cavalca der Verf. sein? Der Pater Antonio Cesari in seiner Ausgabe von 1799 giebt wieder keinen Verfasser und achtet nicht auf jene Vermutung. Im Jahre 1806 benachrichtigt Vinc. Follini den Zannoni, er habe zwei (d. i. jene oben erwähnten) Stellen in Cavalcas Werken gefunden, welche ihn zum Urheber der Übersetzung machen, und Zannoni spricht es hiernach als feststehend aus, und infolge dessen steht seit 1830 (s. oben) Cavalca auf den Titeln der Ausgaben des Vitapatrum.

Die Entdeckung und ihre Darlegung ist vortrefflich; sie macht dem Cristoforo Pasqualigo, dem wohlbekannten Herausgeber der Proverbi veneti, über deren dritte Ausgabe von 1882 wir seinerzeit hier berichteten, alle Ehre, sowie auch seinem Vaterlande und der gelehrten Welt überhaupt, und es ist eine Freude, zu ihrem Bekanntwerden beizutragen.

C. H. Lindberg: Deutsch-schwedisches Gesprächbuch mit einer kleinen Grammatik. Hamburg. 143 S. 16°.

C. H. Lindberg: Deutsch-schwedisches Elementar- und Extemporalien-Buch, Folge des deutsch-schwedischen Gesprächsbuches (so) desselben Verfassers. Hamburg, Richter. 82 S. 16°.

In dem ersteren der beiden Büchlein nimmt die erste Seite ein ein „J. A. Hallgren, ordentlicher Lehrer bei der höheren Realschule zu Gothenburg“ unterzeichnetes Zeugnis, dafs seltene Korrektheit in schwedischen Ausdrücken das von Lindberg in Gothenburg ausgearbeitete Übungsbuch auszeichnet (Gothenburg, den 30. April 1885). Das mag wohl richtig sein, und ist das Büchlein — man vereinigt am besten die beiden durch Einband — überhaupt trefflich und sehr zu empfehlen. Folgende Mängel hebe ich um einer neuen Auflage willen hervor. Die Erklärung über Länge und Kürze der Vokale ist zu dunkel. Ein Paragraph über die Betonung, einer der anziehendsten Punkte der schwedischen Grammatik (vgl. meine Ital. Sprachlehre S. 37) fehlt ganz. Zu manchem Sprichwort und ähnlichem ist nur eine ganz freie Übersetzung gegeben, der Anfänger fast ganz im Stich gelassen. Ein scharfes Auge wäre vom Verfasser oder einem geschickten Freunde desselben auf das Deutsche zu richten. I, S. 44 findet man die Augenbraune, S. 48 „ausgenommen einiger“, und nach den Titeln scheint dekliniert zu werden: das Gesprächbuch, des Gesprächsbuches. Spuren des Plattdeutschen sind: Grapen (Kl. Groth Quickborn: denn schrapt wi de Grapen) I, S. 66, und Reciprokt deponens S. 40.

Heinrich Winkler: Das Ural-Altaische und seine Gruppen. Erste und zweite Lieferung. Berlin 1885. VIII u. 184 S.

Als gröfste Eigentümlichkeit und Neuheit des Buches von Winkler über die ural-altaischen Sprachen springt sogleich in die Augen, dafs auch das Japanische diesem weiten Verwandtschaftskreis angehören soll. Diese Sprache nebst ihrer Verwandtschaft mit den anderen ural-altaischen soll in einer vierten und letzten Lieferung tief und genau betrachtet werden. Die dritte Lieferung soll dem vorliegenden Stücke, der ersten und zweiten Lieferung, etwa sechs Bogen stark in etwa sechs Monaten nachfolgen und das Samojedische, Tungusische, Türkische, Mongolische umfassen. Leider ist bis jetzt noch gar keine Fortsetzung des Anfanges erschienen, und der erste Teil selbst, obgleich er auf den ersten 54 Seiten das Allgemeine, den ural-altaischen Sprachtypus, behandelt, läfst noch zu wenig davon spüren, wie sich der Verfasser den Zusammenhang des Japanesischen mit dieser Klasse oder Familie von Sprachen denkt. Augenfällig sind allerdings zwei Mafsregeln, durch welche es ihm gelingt, die engen Schranken dieser Verwandtschaft zu erweitern. Als wesentlichstes Kennzeichen dieser Sprachen gilt ihre vorwärts, d. i. von den ersten auf die späteren, letzten Silben der Wörter wirkende Vokalharmonie. Sehr schön macht Winkler hier geltend, dafs dieselbe im Altmagyarischen wenig oder gar nicht erscheint, dafs sie aber im Neumagyarischen so kräftig, so fast vollständig sich zeigt; dieselbe lebe in allen Gruppen der Verwandtschaft als ein innerer geheimer Trieb, sich zu verwirklichen und auszubilden, nicht dafs sie je älter je mehr oder allgemein vorhanden sei. Eine treffliche Bekanntschaft mit den Einzelforschungen — hier zunächst über die finnischen Sprachen — tritt überall zu Tage und läfst in vorteilhafter Weise manches anbringen, was geeignet ist, jenen Glauben an die Unwandelbarkeit eines solchen Gesetzes zu erschüttern. Anziehend dürfte u. a. sein der Nachweis umgekehrter, rückwirkender Vokalharmonie in der Göcsejer Mundart nach Riedl: dölögtevüő nap statt dologtevö nap, und ähnliches. Das andere wesentliche Gesetz dieser Sprachen, dafs nämlich der Accent in der Regel auf der ersten Silbe ruht, macht er wiederum sehr geschickt wankend, indem er auf den sich notwendig einstellenden Nebenton, der leicht die letzte Silbe treffe, hinweist: so finden sich Sprachen der Gruppe, welche umgekehrt den Accent auf der letzten lieben und jenen auf der ersten vergessen haben. „Dafs thatsächlich auch im Türkischen und Mongolischen ein natürlicher Wortton auf der ersten Silbe nachweisbar ist, werden wir später sehen. Für das Samojedische (Jurakische) habe ich mich als Ohrenzeuge deutlich von dem Vorhandensein eines Accents auf der Stammsilbe überzeugt, doch war auch hier wenigstens teilweise Endbetonung vorhanden; Näheres weifs ich darüber leider nicht anzugeben.“

Wir wünschen dem so äufserst anziehenden Buche guten Erfolg und baldigen Fortgang.

H. Buchholtz.

Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnisse zur praktischen Spracherlernung. Von Prof. Dr. Arnold Schröer. Leipzig, T. O. Weigel, 1887.

Nicht grofs an Umfang, enthält die vorliegende Schrift einen grofsen Reichtum wohlbegründeter Vorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts; denn alle bisherigen Vorschläge scheinen darum dem Verf. verfehlt zu sein, weil sie den psychologischen Prozefs im lernenden Individuum nicht genügend berücksichtigt haben; es ist bisher über die Vor-

bildung des Lehrers viel gesprochen, aber der richtige Weg scheint ihm bisher nicht gefunden zu sein.

Er schickt den richtigen Satz voraus, dafs nicht blofs die Schule, sondern auch der akademische Unterricht ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule leiden würde. Es soll darum die Wissenschaft nicht im geringsten leiden; aber auch auf der Akademie ist nicht, was gelernt wird, die Hauptsache, das eigentlich Bildende ist die Methode, die geistige Schulung. Nicht gerade pädagogische Erörterungen; specielle praktische Anweisungen zum Unterrichte auf der Universität sind nicht ergiebig, auch nicht das übliche Probekandidatentum. Der Verf. bittet, diese Sätze nicht als willkürliche Behauptungen anzusehen, er hat jahrelang selbst an verschiedenen Schulen als Lehrer gewirkt. Der Lehrer soll nicht, wie Lehrer und Lehrerinnen an niederen Schulen, auf der Universität am Gängelbande in seinen künftigen Beruf eingeführt werden, er soll da über die leitenden Ideen nachzudenken angehalten werden, die Praxis hat er sich selbst zurecht zu legen. Wissenschaftlich haben sich die künftigen Lehrer auf der Universität zu beschäftigen, durch eingehendes Studium haben sie in die Geschichte der Sprache sich hineinzuleben; der Student ohne Wissenschaft würde kein Student sein; die Frage, ob die akademischen Lehrer der Wissenschaft oder der Studenten wegen da seien, ist daher ohne Sinn.

Aber der künftige Lehrer einer lebenden Sprache, und der Verf. beschränkt sich von nun auf den Sprachunterricht, bedarf für seinen Lehrerberuf der praktischen Sprachfertigkeit, ohne die ein erspriefslicher Sprachunterricht nicht möglich ist. Es entsteht also die Frage, wie der Student die fremde lebende Sprache praktisch zu lernen beginnt. Der Verf. bespricht die verschiedenen Möglichkeiten, kommt dann zu dem festen Ergebnis, dafs es am zweckmäfsigsten sei, wenn er nach zweijährigem theoretischen Studium ins Ausland gehe; dann sei er nämlich für methodische praktische Spracherlernung vorbereitet, und komme er darauf nochmals als Student an die heimische Universität zurück, so werde nach der erlangten praktischen Handhabung der Sprache die letzte rein wissenschaftliche Studienzeit um so fruchtbarer sein. Diese Vorschläge empfehlen sich so sehr durch sich selbst, dafs man mit Interesse den weiteren Erörterungen des Verf. folgt.

Soll nun ein Aufenthalt im Auslande die praktische Kenntnis der Sprache zum Abschlufs bringen, so versteht es sich doch von selbst, dafs schon vorher praktischer Sprachunterricht auf der Universität getrieben werden mufs. Zu dem Zwecke sind an den Universitäten Lektoren angestellt, die dann am meisten nützen, wenn sie nur lesen, d. h. vorlesen. Die theoretische künstliche Nachahmung hat nun einzutreten, da die Nachahmungsfähigkeit des kindlichen Alters nicht mehr vorhanden ist, und der Unterricht hat naturgemäfs mit der Lautlehre mit Hilfe der Phonetik zu beginnen. Natürlich kann nicht in einem Triennium Phraseologie, Synonymik, Stil erlernt werden, später lernt durch die Übung jedes Jahr der Lehrer noch zu. Aber die Aussprache ist von Erwachsenen nur mit Hilfe der Theorie zu erlernen; wenn sie nicht von Anfang an richtig erlernt ist, läfst sie sich nur selten später vervollkommnen. Phonetische Übungen sind das Hauptstück von dem, was zur praktischen Spracherlernung auf der Universität getrieben wird; zur Erwerbung der notwendigen Praxis mufs dann der Aufenthalt im Auslande hinzutreten.

Nun kann es verschiedene Wege geben, wie sich bei seinem Aufenthalte im Auslande der künftige Lehrer zur Erreichung seines Zieles einrichten kann. Der Verf. bespricht sie alle und kommt zu dem Schlusse, dafs die Annahme einer Lehrerstelle an einer Schulanstalt für den deutschen Kandidaten das Ratsamste sei. Dazu kann der Verein deutscher Lehrer in England eine vortreffliche Brücke bieten, und zwar dann, wenn

er unter den Schutz der deutschen Regierungen gestellt wird, in der Art nämlich, daſs sie wirkliche deutsche Studenten an ihn verweisen, so daſs der Verein den englischen Schulinhabern in seinen Schutzbefohlenen ganz andere Persönlichkeiten empfehlen kann, als die groſse Zahl verunglückter Existenzen, die nach mancher Irrfahrt endlich als Lehrer in den Hafen einlaufen. Also wird für den Studenten ein Jahr in England fruchtreich und zugleich billiger als ein deutsches Universitätsjahr. Für Lehrer, die schon im Amte stehen, ist die Einrichtung von Reisestipendien zur Neubelebung ihrer praktischen Sprachkenntnisse sehr lobenswert. Endlich aber verlangt der Verf. eine bedeutende Verbesserung der Universitätsbibliothekfonds. Dies sind die wichtigen Vorschläge, die der Verf. macht, nachdem er dargelegt hat, wie wenig alle anderen bestehenden Gewohnheiten geeignet sind, den bestimmten Zweck zu erreichen.

Daran aber schlieſst sich ein Exkurs über den Unterricht im Englischen an deutschen Schulen, dessen Hauptsätze hier mitgeteilt werden mögen. Die vielbeklagte Überbürdung ist wenigstens, wird bemerkt, in Bezug auf die Lehrer da. Es ist eine den Lehrer niederdrückende, nicht aus seinem sittlichen Willen, sondern nur aus dem aufgedrungenen Pflichtgefühl hervorgegangene Überbürdung, wenn er zehn englische oder französische Beispielsätze in 50 Exemplaren u. ä. korrigieren soll; die Arbeit führt nicht zur richtigen Beurteilung der Individualität der Schüler, sie ist ein Miſsbrauch der Kräfte des Lehrers. Für den Unterricht in modernen Sprachen muſs der Unterricht ein anderer sein. Er muſs ein anderer sein als der im Lateinischen, an dessen unvergänglichem pädagogischem Wert der Verf. entschieden festhält. Die modernen Sprachen, fährt er fort, soll man aus praktischen Gründen lehren, und zwar so einfach und praktisch und energisch wie möglich; praktisch geschulte Bürger gebraucht das groſs gewordene Deutsche Reich, um seine weltgeschichtliche Stellung zu behaupten, und im Wettbewerbe des Weltverkehrs sind Sprachkenntnisse unentbehrliche Fertigkeiten. Dagegen ist die Beschäftigung mit fremder Litteratur meist eine höchst oberflächliche, als wesentliches Bildungselement kann die Lektüre englischer und französischer Litteratur nicht gelten, sie kann nicht dem Einfluſs unserer deutschen Klassiker gleichkommen. Auch die formale Bildung, welche man durch die grammatische Betreibung jener Sprachen erreichen will, wird nur in geringem Maſse von ihnen gefördert; in dieser Hinsicht, sagt nochmals der Verf., ist das Latein unentbehrlich. Wie es verkehrt wäre, mit unseren Kindern deutsche Grammatik zu betreiben, ehe sie deutsches Sprachgefühl besitzen, ebenso verkehrt ist diese Methode beim Unterrichte in fremden lebenden Sprachen. Erst wenn der Schüler an die Sprache selbst gewöhnt ist, darf die reflektierende Betrachtung derselben im Rahmen der grammatischen Kategorien folgen. Demnach müſsten zuerst im Unterrichte kurze englische und französische Sätze, ohne daſs ein deutsches Wort gesprochen würde, aus illustrierten Büchern den Schülern vorgesprochen und nachgeahmt werden, und unmerklich faſsten Wortschatz, Wortstellung, Sprachverständnis und Sprachgefühl dauernd Wurzel, das sei praktische Spracherlernung, so habe nach etwa vier Jahren, ohne Vermehrung der üblichen Unterrichtsstunden, der Schüler Sprachgefühl gewonnen, auf welches hin das Lesen und Schreiben zu lehren sei; das gehe jetzt rascher als selbst in den englischen Schulen, nach wie vor dürfe aber kein deutsches Wort fallen. Von da an müsse zugleich die etymologische Behandlung der Sprache Beachtung finden, wozu Zeit vorhanden ist, da die theoretische Behandlung der Aussprache wegfällt. Die tief durchdachten Vorschläge des Verf. verdienen gründliche Erwägung.

H—n.

Zeittafel zu Victor Hugos Leben und Werken. Nach den Quellen bearbeitet und als Hilfsmittel für das Studium des Dichters herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Oppeln 1886. VI u. 53 S.

Ulbach hat in seinem Almanach de Victor Hugo, den er zu dem letzten Geburtstage des Dichters veröffentlichte, „eine in Form von Daten gegebene Geschichte seines Geistes und Herzens" beabsichtigt, sich aber in der Ausführung dieses Planes so zahlreiche Willkürlichkeiten erlaubt, dafs seine Arbeit wegen ihrer Unzuverlässigkeit ihren Hauptzweck verfehlt. Hartmann nun hält sich einzig an wirklich beglaubigte Thatsachen, sucht nicht etwaige Lücken durch eigene Vermutungen auszufüllen und bemüht sich, die grofse Masse der Hugoschen Werke nicht nur nach ihrer Veröffentlichung, sondern nach ihrer Entstehung zu ordnen. „Der Stoff ist in zwei Kolumnen verteilt, deren Daten miteinander parallel laufen: rechts findet man die Entstehungszeit der einzelnen Schriftwerke des Dichters — diesen Ausdruck im weitesten Sinne genommen — und links gegenüber die bemerkenswerten Thatsachen aus seinem Leben, sowie andere, die in unmittelbarer Beziehung zu ihm und seinen Werken stehen." — Auf die *„Genealogische Daten zur Herkunft des Dichters"* und kurze Notizen über *die Jugend des Dichters* bis 1816, 10. Juli, „Victor Hugo schreibt in sein Tagebuch: Je veux être Chateaubriand ou rien" folgen die Jahre 1817 bis 1885.

Wir empfehlen die mit grofsem Fleifs und gewissenhafter Umsicht angefertigte Tabelle allen denen, welche sich mit Victor Hugo eingehend beschäftigen wollen.

Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Grofse Ausgabe. 15. Aufl. Berlin 1887. VIII u. 422 S.

Die vorliegende Ausgabe ist, soweit wir verglichen haben, ein unveränderter Abdruck der 13. Auflage vom Jahre 1882. Auch dieses Werk bekundet des bekannten Sprachforschers hohe Gabe, die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Untersuchungen in schlichter Form einem gröfseren Kreise zugänglich zu machen, so dafs es sich, bei richtiger Anwendung, stets als ein treuer Ratgeber in zweifelhaften Fällen bewähren wird. Das Buch bedarf nicht erst besonderer Empfehlung.

Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. Von Prof. Dr. Th. Süpfle. I. Band: Von den ältesten Einflüssen bis auf die Zeit Klopstocks. Gotha 1886. XII u. 359 S.

Der Verf. legt in gefälliger Darstellung mit Objektivität den Einflufs dar, welchen Deutschland in den einzelnen Jahrhunderten auf Frankreich geübt hat. Zugleich weist er mit gründlicher Ausführlichkeit die Quellen nach, aus denen er geschöpft hat. Ein ausführliches Sach- und Namenregister erleichtert überdies die Benutzung des Buches. Von besonderem Interesse sind das siebente und achte Kapitel, welche den Nachweis über die Aufnahme von deutschen Wörtern in die französische Sprache enthalten. Die letzten Abschnitte sprechen u. a. über die Bedeutung des Barons F. U. Grimm in Paris für das Bekanntwerden der deutschen Dichter, namentlich Hallers. Gellert, Gefsner, Klopstock werden uns in

der Schätzung vorgeführt, welche ihnen Frankreich zu teil werden liefs. Das Werk schliefst mit der begeisternden Anerkennung von Dorat, Idée de la poésie allemande, éd. III, à la Haye 1770: „O Germanie, nos beaux jours sont évanouis, les tiens commencent. Tu renfermes dans ton sein tout ce qui élève un peuple au-dessus des autres, des mœurs, des talents et des vertus: ta simplicité se défend encore contre l'invasion du luxe, et notre frivolité dédaigneuse est forcée de rendre hommage aux grands hommes que tu produis.“ Dem gelehrten Verf. ist es in erfreulicher Weise gelungen, „über den stillen, aber doch mächtigen Einflufs unserer Kultur auf Frankreich“ dankenswerte Aufschlüsse zu geben. Wir wünschen dem anregenden Werke die baldige Fortsetzung, der wir mit gerechter Spannung entgegensehen.

Lettres inédites de Mademoiselle De Lespinasse à Condorcet, à d'Alembert, à Guibert, au Comte de Crillon, publiées avec des lettres de ses amis, des documents nouveaux et une étude par M. Charles Henry. Paris 1887. VIII u. 408 S.

Das vorliegende Buch soll folgenden drei Veröffentlichungen des Verf.: la Correspondance de Condorcet et de Turgot (1887), les Opuscules philosophiques et littéraires de d'Alembert (1886) und la Correspondance de d'Alembert (1886) als Ergänzung dienen. Als Einleitung geht dem Ganzen eine Étude sur Mademoiselle de Lespinasse voraus, welche der Verf. bereits im August 1882 geschrieben hat. Hier wird uns die hochbegabte Frau in ihrer Jugend, ihrem Entwickelungsgange, ihrem Einflufs auf ihre Zeitgenossen und in ihren zahlreichen zarten Verhältnissen vorgeführt. Henry rühmt in begeisterter Schilderung: „mademoiselle de Lespinasse a conquis la postérité par son âme, par les intensités de sa souffrance, les élans de son désir, la force de sa raison. Elle dut la vie à l'amour; elle en vécut; elle en mourut.“ Er schliefst: „elle vivra à côté de Sapho, de sainte Thérèse, d'Héloïse, à côté des rares qui ont fortement écrit pour avoir fortement vécu ... Elle vivra comme écrivain épistolaire ... Elle vivra dans ces portraits du marquis de Condorcet et du marquis de Mora, qui émanent d'un La Rochefoucauld féminin, et dans cette suite du Voyage sentimental de Sterne, qu'on dirait signée d'un Diderot plus ému. — Elle vivra comme sainte et martyre d'une religion immortelle: l'Amour.“

Abschnitt I enthält zunächst 57 Briefe an Condorcet (vom 3. Juni 1769 bis Januar 1776) voll feiner psychologischer Beobachtungen, scharfer Urteile über Zeitereignisse, litterarische Erscheinungen, hervorragende Persönlichkeiten. Sie spricht oft über ihre geringe Lebenslust, die ihr durch ihre herben Schicksale verbittert worden sei. „Je ne connais qu'un plaisir, je n'ai eu qu'un intérêt, celui de l'amitié; cela me soutient et me console; mais plus souvent j'en suis déchirée. Voilà vous parlez beaucoup de moi, je vous en demanderais pardon si ce n'était pas vous prouver mon amitié“ (XXVI).

Im 45. Briefe drückt sie ihre Besorgnis für ihren Freund Turgot aus, der seinen Feinden durch seinen Charakter Achtung abgezwungen hat, und fährt fort: „Mais ne croyez pas qu'il ait vaincu tous ses ennemis. Mon ami, personne sur la terre ne vaincra les sots et les fripons; on les fait trembler quelquefois, mais rien ne les fait taire.“

An einer anderen Stelle (46. Brief) meldet sie den Tod der Madame de Périgord und ruft aus: „J'implore la mort tous les jours et je vis! Oh! mon Dieu! Je trouve la mort plus cruelle que la fortune et tout aussi aveugle!“

Es folgen zwei Briefe an den Grafen von Crillon, in deren einem sie

über einen Zweikampf auf eine uns wenig anmutende Weise berichtet. Ein Herr de Rohault ist von Herrn de la Moussetière, dessen Frau er leidenschaftlich geliebt hat, getötet worden. Letztere hat den Tod des auch von ihr innig geliebten Mannes nicht überleben können und ist aus Gram gestorben. Mad. de Lespinasse rühmt diese Liebe als eine erhabene. „Je l'honore et je le respecte comme la vertu. Qu'il y a loin de l'âme de madame de la Moussetière à celles de ces belles dames dont l'amour donne à peine l'idée de la galanterie!"

Der erste Abschnitt enthält ferner: einen Brief an den Grafen von Guibert: einen Brief über l'Éloge des Femmes par M. Thomas; Histoire de don Melos (Sieg beharrlicher, inniger Liebe) und einen Brief an d'Alembert.

An diese reihen sich sieben Briefe, die an Mad. de Lespinasse gerichtet sind.

Documents Complémentaires, welche u. a. eine Schilderung Condorcets, Caracciolis, eine Fortsetzung von Sternes Voyage Sentimental und eine vollständige Biographie enthalten, bilden den Schlufs.

Der Verf. hat überall durch eingehende, sachliche Bemerkungen für das richtige Verständnis des Textes Sorge getragen.

Molière. Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Von Richard Mahrenholtz. Heilbronn 1883. VI u. 266 S.

Der Verf. hat die Resultate seiner umfassenden Molière-Studien, wie diese in dessen gröfserem Werke „Molières Leben und Werke. 1881" unter kritischer Behandlung der Quellen niedergelegt worden sind, durch die vorliegende gedrängte Darstellung auf wahrhaft populäre Weise einem gröfseren Leserkreise zugänglich gemacht. Molière soll uns in seiner Entwickelung ohne alle Beschönigung der Thatsachen vorgeführt werden; das ist die Aufgabe, welche sich der Verf. gestellt und mit Umsicht und Scharfsinn gelöst hat. Des Dichters Verhältnis zu der früheren Komödie seit Corneille und sein Kampf gegen das Preciösentum bieten uns den Anhalt zur Beurteilung seiner dramatischen Verdienste; aus dem Abschnitt „Molière und seine Truppe" lernen wir ihn in seiner Thätigkeit als Schauspieldirektor kennen und erfahren überdies sehr interessante Einzelheiten über das Repertoir, Regieverhältnisse, Konkurrenz u. a. Eingehend werden sodann die einzelnen Stücke besprochen; wir machen besonders auf die Analyse der École des Femmes und des Tartuffe aufmerksam. Nachdem uns Mahrenholtz den Dichter in seinen einzelnen Lebensverhältnissen geschildert hat, zeigt ein Gesamtbild ihn uns in seiner „Originalität als Mensch und Dichter". Molières Einflufs erhellt sodann aus den vielfachen Erklärungen, Übersetzungen und Nachahmungen, die in den Hauptzügen gezeichnet werden. „Wenn im ganzen Molière mehr übersetzt und bearbeitet, als in kongenialer Weise nachgeahmt worden ist, so ist dies gerade das glänzendste Zeugnis für seine dramatische Überlegenheit und sein geniales Dichtertalent."

Der 18. Abschnitt, „Molière-Mythus", weist auf die mannigfachen unbeglaubigten Überlieferungen über den Dichter hin. „Die Liebe der Molière-Verehrer, die Kritiklosigkeit Grimarests und der Hafs der gleichzeitigen und späteren Molière-Feinde hat gleich sehr dazu beigetragen, das historische Bild des grofsen Mannes zu entstellen."

Eine genaue Bibliographie bildet den Beschlufs. Der Verf. hat sich auch durch dieses Werk ein grofses Verdienst um die richtige Würdigung Molières erworben und wird unzweifelhaft aufmerksame Leser durch diese treffliche Anleitung zum Verständnis des Dichters zu aufrichtigem Dank verpflichten.

German Grammar. By Ellis Greenwood and Romulus Vögler. Hamburg 1885. XII u. 351 S.

Eine recht brauchbare und mit praktischem Verständnis abgefafste deutsche Grammatik für Engländer. Die im ganzen knapp und bestimmt ausgedrückten Regeln enthalten das Notwendigste, das der Ausländer wissen mufs. Zusammenhängende Übungsstücke werden nach genügender Vorbereitung schon von der 15. Lektion an gegeben, und mit Recht wird ein grofses Gewicht auf die frühzeitige Vorbereitung zum mündlichen Gebrauch des Deutschen gelegt.

Ein Key to the German Grammar with grammatical and explanatory notes von denselben Verfassern soll den Selbstunterricht ermöglichen.

Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, herausgegeben von Prof. Karl Vollmöller. Bd. V: Euphues. The Anatomy of Wit, by John Lyly M. A. To which is added the first chapter of Sir Philip Sidney's Arcadia. Edited with Introduction and Notes by Dr. Friedrich Landmann. Heilbronn 1887. XXXII u. 150 S.

Der Text der Euphues ist nach der 40. Handschrift (A) des Britischen Museums abgedruckt; die Varianten der M(orley) und G(renville) Handschrift sind beigefügt. Die in englischer Sprache geschriebene Einleitung spricht zunächst von dem Leben Lylys und giebt alsdann eine wohlgelungene knappe Schilderung von dem Wesen des Euphuismus, den charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner Vertreter und den betreffenden Quellen. Lehrreiche Bemerkungen über Sidney, dessen Arcadia nicht dem Italiener Sannazaro, sondern der Diana des Spaniers Jorge de Montemayor (cf. A. Krefsner, Beiträge zur Geschichte der Pastoraldichtung in Herrigs Archiv Bd. 66, und Schönherr, Jorge de Montemayor, Halle 1886) nachgebildet worden ist, bilden den Schlufs. Der Text des Titels, der Vorrede und des ersten Kapitels der Arcadia sind der Editio princeps der Grenville Collection, British Museum, publ. 1590, entnommen.

Die erklärenden Noten p. 138—148 erleichtern wesentlich das Verständnis der gegebenen Proben.

A.

Programmenschau.

Des Friedrichs-Gymnasiums Lehrplan für den deutschen Unterricht. Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Kassel 1887. 33 S. 4.

Um die erforderliche Einheitlichkeit und Planmäſsigkeit im Unterricht herzustellen, ist auch dieser Lehrplan veröffentlicht, er ist entstanden aus den Besprechungen in Fachkonferenzen auf Grund der neuesten Lehrpläne und verdient bei seinem Umfange und seiner Gründlichkeit die Beachtung auch weiterer Kreise, zumal das Paulsieksche Lesebuch, an welches er anknüpft, die weiteste Verbreitung hat. Es ist auch eine reiche Litteratur angeführt, die verglichen werden kann; es versteht sich fast von selbst, daſs diese noch bedeutend vermehrt werden kann. Um die Reichhaltigkeit zu bezeichnen, genügt es, die Disposition anzugeben. Ausführlich ist der Bericht über die Verteilung des Lehrstoffes für die Lektüre, sowohl der Gedichte als der Prosastücke von Sexta bis Oberprima; beachtenswert ist bei der Auswahl der Prosastücke die Rücksicht auf die Konzentration des Unterrichts. Bei dem folgenden Abschnitte von der Behandlung des Lehrstoffes wird einzeln die Lehre von der Rechtschreibung, die Grammatik, die Interpunktionslehre, die Lektüre ausführlich besprochen; auf diesen Abschnitt ist besonders die Aufmerksamkeit jüngerer Lehrer zu verweisen. Auch hier wird bei der Besprechung dramatischer Werke vor dem Lesen mit verteilten Rollen gewarnt, das Vorlesen geeigneter Abschnitte durch den Lehrer empfohlen. Auf die Abschnitte der Behandlung der Litteraturgeschichte und über die Übungen im mündlichen Gebrauche der Sprache folgt die ausführliche Besprechung der Übungen im schriftlichen Gebrauche. Häusliche kleine Aufsätze sollen erst im zweiten Halbjahre der Quinta aufgegeben werden. Bei den Aufsätzen der oberen Klassen wird eine besondere Vorbereitung in der Schule vorausgesetzt, besonderes Gewicht gelegt auf die gemeinschaftliche Invention, auf die begriffliche Zergliederung des Themas; von Sekunda an wird verlangt, die Disposition regelmäſsig dem Aufsatze voranzuschreiben und zwar nicht in einzelnen beziehungslosen Substantiven, sondern in Satzform; ferner Ablieferung des Konzepts, Besprechung desselben und dann erst nach einigen Tagen Reinschrift. Welche Fragen bei der Beurteilung der Aufsätze der Lehrer sich vorzulegen habe, auch dieser Punkt ist gebührend gewürdigt.

Weitere Beiträge zum deutschen Unterricht. Von Dir. W. Münch. Programm des Realgymnasiums zu Barmen 1887. 28 S. 4.

Aus seiner reichen Erfahrung heraus hebt der Verf. wiederum einige Bedürfnisse des deutschen Schulunterrichts heraus. Wir heben nur die Hauptpunkte hervor, in ihrer ganzen Wichtigkeit treten sie uns erst durch das Eingehen auf Einzelheiten entgegen. Die zwei hier behandelten Stücke sind die Pflege der deutschen Aussprache und der Deklamation in unseren Schulen. Gewifs sind es beherzigenswerte Worte, wenn der Verf. die geringe Berücksichtigung der richtigen Aussprache der Schule vorhält. Die Schriftsprache liegt fertig vor, aber im Gebrauch wird sie durch die Mundart stark beeinflufst, mehr als das bei anderen gebildeten Völkern der Fall ist. Mehr als es in der Regel geschieht, ist auf saubere Aussprache der Konsonanten und Vokale zu achten, die Gleichgültigkeit gegen die energischere Bewegung der Zunge und Lippen zu bekämpfen; noch mehr als die Aussprache der einfachen Vokale geht in den verschiedenen Gegenden Deutschlands die der Diphthonge auseinander. Wenn man die natürliche Seite der Sprache mifsachtet, wie kann man dann die Schönheit der Sprache überhaupt rühmen? Die strengen Forderungen an die richtige Aussprache bei fremden Sprachen müssen doch auch strenge Forderungen bei der Muttersprache mit sich bringen. Und wenn die lebendige Sprache des Klanges Pflege erhält, so hat das auch einen patriotischen Wert; was man sorgfältig pflegt, das liebt man auch. — Die Pflege der Deklamation soll sich nicht auf einzelne bevorzugte Geister beschränken, sondern die Gesamtheit soll kräftig herangezogen werden. Durch den guten Vortrag der Gedichte wird das vollere Erfassen derselben unterstützt, kommt der Klanggehalt erst zur Geltung. Von der gewöhnlichen Rede hat sich die Deklamation auch durch das Tempo zu unterscheiden, es mufs dazu in feste Zucht genommen werden; der Versrhythmus mufs durchklingen, die Haupthebungen vor den übrigen ausgezeichnet, die Hebung öfters über mehrere Silben bewahrt, für verständige Sinnesberücksichtigung angemessene Pausen beobachtet werden, manche Pausen sind zu einer gewissen Spannung notwendig. So soll das Gedicht aus seinem blofsen Buchstabendasein zu wirklichem Leben erstehen. Wie gesagt, erläutert die Abhandlung alle diese Sätze durch Eingehen auf einzelne Gedichte; es läfst sich manches daraus für die Schule lernen.

Zum deutschen Unterricht (nach Fachkonferenzen). Programm des Gymnasiums zu Pr.-Stargard 1887. 20 S. 4.

Die Abhandlung enthält zuerst einen Kanon der in der Fachkonferenz für das Deutsche zum Auswendiglernen in den einzelnen Klassen bestimmten Gedichte, sodann die Interpunktionsregeln, wie sie für die Anstalt festgesetzt sind, mit zahlreichen, aus bekannten Gedichten entnommenen Beispielen. Dieselben sind leicht verständlich und deshalb auch weiterer Beachtung wert. Nur hier und da erheben sich Bedenken gegen die Genauigkeit der Fassung, so wenn es S. 13 heifst: das Komma steht vor den Konjunktionen „und, oder, sowohl als auch“ u. s. w. nur dann, wenn ein vollständiger Hauptsatz mit neuem Subjekt angeschlossen wird, — dürfte doch nicht, wie hier geschieht, das Komma fehlen in den Sätzen: „Sie streifen heran und sie finden uns hier“; „Vieles wünscht sich der Mensch und doch bedarf er nur wenig“ „Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht ein Retter willkommen erscheinen“; und ebenso in den Schwabschen Versen. Nach S. 18 soll das Komma stehen vor und nach adverbialen Bestimmungen, wenn sie durch eine auffallende Stellung oder besonders hervorhebende Worte vom übrigen Satzganzen ausgesondert werden. Und danach wird interpunktiert: „Und der Ritter, in schnellem Lauf, steigt

hinab in den furchtbaren Zwinger". Hier hat sogar das Komma etwas Störendes, wie auch in dem folgenden Beispiel aus Fontanes Gedicht. Zu allgemein ist auch wohl der Satz S. 20, dafs Klammer und Gedankenstrich das Komma aufheben; denn es kommt ja oft vor, dafs nach einer Klammer ein Komma gesetzt werden mufs.

Über die Betonung der deutschen Wörter und die Quantität ihrer Silben. Von Joh. Oyen. Programm des Realgymnasiums zu Tarnowitz 1887. 14 S. 4.

Die Abhandlung will dem rhythmisch richtigen Lesen deutscher Verse dienen. Sie macht keinen Anspruch darauf, neue wissenschaftliche Resultate zu bringen, sie will nur einen praktischen Zweck verfolgen. Sie giebt aber nicht trockene Regeln, sie will auch die richtige Einsicht befördern in die richtige Betonung des einzelnen, des zusammengesetzten Wortes, des Wortes im Satze; daher hat der Verf. das deutsche Wort und seine Betonung in ihrer geschichtlichen Entwickelung verfolgt. So gelingt es ihm, auch den Schüler in rechter Weise aufzuklären; die Arbeit entspricht ganz ihrem Zwecke.

Probe eines erklärenden Verzeichnisses elsafs-lothringischer Flurnamen. Von Dir. Dr. Fufs. Programm des katholischen Gymnasiums zu Strafsburg i. E. 1887. 14 S. 4.

Den Besprechungen von Flurnamen im Programm 1884 (s. Archiv Bd. 72) läfst der Verf. wiederum eine zweite folgen, aus dem Buchstaben F, auch diese verdient wegen ihrer Sorgfalt und Gründlichkeit dasselbe Lob, welches die frühere Probe gefunden; der Verf. hat sich schnell mit Liebe in die neue Heimat eingelebt. Dem räumlich fernstehenden Leser klingen diese Namen grofsenteils fremdartig, die Erklärungen des Verf. aber sind ungemein entsprechend. Heben wir einzelne solcher Namen heraus: Fahnacker u. ä. von Farn, Farnkraut. — Faigne von fenni, veen. — Falbernberg von mhd. val, falb. — Farlehag, Farlewinzel von mhd. varch, porcus. — Fasselschluth, schluth von mhd. sluote, Schlamm; fassel = fasel, Zuchttier. — Federacker, sumpfiges Gebiet. — Fenrich, von ahd. Winirich, reich an Freunden (wini). — Ferien, vom PN. Vering, von faran, gehen, fahren. — Fladacker, Sumpfgras. — Flecklingsacker, Querbalken, oder von Fleckling, Flecken. — Fleschacker, von Flôtz, Lache. — Flich, von fluoh, Felswand. — Folletsch, wohl romanischen Ursprungs, von mlat. follere, sich blasebalgartig bewegen, oder von it. vallaccia, kleines Thal. — Fermelmatt von ahd. farm, Farnkraut. — Fossach, Fofshag, Fuchsgehege. — Freyly, Deminutiv von Frau, nach den elbischen Bergweiblein. — Frickacker, vom PN. Frick. — Friefsen, Graben zur Landwässerung. — Fromifs, Stiftung für eine Frühmesse. — Füglisthal, eine vom Gesang der Vögel durchtönte Stelle. — Fulenstrengen, Strang = schmales Stück Land. — Fundel, Fuchsthal. — Furacker, von fuora, Weide, Wildwechsel. — Fürstenthümer, Försterei. — Futcherat, Fuscharat, von Farn. Wir wünschen, dafs des Verfassers Hoffnung, eine Fortsetzung dieser Beiträge zu bringen, bald sich erfüllen werde.

Die nordische Gestalt der Nibelungensage und die neuere Nibelungendichtung. Von K. Landmann. Programm des Realgymnasiums zu Darmstadt 1887. 54 S. 4.

Von dem Grundsatze ausgehend, dafs nicht das mittelhochdeutsche Nibelungenlied, auch nicht eine prosaische Wiedergabe seines Inhalts,

noch weniger eine solche mit Hinzunahme des von den neueren Nibelungendichtern verarbeiteten Stoffes die Grundlage für die Behandlung der Nibelungensage in der Schule sein sollte, daſs aber, was Dichtung und wissenschaftliche Forschung bis zur Gegenwart zu Tage gefördert und als sicheren Besitz für die Zukunft bewahrt haben, in der von deutscher Gesinnung geforderten Sichtung in möglichstem Anschluſs an die Quellen geboten werde, als eine Jugendgeschichte des deutschen Geistes und der Nachweis seiner Erstarkung zu männlichem Geiste, fordert der Verf. die deutsche Lehrerwelt zu solcher gemeinsamen Arbeit auf, und als einen Beitrag zu diesem Werke will er die vorliegende eingehende, umfangreiche Arbeit angesehen wissen, denn nicht mehr fern, wie sonst, steht die Nibelungensage dem deutschen Volke; sie ist uns nahe gerückt durch die geniale Auffassung Richard Wagners und Wilhelm Jordans. Was beide, mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher Forschung ausgerüstet, geschaffen haben, das legt in seiner ganzen Bedeutung, in seinem poetischen Wert der Verf. hier vor. Sonach gliedert sich die Abhandlung in die Hauptteile, die Darstellung durch zahlreiche gelehrte Anmerkungeu erläuternd: 1. Die nordische Gestalt der Nibelungensage, a) die Vorgeschichte, b) die Sigfridsage, c) die Etzelsage, d) Nachklänge. 2. Die neuere Nibelungendichtung, d. h. Wagners Nibelungenring und Jordans Nibelunge, denn andere neuere Bearbeitungen übergeht sie, sie treten gegen diese beiden Meister weit zurück; die hohe Genialität, mit der beide, besonders aber W. Jordan, aus der Überlieferung geschöpft haben, tritt uns klar entgegen; die schöpferische Kraft, mit der namentlich Jordan den Stoff hier und da vertieft hat, ist der höchsten Bewunderung wert. Die hohen Gedanken, welche Wagner und Jordan in die Sage hineingetragen oder aus derselben herausgebildet, haben wieder befruchtend auf die wissenschaftliche Forschung gewirkt; die Arbeit ist noch nicht vollendet. Was aber Dichtung und Forschung geschaffen, das muſs auch dem ganzen Volke, namentlich der Jugend nicht vorenthalten bleiben. Umfassende Kenntnisse, Scharfsinn, poetisches Gefühl zeichnen die Abhandlung aus.

Die Beziehungen Walthers von der Vogelweide zu den Babenbergern. Von E. Wildenow. Programm des Gymnasiums zu Greifswald 1887. 30 S. 4.

Als vaterlandsliebender Dichter hat Walther seine Mahnungen hauptsächlich an das jedesmalige Oberhaupt des Reiches gerichtet; aber er wendet sich bald preisend, bald rügend auch an andere Fürsten, und wenn auch sein persönlicher Vorteil dabei zur Sprache kommt, so steht dieser doch immer in zweiter Linie. Sein Verhältnis nun zu dem für ihn wichtigsten Fürstenhause der Babenberger untersucht die vorliegende Abhandlung gründlich, die für die Erklärung einzelner Gedichte höchst wertvoll ist.

In Österreich früh angesehen erfuhr Walther einen Wechsel seiner Stellung unter Leopold. Den Grund des Grolles des Herzogs findet der Verf. in dem Spruche: Ich hôrte ein wazzer diezen. Dieser ist an das deutsche Volk gerichtet, nach dem Verf. 1198 gedichtet, unmittelbar vor der Königswahl Philipps, also in der zweiten Hälfte des Februar, und greift die Philipp widerstrebenden Fürsten an, zu ihnen gehörte Leopold, daher dessen Groll, daher Walthers Abschied aus Österreich. Er fand gastliche Aufnahme bei Philipp, aber die Milte reichte nicht aus, auch der Besuch auf der Wartburg befriedigte ihn nicht; zu Philipp zurückgekehrt suchte er die gewachsene Sehnsucht nach Wien zu befriedigen. 1200 zum groſsen Maifeste nach Wien sich wendend fand er Gnade vor dem Herzog, aber noch nicht seine Hand geöffnet. Miſsmutig den Hof tadelnd (24, 33) ent-

fernt er sich; aber er begiebt sich noch einmal nach Wien und nochmals ist der Herzog freigebig. Er kam dahin zur Vermählungsfeier Leopolds im Gefolge des Bischofs Wolfger von Passau Ende 1203. Das erlösende Wort sprach aber auch jetzt der Herzog nicht. Indem mehrere Sprüche Walthers der Verf. in diese Zeit setzt, verlegt er den von Walther beklagten Tod Reinmars in das Jahr 1204; frühestens Ende 1204 traf Walther auf der Wartburg ein. Hier aber war er längere Zeit. Leopold, schon früh auf Philipps Seite, trat nach dessen Tode Otto bei, war dann 1211 auf Seiten Friedrichs, Mai 1212 bei Otto, jedoch seit Februar 1213 entschieden auf staufischer Seite. Dafs in dieser langen Zeit Walther in Wien gewesen, stellt der Verf. in Abrede, bestreitet auch Wilmanns darin, dafs er vor 1217 in Österreich sich aufgehalten. Sicher traf Walther mit Leopold 1219 in Aquileja bei dessen Rückkehr vom Kreuzzuge zusammen; zu seinem Empfang dichtete er den Spruch 28, 11. In Aquileja verweilte er kurz vorher bei dem neuen Patriarchen Berthold. Von dort gingen seine Forderungen, jetzt dringender, um einen ständigen Aufenthalt, um ein Lehen aus. So Spruch 34, 34. Vor der Ankunft in Aquileja hatte er einen kurzen, aber erfolglosen Aufenthalt in Villach (32, 17. 27) gefunden. Nun richtet er, dies ist die Datierung des Verf., die Berufungssprüche an H. Leopold (31, 33. 32, 7), dringlich sein Anliegen vorbringend. Darauf ist er wohl im Gefolge des Herzogs nach Wien gekommen; er erfuhr jetzt wieder die Freigebigkeit desselben, gegenüber der er die Sparsamkeit der österreichischen Herren rügt (36, 1). Aber die Aufnahme am Hofe fand er nicht; Spruch 35, 17 zeigt die Abweisung als vollendete Thatsache und Walthers Groll. Der Herzog hat ihm das schroffe Auftreten nicht wieder verziehen. Walther verliefs Wien und fand besseren Lohn bei Friedrich, ein Lehen bei Würzburg. Er kam in der Folgezeit in Berührung mit dem Reichsverweser Engelbert, dessen energische Friedensbemühungen ihm gefielen; er besuchte Hoftage, so den Nürnberger von 1224. Dort traf er nach längerer Zeit wieder mit Leopold zusammen. Der hierher gehörige Spruch 84, 14 von der dort gezeigten Unmilte der Fürsten bezieht sich nach dem Verf. offenbar auch auf Leopold, die Babenberger bezeichnet er als seine heimischen Fürsten (ein Beweis für die österreichische Geburt), die jetzige Unmilte derselben bildet einen Gegensatz gegen die frühere Freigebigkeit der Babenberger; indem er jene hervorhebt, macht er dem alten Grolle Luft. Der Spruch, folgert der Verf., sei in Österreich, da die Fragesteller Österreicher sind, gesungen; Walther sei wohl 1223 und 1224, ohne sich dauernd auf seinem Lehen aufzuhalten, gewöhnlich in Österreich gewesen. Die Beziehungen zu Leopold waren für immer abgebrochen; er wird in der Folgezeit niemals mehr erwähnt. Die Deutungen des Verf. sind sehr ansprechend; da sie manchen verbreiteten Ansichten widersprechen, werden sie wohl nicht ohne Widerspruch bleiben.

Die politische Dichtung der deutschen Minnesänger seit Walther von der Vogelweide. Von H. Drees. Programm des Gymnasiums zu Wernigerode 1887. 27 S. 4.

Der Verf. hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, nachzuweisen, wie die politischen Ereignisse der deutschen Kaiserzeit einen Nachklang in der Dichtung gefunden haben, und hat dieselbe mit grofsem Fleifse gelöst. Wenn es nun auffallend ist, dafs die Zeit der höchsten Machtfülle des Reiches von den Dichtern deutscher Zunge unbesungen dahingegangen ist, so liegt die Erklärung darin, dafs damals die Lyrik noch in ihrer Entwickelungsstufe sich befand, dafs erst Walther der Schöpfer der politischen Dichtung geworden ist. Aber von ihm angeregt haben dann viele Dichter vom ritterlich patriotischen Standpunkte aus die

Tagesfragen behandelt, sie sind ein wichtiger Kommentar der Zeitgeschichte. In Walthers Geist singt zuerst Bruder Wernher. Er preist den Kreuzzug Leopolds des Glorreichen 1217—1219, fordert Gregor IX. zur Aussöhnung mit dem Kaiser auf, steht auf der Seite des jungen Königs Konrad, geht nachher Innocenz IV. ernstlich mit Mahnungen an, immer hält er treu zu Kaiser und Reich. Die drei Dichter: der Gast, der Hardegger, der von Wengen klagen über die Mifsregierung König Heinrichs (VII.), der von Wengen allein vertritt die angemafste Superiorität des Papsttums in dem Streit zwischen Friedrich II. und Innocenz. Der fruchtbarste Dichter nach Walther ist Reinmar von Zweter, dessen dichterische Thätigkeit bis in die ersten Jahre des Interregnums reicht. An Schwung steht er Walther nach, an dialektischer Schärfe überragt er ihn. Bitter greift er Gregor IX. an, bitter beim Kreuzzug Friedrichs II. den falschen Patriarchen von Jerusalem, Innocenz IV. wegen seiner Reise nach Lyon, immer preist er die Machtfülle des Kaisers, eifert gegen das weltliche Streben des höheren Klerus, besonders gegen die rheinischen Bischöfe Sigfrid von Mainz und Heinrich von Köln. Aber keineswegs ist er Feind der Kirche, er eifert gegen die Ketzer für die reine Lehre im Sinne des Mittelalters, wie er auch an der Idee der Wahlmonarchie festhält. Als Friedrich II. für immer in Italien weilte, die Fehden in Deutschland zunahmen, wendet sich Reinmar von dem Kaiser ab und ging 1245 in das Hoflager des Mainzer Erzbischofs über, dessen Lob er nun singt, die Rechtmäfsigkeit der Entsetzung Friedrichs anerkennend; aber die Doppelwahl nach Friedrichs Tode beklagt er tief. — Der Tanhuser preist Friedrich II., Konrad und auch den unglücklichen Heinrich (VII.), auch Friedrich den Streitbaren von Österreich, will nicht zu Heinrich Raspe übergehen; an dem Kreuzzuge Friedrichs II. hat er wohl teilgenommen.

Die folgenden Dichter schildern die trostlose Zeit des Interregnums. Der Marner ist der schärfste Gegner des Reinmar von Zweter; den Vorwurf des Tönediebstahls gegen denselben erklärt der Verf. damit, dafs Reinmar eine Anzahl bestimmter Wendungen von anderen Dichtern, besonders von Walther, entlehnt habe. Aber in politischer Gesinnung ist gerade der Marner dem Reinmar am verwandtesten, so dafs man irrig sie für identisch gehalten hat. Der Marner klagt über die geschwundene Ehre; er setzte seine Hoffnung auf Konradin, dessen Untergang ein gehaltvolles Klagelied hervorrief. — Herr Hawart aus Tirol klagt in seinen Kreuzzugsliedern über die Not des Reiches. — Meister Sigeher preist den Ruhm Ottokars von Böhmen, verteidigt Wilhelm von Holland, klagt über die Zerrissenheit des Reiches, fordert 1272 Ottokar auf, den deutschen Königsthron zu besteigen, doch, obgleich die Staufen für ihn abgethan waren, begleitete er Konradins Zug nach Italien mit seinem Segenswunsche. Die Dichter Hellefear und Meister Kelin zur Zeit des Interregnums klagen über die Not der Gegenwart, über die allgemeine Käuflichkeit. — Rudolf von Habsburg beendete das Interregnum. Obschon er sparsam gegen die Sänger war, lassen die Dichter seinen Regententugenden, bis auf den Schulmeister von Efslingen, Gerechtigkeit widerfahren. So zunächst Friedrich von Sonnenburg, erfreut über Rudolfs Wahl. Ebenso Meister Rumelant und Boppo. Meister Stolle und der Unverzagte rügen scherzhaft Rudolfs Unmilte, loben aber seine guten Eigenschaften. Der Misnaere schildert bewegt den Jammer der kaiserlosen Zeit, Rudolf ist ein König nach seinem Herzen, aber die Hoffnung, dafs er Ottokar sich zum Freunde machen werde, erfüllte sich nicht. Der heftigste Verteidiger der partikularistischen Interessen und daher Gegner Rudolfs ist, wie bemerkt, der Schulmeister von Efslingen. Dagegen beweint Heinrich Frauenlob den Tod Rudolfs und klagt über den eingetretenen Verfall der Kirche, über die Verweltlichung des Pfaffenstandes; und ebenso jammert Regenbogen, er hofft auf die Wiederkehr des Kaisers Friedrich.

Das Spruchgedicht „Freidanks Bescheidenheit“ nach seinem sittlichen Werte beurteilt. Von Oswald May. Programm des Gymnasiums zu Neifse 1887. 18 S. 4.

Freidank hat die Fehler seiner Zeit wohl erkannt, dem drohenden Verfall von Recht und Gesetz entgegenzukämpfen, bietet er eine Fülle sittlicher Lehren, welche die vorliegende Abhandlung übersichtlich zusammengestellt hat.

Urquell aller Übel ist für Freidank die Hoffart, welche den Menschen in des Teufels Macht stürzt, ein anderer Quell der Müfsiggang, der am Ende den ganzen Menschen entnervt; gleich heftig bekämpft der Dichter die Trunkenheit. Dagegen empfiehlt er vor allem Selbsterkenntnis; nur daraus ergiebt sich die Freiheit des Willens, sowie auch die Mäfsigung, die Zufriedenheit mit unserem Lose. Die Mäfsigung gedeiht in dem Boden der Selbstüberwindung, des Kampfes gegen die bösen Neigungen. Auf solchem Grunde baut sich die Ehre und der gute Ruf auf. Der gegenseitige Verkehr der Menschen bedingt das Aufgeben der starren Eigenliebe. Andere soll man nie nach der Aufsenseite beurteilen, die wahren Freunde werden erst in Gefahren erkannt; den wahren Freund dauernd festzuhalten kennzeichnet den besonnenen Mann. Die umfassende Nächstenliebe zeigt sich in der Tugend der Wohlthätigkeit; der hohen Tugend der Milde steht das den Menschen selbst arm machende Laster des Geizes und der Habsucht gegenüber; dem Geiz verwandt ist der Neid. Diese Laster führen zur Lüge, aus der Lüge folgt Heuchelei und Verstellung; über diese und den verbreiteten Wucher ergiefst sich Freidanks Unwille. Die Geselligkeit und der Verkehr beruhen nur auf der Wahrheit; ohne auf Beifall zu rechnen, mufs der Mensch recht und gut handeln. Vom Alter verlangt Freidank Witz, d. h. Besonnenheit, und Tugend, d. h. Tüchtigkeit, vom Manne ernstes Streben und Schaffen. Der Mann soll Herz und Charakter der Frau sorgfältig prüfen. Die Erziehung der Kinder soll man nicht Unfreien übertragen. Einzelne Stellen des Gedichtes weisen auf die Schwächen des damaligen Richterstandes hin. Soll die Ordnung der Welt bestehen, so müssen des Kaisers Acht und des Papstes Bann auf Gerechtigkeit, nicht auf persönlicher Feindschaft begründet sein. In düsterem Lichte schildert er das Leben derjenigen Fürsten, welchen das Wohl der Unterthanen nichts gilt.

Die älteste deutsche Plautus-Übersetzung. Von G. Taege. Programm des Realgymnasiums zu St. Petri und Paul in Danzig 1887. 11 S. 4.

Gemeint ist die Übersetzung von Albrecht von Eybe, schon 1474 vollendet, wenn auch erst 1511 erschienen; sie enthält die Menæchmi und die Bacchides. Eybe hat die fremden Personennamen durch deutsche ersetzt, die Anspielungen auf römische Verhältnisse weggelassen. Seine Sprache ist frisch, verständlich, niemals unflätig; eine Probe aus den Menächmen erläutert dies. Die Übersetzung fand grofsen Anklang, die freieren Bearbeitungen von Hans Sachs und Jakob Ayrer fufsen auf ihr, aber sie deuten keinen Fortschritt an, wie der Verf. durch eine kurze Vergleichung erläutert.

Über die hochdeutsche Reinke-Übersetzung vom Jahre 1544. Von Fr. Prien. Programm des Progymnasiums zu Neumünster 1887. 22 S. 4.

Eine bis ins einzelste überaus genaue Abhandlung. Die 1544 zu Frankfurt a. M. in Folio als zweiter Teil des Buches Schimpf und Ernst

ohne Namensnennung des Übersetzers auf Grundlage der protestantischen Bearbeitung des Reinke Vofs von 1539 erschienene Bearbeitung ist von allen Übersetzungen, welche der niederländische Reinaert hervorgerufen hat, die verbreitetste geworden; sie mufs bis zum Anfang des Dreifsigjährigen Krieges, nach den 19 Auflagen, in nicht weniger als 10000 Exemplaren verbreitet gewesen sein. Der Grund davon lag nicht sowohl im Texte, als im Werke selbst, nämlich der Auslegung des Textes, der Glosse, welche mit ihren moralischen Reflexionen dem Zeitgeschmacke entsprach. Deshalb schien das vielgelesene Werk dem Verf. dieser Abhandlung der genaueren Betrachtung wert. Die Veränderung nun, welche der hochdeutsche Text zeigt, tritt zunächst in Kürzungen hervor, und zwar in solchen, welche keinen Anstofs bieten, aber auch in tadelnswerten Auslassungen, indem jede Ausschmückung der Skizze fehlt, weiter aber auch Zusammenziehung, mitunter zur Vermeidung von Tautologien, aber wiederum auch bis zur Hervorbringung der der Übersetzung eigenen Farblosigkeit. Ferner sind Verse durch andere ersetzt oder erweitert oder eingeschoben, mit Rücksicht auf Reim und Versmafs. Anderer Art sind die Umstellungen, meist bedeutungslos. Zahlreich sind die Fehler, mehrfach durch mangelhafte Kenntnis der Sprache, weit öfterer durch Nachlässigkeit verschuldet. Die Übersetzung tritt also hinter dem niederdeutschen Gedicht zurück; Goedeke hat das strenge Urteil in seinem Grundrifs auch in der zweiten Ausgabe wiederholt. Dem Übersetzer war der Text Nebensache, alles kam ihm auf die Glosse an. Die Übersetzung nun der Glosse folgt anfangs sklavisch der Vorlage; aber vom 9. Kapitel an weicht sie immer freier von derselben ab, vom 16. Kapitel an wachsen die selbständigen Einschiebungen. Der Zweck der Veränderungen ist meist Milderung der Schärfe des Originals im Ausdruck und in der Auffassung, besonders da, wo von Fürsten und Herren, aber auch von anderen Ständen die Rede ist, nur der geistliche Stand verdient keine Schonung, d. h. der katholische Klerus, während die protestantischen Geistlichen verteidigt werden. Überaus grofs sind die Zusätze, so dafs die hochdeutsche Glosse, auch teilweise im Inhalt, ein neues Werk genannt werden kann. Als Verfasser der Bearbeitung gilt Michael Beuther (1522—1587. S. Allg. deutsche Biogr. II, 589); aber gegen seine Autorschaft erhebt die Abhandlung die gewichtigsten Bedenken; sie kommt zu dem Ergebnis, dafs der Verfasser nicht zu ermitteln ist, dafs er sicherlich Protestant, schwerlich ein Geistlicher war.

Lokalfärbung in Shakespeares Dramen (I. Teil). Von C. Philips. Programm der höheren Bürgerschule in Köln 1887. 32 S. 4.

Auf die Lokalfärbung bei Shakespeare ist schon oft aufmerksam gemacht worden. Der Verf. will seine Entwickelung in der Kunst der Landschaftsmalerei verfolgen; sie zeigt sich am meisten in den Komödien und Tragödien, weniger in den Historien. Die Periode der lyrisch-romantischen Lokalfärbung spiegelt sich am meisten im Romeo und Julie und im Sommernachtstraum. Dann kam die Zeit pessimistisch angehauchter Stimmung, darauf die dritte Periode mit der gewaltigen Tragik ihrer Dichtungen, da müssen die Schrecken der Natur der Tragik der Handlung entsprechen. In der letzten Periode seines Lebens begegnen wir wieder der idyllischen Lokalfärbung. Zur Erläuterung wählt der Verf. Romeo und Julie, Was ihr wollt und Mafs für Mafs (2. Periode), Antonius und Kleopatra (3. Periode) aus. — In Romeo und Julie ist die Jahreszeit der Handlung der volle Frühling beim Übergange in den Sommer, für die Liebesepisode erhalten wir die Mitte des Mai. Der Tag ist heifs und sonnig, die Nacht halbdunkel, geheimnisvoll; der Verf. geht die einzelnen Scenen daraufhin genau durch. Es ist eine idealisierte englische Sommer-

nacht, die der Dichter gezeichnet hat, er hat sich nicht an ein bestimmtes Land und Klima gebunden. Für das Drama: Was ihr wollt, ist zu bemerken, dafs alle specielleren Ortsnachweisungen erst von den späteren Herausgebern hinzugefügt sind; zu Shakespeares Zeit genügte schon der Ab- und Zugang der Schauspieler, einen Ortswechsel anzuzeigen. Dem Charakter der Handlung gemäfs ist der Hintergrund überall ein heiterer Himmel, ein lebhaftes Grün, eine freundliche Stadt, die Sonne ist nicht heifs, sie ladet uns ein, uns ihrer erquickenden Wärme zu erfreuen. Einen Gegensatz zu dem Drama bildet Mafs für Mafs, hier lichtscheues Verbrechertum, rohe Gemeinheit, Zügellosigkeit, wir lernen sie in den Gefängnissen kennen. Die Handlung spielt sich in rein städtischer Umgebung ab, wir haben keine Sonne, keine Sterne, keine Blumen, keine Vögel, nichts was uns ergötzt und erquickt, dunstig ist die Kerkerluft; ein Unterschied der Jahreszeit existiert nicht. Die zum Vergleich herbeigezogene Tierwelt hauset im Verborgenen oder sie zeichnet sich aus durch rohe Vergewaltigung. Öfters tritt die Anschauung, die ganze Menschenwelt sei eine Art Kerker, hervor; aber ist auch das irdische Leben jammervoll, so findet es im Jenseits eine noch entsetzlichere Fortsetzung. — Antonius und Kleopatra ist trotz seiner scheinbaren Regellosigkeit dem inneren Gehalt nach das grofsartigste Drama voll Ordnung und Einheit; der Idee der Allgewalt der Liebe als Lenkerin der Schicksale der Welt entspricht der grofsartige Hintergrund. Dem gewaltigen Rom und der Weltherrschaft steht ein allmächtiges Weib gegenüber. Der überstürzenden Leidenschaft des Genusses, welche die Menschen ergriffen hat, entspricht das ägyptische Land und Klima. Bei seinem Bestreben, sein Publikum mit dem Nillande vertraut zu machen, hat der Dichter das rechte Mafs beobachtet; die Tierwelt dient als Symbol der unmäfsigen Sinnlichkeit der Bewohner des Landes, die Schlange spielt die Hauptrolle. In allen Redebildern, die sich auf die Natur beziehen, spiegelt sich der Gedanke an ein üppiges, erschlaffendes Leben fort. Und so wie in diesem Drama hat der Dichter auch seinen anderen Stücken eine wirksame geographische Nüancierung gegeben.

Über Karl Wilhelm Ramlers Odentheorie. Eine litteraturgeschichtliche Erinnerung an das Zeitalter Friedrichs des Grofsen. Von Albert Pick. Programm der höheren Handelsschule zu Erfurt 1887. 23 S. 4.

Der Verf. untersucht die Frage, nach welchen Grundsätzen Ramler, der treffliche Übersetzer des Horaz, in seiner eigenen Odendichtung verfahren sei. Im ganzen lehnt Ramler sich an den damals allgemein gültigen Batteux an; des Dichters eigene Theorie bietet nichts besonders Beachtenswertes dar. Der Verf. ist mit der Litteratur, die in Betracht kommen könnte, wohl vertraut, aber der Fleifs ist an ein wenig fruchtbares Thema verschwendet.

Beiträge zur Metrik Goethes. Dritter Teil. Von Oberlehrer Dr. E. Belling. Programm des Gymnasiums zu Bromberg 1887. 15 S. 4.

In diesem dritten Teile der vortrefflichen, überaus genauen Untersuchungen über Goethes Metrik behandelt der Verf. Goethes Alexandriner, sowohl die deutschen als die französischen. Sie fallen meist in seine Jugendzeit. Auch hier zeigt sich des Dichters aufserordentliche Meisterschaft, Sorgfalt, Feinfühligkeit; seine Alexandriner sind leicht und wohlklingend, das an sich schwerfällige Versmafs ist durch ihn wunderbar

belebt. Er gebraucht es in der „Laune des Verliebten“ und in den „Mitschuldigen“ passend zu dem Gegensatz der Charaktere; ebenso macht es in zwei Scenen des Jahrmarkts zu Plundersweiler und im vierten Akt des zweiten Teiles des Faust einen komischen Eindruck. Französische Alexandriner in dem Briefe an Augustin Trapp in Frankfurt sind fast ganz korrekt. Die besonderen Eigentümlichkeiten des Goetheschen Alexandriners in den Dramen, Kollision zwischen logischem und Versaccent, Cäsur, im Enjambement, den Einschnitten (coupes) stellt der Verf. auf das genaueste dar; alle Abweichungen von den überaus feinen Regeln der französischen Metrik werden Vers für Vers aufgeführt und begründet. Es wird gezeigt, dafs Goethe, wie er schon durch die Einschnitte die Eintönigkeit des Alexandriners vermeidet, diesen Zweck noch mehr durch die Abwechselung der Accente, durch die Nebenaccente erreicht. Nicht minder zeigt sich die Kunst des Dichters in dem Gebrauch gröfserer, mehrere Verse umfassender Perioden, wodurch ebenfalls die Uniformität, die entstehen würde, wenn fortlaufend jeder Vers einen abgeschlossenen Satz ausmachte, vermieden wird. Von dem Gesetz der Abwechselung männlicher und weiblicher Reime finden sich wenige Abweichungen; die Reime selbst sind meist korrekt und wohllautend; unreine Reime, die hier sämtlich aufgeführt sind, kommen ähnlich in der ganz modernen Poesie vor. Ebenso ist die Elision angewendet, wie überhaupt in unserer klassischen Dichtung. Von dem Parallelismus macht Goethe schon in den Jugenddramen einen so verständigen Gebrauch, wie in seinen späteren Poesien. Durch diese instinktive Beobachtung der französischen metrischen Gesetze ohne sklavische Unterwerfung hat Goethe es erreicht, dafs seine Alexandriner an Anmut und Schönheit die Lessingschen weit übertreffen.

Über die Entsühnung des Orestes in Goethes Iphigenie auf Tauris. Von G. Kanzow. Programm des Kneiphöfischen Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. 1887. 39 S. 4.

Auch diese Abhandlung ist durch Kerns Buch „Deutsche Dramen als Schullektüre“ hervorgerufen, welches eine kurze Besprechung neulich im Archiv erfahren hat; inzwischen ist ausführlicher dieselbe Frage von A. Matthias im 11. Hefte von Frick-Meiers Lehrproben S. 49—65 behandelt; am ausführlichsten aber in dem vorliegenden Programme. Es zeugt dasselbe von einer ungewöhnlichen Kenntnis der ganzen Goethelitteratur; namentlich mit den verschiedenen Briefwechseln ist der Verf. genau vertraut. Den so gewonnenen Stoff hat der Verf. gut geordnet, so dafs sich die ganze Abhandlung angenehm lesen läfst. Nur scheint öfters der Verf. zu verschwenderisch mit seinen Gaben zu sein; man wird zu sehr mit Belegen bei Sätzen überschüttet, die des Beweises weiter nicht bedurften, die zu wenig für die Klarstellung des eigentlichen Mittelpunktes der ganzen Beweisführung beitragen. Und da, wo diese Schwierigkeit uns entgegentritt, geht die Abhandlung zu rasch, man kann sagen sprungweise voran. Der Verf. argumentiert, um das Ganze kurz zusammenzufassen, also: Goethe kann nicht die Absicht gehabt haben, nach dem Vorgange der alten Sage in der Heilung des Orestes ein göttliches Wunder darzustellen, eine solche Darstellung wäre undramatisch; der Goetheschen Denkweise lag überhaupt die Anerkennung des Wunderbaren fern. Das Grundprincip der Goetheschen Ethik ist die Liebe, welche sich darstellen mufs als Wohlwollen gegen den Mitmenschen. Nur diejenigen Personen, fährt der Verf. fort, flöfsten Goethe ein tieferes Interesse ein, in denen er die wahre sittliche Natur des Menschen zu erkennen vermochte, alle unredlichen, verschlossenen, unthätigen und leidenschaftlichen Menschen blieben seinem innersten Wesen fremd, wofür der Verf. zahlreiche

Briefstellen citiert. Liebe erzeugt Liebe, solche liebevolle Menschen üben einen grofsen Einflufs auf andere. Einen solchen plötzlichen Einflufs hat auch Goethe erfahren; diese in der ganzen Natur und im sittlichen Menschen wirkende göttliche Liebe sei für Goethe zu einer magischen, dämonischen Gewalt geworden. Nun führt Verf. weiter aus, dafs Goethe oft von sich sage, dafs, wie die Natur, so Werke der Kunst auf ihn einen belebenden Einflufs ausgeübt hätten, dafs sein Wesen im Verkehr mit wahren Naturen mitteilsam werde, dafs er besonders von Frauen sittlichen Einflufs erfahren habe. Dies alles führt der Verf. weit aus, man möchte einwenden, zu weit, denn es ist bekannt, und möchte fragen: wozu das hier? Es ist natürlich, dafs in dieser Darstellung Frau von Stein die Hauptrolle spielt, „durch deren Nähe die hohen Tugenden, welche sie besafs, auch in ihm wach gerufen wurden, die Wahrheit, Offenheit, Seelenruhe" (?). Die beruhigende Wirkung der Liebe stelle der Dichter in manchen Gedichten dar, auch im Egmont und Tasso; verzweiflungsvoller Schmerz gehe dann plötzlich in frischen Lebensmut über. Wie mit anderen edlen Frauen, so sei es nun auch mit Iphigenie, sie habe so Thoas und sein Volk umgestaltet, durch ihre noch tiefere Liebe vollbringe sie nun das gröfsere Wunder, sie rette den von Gewissensangst geplagten, dem Wahnsinn verfallenen, aber an Wahrhaftigkeit und thätiger Liebe ihr gleichen Bruder. Dies ist, kurz zusammengefafst, der Beweisgang des Verf. Indes mit Orest verhält es sich doch ganz anders als mit Egmont, Tasso und Goethe selbst; mit der Lösung, welche der Verf. gefunden zu haben glaubt, werden mit dem Ref. wohl manche Leser nicht befriedigt sein.

Goethes Verhältnis zur Geschichte und Politik. Von G. Lüttge. Programm des Gymnasiums zu Charlottenburg 1887. 29 S. 4.

In der sehr fleifsigen Abhandlung will der Verf. Goethe in dem gedachten Verhältnis nicht rechtfertigen, sondern erklären. Es sind dazu Goethes Werke, die Gespräche, die Briefwechsel sorgfältig studiert; doch ist es bei einem so umfassenden Thema natürlich, dafs sich die Beweisstellen noch hätten vermehren lassen, z. B. über Goethes Stellung zur Revolution und Politik überhaupt aus dem Briefwechsel mit Jacobi, aus Ludens Rückblicken; zum Teil ist der Punkt behandelt in dem Programm von Emden 1851 von Schweckendieck: Goethes Sitte, Vaterland und Religion, ausführlich von Tardy in dem Breslauer Programm von 1874: Goethes Verhältnis zu Vaterland und Staat, und von Düntzer: Goethes politische Ansicht und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit, in den Studien zu Goethe I, 1—78. Es greift das auch über in das allgemeinere Thema: Goethes Verdienste um unsere nationale Entwickelung, welches zur Goethefeier 1849 Afsmann in den Blättern für litter. Unterhaltung ausgeführt hatte. „Anziehend ist auch, trotz grofser Verschiedenheit, eine unverkennbare Ähnlichkeit zwischen Goethes und Hegels politischer Stellung, worüber Rehm in Öls ein Programm 1849 geschrieben hat, aber jetzt nach den neuerdings veröffentlichten Briefen Hegels sich noch mehr sagen liefse. Anderes bezieht sich mehr auf Goethes Stellung zu Religion und Christentum, wie seine Teilnahme nicht blofs an der Feier des Reformationsfestes, sondern auch der Übergabe der Augsburger Konfession. Doch genug damit.

Über Sophokles' König Ödipus und Schillers Braut von Messina. Von W. Wittich. Programm des Realgymnasiums zu Kassel 1887. 24 S. 4.

Der Verf. weist die Schuld der leidenden Personen, des Ödipus und der Jokaste nach, dann die Verwandtschaft des Ödipus mit der Braut

von Messina. Da ist es auffallend, daſs er diesen letzteren Beweis noch für nötig hält, da schon vor mehr als 30 Jahren Gerlinger („Die griechischen Elemente in Schillers Braut von Messina") nicht bloſs die innere Verwandtschaft der beiden Dichtungen, sondern auch die groſse Abhängigkeit Schillers von Sophokles in zahlreichen Versen, neben einigen Entlehnungen aus Äschylus, klar gemacht hat. Daſs nicht ein blindes Fatum in der Braut von Messina walte, daſs vor allem von Anfang an die Fürstin schwer sich verschuldet habe, daſs auch die Brüder schuldig seien, nicht ganz ohne Fehl selbst Beatrice erscheine, sie aber dazu bestimmt sei, die dunkle Tragik zu mildern und durch ihre Sanftmut die Mutter zur rechten Selbsterkenntnis, zur Reue, damit zum endlichen Frieden zu bringen, wird im zweiten Teile auseinandergesetzt. Es mag in den neueren Specialausgaben des Dramas diese Frage über Schicksal und Schuld auch erörtert sein, aber es scheint, nach den angeführten Anmerkungen, dem Verf. auch entgangen zu sein, daſs sie auch in besonderen Schriften behandelt ist. Ref. verweist nur auf die lesenswerte Abhandlung von Jul. Drenckmann: Schicksal und Schuld in Schillers Braut von Messina (Königsberg i. N. 1868), und auch das Blankenburger Programm 1887 von Müller über das Tragische, während Th. Nölting: Über den Charakter des Schicksals in Schillers Tragödien (Wismar 1870) weniger richtig urteilt. Am umfangreichsten ist das Programm von Brosin: Schillers Braut von Messina vor dem Richterstuhle der Kritik, das eine ganze Geschichte des Dramas bringen sollte; ob dem ersten Teile (Liegnitz 1872) ein zweiter gefolgt ist, ist dem Ref. unbekannt. Und da dem Verf. auch eine Rechtfertigung des Schillerschen Chores zweckmäſsig schien, so hat auch diesen Punkt recht gut schon Arnoldt („Über Schillers Auffassung und Verwertung des antiken Chors in der Braut von Messina", Königsberg 1883) behandelt.

Zum Humor bei Jean Paul. Von Joh. Baske. Programm des Gymnasiums zu Wehlau 1887. 18 S. 4.

Die Abhandlung bringt mehr als der Titel sagt; sie sollte wenigstens heiſsen: Der Humor bei Jean Paul, aber sie betrachtet Jean Paul nicht bloſs als Humoristen. In der Begriffserklärung des Humors und seiner Arten geht der Verf. den von Vischer gezeichneten Weg, dabei aber auch stets Jean Pauls Vorschule vergleichend; auch M. Carriere u. a. werden herangezogen; Ref. vermiſste die Berücksichtigung des derben und doch feinen Arnold Ruge (Werke I, 229 ff.). Der Verf. ist ein begeisterter Verehrer Jean Pauls, in den er sich mit seinem ganzen Herzen hineingelebt hat, also daſs der Stil der Abhandlung uns durchaus Jean Paulisch anmutet. Und gewiſs, wer nicht gern einstimmt in dies Hohelied von Jean Pauls Idealismus und Gefühlstiefe, dem nüchternen Menschen ziemt derbere Kost. Und doch, wie lieb man auch den Dichter haben mag, mitunter kann man ein gewisses Unbehagen nicht loswerden, und sagt man sich, daſs Varnhagen von Ense, der freilich eine ganz andere Natur war, mit seinem sonst ja so anerkennenden Urteile in seiner bekannten Recension des Briefwechsels Jean Pauls mit seinem Freunde Otto nicht so ganz unrecht hat. Der Verf. bespricht auch Jean Pauls politische Gesinnung; es lieſse sich da leicht eine Blumenlese schon aus den politischen Fastenpredigten und aus den Dämmerungen zusammenstellen; besondere Beachtung verdient aber Plancks anziehende Schrift: Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung, die auch diesen Punkt berührt.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Ein englisch-macaronisches Gedicht aus dem 17. Jahrhundert.

Die macaronische Poesie oder Dichtung in der Sprache des Küchenlateins verdankt Ursprung und Namen dem Mantuaner Teofilo Folengo, auch bekannt unter dem Namen Merlin Cocaie, welcher im Anfang des 16. Jahrh. seine Satiren gegen die verdorbenen Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft in einer Sprache losliefs, die aus einer drolligen Mischung seines heimatlichen oberitalienischen Dialekts mit Latein bestand. Er nannte sein Gedicht „Opus Macaronicum" und dessen Teile „Macaronea Prima, Secunda" etc. nach dem bekannten, inzwischen auch bei uns eingebürgerten Leibgericht der Italiener, den Maccaroni, welche — ähnlich wie andere Gerichte uns Deutschen den Hans Wurst, den Engländern ihren Jack Pudding gegeben haben — den Namen für den italienischen Typus des Troddels oder Tölpels, „Maccherone", veranlafst haben. Die neue Litteraturgattung fand auch aufserhalb Italiens Nachahmung. Unter den Deutschen nenne ich nur Hans Michael Moscherosch, den trefflichen Philander von Sittewald, der das deutsch-lateinische Kauderwelsch mit viel Geschmack und unverkennbarem Streben nach prosodischer Strenge handhabt:

> Fahrimus in schlittis, cum thalribus atque ducatis
> Klingimus et totam mascherati erfreuimus urbem etc.

Die Engländer haben sich ebenfalls in dieser Form versucht; doch dürfte wenig von derartigen Erzeugnissen erhalten sein. Nur deshalb mag es gestattet sein, das nachfolgende Gedicht hier mitzuteilen, denn seinem Inhalte nach, den wir als „gross and vulgar" bezeichnen müssen, verdient es eine solche Auszeichnung nicht. Es ist auf einem fliegenden Doppelblatt in Quart erhalten, welches sich im Umschlage eines alten Kirchenbuches im Kreise Saarbrücken gefunden hat. Der Druck ist ganz miserabel; ſ und f, r und t, sowie häufig u und n oder c, e, o sind kaum voneinander zu unterscheiden. Es enthält aufserdem zahlreiche Druckfehler, die Satzzeichensetzung ist oft mangelhaft oder falsch. Es ist deshalb unverändert, auch mit den offenbaren Fehlern, abgedruckt. Die Sprache und der Inhalt weisen auf schottischen Ursprung. Die allgemeine Zeitbestimmung (17. Jahrh.) ergiebt sich aus den geschichtlichen Vergleichen und Anspielungen auf Spinola, den spanischen Feldherrn im Kriege gegen die Niederländer und am Rhein, auf den spanischen König Philipp (III.) und den französischen Ludwig (XIII.). Eine vollständige Deutung ist mir übrigens nicht gelungen, so dafs mir manches unver-

ständlich geblieben ist. Mögen sich Berufenere daran versuchen, wenn sie Lust haben. Gegen den Schluſs befindet sich ein Loch im Papiere, wodurch die Anfangsbuchstaben der Verse 155 und 156 verloren gegangen sind.

POLEMO MEDINIA

INTER

Vitaruam & Nebernam.

NYmpæ quæ colitis hightiſſima monta *Fifæa*,
Seu vos *Pittewema* tenent ſeu *Crelia* coſta;
Sive *Anſtræa* domus, ubi nat Haddocus in undis,
Codliniuſq; ingens, & Fleuca & Sketta pererrant,
Per coſtam & ſcopulis Lobster mony-foottus in undis
Creepat, & in meddiis ludit Whytonius undis:
Et vos Skiperii ſolitis qui per mare breddum
Valde procul lanchare foras, interumque redire.
Linquite ſcellotas bottas ſhipaſque picatas,
Whiſtlanteſque ſimul fechtam memorate bloodæam, 10
Fechtam terbilem, quam mervellaverit omnis
Banda Deum, & Nypharum, Cockelſhellœtarum;
Maia ubi ſheepifica, atque ubi Solgooſſi fera *Baſſa*
Swellant in Pelago, cum Sol bootatus *Edenum*
Poſtabat radiis madidis & ſhouribus atris:
Quo viſo, ad fechtæ noiſam cecidere volucres,
Ad noiſam cecidere grues, pliſh plaſhque dedere
Sol-gooſſi in pelago prope littora *Bruntiliana:*
Sea-futor obſtupuit, ſummique in margine ſaxi
Scartavit prælutre caput, wingaſque flappavit, 20
Quodque magis, alte volitans Hsronious ipſe,
Ingeminans clig clag mediis ſhytavit in undis.
Namque in principio (ſtoriam tellabimus omnem)
Muckreilium ingentem turbam Vitarva per argos
Nebernæ marchare fecit, & dixit ad illos,
Ite hodie armati greppis, dryvate caballos
Crofta per & argos nebernæ, tranſque feneſtraſs:
Quod ſi forte ipſa Neberna venerit extra
Warrantabo omnes, & vos bene defendebo.
Hic aderant *Georde Ackenheadus*, & *Rob Nicolſonus*, 30
Et magnum ſus caput *Jockie Beaglebeardus*,
Et *Jamie Richæus* & ſtout *Michael Hendersonnus*,
Qui jolly tryppas ante alias danſare ſolebat,
Et bobbare bene, & Laſſas kiſſare bonæas,
Duncan Oliphantus valde ſtalvartus, & ejus
Filius elduſtas jelly boyus: atque oldmoudus,
Qui pleugham longo gado dryvare ſolebat.
Et *Rob Gib* wantonus homo, atque *Oliver Hutchin*,
Et ploukie fac'd *Wattie Strang*, atque inkneed *Alſhinder Atkin*,
Et *Willie Dick* heavy arſtus homo, pigerrimus omnium, 40
Valde lethus pugnare, ſed nunc Corn-grievus heros,
Nout-heabdum vocavit, & illum forcit ad arma.
Inſuper hic aderant *Tom Tailor* & *Tom Nicolſonus*,
Et *Tammie Gilchriſtus*, & fool *Jackie Robiſonus*,
Andrew Aikenheaddus, & *Jamie Thomſonus*, & alter,
(Heu pudet, ignoro nomen) flavari beardus homo,
Qui portas dightabat & alſum jecerit extra.

Deniq; per reliquis *Geordium* effatur, & inquit,
Geord, mi formanne, inter ſtoutiſſimus omnes,
Huc ades, & crookſodeliis, hegh miſq; creliſq; 50
Brechimiſq; ſimul cunctos armate jumentos,
Ambulantem meam Naiggam, fartumq; (*fattum?*) Magiſtri
Curſerum & reliquos trottantes ſimul averos.
In Cartis yockato omnes, extrahito muckam:
Crofta per & agros Neberna tranſq; feneſtras:
Quod ſi forte ipſa Neberna contra loquatur,
In ſyddos tu pone manus & dieto fart jade.
Nec mora formannus cunctos flankavit averos
Workmannoſq; ad workam omnes vocavit & illi
Extemplo cartas bene fillavere gigantes: 60
Whiſtlavere viri workoſq; ordine ſweiros
Dryvavere omnes, donec iterumq; iterumq;
Fartavere omnes, & ſic turba horida muſtrat.
Haud aliter quamſi cum multis *Spinola* troupis
Proudas ad *Oſtendam* merchaſſet fortiter urbem
Interea ipſe ante alios *Piper Laius* heros,
Præcedens magnum geſtans ſub burdine pyppam,
Incipit harlai cunctis ſonare battallum.
  Tunc Neberna furens, foras ipſa egreſſa videnſq;
Muckreillos tranſire viam, valde angria facta. 70
Haud telit affrontam tantam, verum agmine facta,
Convocat extemplo Horſe-boyos atque Ladæos,
Jackmannum, Herdmannos, Pleughdryvſters atq; Plowmannos
Trimblenteſq; ſimul ricoſo ex kitchine boyos,
Hunc qui gruelias ſcivit bene lingere plettas;
Hunc qui dirtiferas terſit cum diſhcloute diſhas,
Et ſalt panni fumos & widebricat fiſharios;
Hell-keoſque etiam ſatyros excludit ex antris,
Coal-heugheis nigri girnantes more divelli
Life-guardamq; ſibi ſævas vocat, improba, Laſſas, 80
Magæam magis doctam milkare Coweas,
Et doctam ſweepare flooras, & ſternere beddas,
Quæq; novit ſpinnare & longas ducere threedas,
Nanſeam claves bene quæ keepaverat omnes,
Yellentemq; *Elpen*, & longo bardo *Anapellam*,
Fartantemq; ſimul *Gyllam*, gliedamq; *Ketæam*
Egregie indutam blacco caput ſuttie-clutto:
Mammeamq; etiam vetulam quæ ſciverat apte.
Infantum teneras blande oſcularier arſas
Quæq; lanam cardere ſolet olifingria *Beattie*. 90
  Tum vero hungreos ventres Neberna gruelis
Farcit, & guttas raw ſuinibus implet amaris:
Staggravere omnes, grandeſq; ad ſidera riftos,
Barmafumi attalunt, & ſic ad prælia marchant:
Nec mora, marchavit foris, longo ordine turmis;
Ipſa prior Neberna ſuis ſtout facta Ribauldis,
Ruſtelim manibus geſtans furibunda guleam:
Tandem Muck-creilleos vacat pell mella ſleidos,
Ite, ait, uglei fellows, ſi quis modo poſthac,
Muckcifer has noſtras tentet croſſare feneſtras, 100
Juro ego quod ejus longum extrahabo thrapellum,
Et ejus ſcartabo faciem luggaſq; gulæo hoc
Ex capite cuttabo foras totunq; videbo,
Heart-bloodum fluere in terram & ſic verba finivit.

Obſtupuit Vitarva diu, dirtſleyda, ſed inde
Couragium accipines, Muck creilleos ordine cunctos
Middinim in medium faciem turnare coegit.
O qualem primo flectu ran guſtaſſes in ipſo,
Battalli onſetto, pugnat Muck-creillios heros,
Fortiter, & muckam per poſteriora candentem 110
In Creillis ſholare ardet, ſic dirta volavit!
O qualis firi fairie fuit, ſi forte vidiſſes;
Pypantes arſas, & flavo ſanguine breickas
Dripantes, hominumq; neattas ad prælia fantas!
O qualis hurlie burle fuit, namq; alteri nemo
Ne vel foot-breddum yerdæ yieldare volebat:
Stout erat ambo quidem vardeq; hard hearta caterva
Tum vero e medio Muckdryv'ſter proſilit unus
Gallanteus homo, & grepam minatur in ipſam
Nebernam, quoniam miſere ſcaldaverat omnes, 120
Dirtavitq; totam petticottam guttere thicko,
Perliniaſque ejus ſtrippas, ſilkamq; gownæam,
Vaſquineamq; turbam Muckſherdo begatiavit.
Sed tamen ille fuit valde faint-heartus, & ivit
Valde procul metuens ſhottum, woundumque profoundum.
At non valde procul fuerat revengda ſed illum
Extemplo *Gyllea* ferox invaſit & ejus
In faciem girnavit atrox & trigida facta:
Bublentem grippans bardum, ſic dixit ad illum,
Vade domum filthæ nequam, interficiebo. 130
Tum cum gerculeo mangnum fecit Gilliwyppum;
Ingentemq; manu ſherdam lavavit, & omnem
Galiantey hominis gaſh bardum beſmiriavit.
Sume tibi hoc (inquit) ſneezing valde operativum
Pro præmio ſwingere tuo, tum deniq; ſleido
Ingentem Gilliwamphra dedit validamq; travellam,
Ingeminatque iterum, donec bis fecerit ignem
Ambobus fugere ex oculis, ſic *Gylla* triumphat.
Obſtupuit bumbaſedus homo, backumque repente
Turnavit veluti naſus bloodaſſet, & O fy! 140
Ter quater exclamat, & O quam ſedenizavit,
Disjuniumq; Omnem evomuit valde hungrius homo
Lauſavitque ſupra & infra miſerable viſu,
Et luggas necko imponens, ſic cucurit abſens
Non audens gimpare iterum, ne worſa tuliſſet.
Tunc Venerva videns vellavit turpia verba
Et fy, fy exclamat, prope nunc victoria loſta eſt;
Elatiſq; hippis magno cum murmure fartum
Barritonum emiſit veluti Monſinegga crack crackaſſet;
Tum vero quaccare hoſtes, flightemq; repente 150
Sumere Jack mannum tremens reſpexcit & illum
Sheepheadum metuens ſonitumq; ictumq; buleti.
Quid ſi king *Spanius*, *Phillipus* nomine ſeptem
Conſimiles hiſce habuiſſet forte canones
.... eaaſſet ſluſſam, ſluſſam dungaſſet in aſſam
Au. ſi ſeptem tales *Ludovicus* forte dediſſet:
Ingentes fortas ad mœnia Mount Albanoa,
Ipſam continuo tunam dungaſſet in yerdam.
Exit Corngrievus wracco omnia tendere videns,
Conſiliumq; meum ſi non accipitis, inquit, 160
Formoſis ſcartabo facis, & vos wirriabo:

Sed needlo per feſtram brodiatus, inque privates
Partes ſtobbatus, griettans lookanſq grivate
Barlafumle clamat, & dixit O Deus, O God.
Quid multis? ſic fraya fuit, ſi guiſa peracta eſt
Una nec interea ſpillata eſt droppa cruoris.

FINIS.

Zerbst. Karl Feyerabend.

Yankee und Yankee Doodle.

Das „Athenäum" berichtet: Dr. George H. Moore hat der amerikanischen historisch-genealogischen Gesellschaft die Ergebnisse seiner Forschungen betreffs des Ursprunges des Ausdrucks „Yankee" und des Liedes „Yankee Doodle" mitgeteilt. Er gelangte zu dem Schluſs, daſs „Yankee" ein Spottwort sei, dessen sich zuerst die holländischen Ansiedler bedienten, um ihrer Abneigung gegen ihre englischen Rivalen Ausdruck zu geben. Die erste öffentliche Anwendung des Ausdrucks fällt, wie er entdeckte, in das Jahr 1725, als der Verkauf der Effekten eines Herrn in Morpeth angezeigt wurde und dieselben „einen Neger Namens Yankee" umfaſsten. Die Melodie „Yankee Doodle" kam bei den Amerikanern in Amerika erst nach dem Revolutionskriege auf, doch wurde sie von den Kapellen der britischen Truppen während des Krieges oft gespielt. Bei der Übergabe von Yorktown wurde die Melodie häufig gespielt, um die besiegten britischen Soldaten zu ärgern. Später wurde sie in ganz Amerika populär als ein Triumphlied.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Gutersohn, Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. (Karlsruhe, Braun.) 60 Pf.
O. Wendt, Encyklopädie des französischen Unterrichts für Lehrer und Studierende. (Hannover, Meyer.) 3 Mk.
G. Gröber, Grundrifs der romanischen Philologie. 3. Lfrg. (Strafsburg, Trübner.)

Grammatik.

C. Delon, La grammaire française d'après l'histoire. (Paris, Hachette.) 3 fr.
R. de la Grasserie, Études de grammaire comparée. De la catégorie du temps. (Paris, Maisonneuve.) 5 fr.
F. Beyer, Französische Phonetik für Lehrer und Studierende. (Köthen, O. Schulze.) 4 Mk.
E. Degenhardt, Die Metapher bei den Vorläufern Molières (1612—1654). (Marburg, Elwert.) 3 Mk. 60 Pf.
E. Koschwitz, Neufranzösische Formenlehre phonetisch dargestellt. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.

Lexikographie.

Dudens orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 3. Aufl. (Leipzig, Bibliogr. Institut.) 1 Mk. 60 Pf.
Guérard et Sardou, Dictionnaire général de la langue française. (Paris, Delagrave.) 1 fr. 90 c.
F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française. V. Bd. (Paris, Bouillon-Vieweg.) 45 Mk.
Webster's complete Dictionary of the English language. Part III. (Berlin, Asher.) 2 Mk.

Litteratur.

Parcifal von Klausdisse und Philipp Colin. Herausgeg. von K. Schorbach. (Strafsburg, Trübner.) 10 Mk.
A. Schopenhauer, Lichtstrahlen aus seinen Werken, von J. Frauenstädt. (Leipzig, Brockhaus.) 3 Mk.
A. Gasté, Le serment de Strasbourg. Étude historique, critique et philologique. (Tours.) 2 fr.
Ch. Cottin, La satyre des satyres, avec notes et commentaires, publiée d'après l'édition de la Bibliothèque de l'Arsenal en 1666. (Paris, Thorin.)

A. Stimming, Über den provençalischen Girart de Rossillon. (Halle, Niemeyer.) 10 Mk.
J. B. Noulet et C. Chabaneau, Deux manuscrits provençaux du XIVe siècle contenant des poésies de Cornet, de Peire de Ladiles et d'autres poètes de l'école de Toulouse. (Paris, Maisonneuve.) 12 fr.
E. Cnyrim, Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sentenzen bei den provençalischen Lyrikern. (Marburg, Elwert.) 2 Mk.
Chauvin et Le Bidois, La littérature française, par les critiques contemporains; choix de jugements recueillis. (Paris, Belin.) 4 fr.
Rigal, Esquisse d'une histoire des théâtres de Paris de 1548 à 1635. (Paris, Dupret.) 1 fr.
H. Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. Akademischer Vortrag. (Hamburg, Richter.) 80 Pf.
J. Laforgue, Moralités légendaires. (Paris, Revue Indépendante.) 6 fr.
Lady Blennerhassett, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. 2 Bde. (Berlin, Paetel.) 10 Mk.
G. Duval, Dictionnaire des métaphores de Victor Hugo. (Paris, Piaget.) 5 fr.
G. Sarrazin, Beowulf-Studien. (Berlin, Mayer & Müller.) 5 Mk.
B. ten Brink, Beowulf-Studien. (Strafsburg, Trübner.) 6 Mk.
Goswin König, Der Vers in Shaksperes Dramen. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk. 50 Pf.
J. S. Blackie, Life of Robert Burns. (London, Scott.) 1 Mk.
T. E. Pemberton, Charles Dickens and the stage. (London, Redway.) 6 sh.
H. S. Salt, P. B. Shelley. (London, Sonnenschein.) 2 sh. 6 d.
E. Faligan, Histoire de la légende de Faust. (Paris, Hachette.) 9 fr.
Th. Carlyle, Le Héros. Le culte des héros et l'héroïque dans l'histoire. Traduction et introduction par J. B. J. Izoulet-Laboutières. 3 fr. 50 c.
R. Schramm, Lichtgedanken aus deutschen Dichtern. (Leipzig, Wigand.) 3 Mk.
Schiller's Plays, translated into English by E. Stanhope Pearson. (Dresden, Pierson.) à Band 1 Mk.
Dantes Göttliche Komödie, übersetzt von O. Gildemeister. (Berlin, Hertz.) 9 Mk.

Hilfsbücher.

Schillers Wallenstein. Mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Friedrich Bernd. (Wien, Graeser.) 1 Mk.
L. Rudolph, Deutschlands Dichter für Schule und Haus. Teil 5, 6, 7, 8. (Berlin, Reinecke.)
A. Heinze, Praktische Anleitung zum Disponieren für obere Klassen höherer Lehranstalten. 4. Aufl. (Leipzig, Engelmann.) 4 Mk.
J. A. Hartung, Themata zu deutschen Ausarbeitungen. 2. Aufl. (Leipzig, Engelmann.) 3 Mk.
M. Banner, Tabelle der unregelmäfsigen Verba des Französischen. (Frankfurt a. M., Jügel.) 35 Pf.
C. Schäfer, Französische Schulgrammatik. II. Teil: Syntax. (Berlin, Winckelmann.) 1 Mk. 40 Pf.



